



Jahrbuch

der

Illustrirten Deutschen Monatshefte.

Herausgegeben von Friedrich Spielhagen.

Ein Familienbuch

für

das gesammte geistige Leben

der Gegenwart.

Achtundvierzigster Band.

Der vierten Folge vierter Band.

April 1880 bis September 1880.

Braunschweig,

Druck und Verlag von George Westermann.

1880.




48. Band.
von April 1880
bis Septbr. 1880
Westermann's
illustrirte deutsche
Monats-Hefte
herausgegeben
von
Friedrich Spielhagen.
F. Luthmer.
Braunschweig
Druck und Verlag von George Westermann.

Verzeichniß der Mitarbeiter

am

achtundvierzigsten (der vierten Folge vierten) Bande

der

Illustrirten Deutschen Monatshefte.

Inhalt

des achtundvierzigsten (der vierten Folge vierten) Bandes.

Namen- und Sachregister

zum achtundvierzigsten (der vierten Folge vierten) Bande.





IN MEMORIAM!


enn es wahr ist, was Montaigne sagt, daß keine Kunst schwerer sei, als das Leben richtig zu leben, so kann man von dem Manne, dessen theurem Andenken diese Zeilen gewidmet sind, wohl mit vollem Rechte behaupten, er sei ein Meister dieser Lebenskunst gewesen. Liegt ja sein ganzes segensreiches Erdenwallen jetzt vor uns wie eine vom Sonnenlicht erhellte Flur, auf welcher der Blick des Beschauers liebend ruht, mit ihrer Harmonie und Anmuth die durstende Seele zu erfüllen.

Die Tragik des Großen und Erschütternden fehlt allerdings diesem Leben; dafür aber ist es ausgezeichnet durch unermüdliche Thatkraft und erobernden Fleiß und durchleuchtet von dem rastlosen Streben nach dem Schönen und Guten — jenen Idealen, deren fromme Pflege der Stolz und die Lust der guten bürgerlichen Kreise ist, und nicht zum wenigsten hoch und heilig erhalten wird von den Genossen des Berufes, welchem der Verstorbene angehörte. Hat doch dieser Beruf die Eigenthümlichkeit, daß seine täglich wiederkehrende Last materieller Arbeit immerdar nach der Seite der höchsten idealen Interessen gravitirt. Schon darum allein verdient dieser Lebenslauf bekannt und gewürdigt zu werden.

Wir aber erfüllen eine heilige Pflicht, indem wir in diesen Blättern, die er ins Dasein gerufen, das Leben George Westermann's zu schildern versuchen mit jener Objectivität, die uns vielleicht gefehlt hätte, so lange der Schmerz der Wunde, die uns sein Verlust geschlagen, noch frisch brannte, und die wir erlangt zu haben glauben jetzt, nachdem die bange Trauer sich in sanfte Wehmuth gelöst hat.

Und indem wir nun diesen einfachen Lebensgang ebenso einfach und getreu zu schildern unternehmen, sind wir uns bewußt, im Geiste und nach den Intentionen des Verstorbenen zu handeln, dem alles Pomphafte, Uebertriebene und Lärmende gleich verhaßt war, den Einfachheit und Bedürfnißlosigkeit vor Allem auszeichneten.

* * *

Als wir an einem grauen und kalten Herbstmorgen des vergangenen Jahres — es war der 11. September — in der Campe'schen Familiengruft zu Braunschweig ein frisch geöffnetes Grab umstanden und gar manches tiefempfundene Wort zum Lobe und Preise des Mannes, dessen sterblich Theil wir eben zur kühlen Erde bestattet, vernehmbar wurde, da mußten wir lebhaft jenes wunderbaren classischen Nachrufs gedenken, in welchem der Dichter in der kürzesten und erhabensten Weise das Andenken eines edlen Todten feiert, und bei welchem seine Phantasie vielleicht ebenfalls erfüllt sein mochte von den Schauern eines grauen und kalten nordischen Herbstmorgens, wenn der Wind über die Wipfel der Bäume dahinbraust und das fahle Laub sich wie ein Kranz um offene Gräber legt: „Hier brach ein edles Herz. Gut Nacht, mein Fürst! Und Engelschaaren singen dich zur Ruh!"

Aber freilich, die ähnliche Situation des Naturlebens deckte nicht ein gleicher oder auch nur ähnlicher Menschencharakter. Denn eine Hamletnatur war unser Todter nicht! Alles Zaudern, alles Wanken und Schwanken lag ihm fern, er war nichts weniger als ein „Feiertagsmensch"; er hatte nichts von jenem Hange zur Wehmuth, zum Brüten und Träumen, der in Deutschland so Manchen anhaftet und ihren Unternehmungen der Handlung Namen raubt.

Und doch — wie seltsam! — zog auch durch sein harmonisch abgeklärtes Dasein ein Hamletfaden — wenn der Ausdruck gestattet ist, — ein Schatten jener nordischen Tragödie: der Widerstreit zwischen dem Ideal und der Wirklichkeit, den jeder Auserwählte durchzukämpfen hat, an dem weiche, zerflossene, brütende Naturen, Todesphilosophen und Nachtgelehrte, zu Grunde gehen, den aber starke männliche Charaktere, die den Erscheinungen des Lebens nicht verzagend gegenüberstehen, auszugleichen und zu versöhnen wissen.

Ein solcher starker und männlicher Charakter war George Westermann. Auch er trat mit den Idealen der Jugend begeistert in das volle Leben; auch durch sein Herz zog jener mächtige Kampf, der manches schöne Leben vernichtet, aber auch er wußte bald jenen Weg zu finden, auf dem die einzig mögliche Versöhnung der Gegensätze zu erreichen ist. Ohne seinen Idealen untreu zu werden, gewann er den klaren Einblick in das Getriebe des realen Lebens und den festen Standpunkt, von dem aus er in dasselbe eintreten wollte, um zu sicheren Zielen zu gelangen. Vornehmlich von diesem Gesichtspunkte aus ist sein Leben ganz zu erfassen und zu verstehen — dann aber liegt es auch in der That vor uns wie ein offenes Buch, dessen Inhalt deutlich und klar und fesselnd ist für Jedermann, der des Lebens wahre Kunst an jeder einzelnen bedeutenden und über das Alltagsmaß hinausragenden Erscheinung zu beobachten geneigt ist.

* *
*

In Leipzig, der Residenz des deutschen Buchhandels, wurde George Westermann am 23. Februar des Jahres 1810 geboren. Sein Vater, ein bedeutender, künstlerisch gebildeter Goldschmied, ließ dem munter in die Welt schauenden Knaben die sorgfältigste Erziehung angedeihen, eine Erziehung, in der schon die Keime zu seiner späteren Lebensauffassung lagen. Von der Mutter, der bis in ihr hohes Greisenalter die glückliche Entwickelung ihres Sohnes zu erleben beschieden war, hatte Westermann „die Frohnatur", das lebhafte Interesse für Poesie und zugleich die bescheidene, harmlose und zufriedene Art der Lebensführung. Musik und Poesie fanden gastliche Heimstätte in dem Hause des Vaters, der ein Künstler im echten

Sinne des Wortes war und Werke schuf, die uns heute in den Tagen der Reform des Kunstgewerbes wie edle Nachklänge aus jener großen Blüthezeit der Goldschmiedekunst erscheinen, welche im 16. Jahrhundert in Deutschland so schöne Blüthen trieb.

Diesen Geist und Geschmack erbten die fünf Kinder. Der älteste Sohn, später Universitätsprofessor in Leipzig, hat sich einen geachteten Namen als Philologe erworben; der zweite Sohn, für den Beruf des Vaters erzogen, starb in frühem Mannesalter, der jüngere Bruder, zuerst Kaufmann in Hamburg, übernahm später die von George Westermann in New-York begründete Buchhandlung und eine jüngere Schwester verheirathete sich an den Buchhändler Hermann in Leipzig. Allen Geschwistern war die ideale Richtung der Eltern eigen, aber besonders sichtbar hat gerade auf George Westermann der Segen seines Vaterhauses geruht.

In die Spiele seiner Kindheit grollten die Donner der gewaltigen Völkerschlacht; die Eindrücke seiner Jugend belebte die große Erhebung des deutschen Volkes zur Befreiung von dem französischen Joche. Wie ein Nachklang aus jener Jugendzeit ist Westermann sein ganzes Leben hindurch eine innerliche Abneigung gegen alles Franzosenthum eigen geblieben.

Um den Entwickelungsgang Westermann's, die Wahl seines späteren Lebensberufs richtig zu verstehen, ist es nothwendig, einen Blick auf die damaligen Zustände seiner Vaterstadt Leipzig zu werfen.

Zur Zeit seiner Jugend — in den zwanziger Jahren des Jahrhunderts — war Leipzig eine Stadt von ca. 40000 Einwohnern, die in den Fesseln engbürgerlichen Lebens die Werktage des Jahres in treu-redlicher Arbeit verbrachten, aber doch stets mit starken Impulsen an jenen Fesseln rüttelten. Die Mehrzahl der Bürger dieser Handelsstadt besorgte außer der Messe ihre Geschäfte in prompter aber gemüthlicher Tageseintheilung. Und dann war die Handelsstadt eben auch eine Stätte der Wissenschaft. Wir kennen aus Goethe's Leben die Fäden idealen gesellschaftlichen Verkehrs, die sich im vorigen Jahrhundert an die Universität knüpften. Die Zeit kriegerischer Verwüstung während der Napoleon'schen Kämpfe hatte diese Fäden nicht zu zerreißen vermocht: sie spannen sich fort in die Tage der Verödung des deutschen Geistes, welche jenen Kämpfen folgten. Politische Interessen zwar, welche die Menschen zu bewegen vermochten, gab es kaum mehr, und auch das kirchliche Leben war so gut wie abgestorben. Aber in dieser Oede wirkten wie große Ereignisse auf die ganze Bevölkerung der Stadt Erscheinungen auf dem Gebiete der Kunst, die jetzt nur gewisse Classen berühren. Die jüngere Generation kann sich kaum eine Vorstellung davon machen, welch ein Ereigniß die Weber'schen Opern „Freischütz“ und „Oberon“, die in Leipzig vor allen deutschen Bühnen zuerst aufgeführt wurden, für alle kunstsinnigen Bewohner der Pleißestadt waren: mächtige elektrische Schläge, die Alles und Alle wie aus einem dumpfen Bann aufrüttelten, die ganze Bewohnerschaft mit einer Leidenschaft für Musik erfüllten, ähnlich der, mit welcher die Florentiner des 16. Jahrhunderts sich der Pflege und den Genüssen der bildenden Kunst hingaben. Von Weber ging man zu Beethoven und Mozart über, und so mächtig war der Flug in dieser Richtung, daß man am Abend die Häupter der ersten Geschäftshäuser als ausführende Glieder in musikalischen Vereinigungen wirken sah. Dem modernen Auge müßte das damalige Leben und Treiben Leipzigs in seiner familienhaften Abgeschlossenheit wie ein unbegreifliches Stilleben erscheinen. Mehr verständlich würde ihm der Gegensatz sein, in welchen dasselbe während

der Frühjahrs- und Herbstmessen umschlug. In kurzer Zeit verwandelte sich diese sonst stille Stadt in einen geräuschvollen Sitz des Welthandels. Ungeheure Massen von Waaren zogen mit der damaligen Unbehülflichkeit der Verkehrsmittel in die enge Stadt ein, deren Einwohnerzahl sich auf mehrere Wochen verdoppelte. Die einheimische Bevölkerung mußte sich in ihren Wohnräumen auf das Aeußerste beschränken, um den Eindringlingen — Menschen und Waaren — Platz zu verschaffen. Gearbeitet wurde dann während dreier Wochen Tag und Nacht, um diese mächtigen elementaren Niederschläge aus der großen Geschäftsatmosphäre in geordnete Canäle zu leiten. In den letzten Wochen der Ostermeßzeit trafen die Buchhändler aus dem ganzen Gebiete des deutschen Buchhandels, das damals schon weit die Grenzen des politischen und sprachlichen Deutschlands überschritten hatte, zu ihren jährlichen Abrechnungen ein. Sie blieben am längsten und pflegten in den ruhiger gewordenen letzten Wochen der Messe stehende Gäste in den einheimischen Leipziger Familien zu werden.

Unter solchen Eindrücken wuchs Westermann auf; sie erklären die Wahl seines späteren Berufes, sowie die Wechselwirkung von idealen und praktischen Tendenzen, welche er in der Ausübung dieses Berufes kundgab. Sie machen es begreiflich, wie er in der Jugendzeit nach der angestrengtesten Tagesarbeit nur am Clavier Erholung suchte und fand, und wie durch sein Leben ein Zug von sittlicher Reinlichkeit ging, der nicht immer vereinigt ist mit schaffender Kraft.

Der zur Freude der sorgsamen Eltern prächtig sich entwickelnde Knabe wurde nun auf das zu jener Zeit berühmte Gymnasium in Freiberg geschickt, wo er einen vollständigen Gymnasialcursus mit Erfolg zurücklegte. Die Schilderungen seiner Ferienreisen von und nach Freiberg mit all' den damit verbundenen Unannehmlichkeiten und Plackereien — infolge der damaligen mangelhaften Transportmittel — bildeten stets ein Lieblingsthema seiner Erzählungen aus der Jugendzeit. Infolge dieser Erziehungsweise, die ihn schon in früher Jugend auf sich selbst anwies, reifte bereits der Knabe-Jüngling zu einer gewissen Selbständigkeit und Festigkeit heran, die später den Grund bildete, auf dem er sein Leben auferbaute, eine Grundlage, die unserer Generation immer mehr abhanden kommt und die selbst die sorgsamste Erziehung nicht zu ersetzen vermag. Nur auf solcher Grundlage konnten sich so stahlharte Charaktere entwickeln, die keinem Sturm des Lebens wichen und fest auf ihrem Lebensplan standen, ob auch dieser Sturm rings umher die scheinbar festesten Stämme entwurzelte.

Am 8. Juli 1827 trat der siebzehnjährige Jüngling bei Friedrich Vieweg in Braunschweig in die Lehre — damals freilich noch nicht ahnend, daß von hier aus sein Leben sich in so bedeutender Weise entwickeln werde, sondern nur in der Absicht, in dem weitverzweigten Geschäfte den Buchhandel in möglichst vollkommener Weise zu erlernen. Vereinigte doch dieses Geschäft alle Zweige des Buchhandels in sich: einen bedeutenden Verlag, ein großes Sortiment — das als „Schulbuchhandlung“ seinen klangvollen Namen bis auf den heutigen Tag bewahrt hat — und eine für jene Zeitverhältnisse nicht unbedeutende Druckerei, so daß Westermann in der That Gelegenheit geboten wurde, sich in alle Richtungen des Buchhandels einzuarbeiten. Und Friedrich Vieweg war der Mann dazu, einen für das Fach begeisterten Jüngling zu einem tüchtigen Vertreter desselben heranzubilden. Schon sein Vorbild mußte anregend wirken. Voll unermüdlichen Fleißes und in ununterbrochener Thätigkeit trotz andauernder körperlicher Leiden, von großer Umsicht und

Ehrenhaftigkeit, hatte Vieweg in fünfundzwanzig Jahren sein Geschäft zu einem der hervorragendsten in Deutschland gemacht. Er war in Verbindung mit Goethe, Herder, Wieland und hatte sogar, mit Zustimmung des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand, der sich lebhaft für diese Idee begeisterte, den Plan, Braunschweig zu einem Centrum des deutschen Buchhandels zu gestalten. Die Schlacht bei Jena und die daraus sich entwickelnden traurigen politischen Verhältnisse verhinderten allerdings die Ausführung des kühnen Projectes, aber sie vermochten die Thatkraft Vieweg's nicht zu hemmen, kaum zu beschränken.

Friedrich Vieweg hatte bald mit dem ihm eigenen Scharfblicke die geistige Bedeutung und Tüchtigkeit Westermann's erkannt und zog ihn wie einen Sohn in seine Familie und in seinen unmittelbaren Verkehr. Wir werden des Einflusses, den die Interessen dieses Familienkreises auf jedes empfängliche Gemüth ausüben mußten, noch zu gedenken haben; hier sei nur die persönliche, geschäftliche Einwirkung Vieweg's auf den Jüngling erwähnt, der sich unter der liebevollen Leitung des reifen Mannes die diesen besonders auszeichnenden Tugenden der Ordnung, Rechtschaffenheit und Sparsamkeit, die den späteren Geschäftsmann vor allen schmückten, aneignete. Vieweg widmete seinem Streben die regste Aufmerksamkeit und erfreute sich innig der Fortschritte des Jünglings, dem er mit besonderer Liebe zugethan blieb.

In solcher Schule nun bildete sich George Westermann zum Buchhändler aus, und die Principien, deren gedeihliche und strenge Ausführung die Blüthe jenes Geschäftes bedingten, faßten Wurzel in seiner Seele und trieben dort neue Keime.

Nach beendigter Lehrzeit verließ Westermann Braunschweig, um in anderen Städten sich in seinem Berufe, mit dem er es schon damals gar ernst nahm, zu vervollkommnen. So vergingen mehrere Jahre in rüstigem und erfolgreichem Weiterstreben auf der einmal betretenen Bahn; bei Gebrüder Bornträger in Königsberg, bei Barth in Leipzig, bei Perthes, Besser & Mauke in Hamburg suchte der rastlos vorwärts strebende Jüngling die verschiedenen Zweige des Buchhandels sich voll und gründlich zu eigen zu machen.

Und ist es ein Zufall — oder war es sorgsame Auswahl — überall bot sich ihm das Bild regsten Strebens und unermüdlicher Arbeit. Alle diese Männer, von denen der Jüngling lernen wollte, waren Charaktere von großer Energie und Thatkraft und von weitreichender Bedeutung in ihrem Berufe. Von Barth erzählt uns ein competenter Fachgenosse,* daß er „eine ungemeine Thätigkeit im wissenschaftlichen Verlage entwickelte. Barth scheute bei seinen Unternehmungen keine Kosten, wenn es der Förderung der Wissenschaft galt." Und Wilhelm Mauke in Hamburg rühmt ein nicht minder berühmter Fachgenosse nach,** daß „er ein vielerfahrener, rastlos thätiger Mann" gewesen sei, „in jener classischen Schule erzogen, die nicht allein den Geschäftsmann, sondern auch den Menschen und Patrioten gebildet und dem Buchhandel deshalb so manchen Meister erzogen hat." Und daß diese Männer die Bedeutung Westermann's, der — einem angeborenen Grundzug seines Wesens folgend — sich nie hervordrängte, erkannten, dafür sprechen zahlreiche Beweise der Anerkennung und Förderung, welche sie dem Aufstrebenden zu Theil werden ließen. Das Verhältniß zwischen Principalen und Gehülfen war damals freilich ein anderes als heutzutage, wo die veränderten Le-

---

* C. B. Lorck: „Die Druckkunst und der Buchhandel in Leipzig durch vier Jahrhunderte", S. 34.

** F. J. Frommann: „Geschichte des Börsenvereins der deutschen Buchhändler", S. 79. — Frommann a. a. O. S. 120 Anmerkung.

bensbedingungen jene patriarchalische Verbindung fast zur Mär gemacht haben, die man sich wohl gern erzählen läßt, die aber in das Leben zu übersetzen Niemandem beifallen würde. Die Sorge des Principals für seine Mitarbeiter auch außerhalb des Geschäftes, die Theilnahme der jungen Leute an den Festen der Familie, ihr Verkehr mit tüchtigen Männern und edlen Frauen mußten auf empfängliche junge Gemüther einen tiefen Eindruck ausüben und den Charakter für die kommenden Lebensstürme stählen.

Wahrscheinlich in Hamburg faßte Westermann den Entschluß, bevor er sich selbständig niederließ, zur weiteren Ausbildung auf einige Zeit nach England zu gehen. Wenn wir in unseren Tagen die Sorglosigkeit und die Eile, die Hast und den Leichtsinn gar oft zu sehen Gelegenheit haben, mit denen an den Aufbau eines eigenen Geschäftes gegangen wird, so muß es unwillkürlich unsere Bewunderung erregen, beobachten wir in einem Lebenslaufe aus halbvergangener Zeit die Sorgfalt und den Ernst, die strenge Auffassung von der Bedeutung des gewählten Berufes, die dem Entschlusse vorangingen, das eigene Heim zu gründen. Aber freilich, ein solches Heim stand dann meist auf festen Säulen! Und wenn wir oben in der Schilderung seiner Jugendtage die eigenthümliche Abneigung Westermann's gegen alles französische Wesen — ohne daß er natürlich dessen Vorzüge verkannte — erwähnt haben, so darf hier die nicht minder eigenthümliche Vorliebe des Jünglings für England nicht übergangen werden, für englisches Leben und englische Institutionen, der auch der Mann bis an sein Lebensende treu blieb. Von besonderer Bedeutung war diese englische Reise — abgesehen von dem Studium ꝛc. der buchhändlerischen und literarischen Verhältnisse Englands, in denen er zum Theil die Muster fand, nach welchen er seine Unternehmungen einrichten wollte, — noch dadurch, daß Westermann in persönliche Beziehungen zu Boz Dickens trat, deren Folgen wir noch später hervorzuheben haben werden.

Erst nach der Rückkehr aus England ging George Westermann an die Gründung eines eigenen Herdes. Es war nicht Zufall, daß der Aufbau dieses Herdes in Braunschweig und nicht in der Vaterstadt Leipzig erfolgte. Die früheren freundschaftlichen Beziehungen zu dem Hause Vieweg hatten festere und innigere Gestalt angenommen. Westermann hatte sich mit der jüngsten Tochter seines früheren im Jahre 1835 verstorbenen Chefs verlobt und gab den Wünschen der Familie nach, indem er sich im Mai des Jahres 1838 dauernd in Braunschweig niederließ. Im Herbst desselben Jahres führte er seine Braut — Blanca Vieweg — die Enkelin Joachim Heinrich Campe's, als Gattin in sein neues Heim. Sie war bis zu ihrem Tode der Schatz seines Lebens, die Theilnehmerin seiner Sorgen und Arbeiten, der Trost und die Freude seines Alters!

Wenn man in Braunschweig zum Augustthore hinausschreitet, dort die schöne, von prachtvollen Bäumen eingefaßte Straße, die nach Wolfenbüttel führt, einschlägt und eine Strecke vor dem herzoglichen Lustschlosse Richmond links abbiegt, so gelangt man durch die Campestraße an das eiserne Gitterthor eines umfangreichen Besitzthums, welches unter dem Namen Campe's Garten mehrere Menschenalter hindurch das gemeinschaftliche Eigenthum der Nachkommen des berühmten Pädagogen und Schriftstellers war. Alljährlich in den Sommermonaten wohnten hier die Familien Vieweg und Westermann in echt patriarchalischer Weise vereinigt. Aber der schöne Besitz war nicht nur der Familie geheiligt, er mußte vielmehr jedem Deutschen die Erinnerung an einen Geisteshelden wachrufen, der neben den gleichzeitigen Sternen ersten

Ranges an Deutschlands Literaturhimmel in milderem Lichte glänzt. Denn wer erinnert sich nicht, wenn die Namen Schiller und Goethe genannt werden, der edlen Herzogin Amalie von Weimar, der Mutter Karl August's, und wem steht bei ihrem Namen nicht auch sofort das Andenken an die vorclassische Periode unserer Literatur vor Augen, welche Amaliens Vater, Herzog Karl von Braunschweig, in seiner Residenz hervorrief, als er dort die größten Geister der Nation zu vereinigen und damit dem französischen Einfluß gegenüber die erste Anregung zu einem deutschen Musenhof zu geben suchte? Der Einfluß Campe's auf die Entschließungen des Herzogs ist nicht zu verkennen. Auch sein Nachfolger, Herzog Karl Wilhelm Ferdinand, bemühte sich, ihn auf jede Weise an seine Residenz zu fesseln, und als der Berliner Buchhändler Friedrich Vieweg die einzige Tochter Campe's, deren Name „Lotte" in den Gesprächen des „Robinson" und der „Entdeckung von Amerika" vorkommt, heirathete, bot der Herzog Alles auf, um auch Campe's Schwiegersohn nach Braunschweig zu ziehen. Noch heute giebt das mächtige Vieweg'sche Haus an jenem Platze, der die ältesten historischen Erinnerungen der ehrwürdigen Welfenstadt vereinigt, sowie der in seiner Ausdehnung imposante Campe'sche Garten den Beweis der hohen Gunst, welche der Herzog dem großen Philanthropen Campe zu Theil werden ließ, und es darf angenommen werden, daß der klare Blick des Fürsten die Bedeutung eines Mannes sehr wohl zu schätzen wußte, dessen Beziehungen zu den ersten Geistern der Nation er kannte.

Unter den Eindrücken und Erinnerungen an diese Zeit waren die Vieweg'schen Geschwister aufgewachsen, und wenn die jüngste der Schwestern, Blanca Westermann, sich auch nicht persönlich an den geistig erlauchten Großvater erinnern konnte, so hatte sie doch mitten unter den Traditionen der Familie gelebt. Mit welcher ehrfurchtsvollen Pietät, mit welchem vollauf berechtigten Familienstolze diese Erinnerungen gehegt und gepflegt wurden und werden, wissen alle diejenigen, welche die gastlichen Schwellen der Vieweg'schen und Westermann'schen Wohnungen betreten haben, und die Namen derjenigen, denen diese Gelegenheit geboten wurde, gehören in den literarischen und künstlerischen Kreisen Deutschlands zu den bestklingenden.

George Westermann eröffnete nun zunächst eine Verlagsbuchhandlung. Er zog es vor, sein Lebenswerk in heißer Arbeit von Grund auf selbst zu errichten, statt in Gemeinschaft mit Verwandten in das wohleingerichtete alte Haus einzuziehen und dasselbe neu ausbauen zu helfen.

Wer ihn in jenen Tagen zum ersten Male sah, mochte sich wohl zweifelnd fragen, ob er einer so schwierigen Aufgabe, wie er sie unternommen, auch gewachsen sei. Westermann war damals — wie ihn uns Altersgenossen schildern — ein schöner Mann. Auf einer die Mittelgröße überschreitenden Gestalt von strammer Haltung bewegte sich oder ruhte vielmehr ein Haupt mit Gesichtszügen, die in mehr zart als scharf gezogenen Linien den Eindruck seltener jugendlicher Anmuth und Ebenmäßigkeit machten. Ein dunkles welliges und reiches Haar krönte das Bild, und eine sorgfältige Kleidung vollendete die vollkommen aristokratische Erscheinung. Dieser Mann schien durch das, womit die Natur ihn ausgestattet, an sich so viel zu bieten, daß man einen Augenblick glauben mochte, er sei mehr darauf eingerichtet, von der Welt passiv zu empfangen, als thatkräftig und schaffend in ihr Getriebe einzugreifen. Ein ansehnliches väterliches Vermögen stand ihm zur Seite und schien geeignet, jene Zweifel zu bestärken; wirkt doch die Fülle solch äußerer Begünstigung des Schicksals oft hemmend auf die Entwicke-

lung junger Männer. Nur die ihn näher kannten oder tiefer in sein Auge geschaut hatten, wußten schon damals, daß hinter diesem eleganten Aeußeren eine Zähigkeit des Fleißes und eine damals vielleicht nur zu hastige Thatkraft ruhte, die er den kommenden schwierigen Aufgaben entgegenbrachte.

Und nach solchen ebenso einfachen als wahrheitsgetreuen Schilderungen von Altersgenossen möchten wir nicht anstehen, das Bild des zum Manne gewordenen Jünglings dem Ideal zu vergleichen, das dem Kleon in Campe's „Theophron" vorgeführt wird. Mit seltener Uebereinstimmung werden George Westermann von den noch lebenden Freunden seiner Jugendjahre jene Tugenden und Vorzüge nachgerühmt, die der Ahnherr der Familien Vieweg und Westermann in seinem „Theophron, ein erfahrener Rathgeber für die unerfahrene Jugend", als unentbehrlich für die Begründung eines glücklichen und zufriedenen Daseins hält. Ihm war der Zusammenhang zwischen Rechtschaffenheit und Glückseligkeit klar geworden, sein Hauptstreben galt der strengsten Gewissenhaftigkeit und Redlichkeit; die Entwöhnung von überflüssigen Bedürfnissen, die Abhärtung an Leib und Seele waren ihm noch im Alter eigen, von seiner wahrhaft ängstlichen Vermeidung aller Ausschweifungen wissen Alle zu erzählen, die ihm je nahe gestanden, seine Ordnungsliebe, seine Klarheit und Festigkeit, seine Geistesgegenwart, seine seltene und wahrhaft peinliche Gewissenhaftigkeit in allen privaten und Geschäftsangelegenheiten — alle diese Vorzüge dürfen wir selbst, die Ueberlebenden, ihm nachrühmen.

Und was über Allem ist, jenes ernste Mahnwort Theophron's: „Wer mit glücklichem Erfolge zu seiner und Anderer Zufriedenheit nach außen wirken will, muß zuvor auf sich selbst gewirkt haben" — diese einfache aber tiefbedeutsame Mahnung hatte Westermann vor Allem als Wahrheit erkannt und zur Richtschnur seines Berufslebens genommen.

Indem wir zu der Schilderung desselben übergehen, müssen wir einen kurzen Blick auf die damaligen buchhändlerischen Zustände in Deutschland werfen.

Schwer genug waren die Anfänge für Westermann. Verlagsgeschäfte hatten bis dahin überwiegend aus den Sortiments-(Detail-)Geschäften sich aufgebaut, also aus dem täglichen unmittelbaren Verkehr mit den nächsten literarischen Persönlichkeiten. Diese Grundlage ging Westermann ganz ab, denn sie war in Braunschweig schon von älteren, namentlich den Vieweg'schen Geschäften eingenommen. Die gesammte classische Literatur, die in Frankreich und England jungen Anfängern ein freies Gebiet der Thätigkeit bietet, war gerade damals durch die Bundesgesetzgebung auf weitere 25 Jahre an die älteren Verleger gebunden. Die wissenschaftlichen literarischen Leistungen bewegten sich noch in dem schwerfälligen Gange enger Facultätsbanden und fielen dem Buchhandel der Universitätsstädte zu. In der sogenannten schönwissenschaftlichen Literatur waren die aufsteigenden Raketen des „jungen Deutschland" wenig Vertrauen erweckend, während die Lyriker, die in den nächsten zwei Jahrzehnten die poetische Literatur beherrschen sollten, mit Ausnahme von Heine ihre ersten zweifelhaften Versuche dem Zufalle und dem nächstgelegenen Verleger überließen. Unter dem Einflusse solcher Zustände war Westermann's praktischer Sinn darauf angewiesen, an schon Vorhandenes anzuknüpfen. Da gab es denn so manches halb entwickelte Samenkorn, das wohl unter seiner Pflege eine reiche Ernte bringen mochte.

Mit zwei solchen älteren Verlagsunternehmungen, deren Büchervorrath er ankaufte — C. P. Melzer in Leipzig und W. Trinius in Stralsund — sowie mit

einer Uebersetzung der Werke von Boz Dickens erweiterte Westermann sein Verlagsgeschäft um ein Beträchtliches; dasselbe zählte wenige Jahre nach seiner Begründung im Jahre 1840 bereits nahezu fünfundzwanzig eigene Verlagsartikel, darunter große wissenschaftliche Werke und kostspielige Illustrationsausgaben. Schon in diesen Unternehmungen, namentlich in dem Ankauf der erwähnten Verlagsgeschäfte, zeigte sich die Klarheit des Wollens und Energie des Handelns, die ihn sein ganzes Leben lang auszeichneten. Denn den Verlag von C. P. Melzer kaufte Westermann im Jahre 1846 um eines einzigen Buches willen — aber freilich — es war das französische Wörterbuch von Thibaut, welches heute in dem Verlage Westermann's in 90 Auflagen vorliegt und in nahezu 450 000 Exemplaren über ganz Europa verbreitet ist! Und dabei zählte jener Verlag noch außerdem 250 Artikel, die zum größten Theil werthlos waren, und außerdem besaß Westermann in dem Wörterbuche von Molé (in der ersten Auflage gemeinschaftlich mit seinem Freunde B. Tauchnitz 1840 edirt) bereits ein einschlägiges Werk, das sich eines guten Fortgangs zu erfreuen hatte. Mit seltener Klarheit aber übersah er es sofort, daß



George Westermann.

er das Thibaut'sche Werk keinem anderen Verleger als Concurrenz mit dem ihm bereits gehörenden Molé überlassen durfte, daß aber beide Werke, in einer Hand vereinigt, den Grundstock eines ausgedehnten Schul- und Wörterbücherverlags abgeben könnten, daß namentlich der Thibaut zu einer Bedeutung zu bringen sei, von der seine bisherigen Verleger auch nicht eine Ahnung hatten. Und während das Buch von 1810 bis 1846 in sieben Auflagen erschien, hat es in den nächsten dreißig Jahren mehr als achtzig große stereotypirte Auflagen erlebt!

Habent sua fata libelli — wenn auch der Autor dieses Wortes zum Wenigsten an das Schicksal des Buches gedacht haben mag, das es durch den Verleger erfährt. Fast ein halbes Jahrhundert lang nur in engeren Kreisen bekannt, wurde jenes Thibaut'sche Wörterbuch, seit es in den Verlag Westermann's überging, das populärste und weitverbreitetste aller französischen Wörterbücher. Aber welche unendliche Mühe und Sorgfalt verwendete er auch dreißig Jahre hindurch auf dieses Werk, um es auf der Höhe der berechtigten Ansprüche zu erhalten. Fast jede neue Bearbeitung wurde beträchtlich vermehrt und stets praktischer gestaltet und repräsentirte sich als die Frucht unermüdlichen Fleißes und eminenten Verständnisses für die Bedürfnisse der Zeit.

Die Vorliebe für Boz Dickens hatte Westermann — wie bereits erwähnt — aus England mitgebracht — seine Ausgabe der Werke des berühmten englischen Dichters war unseres Wissens die erste in Deutschland. August Diezmann hatte die Uebersetzung mit dem ihm eigenen Geschick besorgt — die durch Federzeichnungen illustrirte Ausgabe ist seit Jahren vollständig vergriffen.

Und von nun an entwickelte sich das Unternehmen nach allen Richtungen hin in gedeihlichster Weise und in stets aufsteigender Linie, ohne in den kommenden schweren Jahren einen wesentlichen Stillstand oder Rückschritt zu erfahren. Westermann stand mit nie rastendem Fleiße auf der Hochwacht der Zeit; er gab ihren Bedürfnissen, ihrem Wollen stets den Ausdruck, der ihm der angemessenste erschien, und wie der Erfolg auswies, hatte er sich fast nie geirrt. Bei seiner Besonnenheit und Klarheit wäre dies auch nicht oft möglich gewesen — auch war er bescheiden genug, einen etwaigen Irrthum sofort als solchen zu erkennen und, soweit es in seiner Macht stand, ebenso schnell zu verbessern. Zu solchem Thun gehört allerdings jene Selbstüberwindung, welche nur das Resultat ist der geistigen Kämpfe und Einwirkungen, die sich in edlen Menschen vollziehen, das Resultat der inneren Arbeit, die Campe-Theophron als die erste Bedingung eines vernünftigen und glücklichen Lebens aufstellt.

Nach drei Hauptrichtungen gravitirte die Thätigkeit Westermann's im Verlagsgeschäfte fortan ohne Unterbrechung. Die erste war die der Sprachen und der Sprachwissenschaft, die zweite die der Geschichte und Geographie sowie deren Hülfsquellen, die dritte die der belletristischen Literatur. In allen drei Gruppen leistete er schon zu jener Zeit Hervorragendes, brachte er Werke von dauerndem Werthe und großem Erfolge auf den Büchermarkt. Er gehörte nicht zu den Verlegern, die Vieles und Jedem etwas bringen wollen, sondern suchte vielmehr seine Kraft und Stärke in der Concentrirung auf eine oder mehrere bestimmte Unternehmungen, denen er sich aber auch ganz und voll widmete.

Indem wir an der Hand des Verlagskataloges* die bedeutsame Wirksamkeit Westermann's an unserem geistigen Auge

* Verlagskatalog von George Westermann in Braunschweig 1875.

vorüberziehen lassen, wollen wir die chronologische Folge, soweit dies möglich, festhalten, um die genetische Entwickelung in solcher Weise besser verstehen zu können. Wir werden deshalb von den historischen Verlagswerken in erster Reihe zu sprechen haben und zwar zunächst von dem bedeutendsten, der Weltgeschichte Karl von Rotteck's. Bei der Erwerbung dieses Unternehmens, das bei Herder in Freiburg verlegt war und das Westermann im Jahre 1840 kurz vor dem Tode Rotteck's um eine sehr bedeutende Summe ankaufte, ging er von der treffenden Idee aus,* die er in dem Prospecte bei Veröffentlichung der neuen Bearbeitung aussprach, daß die eigentliche Bedeutung des Werkes darin bestehe, „daß es in einer Zeit nationalen Unglücks, im Hinblick auf bessere Tage geschrieben wurde." Wie berechtigt diese Auffassung war, bewies die spätere Verbreitung und ungewöhnliche Beliebtheit des Werkes — bis in der That „bessere Tage" heranbrachen. In Deutschland und namentlich in Oesterreich, wo das Werk eine Zeit lang verboten war, wurden von Rotteck's großem Geschichtswerke im Ganzen etwa 200 000 Exemplare in allen möglichen Ausgaben, auch mit den bekannten Illustrationen Alfred Rethel's und einer Fortsetzung bis auf unsere Zeit von Hermes, verbreitet, ein Erfolg, der mit Rücksicht auf die literarischen und buchhändlerischen Verhältnisse Deutschlands vor 1848 vielleicht beispiellos dasteht.

Neben der Weltgeschichte von Rotteck standen in der historischen Abtheilung des Westermann'schen Verlages vornehmlich die verschiedenen und zur Zeit sehr beliebten Geschichtswerke von Johann Sporschil. Seine „große Chronik", seine „Geschichte der Freiheitskriege", sein „Heldenbuch für die deutsche Jugend", seine Schilderungen der „Schlacht bei Leipzig", der „Hohenstaufen", „Karl's des Großen", des „dreißigjährigen Krieges" fanden begeisterte Leser, wurden standard-books unzähliger deutscher Familien.

Als dann das Jahr 1848 mit dem großen Völkersturm hereinbrach und mit den veralteten deutschen Anschauungen und Institutionen gewaltig aufräumte, da lenkte sich der Blick aller Einsichtigen auf das constitutionellste Land Europa's, auf England. Auch jetzt verstand George Westermann den Geist der Zeit wie kaum ein Anderer — in den Tagen der Reaction und des sich danach vorbereitenden constitutionellen Lebens in Deutschland brachte er, in einer vortrefflichen Uebersetzung, die Werke Macaulay's! Auch in diesem Falle von der richtigen Annahme ausgehend, die in dem Prospecte ausgeführt wurde, daß ein Buch wie Macaulay's „Geschichte von England" recht eigentlich „ein geistiges Rüstzeug für Alle sei, die dem großen Ringen unserer Tage nicht bloß unthätig zuschauen wollen, sondern nach einem festen Stützpunkte suchen, auf dem sie ihre Thätigkeit, sei sie nun auf kleine oder größere Umkreise angewiesen, fruchtbringend für die gute Sache entfalten können."

Zunächst freilich wirkten die Ereignisse dieses Jahres auf den Buchhandel nur zerstörend. Die vergleichsweise blühenden Absatzverhältnisse zu Anfang der vierziger Jahre wurden plötzlich so reducirt, daß kein Geschäft davon unberührt blieb, am wenigsten die jüngeren. Das plötzliche Sinken der österreichischen Valuta machte ein großes Glied des deutschen Sortimentshandels erst zahlungsunfähig, dann für mehrere Jahre unsicher. Dazu kam eine Erschütterung des Credits in Deutschland selbst, wie wir sie trotz der späteren vielen europäischen und deutschen Kriege nicht wieder erlebt haben. Da zog auch

* Verlagskatalog, S. 47.

in Westermann's junge Geschäftsanlage ein gut Theil jener allgemeinen Noth und in seine Brust die Sorge ein. Die etwas hastig zusammengebrachten Bestandtheile seines Geschäftes waren zum Theil unentwickelt, zum Theil nicht so an dauernde literarische Bedürfnisse geknüpft, daß sie dem mächtigen Umschwunge der Zeit zu widerstehen vermochten. Dazu kamen die ersten heftigen Anfänge des chronischen Körperleidens, das ihn bis an sein Ende nie ganz verlassen hat. Er sah sich ein paar Jahre auf ruhiges Abwarten angewiesen. Einer Natur wie der seinigen mußte das schwer fallen. „Geduld bringt Erfahrung, Erfahrung bringt Hoffnung." Aber die Geduld ist ja nicht geübt in einem Leben, das bisher nur zur Thatkraft herausgefordert war, und Erfahrung ist ja noch nicht gesammelt in einem jungen, der Reflexion bisher nicht zugewandten Geiste. In solcher Lage finden sich die Stützen für den jungen Aufbau eines Geschäftes nur in dem gesammten sittlichen Werthe seines Begründers. Die Politik als Tagesarbeit war nicht Westermann's Sache, wie denn, fast möchten wir sagen ungeachtet seiner glücklichen äußeren Ausstattung, eine gewisse spröde Scheu, seine Person der Oeffentlichkeit zuzukehren, sein ganzes Leben durchzog. Seine Heimath war in der Werkstatt und im Comptoir, wo er Werkstein an Werkstein mit eifrigem aber stillem Fleiße an einander setzen konnte, ungestört durch den Einspruch Anderer. Er verließ sie nur, um nach gelegentlichen, damals stets eiligen Reisen um so ungestörter in ihnen walten zu können. Hier entfaltete sich auch in jenen Jahren des Abwartens die Bedeutung seiner Kraft für die Geschäftsinteressen Anderer, für welche ihn damals die Zeit gestattete manch' schwere Aufgabe zu übernehmen. Wir werden auf eine derselben (das amerikanische Etablissement) später zurückkommen. Er erleichterte sich dadurch die Tage der „Geduld", und auch die „Erfahrung", die die Geduld bringt, blieb nicht aus.

Aber bereits viel früher — in den Tagen, wo auch kein Strahl noch von der Sonne der Freiheit unsere sechsunddreißig deutschen Vaterländer beschien, als man von „dem geistigen Ringen" und „der guten Sache" auch nicht einmal in Buchhändlerprospecten sprechen durfte, entwickelte Westermann, der sein ganzes Leben lang von freisinnigen Ideen geleitet war — ohne davon sonderliches Aufheben zu machen —, eine besonders fruchtbringende Thätigkeit in der Herausgabe von **Reisewerken**. Und mit Recht! Was sollte der Blick auch im deutschen Vaterlande suchen? Man wandte sich daher mit Vorliebe in jene fernen Länder, die so glücklich waren, weder von Revolution noch von Reaction etwas zu wissen, man untersuchte, ob jene Wilden nicht wirklich bessere Menschen seien, man unternahm große Reisen, man schrieb und las bedeutende Reisewerke. Blasius' „Reise in Rußland", Hoffmeister's „Briefe aus Indien", Karl von Scherzer's „Wanderungen durch die mittelamerikanischen Freistaaten", Berg's großes Prachtwerk „Die Insel Rhodus" — zugleich in seiner Ausstattung eine Zierde des deutschen Buchdrucks —, Ludwig Schmarda's „Reise um die Erde", Winkler's „Island", Ranzonnet's „Ceylon" und zahlreiche Werke derselben Richtung gingen in jener Zeit aus dem Verlage von Westermann hervor.

Und der Erfolg, den diese Werke hatten, festigte in Westermann die Vorliebe für diese Richtung ganz besonders. Sein bedeutender geographischer und kartographischer Verlag ist aus diesen Anfängen hervorgegangen.

Mittlerweile war jedoch an den Besitzer des bereits renommirten und weitverzweigten Geschäftes die Nothwendigkeit herangetreten, eine eigene Druckerei zu

errichten. Bisher hatte sein Schwager Vieweg die Herstellung seiner Verlagswerke ausgeführt.

Dem Kenner der damaligen, ja mitunter noch der jetzigen Zustände in den Buchdruckereien mit ihrem in lässiger Tagesarbeit aufgehäuften Schmutze erscheint allein dieses Werk Westermann's wie eine kleine Herkulesarbeit. Er begründete nicht bloß eine saubere Druckerei, sondern er verwendete als der Erste beträchtliche Mittel darauf, um in der schönen Ausstattung der Werkstatt des Arbeiters diesem selbst und Allen, die die Stätte betreten, Achtung vor der Arbeit einzuflößen. Die Mittel freilich würden vielleicht auch Andere auf Aehnliches verwenden, aber der feine Sinn für das Schöne und zugleich Zweckmäßige oder die Ausdauer von Jahrzehnten, die für solche Schöpfungen unentbehrlich ist, um Menschen und Dinge an die Regeln derselben zu gewöhnen, wird den Meisten abgehen. Er hat in dieser Richtung bis jetzt noch kaum einen gleich erfolgreichen Nachfolger gefunden.

Es geschah dies im Jahre 1845, und aus dieser Druckerei gingen fortan alle Verlagswerke der Firma hervor. Sie wurde nach allmäliger stückweiser Vergrößerung im Jahre 1870 bedeutend erweitert und ist jetzt nach der Aussage eines hervorragenden Fachmannes (Börsenblatt für den deutschen Buchhandel, Nr. 170, Jahrgang 1877) „hinsichtlich ihrer praktischen Einrichtung und Ausstattung die schönste Deutschlands“, in jedem Falle aber eine Sehenswürdigkeit geworden, die gewiß Jeder mit dem größten Interesse und nicht geringem Vergnügen in Augenschein nimmt.

Diese Druckerei blieb bis zu seinem Tode der Stolz ihres Schöpfers — der Geist der heiligen Ordnung durchweht diese Räume, wie er ihren Begründer erfüllte; in ihnen verweilte er mit besonderer Vorliebe, und an ihrer Vervollkommnung arbeitete er bis in seine letzten Lebenstage.

Es war im Jahre 1849, als Westermann durch die Herausgabe eines Atlas seinen kartographischen Verlag begründete. Der Tod des für diesen Zweck gewonnenen Freiherrn Th. v. Liechtenstern unterbrach die Fortschritte des Unternehmens wohl für einige Zeit, aber hemmte es nicht. Denn schon ein Jahr darauf verband sich der unermüdlich Schaffende — auf Anrathen Carl Ritter's, des großen Geographen — mit Dr. Henry Lange zur Fortsetzung und Herausgabe des erwähnten Atlas — eine Verbindung, welche bis auf den heutigen Tag fruchtbar und segensreich geblieben ist. Lange fand, als er an die Arbeit ging, einen Theil der Karten des Atlas bereits fertig gestochen, einen Theil gezeichnet, aber fast nichts vollendet vor; Vieles mußte verworfen, Anderes geändert, der Plan des ganzen Werkes vollständig umgestaltet werden. Es entstanden bedeutende Unkosten, die nun einmal, wenn das Werk überhaupt gelingen sollte, nicht zu vermeiden waren. Nur dem unermüdlichsten Fleiße und dem nie schwankenden Interesse der Betheiligten konnte es gelingen, die Arbeit zu vollenden. Mancher andere Verleger hätte entmuthigt die Sache fallen gelassen — Westermann aber war mit inniger Hingabe diesem in seinem Verlage sich besonders gedeihlich entwickelnden Zweige ergeben. Im Jahre 1853 erschien die erste, aus 29 Karten bestehende Abtheilung des Schulatlas von Liechtenstern und Lange, vier Jahre später, 1857, der vollständige Atlas in 45 Karten. Das Werk brach sich rasch seine Bahn auf einem Gebiete, das bisher nur von Stieler und Sydow beherrscht wurde, und hat heute noch — trotz der gewichtigen Concurrenz — seine zahlreichen Freunde; es steht gegenwärtig in der 50. Auflage. Diesem sich glücklich entwickelnden Unter-

nehmen, das für die oberen Classen der höheren Unterrichtsanstalten bestimmt war, ließ Westermann im Jahre 1862 einen kleinen Schulatlas für Bürgerschulen unter dem Titel „Lange's Schulatlas“ folgen, der gleichfalls eine günstige Aufnahme fand, sich aber trotzdem nicht so fest einbürgern wollte, wie Herausgeber und Verleger es wünschten. Die Karten waren in Stahl gestochen, eine kostspielige Herstellungsweise, und auch der Druck auf der Kupferdruckpresse, die nur durch Handbetrieb bedient werden kann, vertheuerte das Werk. Erst nach Jahren, nachdem ein neues Verfahren sich zur Genüge erprobt hatte, fing auch dieses Unternehmen an sich voll zu entwickeln. Und nach dieser neuen Methode — vermittelst Umdruck auf Zink und Hochätzung in Druckplatten, welche dann auf der Buchdruckpresse hergestellt werden können — entstand 1871 die 1. Auflage des kleinen Volksschulatlas. Das neue technische Verfahren machte es möglich, den Preis auf 1 Mark herabzusetzen, und nun war der Erfolg ein wahrhaft großartiger; in raschester Folge erschien und erscheint noch gegenwärtig Auflage um Auflage in Intervallen von wenigen Monaten; während diese Zeilen geschrieben werden, ist bereits die 84. Auflage ausgegeben. Der Atlas ist gegenwärtig in mehr als 850,000 Exemplaren über ganz Deutschland, Oesterreich und Ungarn verbreitet und durch besondere Zuschriften sämmtlicher deutschen Regierungen zur Einführung in den Volksschulen empfohlen.

Im Jahre 1873 schuf sich der überaus rege und thätige Mann, den jeder neue Erfolg zu neuer Arbeit anspornte, in Leipzig eine eigene Anstalt für die technische Herstellung der Druckplatten des Atlas, das geographisch-artistische Institut.

An der Vervollkommnung des Werkes arbeitete er noch in seinen letzten Lebenstagen. —

Wir sind durch den Verfolg der Entwickelung dieses einen Unternehmens der Zeitfolge vorausgeeilt und müssen unsere Leser abermals in jenes Sturmjahr 1848 zurückführen, das für Westermann, dem, wie bemerkt, politische Interessen eigentlich fern lagen, ein besonders schaffensreiches war.

Die Ueberzeugung, daß der deutsche Buchhandel in Amerika, der damals noch in den Kinderschuhen steckte, nur einer kräftigen energischen Leitung bedürfe, um zur vollen Blüthe zu gelangen, ermuthigte Westermann zu einem ebenso kühnen als großartigen Unternehmen. Er gründete im December 1848 unter der Firma G. & B. Westermann Brothers als Filiale seines Geschäfts eine große Buchhandlung in New-York, die sich nach dem Ausspruch des hervorragendsten Kenners amerikanischer Verhältnisse* „sehr bald und für lange Zeit zur ersten deutschen Sortiments-Buchhandlung der Vereinigten Staaten emporschwang.“ Das Geschäft von Westermann war — nebst denen von Helmich und Garrigue, die aber nicht prosperirten — das erste in Amerika, „welches durch directe und regelmäßige Bestellungen in Leipzig sowie in den sonstigen Metropolen des Verlagsbuchhandels den Verkehr der amerikanischen Kunden mit den Verlegern vermittelte, ein stehendes Lager hielt und den Sortiments-Buchhandlungen großer deutscher Städte würdig sich an die Seite stellte.“

Die Verantwortlichkeit, die Westermann mit diesem Unternehmen dem gesammten deutschen Buchhandel gegenüber übernahm, war keine geringe. Hatte doch kurz vorher erst das Project, das eine Gesellschaft von 87 der ersten deutschen Verlagsfirmen entworfen, in Amerika eine gemeinschaftliche große deutsche Buchhandlung zu errichten, sich völlig zerschlagen! Und nun

* Friedrich Kapp: „Der deutsch-amerikanische Buchhandel“, in der „Deutschen Rundschau“ IV, S. 54 ff.

führte ein einzelner Verleger mit seinen relativ beschränkten Mitteln das Werk aus, das allgemein als ein Wagestück angesehen wurde — und es gelang! Im Jahre 1852, nachdem die Lebensfähigkeit des New-Yorker Geschäftes sich glänzend documentirt hatte, zog sich George Westermann von demselben zurück, da die immer größere Ausdehnung seines Braunschweiger Geschäftes seine volle Kraft in Anspruch nahm. Sein jüngerer Bruder Bernhard Westermann, der die Filiale von Beginn an geleitet hatte, übernahm am 1. Juni 1852 als B. Westermann & Comp. in Gemeinschaft mit Herrn A. Büchner, einem sehr tüchtigen Buchhändler, selbständig das Geschäft und brachte es zu dem großen Ansehen, welches es noch heute in Amerika wie in Deutschland genießt.

Westermann dehnte nun seinen Verlag nach der sprachwissenschaftlichen Richtung aus, die damals besonders florirte. Der Erfolg der Wörterbücher von Thibaut und Molé ermuthigte ja ohnedies zu weiteren Unternehmungen auf diesem Gebiete. Und so erschienen kurz nach einander die mustergültigen Wörterbücher von Kloß (lat.-dtsch.), Rost (griech.-dtsch.), Cousin (franz.-dtsch.), Elwell (engl.-dtsch.), Brown-Martin (franz.-engl.) und Riccardo (ital.-dtsch.). In naher Verbindung mit dieser Richtung steht die emsige Thätigkeit Westermann's im Schulbücherverlag, dem er in Bezug auf Lesebücher der modernen Sprachen eine besondere Aufmerksamkeit widmete. Er verstand überhaupt die Bedürfnisse der Jugend und der Schule wie selten ein Anderer, er wußte den Werth eines Schulbuchs vollauf zu würdigen, er konnte sich in die kindlichen Anschauungen mit einer Anmuth und Liebenswürdigkeit hineinleben, die wahrhaft bezaubernd wirkten.

In hohem Maße war ihm außerdem das Talent zu eigen, die für seine Unternehmungen geeigneten Kräfte zu suchen und sie dauernd zu fesseln; so trat er bereits im Jahre 1846 mit Professor Dr. L. Herrig in enge Relation. Eine Frucht derselben waren die Schulbücher Herrig's, seine englische, französische und amerikanische Anthologie, seine verschiedenen Lesebücher und das „Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen", welches gegenwärtig bereits in mehr als 60 Bänden vorliegt und von Autoritäten als ein Schatzkästlein moderner Philologie bezeichnet worden ist. Das „Archiv", von dem jährlich zwei Bände erscheinen, ist eine Rundschau über die Forschungen in allen modernen Sprachen, es ist zugleich das Organ der „Berliner Gesellschaft für neuere Sprachen" und zählt die bedeutendsten Forscher auf diesen Gebieten zu seinen ständigen Mitarbeitern.

In dieser Verlagsrichtung erwähnenswerth sind auch die weitverbreiteten deutschen Lesebücher des Director H. Viehoff in Trier, sowie dessen später erschienenen lateinischen Lehrbücher.

Wer nun auf diese freilich unvollständigen Schilderungen hin den ca. 70 Seiten starken Katalog durchmustert, der allein wird die Fülle von Arbeit und Mühe, von Begeisterung und Energie summiren können, die George Westermann seinem Verlage während seines ganzen Lebens zugewendet hat.

Diese Energie wird aber nur der ganz und voll zu würdigen wissen, der weiß, welche Schwierigkeiten zu überwinden sind, um auf einem ungünstigen Terrain ein Gebäude von Grund auf aufzurichten und auszubauen. Und Braunschweig war für ein groß veranlagtes Verlagsgeschäft verhältnißmäßig kein günstiges Terrain. Wenn es dennoch wunderbarer Weise gelungen ist, in der dem großen literarischen und wissenschaftlichen Verkehr fernliegenden Stadt Verlagsgeschäfte aufzubauen und zu erhalten, die zu den bedeutendsten Deutschlands zählen, so hat dies zumeist seinen

Grund in der Ausdauer und Thatkraft der Männer, die an ihrer Spitze standen.

Unter diesen Verlagsgeschäften verstehen wir die von Vieweg und Westermann, und wenn die Ausdauer Westermann's, die er den schwierigen Verhältnissen gegenüber bewährte, rühmend anzuerkennen ist, so darf an dieser Stelle die gewaltige Energie seines Schwagers Eduard Vieweg nicht verschwiegen werden. Freilich war er vom Beginne seiner Laufbahn an in einer weit günstigeren Lage. In ein altes, wohlausgebautes Haus zog er ein, während Westermann mühsam Stein für Stein zu dem Gebäude zusammentragen mußte, das er aufrichten und sein eigen nennen wollte. Mit klarem Blick erkannte Vieweg die naturwissenschaftliche Richtung, der die Zeit huldigte, seine freundschaftlichen Beziehungen zu Liebig und anderen Gelehrten kamen ihm zu Hülfe, und in kurzer Zeit hatte er die Hauptträger der Wissenschaft dauernd an seinen Verlag gefesselt. Freundschaftliche und verwandtschaftliche Beziehungen schlossen eine Concurrenz zwischen den beiden Geschäften von vornherein aus, und so konnte Westermann aus der Richtung der Zeit, der Vieweg in seinem naturwissenschaftlichen Verlag bereits volle Rechnung getragen, als er selbst kaum sein Geschäft begründet hatte, keinen Vortheil für seine Verlagsunternehmungen ziehen, er mußte vielmehr versuchen, Erfolge auf anderen Gebieten zu erringen. So gingen die beiden Geschäfte ruhig neben einander, das eine überraschend wachsend und sich weit ausbauend, das andere langsam aber sicher dem vorgesteckten Ziele zuschreitend, jedes, wenn auch in verschiedener Weise, die Individualität seines Besitzers deutlich ausprägend.

Was aber beiden Männern gemeinsam war: die ernste und hohe Auffassung ihres Berufs, die strenge und unermüdliche Ausführung desselben, die Treue gegen sich und Andere, der Adel des Charakters — und die Erfolge, die sie, jeder auf seinem Gebiete, jeder auf seinem Wege, errungen, — Erfolge, durch die ihre Unternehmungen in einer den Centren des großen Verkehrs fernen Stadt den Rang von Weltfirmen sich errungen haben — dies Alles sichert beiden Männern einen unvergänglichen Namen in der Geschichte des deutschen Buchhandels und ein ehrenvolles Gedenken in der Geschichte des deutschen Geisteslebens. Denn auch diese kann nicht, ohne unvollständig oder unwahr zu sein, die Thätigkeit von Männern übergehen, die den Werken unserer Dichter und Schriftsteller erst die Bahn brechen mußten, auf der diese ihre volle Wirkung ausüben konnten, ja die durch ihre Anregung oft solchen Werken den ersten Lebenskeim gespendet haben und ohne deren hingebende und opferfreudige Thätigkeit vielleicht nicht wenige hervorragende und unvergängliche Geistesthaten ungeschehen geblieben wären.

Wir kommen nun zu der Schöpfung, welche wohl die bedeutendste Westermann's gewesen, weil sie ganz und voll sein eigenstes Werk war und welcher deshalb auch seine innigste Hingabe bis an das Ende des Lebens gehörte — wir meinen die Begründung der „Illustrirten Deutschen Monatshefte" im October des Jahres 1856.

Gegen Mitte der fünfziger Jahre kam Westermann mit einem Freunde in Süddeutschland zufällig zusammen. Das lebhafte Gespräch über die Zustände des Buchhandels verfiel auch bald auf die Ursachen des Verfalls der nicht politischen Journalistik Deutschlands. Selbst das beste der damaligen Journale, das Stuttgarter „Morgenblatt", ging dem Siechthum entgegen. Man verständigte sich bald über die Ursachen dieser Erscheinung. Sie lagen darin, daß dieser Zweig der Literatur noch in den Händen von literarischen Coterien ruhte, die sich überlebt und durch die seit 1848 gebildeten politischen

Parteien an Schroffheit nur noch zugenommen hatten. War doch der geistreiche Redacteur des süddeutschen „Morgenblattes“, Hauff, nicht zu bestimmen, mit den Vertretern des norddeutschen Geistes vorurtheilslos zu verkehren. Auch an umgekehrten Beispielen fehlte es nicht. Die Nation aber, die eine trostlose Ernte aus politischen Bewegungen heimgebracht hatte, verlangte nach einem neutralen Gebiete der Geistesnahrung, und mittlerweile war durch Liebig und Andere gezeigt worden, daß man auch über wissenschaftliche Dinge gut und für Jedermann schreiben konnte, während die ganze gebildete Welt eifrig und gern derartige populärwissenschaftliche Arbeiten las. Die Freunde einigten sich darüber, daß, wer über jene Coterien und diese politische Misere hinweg ein Journal gründete, welches mit Ausschluß der Politik formell Vollendetes aus dem gesammten Geistesleben der Nation bringe, dem könne der Erfolg nicht ausbleiben. Von solchen zunächst absichtslos ausgetauschten Gedanken war freilich noch ein weiter Weg zurückzulegen bis zu ihrer praktischen Ausführung. Zunächst erklären die damaligen Zustände, warum Westermann die letzte Verantwortlichkeit für den Inhalt der Monatshefte nicht aus der Hand geben konnte.

Es ist das große Verdienst Westermann's, die Zeitideen ihrer vollen Bedeutung nach erkannt und ihnen Leben, warmes, frisch pulsirendes Leben in einer Epoche allgemeiner Stagnation gegeben zu haben. Dienten auch zweifellos die englischen Reviews als Vorbild — die Ausführung war deutsch, echt deutsch, das bewies vor Allem der Erfolg, der hier in Wahrheit ein kaum noch auf diesem Gebiete dagewesener zu nennen ist. Denn die großen Auflagen unserer belletristischen Zeitschriften datiren zumeist erst aus den letzten fünfzehn bis zwanzig Jahren — eine Auflage von 2000 Exemplaren, wie sie das berühmte bereits oben genannte „Morgenblatt“ von Cotta hatte, berechtigte damals zu einer tonangebenden Stellung in der deutschen Literatur!

Westermann begründete die Monatshefte mit einem festen Plane und einem ebenso fest vorgesteckten Ziele. Von dem Plane ist er nie abgewichen, weil er sich als vortrefflich erwies, und das Ziel zu erreichen, hat die Gunst des Schicksals ihm beschieden. Seine Monatshefte waren die erste große deutsche Revue und hielten sich stets auf der Höhe der Zeit.

Als der Plan, den er jahrelang erwogen hatte, endlich zur Reife gediehen war, zog er zuerst Professor Herrig zu Rathe, und dieser empfahl ihm den Dr. G. Boegekamp, einen erfahrenen Journalisten und Philologen, der nun beim Entwurf des Programms mitwirkte und in Westermann's Auftrage eine Reise durch Deutschland unternahm, um mit den bedeutendsten Schriftstellern und Gelehrten Rücksprache zu nehmen und dieselben zur Mitwirkung einzuladen. Boegekamp war Gymnasiallehrer in Berlin, und da er selbst die Redaction nicht übernehmen konnte, schlug er für diese Stellung einen jungen Schriftsteller, Dr. Adolf Glaser, vor, der dann im Sommer 1856 nach Braunschweig übersiedelte. Im October desselben Jahres erschien die erste Nummer der Monatshefte, in welcher sofort eine Reihe der angesehensten deutschen Schriftsteller vertreten war.

Es würde zu weit führen, den inneren Entwickelungsgang der Monatshefte weiter zu verfolgen. Es galt, Inhalt und Form immer mehr dem eigentlichen Zwecke, „ein Organ für die nach Volksthümlichkeit ringende Bildung zu schaffen“, dienstbar zu machen. Jenes ureigenste Gut des germanischen Volksstammes, das Familienleben, in welchem alle edlen Keime unserer Cultur wurzeln und zu den schönsten Blüthen sittlicher Harmonie entwickelt werden, sollte diesem Unternehmen, welches

in erster Linie für die Familie bestimmt war, zur Heimstätte werden.

Und so war es denn für dessen Blüthe und Gedeihen von nicht geringer Bedeutung, daß die Herausgabe der Monatshefte, in Bezug auf die veredelnde Tendenz, die ethische Einwirkung auf das Familienleben, so recht eine Familiensache wurde, und es darf hier wohl nicht übergangen werden, daß Blanca Westermann, obgleich sie damals bereits zu kränkeln begann, doch den lebhaftesten Antheil an der Entwickelung gerade dieses Unternehmens ihres Gatten nahm und daß sie fast bis zu ihrem Tode demselben ihr volles Interesse bewahrte. Die seltene Anmuth und wahre Vornehmheit ihres Wesens, vereint mit unversieglicher geistiger Frische und allseitigem Interesse für das literarische Leben, machte sie ganz geeignet, den Mittelpunkt eines Kreises zu bilden, dem die besten literarischen Gesichtspunkte wahrhaft zur Herzenssache geworden waren. Mochte auf der einen Seite die geschäftliche Frage noch immer die ganze Umsicht und hingebende Arbeitskraft Westermann's in Anspruch nehmen, so wurde auf der anderen Seite die immer sorgfältigere Ueberwachung des geliebten Unternehmens eine Art von Ehrensache für den gesammten Familienkreis, dessen Mittelpunkt die hochbegabte Frau bildete, deren körperliche Leiden sich zwar von Jahr zu Jahr mehrten, die aber mit bewunderungswürdiger Selbstbeherrschung der Welt stets ein freundliches Gesicht zeigte und niemals das Interesse für alle öffentlichen Angelegenheiten verlor.

Die Monatshefte sahen schon in den ersten Jahren ihres Bestehens verschiedene Nachahmungen auftauchen, und dies wiederholte sich immer wieder aufs Neue, aber sie blieben trotzdem im stetigen Fortschritt begriffen, auch als die Kriegsjahre 1866 und später 1870 in ihren Folgen darauf hinwirkten, Berlin zum Centralpunkt des geistigen Lebens in Deutschland zu machen. Mit richtigem Verständniß für die neue Gestaltung der Verhältnisse entschloß sich Westermann, der Uebersiedelung des Redacteurs nach Berlin beizustimmen.

Nachdem Dr. Adolf Glaser, der das Unternehmen nahezu 22 Jahre hindurch mit großem Fleiße und gleichem Geschick führte, sich ins Privatleben zurückzog, bahnte Westermann eine Reorganisation der Monatshefte an, über die zu berichten an dieser Stelle wohl kaum angemessen wäre. Ebenso würde es uns nicht anstehen, hier ein Urtheil über die Bedeutung der Zeitschrift für das geistige Leben in Deutschland zu fällen — das Urtheil hat die zeitgenössische Kritik gesprochen, die Literaturgeschichte bestätigt, das deutsche Volk approbirt.

Aber wohl dürfen wir in dem Lebensbilde des Mannes seinen Antheil an diesem Werke rühmend hervorheben, wie er vom Beginne desselben bis zu seinem letzten Athemzuge in der Leitung nicht ermüdete, wie er den Geist der Reinheit und Wahrheit, der ihn selbst erfüllte, auch auf sein Lieblingswerk übertrug und wie dessen Erfolge das Glück und die Freude seines Lebens bildeten. Es wäre dem schlichtedlen Charakter des Mannes zuwider gewesen, hätte Jemand bei seinen Lebzeiten aussprechen wollen, was er den Monatsheften gewesen; aber da ihn nun die kühle Erde deckt, muß es in einem objectiv ausgeführten Bilde seines Schaffens und Waltens hervorgehoben werden, daß dieses Unternehmen ohne seine rastlose Sorge und Thätigkeit, ohne seine Umsicht und Vorsicht, ohne seine Klarheit und Festigkeit nimmer zu einem solchen Ansehen im deutschen Vaterlande hätte gelangen und eine solche Stellung behaupten können.

Vor etwa zwei Jahren erschien in der „Neuen Freien Presse“ ein Aufsatz von **Wilhelm Hamm**, der die Bedeutung der Monatshefte in herzlicher Weise

würdigte und aus dem der folgende Auszug gewiß nicht ohne Interesse sein dürfte, weil in demselben die Stellung der Zeitschrift und ihre Bedeutung von so maßgebender Seite charakterisirt wird. Es hieß in dem in Rede stehenden, „Alte Freunde“ überschriebenen Aufsatze:

„Wenn alte Freunde in neuem Gewande, gehoben durch das Bewußtsein, daß die Jahre es weder ihrem Herzen noch ihrem Geiste anzuthun vermocht haben, frisch und elastisch bei uns einkehren, dann fahren wir empor mit einem Oho! der Ueberraschung, welches ebensowohl freudigen Willkomm wie den Ausdruck der Genugthuung bedeutet über die atmosphärische Jugendverbreitung — nach der neuesten Seelentheorie — derartig gewinnender Erscheinungen. Zur lange gepflegten Anhänglichkeit tritt dann der Reiz der Neuheit; der anregenden Vergangenheit gedenk, freut man sich der versprechenden Zukunft — und so grüßt man doppelt froh und zutraulich den werthen Gast. Mit diesen Empfindungen nehmen wir denn auch einen bewährten Hausfreund auf, der seit vielen Jahren mit regelmäßigem Erscheinen Heimrecht im Allerheiligsten unserer Clause gewonnen hat und nunmehr plötzlich ganz verwandelt über unsere Schwelle tritt, um uns die Hand nebst reichen Geschenken zu bieten. Es sind Westermann's Illustrirte Deutsche Monatshefte, welche wir meinen. In Wahrheit dürfen wir sie ‚alte Freunde‘ heißen. Seit ihrer Begründung sind wir dieser ersten und ältesten deutschen Revue, zugleich der einzigen illustrirten, treu geblieben bis heute; die stattliche Reihe von 44 Bänden in ihren schmucken Decken bildet eine Zierde unseres — nicht gerade armen — Bücherschrankes. Zahlreiche ähnliche Erscheinungen sind während der 22 Jahre ihres Bestandes neben ihnen und nach ihnen aufgetaucht; die meisten vermochten nur ein ephemeres Dasein zu fristen, wenige haben sich, zum Theil andere Wege einschlagend, erhalten; aber die älteren vegetiren nur, blühen nicht. Erst in der Neuzeit ist es einigen Epigonen gelungen, festeren Fuß zu fassen und sich in der Gunst der Lesewelt zu behaupten, was ihnen um so weniger schwer fiel, als sie ein helles Weiselicht und geebnete Wege vorfanden; vergebens aber fragt man nach neuen Richtungen oder Ideen gegenüber dem von Jahr zu Jahr immer fester eingewurzelten Vorgänger. Die vierundvierzig Bände der Illustrirten Deutschen Monatshefte bilden eine Wandeldecoration zur Culturgeschichte unserer Zeit, wie keine ähnliche existirt. Alle großen und kleinen Fragen in Literatur und Wissenschaft, in Kunst und Technik, in Philosophie und Kosmographie, welche in der Ferne wie in der Nähe die von ihnen durchschrittene Periode bewegten, haben darin eingehende, sachgemäße und liebevolle Behandlung erfahren; in weiser Vertheilung wußten sie ebenso für edelste Unterhaltung — darunter werthvolle, hochpoetische Gaben — zu sorgen, wie auf die wissenschaftliche und ästhetische Fortbildung der Gesellschaft Bedacht zu nehmen. Das aufmerksame Studium der Monatshefte hat immer vollkommen genügt, um den Gebildeten in Allem, was nicht Gottesgelahrtheit, Jurisprudenz, Staatskunst und Politik betraf, auf dem Laufenden der Zeit zu halten; aber auch in den genannten Disciplinen konnte er da und dort eine volle Aehre pflücken. Die Redaction hat es stets trefflich verstanden, das Rechte zur rechten Zeit zu bringen; freilich stand ihr auch an Mitarbeitern zu Gebote, was von deutschen Namen irgend Klang hat; viele hochberühmte Schriftsteller unserer Tage haben in dieser Capelle ihre erste Fahnenwacht gehalten, welche ihnen die Sporen brachte. Neben der kritischen Sichtung des Inhalts

der Westermann'schen Hefte muß aber auch der Geschmack ihrer Ausstattung und Anordnung rühmend hervorgehoben werden; ihre Illustrationen sind in Conception und Ausführung ganz untadelhaft; hier ist Geschmack, künstlerischer Sinn, Schönheitsgefühl bethätigt, und der verantwortliche Leiter des wackeren Unternehmens wird wohl am besten wissen, wem dafür zu danken ist. Kann es da verwundern, wenn wir uns seit Jahren auf den Monatsanfang freuten, der die ‚alten Freunde' in immer neuen Gestaltungen aus der Ferne herbeibrachte?"

Damals schrieb Westermann an den Verfasser dieser Lebensskizze die folgenden für seine Thätigkeit überaus charakteristischen Worte: „Es giebt unter den gottlob vielen Freunden der Monatshefte nur wenige, die so tief blicken, um zu erkennen, welche Summe von Arbeit in einem solchen Unternehmen steckt, wie der Wandel der Zeit immer neue Ansprüche stellt und wie schwer es ist, sie zu erkennen und unbeirrt immer nach demselben Ziele zu steuern, das sich bei dem steten Wechsel menschlicher Interessen oft genug verbirgt und nur dem aufmerksamsten Auge erkennbar bleibt — das also stets erreicht wird, um aufs Neue immer wieder gesucht und erreicht zu werden. So sehe ich jedes Heft als eine neue That für sich an, die mich reizt, die nächste zu verbessern. Denn die Menschen vergessen das Zurückgelegte und fordern neue Anregung und neue Befriedigung von dem Neuen, das man ihnen bietet."

Bei einer solchen Auffassung seiner Thätigkeit darf man wohl sagen, daß George Westermann die Seele des Werkes gewesen ist, das in Deutschland bald nur noch die „Westermann'schen" Monatshefte genannt wurde.

Aber selbst wenn wir mit Bezug auf die Bedeutung der Monatshefte an dieser Stelle nicht weiter ins Detail gehen dürfen, eine Seite können wir nicht unberührt lassen, weil sie mit der Richtung des Verlages von Westermann eng zusammenhängt — wir meinen die Pflege der Novelle, durch welche die Monatshefte selbst zu der Blüthe dieser Dichtungsart in Deutschland nicht wenig beigetragen haben. Auf italienischem Boden entstanden, hatte die Novelle ja erst spät in unserer Literatur eine kurze aber schöne Blüthezeit erreicht, die allerdings mit der blauen Blume der Romantik, mit den phantastischen Novellen Tieck's, gleichzeitig hinwelkte. Man darf es ohne Ueberhebung sagen, daß die neue Blütheperiode der Novelle in Deutschland, die jetzt in unserer Literatur bedeutender ist als in irgend einer anderen der modernen Culturvölker, nicht zum Mindesten durch Westermann's Monatshefte gegen Ausgang der fünfziger und Anfang der sechziger Jahre gefördert wurde und in denselben wie in seinem gesammten belletristischen Verlage ihre besondere Pflege fand. Daß es nur wirklich bedeutende Autoren und wirklich bedeutende Werke waren, die er herausgab, ist bekannt. Der Verlagskatalog weist nach dieser Richtung hin Namen wie Storm, Roquette, Auerbach, Raabe, François, Hartmann, Grosse, Kühne, Mayr, Jensen, Heigel, Rosegger, Otto Müller u. A. auf.

So hatte es Westermann im Laufe von etwa zwanzig Jahren dahin gebracht, wohin es selbst große Verleger nur nach einer halben oder ganzen Lebensarbeit zu bringen pflegen — sein Name wurde genannt, wenn man die ersten deutschen Buchhändler aufzählte, seine Firma war ein Geleitsbrief für neu erscheinende Werke.

In das Geheimniß dieser Erfolge haben wir einen Einblick gethan. Ihre hauptsächlichsten Motoren waren strenge Rechtschaffenheit, unermüdliche Thätigkeit, Klarheit des Wollens und Energie des Handelns!

Indem wir auf die Thätigkeit Westermann's noch einen Rückblick werfen, müssen

wir lebhaft eines herrlichen und tiefsinnigen Wortes von Goethe gedenken, das uns erst nach dem Einblick in dies Leben recht klar und verständlich geworden ist: „daß ein richtiger Hauptgedanke in der Ausführung mannigfaltigen Hindernissen und dem Durchkreuzen so vieler Zufälligkeiten unterworfen ist, in dem Grade, daß der erste Begriff beinahe verschwindet und für Augenblicke ganz und gar unterzugehen scheint, bis mitten in allen Verwirrungen dem Geiste die Möglichkeit eines Gelingens sich wieder darstellt, wenn wir die Zeit als den besten Alliirten einer unbesiegbaren Ausdauer uns die Hand bieten sehen." Diese unbesiegbare Ausdauer ist Westermann vor Allem zu eigen gewesen, und durch sie und „ihren Alliirten", die Zeit, errang er die Erfolge, die wir eben geschildert, wurde sein Leben ein Sieg des Fleißes und unermüdlicher Arbeit. Denn der tief versteckte Born des Glückes rauscht am Ende doch nur dem Fleiß, den keine Mühe bleicht!

Und auch sein Heim und seine Familie durchwehte derselbe Geist, der sein Lebenswerk zum Gelingen führte — und auch da ward ihm des Glückes Fülle beschieden. Ein liebend Weib, zwei Söhne und zwei Töchter belebten seines Hauses Frieden und waren Glück und Trost in allen Lagen des Lebens. Erst als ein schweres Leiden die theure Gattin an das Krankenlager schmiedete, von dem sie fast nie wieder erstand, kehrte in diese friedliche Stätte die Trauer ein. Aber wie eine heroische Dulderin trug Blanca Westermann ihr schweres Leiden jahrelang, ohne zu klagen und zu verzagen, mit seltener Ergebenheit und Ruhe, mit einer Milde und Güte, die alles Unedle aus ihrem Kreise verbannte, die ihre Nähe wahrhaft heiligend und adelnd für ihre Umgebung wie für des Hauses Freunde und Verwandte machte.

Am 8. Juli des Jahres 1877 feierte Westermann sein fünfzigjähriges Buchhändlerjubiläum. Ungefähr zu gleicher Zeit hatte ihn der Herzog von Braunschweig zum Commerzienrath ernannt und der König von Baiern mit dem Ritterkreuz vom h. Michael ausgezeichnet. Wie Westermann einerseits in aufrichtiger und wahrer Bescheidenheit keine Ovationen und Auszeichnungen suchte, so ging er ihnen auch nicht aus dem Wege im Vollbewußtsein seines Werthes und Verdienstes. Sein Jubiläum gestaltete sich zu einem schönen Feste, an dem ihm von nah' und fern, von den Behörden des Landes und der Stadt Braunschweig, von dem Vorstand des deutschen Buchhandels, von den hervorragendsten deutschen Verlegern und Schriftstellern die innigsten Glückwünsche dargebracht wurden.

An dem Tage, der ihm des Erhebenden so viel geboten, gründete Westermann eine Altersversorgungsstiftung für sein Buchdruckerpersonal und eine Stipendienstiftung für die unbemittelte Schuljugend der Stadt Braunschweig. Was er an heimlichen Wohlthaten sein Leben lang geleistet, entzieht sich der Darstellung, zum großen Theil der Kenntniß der Ueberlebenden.

Aber wie der Tag seines Jubiläums ein Markstein auf seinem Lebenspfade war, so neigte sich auch von da ab die Sonne seines Lebens ihrem Untergange zu. Fortdauernde Kränklichkeit, ein heftig auftretendes gichtisches Leiden nöthigten zu wiederholten längeren Badeaufenthalten, während er in den Tagen seiner Vollkraft meist nur solche Reisen unternommen hatte, auf denen er seinen Wissenskreis erweitern, seine ästhetischen Empfindungen und seine Freude an der Natur befriedigen konnte. So wurden in früheren Jahren wiederholte Ausflüge nach England und Frankreich, dann nach der Schweiz, nach Schweden und Norwegen, durch Oesterreich und Ungarn ausgeführt. Aber auch auf

diesen Wanderungen rastete Westermann nicht, fast von jeder größeren Tour brachte er ein neues verheißungsvolles Project mit, das dann in der Stille des Winters sorgsam und wohl überlegt ausgeführt wurde.

Erst am Abend seines Lebens war es ihm beschieden, das Land seiner Sehnsucht, Italien, zu schauen. Die reine Freude an den Natur- und Kunstgenüssen des Landes, die ungetrübte Glückseligkeit jener Tage bildeten eine der schönsten Erinnerungen seines Alters! Anderthalb Menschenleben und mehr voll schwerster, aufreibendster, freilich auch erfolgreichster Arbeit lohnte sich Westermann im Herbst 1873 mit dieser Römerfahrt, die ihm seit seiner frühesten Jugend als innigster Herzenswunsch vorgeschwebt hatte. Und wenn Einer, verstand er es, sich Italien eigen zu machen, es ganz kennen zu lernen, ja in der Freude daran aufzugehen — nicht an der Hand archäologischer Studien und kritischer aus zahlreichen Beschreibungen zusammengeliehener Weisheit, — nein, mit einem Auge, das geschaffen schien, das Schöne und Adelige förmlich in sich zu trinken, und einem Geiste, der Alles erfaßte und in sich aufnahm, worin je die Schöpferkraft der Natur, die Schöpferkraft des menschlichen Gedankens zu vollkommenem Ausdruck gelangt ist! George Westermann hatte sich überhaupt sein eigenes Reich des Schönen auferbaut. Man kann wohl sagen, daß es aus zwei Provinzen bestand, und daß in der einen Goethe, in der anderen Mozart und Beethoven ziemlich unumschränkt die Herrschaft führten. So zwischen Poesie und Musik theilte er die Feierstunden seines Lebens. In allem Schönen aber, betraf es nun Poesie, Musik, bildende oder darstellende Kunst, war sein Wissen ein reiches und ungewöhnliches, sein Urtheil von einem seltenen kritischen Scharfsinn und vor Allem seine Weltanschauung die Blüthe des classischen Humanitätsideals.

Am 23. Februar des Jahres 1879 in grauer Morgenfrühe starb Blanca Westermann im 65. Lebensjahre nach langen schweren Leiden. Durch ihren Tod hatte ihr edler Gatte den härtesten Schlag seines Lebens erlitten — was sie ihm gewesen in glücklichen wie in trüben Tagen, in Freud' und Leid, das vermögen nur Diejenigen zu ermessen, welche diesen edlen und reinen Herzensbund gekannt haben. Und nun ging auch sein Lebensgang rasch abwärts, rascher als Alle, die den noch stattlichen Mann sahen, es geglaubt hätten. Er bedurfte der Ruhe — in einem seiner letzten Briefe heißt es: „Ruhe wäre durchaus mein Fall. Ja, wer sie finden könnte, sie wird Einem nicht geschenkt; man muß sie lernen! Ruhe, sagt Goethe, ist die durch Natur und Kräfte beschränkte Thätigkeit. Ich suche immer nach diesem Maße: man erkennt es; aber wer thut nach jeder Erkenntniß!"

Ach, er hat sie in diesem Erdendasein nicht mehr gefunden, diese heiß ersehnte Ruhe nach einem Leben voll Arbeit und Mühe! Im Suchen nach ihr ist er dahingegangen. Am 7. September 1879 brach ein Herzschlag sein Leben. . .

George Westermann starb zu Wiesbaden — seine Leiche wurde Tags darauf nach Braunschweig gebracht, und dort wurde er auf der gemeinsamen Familiengrabstätte am 11. September zur ewigen Ruhe gebettet. Ein tieftrauriges Gefolge begleitete den Leichenzug, und manche Mannesthräne gab Kunde von der Bedeutung dessen, dem sie da im Sturm des Herbstes sein Grab schaufelten.

Im Trauerhause sprach der Geistliche ergreifende Worte — dann trat Friedrich Spielhagen an den Sarg. Wir lassen seine in tiefster Bewegung gesprochene Rede, welche der Bedeutung Westermann's so liebevoll gerecht zu werden versucht, hier im Wortlaute folgen:

„An dem Sarge eines Mannes, der sein ganzes arbeit- und mühevolles Leben der deutschen Literatur geweiht hat, mag es einem Manne der Literatur vergönnt sein — selbst nach den gewichtigen, von Herzen kommenden und zu Herzen gehenden Worten, die wir soeben aus dem Munde des Dieners Gottes vernommen haben — seine Stimme zu erheben, um seinerseits — und er darf wohl ohne Anmaßung sagen: als Vertreter der deutschen Schriftsteller — Zeugniß abzulegen für den theuren Todten. Denn wir — die Schriftsteller — wir können mit den Worten, die Goethe in dem Epilog zur Glocke den Manen seines herrlichen Freundes nachrief, sagen: ‚Er war unser! mag das stolze Wort den lauten Schmerz gewaltig übertönen!‘ Er war unser in dem schönsten, in dem höchsten Sinne, in welchem tapfere Truppen von ihrem genialen Feldherrn sagen müssen, daß er der ihre sei. Wollen Sie es, verehrte Anwesende, nicht befremdlich finden, daß ich das Bild des Krieges citire an dieser geweihten Stätte, die von dem Wehen der Palmen des ewigen Friedens durchschauert ist. Die Schlachten, in denen der theure Todte sich die Feldherrnwürde erwarb, waren solche, die kein Blut und keine Thränen kosten; waren Schlachten des Geistes, in denen, wie die Würfel fallen, der Sieg immer beiden Theilen, den Siegern wie den Besiegten, der ganzen Menschheit zu Gute kommt. In diesen Schlachten aber ist der einzelne Schriftsteller nur ein Soldat in Reih' und Glied, selbst in dem Falle, daß er ein Heros ist. Ja, je heroischer sein Muth und seine Tapferkeit sind, um so weiter sein starker Arm den Speer in die Reihen der Feinde zu schleudern vermag, um so größer ist die Gefahr, daß er die Fühlung nach rechts und nach links verliert, daß er mitten im Schlachtengetümmel zuletzt einsam und vereinsamt steht, zweifelnd, ja verzweifelnd an sich, seiner Kraft, seinen Zielen, die, wie er jetzt begreift, der Einzelne nie erreichen kann, die nur in der Gemeinschaft mit den gleich Strebenden, gleich Ringenden erreicht werden können. Da bedarf es nun eben des Feldherrn, dessen großer weiter Blick das ganze Schlachtfeld überschaut, der, weil er es überschaut, weiß, wo der Feind steht, wohin der Angriff zu lenken ist, der den vorausstürmenden Muth des Kraftvollen zügelt, die erlahmende Kraft des Muthlosen anfeuert, den Einen wie den Anderen zu gleichem Tritt und Schritt und guter Kameradschaft freundlich nöthigt, gebieterisch zwingt und daß ‚der Knorr den Knubben hübsch vertrage‘ und ‚das Wipfelchen sich nicht vermesse, daß es allein dem Boden sei entsprossen.‘ Und dieses Feldherrntalent hatte George Westermann der gütige Gott als sein zugetheiltes Pfund gegeben, und wie er mit diesem Pfunde gewuchert, wie er dieses Talent zur höchsten Virtuosität ausgebildet hat — auf jedem Blatte des großartigen Werkes, das er ins Leben gerufen, steht es geschrieben, und so mit unvergänglichen Lettern in dem goldenen Buche der deutschen Literatur. Ja, meine Verehrten, mit unvergänglichen Lettern! Denn wer den Besten seiner Zeit genug gethan, der hat gelebt für alle Zeiten. Und welche Besten unserer Zeit wären nicht stolz darauf gewesen, zu dem Werke, das seinen Namen trug, freudig beizutragen und so ihren Namen mit dem seinen zu verschmelzen zu einem korinthischen Erz, das alle Stürme der Zeiten überdauert. — Aber wie das Heer der Ritter vom Geiste ohne des Feldherrn mächtig zusammenhaltende Hand bald in alle Winde zerstieben würde, so könnte es keines Tages Marsch zurücklegen ohne jene wackeren Männer, welche in täglicher, stündlicher ununterbrochener Arbeit sich mühen, daß des Geistes Werk in die Erscheinung trete und einen Körper gewinne. Und daß diese wackeren Män-

ner ihre bescheidenen, ehrenvollen Dienste gern und willig verrichten, auch dafür muß der Feldherr sorgen, auch darüber muß er wachen; und wie er gesorgt und gewacht hat — ich blicke auf ihre ernsten, trauervollen Gesichter und sie sagen mir: sprich auch für uns, deine Mitkämpfer und Kameraden, lege auch Zeugniß ab für uns, daß er, dessen Feldherrngenie du preisest, nicht minder der sorgsamste Verwalter und Haushalter war, der Auge und Herz und Sinn hatte für das Große und für das Kleine, ja für den es nichts Großes und nichts Kleines gab, weil er wußte, daß Eins wie das Andere gleich nöthig ist, sollte das Werk gelingen, dessen Urheber und Meister er war. Und so im Namen Aller, die mit an deinem Werke geschafft, du großer und guter Mann, lege ich diesen Lorbeerkranz zu den anderen, die deinen Sarg schmücken. Und möge dein Geist: der Geist des rastlosen Fleißes, der nimmermüden Arbeit, der heiligen Ordnung, immerdar uns umschweben, uns erfüllen, auf daß wir wieder damit erfüllen können, die nach uns kommen, so wird — um mit dem Dichter zu sprechen, den du vor Allem liebtest: ‚Die Spur von deinen Erdentagen nicht in Aeonen untergehn.‘ Das walte Gott!“

* * *

„Unser Leben währt siebenzig und wenn es hoch kommt achtzig Jahre — und wenn es köstlich gewesen, so ist es Mühe und Arbeit gewesen“ — mit diesen Worten des Psalmisten schilderte am Sarge Westermann's der Prediger treffend das Leben des Verblichenen. Wenn Leben kämpfen heißt, so konnte man dem Geschiedenen wohl nachsagen, daß er als ein Held und ein Sieger hervorgegangen ist aus den Kämpfen dieses Erdendaseins. Und nicht minder als ein Meister in der großen Kunst, die Tage des Lebens weise auszunutzen und Spuren zu hinterlassen, die nimmer schwinden und untergehen werden. Und darum ist der Rückblick auf das Leben dieses Mannes ein schöner und erfreulicher. Hellen Geistes, klaren Sinnes, reinen Herzens ist er durch das Leben gegangen — nichts Menschliches lag ihm fern, nichts Gutes und Edles blieb ihm fremd, streng gegen sich und mild gegen Andere, treu und bieder, wahr und offen, fest und selbstbewußt, unberührt von der Sucht nach glänzendem Schaugepränge und hohlem Schein — so steht sein geistiges Bild vor unserer Seele und so wird George Westermann fortleben in der Erinnerung aller Derer, die sein Leben, Schaffen und Ringen gekannt haben!





Die Verlobung.

Novelle

von

Karl Frenzel.

So wahr ich Christian Rodewald heiße, sie soll ihn nicht heirathen — nimmer..." Er hatte das letzte Wort „nimmermehr" nicht über die Lippen gebracht. Braunroth im Gesicht war er in den Sessel, von dem er sich halb erhoben, zurückgesunken und todt gewesen. Ein Schlagfluß hatte den starken, kurznackigen Mann mitten in seinem Zorn, bei dem Nachtisch eines reichen Festmahls getroffen... An der glänzenden, hell beleuchteten Tafel, unter Weinflaschen und Kelchgläsern, silbernen Fruchtschalen und Confectschüsseln... Ein wüster, entsetzlicher Anblick für die acht Tischgenossen, die so mit einem Todten zur Nacht gespeist...

Gerade an seinem fünfundsechzigsten Geburtstage war Christian Rodewald, der Chef des weitbekannten und wohlangesehenen Speditions- und Rhedereigeschäfts Rodewald und Compagnie in der Hansastadt Bremen, in seinem Vaterhause kurz vor zehn Uhr des Abends gestorben. Wie alljährlich hatte er an diesem Tage seine näheren Freunde an seinem Tische versammelt: meist ältere Herren, sein Compagnon Gustav Plönnies, ein Mann von vierzig Jahren, war der jüngste in der Gesellschaft, alle Junggesellen oder Wittwer; Christian Rodewald verachtete die Ehemänner und hielt sie nicht für würdig, an einem solchen Abend seine Tischnachbarn zu sein. Kein verheiratheter Mann, behauptete er, ist ein wahrhafter Feinschmecker. Und an seinem Geburtstage setzte Rodewald seinen Stolz darein, seinen Gästen in Speise und Trank ein lucullisches Mahl zu bieten, mit dem be-

rechtigten Ehrgeiz, daß es nur von genußfähigen und verständnißvollen Gaumen und Zungen genossen würde.

Fünfunddreißig Jahre lang hatte er die Frauen gehaßt, vielleicht in der dunklen Ahnung, daß ihm eine den Tod bringen würde, obgleich er außerdem eine stattliche Reihe schwer wiegender Gründe für seine Abneigung anzuführen wußte. In der That, es war ihm übel von den Frauen mitgespielt worden, erst von der Gattin, dann von der einzigen Tochter. Ohne schwärmerische Liebe hatte er, ein junger Mensch, nach dem Wunsche seines Vaters eine standesgemäße Heirath mit einer Kaufmannstochter geschlossen. Eine Weile waren die Gatten friedlich neben einander hergegangen, ein Kind wurde geboren. Allmälig stellten sich erst geringe, dann immer größere Mißverständnisse, Zerwürfnisse, unauszugleichende Gegensätze ein. Nach fünfjähriger Ehe lebten die Gatten so gut wie getrennt, die Frau mit dem Kinde oft Jahre lang, unter dem Vorwand ihrer Kränklichkeit, in der Fremde. An böser Nachrede hinüber und herüber konnte es da nicht fehlen; wäre bei beiden die Scheu vor einem öffentlichen Aergerniß und dem Unwillen ihrer Familien nicht so stark gewesen, würden sie zu einer Scheidung geschritten sein. So blieben sie an der unseligen Kette, die sie verwünschten, gemeinsam gefesselt. Nach dem Tode der Mutter kehrte Philippine in das Haus des Vaters zurück. Sie war fünfzehn Jahre alt und im Hasse gegen den Vater erzogen worden. In jedem Zuge ihres Gesichts, in dem Ton ihrer Stimme erinnerte sie Rodewald an die ungeliebte Frau, ein Zusammenleben mit dem Kinde erschien ihm um so weniger möglich, je mehr er sich in das Junggesellenleben eingewöhnt. Philippine ward zunächst in eine Pension geschickt und dann in die Obhut einer älteren, lebenslustigen Verwandten gegeben. In deren Hause, in Berlin, lernte Philippine einen jungen Offizier kennen, einen Herrn von Bork, arm, aber altadelig. Sich sehen und lieben, war, wie sie einander gestanden, eins gewesen. Bei dem Lieutenant mochte das Gefühl seiner Schulden und die Ueberzeugung, daß ihm das Glück nicht zum zweiten Male die einzige Tochter eines „Millionärs“ entgegenführen würde, als ein zweites Motiv zu dem „Pfeile Amor's“ hinzugekommen sein. Wenn Christian Rodewald noch außer sich hätte gerathen können, so wäre es bei dieser Kunde geschehen. Er versuchte Alles — gütige Vorstellungen, Bitten, Drohungen, die Tochter von ihrer Liebe abzubringen, denn an dem Verlobten war ihm sein Adel, sein Stand, seine Persönlichkeit verhaßt. Vergebens, die Tochter hatte auch einen eisernen Willen und empfand in ihrem Herzen nicht die leiseste Wallung der Liebe und Verehrung für den Vater. Mit der Drohung, daß er sie enterben würde, hatte Rodewald des Streites müde endlich nachgegeben. Die Liebenden lachten darüber; sie waren überzeugt, daß der Alte sein hitziges Wort nicht zur Wahrheit machen würde, und zunächst stand ihnen das mütterliche Vermögen Philippinens zur Verfügung. Drei, vier glückliche Jahre flogen ihnen wie in einem Festrausch vorüber, dann erwachten sie arm und ernüchtert aus dem gefälligen Traum. Unter ihren Händen war ihnen der Quell des Reichthums, den sie für unerschöpflich gehalten, zerronnen. Nun mußten sie doch die Güte des schwer beleidigten Vaters anflehen. Aber wie es widerwillig von ihrer Seite geschah, blieb auch er ihren Bitten taub. Kaum, daß er sich endlich erweichen ließ, da die Tochter Christian Rodewald's doch nicht betteln gehen könne, Philippinen ein geringes Jahrgeld anzuweisen. Auch der Heldentod des zum Hauptmann aufgestiegenen Schwiegersohnes bei St. Privat versöhnte

den Alten nicht. Weder Tochter noch Enkelin wollte er sehen, nur auf die Vorstellungen, die ihm sein Compagnon machte, sorgte er für die Erziehung des Kindes.

Nun hatten die Beiden, die ihn so lange geärgert, unschuldiger Weise mit seinen Tod herbeigeführt. Herr Christian Rodewald war bei der Tafel der heiterste Wirth, der lustigste Gesellschafter gewesen. Ein untersetzter, breitschulteriger Mann, mit vollem, immer geröthetem Gesicht, grau von Haaren und Augen, in seiner weißen Weste, seiner hohen, steifen, weißen Halsbinde und seinem blauen Frack mit den goldenen Knöpfen eine selbstbewußte patricische Erscheinung. Plötzlich hatte ein Genosse der Tafelrunde das Gespräch auf Frau Philippine von Bork und ihre Tochter gebracht — in aller Harmlosigkeit, im schlimmsten Falle mit der Absicht, dem Großvater durch das Lob der ebenso schönen wie klugen Enkelin ein beifälliges Schmunzeln abzugewinnen. Der gutmüthige Herr Pfeiffer kam eben aus der kleinen thüringischen Residenzstadt, in der Frau von Bork seit dem Tode ihres Mannes lebte. Darauf hatte ein Wort das andere gegeben; trotzdem Herr Gustav Plönnies, der den Principal kannte und sich durch seine scheinbar fröhlich offenen Mienen nicht täuschen ließ, dem Redseligen zuwinkte, seine Zunge im Zaum zu halten, hatte dieser von den großen Aussichten sprechen müssen, die sich dem Fräulein darböten, von einer Heirath mit dem Grafen Lentzau... Der Großvater werde wohl auch schon die Glocken haben läuten hören... Wohl hatte Herr Christian Rodewald die Glocken gehört, aber ihr Geläut klang ihm nicht angenehm ins Ohr. Während Herr Pfeiffer die Vorzüge des Bewerbers aus einander setzte, vermochte Herr Rodewald nur Fehler an ihm zu entdecken. Der feurige Wein, dem sie nicht nach Alltags=, sondern nach Festtagsmaße zugesprochen, erhitzte die Köpfe noch mehr, die Behauptungen wie der Ton der Rede wurden gereizter, umsonst suchten die Anderen zu vermitteln; und da Herr Pfeiffer endlich ausrief: „Alter, wir streiten um des Kaisers Bart, die Tochter wird thun, was die Mutter nicht lassen konnte!" verschwor sich Herr Christian feierlich bei „Gottes Donner!" das werde er niemals zugeben. . . War es die Antwort des Himmels, daß ihn in diesem Augenblick der Tod ereilte?

Ein schauriges, bald von der Stadtsage phantastisch ausgeschmücktes Ereigniß, das den acht überlebenden Genossen jenes Festes unvergeßlich bleiben sollte. . .

Keiner aber hatte sich die ganze Zeit über länger damit beschäftigt und wurde gerade jetzt lebhafter an alle Einzelheiten der schrecklichen Stunde erinnert als Gustav Plönnies. Er führte die eben angekommene Frau Philippine von Bork und ihre Tochter Gertrud in das Haus, das nunmehr ihnen zu erb und eigen gehörte. Denn Herr Christian Rodewald hatte seine einstige Drohung, Philippine zu enterben, nicht ausführen können: er war ohne Testament gestorben. Zwar, was das Geschäft betraf, war Alles vorsorglich geordnet worden, als Gustav Plönnies darin eintrat, und ihm die Leitung desselben übergeben, aber Haus und Garten und mehr als zwei Drittel des Geschäftsbesitzes standen fortan der Frau Philippine zur Verfügung. So liebenswürdig, als die vielfach verbitterte und vergrämte Frau es sein konnte, hatte sie, als sie zum Begräbniß ihres Vaters von Weimar nach Bremen gekommen war, Herrn Plönnies gebeten, in ihren geschäftlichen Beziehungen keine Aenderung einzuführen, sie vertraue ihm in dieser Hinsicht rücksichtslos. Auf seinen Vorschlag hin, daß sie doch wenigstens einen Winter in ihrer Vaterstadt zubringen möge, schon ihrer Verwandten wegen, hatte sie sich dazu entschlossen:

mit schwerem Herzen, wie sie sagte, denn ihr sei das Vaterhaus fremd und unheimlich, aber sie sähe die Richtigkeit seiner Bemerkungen ein und unterwürfe sich dem Zwang des Schicklichen. So kam es, daß sie Herr Plönnies an diesem sonnigen Septembernachmittage, drei viertel Jahre nach dem Tode Herrn Rodewald's, Trepp auf und Trepp ab, von Gemach zu Gemach in dem alten, zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts erbauten Kaufhause — 1703 lautete die Jahreszahl unter dem Wappenschild der Rodewalds über dem Portal — umherführte. Manches hatte Herr Plönnies neu einrichten lassen, hier eine neue Tapete, dort eine dem Zeitgeschmack mehr zusagende Ausstattung an Möbeln und Geräthen; die Gemächer, die ihre Mutter im ersten Stockwerk bewohnt, in denen Philippine als Kind gespielt, waren ganz so hergestellt worden, wie sie damals gewesen, die große Arbeitsstube des Herrn Rodewald im zweiten Gestock dagegen unberührt geblieben.

Frau Philippine schien an dem Allen kein besonderes Gefallen zu finden; wie billig lobte sie die freundliche Sorge und den guten Geschmack des Herrn Plönnies, aber sie schützte bald Ermüdung vor, um der unbehaglichen Wanderung enthoben zu sein, und zog sich in ein kleines, nach dem Garten zu gelegenes Zimmer zurück. Um so eifriger, mit der ganzen Neugierde der Jugend, durchforschte Gertrud das Haus. Halb widerwillig mußte sie Herr Plönnies, der sich schon entfernen wollte, noch weiter begleiten und ihren Fragen Rede stehen. Im Gegensatz zu ihrer Mutter zeigte sie die lebhafteste Theilnahme für den Großvater, sein Hauswesen, den Kaufmannsstand überhaupt. „Sie dürfen mich nicht auslachen," sagte sie zu ihrem Begleiter, „wenn ich kindische Fragen thue, ich bin hier wie in einer neuen Welt. Wie eng wohnten wir in Weimar, wie groß und weit ist Alles hier! Und Sie schreiben Briefe und schicken Waaren und Schiffe nach Japan und China und Australien, gerade so wie ich heute Abend meiner Freundin nach Weimar schreiben werde, daß ich glücklich hier angekommen bin ..."

„Gerade so," lachte Herr Plönnies. Ein geborener Kaufmann, freute er sich des Antheils, den sie an seinem Treiben und Trachten nahm.

„So viel Dinge hab' ich lernen müssen, aber von Handel und Verkehr ist niemals die Rede gewesen. Mein Vater ging ganz, wie es recht war, in seinem Stande auf, ihm war der Soldat Alles. In Weimar hatten wir dann noch Umgang mit einigen Beamtenfamilien und sahen Maler und Musiker. Ich will es Ihnen nur gestehen — den Großvater dachte ich mir immer in einem dunklen Laden hinter dem Ladentische stehen oder in finsteren Kellern zwischen riesigen Fässern gnomenhaft hantiren... Er war so streng und hart gegen die arme Mutter, und mich hat er nicht einmal sehen wollen!"

„Durch seinen Starrsinn hat er sich so um die größte Freude seines Lebens gebracht; in Ihnen, mein Fräulein, würde er sein Blut wiedererkannt haben."

Herr Plönnies schaute sie genauer an — merkwürdig, sie hatte dieselben klugen graublauen Augen ihres Großvaters, denselben Schnitt des Gesichts, seine schnellen und energischen Bewegungen ... so weit eben ein neunzehnjähriges Mädchen einem alten Herrn ähnlich sehen kann. Niemals vorher war es ihm besonders aufgefallen.

In der Schreibstube des Großvaters staunte sie die mächtigen, die halbe Wand bedeckenden Karten von Europa und Amerika, den großen Globus, der auf kunstvollem Gestell in der Fensternische stand, allerlei Merkwürdigkeiten aus den ostasiatischen Ländern, die auf den Tischen und Schränken verstreut waren, an. „Da werd' ich manchen langen Nachmittag sitzen und mich in die Ferne träumen!"

meinte sie. „Und all' diese Bücher und Schreibereien! Steht etwas von Geschäften darin?"

„Schwerlich; Herr Rodewald pflegte die Geschäftssachen unten im Comptoir zu bearbeiten."

„Ach! in einem der düsteren Zimmer hinter den vergitterten Fenstern. Da würde es mir ängstlich um die Seele werden, und Sie sitzen nun dort Tag für Tag."

„Ja, mein Fräulein, man gewöhnt sich leicht. Auch ist es nicht so unheimlich, wie Sie es sich ausmalen. Morgen, wenn Ihre Frau Mutter sich von den Anstrengungen der Reise erholt hat, werde ich ihr das gesammte Personal unseres Hauses vorstellen, und Sie sollen sich dann unsere Schreibstuben und Packkammern und an einem anderen Tage in Bremerhaven unsere Speicher und Schiffe ansehen."

„Unsere Schiffe!" sagte sie. „Wie stolz das klingt! Aber was hab' ich mit alledem zu thun?"

„Sie, mein Fräulein," scherzte Plönnies, „sind fortan die Tochter von Christian Rodewald und Compagnie."

„Also — gute Compagnie, Herr Plönnies!" Und sie gab ihm die Hand.

Herr Plönnies drückte die schlanke, feine Hand des Mädchens leicht mit seiner Rechten, blickte ihm noch einmal nachdenklich in das fröhliche, blühende Gesicht und empfahl sich.

Als Gertrud bald nachher die Mutter aufsuchte, die sie noch immer auf dem Sopha ausgestreckt fand, mit der verdrießlichen Falte auf der Stirn, war es ihr ein Bedürfniß, von Allem, was sie gehört und gesehen, zu reden. Schweigend, mit halb geschlossenen Augen horchte die Mutter auf das muntere Geplauder der Tochter.

„Du scheinst auf dem besten Wege," sagte sie zwischen Scherz und Verdrießlichkeit, „dich in das alte Haus zu verlieben."

„Dabei wäre doch kein Uebel! Wie wenig Mädchen giebt es, die ein solches Haus und große Schiffe obenein ihr eigen nennen!"

„Wenn du den Geist kenntest, der in diesem Hause wohnt, würdest du nicht so heiter reden! Der Geist des Eigennutzes, der Geldgier, der Härte und Ausschließlichkeit, deines Großvaters Geist! Du weißt zu deinem Glücke nicht, was meine Mutter, was ich in diesem Hause gelitten!"

Wenn Frau Philippine auf die Kämpfe mit ihrem Vater, ihre Entbehrungen und all' das Ungemach zu sprechen kam, das sein Eigensinn und seine Hartherzigkeit über sie gebracht, wie ihr dadurch die Jugend und die Ehe verkümmert worden seien, konnte sie kein Ende finden. Vor der Zeit hatte sie darüber gealtert, tief eingegraben waren ihrem edel geschnittenen Gesicht die Falten des Schmerzes und der Sorge und ihrem Wesen Bitterkeit und Grämlichkeit angekränkelt. Heute besonders, wo so viel Glanz und die behagliche Fülle des Reichthums sie umgab, vermochte sie sich herber Gedanken nicht zu erwehren. Wie war an ihr, an dem Gatten, den sie so sehr geliebt, gefrevelt worden! Welch glückliches Leben würde sie geführt haben, wenn sie nur einen Theil dieser Herrlichkeit in ihren jungen Jahren ihr eigen genannt hätte — eines Besitzes, auf den sie nach ihrer Meinung einen gerechten Anspruch gehabt! Nichts als der Kaufmannsdünkel und die Habsucht ihres Vaters hatten sie am frohen Genießen gehindert und zur Armseligkeit verdammt! Nicht schwarz genug konnte sie die Farben wählen, um sein Bild zu malen, und da sie fühlte, daß sie vor der eigenen Tochter doch wenigstens den Schein kindlicher Ehrerbietigkeit bewahren müsse, suchte sie den Großvater damit zu entschuldigen, daß er nur die getreue Verkörperung des Kaufmanns gewesen, der einzig für den Erwerb

und im Erwerbe lebe und jede freiere und edlere Anschauung von dem Zweck des Daseins hasse oder verachte.

„Mütterchen," lachte Gertrud, „du verdammst zu schnell. Alle Kaufleute können nicht so schlecht sein. Denk' nur, welch ein feiner Mann Herr Plönnies ist. Wie liebenswürdig ist er immer zu uns gewesen, als der Großvater uns noch zürnte und wir nicht ahnen konnten, daß wir einst auf seinen Stühlen sitzen würden! Hast du ihn nicht selbst gelobt und sogar sein Clavierspiel bewundert?"

Das mußte Frau Philippine zugeben und gab es mit der Wärme, deren sie noch fähig war, zu. Unmittelbar, nachdem die Zeitungen den Tod ihres Gatten gemeldet, war Herr Gustav Plönnies — sieben Jahre waren es her, und er führte damals die Procura des Hauses Rodewald und Compagnie — zu der trostlosen Frau geeilt, ihr seine Hülfe anzubieten, ihr Verhältniß mit dem Vater zu ordnen. Mit gleicher Klugheit wie Rücksicht, ohne den Stolz der Frau von Vork zu verletzen, führte er die schwierige Angelegenheit zu einem glücklichen Austrag. Wie karg Herr Christian Rodewald auch das Jahrgehalt der ungerathenen Tochter bemaß, es reichte doch aus, um in der kleinen Stadt leidlich und erträglich zu leben und Gertrud angemessen zu erziehen. Nach den Sorgen der letzten Jahre ihrer Ehe war es für die Hartgeprüfte wie ein Aufathmen. Zu Anfang eines jeden Sommers traf Herr Gustav Plönnies bei ihr ein — angeblich im Auftrage Rodewald's; aber Philippine merkte bald, daß der gutmüthige Mann dabei mehr dem Drange seines eigenen Herzens, sich von dem Wohlbefinden seiner Schutzgenossen zu überzeugen, als dem Befehle oder dem Wunsche eines Fremden folgte. Dann wurden Spazierfahrten in die Umgegend, kleine Reisen in den Thüringerwald unternommen: Gertrud bewahrte dankbaren Gemüths die Erinnerung an diese köstlichen Ferien- und Glückstage. Anfänglich hatte sie Herrn Gustav Plönnies nur den „guten Onkel" genannt, allmälig war dann, je mehr sie aus dem Kinde sich zur Jungfrau entwickelte, aus dem Onkel ein „älterer Herr" geworden, der sie mit immer größerer Zurückhaltung, den sie mit einer Mischung von Scheu und Herzlichkeit behandelte. Wäre Philippine noch eine schöne oder doch eine muntere, geistig angeregte und anregende Frau gewesen; hätte Gertrud, als die Verbindung sich anknüpfte, ein paar Jahre mehr, Herr Plönnies ein Jahrzehnt weniger gezählt, würde man ihm irgend welche Heirathsgedanken haben unterschieben können — so aber, wie die Dinge lagen, mußte Frau Philippine trotz ihres Mißtrauens und ihrer gründlichen Enttäuschung über Welt und Menschen an die uneigennützige Freundschaft dieses Mannes für sie und ihre Tochter glauben.

„Gewiß," sagte sie darum, „Herr Plönnies ist ein feiner, gebildeter Mann, ein bewährter Freund, dem wir nie vergessen wollen, was wir ihm schulden. Aber was wissen wir von seinem Wesen und seinen Gedanken? Wenn wir seine Kreise und Rechnungen störten, würde bald genug der Kaufmann uns entgegentreten."

„Warum hat er nur nicht geheirathet?"

„Er wird kein reiches Mädchen gefunden haben."

„Kein reiches Mädchen?"

„Für so thöricht wirst du ihn doch nicht halten, ein armes zu heirathen. Er ist nicht wohlhabend, sondern hat nur ein mäßiges Auskommen. Die Frau eines Kaufmanns muß Geld in das Geschäft bringen — von diesem Grundsatz weicht keiner ab. Uebrigens wird ihm der Großvater das Glück der Ehe auch nicht gerade verführerisch geschildert haben. Für dich und mich aber ist der unverheirathete Herr Plönnies sicherlich angenehmer und nützlicher als der verheirathete."

Gertrud machte ein nachdenkliches Gesicht und fing dann zu lachen an: „Freilich, Mütterchen! Wenn ich seine Frau wäre, würde ich ihm nicht erlauben, zwei andere Damen so vorsorglich zu behüten und ihren Ritter zu spielen."

„Das mag sich also nur Graf Lenzau bei Zeiten merken..."

„Der Graf..." Gertrud erröthete bis zur Stirn und wandte das Gesicht erschrocken ab, als vermöge die Mutter in dessen Zügen den Gedanken zu lesen, der sie eben durchzuckte... „Warum der Graf?" fragte sie leise.

„Liebt er dich nicht? Darfst du dich nicht beinahe schon als seine Verlobte betrachten?"

Gertrud war an das Fenster gegangen und drückte den Kopf an die Scheiben... Von dem Garten, der sich unter ihr im Abendsonnenschein in den bunten Farben des beginnenden Herbstes ausbreitete, sah sie nichts... „Beinahe!" War es ein Ausruf des Zweifels, war es ein Seufzer?

„Was ängstigt dich, mein Kind?" entgegnete die Mutter verwundert. „Fürchtest du, daß der Graf der reichen Erbin die Treue nicht bewahren wird, die er dem armen, aussichtslosen Mädchen gelobt hat?"

War sie sich über ihre eigenen Empfindungen nicht klar oder suchte sie nur nach einem Vorwand, die Mutter von ihren Fragen abzulenken — sie kehrte zu dem Ruhebett Philippinens zurück, küßte sie und sagte: „Nimm doch nicht Alles so ernsthaft, was dein dummes Töchterchen schwatzt. Ich komme mir in dem alten, weiträumigen Hause noch so unbekannt und unheimisch vor, daß ich wünschte, der Graf bliebe noch einige Wochen fort, damit ich mich erst eingewohnt. Werde ich ihm unter so veränderten Umständen noch gefallen? Mir ist oft, als wäre eine große Verwandlung mit mir vorgegangen — ich weiß nur nicht, ob zum Guten oder zum Schlimmen. Und was der wunderlichen Grillen mehr sind, die mich umschwirren!"

„Bräutliche Grillen!" Und die Mutter drückte einen Kuß auf Gertrud's Stirn. „Behalte dir nur deine Unbefangenheit und deinen heiteren Sinn, dann wirst du ihm in dieser prächtigen Umrahmung ebenso sehr gefallen, wenn nicht noch mehr, als in unserem bescheidenen Gärtchen in Weimar."

Nun gab es wohl ein geheimes, unbeschreibliches Etwas in Gertrud's Seele, das ihr deutlich zurief: du hast deine Unbefangenheit dem Grafen gegenüber verloren! aber sie drückte trotzig die Hand auf das Herz, als wollte sie dem vorlauten Mahner Schweigen gebieten. Vielleicht hatte die Mutter doch Recht, und all' der Zwiespalt der Gefühle, die dunkle Angst in ihr, die selbstquälerische Frage, die sie sich wiederholt in der Nacht vorlegte: liebst du denn den Grafen? liebt er dich oder dein Vermögen? waren nichts als die süßen Sorgen, als die jungfräulichen Schauer einer Braut. Auch hatten sich ihre Verhältnisse so durchaus gegen die der Vergangenheit umgestaltet, daß sie dem Zusammentreffen mit ihrem Verlobten nicht ohne Scheu entgegenzusehen vermochte; ihrer Mutter wollte und konnte sie es nicht eingestehen: ihr Reichthum drückte und hinderte sie wie eine ungewohnte Last.

Um die Mitte des Augustmonats war es jährig geworden, daß sie ihn zum ersten Male gesehen. Zum Besuch eines Verwandten, der als vornehmer Dilettant bei der Kunstschule seit längerer Zeit in Weimar lebte, sich dort verheirathet und ein Haus gebaut hatte, war Erich Lenzau dorthin gekommen: anfänglich nur in der Absicht, wenige Tage in dem „kleinen Nest" zu verweilen, allmälig gefiel es ihm so wohl, daß aus den Tagen Wochen

wurden. Er machte kein Hehl daraus, daß Gertrud von Bork, die mit ihrer Mutter in dem Hause seines Verwandten verkehrte, der Magnet war, der ihn anzog und festhielt. Auf den verwöhnten und ein wenig, wie er es zugestand, „blasirten“ Großstädter übte die Anmuth und Natürlichkeit Gertrud's einen unwiderstehlichen Reiz aus; mochten auch die idyllische Umgebung, die Spaziergänge im Park, der eigene halb classische, halb sentimentale Duft und Hauch, der um Weimar schwebt, das Ihrige zu dieser Wirkung thun, die Lieblichkeit des Mädchens, sein kluger und fröhlicher Sinn wußten durch sich selbst zu gefallen. Dem Grafen wiederum waren alle Frauen gewogen. Er besaß eine Fülle gesellschaftlicher Talente, eine ritterliche Haltung, die feinsten Umgangsformen. Ging seine Bildung nicht in die Tiefe, so spielte sie um so schillernder an der Oberfläche. Zu jeder Bemühung im „Dienst der Damen“ war er bereit; aber während es schien, als ob er allen Schönen in gleicher Weise huldige, verstand er es, die „einzig Eine“ ebenso liebenswürdig wie tactvoll auszuzeichnen. Von allen Männern, die Gertrud kannte, war der junge Graf durch seine Geburt der vornehmste, durch sein Wesen und Auftreten der hervorragendste, wie hätte ihr seine Werbung nicht schmeicheln sollen? Auf die meisten ihrer Freundinnen würde die Aussicht, eine Gräfin zu werden, noch verführerischer gewirkt haben als auf sie. Aber eine dunkle Wolke schwebte am Himmel der Liebenden: Erich war der Erbe eines großen, im Oldenburgischen gelegenen Majoratsgutes; sein Oheim, der jetzige Besitzer, ein alter kinderloser Herr, durfte nicht durch eine plötzliche Verlobung des Neffen überrascht werden — vielleicht hatte er andere Pläne mit seinem Erben vor, jedenfalls war es nöthig, erst seine Erlaubniß einzuholen... Daran mochte es wohl auch gelegen haben, daß Erich nach seiner Abreise von Weimar Monate lang so gut wie nichts von sich hören ließ.

Der unerwartete Tod Herrn Christian Rodewald's, die Nachricht, daß sein ganzes Vermögen uneingeschränkt seiner Tochter und seiner Enkelin zugefallen, lichteten ohne Zweifel den Horizont. Ein feuriger Brief Erich's traf ein, wiederholt kam er selbst nach Weimar herüber und war der zärtlichste Liebhaber. Im Sommer mußte er seinen gichtkranken Oheim in ein Bad begleiten, bei der Rückreise im Herbst nach der Heimath, die sie Beide durch die alte Hansastadt führte, sollte dann der Graf Wolf Lentzau-Hostrup in aller Form bei der Frau Philippine von Bork um die Hand ihrer Tochter für seinen Neffen anhalten. Bis zu diesen ersten Stunden, die sie in dem alterthümlichen Kaufhause zugebracht, hatte Gertrud niemals in Unruhe ihrer Zukunft gedacht. Weder hatte sie sich ängstlich um die Einwilligung des Grafen-Oheim noch um die festhaltende Treue des Geliebten gesorgt, im vollen Widerspruch zu der Mutter, die beständig gebangt, das große Glück könne der Tochter wieder entschlüpfen. Während aber jetzt Frau Philippine überzeugt war, daß ein Fräulein von Bork auf dem goldenen Hintergrunde einer Million in der stolzesten Adelsfamilie eine willkommene Braut sein würde, beschlichen Zweifel und Bangigkeit Gertrud's Seele.

Allzu sehr hing sie ihnen freilich nicht nach. Am anderen Tage war sie wieder das fröhliche, neugierige Mädchen, das es sich in seinem neuen Heim wohnlich zu machen und das „ungeheure, ihr unterworfene Reich“, wie sie Herrn Plönnies sagte, der von der Mutter zu Tisch geladen war, bis in den äußersten Winkel zu untersuchen anfing: die Zimmer und Säle, den Garten mit seinem Häuschen, die Rumpelkammern. Wieder einen Tag darauf fuhren sie zusammen nach dem Hafenort,

um dort die riesigen Speicher, die vor Anker liegenden Schiffe zu besichtigen. Mit neuen wundersamen Bildern und Vorstellungen erfüllte sich Gertrud's bewegliche Phantasie; sie schiffte hinaus, immer weiter, aus dem Strom in die Nordsee, in den Ocean; wie in einer Zauberwelt weilte sie unter den ungeheuren Waarenballen, den mächtigen Krahnen, den Dampfmaschinen, dem Brausen und Tosen, in dem Gewimmel der Arbeiter... Frau Philippine empfand bei dem Allen nur ein geringes Vergnügen, aber sie hielt es für ihre Pflicht, sich wenigstens einmal als die Mitbesitzerin und Patronin des Geschäfts zu zeigen, und die Gegenwart des Herrn Plönnies half ihr über Langeweile und Unbequemlichkeit, so viel es anging, hinweg. Und wie in Hinsicht auf die Beamten und Diener des Hauses Rodewald und Compagnie vermittelte er auch geschickt und gefällig zwischen ihr und den patricischen Familien der Stadt, ihren Verwandten und ehemaligen Bekannten, denen sie in mehr als zwanzigjähriger Trennung entfremdet worden war. „Die Welt hängt und muß ihrer Natur nach am Schein hängen," sagte er, „darum wird es auf die beiden Herren Grafen einen nachhaltigen Eindruck machen, wenn sie sehen, daß Sie, gnädige Frau, zu den ersten und vornehmsten Damen unserer Stadt gehören."

Damit berührte er den empfindlichsten Punkt in Philippinens Gemüth. Zu bitter hatte sie ihre Armuth geschmerzt, zu peinlich war es ihr immer gewesen, den Grafen Erich in ihrer beschränkten Häuslichkeit empfangen zu müssen, um sich nicht schon im Geiste des Augenblicks zu erfreuen, wo sie jetzt dem Grafen mit ihrer Tochter in ihrer neuen Herrlichkeit, in dem Glanz eines heiteren Festes entgegentreten könnte...

An diesem Abend hatte sich eben Herr Plönnies erhoben, um von der Mutter und der Tochter, bei denen er gewohnt war, um die achte Stunde eine Tasse Thee zu trinken, Abschied zu nehmen.

„Wollen Sie schon gehen?" fragte Gertrud, von einer Stickerei, die sie in den Händen hielt, ohne daran zu arbeiten, aufsehend.

Herr Plönnies war ein pünktlicher Mann, er zog seine Uhr: „Ich habe die Damen schon über Gebühr aufgehalten, es fehlen nicht mehr viel Minuten an neun Uhr."

„Wenn Sie ehrlich wären, Herr Plönnies, würden Sie sagen: meine Freunde erwarten mich. Aber die Herren haben Sie ja noch bis Mitternacht, und ich habe eine Bitte an Sie."

„Gern, mein Fräulein!" Er stellte seinen Hut wieder auf den kleinen Ecktisch am Fenster.

„Sie haben so lange nicht auf dem Clavier gespielt... Seit wir in diesem Hause sind, nicht einmal... Wollen Sie mir heute die Freude machen?"

„Was soll ich spielen?"

„Was Ihnen beliebt... etwas Tolles, Phantastisches."

Damit hatte sie, ohne ihn anzusehen, die Thür zu dem Nebenzimmer, in dem der Flügel stand, geöffnet und zündete die Lichter an dem Instrumente an.

Einen verwunderten Blick tauschte Herr Plönnies mit Philippinen:

„Thun Sie ihr den Gefallen," bat die Mutter leise, „sie ist heute so seltsam aufgeregt."

In dem Musikzimmer verbreiteten die Ampel und die beiden matt brennenden Wachskerzen an dem Clavier nur ein dämmerndes Halbdunkel, überdies hatte sich Gertrud so ihren Platz gewählt, daß Herr Plönnies ihre Gesichtszüge nicht deutlich zu erkennen vermochte.

„Welche Noten wünschen Sie?" fragte sie; in ihrer sonst so festen und klangvollen Stimme war ein eigenes Beben,

wie es Herr Plönnies noch nicht bemerkt hatte.

„Ich danke Ihnen," entgegnete er und begann... Er spielte Mendelssohn's Ouverture zum „Sommernachtstraum". Obgleich sein Spiel keineswegs virtuos war, legte er doch in den Vortrag so viel Seelenhaftes und Empfindungsvolles hinein und zeigte ein so feines Verständniß der Composition, daß sich auch ein strengerer Richter, als es Gertrud war, davon befriedigt gefühlt hätte.

„Wie Sie mein Herz gerührt haben!" sagte sie leise, als er geendet.

Erstaunt sah er sich um; ganz seinem Spiel hingegeben, hatte er nicht gemerkt, daß sie ihren Platz verlassen und lautlosen Schrittes zum Clavier gegangen war. Nun stand sie hinter ihm, mit niedergeschlagenen Augen und gefalteten Händen.

Ihr wunderliches Wesen drohte auch ihn zu ergreifen. „Soll ich noch mehr spielen?" fragte er.

„Nein," wehrte sie ab. „Mir ist das Herz übervoll." Und als müsse sie sich durch eine Bewegung Luft machen, schüttelte sie ihre langen blonden Haare, daß sie wild durch einander über ihren Nacken rollten, schlug in die Hände und rief wie zwischen Schluchzen und Lachen: „Sie sind ein Künstler, Herr Plönnies! Wie können Sie nur ein Kaufmann sein!"

Diese Frage mitten aus der Erregung heraus, in der sie sich befand und die sie umsonst zu verbergen suchte, war von so unfreiwilliger Komik, daß sie Herrn Plönnies seine Unbefangenheit und seine gute Laune wiedergab.

„Ein Künstler — nicht doch, mein werthes Fräulein! Wer die Kunst wahrhaft üben will, muß sein Leben daransetzen. Ich bin wirklich nur ein Kaufmann, der sich die Geschäftsgrillen mit Musik vertreibt. Sie aber scheinen uns alle für Barbaren zu halten, welche den holden Ton der Saiten von dem Klang schnöden Goldes nicht zu unterscheiden wissen. Mit Unrecht, denken Sie daran, daß Gott Mercur immer mit den Musen befreundet war."

„Ach — Sie sind eine Ausnahme, ein weißer Rabe ..." Allein die Munterkeit wollte nicht vorhalten; das eben noch lachende Antlitz nahm wieder die frühere Schwermuth an. „Sie haben vorhin von der Mutter gehört, daß übermorgen die Grafen Lentzau hier eintreffen wollten."

„Ja, mein Fräulein." Herr Plönnies war von dem Sessel vor dem Clavier aufgestanden.

„Kennen Sie die Herren?" fragte sie mit gedämpfter Stimme; es schien, als ob sie die Mutter das Gespräch nicht wollte hören lassen.

„Den Grafen Lentzau-Hostrup obenhin, er kommt zuweilen nach der Stadt, und da bin ich ihm hier und da begegnet; seinen Neffen habe ich nie gesehen."

„Und mein Großvater? Waren ihm die Grafen bekannt? Wußte er, daß ich mich mit dem Grafen Erich ..."

In ihrer Erregtheit, aus mädchenhafter Scheu kam sie nicht weiter; aber Herr Plönnies war viel zu sehr mit sich selbst beschäftigt, um darauf zu achten. Wie war das seltsame Mädchen nur auf diese Frage verfallen! Hatte einer aus jener verhängnißvollen Tafelrunde geschwatzt, war irgend ein Gerücht zu Gertrud's Ohren gedrungen? Abscheulich, sagte sich Herr Plönnies, so das junge Herz zu vergiften! Es war unmöglich, ihr die Wahrheit zu sagen, allein zu einer Lüge war er zu stolz. Ausweichend sagte er: „Aus den Erzählungen Ihrer Frau Mutter kennen Sie ja den ungerechten Haß, den der alte Herr gegen alle Adeligen hegte. Besonderen Grund, die Lentzaus zu hassen, hatte er schwerlich — und kaum, wenn in der That eine Abneigung vorhanden war, würde er Ihren Bitten widerstanden haben."

„Sie trauen mir eine merkwürdige Gewalt zu . . .“

„Geister zu bändigen? Sie haben die Augen und die Stimme dazu.“

Erst als sie wie furchtsam und beschämt einen Schritt von ihm zurücktrat, fühlte er, daß er sich zu einer unbedachten Aeußerung hatte hinreißen lassen . . . und doch war es nur die Empfindung des Herzens gewesen, die sich auf die Lippen gedrängt.

„Sie werden den Grafen Erich sehen,“ flüsterte sie in fliegender Hast, mit fliegender Röthe auf den Wangen, „wollen Sie mir dann sagen, ob Sie ihn hochschätzen können, ob Sie glauben . . .“

„Daß Sie mit ihm glücklich werden?“ ergänzte Herr Plönnies in rascher Fassung den Satz. „Ich will es thun, liebes Fräulein!“

Es war ihm doch eine Erleichterung, daß im Nebenzimmer Frau Philippine sagte: „Wollen Sie mich ganz von Ihrem Gespräch über die Musik ausschließen, Herr Plönnies?“ und der bänglichen Lage, in der er sich befand, damit ein Ende machte.

Einige Minuten nachher hatte er das Haus verlassen. Tief aufathmend stand er davor und schaute zu den hellen Fenstern hinauf. Beinahe zwanzig Jahre war er darin ein- und ausgegangen, war zum Jüngling und zum Manne gereift, Manches hatte er hier erfahren, erlebt, erlitten — niemals war er in solcher Bewegung über die Schwelle geschritten. Was war ihm denn geschehen? Jetzt, wo er sich raschen Schrittes der Schattenseite des Lebens näherte! Liebte er das Mädchen? Thorheit und Unrecht zugleich; die Braut eines Anderen! Er täuschte sich selber über seine Gefühle, Gertrud's Leidenschaftlichkeit hatte ihn angesteckt, die Erinnerung an Rodewald's Tod — an die Einzelheiten des traurigen Ereignisses, die der Enkelin doch verschwiegen bleiben mußten, seinen Sinn verstört. Aber er paßte zu dieser Stunde nicht in den Kreis der Freunde an dem Stammtisch im Rathskeller. Der Sturm der Gedanken trieb ihn durch die Straßen, die einsame, von hohen, stattlichen Bäumen eingefaßte Promenade auf und nieder. Wenn einer der Bekannten dem immer ernsten und gelassenen, halbwegs trockenen Herrn Gustav Plönnies jetzt begegnet wäre, bei diesem Spaziergang in der nächtlichen Kühle, bei raschelndem Herbstlaub, im Licht des Mondes, der jäh in den ziehenden dunklen Wolken des Himmels auftauchte und verschwand!

Aber der unruhige, in sich gekehrte Wanderer dachte nicht daran; er rang nur nach Klarheit über sein Empfinden, er suchte nach einem Pfade aus dem Labyrinth, wohin er gerathen. Als Volontair, aus Neigung zum Kaufmannsstande war er, der zweite Sohn eines wohlhabenden Gutsbesitzers, in das Geschäft Christian Rodewald's eingetreten. Fleißig, anstellig, geschickt, wie er war, sah er einer glücklichen Zukunft entgegen. Im fröhlichsten Jugendmuthe befand er sich gerade auf einer Reise in England, seine Geschäftskenntnisse zu erweitern, als eine gänzliche Verfinsterung seines Schicksals eintrat. Der Leichtsinn und die Schulden seines Bruders, eines flotten Offiziers, waghalsige Speculationen seines Vaters, die mißlangen, hatten den Wohlstand der Familie zerrüttet: der reiche Plönnies machte Bankerott, das Gut mußte verkauft werden, mit einem Pistolenschuß endete der Bruder ein verfehltes Leben, vor Gram starb der Vater . . . in dem Trauerspiel fiel dem Ueberlebenden die schwerste Rolle zu. Mit einem Schlage waren alle Hoffnungen Gustav's, eine schwärmerische Jugendliebe zertrümmert: die Sorge für seine Mutter und seine Schwester, die Ehrliebe, seinen Namen von jedem Flecken rein zu waschen und die Schulden des Vaters zu tilgen, lasteten auf den Schul-

tern und dem Haupt des Vierundzwanzigjährigen. In dieser Noth wurde ihm Rodewald ein hülfreicher Freund. Er gab ihm eine Buchhalterstelle in seinem Geschäft, er betheiligte ihn an diesem und jenem Unternehmen. Und ein jedes, worin Gustav Plönnies die Hand hatte, glückte. Rastlos mühte er sich, arbeitete, rechnete, erwarb er; es kümmerte ihn wenig, daß die Anderen ihn einen Pfennigfuchser und Geizhals schalten. Für ihn war die Schönheit der Welt, der Genuß des Lebens nicht da; ernüchtert und enttäuscht wie nach einem langen Dasein blickte er umher, nur ein Ziel unablässig im Auge, ein reicher Mann zu werden. Das war er zwar noch nicht geworden; aber rein glänzte der Name Plönnies wieder, seine Schwester hatte er in guten Verhältnissen verheirathet, auf dem Grabhügel seiner Mutter prangte ein Marmorkreuz, er selbst leitete seit Jahren das weit berühmte Geschäft Rodewald und Compagnie. . .

War er glücklich? Wie eigenthümlich, niemals hatte er sich diese Frage vorgelegt. Warum drängte sie sich ihm heute auf? Warum glaubte er sie, wenn er zum Nachthimmel aufblickte, mit Sternenschrift in den Wolken zu lesen? Er hatte seine Pflichten erfüllt, seine Arbeit gethan und sich nach seiner Meinung auch die nothwendigen Zerstreuungen und Vergnügungen gegönnt. Noch mehr, er hatte manche schöne Stunde mit dem Clavierspiel versäumt. Was bedrückte ihm jetzt nur das Herz? Was verlangte er von der Welt? Hatte er nicht damals, als er die Jugendgeliebte aufgeben mußte, als er sie mit einem reichen Manne zum Altar gehen sah, mit allen idealistischen Träumen und Ansprüchen für immer abgeschlossen? Welch eine Thorheit, noch einmal in den großen Lostopf zu greifen, den die alte listige Betrügerin Welt stets von Neuem den Jünglingen und den Narren hinhält! Sollte er aus der Erregung eines jungen Mädchens am Vorabend seiner Verlobung für sich seidene Hoffnungsfäden spinnen? Seit Jahren nahm er an Allem, was Gertrud betraf, herzlichen Antheil — den Antheil eines Bruders an der Entwickelung einer heranwachsenden Schwester. Leicht hatte er sich in diese Stellung gefunden; setzte sie für ihn doch gleichsam nur sein früheres Verhältniß zu seiner eigenen Mutter und Schwester fort. Wie er gewohnt war, für Frauen zu sorgen, hatte er auch gelernt, sich scheinbar geschmeidig in Frauenlaunen zu fügen und dennoch ihrer Leidenschaft gegenüber seinen Willen zu behaupten. Wollte er sich jetzt den ruhigen Sinn verstören lassen, weil es vielleicht noch eine mißliche Verhandlung mit dem stolzen Majoratsherrn gab? Weil Gertrud möglicher Weise ein unbedachtes Wort über den Tod des Großvaters von der Dienerschaft aufgefangen hatte?

Freilich, wenn Rodewald noch lebte — er wäre selbst um eine Sorge freier! Wenn der alte Herr wenigstens ein Testament hinterlassen — daran dachte Plönnies zuletzt, daß ihm dann ohne Zweifel ein Theil der Erbschaft zugefallen sein würde — aber vielleicht hätten Mutter und Tochter daraus erfahren, wie Gertrud's Verbindung mit dem Grafen Lentzau keineswegs den Beifall des Großvaters gehabt . . . und dann! Hier verlor sich Gustav Plönnies, der so vortrefflich mit Zahlen und Conjuncturen zu rechnen wußte, in das Reich phantastischer Möglichkeiten und Hoffnungen, immer weiter, bis er, als die Thurmuhren der Stadt die elfte Stunde verkündigten, übermüdet und doch voll Unruhe und Aufregung die Thür seines Hauses aufschloß. . .

Um dieselbe Zeit litt Gertrud oben in ihrem Zimmer in nicht geringerer Herzensbedrängniß. Ihr war wunderlich zu Muthe, bänglich und herb-trotzig zugleich. Auf dem Tische lagen die letzten Briefe, die ihr Erich geschrieben: sie hatte sie eben

wieder durchgelesen. Warum mißfiel ihr nur der Ton dieser Schreiben? An Liebesbetheuerungen und Schmeicheleien fehlte es doch nicht darin, was vermißte sie denn? Etwa das Positive, den kaufmännischen Zug, mehr Thatsachen und weniger Worte? Wußte ihr der Graf nichts Besseres zu sagen als diese Redensarten, die sie schon so oft gehört? Wie zärtlich klangen sie aus seinem Munde, wie unbedeutend nahmen sie sich schwarz auf weiß aus! War er denn ein bedeutender Mensch, daß sie jetzt plötzlich etwas Besonderes von ihm erwartete? Eine Weile hatte er als Offizier gedient, nun bereitete er sich zu einer diplomatischen Laufbahn vor. Im Geiste verglich sie das emsige Treiben und Schaffen aller Männer, die sie in der Stadt kennen gelernt, mit der Unthätigkeit Erich's, ihre Rastlosigkeit in der Arbeit mit seiner Vergnügungsjagd. Es waren Gedanken, die sie früher niemals gehabt. War es der Einfluß des Ortes, der ihren Sinn für Erich's Schwächen schärfte, machte sich das Blut des Großvaters in ihr geltend? Einen Augenblick durchfuhr es sie: hätte ich Erich nie gesehen! in dem nächsten bereute sie ihre Heftigkeit. So schöne Stunden hatte sie mit ihm verlebt . . . dort auf der Wiese an der Ilm, unter den alten heiligen Bäumen des Parks! Was thun, was lassen? Sie vermochte es nicht zu entscheiden, sie empfand nur ein Grauen vor den nächsten Tagen und fing im Uebermaß und Widerstreit schmerzlicher Gefühle bitterlich zu weinen an.

Rings umher war es bisher tief still gewesen. Um so erschreckter fuhr Gertrud auf, als sie jetzt ein leises Klopfen an ihrer Thür vernahm. Wen von den Bewohnern des Hauses hatte ihr unruhiges Wesen gestört? Die Mutter vielleicht, die unter ihr schlief?

„Ich bin's, gnädiges Fräulein. Fehlt Ihnen etwas? Ich hörte Sie so jämmerlich schluchzen und weinen . . .“

Gertrud hatte die Thür geöffnet: es war die Beschließerin, die dem seligen Herrn Rodewald das Haus geführt und jetzt der neuen Herrin noch für eine Weile mit gutem Rath und schneller That an die Hand ging.

„Kommen Sie nur herein, Ulrike, damit wir die Mutter nicht erwecken. Ich bin ganz wohl, machen Sie kein so verstörtes Gesicht — ich hab' nur so in Gedanken und im Hindämmern geweint.“

Ulrike hatte ihre Lampe auf den Tisch gestellt. „Ein so schönes, junges und reiches Fräulein und weinen! Nein, das geht nicht mit rechten Dingen zu. Resolut! pflegte Ihr Großvater seliger zu sagen, wenn's einmal irgendwo knackte, Kopf oben und immer resolut!“

„Ja — der Großvater! Der war ein Mann, den faßte kein Schauer geheimnißvoll an . . .“

„Ein Schauer? Ist etwas umgegangen? Daran müssen Sie sich gewöhnen. In solchem alten Hause, wie dies hier eins ist, spukt es immer. Da haben die Wände zu viel gehört und müssen's ausstöhnen, und die alten Geschichten haben ein Andenken hinterlassen, das einmal laut wird und zu reden versucht.“

Mit offenem Munde starrte Gertrud die alte ehrbare Frau in ihrem dunklen Kleide mit der weißen Schürze darüber und der dunklen Haube auf den grauen Haaren an. Vor etwaigen Gespenstern graute sie sich nicht, aber vor alten Geschichten. . . Und zugleich regte sich mächtiger als die Angst die Neugierde. So gern hätte sie mehr von ihrem Großvater gewußt, als ihr die Mutter und nun gar Herr Plönnies, der jedes Wort über den Verstorbenen nur zögernd, wie ein Geiziger ein Geldstück, gab, mitzutheilen für gut befunden hatten. Vor Allem wollte sie die Frage, die sie am lebhaftesten beschäftigte, gelöst sehen: ob zwischen ihrem Großvater und dem Gra-

sen Lentzau auf Hostrup jemals eine Feindschaft bestanden hätte?

„Es spukt!“ sagte sie und drängte Ulrike in den Sessel. „Was denn? Ein schwarzer Hund mit glühenden Augen, kettenklirrend? Ein armer Geist, der nach seinem vergrabenen Schatze sucht? Oder spuken Sie selber etwa, Ulrike, als schwarze Frau?“

„Du, mein Gott — ich und eine schwarze Frau! Es ist so meine Gewohnheit, nach zehn Uhr Abends, wenn die Dienerschaft zur Ruhe ist, noch einmal durch das Haus zu gehen, ob alle Thüren geschlossen, die Lampen in den Corridoren gelöscht und die Fenster zugethan sind. Herr Rodewald hielt darauf, denn er arbeitete bis spät in die Nacht hinein, drüben in seiner Stube, am anderen Ende des Ganges, und wollte dann durch kein Geräusch gestört werden. Er konnte sich nicht eher zum Schlaf niederlegen, als bis er sein Tagewerk vollendet hatte. Ach, du grundgütiger Himmel, nun ist er doch mitten daraus abgerufen worden!“

„Und hat es nicht zu Ende bringen können, wie er gewünscht?“ setzte Gertrud fragend hinzu.

„Das will ich nicht sagen,“ entgegnete die Alte eifrig, „bei Leibe nicht! Aber wenn auch nur Unsereinem der Faden so plötzlich abreißt, wie verwirrt fällt der Knäuel zu Boden! Und nun einem solchen Manne! Wie mancher Brief mag auf dem großen Schreibtisch liegen, der nie mehr erledigt wird. Ich frage mich oft, ob wir uns drüben noch auf die Dinge besinnen, die wir hienieden auszuführen vergessen haben . . .“

„Waren Sie dabei, als mein Großvater starb?“

„Nein — ich war zu meinem Glück in der Küche, ich wäre sonst auch gleich des Todes gewesen! Freilich, nachher sagte der Doctor, es wäre Alles mit rechten Dingen zugegangen, der Herr hätte seit Jahren wie Einer ausgesehen, der am Schlagfluß sterben müsse. Aber ich habe so meine Gedanken. Just an dem Morgen des Tages hatte der Herr mir gesagt, nun sei's an der Zeit, er müsse sein Testament machen. Das war immer ein Unglückszeichen, und in der Nacht hatte der Holzwurm überall in dem Getäfel sich hören lassen. Und richtig, müssen die Herren bei dem schweren Wein in Streit gerathen . . .“

„Wer denn? Mein Großvater mit Herrn Plönnies?“ Gertrud war zusammengefahren, als hätte sie einen Stich in die Brust empfangen.

„Bewahre. Mit Herrn Plönnies war der selige Herr ein Herz und eine Seele. Einer von den anderen Herren stritt mit unserem Herrn — der Jakob, der aufwartete und wohl, als ihn Herr Plönnies hinausgeschickt, draußen an der Thür gehorcht haben wird, hat es nachher erzählt — und da der Andere nicht nachgeben wollte, erhitzte sich der Selige mehr und mehr. Widersprechen durfte man ihm überhaupt nicht, und so ist das Unglück geschehen.“

„Seltsam und schrecklich!“ sagte Gertrud erschüttert. „So im Zorn dahinzugehen! Und worüber?“

„Worüber?“ Ulrike zuckte die Achseln. „Den Jähzornigen ärgert eine Fliege an der Wand. Ist er doch um ein Garnichts vor Jahren mit seinem besten Freunde, dem Grafen Lentzau, auseinander gerathen.“

Mit allen Fibern horchte Gertrud: „Der Großvater und der Graf Lentzau waren befreundet? Davon weiß weder meine Mutter noch Herr Plönnies . . .“

„Ach! da habe ich mich nun verschwatzt. Ihre gnädige Frau Mutter darf es nicht erfahren, versprechen Sie es mir, kein Wort. Sie lebte damals bei ihrer Verwandten, und Herr Plön-

nies war noch nicht im Hause. Die beiden Herren waren Junggesellen und eifrige Jäger. Auf einer Jagd hatten sie sich kennen gelernt und Gefallen an einander gefunden. Beide waren hartköpfig und eigensinnig und gingen oft genug in Zorn und Grimm aus einander. Nur kamen sie immer wieder zusammen. Einmal aber nicht. Es war damals, als sich Ihre gnädige Frau Mutter mit dem Herrn von Bork verlobt hatte. Wir hatten schlimme Tage im Hause, Herr Rodewald sah aus wie ein grimmiger Löwe. Trifft da der Graf, der von der ganzen Geschichte kein Sterbenswort weiß, zufällig von seinem Gute bei uns ein. Herr Rodewald beginnt ihm sein Leid zu klagen, in dem Glauben, daß der Graf seiner Meinung sein würde; der aber nimmt Partei für das Fräulein — und nun giebt's einen Streit. . . Der Himmel bewahre Sie davor, zwei solch wüthige Männer zu sehen. . . Erst wollten sie sich erschießen und umbringen. . . Nun, dazu waren sie Beide doch zu alt, aber sie haben sich seitdem nie wieder gegrüßt, und der Eine ist still davon gegangen, wenn er den Anderen in einer Gesellschaft traf."

Aufathmend sagte Gertrud: „Ich dank' Ihnen, Ulrike, und verschweig' es bei mir." Sie war froh, daß all' die dunklen Vorstellungen von unsühnbaren Beleidigungen und Frevelthaten sich als Gebilde ihrer Phantasie erwiesen; ein solcher Streit konnte nicht nachwirkend aus der Vergangenheit das Glück der Gegenwart beeinträchtigen.

Die Beschließerin war aufgestanden: „Ja, ja, liebes junges Fräulein, Unsereins hat Manches in dem Hause erlebt und Manches geht um, was nicht zur Ruhe kommen kann. Die Todten kehren nicht wieder, aber zuweilen ist es mir doch, als müßte ich dem seligen Herrn so gegen die elfte Stunde hin in dem Corridor begegnen, wie er nach seiner Stube geht und sich an seinen Arbeitstisch setzt, um sein Tagewerk zu vollenden. Ich würde zu Tode erschrocken sein — zu Tode, aber ich würd's begreifen."

„Nun, Alte," lachte Gertrud, die ihre ganze Frische und Tüchtigkeit wieder gewonnen, „was der Großvater etwa nicht fertig gemacht, das bringe ich zurecht, dafür bin ich seine Enkelin!"

„Sie!" Beinahe hätte Ulrike die Lampe aus ihrer Hand fallen lassen. „O, über die leichtsinnige Jugend! Ueberschlafen Sie es, Fräulein! Es ist kein Segen darin, in alten Geschichten und alten Papieren zu wühlen. So viel Staub und Moder! Gute Nacht, gnädiges Fräulein!"

„Gute Nacht!" erwiderte Gertrud, von den letzten Worten der Alten betroffen und in ihrer siegesgewissen Haltung erschüttert.

Leise, langsamen, schlürfenden Schritts hörte sie die Alte durch den Gang dahinschleichen. . . Die Hände im Schoß gefaltet, horchte Gertrud. . . Nun war Alles still in dem alten weitläufigen Hause, nichts regte sich mehr, kein Knacken im Holze, kein Stöhnen in den Schloten. . . Oder gingen dennoch Geister um? War das Tagewerk ihres Großvaters unvollendet geblieben? Hatte in ihrem Ruf: „Was er nicht fertig gemacht, bringe ich zurecht!" nicht nur ihr Herz, sondern auch das Schicksal gesprochen? Ein abenteuerlicher Gedanke fuhr ihr durch den Sinn, verschwand dann wie ein plötzliches Aufleuchten, kehrte wieder, verdichtete sich in ihrem Gehirn, unterjochte sie. . . Mit diesem lauten Pochen ihres Herzens würde sie doch keinen Schlaf finden. . . Schon war sie aufgestanden und hatte die Lampe ergriffen. . . Beinahe wie eine Nachtwandlerin kam sie über die Schwelle ihrer Thür, durch den Corridor, hinüber zu der Arbeitsstube ihres Großvaters;

an dem Haken hing der Schlüssel, sie öffnete das Schloß. . . Hoch auf athmete sie, nun war sie drinnen: das Ganze war das Werk einer Minute gewesen.

Allmälig, als sie sich in dem Gemache umsah, kehrte ihr auch die volle Besinnung zurück. Mehrmals hatte sie es schon betreten, die Wandkarten betrachtet, dies und jenes Buch von dem Regal genommen und den Staub davon geblasen; dem Aussehen nach war ihr Alles bekannt, und als sie sich jetzt an dem Schreibtisch in den Rohrstuhl mit der rundgebogenen Lehne niederließ, den ihr Großvater so manches Jahr eingenommen, hatte sie trotz eines Schauers, der sie überlief, die Empfindung, an ihrem Platze zu sein und recht gehandelt zu haben.

Freilich merkte sie bald genug, daß in dieser Menge von Papieren, losen und in Packeten gesammelten Briefen, Rechnungsbüchern, Notizenblättern, die alle Kästen und Schubladen des Schreibtischs anfüllten, das unbestimmte, namenlose Etwas, dem ihre Phantasie nachjagte, nicht so leicht aufzufinden war, wenn es überhaupt hier ein solches Etwas gab. Hastig griff sie bald nach dem einen, bald nach dem anderen Blatt, um es enttäuscht wieder zurückzulegen. In ihrer Aufregung achtete sie nicht darauf, wie die Zeit verrann, welche Haufen von Papieren sie schon durchwühlt. Ein kleines Büchlein, das zu oberst von allen Briefschaften auf dem Tisch gelegen, kam ihr dabei wieder zur Hand. Indem sie es noch einmal durchblätterte, ein und das andere Wort darin las, fühlte sie, wie ihre Wangen zu glühen anfingen. Der Großvater hatte in diesen Blättern kleine Ausgaben verzeichnet, Bemerkungen über dies und das niedergeschrieben, welche Briefe er zu beantworten, welche Besuche er zu machen habe. Geschäftsadressen wechselten mit dem Namen eines Freundes, mit einem hier durch ein Ausrufungszeichen, dort durch ein Fragezeichen hervorgehobenen Worte — das Nichtigste und Unbedeutendste für Jeden, mit Ausnahme der Einen, die jetzt diese Namen und Worte in der kräftigen deutlichen Handschrift ihres Großvaters las und ihren verborgenen Sinn zu enträthseln suchte.

Einen eigenen Eindruck machte es auf Gertrud, als sie aus diesen hingeworfenen Aufzeichnungen ersah, daß die Gedanken ihres Großvaters sich wenige Stunden vor seinem Tode noch mit ihr beschäftigt hatten — mit ihr und noch mit einer anderen Person. Denn dies waren unter dem Datum seines Geburtstages, der wider Erwarten auch sein Todestag werden sollte, die letzten Worte, die er geschrieben: „Gertrud's Brief beantworten; scheint ein vernünftiges Mädchen zu sein, Vorschlag machen, hierher zu kommen, anklopfen, wie's steht" — und daneben, nach zwei langen Gedankenstrichen: „Bettine besuchen, die Geschichte in Ordnung bringen . . ." Wer war diese Bettine? Welche Geschichte war es, die nun nicht in Ordnung gebracht worden war? Und „anklopfen" wollte der Großvater — wieder empfand sie die Gluth ihrer Wangen, denn aus einem anderen Worte, das sie gefunden, wußte sie nur zu gut, was der Alte mit diesem „Anklopfen" gemeint. Zwei dornige Räthsel waren ihr da als seiner Erbin hinterlassen worden; aber hatte sie mit den Vortheilen nicht auch die Pflichten dieser Stellung auf sich genommen? Es fiel ihr aufs Herz, daß der Tod ihres Großvaters ohne Testament vielleicht manche Hoffnungen betrogen, wohl gar eine alte Schuld ohne Bezahlung gelassen, daß diese Bettine einen Anspruch erheben könnte, daß sogar Herr Plönnies, wenn der Großvater bei Zeiten die letzten Dinge vorbedacht hätte, ihr anders — ganz anders gegenüberstehen würde. . .

Warum wollten sich ihre Betrachtungen nur von diesem Punkte nicht losmachen, warum kehrten sie wie magnetisch angezogen immer wieder dahin zurück? Wie konnte sie morgen nur Herrn Plönnies unter die Augen treten? Er hatte keine Ahnung, daß der Großvater seine geheimsten Gedanken einem Papier anvertraut; er durfte nie erfahren, daß sie dies Papier entdeckt. Und doch — wie vermochte sie sich Gewißheit über jene Bettine zu verschaffen ohne ihn? Welch arge Strafe, welche Verwickelungen drohten ihrem Vorwitz! In der tiefen, so lange unbewohnten Stube wehte es sie kalt und unheimlich an. Der Frost, der ihren Leib zusammenfahren ließ, berührte auch ihre Seele; es war ihr, als regte sich etwas in dem Gemach außer ihr, als suchte der Pendel der alten Uhr in dem braunen Holzgehäuse nach dem unfreiwilligen Stillstand sich wieder in Bewegung zu setzen, um die Geisterstunde anzukündigen. . . Entsetzt sprang sie auf, verbarg das verhängnißvolle Buch unter ihrem Brusttuch, als müsse sie es vor irgend welchen verrätherischen Augen in Sicherheit bringen, und floh nach ihrem Gemach hinüber, das sie ängstlich verriegelte und verschloß, nicht bedenkend, daß die Geister, denen sie den Eingang zu wehren hoffte, nicht draußen, sondern in ihrem Herzen wohnten.

Herr Gustav Plönnies hatte am anderen Vormittag in den Comptoirgeschäften, bei Briefen, Depeschen, Coursen und Abrechnungen nothdürftig seine Haltung und kaufmännische Ruhe wiedergewonnen. Um so peinlicher berührte es ihn, als kurz vor der Börsenstunde das Fräulein ihn bitten ließ, ihr eine Unterredung zu gewähren. Gleich darauf erschien sie selbst, zu nicht geringer Verwunderung der Herren, im Comptoir und trat, von allen, wie es sich gebührt, begrüßt, in das Allerheiligste. Herr Plönnies hatte ihr selbst die Thür geöffnet; der Gruß, mit dem er sie empfing, war ihm freilich zur Hälfte in der Kehle stecken geblieben. Was wird's geben? fragte er sich und rückte verlegen an seiner steifen Halsbinde.

Es war gut, als sie Beide in dem kleinen wohnlich eingerichteten Gemach — nur die nach der Straße zu liegenden Fenster waren unheimlich vergittert wie die in den übrigen Comptoirstuben — einander gegenüber saßen, daß Gertrud ebenso befangen war als Herr Plönnies und sich ebenso wenig getraute, ihn anzusehen, als er sie, wie gern er es auch gethan hätte.

„Ist Ihr Anliegen so dringend, gnädiges Fräulein," fragte endlich Plönnies und spielte dabei mit einem Elfenbeinmesser, um die zuckende Bewegung seiner Hände besser zu verbergen, „daß Sie mich hier aufsuchen?"

„Es ist ein Geschäft, das mich vielleicht nicht allein angeht, sondern auch die Firma," entgegnete schüchtern Gertrud.

„Die Firma?" Herr Plönnies legte sein Spielzeug nieder, rückte sich zurecht und erhob den Kopf, den er bisher gesenkt gehalten.

Noch leiser als die erste kam jetzt die zweite Antwort aus Gertrud's Munde: „Ich habe in einer Art Tagebuch des Großvaters wiederholt den Namen Bettine gefunden; noch am Tage seines Todes hat er vermerkt, daß er dieses Mädchen oder diese Frau besuchen wolle, um eine nicht weiter bezeichnete Angelegenheit zu ordnen. Mich beunruhigt das, Herr Plönnies, der Wille meines Großvaters soll erfüllt werden. Aber was war sein Wille? Kennen Sie jene Bettine? Darum bin ich zu Ihnen gekommen, mir von Ihnen Auskunft und Rath zu erbitten."

Herr Plönnies machte eine Bewegung,

um Gertrud ins Gesicht sehen zu können, aber sie wandte es schnell zur Seite — auch wohl der Sonnenstrahlen wegen, die trotz der Gitterstäbe blendend in das Gemach drangen.

„Auskunft und Rath!" wiederholte Herr Plönnies, als brauche er eine Weile Ueberlegung zu seiner Erwiderung. „Das ist schwerer, als es Ihnen erscheinen mag. Was zunächst mich betrifft, so kenne ich jene Dame kaum; ich habe sie zwei- oder dreimal bei Ihrem Großvater gesehen."

Also doch! dachte Gertrud. Mein ahnendes Herz!

„Ist sie jung?" fragte sie nun schon viel hastiger.

„Dem Anschein nach nur ein wenig älter als Sie, mein Fräulein!"

„Und was wollte sie von meinem Großvater? Wie kam er zu ihr?"

Dies Drängen eines neugierigen und klugen Mädchens fiel Herrn Plönnies immer bedenklicher auf das Gewissen. Welch ein böser Kobold, sagte er sich, muß dem Fräulein auch gerade diesen Namen unter den Hunderten, die in Christian Rodewald's Notizenbuch stehen, vor die Augen geführt haben!

Und schon setzte ihm Gertrud heftiger zu: „Weichen Sie mir nicht aus, Herr Plönnies, ich bin Ihre Freundin und Sie sind mir Wahrheit schuldig."

„Mein werthes Fräulein," mußte nun Herr Plönnies doch lächeln und zog unwillkürlich seinen Hemdkragen aus der schwarzen Halsbinde höher, „Sie schieben meinem Zaudern einen ganz anderen Sinn unter, als es hat. Ich bin über Frau oder Fräulein Bettine Harms nicht weiter unterrichtet — nicht so weit, wie Ihre Wißbegierde es vielleicht wünscht. Die Dame wohnt seit anderthalb Jahren in unserer Stadt, in der Gartenvorstadt. Ihr Großvater zahlte ihr vierteljährlich eine kleine Summe . . . ich glaube als Unterstützung, aus Herzensgüte . . . wenigstens findet sich in unseren Büchern weder ein Anspruch noch ein Guthaben von ihr verzeichnet . . ."

„Und diese Summe ist der Armen seit des Großvaters Tode nicht mehr ausgezahlt worden?"

„Verzeihen Sie, mein Fräulein" — und hier wurde Herr Plönnies in einer Weise roth und verlegen, wie es kein Kaufmann in einer solchen Geschäftsfrage vor einem naseweisen Mädchen hätte werden dürfen, der nur den geringsten Respect vor seinem Stande und sich selbst gehabt — „es war sicherlich nicht der Wille meines verstorbenen Compagnons, seine Wohlthaten jener Frau gegenüber einzustellen, darum habe ich die geringe Summe auf mein Conto übernommen — zunächst, bis ich mich mit Ihnen, mit Ihrer Frau Mutter ins Einverständniß darüber gesetzt."

Gertrud zuckte zusammen, dann gab sie ihm die Hand und stand auf: „Ich verstehe Sie sehr gut, Herr Plönnies, Sie wollten die Arme nicht unter der Versäumniß des Großvaters leiden lassen. Wenn ich nur nicht fürchten müßte, daß noch andere Hoffnungen durch diesen vorzeitigen Tod zerstört worden sind!"

„Nein, nein!" entgegnete Herr Plönnies beinahe heftig. „Beunruhigen Sie sich nicht. Der Dienerschaft hat Ihre Frau Mutter ja schon großmüthig Alles bewilligt, was dieselbe irgend von einem Testamente ihres ehemaligen Herrn erwarten konnte . . ."

„Und außer der Dienerschaft hätte der Großvater Niemand gehabt, den er geliebt, dem er ein Zeichen seiner Erkenntlichkeit und Freundschaft noch im Tode hätte geben mögen? Armer reicher Mann! Wie bedaure ich dich!"

Herr Plönnies hütete sich wohl, ihre Erregung durch Widerspruch zu steigern. Erst nach einer Weile sagte er: „Mit so

zarten Gefühlen ist nicht zu scherzen, aber man soll die Führung seines Lebens auch nicht von ihnen abhängig machen. Ihr Großvater war von härterem Holz, war ein Kaufmann und ging von dem Grundsatz aus, daß man nur zu zahlen hat, was man schuldig ist. Wessen Herz immer überwallt, dessen Kopf ist in Geschäften wenig werth."

„Ist es nun Ihr Herz oder Ihr Kopf, der für jene Bettine zahlt?" fragte sie spöttisch. „In diesem Falle aber habe ich das Vorrecht und will es mir wahren. Sie haben mir Alles gesagt, was Sie von dieser Angelegenheit wissen?"

„Alles. Ihr Großvater liebte es nicht, daß man allzu eifrig Verhältnissen nachforschte, die er geheim halten wollte. Ich möchte Sie bitten, mein werthes Fräulein, sich mit der Auskunft zu begnügen, die ich Ihnen ertheilen konnte."

Förmlich geleitete Herr Plönnies darauf das Fräulein durch die Comptoirstuben, unter den Grüßen der Herren, die sich einen Augenblick von ihren Stühlen und Schreibböcken erhoben, unter der freundlichen Erwiderung Gertrud's.

Zum ersten Male, so weit er sich zurückbesinnen konnte, war Herr Plönnies in der nächsten Stunde mit seinem Stande höchlich unzufrieden. Diese jämmerliche Abhängigkeit des Kaufmanns von Zahlen und wieder Zahlen! Das Gespräch mit Gertrud hatte ihn länger als billig aufgehalten; ganze zwölf Minuten später als gewöhnlich trat er in den Börsensaal. Natürlich gab das in dem Kreise, der sich um ihn zu sammeln pflegte, Aufsehen und Verwunderung. Ein Bedürfniß, das er bisher nie — oder doch nicht in dieser Stärke empfunden hatte, machte sich in ihm geltend, aus diesem Gewirr in die Stille eines Gartens, eines Waldes zu fliehen und seinen Gedanken nachzuhängen. Welchen Gedanken? Seine Freunde würden ihn für wirblicht im Kopf, für ausgetauscht erklärt haben, wenn sie gewußt, daß Herr Gustav Plönnies hier im Börsensaal, mitten unter einlaufenden Depeschen und steigenden Coursen, die alle einmal wieder seine Klugheit und Voraussicht bestätigten, über den Vorwitz eines jungen Mädchens nachsann und dessen unberechenbare Folgen zu berechnen versuchte. Zum Glück blieb es denn auch nur bei dem Versuche; die Geschäfte nahmen bald die Aufmerksamkeit des Herrn Plönnies, wie rebellisch sein Gemüth widerstrebte, in ihren eisernen Zwang. Seine gewohnte Gelassenheit und Kühle gewann er indeß trotz alledem an diesem Tage nicht wieder. Bei dem Mittagsmahl, das er in dem ersten Gasthof der Stadt mit anderen Junggesellen einnahm, war er zerstreut und wortkarg; nachher an seinem Schreibtisch wollte ihm die Arbeit nicht so schnell wie sonst von der Hand gehen, öfters mußte er einen angefangenen Brief zerreißen. Er hatte beschlossen, sich heute nicht zu den Damen hinaufzubegeben, er besorgte einen Auftritt wie den am gestrigen Abend, allerlei verfängliche Fragen Gertrud's... Wenn die Grafen Lenzau doch erst hier wären, dachte er, um im nächsten Augenblick in sich selbst hineinzurufen: Nein, nein! es stünde Alles besser, wenn sie diesen Grafen nie gesehen hätte! So tückisch hatte der Zufall bisher gespielt, daß von ihm wie von dem Schabernack eines dämonischen Wesens das Schlimmste zu fürchten war. Herr Plönnies rang umsonst mit der abergläubischen Angst, daß gerade am Verlobungsfest das Geheimniß offenbar werden würde, wie und an welchem Namen Christian Rodewald gestorben sei... Es war ihm angenehm, daß die Damen ihrerseits ebenfalls nicht auf seinen Besuch gerechnet zu haben schienen; auf eine Botschaft, die er hinaufgeschickt, sich nach ihrem Befinden zu erkundigen, erfuhr er, daß Frau von Bork unpaß sei und das Fräulein eine Spazier-

fahrt unternommen habe. Er konnte sich ungestört seinen Grillen hingeben.

In diesen Einbildungen und Sorgen spielte jene Bettine bald eine Rolle: zu viel war von ihr geredet worden, um sie zu vergessen. So gut es ging, hatte sich Plönnies das Wenige, das er von der Armen wußte, zusammengereimt. In seiner Erinnerung war von ihr das Bild eines wohlerzogenen, gebildeten Mädchens geblieben. Er glaubte, daß Rodewald sie als eine Gesanglehrerin bezeichnet hätte. Sich des Näheren nach ihr zu erkundigen, hatte für ihn keine Veranlassung vorgelegen. Sehr wahrscheinlich, daß Rodewald, wenn er ein Testament gemacht, ihr ein Legat ausgesetzt — ein größeres vielleicht als die kleine Rente, die er ihr jetzt zahlte, aus dem Gefühl der Dankbarkeit heraus, die er selbst dem Verstorbenen schuldete. So still und eingezogen lebte Bettine, daß er sich vergebens auf Vorfälle besann, wo er etwa ihren Namen nennen gehört hätte. Freilich — er verkehrte spärlich in Familien, in denen eine Gesang- und Musiklehrerin von Nöthen war. Um so eher hätte er sich um das Wohl und Wehe eines Wesens unterrichten sollen, das ja nun durch eigene Wahl sein Schützling geworden war. Diese Versäumniß ließ sich jedoch in kürzester Frist durch einen Gang nach der Gartenstraße wieder gut machen. Wer vermag bis auf den Grund seines Herzens zu schauen? Vielleicht war es nur der Wunsch, Gertrud morgen willkommene Nachrichten mittheilen zu können, der Herrn Plönnies' Willen bestimmte und seine Schritte beschleunigte.

Aber Herr Plönnies war zuerst doch ein Geschäftsmann, der seine Neigungen und den Drang seines Herzens in Abhängigkeit von dem Regulator in dem Comptoir zu halten wußte. Mit dem Schlag der Uhr, welche das Ende der siebenten Stunde verkündigte, hatte er seine Schreibstube verlassen und den Gang nach der Gartenstraße angetreten: für seine gute Absicht war es gerade um eine Stunde zu spät. Ein Mädchenwille, der keine Hindernisse kennt und achtet, läuft eben in seiner Leidenschaft noch einmal so geschwind als der eines bedächtigen Kaufmanns von vierzig Jahren.

In einer von wildem Wein und Epheu umrankten Laube mit schwarzgrünen und vergilbten Blättern saß Bettine, ein blondhaariges dreijähriges Mädchen auf dem Schoße, von schräg durch die kahl werdenden Baumwipfel fallenden röthlichen Abendsonnenstrahlen beschienen. Tiefer Frieden ringsum, jene Stimmung zwischen Wehmuth und Lebensfreude, die den Tagen auf der Scheide zwischen Sommer und Herbst einen so unbeschreiblichen, zärtlich traurigen Reiz giebt. An den Aepfel- und Birnenbäumen des Frucht- und Gemüsegartens, der weitaus den größeren Theil des Besitzthums ausmachte — nur um die Laube standen ein paar Kastanien- und Nußbäume und einiges Flieder- und Hagedorngebüsch — Früchte in Fülle, welche die Zweige niederbogen. Darüber der Abendhimmel, dessen Wolken immer goldener, immer vielfarbiger wurden. Die schöne Frau mit den sanften braunen Augen, das Kind küssend und streichelnd und dann wieder muthwillig mit ihm scherzend, belebte das stille landschaftliche Bild stimmungsvoll. Wie schön sie war, zeigte sich erst, als sie jetzt auf den Anruf einer älteren Frau von der Schwelle des Hauses her von der Bank aufstand, das Kind zur Erde setzte, sich tummeln hieß und eilig, den Kopf zur Seite geneigt, dem Hause zuschritt. Eine schlanke, biegsame Gestalt, von edlen Formen, braunhaarig, mit blassem, vornehmem, schmerzverklärtem Gesicht...

Gertrud, die sie drinnen in der Wohnstube erwartete, fand es im ersten Blick nicht ohne eine Regung des Neides her-

aus, daß Bettine sie an Schönheit überstrahle und ihr an Lebensgewandtheit nicht nachstünde. Nach ihrem Gespräch mit Herrn Plönnies war sie rasch entschlossen gewesen, die Bekanntschaft Bettinens allein, auf ihre Weise, ohne die Vermittelung Fremder zu machen. Ihre Mutter war in ihrer Kränklichkeit und Verdrießlichkeit nicht geeignet, ein solches Unternehmen zu einem glücklichen Ende zu führen; überlaß Alles getrost Herrn Plönnies, würde sie der drängenden Tochter gesagt haben. Der aber, dachte Gertrud, wird die Sache geschäftsmäßig betreiben, und ich werde nie erfahren, welche Beziehungen zwischen dem Großvater und Bettine Harms bestanden haben. Leichter als einem Manne wird sie einem Mädchen, einer Altersgenossin ihr Herz öffnen. In dieser Absicht war sie nach der Gartenstraße hinausgefahren, voll guten Muths, die Neigung der Anderen im Sturm zu erobern. Warum ihre Hoffnung plötzlich sank, hätte sie bei dem Anblick Bettinens nicht sagen können, aber es war so. In ihrer Einbildung hatte sie sich eine ganz andere Vorstellung von derselben ausgemalt. Ein Mädchen ohne große Schönheit, demüthig, kränklich, unsicher in ihrem Benehmen, wie sie eine und die andere Clavierlehrerin aus ihrer Schulzeit kannte: der Unterschied zwischen diesem Phantasiegebilde und der ruhigen, in sich gefaßten, bescheiden, aber modisch gekleideten schönen Dame, die ihr gegenübertrat, raubte ihr die Unbefangenheit und verwischte die klug ersonnene Anrede aus ihrem Gedächtniß. Ihrerseits hatte Bettine bei der Ankündigung eines Besuches geglaubt, daß es sich um eine Aufforderung oder Anfrage hinsichtlich ihrer Gesangsstunden handle, und sah erstaunt ein junges, nach Worten ringendes Mädchen vor sich.

„Wollen Sie nicht Platz nehmen, mein gnädiges Fräulein?“ bat sie nach gegenseitiger stummer Begrüßung ihren Gast.

Inzwischen war das Bewußtsein ihres Reichthums, der alte Spruch, daß Gut auch Muth giebt, lebendig in Gertrud geworden, sie begann sich ihrer Blödigkeit und Rathlosigkeit zu schämen...

„Verzeihen Sie, mein Fräulein, daß ich Sie noch in dieser Abendstunde störe, aber ich wußte nicht, wann ich der vielbeschäftigten Künstlerin am gelegensten hätte kommen können,“ fing sie an.

„Ich bin nicht so beschäftigt, wie Sie meinen,“ entgegnete Bettine mit einem Lächeln, das die Fremde ermuntern sollte, „Ihr Besuch würde mir zu jeder Stunde angenehm gewesen sein.“

Gertrud, noch immer stehend, den Sonnenschirm hin und her drehend, warf einen verstohlenen, spähenden Blick nach Bettinens Antlitz; sie hatte die Empfindung, daß sie mit all' ihren Finten und Vorbereitungen der Anderen sich doch nicht nähern würde und daß es besser sei, gleich den Sturmlauf zu beginnen.

„Gesteh' ich es nur, mein Fräulein, ich wollte Sie heimtückisch überfallen,“ sagte sie, „und mich erst nach dem Siege entdecken. In den Papieren meines Großvaters hab' ich öfters Ihren Namen erwähnt gefunden — in einer Weise, die mich angetrieben und zugleich ermuthigt hat, Sie aufzusuchen; ich bin Gertrud von Vork, die Enkelin Christian Rodewald's.“

Zu einem Schrei hatte Bettine den Mund aufgethan — sie faltete die Hände auf der Brust zusammen, bezwang die Bewegung, die sie erschütterte, senkte den Kopf und wiederholte tonlos: „Christian Rodewald's Enkelin!“

Welch ein Unglück hab' ich da angerichtet! ging es durch Gertrud's Sinn. Mit ihren Armen umfing sie die Erblaßte —

„Ich wollte Ihnen keinen Schmerz bereiten, vergeben Sie mir! Wenn Ihnen meines Großvaters Gedächtniß...“

„Er war mein Wohlthäter, mehr als

das!" unterbrach sie Bettine. „Sie mißverstehen meine Bestürzung, mein gnädiges Fräulein... Ich habe keinen anderen Namen für das Gefühl, das mich bei Ihrem Anblick erfaßt und das die schöne Regung, die Sie zu mir geführt hat, so schlecht lohnt! Denn Sie kennen mich nicht..."

„Ich sehe Sie, das ist mir genug!" antwortete Gertrud. „Und hab' ich überdies nicht das Zeugniß meines Großvaters!"

„Er nahm sich meiner aus Großmuth an, weil ich unglücklich und weil mir Unrecht widerfahren war."

„Und dürft' ich nicht dieselben Gründe für meine Theilnahme und Freundschaft anführen? Lassen Sie mich meine Voreiligkeit nicht durch Kälte und Mißtrauen büßen! Ich dränge mich nicht in Ihre Geheimnisse, aber ich bitte Sie, weisen Sie die Hand, die ich Ihnen biete, nicht für immer zurück."

„Ihre Güte rührt mich tief, um so inniger, da sie einer Ihnen ganz Unbekannten gilt; allein zürnen Sie mir nicht: die Unglücklichen sind argwöhnisch und gewöhnen sich nur langsam an Anderer Theilnahme. Der Tod Ihres Großvaters hat mich so arm an Freundschaft gemacht, daß ich fast verwirrt darüber bin, meinen Verlust so rasch durch die Ihrige ersetzt zu sehen."

Das reiche Mädchen war durch die kühle Aufnahme ihrer entgegenkommenden Freundlichkeit im Innersten verletzt. Mit stürmischer Dankbarkeit hätte sie Bettine umfassen sollen, und statt dessen wehrte die Spröde jede Annäherung höflich, aber entschieden ab. War das nun eigensinniger Trotz, Bettlerhochmuth oder der lang' aufgesparte Unwille über den Zufall, der das Erbe des alten Rodewald ganz und ungetheilt in Gertrud's und ihrer Mutter Schoß geschüttet? Was hatte sich indessen Gertrud um die Gefühle zu kümmern, die in Bettinens Brust mit einander ringen mochten? Sie war nicht gewöhnt, die Rolle einer Bittenden, der Gehör verweigert wird, zu spielen; mit einer gewissen Ungeberdigkeit, die unter anderen Umständen Bettinens Lächeln herausgefordert haben würde, entzog sie ihre Hand den schlanken Fingern der Anderen, die gar nicht versuchten, sie festzuhalten, warf den Kopf in den Nacken zurück und die Unterhaltung, von der sie sich so viel versprochen hatte, würde mit einem Mißklang geendet haben, wenn nicht lustig und lärmend, nach der Mutter rufend, das Kind in das Gemach gesprungen wäre. Draußen im Garten war es ihm 'zu einsam geworden, und die immer tiefer sich senkende Dämmerung schreckte es.

Der Engel, der nach Bettinens letzten Worten langsam durch das Zimmer geschwebt, schien sichtbare Gestalt angenommen zu haben.

Glühend im Gesicht und doch wie erleichtert aufathmend, hatte sich Bettine dem Kinde zugewandt, das, als es die Fremde gewahrte, zögernd und die geballten kleinen Händchen an den Mund drückend auf der Schwelle stehen geblieben war, nun aber, als Bettine sich zu ihm niederbeugte, die Arme um ihren Hals schlang und laut aufjauchzte.

Gertrud war befangen einen Schritt zurückgetreten, in dem Gefühl, hier überflüssig zu sein; Bettine jedoch wollte sie nicht in Verstimmung und Unmuth von sich scheiden lassen: was ihr Herz auch bewegen mochte, verkennen konnte sie die gute Absicht nicht, die Gertrud hergeführt. In der Verlegenheit, das abgebrochene Gespräch wieder aufzunehmen, sagte sie zu dem Kinde, es hoch in ihren Armen haltend: „Da, gieb der Dame freundlich die Hand!" und näherte sich Gertrud.

Mit großen Augen schaute die Kleine

die Fremde an, wie zwischen der Scheu vor dem ungewohnten Anblick und der Freude über die weiße Feder und den blauen Schleier auf dem Hute Gertrud's getheilt; mit der Linken den Hals Bettinens umfassend, streckte sie die Rechte gehorsam Gertrud entgegen. . .

Was war nur in den Augen des Kindes? Was sah sie daraus an? Gertrud empfand es wie einen leisen elektrischen Schlag, als sie die kleine Hand in die ihrige nahm und, mit den Blicken auf dem Antlitz des ihr nun entgegenlächelnden Mädchens verweilend, in halber Unbewußtheit fragte: „Wie heißest du denn?" und ohne die Antwort abzuwarten, zu Bettinen gewandt, fortfuhr: „Welch schönes Kind!"

„Ich heiße Ada," entgegnete die Kleine und Bettine, sie fester an sich drückend: „Es ist mein Kind! Seinetwegen bin ich Ihrem Großvater zu beständigem Dank verpflichtet — seinetwegen allein! Was war an mir gelegen!" Vielleicht hätte sie in diesem erregten Ton noch weiter geredet, hätte das Kind nicht in die Hände geklatscht; ein Luftzug, der durch das offene Fenster drang, trieb ihm den Schleier Gertrud's entgegen.

„Darf ich mit der Ueberzeugung von hinnen gehen," fragte darüber Gertrud, „daß kein Mißverständniß zwischen uns besteht und mein Besuch keine Mißdeutung erfahren wird?"

„Gewiß nicht, mein Fräulein! In jedem Sinne bin in Ihnen dankbar und herzlich verpflichtet."

Trotz aller Höflichkeiten, mit denen sie sich trennten, wußten Beide, daß etwas wie ein Schatten zwischen ihnen stand, ein schwer zu erklärendes Etwas, das nicht nur in der Verschiedenheit ihrer Naturen und ihrer gegenseitigen Stellung, sondern in einer bestimmten Thatsache zu liegen schien. Eine Thatsache freilich, über die Gertrud, während sie verdrossenen Sinnes die Gasse ein wenig hinauf zu dem Platze ging, wo ihr Wagen hielt, vergeblich grübelte; statt eine Aufklärung über das Verhältniß ihres Großvaters zu Bettinen zu gewinnen, waren nicht allein diese Beziehungen — nein, war Alles um das seltsame Mädchen mit dem Kinde auf dem Arme ihr noch dunkler als vorher geworden. Je tiefer sich Gertrud in Gedanken und Betrachtungen verlor, desto mehr wuchs ihr Unmuth über ihr verfehltes Unterfangen, über die schiefe Lage, in die sie dadurch gerathen. Gleichsam, als müsse sie es vermeiden, hier gesehen zu werden, duckte sie sich in die Ecke des Wagens und bemerkte so in der That den Mann nicht, der gerade auf die Schwelle von Bettinens Hause trat, wo ihre Pferde sie in der entgegengesetzten Richtung davontrugen.

Herr Plönnies dagegen hatte schon aus der Ferne die Rosse Christian Rodewald's erkannt und sich in sein Schicksal, daß ihm Gertrud zuvorgekommen, gefunden. Dennoch dachte er nicht daran, so nahe am Ziel, wieder umzukehren. Eines besonnenen Mannes Wort mag wie Oel auf die erregten Wogen der Leidenschaft wirken, welche diese Unterredung geweckt haben wird, sagte er sich, als er die Hausthür öffnete. . .

Dem Namen wie dem Aussehen nach war Herr Plönnies Bettinen eine bekannte Persönlichkeit; mehr, als er wußte, hatte überdies der alte Rodewald zu seinen Gunsten geredet; und wenn sie unter anderen Umständen über sein Erscheinen in ihrer Häuslichkeit erstaunt gewesen sein würde, so hatte sie in dieser Stunde so viel des Seltsamen und Aufregenden erfahren, daß sie außerhalb aller Verwunderung stand.

Ihre und seine Gedanken begegneten sich auf demselben Punkte.

„Das Fräulein von Bork hat mich eben verlassen," sagte Bettine mit fliegen-

dem Athem, „Sie werden ihretwegen zu mir gekommen sein, Herr Plönnies, aber Sie haben mir zugleich damit einen Dienst geleistet. Noch diesen Abend hätte ich Ihnen geschrieben und Ihre Hülfe in Anspruch genommen. Meines Bleibens ist in dieser Stadt nicht mehr, meine Vergangenheit wird in den Augen eines anderen Weibes immer wie ein untilgbarer Fleck an mir haften, ich bin zur Lüge zu stolz und kann weder Demüthigung noch erbarmendes Mitleid ertragen. Ich mache mir schon Vorwürfe, die Wohlthaten meines Beschützers über seinen Tod hinaus genossen und sie nicht abgelehnt zu haben, sie brennen mir nach dem Besuche seiner Enkelin wie Feuer auf der Seele . . .“

„Ist das Fräulein von Bork so hart und unfreundlich zu Ihnen gewesen?“ wandte Herr Plönnies mit seiner sanften, ruhigen Stimme ein.

„Ihre Freundlichkeit, ihre Mädchenhaftigkeit sind es, die mich peinigen, die mir die Röthe in das Gesicht treiben — soll ich jeden Tag eine neue Begegnung fürchten, die ich, ohne undankbar zu erscheinen, nicht zurückweisen kann und die mir das Leben vergällen würde? Ich bin durch die Güte meines edlen Wohlthäters nicht ganz mittellos mehr, ich traue mir die Kraft zu, auf eigenen Füßen zu stehen, und möchte schonend die Bande lösen, die mich fesseln. Rathen Sie mir, Herr Plönnies, leiten Sie meine Schritte, ich vertraue Ihnen rückhaltlos.“

Herr Plönnies machte eine halb zustimmende, halb begütigende Geberde. . . „Versprechen Sie mir nur,“ sagte er, „nichts Uebereiltes zu thun, nicht der Leidenschaft allein Gehör zu geben. Heute würden wir Beide keinen vernünftigen Plan ersinnen. Aber Sie haben auch vor dem Fräulein in der nächsten Zeit Ruhe. Eine verzeihliche Neugier, eine schöne Wallung des Herzens — ich verbürge es Ihnen — hat das junge Mädchen zu Ihnen geführt, kein anderer Grund. Sie ist die einzige Tochter ihrer Mutter, früh an Selbständigkeit gewöhnt und immer sicher, ihren Willen durchzusetzen; es hat sie gereizt, mehr von Ihnen zu erfahren, vielleicht an Ihnen eine Freundin zu gewinnen, deren sie bei der Lebhaftigkeit ihrer Empfindungen und der Raschheit ihres Handelns wohl bedürfte.“

„Und ich sollte diese Freundin sein! Ach, Herr Plönnies, kränken Sie mich nicht! Oder hat Ihnen Ihr seliger Freund nicht erzählt, wie wir Beide zu einander gekommen?“

„Nein. Rodewald war nicht mittheilsam und ich . . .“

„Nicht neugierig? Aber Sie dürfen nicht länger sich einer Täuschung hingeben. Besser, ich zerreiße den Schleier, als daß es Andere oder ein boshafter Zufall thun. Sehen Sie mich recht an“ — und eine wilde Flamme zuckte über ihr Antlitz und verwandelte den ruhigen Ausdruck ihrer Züge zu finsterer Energie — „ohne Rodewald wäre ich eine Kindesmörderin!“

„Sagen Sie das nicht!“ wehrte Herr Plönnies ab und setzte, die Erschütterung ihres ganzen Wesens gewahrend, hinzu: „Ein Augenblick der Besinnungslosigkeit . . .“

In dem Zimmer war es dunkel geworden, kaum daß oben am Fenster noch ein letzter Widerschein des Abendroths verblaßte. . . Die Hände über das Gesicht geschlagen, im Kampf mit Schluchzen und Weinen, hatte sich Bettine in einen Sessel geworfen, in dem entferntesten Winkel des Raumes. . .

„Wohl war es Wahnsinn, und doch war mein Verstand nie klarer, meine Seele nie ruhiger gewesen. . . Als ich in der Herbstnacht, mein Kind im Arm, aus der Stadt hinaus nach den Weiden-

gebüschen an der Alster eilte, uns Beide, sein Unglück und meine Schuld, in den Wassern zu begraben ..."

„Sie regen sich auf — und ohne Noth. Jeder hat einmal in seinem Leben mit einem Entschluß der Verzweiflung gerungen; aber es thut nicht gut, solche Erinnerungen aus der Tiefe der Seele wieder heraufzurufen."

„Lassen Sie mich mein Herz ausschütten; um so lieber, wenn Sie mich verstehen."

„Sprechen Sie nur, falls es Sie erleichtert. Auch ich war nahe daran, die Bürde des Lebens zu schwer für meine Schultern zu finden."

„Ich war hülflos, eine Waise seit mehreren Monaten. Tag und Nacht verfolgte mich der Gedanke, daß der Gram um die verlorene Tochter meine Mutter getödtet. Aus den Augen meines unschuldigen, unseligen Kindes schauten mich die verrätherischen Augen des Mannes an, der mich geliebt und verlassen. Elend um mich, vor mir eine Wüste, Verzweiflung sich mit Stumpfsinn in meinem Herzen ablösend, hatte ich die letzten Dinge oft genug bedacht. Nun stand ich am abschüssigen Ufer; das Kind schlief; ich hatte Steine in meine Tasche gesteckt, um schneller unterzugehen. So traf mich Rodewald; er mochte mich von oben her, trotz des Buschwerks, bemerkt haben. Hastig packte er mich von hinten an den Schultern und schüttelte mich. Darüber erwachte das Kind und schrie ... so jämmerlich, so herzzerreißend... Ich war wieder in den Kampf des Lebens zurückgestoßen; der Mann, der mich vom Selbstmorde abgehalten, begnügte sich aber nicht mit dieser That, nicht mit Ermahnungen und guten Worten, sondern nahm sich meiner dauernd an und sorgte für mich wie ein Vater ..."

„So war er!" bestätigte Herr Plönnies und gedachte in seiner dankbaren Seele, welche Stütze auch ihm der Alte bei dem Schiffbruch seines Lebensschiffes gewesen.

Der Ton der Rührung, der in dem Wort des guten Mannes klang, ermuthigte Bettine, in ihren Geständnissen fortzufahren: „Er rieth mir, mein musikalisches Talent zu benutzen, er verschaffte mir meine ersten Unterrichtsstunden und gab mir zugleich die Mittel, mich in meiner Kunst auszubilden. Dies Heim, in dem ich mich wohl fühle, hat er mir bereitet, und während er mir die Sorgen des Lebens erleichterte, erhob er zugleich meine Seele aus ihrer Dumpfheit und Verlorenheit. Ach, Herr Plönnies! wie viel hat mir sein Tod geraubt! den Freund, den Wohlthäter! Wie oft hat er dort am Fenster gesessen und mir von Hoffnungen gesprochen, die sich nun nicht verwirklichen werden! Resolut, armes Kind! sagte er und trommelte auf den Scheiben. Der alte Rodewald führt zu Ende, was er sich vorgenommen, auch diesen Lentzau wird er unterkriegen ..."

„Wen?" rief Herr Plönnies mit einer Stimme, die Bettine erschreckte.

„Um Gottes willen, was hab' ich gethan!" Sie sah nur den Eindruck, den die unbedachte Nennung eines Namens, der ihr so theuer und so verderblich gewesen, auf den Kaufherrn gemacht, ohne den Grund dieser Bewegung zu ahnen.

„Sie haben da einen Namen genannt," suchte sich Herr Plönnies allmälig wieder zu fassen, „der unserer Firma nicht unbekannt ist ... vorausgesetzt, daß Sie den Grafen Lentzau auf Hostrup meinen?"

Wie bitter klagte sich Bettine in ihrem Herzen der Voreiligkeit an! wie gern würde sie diesen Namen jetzt tief versteckt in ihrem Inneren gehalten haben! Es war zu spät. Was sie in ihrer Angst und Aufregung schon bekannt, gab dem

Anderen ein Recht auf die ganze Wahrheit. . .

„Schelten Sie mich eine Thörin," sagte sie, „aber in manchen Augenblicken glaubte ich trotz aller Zweifel den Versicherungen Rodewald's. Es lag in seinem Wesen und seiner Erscheinung eine solche Festigkeit, ein unerschütterliches Selbstvertrauen, die mich überwältigten. Vielleicht auch darum, weil seine Versicherungen den Hoffnungen, die ich noch immer hegte, schmeichelten. Und wenn ich Ihnen die Geschichte meiner Verirrung erzähle . . . Sie werden Mitleid mit mir haben und ein Mädchenherz nicht verdammen, das sich wie an einen letzten Anker an das Versprechen ihres Wohlthäters hielt, ihr den Geliebten wiederzugeben."

Herr Plönnies stützte den Kopf auf die Hand: welche Eröffnung war ihm geworden. Das Dunkel, das den Tod seines Freundes umhüllt, hatte sich gelichtet. Nicht blinder Zorn hatte ihn in seiner letzten Stunde gegen eine Heirath seiner Enkelin mit dem Grafen Lentzau sich verschwören lassen; nicht unbedacht hatte er geeifert — er hatte ein Mittel in der Hand, um diese Verbindung unmöglich zu machen. Aber freilich nur er — Herr Plönnies war machtlos, den Willen des Verstorbenen durchzuführen. „Reden Sie!" sagte er leise. Er hoffte, während sie sprach, zu einem Entschluß in dieser Verwickelung zu kommen, der seiner Rechtschaffenheit und Wahrheitsliebe geziemte und Bettinens und Gertrud's Zukunft sicher stellte.

„Vor vier Jahren," begann Bettine, „lebte ich auf Hostrup bei dem alten Grafen Lentzau. Eine Schwester meiner Mutter war dort Beschließerin und hatte mich zu sich eingeladen, mich von einer Krankheit, die mich bald nach dem Tode meines Vaters befallen, zu erholen. Wir hatten bis dahin in leidlich guten Umständen gelebt, mein Vater war Pfarrer an einer Kirche in Hamburg gewesen. Aber die Studien meines Bruders, meine eigene Erziehung hatten dem Vater es nicht möglich gemacht, Ersparnisse zu hinterlassen. Ich und die Mutter waren auf ihre kärgliche Wittwenpension angewiesen, der Bruder wollte rasch entschlossen sein Glück als Arzt in Amerika suchen. Der Landaufenthalt that mir wohl, ich erholte mich schnell. Statt der kleinen dumpfen Stuben in dem traurigen Stadthause stand mir das ganze Schloß, der weite Garten zur Verfügung. Der Graf pflegte in den Bädern sein Leiden und kehrte erst im Herbste zurück; in der Zwischenzeit war ich mir wie die Schloßherrin vorgekommen. Mit Schmerzen sah ich die schönen Tage sich ihrem Ende zuneigen, nur mit geheimem Widerwillen dachte ich an die Stadt, wie im Vorgefühl des Unheils, das mir dort bevorstand. Es war bestimmt, daß ich bald nach der Heimkehr des Grafen das Schloß verlassen sollte — hätt' ich es einen Tag früher gethan, wie anders hätte sich mein Leben gewandelt! Der Graf kam nicht allein, sein Neffe und Erbe begleitete ihn, der junge Graf Erich; er stand damals als Offizier bei den Husaren in Wandsbeck. Eine namenlose, ängstliche und doch wohlige Empfindung ergriff mich bei seinem Anblick — ich wußte nicht, daß es die blinde, bethörte und bethörende Liebe war. Zu einem gegenseitigen Geständniß fehlte uns damals noch der Muth und die Annäherung, Erich's Urlaub lief schnell zu Ende; ich hatte kaum die Augen zu ihm zu erheben und auf seine Fragen verlegen zu antworten gewagt. Leichter und besser gestaltete sich der Verkehr mit dem alten Grafen; ihm gefiel mein Wesen und mein Gesang, und als die Stunde meiner Abreise schlagen sollte, forderte er mich auf, im Schlosse zu bleiben, ihm Gesellschaft zu leisten und ihm des Abends, da seine Augen schwach geworden, eine Stunde vorzulesen. Der

Antrag war so vortheilhaft, daß ich ihn angenommen, auch wenn er nicht mit den dunklen Wünschen meines Herzens übereingestimmt. Welch günstigeres Los konnte mir zufallen als die Dienstbarkeit, die nun doch einmal mein Schicksal war, unter so angenehmen Verhältnissen zu beginnen und ihre schweren Pflichten halb im Scherz und Spiel zu lernen!"

Sie schwieg eine Weile, als sänne sie darüber nach, in welcher Weise sie ihre Erzählung fortsetzen sollte — aber sie mochte das passende Wort nicht finden. Ungeduldig sprang sie auf: „Es hilft nichts, sein Gehirn nach Ausdrücken zu zermartern, wo die Handlungen selber reden! Zur Weihnachtszeit kehrte Erich nach Hostrup zurück. In meinem wie in seinem Herzen hatten die Zeit und die Entfernung die Leidenschaft gereift. Soll ich mich entschuldigen, soll ich mich anklagen? Ich liebte und wurde geliebt. Die Gelegenheit begünstigte seine Kühnheit wie meine Schwäche. Wohl hoffte ich einmal seine Gattin zu werden, aber ich fragte in jenem Rausche nicht danach. Was nachher kam, als die Ernüchterung eingetreten, ahnen Sie, wissen Sie! Der alte Graf schickte mich aus seinem Hause fort, er war noch in dem Wahn, das Feuer ersticken zu können — willenlos, in Leib und Seele gebrochen, ging ich zu meiner Mutter. Meine Schande brach ihr das Herz. Für Erich war ich ein unkluges, leidenschaftliches Mädchen, das kein Recht hatte, über Mißhandlung zu klagen. Hatte die arme Vorleserin sich je mit dem Gedanken getragen, Gräfin Lentzau zu werden, um so schlimmer für sie! Ermessen Sie im Geiste den Abgrund, aus dem mich Rodewald gerissen, fühlen Sie mir nach, was ich ihm schulde!"

Herr Plönnies hatte das wohlwollendste Herz und war leicht von Mitleid mit der Noth eines Anderen gerührt; in dieser Stunde aber hatte er doch nur mit halbem Ohre auf Bettinens Worte gelauscht. Wenn sie wüßte, was du weißt! mußte er sich beständig dazwischen sagen, und die Sorge, sich nicht zu verrathen, legte seinem Trostspruch einen Zwang auf, der ihn selbst mehr belästigte als die Arme, die sich ausweinte. Mit den Versicherungen seiner Freundschaft, wie er sie in seiner Stimmung finden konnte, daß sie jetzt auf ihn wie früher auf Rodewald zählen dürfe; mit der Bitte, alle Betrübniß so weit als möglich zu verbannen und der Zukunft, die weder vorherzusehen noch zu ändern sei, gelassenen Sinnes entgegen zu schauen, schied er von ihr.

Daß sich Besonnenheit um so viel leichter predigen als selbst bewahren läßt! das war Herrn Plönnies' erster Gedanke, als er draußen in der Gasse stand. Er blickte, indem er sich entfernte, unwillkürlich noch einmal nach dem Fenster im Erdgeschoß zurück: im Mondlicht blinkten die Scheiben. War er es wirklich gewesen, der dahinter einer Unglücklichen, schwer Gekränkten Gleichmuth und Gelassenheit empfohlen und der jetzt durch die Straße stürmte, halblaute Worte murmelnd, Seufzer und Verwünschungen durch einander, wie einer, der jede Herrschaft über Willen und Gemüth verloren? Und warum verloren? In einer Sache, die bei ruhiger Ueberlegung ihn doch nur mittelbar betraf. Die Firma war bei der Angelegenheit unbetheiligt; weder ihr Soll und Haben noch ihre kaufmännische Ehre kam in Frage, ob das Fräulein von Bork sich mit dem Grafen Lentzau verlobte oder seine Werbung ausschlug. Welche Theilnahme er auch für Bettine empfand, sie war nicht seine Schwester; was geschehen, war, wenn nicht vergessen, doch in seiner ersten Bitterkeit verschmerzt. Nicht hier durfte er die Ursache seiner eigenen Verstörung suchen; Bettinens Geschick konnte all' sein Sorgen und Denken nicht mehr wandeln — aber die Zukunft

Gertrud's erschien noch frei und durch ein energisches Wollen bestimmbar. Wenn er in diesem Sinne die Erbschaft Christian Rodewald's antrat, wenn er statt des Todten seine Stimme gegen die beabsichtigte Heirath erhob? Und wieder wie gestern mußte er sich die Frage stellen: liebst du das Mädchen? Welcher Dämon treibt dich gerade hier die Vorsehung zu spielen? Hatte ihn seine Gutmüthigkeit unmerklich von der Stunde an, wo er sich der Mutter und der Tochter angenommen, immer schneller einen abschüssigen Weg hinabgeführt, auf dem es nun keinen Halt mehr für ihn gab? Längst schon wagte er seine „Freundschaft" für Gertrud nicht um ihre letzten Gründe zu fragen; seit dem Auftritt gestern Abend am Clavier that es ihm weh, sie an der Seite eines Anderen zu denken. Heute wollte er seinen Schmerz mit dem moralischen Unbehagen entschuldigen, das ihm der Graf Lenzau einflößte. Aber er kannte ihn nicht und empfand nur die Schadenfreude, den Nebenbuhler einer schlechten Handlung zeihen zu dürfen. War es möglich, daß ein Mädchen wie Gertrud einen solchen Mann im Ernste liebte? Er mußte des Versprechens gedenken, das er ihr gegeben, ein unparteiisches Urtheil über ihn zu fällen — vermochte er es noch zu erfüllen? Mindestens war es seine Pflicht, so viel an ihm lag, ein öffentliches Aergerniß zu verhindern.

In diesem Entschlusse richtete Herr Plönnies seine Schritte nach dem ersten Gasthofe der Stadt, um sich nach der Ankunft der Grafen Lenzau zu erkundigen. Offenbar kamen sie ohne Ahnung, daß Bettine Harms hier lebte; sie konnten eine Mittheilung darüber nicht vornehm zurückweisen. Was sie dann thun würden, mochten sie mit ihrem Gewissen ausmachen.

Vor Hilmann's Hotel hielten mehrere Wagen und Omnibusse mit Gepäckstücken beladen, geschäftig eilten die Kellner und Hausdiener hin und her. Gerade als Herr Plönnies in die hell erleuchtete Vorhalle trat, sah er sich zwei Herren gegenüber, von denen der jüngere, ihm den Rücken zukehrend, mit dem Wirthe verhandelte, während der ältere, auf einen Stock gestützt, weißbärtig, mit runzelvollem Gesicht, ihn eine Weile anstarrte und dann die Hand zum Gruße an den Hut erhob:

„Täusche ich mich nicht, Herr Plönnies! Das lasse ich mir ein gutes Omen sein, hier auf der Schwelle Ihnen zu begegnen ..."

Nun erkannte auch Herr Plönnies, mehr aus dem Unbewußten als aus der Sicherheit des Wissens heraus, den Grafen Wolf Lenzau. Wie war der sonst so stattliche Mann in den letzten Jahren, seit er ihn nicht gesehen, zusammengefallen und verkrümmt!

„Ein sehr angenehmes Zusammentreffen, Herr Graf!"

„Merke Ihnen an, daß Sie den Lenzau von ehemals suchen. Der ist dahin, die böse Gicht hat ihn geholt."

„Ich hoffe, das Bad hat Ihnen wohlgethan."

„Vielleicht schlepp' ich mich den Winter noch durch. Hab' mich übrigens nie sonderlich um die Zukunft, sondern immer nur um die Gegenwart gekümmert. Die halt' ich fest wie jetzt Sie!" und er ergriff Plönnies' Hand. „Solche Gelegenheit kommt nicht wieder. Wenn Sie mir die Ehre und die Freude gewähren wollten, noch ein Weilchen mit mir zu plaudern —" er schnalzte ein wenig mit der Zunge und kniff die Augen ein, halb den Listigen, halb den Gutmüthigen spielend.

Herr Plönnies war klug genug, um im Augenblick die ungewohnte Liebenswürdigkeit des Aristokraten nach ihrem wahren Werth zu schätzen und seine Absichten zu errathen. Aber diese Absicht stimmte mit der seinigen so glücklich überein, daß

er ohne Zögern auf den Wunsch des Grafen einging.

Jetzt wandte sich auch der jüngere Mann von dem Wirthe ab ihnen zu:

„Mein Oheim, unsere Zimmer sind ganz nach Ihrem Wunsch eingerichtet.“

„Gut. Erlauben Sie mir, Herr Plönnies, Ihnen meinen Neffen, den Grafen Erich Lentzau, vorzustellen ...“

In dem Gedränge und dem Treiben der Vorhalle gab es nur eine kurze Begrüßung, einen Austausch flüchtiger Blicke zwischen den Herren; dann nahm der alte Graf sein Bambusrohr mit dem großen goldenen Knopf in die Linke, legte die Rechte vertraulich auf den Arm des Herrn Plönnies und schritt mit ihm nach dem Speisesaal. Graf Erich versprach in kurzer Frist nachzukommen, er wollte nur die Zimmer in Augenschein nehmen.

Ein behaglicher Platz war bald gefunden, Speise und Getränk bald bestellt. Herr Plönnies schützte einen Auftrag an den Wirth vor, der ihn nach dem Gasthofe geführt. Dem Grafen schien es nicht nöthig, lange hinter dem Berge zu halten.

„Ihr Kaufleute,“ sagte er, seinen weißen Vollbart streichend, mit jovialischer Miene, „seid findige Leute, und Ihnen gegenüber würde ich mir wie ein Dümmling vorkommen, Herr Plönnies, wollt' ich den Spieß erst lange hinüber und herüber drehen. Geradaus ist mein Wahlspruch!“

Darauf erwiderte Herr Plönnies, bedächtig seinen Rothwein schlürfend, daß es bei Geschäften allerdings das Gerathenste sei, die Forderung und die Leistung klar und rein zu bezeichnen.

„Geschäfte!“ seufzte der Graf mit einem Aufblick nach der Decke des Saales. „Wenn ich die mit Ihnen zu verhandeln hätte, zög' ich gewiß den Kürzeren. Diesmal gehen wir nur auf Freiersfüßen.“

„Ei, mein Herr Graf,“ meinte Herr Plönnies, den schalkhaften Ton des Anderen aufnehmend, „Heirathsangelegenheiten sind für den Kaufmann erst die rechten Geschäfte.“

„Wenn Sie die Sache so auffassen, haben wir von vornherein verloren. Wir kommen wie die Grille zu den Ameisen und haben nichts für uns als unseren Gesang und unsere werthe Persönlichkeit —“

„Ein Graf Lentzau auf Hostrup und sein Neffe fallen immer schwer ins Gewicht.“

„Bei Ihnen?“ Der Alte kniff seine grauen Augen beinahe ganz zu und hustete kurz. „Das erste Wort haben selbstverständlich die Damen, und Sie begreifen, daß ich meinen Fuß als Brautwerber für meinen Neffen nicht in das Haus Rodewald setzen würde, wenn ich nicht der Zustimmung der Frau von Bork und ihrer Tochter halbwegs sicher wäre.“

„Und ich kann Sie noch mehr hinsichtlich Ihres Schrittes beruhigen, Herr Graf; es giebt keine letztwillige Verfügung des verstorbenen Herrn Christian Rodewald, die irgend wie, auch nur als moralischer Zwang, seiner Enkelin die Freiheit ihrer Wahl verkümmern könnte.“

„Ah“ — der Graf öffnete die Augen und betrachtete sein Gegenüber ein wenig kühler, ein wenig vornehmer als vorher — „ich hatte geglaubt, bei der großen Freundschaft, die Ihnen Herr Rodewald schenkte — waren Sie doch überall seine rechte Hand ...“

„In Geschäften,“ sagte Herr Plönnies trocken, „nicht in seinen Familienangelegenheiten.“

„So, so!“ machte der Graf. „Immerhin werden die Damen auf den klugen Rath eines so erfahrenen Mannes wie Sie, Herr Plönnies, gern hören.“ Er wollte den Anderen, der ihm gleichgültig wurde, da er in der Sache nicht mitzusprechen hatte, mit einer verbindlichen Redensart verabschieden.

„Ich kann nur wünschen, Herr Graf,

und ich hoffe es auch, daß weder die Frau von Bork noch ihr Fräulein Tochter meinen Rath in dieser zarten Angelegenheit einholen werden."

Die Aeußerung kam in einem so bestimmten, ablehnenden und beinahe feindseligen Ton heraus, daß Lentzau Messer und Gabel niederlegte: „Warum, Herr Plönnies?"

„Weil ich dann nicht als Herr Plönnies, den die Sache gar nichts angeht, sondern als Vertreter der Firma Christian Rodewald und Comp. einen Punkt zur Sprache bringen müßte, der den Wünschen des Herrn Grafen hinderlich im Wege steht."

„Das wäre!" Der Alte richtete sich straff in die Höhe, das Blut war ihm in das Gesicht geschossen.

„Das ist ein unerquickliches Gespräch, Herr Graf, und wir thun am besten daran, es abzubrechen, um so mehr, da ich von allen Menschen der letzte sein werde, die Wahl des Fräuleins von Bork zu beeinflussen."

„So entkommen Sie mir nicht, mein Herr!" rief der Graf heftig. „Mit all' Ihrer Vorsicht tasten Sie da unsere Ehre an. Was hat die Firma Rodewald und Comp. gegen die Werbung eines Grafen Lentzau um die Enkelin dieses Spediteurs Rodewald einzuwenden?"

„Ein Kleines," entgegnete Herr Plönnies, sich verbindlich gegen den Grafen hinüberneigend, um leiser sprechen zu können, „sie hat in dem Privatconto des Spediteurs Rodewald eine Jahresrente für eine gewisse Bettine Harms verzeichnet."

„Wetter!" Lentzau war in die Höhe gefahren. „Das also war der Stich, den mir der unversöhnliche Groll dieses Mannes zugedacht! Und warum dieser Groll, fragen Sie? Weil ich mich bei einem Streit zu der Aeußerung hatte hinreißen lassen, daß eine Kaufmannstochter sich immer geehrt fühlen müsse, wenn ein Edelmann mit altem Wappenschild ihr seine Hand und seinen Namen anböte. Es war vor einundzwanzig Jahren, wir waren noch alle in Standesvorurtheilen befangen. Bettine Harms! Sie kennen die unglückselige Geschichte? Natürlich. Wo lebt sie jetzt?"

„Hier."

Der Graf war in den Stuhl zurückgefallen, die eine Hand krallte sich wie krampfhaft in die Serviette fest, mit der anderen schob er das Glas voll Wein, als ob es ihn anwidere, zurück. „Noch die eine Frage, Herr Plönnies . . ."

„Still!" mahnte Herr Plönnies, der seine ruhigen Augen überall hatte, „Ihr Herr Neffe ist eben in den Saal getreten."

Aber der Alte ließ sich nicht abhalten: „Das Fräulein von Bork weiß um . . ."

„Weiß nichts!" antwortete Herr Plönnies, aufstehend, um den jungen Grafen zu begrüßen.

Erst jetzt, bei dem Licht so vieler Gasflammen, unmittelbar einander gegenüber, fanden die beiden Männer Gelegenheit, sich zu betrachten und zu prüfen. Mit einem Blick in das stille, feingeschnittene Gesicht des Herrn Plönnies mit den blauen Augen, den glatt anliegenden dunkelblonden Haaren, dem kurzgeschnittenen Backenbart, auf den altmodisch steifen Anzug, die eckigen Bewegungen des Kaufherrn hatte es Erich weg, daß er selbst diesem Manne in der Gesellschaft und bei den Frauen immer überlegen sein würde, und ein Lächeln spielte um seine lebenslustigen, blühenden Lippen. Hoch, schlank gewachsen, ein dunkles, wohlgepflegtes Bärtchen auf der Oberlippe, mit siegenden Augen, einer Adlernase, in gewähltester Kleidung, in Gang und Haltung frei und leicht, war Erich der geborene Aristokrat; der Offizier, der er gewesen, und der Diplomat, der er zu werden hoffte, verschmolzen sich in ihm zur gefälligsten Erscheinung. Herr

Plönnies war bei seinem Stande und in seinem Alter zu gewohnt, die Dinge objectiv zu betrachten, um sich durch die Abneigung, die er gegen den Grafen empfand, über den vortheilhaften Eindruck, den derselbe auf jeden Anderen machen mußte, täuschen zu lassen. Unwillkürlich senkte er das Haupt: er fühlte, daß Bettine diesem Zauber nicht hatte widerstehen können, daß ihm Gertrud nicht widerstehen würde.

Einmal am Tisch, bemächtigte sich Erich gewandt und doch wie absichtslos der Unterhaltung. Es schien ihm ein Bedürfniß zu sein, den schweren Ernst, der sichtlich auf den Stirnen der beiden Herren lag, durch heitere Scherze zu zerstreuen. Er freute sich, Herrn Plönnies von Angesicht zu Angesicht kennen zü lernen, den, wie er versicherte, Frau von Bork in ihren Briefen als den ausgezeichnetsten Mann und den edelsten Freund schildere; er wußte geschickt seiner Verehrung für das Fräulein Ausdruck zu geben, seine Hoffnungen anzudeuten, ohne Uebertreibung und Geckenhaftigkeit. „Mein Oheim hat mir leider mitgetheilt," sagte er dazwischen, „daß im Hause Rodewald ein finsterer Geist umgeht, der den Adel haßt — wie sehr werden wir da eines Fürsprechers bedürfen!" In der Lebhaftigkeit seines Wesens mochte es ihm kaum auffallen, daß sein Onkel nur in langen Zwischenräumen ein kurzes Wort als Antwort ausstieß und Herr Plönnies sich mit einigen Aeußerungen der Höflichkeit begnügte, welche die Unterhaltung nothdürftig im Gange erhielten.

Früher, als Erich es beabsichtigt, dem der stille Zuhörer ganz wohlgefiel, erhob sich der alte Graf unter dem Vorwand, daß er müde sei und daß sie für eine erste Begegnung Herrn Plönnies' kostbare Zeit lange genug in Anspruch genommen hätten. . . Wieder, wie bei dem Eintritt in den Saal, legte er seine Hand auf den Arm des Kaufmanns, nur drückte er ihn heftiger als damals und stieß mit dem Stock stärker beim Ausschreiten auf den Parquetboden.

„Zwei Worte, Herr Plönnies! Wie lebt jenes Mädchen?"

„In leidlichen Verhältnissen, durch die Güte des Herrn Rodewald."

„Sie werden nicht sprechen?"

„Aus freien Stücken: nein! Wenn Frau von Bork die Angelegenheit gegen mich zur Sprache bringt: ja!"

„Abgemacht?"

„Abgemacht."

Die Männer nahmen mit einem Handdruck an der Thür Abschied. „Auf das Ehrenwort eines Lenzau! Es soll der Schaden Bettinens nicht sein," sagte der Alte.

Unmerklich zuckte Herr Plönnies mit den Schultern, als wollte er seine Geringschätzung dieser späten Gerechtigkeit ausdrücken, die der Graf der Armen widerfahren zu lassen versprach, und ging.

Der Oheim war im Saale stehen geblieben, halblaute Worte in den Bart murmelnd, etwas in dem Benehmen des Herrn Plönnies wurmte ihn.

Lachend eilte der Neffe auf ihn zu: „Der Mann ist nicht gefährlich. Wie kamen Sie nur auf den absonderlichen Einfall, theuerster Oheim, daß er mir das Herz der schönen Gertrud entreißen könnte? Sie ist ein phantastisches Mädchen und er ein höflicher, umständlicher Pedant! Sie haben ihre Liebenswürdigkeit umsonst verschwendet."

„Nicht ganz umsonst, mein eitler Herr Neffe. Denn so wenig der Mann auch zum Liebhaber paßt, er kann dir doch einen dicken Strich durch deine Heirath machen. Wir reden oben davon."

Aber nicht durch fremde, durch seine eigenen Hoffnungen — wenn die wunderlichen Bilder und Träume, die ihn seit gestern ohne bestimmte Formen, ohne

rechte Farben umgaukelten, den Namen Hoffnung verdienten — zog Herr Plönnies heimgekommen einen Strich. Der junge Graf hatte schlecht an der armen Bettine gehandelt, aber wollte er jetzt nach drei Jahren Rechenschaft von ihm fordern? Ihn zwingen, sie zu heirathen oder doch seinen Anspruch auf Gertrud aufzugeben? So weh es ihm um das Herz war, Herr Plönnies mußte bei diesem Einfall lachen. Wenn einer, so war er nicht zum irrenden Ritter geschaffen. Noch dazu in einer Sache, wo er von keiner Seite Dank finden würde, wenn er das Richter- und Rächeramt ausübte. Er hatte sich Gertrud's Gemahl immer als einen vollkommenen Ehrenmann, ohne Furcht und Tadel, gedacht, ohne danach zu fragen, ob das Ideal des Mädchens mit dem seinen übereinstimme. So viel glänzende und bestechende Vorzüge besaß Erich, daß der Makel, den er an ihm sah, in den Augen der Liebe dieselben vermuthlich noch erhöhte. Ein glückliches Liebesabenteuer thut einem Manne selten bei den Frauen Eintrag. Im Gegentheil, Herr Plönnies wußte genug Beispiele, wo der Ruf der Leichtfertigkeit und Unwiderstehlichkeit diesem und jenem Lebemanne gerade die Neigung eines Mädchens gewonnen hatte. Warum sollte Gertrud anders empfinden? Und wenn der junge Graf sie liebte, konnte, durfte die frühere vorübergehende Neigung ihrem Glücke Eintrag thun? Welch ein Thor war er doch, die leidenschaftlichen Gefühle jugendlicher Herzen nach dem regelmäßigen Schlag seines eigenen alt gewordenen Herzens regeln zu wollen! Seine altmodischen Begriffe von Zärtlichkeit und Treue paßten nicht in das moderne Leben; jede Einmischung in diesen Handel mußte ihn in einem ungünstigen Licht erscheinen lassen, entweder als einen unwillkommenen Moralprediger oder als einen unberufenen Eindringling, der eigennützige, versteckte Zwecke verfolge. In seinem Geiste machte Herr Plönnies unter einem Etwas, das zu luftig und wesenlos für eine Hoffnung gewesen war und das ihn doch wie Frühlingshauch und Blumenduft angeweht hatte, ein Kreuz . . . vanitas, vanitatum vanitas!

Am nächsten Tage feierte Frau von Bork einen großen Triumph. Wie sehr auch die Artigkeiten, die man ihr in der Stadt erwies, ihrer Eitelkeit und ihrem vergrämten Gemüth schmeichelten — es waren doch nur die Höflichkeiten von Bürgerlichen, von Kaufleuten und Gewerbtreibenden; heute fuhren zwei Grafen von Lentzau bei ihr vor. Der alte Graf hatte es kein Hehl, daß er mit einiger Verwunderung über sich selbst diese Stiege hinanschritte, die nie wieder zu besteigen er sich gelobt . . . „aber was thut man nicht,“ setzte er mit feiner Wendung hinzu, „einer liebenswürdigen Dame seine Verehrung zu bezeugen und fremdes Glück zu begründen?“ Für den Grafen Erich war die peinliche Unterredung, die er bis in die Nacht hinein mit dem Oheim geführt, nur ein Sporn geworden, all' seine Gaben in reichster Entfaltung zu zeigen.

Wer ihn so sah — die gefällige und zugleich kräftige Erscheinung, sein tactvolles, ritterliches Benehmen; wer ihn so hörte — eine sich einschmeichelnde Stimme, die Frische seines Vortrags, konnte ihm nicht gram sein. Trotz seiner Welterfahrung und einer leisen Blasirtheit, die er zu verbergen sich nicht einmal bemühte, mußte es jeder Frau scheinen, als hätte er bei alledem sich ein großmüthiges Herz und einen romantischen Sinn bewahrt. Ihm gegenüber erlag Gertrud wieder dem Zauber seiner Persönlichkeit. Mit gemischten Empfindungen hatte sie ihn erwartet; jetzt warf sie sich ihre Sorge, ob sie mit ihm glücklich werden würde, ihr Mißtrauen gegen sich selbst, ob sie in Wahrheit Liebe für ihn fühle, als eine

Schuld vor. Er konnte ihr nicht so viel Neues sagen wie Herr Plönnies; er war weder so thätig noch so gleichmäßig wie Herr Plönnies; zuweilen überkam es sie wie eine Ahnung, daß sie mit ihm ein stürmisches Leben führen würde, während die Frau des Herrn Plönnies ... Immer dieser Plönnies! Warum drängte sich nur sein Bild in all' ihre Vorstellungen und Gedankenreihen? War es die Nachwirkung der Worte, die sie in dem Gedenkbüchlein ihres Großvaters gelesen? Wie arg wurde dann ihr Vorwitz bestraft! Indem sie beständig die beiden Männer verglich, die in jedem Zuge, der eine zu dem anderen, das Gegenspiel bildeten, vermochte sie keinem gerecht zu werden.

Herr Plönnies selbst hatte an diesem Tage mehr zu thun, als sich um die Dinge zu bekümmern, die sich im ersten Stockwerk des Hauses zutrugen. Mit einer gewissen Absichtlichkeit vertiefte er sich in die langweiligsten Berechnungen und studirte die verschiedenen Courszettel der Börsen wie ein verzweifelnder Spieler, der Alles auf eine Karte setzen will. Aber wenn er keine Muße für „das Fräulein" und ihr Schicksal hatte, die anderen Herren im Comptoir hatten sie. Daß etwas im Hause vorgehe, war von der Dienerschaft die Treppe hinunter zu dem Pförtner und den Comptoirbedientesten gedrungen und aus deren Mund zu dem Ohr der Buchhalter gelangt. Zuerst die Jungen, dann die Alten — Alle erhoben sie die Köpfe von den Büchern, Schiffslisten und Frachtbriefen, als der Wagen der Grafen Lentzau vorfuhr. Der „Zukünftige" wurde einer strengen und keineswegs freundlichen Musterung unterworfen. In diesem Raum war unter Christian Rodewald's strenger Zucht Alles gut bürgerlich erzogen worden, und von dem Procuraführer bis hinab zu dem jüngst eingetretenen Lehrling empfanden es Alle mit heimlichem Mißbehagen, daß ein vornehmer Herr, ein Müßiggänger im Diplomatenfrack, das schöne bürgerliche Geld vergeuden solle. Hier unten verhinderten nun wohl die Ordnung des Comptoirs und die Sitte, daß solche Ansichten anders als in leisen, kurzen Bemerkungen von einem Pult zum anderen hinübergeäußert wurden, desto lauter und unbefangener sprachen sich Diener und Mägde oben über den Besuch und seinen Zweck aus. Die Meinungen waren getheilt; die Mädchen nahmen Partei für den jungen hübschen Grafen, er sei der passendste Mann für das Fräulein, und einen besseren Titel als Frau Gräfin könne man sich nicht denken; dagegen eiferte die alte Ulrike in einer Unruhe und Heftigkeit, daß die Anderen die Köpfe darüber schüttelten: Alles sei Schnickschnack und leeres Gerede, es sei gar nicht möglich, daß die Enkelin des seligen Herrn einen Grafen Lentzau heirathen könnte! und wollte sich nicht beruhigen, wie oft ihr auch der alte Jakob, der Leibdiener des Verstorbenen, die losen Reden verwies.

So ganz hatte Erich wieder Gertrud für sich einzunehmen gewußt, so glücklich ihre dumpfe und schwermüthige Stimmung in Heiterkeit gewandelt, daß dieser Streit in der Gesindestube über ihre Verlobung, wenn er ihr zu Gehör gekommen wäre, ihr fröhlichstes Lachen erregt hätte. Für den Nachmittag war eine Spazierfahrt nach einem Vergnügungsort in der Umgegend verabredet worden; ganz Munterkeit und Sonnenschein im Gesicht stieg Gertrud in den Wagen. Sie konnte es sich nicht versagen, einen Blick nach den vergitterten Fenstern im Erdgeschoß, hinter denen Herr Plönnies arbeitete, zu werfen, halb trotzig, halb schelmisch, als ob sie ihn fragen wollte: siehst du auch, wie fröhlich ich bin? Aber Herr Plönnies saß über sein Buch hin geneigt, ohne aufzublicken, für ihn waren die schwarzen Zahlen ein schönerer Anblick als ein jun-

ges Mädchen in seinem besten Schmuck, im Rosenschimmer der Freude. Welch anderer Mann war Erich! Immer neue Wendungen fand er, ihre Schönheit und Anmuth zu loben, ohne geckenhaft zu werden, ihren Witz hervorzulocken, ihre Empfindungen zu steigern! Seit sie eine reiche Erbin geworden, hatte Gertrud ein starkes Mißtrauen in ihre Reize gesetzt und sich stets vor ihrem Spiegel wiederholt: du bist kein schönes Mädchen. Noch gestern hatte sie die feinen Züge, die blaßrosige Farbe, die schmachtenden Augen, das länglich vornehme Gesicht Bettinens bewundert und voll Neid damit ihr rundliches Antlitz, ihre scharfen, klugen Augen, ihre allzu starken Lippen verglichen; heute hatte sie die Ueberzeugung, daß sie trotz alledem gut aussähe und daß Neigung, Freude und Hoffnung auch ihre derberen Züge mit dem Glanz und Duft der Schönheit verklärten. Sie schloß es aus der Wirkung, die sie auf Erich ausübte, aus den bewundernden Blicken, mit denen er sie betrachtete.

So verlief die Fahrt, der Aufenthalt in der am Strom gelegenen Wirthschaft mit ihren schattigen Laubgängen und ihrer freundlichen Aussicht ihnen Allen angenehm und vergnüglich. Der mildsonnige Herbsttag, die bunte Pracht der Wälder vermehrten das Behagen und verliehen der Stimmung einen besonderen Duft. Den Abend wollte man im engsten Kreise in dem Hause zubringen, erst für den Abend des nächsten Tages hatte Frau von York eine große Gesellschaft eingeladen, um ihre Gäste zu ehren, das so lang' verschlossene Rodewald'sche Haus wieder der Geselligkeit zu öffnen und die Verlobung ihrer Tochter bekannt zu machen. Obgleich Erich in einer eigenthümlichen Scheu noch immer nicht die Gelegenheit oder den Muth, das letzte entscheidende Wort an Gertrud zu richten, gefunden hatte, so schienen die beiden Alten doch die Sache für beschlossen zu halten; die Erklärung vor der Gesellschaft sollte nur das Siegel darunter drücken.

War es der Gedanke, daß dies der letzte Tag ihrer Freiheit sei, der sie plötzlich ergriff, oder der Athem des Hausgeistes, der sie anhauchte? Gertrud wurde wieder von der räthselhaften Unruhe der jüngst vergangenen Tage erfaßt, als der Wagen vor dem Rodewald'schen Hause hielt. Unten im Comptoir waren hinter den Fenstern auch schon die Holzläden geschlossen. Der junge Graf ließ es sich nicht nehmen, ihr beim Aussteigen behülflich zu sein. Dabei blickte er ihr tief in die Augen und wunderte sich, daß ihre Hand in der seinigen zu zittern anfing und ihre Wangen erbleichten. „Ist Ihnen nicht wohl?" fragte er besorgt. Statt aller Antwort sah sie ihm scharf ins Gesicht und ging schweigsam die Treppe hinauf. Die Augen Erich's riefen ihr die Augen des kleinen Mädchens, das sie gestern in derselben Stunde angeschaut, in die Erinnerung zurück — des Mädchens auf Bettinens Arm. Ganz unter diesem Eindruck kehrte sie sich, als der Diener oben die Flügelthür zum Salon öffnete, hastig dem Grafen zu, eine Frage auf den Lippen ... aber ein Unsichtbares hielt ihr die Worte gefangen, und statt Erich zu fragen: „Kennen Sie Bettine Harms?" erkundigte sie sich bei dem Diener: „Keine Nachricht von Herrn Plönnies?" — „Herr Plönnies bittet die gnädige Frau und das gnädige Fräulein um Entschuldigung, er ist heut' Abend nothwendig beschäftigt."

Gertrud biß sich auf die Lippe und begab sich, während die Herren in den Saal traten, nach ihrem Gemach, Hut und Mantel abzulegen, jetzt jener Aehnlichkeit nachzusinnen und jetzt nach Gründen zu forschen, warum Herr Plönnies diesen Abend nicht bei ihr und ihrer Mutter zubringen wolle? Mißfiel ihm die Anwe-

senheit der beiden Grafen? Aber der Oheim wie der Neffe hatten ihr doch versichert, daß sie schon am gestrigen Abend durch einen Zufall mit Herrn Plönnies zusammengetroffen wären und sich vortrefflich mit ihm unterhalten hätten. War Herr Plönnies eifersüchtig? Eifersüchtig aus Freundschaft oder aus Liebe? Wie viel hätte sie darum gegeben, wenn sie die Gewißheit gehabt, daß Herr Plönnies von dem Plan ihres Großvaters nichts wisse, den sie nun zu ihrem Schaden kannte!

Gedankenvoll kehrte sie zu ihrer Mutter und den Gästen zurück. Die Unbefangenheit und Sorglosigkeit wollte ihr trotz Erich's Geplauder nicht wiederkommen. Gewaltsam suchte sie den Druck von ihrem Gemüthe abzuschütteln; sie lachte und stieß mit dem alten Grafen auf das Wohl seiner „zukünftigen Nichte" an, sie leerte ihr Champagnerglas und stürmte über die Tasten des Claviers. Aber die wilden Klänge, wie aus der Tiefe aufgewühlt, bereiteten ihr Schmerz; sie gedachte, wie vorgestern er hier mit melodischen Tönen sanft und weihevoll das Wogen und den Drang in ihrer Brust beschwichtigt hatte — sie sprang auf und eilte aus dem Gemach, unfähig, ihre Aufregung länger zurückzuhalten, ob Thränen oder tolles Gelächter — sie wußte es nicht. Die Mutter sah ihr mit einem Lächeln nach und blickte dann auf Erich, als wollte sie ihm sagen: nun ist es an dir, das Kind zu beruhigen.

Es hätte dieser Ermunterung für den jungen Grafen nicht bedurft; er kannte die Frauen gründlich genug, aus den mannigfachsten Erfahrungen, um zu wissen, daß er diesen Augenblick nicht versäumen dürfe. Leise verließ er das Zimmer, Gertrud nachzugehen. Hastig hörte er sie die Treppe nach dem oberen Stockwerk hinaufgehen, den langen Corridor entlang flüchten, als ob sie sich verfolgt wähnte, und hinter einer Thür verschwinden, über der eine Lampe brannte. . .

In den Freudenkelch des Grafen Erich war gestern mit der Mittheilung, die ihm sein Oheim machte, daß Bettine Harms mit ihrem Kinde in der Stadt lebe und Herrn Plönnies wohl bekannt sei, ein bitterer Tropfen gefallen. Nicht nur, daß er wieder die herbe Strafpredigt des Alten „über die vergessene Geschichte" hatte aushalten müssen: die Erinnerung, allerlei Sorgen, ein leiser Gewissensvorwurf belästigten ihn. Ich habe leichtsinnig, aber nicht schlecht gehandelt, sagte er sich, wie er es sich oft gesagt hatte; wir waren jung, wir liebten uns; daran konnte sie nicht denken, daß ich sie heirathen würde — der Erbe des Lentzau'schen Majorats und eine arme Pastorstochter, die auf Hostrup Vorleserin gewesen: das ging nicht; und wenn sie wirklich so toll war, ich habe ihr nichts versprochen. Je mehr er grübelte, desto mehr Gründe stellten sich ihm zu seiner Entschuldigung dar. Wohl hatte er sich in der ersten Zeit, als sie das Schloß verlassen, von ihr fern gehalten — aus feiger Furcht vor dem Oheim, schalt er sich selbst, aus Mangel an Geld; aber später, als er sich ihr wieder hatte nähern, für ihr Kind sorgen, sein Weniges mit ihr hatte theilen wollen — wie hart und hochmüthig hatte sie seine Briefe zurückgesandt, wie entschlossen jede Begegnung vereitelt! Der Oheim hatte ihn darauf mit gelindem Zwang genöthigt, seinen Abschied zu nehmen, um ihn aus der Nähe Bettinens zu bringen; er war auf Reisen geschickt worden und dann nach der Hauptstadt des Reiches gekommen, um in der Kanzlei für die auswärtigen Angelegenheiten beschäftigt zu werden. Darüber, in der Fremde, in der neuen Umgebung, hatte er Bettine aus den Augen und beinahe aus dem Sinn verloren. Drei Jahre im hauptstädtischen Leben, in der vornehmen Welt, unter der

goldenen Jugend würden auch aus einem stärkeren Willen, als ihn Erich besaß, eine Jugendliebe mit all' ihren Wurzeln gerissen haben. Nun mußte dies Bild wieder vor ihm auftauchen, nicht schattenhaft, sondern leibhaftig — zur ungelegensten Stunde, wo er im Begriff war, eine standesgemäße Ehe zu schließen.

Die Frage, ob er Gertrud leidenschaftlich liebe, hatte er sich niemals vorgelegt; wenn er es gethan, würde er ehrlich darauf geantwortet haben, daß er über die Jahre des Liebesrausches hinaus sei. Allein das junge Mädchen hatte ihm gleich bei ihrem ersten Zusammentreffen den angenehmsten Eindruck gemacht; ihr Reichthum verstärkte das flüchtige Wohlgefallen zu dem Wunsche, sie zu besitzen. Erich war der Abhängigkeit von seinem Oheim überdrüssig, sie drückte den angehenden Diplomaten peinlicher als den flotten Husarenoffizier. Weniger nach einer Frau als nach der Möglichkeit, ein Leben im großen Stil zu führen, sehnte sich Erich. Es konnte lange dauern, ehe der Tod des Oheims ihm zu einem eigenen Besitzthum verhalf, seine besten Jahre mochten darüber hingehen. Die Heirath mit dem Fräulein von Bork befriedigte all' seine Wünsche, hob ihn über alle Schwierigkeiten hinweg. Damit wurde er ein unabhängiger, wohlhabender Mann und erfreute zugleich den alten Grafen, der wiederholt in ihn gedrungen, sich zu vermählen, und nun mit mephistophelischer Schadenfreude das Vermögen seines Gegners, des Aristokratenfeindes Rodewald — wohl rund eine Million Thaler, sagte er in schmunzelnder Bosheit —, in die Hand eines Lentzau fallen sah.

Gewiß — ohne ihr Geld würde Erich nicht um Gertrud geworben haben; ich kann keine arme Frau heirathen, würde er gesagt haben, aber es waren hübsche Tage in Weimar. Um so fester jedoch wollte er das reiche Mädchen halten. Der Oheim hatte in der Frühe eine Unterredung mit Bettinen gehabt und sie, nach seiner Versicherung, zur schleunigsten Abreise aus der Stadt bestimmt. Indeß, wenn auch Bettine in ihrem Stolze schwieg, der Zufall konnte sein böses Spiel treiben. War es das Gewissen, das sich in ihm regte — Erich fühlte sich seines Sieges nicht vollkommen sicher. Ein wenig fürchtete er, ohne es sich recht einzugestehen, Herrn Plönnies — am meisten Gertrud selbst. Ihre Auffassung der Welt, ihre Lebensführung widersprachen seinem Leichtsinn, seiner Blasirtheit, sie würde ihm sein Abenteuer mit Bettinen nicht verzeihen und ihre Hand einem Manne nicht reichen, der in ihren Augen einer Anderen gehörte.

Jetzt oder nie! rief er sich selbst zu und pochte erst leise, dann stärker... Hinter der Thür schien sich nichts zu regen, er öffnete sie...

Nur der Mondschein, der durch das hohe, halb geöffnete Fenster fiel, erhellte dämmerig das Gemach. Den Kopf an das Fensterkreuz gelehnt, starrte Gertrud in den dunklen Herbstabend hinaus. Unter ihr rauschten die alten hochwipfeligen Linden des Gartens. Der Wind verwirrte ihr Haar, aber kühlte zugleich ihre heiße Stirn. Sie hatte wohl gemerkt, daß ihr Jemand die Treppe hinauf gefolgt sei, sie wußte, daß es nur Erich sein konnte. Darum war sie gefaßter, als er es erwartet hatte...

Er war zu ihr getreten und hatte seine Hand auf ihre Schulter legen wollen; da wandte sie sich halb zu ihm um und sagte:

„Was suchen Sie hier?“

„Ich suche Sie, liebe Gertrud. Vergeben Sie, wenn ich mich in Ihr stilles Heiligthum eingedrängt habe.“

„Mir ist der Raum wirklich heilig, es ist das Arbeitszimmer meines Großvaters.“

Unter anderen Umständen würde Erich mit einem ironischen Lachen geantwortet haben. Aber die Erinnerung an den grimmigen Kaufmann, der Bettine Harms eine Pension gezahlt hatte, kam ihm in dieser Stunde nicht geheuer vor...

„Meine Anwesenheit, hoff' ich, wird den Raum nicht entweihen, und auch das nicht, was ich Ihnen sagen möchte."

„Konnten Sie keine andere Zeit dazu wählen?"

„Wie bitter ist Ihr Ton! Was hab' ich nur gethan oder versäumt, daß Sie so zu mir reden! Seit wir in das Haus zurückgekehrt sind, erkenne ich meine Gertrud nicht wieder. Bin ich nicht mehr einer Verwarnung oder Strafe werth?"

„Sie haben mir nicht weh gethan, Herr Graf —"

„Herr Graf — verdien' ich das? Irgend wer, irgend etwas muß Sie verstimmt und gegen mich eingenommen haben."

Wieder schwebte Gertrud der Name Bettine auf den Lippen, wieder vermochte sie ihn nicht auszusprechen, und in dem Zwang, den sie sich anthat, erschien ihr Gesicht starrer und trotziger, als ihr Herz es war.

Ihr Schweigen reizte nun auch ihn. „Ich habe in diesem Hause nur einen Feind, kann nur einen Feind darin haben, den die Güte, die Sie mir bisher erwiesen haben, kränkt..."

„Einen Feind?" Warum pochte nur ihr Herz so ungestüm?

„Herr Plönnies verfolgt mich mit seiner Abneigung, er haßt mich, er wird mich bei Ihnen verleumdet haben —"

„Das ist nicht wahr!" unterbrach sie ihn heftig, die Augenbrauen zusammenziehend. „Herr Plönnies verleumdet Niemand. Er hat niemals über Sie zu mir gesprochen. Es ist nicht edel, Jemand hinter seinem Rücken anzuklagen, einen Mann, der gar keinen Grund hat, Sie zu hassen."

„Keinen Grund?" Ihre Vorwürfe erbitterten ihn und weckten in ihm ein Gefühl der Eifersucht, das immer stärker wurde, je länger er sie ansah, je lebhafter er redete. „Verschließen Sie aus Gutmüthigkeit Ihre Augen vor offenkundigen Thatsachen oder erkennt Ihre Weltunerfahrenheit dieselben nicht? Er müßte kein Mann sein, wenn er mich nicht haßte, und ich halte ihn für einen willensstarken und entschlossenen Mann. Er haßt mich, weil er Sie liebt!"

„Er liebt mich? Ah!" Sie war zurückgefahren, als hätte sich eine Schlange vor ihr aufgerichtet, und schlug die Hände über das Gesicht zusammen. Es war eine Furcht in ihr, jetzt Erich's Blicke aushalten zu müssen.

„Er liebt Sie nicht, wie ich Sie liebe; er ist ein Kaufmann. Streiten Sie nicht mit mir um Worte. Aber er wird darauf gerechnet haben, Ihre Hand zu erhalten. Er war der Freund Ihres Großvaters, er hat sich seit Jahren um Ihr Schicksal bekümmert — glauben Sie nicht, daß zwischen den beiden Männern oft ein solcher Plan erwogen worden ist? Neben der Aussicht, ein großes Vermögen zu erwerben, giebt es für einen Handelsherrn keine verlockendere, als ein Vermögen vor Theilung zu bewahren. Und alle diese so natürlichen Gedanken und Wünsche sollten Ihrem Großvater, sollten Herrn Plönnies fern geblieben sein?"

Gertrud war immer weiter bis an die Wand des Zimmers, in die Dunkelheit zurückgewichen. Das war es ja, was ihren Sinn verwirrte, ihr Herz beklemmte. Ihre Verbindung mit Herrn Plönnies war der Lieblingsplan ihres Großvaters gewesen. Wenn er am Leben geblieben wäre, würde er ihn durchgesetzt haben: sie zweifelte wenigstens in diesem Augenblick nicht daran. Und nun — war sie mit der Uebernahme des Erbes nicht auch verpflichtet, die Schulden zu zahlen, die

darauf lasteten? Diesen Gewissenskampf — Erich stellte ihn wie ein Fremdes schroff, unverhüllt vor ihr auf.

„Woher ich dies Alles weiß, scheint Ihr Schweigen zu fragen,“ fuhr er fort; hell beschienen vom Mondlicht stand er vor ihr — „woher ich es weiß? Mein Herz sagt es mir, Ihre Verstörung, der Anblick dieses Hauses. Leicht möglich, daß Herr Plönnies mit keinem Wort seine Absichten angedeutet hat — hegt er sie darum weniger? Bin ich ihm kein Stein des Anstoßes? Seien Sie aufrichtig zu mir, Gertrud; etwas, was gestern, was vor einigen Stunden noch nicht da war, ist zwischen uns getreten — je mehr Sie sich in Ihr Schweigen zurückziehen, desto größer wird die Trennung, desto mehr wächst der Schatten zwischen uns!“

Sie fühlte die Wahrheit seines Vorwurfs. Aber was hätte sie ihm erwidern sollen? Daß sie über sich selbst und ihren Entschluß im Unklaren sei? Daß sie jetzt dem Zauber seines Wesens erliege und gleich darauf weit von ihm fortfliehen möchte? Daß Stimmungen, Empfindungen, Ahnungen sie hierhin und dorthin nach entgegengesetzten Seiten zögen? Nicht erst seit einer Stunde, sondern von dem Tage an, wo sie dies Haus betreten! In immer stärkerem Zwiespalt! Daß sie aus dieser Verwirrung keine Lösung wisse oder voraussähe — ohne Schuld!

„Was könnt' ich Ihnen sagen, um Ihren Verdacht gegen Herrn Plönnies zu entkräftigen,“ brachte sie mit Anstrengung hervor, „da Sie meiner Versicherung keinen Glauben schenken wollen. Herr Plönnies denkt nicht an mich, hat nie an mich gedacht; ich ehre ihn wie einen älteren Bruder, denn wie ein Bruder hat er sich meiner angenommen. Es besteht kein Geheimniß, kein Verhältniß zwischen uns. Wenn Sie Jemand anklagen dürfen, bin ich es allein.“

„Nur der Geliebte hätte ein Recht zur Klage,“ entgegnete er zwischen Bitterkeit und Trauer. „Und lieben Sie mich noch? Der Mann, den Sie wie einen Bruder ehren, steht Ihnen näher als ich ...“

Der Stich hatte besser getroffen, als es Erich beabsichtigt; der Stolz regte sich in Gertrud; sie wollte sich nicht länger einem Verhöre aussetzen, das sie um so unerträglicher und rücksichtsloser fand, je weniger sie eine Antwort auf die kränkenden Fragen wußte. Aus dem Dunkel hervortretend, mit erhobener Hand sagte sie: „Es ist genug, Herr Graf. Sie quälen mich. Wenn mir Herr Plönnies, wie Sie behaupten, in Wahrheit näher stände als Sie, würden Sie keine Veranlassung haben, so mit mir zu reden.“

Und schnellen Schrittes wollte sie an ihm vorübergehen. Er aber ergriff ihre Hand und hielt sie fest.

„Sie können mir noch zürnen? Dann lieben Sie mich noch! Räthselhaftes Mädchen! Warum wenden Sie sich von mir ab? O, lassen Sie mir den schönen Glauben, daß Alles, was jetzt in Ihnen stürmt und wogt, nur das Erwachen Ihrer Liebe ist. Wohl sind Sie eines besseren Mannes werth, als ich einer bin, aber Sie werden keinen finden, der immerdar so eifrig bestrebt sein wird wie ich, das Glück Ihres Lebens zu machen. Sprechen Sie das eine Wort aus — und meine grillenhafte Eifersucht, meine besorgte Liebe quält Sie nicht mehr — wollen Sie die Meine werden, wollen Sie mir Ihr Geschick anvertrauen?“

Sie stand vor ihm, zitternd, mit wogendem Busen... Warum sank sie nicht an seine Brust? Warum mußte sie, statt ihm das Ja der Neigung zuzuflüstern, an das Versprechen denken, das sie Herrn Plönnies abgefordert, ihr seine Meinung über den Grafen nicht vorzuenthalten? „Morgen!“ antwortete sie und suchte ihre Hand aus der seinen zu ziehen.

In seiner Siegesgewißheit überhörte

er den herben Klang ihrer Stimme. „Morgen!“ lachte er fröhlich. „So lassen Sie uns heute mit einem Kusse Waffenstillstand schließen.“

Mit einer heftigen Bewegung hatte sie sich losgerissen. „Ich sagte Ihnen — morgen!“

Ihr Widerstand reizte seine Ungeduld. „Wollen Sie noch Raths pflegen?“

„Wohl möglich.“

„Hier? Mit dem Geiste Ihres Großvaters? Gertrud, liebste Gertrud! Wie schwer machen Sie sich die Liebe und das Glück! Als ob es Handelsgeschäfte wären.“

Er merkte es nicht, aber mit jedem Worte, das er sprach, verletzte er sie mehr.

„Vielleicht sind sie es auch! Gute Nacht!“

„Das sprach Herr Plönnies aus Ihnen!“ rief er heftig und vertrat ihr den Weg. „Dessen werde ich also beschuldigt! Nur um Ihr Geld zu freien! Um schnöden Reichthum! Und Sie können mich dessen für fähig halten! Aber ich werde den Verleumder zur Rechenschaft ziehen ...“

„Sie werden es nicht thun, Sie werden überhaupt nicht zu Herrn Plönnies von diesem Auftritt reden — ich verbiete es Ihnen.“

„Fürchten Sie für ihn? Daß ich ihn unsanft anfassen könnte?“

„Nein,“ erwiderte sie im Uebermaß des Zornes, „ich fürchte für Sie, für den Ruf Ihrer Ritterlichkeit, denn Herr Plönnies würde einem Mädchen nicht so begegnen, wie Sie mir begegnet sind.“

„Also ist es doch wahr!“ Die Eifersucht, der Ingrimm überschrieen die Mahnung der Vernunft in ihm. „Ich habe recht errathen — Sie lieben ihn!“

„Nein! Nein —“ wehrte sie ihn mit bebender Stimme ab.

„Beweise es mir!“ Wie ein Spieler, der die Karten beständig gegen sich hat ausschlagen gesehen, sein Letztes zu einem verzweifelten Spiele zusammenrafft, wollte er Alles wagen oder Alles verlieren. Die Mondesdämmerung im Gemach, das Rauschen der Bäume, das von unten heraufdrang, der Anblick des leidenschaftlich erregten Mädchens, die Blutwelle, die ihm heiß und heißer durch alle Adern glühte, raubten ihm die Besinnung, das Bewußtsein seiner Würde, dessen, was er sich Gertrud gegenüber schuldig war. Wenn er in diesem Sturm noch eines Gedankens mächtig war, so war es der, daß die rücksichtslose Natur die Frauen am leichtesten unterjocht.

Erst jetzt — zu spät erkannte Gertrud die Gefahr ihrer Lage ... in dem einsam abgelegenen Gemach, den gereizten, von Leidenschaft trunkenen Mann vor sich, bei dem Halbdunkel, das zu jeder Kühnheit herauszufordern schien, weil es sie zugleich mit gefälligem Schleier zu bedecken versprach... Seine Augen glühten sie an, sein Athem streifte ihre Stirn, indem sie sich von ihm loszureißen suchte, geriethen ihre Haare, ihre Kleidung in Unordnung ...

Da gingen schleichende, schleifende Schritte durch den Corridor, immer näher der Thür zu ... ein Seufzer wurde vernehmlich...

„Lassen Sie mich,“ sagte Gertrud leise, die Zähne zusammenbeißend, „oder ich rufe um Hülfe!“ Erschöpft sank sie in den Armstuhl vor dem Schreibtisch ihres Großvaters.

„Um Hülfe —“ lachte Erich höhnisch auf.

Sein unterdrücktes Lachen mochte doch nach außen gedrungen sein; eine Hand legte sich auf den Griff der Thür ... und zugleich drang durch die geöffnete der grelle Lichtschein einer Lampe. Die alte Beschließerin, gespenstisch anzusehen, stand vor der Schwelle.

Erich murmelte ein „Verwünscht!“ in

sich hinein, faßte sich, verneigte sich gegen Gertrud hin, die, ihm den Rücken zukehrend, am Tische saß, die Arme darauf und den Kopf auf den Armen: „Gnädiges Fräulein, gute Nacht!“

Eine geraume Weile regte sich nichts. Wie zur Salzsäule erstarrt, vermochte Ulrike kein Glied zu bewegen, in dem weit vorgestreckten Arm die schwankende Lampe krampfhaft haltend. Sie sah wohl Jemand eilig an sich vorbeischreiten, aber sie hätte weder sagen können, wer es gewesen noch wo er geblieben. Erst als im unteren Stockwerk eine Thür ging, stöhnte die Alte: „Gott, erbarme dich unser!“ und Gertrud erhob den Kopf: „Ist er fort?“ Die Stimme ihrer jungen Herrin ermuthigte Ulrike, in das Zimmer zu treten. „Was hab' ich gethan!“ bat sie, Gertrud's verstörtes Wesen und Aussehen nun erst gewahrend, „vergeben Sie mir! Aber ich hatte eine Todesangst um Sie, um mich, um uns Alle — und als ich nun das Geraune und Gelispel hier hinter der Thür vernehme ...“

„Es ist gut,“ sagte Gertrud und strich sich die Haare aus dem Gesicht. Obgleich noch jede Fiber von dem wilden Auftritt in ihr nachzitterte, fühlte sie sich wie erleichtert und befreit, als hätte ein schweres Gewitter die Luft gereinigt und erfrischt. „Ich dank' Ihnen, Ulrike.“ Sie war aufgestanden und gab der Alten die Hand. Weinend und schluchzend bedeckte Ulrike dieselbe mit Küssen und Thränen.

„Was weinen!“ rief Gertrud, deren Aufregung nach einem Ausweg suchte, faßte die alte Frau um den Leib und riß sie in einem tollen Wirbel durch das Zimmer, „lachen Sie! Es ist aus!“

„Es ist aus!“ keuchte Ulrike, während ihr die dicken Thränen über die runzeligen Wangen flossen. „O du mein grundgütiger Schöpfer! Es geht nicht — ich kann die Sünde nicht geschehen lassen und müßten Sie mich auf der Stelle aus dem Hause jagen. Sie dürfen diesen Grafen Lentzau nicht heirathen.“

„Ich darf nicht?. Was schwatzest du?“

„Ich wollt' es verschweigen, denn ich hatte es Herrn Plönnies versprochen, niemals von des seligen Herrn Tode zu reden. Aber ich kann Sie nicht wissentlich in Ihr Verderben rennen lassen, mir würde es die wenigen Tage, die ich noch zu leben habe, das Herz zermartern. Der selige Herr verschwor sich hoch und theuer, daß Sie niemals diesen Grafen heirathen sollten — schwur's und starb. Er hat seinen Fluch auf die Heirath gesetzt. Jakob, der bei Tisch aufwartete, hat es gehört und Herr Plönnies und die anderen Gäste.“

„Wie grausig!“ schrie Gertrud auf. „Halten Sie ein, Ulrike —“ und fuhr doch gleich darauf fort: „Aber was hat den Großvater zu diesem Hasse gegen den Grafen bestimmt? Doch nicht der Streit, den Beide mit einander gehabt?“

„Es wird wohl eine geheimere Ursache gegeben haben und hängt vermuthlich mit dem Mädchen zusammen, das den seligen Herrn einige Male besucht hat.“

„Ich kenne das Mädchen, Bettine Harms, ich habe sie gestern gesehen ...“

„Von ihr kommt auch wohl der Brief, den ein Bote heute Nachmittag, als Sie ausgefahren waren, für Sie überbracht hat —“ und sie zog ein Schreiben aus der Tasche.

„Und Sie geben ihn mir erst jetzt!“

„Ich wollte Ihnen die Freude nicht verderben ...“

„Kennen Sie denn den Inhalt des Schreibens?“

„Wie sollt' ich! Aber ich hatte eine Ahnung, daß dieser Tag nicht gut enden würde.“

Gertrud war an den Tisch, auf dem Ulrikens Lampe brannte, getreten und hatte das Siegel des Briefes gelöst; ein Ring, ein schmaler Goldreif, fiel aus dem

zusammengelegten Papier auf die Tischplatte — gerade auf die Stelle, von der sie vorgestern das Merkbuch ihres Großvaters fortgenommen. Sie las die wenigen Worte: „Leben Sie wohl, werden Sie glücklich. Sie sind schuldlos, aber vielleicht würde es doch Ihr Herz bekümmern, wenn Sie einmal erführen, daß eine Andere diesen Ring Ihres Verlobten trüge. Nehmen Sie ihn hin — ich gehe. Bettine."

Gertrud starrte die Worte noch eine Weile an, ohne sie zu lesen, ohne sie nur zu erkennen. Nicht die Wahrheit entschleierte sich ihr daraus — sie sah ein anderes, schrecklicheres Bild ... Bettinens Antlitz mit verworrenen, herabhängenden, triefenden Haaren, schön, aber todtenbleich — wie das Gesicht einer aus dem Wasser gezogenen Leiche... „Ich gehe"... Wohin konnte die Arme, Verlassene gehen als in den Strom? Und du wärest ihre Mörderin! sagte Gertrud in sich hinein. Reif und Brief ballte sie zusammen...

„Komm," rief sie herrisch Ulriken zu, „nimm einen Mantel um. Ich muß fort, du begleitest mich."

„Aber, gnädiges Fräulein, in dieser Stunde — es ist bald zehn Uhr ..."

„Komm!" und sie stampfte ärgerlich mit dem Fuß auf die Diele. „Oder ich gehe allein."

„Allein, in der Nacht! Nimmermehr! Aber die gnädige Frau Mutter —"

Gertrud war schon über den Corridor nach ihrem Gemache geeilt; Ulriken blieb nichts übrig, als sich dem Gebot des herrischen Mädchens zu fügen. „Ganz der Großvater," seufzte die Alte, „Gott schütze sie!"

In der nächsten Minute verließen Beide über die Hintertreppe durch den Garten, in dessen Mauer eine kleine Pforte sich nach einer Seitengasse öffnete, das Haus.

Gertrud war dicht in einen dunklen Mantel und Schleier gehüllt, in der ausschließlichen Gewalt des einen Gedankens, daß ein Menschenleben auf ihre Seele gelegt sei.

„Wohin?" fragte Ulrike, als sie in der Gasse standen.

„Zu Bettine Harms, nach der Gartenstraße."

Die Dienerin wagte keinen Widerspruch mehr, bei dem Charakter des Mädchens wäre es doch vergeblich gewesen, und erwartete das Abenteuerlichste beinahe gleichgültig. Daß sie hinter ihr ging, litt Gertrud nicht. „Bleibe an meiner Seite," bat sie, gleichsam als fühle sie ihre Schutzbedürftigkeit. Absichtlich führte sie Ulrike einen Weg durch kleine alterthümliche Quergassen, wo sie sicher sein durfte, Niemand zu begegnen, der ihr Fräulein erkennen könnte. Eine geraume Weile schritten sie schweigend neben einander, raschen Schrittes; zuweilen stand Gertrud still, nachsinnend oder der Alten wegen, die sich von dem allzu raschen Gange erholen sollte.

„Sind wir noch weit entfernt von unserem Ziele?"

„Die Gasse hinauf und um jene Ecke, dann sind wir in der Gartenstraße. Das Haus des Mädchens kenne ich nicht."

„Ich werde es wiederfinden, sei unbesorgt."

Als sie um die Ecke bogen, fragte Gertrud von Neuem: „Du warst schon im Hause des Großvaters, als Herr Plönnies in das Geschäft trat?" Sie sprach so leise, als fürchtete sie, in der menschenleeren Gegend belauscht zu werden.

„Ei ja wohl! Nächsten Martini werden es fünfundzwanzig Jahre, daß ich dem Hause diene. Ich habe Herrn Plönnies noch als jungen Burschen gekannt. Damals war er noch einmal so lustig. Nun, mit den Jahren verlernen wir Alle die Scherze."

„Hat Herr Plönnies ein großes Unglück gehabt?"

„Ach! das ist lange her. Sein Vater hat all' sein Hab' und Gut verloren und darüber hat Herr Plönnies seine Braut nicht heirathen können. Die hat einen Anderen genommen, ihm aber ist der Stachel im Herzen sitzen geblieben. Seitdem, glaub' ich, kann er uns Weiber nicht leiden und hat das Heirathen aufgesteckt."

„Und in der Stadt ist kein Mädchen gewesen, die sich ihm zugeneigt? Ich habe es doch als Kind erfahren, wie freundlich er sein kann."

„Gar manches Mädchen hätte ihn gern geheirathet, aber er wollte nicht. Die Treulosigkeit des einen hatte ihm alle anderen vergällt. Und dabei noch der Umgang mit dem seligen Herrn! Der wäre im Stande gewesen, aus dem Könige Salomo einen Weiberfeind zu machen. Ach, mein liebes gnädiges Fräulein, wenn Sie all' die Bosheiten hätten einstecken müssen, die ich armes Frauenzimmer zu kosten bekam! Da dacht' ich mir oft ..."

„Was dachtest du?"

„Daß Sie einmal in das Haus kommen würden, jung und schön, und das Herz auf dem rechtem Fleck und eine flinke Zunge hätten, um den groben Herrn Rodewald — Gott hab' ihn selig! — und den klugen Herrn Plönnies, der immer so mitleidig auf uns herabsieht, als ob wir Frauen nur halb so viel Verstand hätten wie die Männer, am Faden zu führen und um den Finger zu wickeln! Ach! wie so ganz anders ist es gekommen! Der Herr ist todt — und Herr Plönnies kann bis an sein Lebensende die rechte Frau suchen; wenn sie ihn nicht findet, er findet sie nimmermehr!"

„Still, da sind wir."

Durch die niedergelassenen Vorhänge des kleinen Fensters schimmerte noch Licht, Schatten bewegten sich dahinter, wie es schien, ruhig und gleichmäßig auf und nieder. Fast hätte Gertrud einen Freudenschrei ausgestoßen — sie glaubte Bettinens Schatten bemerkt zu haben, sie war noch zur rechten Zeit gekommen. Rasch entschlossen trat sie ins Haus: schrill klang der Ton der Glocke durch die Stille. Bettine öffnete die Thür ihres Zimmers, die auf die Hausflur hinausging: „Sind Sie es, Frau Walter?" sie meinte ihre Wirthin.

„Nein," sagte Gertrud, sich entschleiernd, die Hand der Anderen ergreifend, als müsse sie sich so ihrer versichern, und sie in das Gemach zurückdrängend, „ich bin es, Gertrud von Bork, ich bringe Ihnen Ihren Ring zurück, denn ich werde ihn nicht tragen." Und sie mit der Linken noch immer festhaltend, reichte sie ihr mit der Rechten den Goldreif Erich's.

Bei dem stürmischen Eindringen Gertrud's, der Verwirrung Bettinens, die weder einen Gruß des Willkommens noch ein Wort der Ablehnung fand, hatte sich ein Mann, der bisher am Tisch gesessen, Geld gezählt und Briefe geschrieben, erhoben. . .

„Ah, Herr Plönnies, Sie sind es!" rief Gertrud mit blitzenden Augen und ließ die Hand Bettinens los. „Sie haben um Alles gewußt und mir nichts gesagt. Ist das Ihre Freundschaft?"

„Ich erfuhr erst vor einer Stunde, daß Fräulein Harms unsere Stadt morgen mit dem Frühzuge verlassen will," erwiderte Herr Plönnies ausweichend; er getraute sich das zornige Mädchen nicht anzusehen, aus Furcht, sie in ihrer entfesselten Leidenschaftlichkeit schöner als jemals vorher zu finden.

„Und da sind Sie gekommen, ihr die Vorbereitungen zur Abreise treffen zu helfen?" Unruhig flogen ihre Blicke durch das Gemach — über den offenen Koffer, die aufgezogenen Kästen der Lade, die hier und dort hin verstreuten Kleider, Tücher und Wäschestücke. . . „Hinter mei-

nem Rücken? Damit ...“ sie kam vor Erregung nicht weiter.

„Damit,“ ergänzte Herr Plönnies milde, „das Haus Rodewald und Comp. in allen Stücken seine Verbindlichkeiten erfüllt habe und die Tochter des Hauses ruhig schlafen könne.“

„Weil das Geld Alles ausgeglichen habe? Freilich, das Geld soll ja auch die Liebe kaufen!“

„Das Geld kauft weder Liebe noch macht es eine Schuld ungeschehen, aber in der Welt, wie sie ist, erleichtert es die Lösung unerträglich gewordener Verhältnisse.“

„Strafen Sie ihn Lügen, Bettine, diesen Mann mit dem kalten Herzen, wie ich ihn Lügen strafe. Geben Sie Ihr Recht nicht auf, ich verwerfe seine Lösung. Sie werden nicht reisen, ich will es nicht, Sie bleiben — und der Graf geht.“

„Fräulein von Bork!“ rief Herr Plönnies zwischen Bestürzung und Erleichterung, denn in seinem Gewissen befriedigte ihn seine „Lösung“ nicht halb so sehr wie die ihrige.

„Und Sie wähnen, daß ich Ihr Opfer annehmen würde?“ mischte sich jetzt Bettine, aus ihrer Fassungslosigkeit sich aufraffend, in das Gespräch. „Denn Sie lieben den Grafen . . .“

„Ob ich ihn liebe, ob nicht — was geht es Sie an?“ warf Gertrud den Kopf trotzig in den Nacken zurück. „Ich werde ihn nicht wiedersehen.“

„Sie haben ihn an mich erinnert?“

„Ich habe Ihren Namen nicht genannt. Zwischen dem Grafen Lentzau und mir ist das Tuch zerschnitten, auch ohne Sie. Aber ich will Sie jetzt nicht aus meiner Nähe lassen, nicht Sie, die Unschuldige, sollen fliehen, während die Bösen triumphiren.“

Schon um Gertrud zu beruhigen, bat auch Herr Plönnies die widerstrebende Bettine, ihre Abreise aufzuschieben und besseren Rath von dem künftigen Tage und einer gelasseneren Betrachtung der Dinge zu erwarten. Umsonst wollte Bettine das Versprechen vorschützen, das sie dem alten Grafen gegeben, die Stadt zu verlassen, um durch ihre Anwesenheit dem Glück seines Neffen nicht im Wege zu sein. „Dies Glück,“ sagte Gertrud spöttisch, „wenn es ein Glück war, mein Vermögen zu erhalten, ist ja doch schon wie Glas gesprungen, in meines Großvaters Schreibstube liegen die Scherben!“ So ließ sich endlich Bettine zum Bleiben bewegen. „Ich will Sie wie meine Schwester hegen und halten,“ versicherte Gertrud, sie beim Abschiede umarmend, „Sie werden mich lieb gewinnen, und sicher in unserer Freundschaft wollen wir die Männer aus unserem Bunde ausschließen und keinen von ihnen achten, keinen!“

Die gute Ulrike war durch die offene Thür in der Vorflur Zeugin dieser Unterredung geworden, die ihr zumeist unverständlich blieb und ihre Theilnahme nur in dem einen Punkte fesselte, daß ihr junges Fräulein den Grafen nicht heirathen würde. Wichtiger als Alles, was die Drei in sichtbarer Erregung noch verhandelten, war ihr die Gegenwart des Herrn Plönnies: er enthob sie in ihren Augen einer schweren Verantwortlichkeit, er konnte jetzt das Fräulein auf dem Heimweg begleiten und das Abenteuer vor der gnädigen Frau von Bork entschuldigen helfen.

Herr Plönnies hatte sich durch Gertrud's Drohung, fortan alle Männer zu verachten, nicht abhalten lassen, sie aus dem Hause zu geleiten und, einmal auf der Gasse, an ihrer Seite zu gehen. Ihrerseits schien auch Gertrud seine Höflichkeit trotz der Härte, mit der sie ihn behandelt, ganz in der Ordnung zu finden. Daß Ulrike bald hinter, bald neben ihnen einherschritt, gab ihnen Beiden, ohne daß

es ihnen recht zum Bewußtsein gekommen wäre, ein Gefühl der Sicherheit, das ihnen sonst auf dem einsamen Spaziergang durch die Nacht gefehlt hätte.

Wären sie allein dahingegangen durch die schweigenden, vom Mondlicht phantastisch erhellten Gassen in diesem abgelegenen Theil der Stadt, würde Herr Plönnies weniger lebhaft geredet und seine Schritte mehr beeilt haben, als er es jetzt that. Denn die Anwesenheit Ulrikens, die jedes seiner Worte, wenn sie wollte, hören konnte, machte ihm Muth, sein Herz auszuschütten. In Gertrud's Brust sollte sich der Verdacht nicht festsetzen, daß er ihr vor zwei Tagen nicht die Wahrheit hinsichtlich Bettinens gesagt. In seiner schlichten Weise erzählte er, wie ihre Nachfrage nach dem Mädchen in ihm selbst die Neugierde geweckt habe, Näheres von demselben zu erfahren; wie er unmittelbar nach ihr Bettine aufgesucht und deren Geheimniß erkundet habe. Was sich heute begeben, daß der Graf Lentzau Bettine mit Bitten und Drohungen, durch die Anerbietung einer Summe Geldes, die sie natürlich zurückgewiesen, zur Abreise aus der Stadt habe bestimmen wollen, sei ihm erst in später Abendstunde von einem jungen Manne, dem Sohn der Wirthin Bettinens, der für sie eine stille Neigung, zunächst freilich eine hoffnungslose, hege, mitgetheilt worden. . .

Voll Spannung hatte ihm Gertrud zugehört; sie fand, daß seine klare, schmucklose Auseinandersetzung sich vortheilhaft von der heftigen und geistreich eitlen Rede Erich's unterschiede, und verglich die Unbekümmertheit, in der sie an seiner Seite, jetzt sogar an seinem Arme dahinging, trotz der späten Stunde, unter so eigenthümlichen Umständen, mit der Unsicherheit und der Herzensangst, die sie im Gespräch mit Erich empfunden. . . Bringt Liebe Leiden und nur Freundschaft stille Freude? hätte sie sich gern gefragt. Aber sie kam über die dunkle Regung noch nicht zu dem bewußten Wunsche hinaus und suchte eine Ablenkung ihrer Gedanken in der Betrachtung von Bettinens Geschick.

„Wird sie noch einmal glücklich werden? Kann sie es noch nach so schmerzlichen Erfahrungen?“

„Gerade diese letzten Tage werden vielleicht der Anfang ihres Glückes. Sie haben ihr die völlige Hoffnungslosigkeit ihrer Träume dargelegt. Ich glaube es wohl, daß sich Rodewald mit dem Plan getragen, sie trotz alledem mit dem Grafen zu verheirathen; daß seine Energie und sein Glück ihm auch die Mittel, seine Absicht zu verwirklichen, in die Hände gegeben hätten — aber welch eine unselige Verbindung wäre das geworden! Die Leidenschaft braucht nicht nach der Zukunft zu fragen, denn sie macht den Augenblick zur Ewigkeit; die Ehe jedoch hat nur eine Aussicht — die in die Zukunft hinein. Wie traurig ist sie, wenn sie beständig von einer schöneren Vergangenheit zehren soll, und nun gar von einer stürmischen, schuldvollen! Gewiß wird das arme Mädchen jetzt den Schmerz gekränkter und getäuschter Liebe am bittersten fühlen, allein sie wird auch mit der Vergangenheit abschließen und bei ihrer Jugend und ihrer Kraft ein neues Leben beginnen.“

„Giebt es nicht Wunden, welche nie vernarben?“ fragte sie mit Beziehung auf seine eigene Jugendgeschichte.

Herr Plönnies wußte nicht, was die geschwätzige Ulrike dem Fräulein vorhin von ihm und seiner unglücklichen Liebe erzählt hatte, und deutete Gertrud's Aeußerung in einem anderen Sinne. So viel war von Bettinen und nur von ihr geredet worden — nach Gertrud's Gefühlen hatte Niemand gefragt. Die Entschlossenheit und Großmuth ihres Handelns hatte ihn und Bettine in dieser Hinsicht

verstummen lassen. Wenn nun doch hinter dieser heroischen Maske ein weinendes Gesicht sich verbarg! Wenn in ihrem Herzen die Liebe mit dem Gefühle, sich einem Unwürdigen nicht hingeben zu können, kämpfte! Herr Plönnies hemmte seinen Schritt und stand still. Es war unter den Bäumen des Promenadenweges. Durch den Schleier, den sie wieder fest um ihr Antlitz gezogen, suchte er die geheime Schrift ihrer Züge zu lesen.

„Wie undankbar sind wir doch!“ sagte er. „Sie fassen, Sie vollführen einen heldenmüthigen Entschluß, Sie lösen eine längst beschlossene, eine von Ihrer Mutter gewünschte Verbindung — und wir fragen nicht einmal, wie weh es Ihnen gethan, was es Ihnen gekostet! Nach Allem, was Sie wissen, konnten Sie bei Ihrer Hochherzigkeit nicht anders handeln — aber ach! warum mußten Sie sich dabei einen Pfeil in die Brust drücken!“

Hinter ihrem schwarzen Schleier, bei dem blassen, oft von Wolken verhüllten Mondlicht fühlte sich Gertrud sicher, er konnte die jäh wechselnde Farbe ihrer Wangen, das Zucken um ihre Lippen nicht gewahren. In dem Ton seiner Stimme war etwas, das ihr noch besser gefiel als seine Worte an sich; wenn er nur weiter gesprochen hätte, sie würde ihm, ohne ihren Arm von dem seinigen zu entfernen, zugehört haben — die Nacht hindurch bis zum Morgengrauen. Aber er schwieg — und sie mußte sich zu einer Antwort entschließen.

„Nach Allem, was ich jetzt weiß! Was ich durch Ulrike, was ich durch Bettinens Brief erfahren! Und nun möcht' ich Sie fragen, Herr Plönnies, war es gut, war es freundschaftlich von Ihnen, mir dies Alles zu verschweigen? Den Widerwillen meines Großvaters gegen diese Verbindung? Die Schuld des Grafen gegen Bettine? Hielten Sie mich für ein Kind, das die Wahrheit nicht ertragen könnte?“

„Nein, liebes Fräulein! Ich dachte auch nicht daran, daß der Bote unwillkommener Kunde scheel angesehen wird. Wegen der früheren Liebesgeschichte eines Mannes pflegt in der großen Welt eine Heirath nicht zurückzugehen, würde mir Ihre Frau Mutter mit Recht geantwortet haben. Und der Haß Ihres Großvaters — durfte er das Glück Ihres Lebens stören, wenn Sie es in jener Verbindung gesucht? Wer bin ich, daß ich mit einer solchen Forderung vor Sie hätte hintreten können?“

„Sie wollen mein Glück?“

„Ich würde es gern mit dem Glück des meinigen bezahlen.“

„Und Sie glaubten, daß ich den Grafen liebte? Daß mich die Trennung von ihm schmerzen würde?“

„Ja.“

„Wenn ich Ihnen nun sagte, daß ich ihn nicht geliebt — nicht so geliebt, um mich voll Hoffnung und Freude in meinen Träumen als seine Gattin zu sehen . . .“

„Aber Sie schienen doch seiner Ankunft so bewegt entgegenzuharren . . . an jenem Abend . . .“

„Wo Sie mir die Ouvertüre zum Sommernachtstraum vorspielten? Unruhig, zwiespältig war ich in meinem Inneren, nicht wissend, was ich fassen, was ich lassen sollte. Ich habe den harten Kampf allein durchkämpfen müssen; denn der Freund, der mich auch an diesem Scheideweg des Lebens zu behüten und zu führen versprochen hatte, wo blieb er? Sie haben Ihr Wort schlecht gehalten, Herr Plönnies!“

In ihrer Stimme, so leise sie sprach, zitterte gleichsam der Nachklang ihrer leidenschaftlichen Erregung und verwirrte Herrn Plönnies vollends.

„Ich durfte nicht reden,“ antwortete er und starrte zu dem Wipfel der Linde,

unter der sie standen, ob von dort her mit dem Mondstrahl, der durch die Zweige und die Lücken des Laubes glitt, ihm eine Erleuchtung kommen würde.

„Sie durften nicht?“

Herr Plönnies war auf das Aeußerste gebracht; mit bittender Miene, als ob er sagen wollte: erlaß mir die Antwort! blickte er sie an; da sie aber hinter dem Schutze ihres Schleiers unerbittlich blieb, nahm er sein Herz entschlossen in die Hände:

„Ich mußte schweigen, mein Fräulein, weil ich selber Sie liebe.“

Hatte Gertrud diese Erklärung geahnt, gewünscht? Sicherlich hatte sie dieselbe nicht so plötzlich, nicht unter den Linden der Promenade erwartet. Sie machte eine schüchterne Bewegung, ihm ihren Arm zu entziehen, aber duldete es ohne Sträuben, daß er ihn nicht losließ, sondern stärker an seine Brust drückte. Denn über Herrn Plönnies war, als einmal das entscheidende Wort gefallen, der Wagmuth und die Freudigkeit der Jugend gekommen. Er vergaß seine vierzig Jahre, seine grämlichen Bedenklichkeiten, er gedachte mit einigem Stolze, daß ein Mann wie er wohl die Liebe eines Mädchens verdienen könne, daß er sich der Erwählten dann aber auch im Thun und Reden eben als ein Mann beweisen müsse, und sagte:

„Haben Sie dies Geständniß vernommen, hören Sie freundlich mich bis zu Ende an. Sie kennen mich seit Jahren, wie ich Sie kenne. Ich mochte eine Weile mein Gefühl für Sie Freundschaft, Brüderlichkeit nennen, seit ich Sie täglich sehe, Ihre Nähe mich beglückt, kann ich es nicht mehr, ohne mich selbst zu belügen. Nicht wie ein Sturm hat es mich erfaßt, allmälig hat diese zarte Neigung mich ergriffen und ganz Besitz von mir genommen. Aber so lange ich Sie von einer anderen Liebe gefesselt glaubte, hätte es mir nicht angestanden, durch meine Werbung auch nur einen Augenblick Ihr Gemüth zu verwirren. Der Freien sage ich gern und ohne Scheu, daß ich sie liebe, daß mich ihr Wesen und ihre Anmuth beseligen. Und nun, wo Sie meine Zukunft in Händen halten, entscheiden Sie!“

Warum mußte sie nur immer, während er so zu ihr sprach, an sein Clavierspiel denken? Es umfloß sie weich und wohlig wie die Tonwellen eines melodischen Stromes. Sanft und doch unwiderstehlich wurde sie fortgezogen; sie hatte weder die Macht noch den Willen des Widerstrebens; kein ungestümes Pochen ihres Herzens, kein wildes Glühen und Verglühen verzehrte sie, es schien ihr süß und friedlich von dieser Fluth dahingetragen zu werden und, wenn es sein müßte, in ihr zu versinken.

Unbemerkt von ihnen Beiden hatte Herr Plönnies am Schluß seiner Rede ihren Arm losgelassen: erst jetzt, wo Gertrud leise zusammenschauerte, fühlte sie sich ihrer Stütze beraubt. Sie schlug den häßlichen Schleier ihres Hutes zurück, sie wollte, er sollte sie Auge in Auge sehen. Und so, die Blicke fest auf ihn gerichtet, die Röthe holder Scham und lieblichen Gewährens auf ihren Wangen, sagte sie: „Da ist meine Hand, Herr Plönnies —“ und nun brach der Uebermuth und der Jubel des Mädchens, das sich geliebt weiß, aus: „Ich glaube, mein Herz hättest du schon eher erhalten können.“

Trotz der Klugheit und Vorsicht des Herrn Plönnies wären sie sich jetzt vielleicht in die Arme gefallen, wenn sie nicht Ulrike durch ein kurzes Husten zugleich an ihre Anwesenheit und ihre Mißbilligung des langen Aufenthaltes erinnert hätte. Herr Plönnies zog nur die schmale, kleine Hand an die Lippen und flüsterte: „Mein!“

Eine Seitenstraße führte nach dem alten Kaufhause Christian Rodewald und Comp. Waren es die noch hell erleuchteten Fen-

ster der oberen Stockwerke: Herrn Plönnies erschien das graue, sonst so finstere Gebäude wie ein strahlender Feenpalast; Gertrud aber rief bei dem Anblick der vielen Lichter zwischen Lachen und Sorge: „Ach, die Mutter und die Grafen!"

„Fürchtest du dich?"

Sie sah ihn an und schüttelte den Kopf. „Nein — doch gehe jetzt und laß es mich allein ausmachen. Es ziemt Herrn Plönnies nicht, nächtens bei der gestrengen Frau von Bork um die Tochter anzuhalten."

Im Hause herrschte Verwirrung und Bestürzung. Vor zwei Stunden war Graf Erich allein, in leidlicher Fassung, aus der Schreibstube des seligen Herrn Rodewald in den Salon zu der Frau von Bork und seinem Oheim zurückgekehrt: das Fräulein sei leidend und wolle in ihrem Zimmer bleiben. Eine Weile hatte sich das Gespräch der Drei noch mühsam fortgeschleppt, dann nach der Entfernung ihrer Gäste war die besorgte Frau hinaufgestiegen, nach ihrem Kinde zu sehen. Zu ihrem Erstaunen fand sie das Gemach leer. Sie rief in den Garten hinab, in der Meinung, daß Gertrud dort ihr wunderliches Wesen triebe. Keine Antwort erscholl. Nun setzte die erschreckte Frau die Dienerschaft in Bewegung. Trepp auf und ab, in allen Corridoren und Gemächern ward nach dem Fräulein gesucht. Zu einiger Beruhigung diente es, daß auch Ulrike vermißt wurde. Eine verschlafene Magd wollte sie mit dem Fräulein durch den Garten haben eilen sehen. Die abenteuerlichen Launen Gertrud's waren unberechenbar, möglich, daß sie die alte Dienerin zu einem nächtlichen Spaziergang veranlaßt. Mitten in ihren Aengsten schalt sich die Mutter, daß sie in übergroßer Zärtlichkeit dem Eigenwillen der Tochter nicht bei Zeiten gesteuert hätte — einem Eigensinn und einer Launenhaftigkeit, die in den jüngsten Tagen jede Schranke durchbrochen, jeder verständigen Einwendung gespottet. Je weiter die Nacht über die elfte Stunde vorschritt, desto mehr steigerte sich der Schrecken und die Hülflosigkeit der armen Frau; schon hatte sie einen Diener nach der Wohnung des Herrn Plönnies geschickt, ihn, den Helfer in allen Nöthen, herbeizurufen. . .

Ungeduldig erwarteten die Diener vor dem Hause die Rückkehr des Boten, als Gertrud mit Ulrike leichten Schrittes und mit lachendem Munde daherkam.

„Da ist das gnädige Fräulein!" riefen sie, und während die einen sie mit verwunderten Blicken begrüßten und befragten, als ob sie im Ernst befürchtet hätten, es könne ihr ein Unheil oder Schaden begegnet sein, eilten die anderen in das Haus zurück, der Mutter die frohe Nachricht zu bringen.

„Ja, was habt ihr denn?" fragte sie lustig. „Ich bin heil und ganz. Glaubt ihr, ich hätte mich nach Amerika einschiffen wollen?"

In drei Sprüngen war sie die Treppe hinauf, in den Armen der Mutter, welche sich fest vorgenommen hatte, die wilde, unbändige Tochter mit einer bitteren Strafrede zu empfangen, und nun bei dem Anblick des von Glück und Lebensfreudigkeit strahlenden Mädchens nichts thun konnte, als es an ihre Brust zu drücken und ihr Antlitz mit Küssen zu bedecken. „Da bist du endlich, du böses Kind! Welche Sorgen machen mir deine Grillen und Streiche!"

„Mütterchen!" sagte Gertrud und umfaßte sie mit beiden Armen, ihr Gesicht an der Schulter der Mutter verbergend, „das war der tollste, aber auch der letzte: ich habe mich mit Herrn Plönnies verlobt."

Auf das Abenteuerlichste nach ihrem Sinne war Frau von Bork gefaßt gewesen: diese Eröffnung raubte ihr die Sprache. Gewandt ersah Gertrud ihren Vortheil,

drängte sie auf das Sopha, schmiegte sich schmeichlerisch, auf einem Kissen niederknieend, an sie und bat: „Sprich nicht, höre mich nur an.“

In dieser Nacht hätten die Geister im Hause Rodewald die ihnen gegönnte Stunde nicht benutzen können, in Corridoren und Gemächern umzugehen und ihr Wesen zu treiben: Niemand hatte sein Lager aufgesucht, Alle waren wach und munter, und die Gespenster lieben es nicht, vielen Menschen auf einmal zu begegnen. Während Ulrike in der Gesindestube die vorlautesten Frager abfertigte und das Abenteuer, in dem sie eine bescheidene, aber doch beneidenswerthe Rolle gespielt, mit diplomatischer Feinheit und Zurückhaltung schilderte, beichtete unten Gertrud in das Ohr und das Herz der Mutter all' ihre Qual, ihre Irrung und ihren Triumph. Schneller, als sie es selbst unter den Alltagsbedingungen des Lebens für möglich gehalten haben würde, ergab sich Frau von Bork in die eigenmächtige Wahl ihrer Tochter. Um wie viel lieber ihr auch ein Graf Lentzau als Schwiegersohn gewesen wäre, trotz einer „romantischen“ Vergangenheit — ihr Mißfallen erregte Herr Plönnies nicht; vor Allem aber erwog sie, daß Gertrud nicht den mannigfachen Gerüchten ausgesetzt werden durfte, die sich immer an den Rückgang einer Verlobung knüpfen, um so sicherer an diesen besonderen Fall knüpfen würden, je mehr Veranlassung er dazu durch die Verwickelungen des Zufalls und den leidenschaftlichen Charakter Gertrud's bot. Der eine Zweck, dem alles Andere sich unterordnen mußte, konnte doch nur Gertrud's Glück und ihre, der Mutter, Ruhe und Behaglichkeit sein. Beides versprach die neue Verbindung besser als die frühere. Im Stillen mochte sich Frau Philippine von Bork darüber wundern, daß ihr Kind so ganz aus der Art geschlagen sei und statt in einem Edelmann oder in einem Künstler in einem Kaufmann sein Ideal gefunden habe; allein es wäre vergeblich gewesen, gegen die Natur anzukämpfen. Die trotzige, wie Philippine bei sich sagte, schwunglose und plebejische Art des Großvaters war in der Enkelin wieder zum Durchbruch gekommen. „Erich hat mich nie geliebt!“ hatte Gertrud gerufen, „er hat nur um mein Geld geworben!“ So ist die moderne Jugend, hatte Frau Philippine geseufzt und zugleich mit stiller Genugthuung auf jene Zeit zurückgeblickt, wo sie in idealischer Selbstvergessenheit dem armen Herrn von Bork die Reichthümer dieses ganzen Hauses darzubringen Willens gewesen war.

Am anderen Tage gab es ein Geflüster und Gewisper beinahe durch die ganze Stadt. Die Vorbereitungen zu dem Fest, mit dem Frau und Fräulein von Bork gleichsam ihren Eintritt in das väterliche Haus feierlich begehen wollten, hatten schon vordem von sich reden gemacht, daß damit noch mehr als ein bloßes Gastmahl beabsichtigt sei. Inner- und außerhalb des Hauses war die Ankunft der beiden Grafen Lentzau, ihr Besuch, ihre Ausfahrt mit der Mutter und der Tochter in Beziehung zu diesem Feste gesetzt worden. Nicht von Allen in freundlichster Auslegung. Aber wie nun auch die Menschen darüber urtheilen mochten, eine Verlobung des Fräuleins von Bork mit dem jungen Grafen schien in der Luft zu schweben. Wenigstens die eingeladenen Damen waren überzeugt, daß die Verkündigung dieser Verlobung das eigentliche Ereigniß des Abends sein würde. Wohl verbreitete sich im Laufe des Tages das Gerücht von wunderlichen Begebenheiten, die sich im Rodewald'schen Hause zugetragen hätten, da jedoch Keiner etwas Bestimmtes mitzutheilen wußte, steigerte sich nur die Spannung.

Im Hause selbst war die Schwüle, die gestern darüber gelagert, einer frischeren

und freieren Luftströmung gewichen. Gertrud's helles Lachen steckte seit dem Morgen Alle an. „Mir ist, als müßt' ich heute immer singen," sagte sie. Sonst geschah nichts Ungewöhnliches. Daß Herr Plönnies an diesem Morgen, ehe er das Comptoir betrat, zu der Frau von Bork hinaufging und eine gute Stunde mit ihr und dem Fräulein im geheimen Gespräch blieb, bestätigte die Ansicht, daß die Verlobung Gertrud's mit dem Grafen eine beschlossene Sache sei: man verständigte sich eben mit dem Chef des Hauses über die Clauseln des Heirathscontractes. Im Geschäft verrieth sich Herr Plönnies nicht; wie an jedem anderen Tage traf er gelassen und bestimmt seine Anordnungen, erledigte, was ihm oblag, und gab höflich und gemessen Auskunft.

Eine zahlreiche Gesellschaft erfüllte am Abend die glänzenden Festräume. Die gediegene, altväterische Pracht des seligen Herrn Christian Rodewald kam unter den modernen Zuthaten, die der Geschmack der Frau von Bork für nöthig gehalten, zur vollen Geltung. Hatte auch im Anfang, da zwischen der Wirthin und ihren Gästen noch keine näheren und innigeren Beziehungen bestanden, eine gewisse Kühle und Schwerfälligkeit Ton und Stimmung der Gesellschaft beherrscht, so besiegten doch bald Gertrud's Anmuth und Fröhlichkeit, das Erscheinen des Herrn Plönnies, der von beiden Seiten als der willkommenste Vermittler angesehen wurde, diese Hindernisse der Geselligkeit. Eins war freilich weder durch Liebenswürdigkeit noch durch Witz zu überwinden — die erwartungsvolle Neugier, die auf keine Unterhaltung ernster eingehen wollte, sondern die Blicke Aller nach den Flügelthüren wandte, so oft sie geöffnet wurden, ob denn nicht endlich der Held des Abends einträte. Heimlich flüsterten sich die Frauen und die Mädchen eine und die andere Bemerkung über die „vortrefflich gespielte" Harmlosigkeit des Fräuleins von Bork zu, die gar nicht zu wissen schien, daß die Hauptperson des Festes fehle. Da endlich — als die Paare sich gerade anschickten, in den Speisesaal zu gehen, Gertrud hatte „aus Mangel des Rechten" den Arm des Herrn Plönnies genommen — meldete der Diener den Grafen Lentzau. Frau von Bork verfärbte sich. Unter dem allgemeinen Aufschauen der Gesellschaft trat der alte Graf Wolf Lentzau in seinem Kammerherrnfrack, im Schmuck seiner vornehmsten Orden, auf seinen Stock gestützt, mit würdevollem Anstand ein. Freundlich begrüßte er die Frau vom Hause, wechselte mit dem Fräulein ein Dutzend Worte im leisen Ton und gab Herrn Plönnies die Hand. Die Gäste nahmen an, daß irgend ein plötzlicher Zufall — eine Erkrankung oder eine andere Störung — den jungen Grafen fern hielte, und bedauerten schon, daß es nun doch nicht zur feierlichen Erklärung der Verlobung kommen würde, obgleich die Stimmung sich allmälig gehoben hatte und sich nach einem lebhaften Ausdruck in Hochrufen und Gläserklang sehnte, als der Graf, der neben der Wirthin saß, aufstand, an sein Glas schlug und in der Stille, die sogleich eintrat, ein wenig langsam, Wort um Wort bedächtig an einander reihend, mit fester Stimme, in deutlicher Betonung sagte: „In der verehrten Festgesellschaft sitzen die alten und die jungen Freunde und Freundinnen des Hauses Rodewald und Comp. Aber der älteste, hier anwesende Freund unserer vortrefflichen Wirthin, der Frau Philippine von Bork, habe ich die Ehre zu sein; ich vertheidigte die Wahl ihres Herzens gegen ihren Vater, meinen besten Freund, den seligen Herrn Christian Rodewald, der mir meine Rede nimmermehr vergeben wollte. So hab' ich ein doppeltes Anrecht, an dem Todten wie an den Lebenden, der Tochter und der Enkelin, bei dieser Gelegenheit, an dieser Tafel, trotz so vieler

besserer Redner unter Ihnen das Wort zu ergreifen, Ihnen zur Freude und, wie ich hoffe, dem Freunde im Jenseits zur Versöhnung. Ich bin aus diesem Hause gegangen, die Liebe zweier Herzen vertheidigend, die nicht von einander lassen wollten; ich trete wieder ein, die Liebe zweier Herzen zu verkündigen, die sich, auch scheinbar unerwartet, durch des Himmels Schluß gefunden haben. Meine Rede von damals durchkreuzte die Wünsche meines seligen Freundes, meine Rede von heute ist die Erfüllung seines Lieblingswunsches. Damals — ja, meine verehrten Damen, ich war einundzwanzig Jahre jünger! — hatte ich Worte des feurigen Zornes auf den Lippen und war beredt wie einer; heute, bei dem Anblick so fröhlicher Jugend und so hoffnungsvollen Glückes, hinkt meine Beredtsamkeit flügellahm der Wirklichkeit nach, Sie müssen mir mit Ihren Stimmen zu Hülfe kommen: ich schlage Ihnen vor, auf das verehrte Brautpaar, Fräulein Gertrud von Bork und Herrn Gustav Plönnies, ein Hoch auszubringen!"

Was von Verwunderung und Ueberraschung, von Staunen und Fragen in der Gesellschaft auch war — zunächst ging es in den Hochrufen, in Gläserklang, in Beglückwünschungen und im Champagnerschaum unter. Welch eine Geschichte setzte dieser Schluß voraus! Wie verschwiegen war dieser Herr Plönnies gewesen, wie verschmitzt schelmisch diese Gertrud! Welch großer Diplomat und welch bedeutender Redner war dieser Graf Lentzau! Es war einer der genußreichsten Abende, den man erleben konnte.

Eine Weile nachher, als die Freude alle Zweifel, Grillen und Bedenklichkeiten ertränkt, entfernte sich, seine Leiden vorschützend, der Graf; Hochrufe, die ihm galten, begleiteten ihn bis zur Thür des Saales; durch die leeren Gemächer bis zur Stiege gab ihm Herr Plönnies das Geleit.

„Sie haben gegen Gertrud und mich so ritterlich gehandelt, Herr Graf . . ." sagte er.

„Daß Sie mir doch nicht ewige Dankbarkeit geloben wollen?" unterbrach ihn der Alte, halb gutmüthig, halb mephistophelisch. „Ich habe nur den Wechsel bezahlt, den die Firma Rodewald und Comp. in der Angelegenheit des Fräulein Harms auf die Grafen Lentzau gezogen. Im Uebrigen: Gleich zu Gleich, das war immer mein Wahlspruch. Guten Abend, Herr Plönnies."





Die Alamannenschlacht bei Straßburg (357 n. Chr.).

Eine Studie

von

Felix Dahn.



Um die Mitte des vierten Jahrhunderts nach Christus schienen die gallischen Provinzen Roms auf das äußerste bedroht, das heutige Elsaß und Lothringen verloren, ja alles Land bis an die Marne ein höchst unsicherer, von den Barbaren durchstürmter Besitz, in welchem nur noch einige feste Städte behauptet wurden: die meisten waren, wie weithin das flache Land, von den Germanen verwüstet. Diese über den Grenzstrom unablässig eindringenden Germanen waren am Niederrhein die Franken, am Oberrhein die Alamannen: beides nur neue Namen für alte Völkerschaften, welche früher von den Römern und Griechen mit ihren Einzelnamen waren bezeichnet worden; seit ihrem Zusammenschluß aber zu dauernden Bündnissen, für welche diese neuen Namen aufkamen, nannten die Fremden die Verbündeten fast nur noch mit dem Bundesnamen: etwa wie die Franzosen 1870 und 1871 meist nur von „Allemands“ sprachen und nur ausnahmsweise die einzelnen in diesem Bundesnamen beschlossenen Völkerschaften und Staaten unterschieden.

Der Gründe, welche gerade um die Wende des vierten Jahrhunderts die römische Defensive am Rhein mehr als sonst geschwächt hatten, gab es verschiedene.

Nachdem Constantius Chlorus und sein Sohn Constantin den Rhein erfolgreich, namentlich gegen die Franken, vertheidigt hatten, waren durch neue Gefahren im Osten, durch die Perser, die Kräfte des Reiches stark nach Asien abgezogen worden. Dazu kam aber noch in positiv schädigender Wirkung, daß unter den folgenden Kaisern in Gallien Empörer aufstanden, welche, nicht nur mit dem Kampf gegen die Truppen der Cäsaren vollauf beschäftigt, die Abwehr der Barbaren vernachlässigen mußten, sondern, selbst germanischer Abkunft, ihre Landsleute, zumal Franken und Sachsen, in hellen Haufen über den Rhein riefen, um sich ihrer als Söldner, Hülfstruppen, Verbündeter gegen die treu gebliebenen Legionen zu bedienen. Ein solcher Usurpator war der Franke (oder Sachse) Magnentius gewesen, dessen Untergang durch den Uebertritt eines anderen fränkischen Heerführers, Silvanus, auf die Seite des Kaisers Constantius wesentlich gefördert worden war. Aber dieser Kaiser scheute in selbstsüchtiger Thorheit nicht davor zurück, gegen den Bruder des Anmaßers, Decentius, welcher sich am Oberrhein noch behauptete, die dort jenseits des Stromes wohnenden und ohnehin jede Gelegenheit zum Einbruch eifrig ergreifenden Germanen von Amts wegen ins Land zu rufen: es waren die Alamannen. Sie folgten freudig der Einladung des Kaisers, der sie wohl noch dafür bezahlte, daß sie ihren Herzenswunsch erfüllten,

und gingen, geführt von einem ihrer mächtigsten Könige, Chnodomar, der durch Feldherrngaben und durch heldenhafte Tapferkeit wie an riesiger Leibeshöhe seine Mitkönige überragte, über den Rhein. Chnodomar schlug den Decentius in offener Schlacht, entriß ihm eine große Zahl von Städten (in den Jahren 352 und 353), verbrannte sie, besetzte das flache Land — und behielt es für sich und sein Volk, das dringend der Erweiterung seiner Sitze bedurfte. Längst waren die beiden empörten Brüder untergegangen, die Alamannen vom Kaiser aufgefordert, das Land wieder zu räumen: aber sie blieben und richteten sich häuslich, seßhaft darin ein. Nicht für den Imperator hatten sie es gewonnen und nicht aus bloßer Raublust waren sie nach Gallien gekommen.

Gleichzeitig heerten die Franken am Niederrhein, vielleicht zuerst als Helfer der Empörer, jetzt auf eigene Faust: ihrer erwehrte sich der Kaiser zuletzt dadurch, daß er ihren Landsmann, den erwähnten Silvanus, gegen sie als magister peditum (General des Fußvolks) bestellte, der wirklich durch Tapferkeit und wohl auch durch kluge Verhandlungen seine Stammgenossen aus dem Lande schaffte und am Niederrhein erfolgreich Wache hielt. Aber gerade seine Tüchtigkeit machte ihn am Hofe verhaßt, dem von Eitelkeit und Argwohn völlig beherrschten Constantius verdächtig: auf Grund gefälschter Briefe ward der unschuldige hochverdiente Mann des Hochverraths angeklagt und insgeheim zum Tode verurtheilt: jetzt erst griff der Feldherr, zur Verzweiflung gedrängt, wirklich nach dem Purpur und ward durch einen Sendling des Kaisers, der sich scheinbar ihm anschloß, ermordet: — in ganz ähnlicher Tücke, wie kurz zuvor der Kaiser seinen Oheim, den Cäsar Gallus, den Bruder des gleich zu nennenden Julian, in das Netz des Verderbens gelockt hatte.

Constantius hatte in Person versucht, die von ihm ins Land gerufenen Alamannen auszuschaffen und für die fortgesetzten Einfälle zu strafen.

Zwei Könige, die Brüder Gundomad und Vadomar — im Schwarzwald, im Breisgau, bei Basel lagen ihre Gaue —, sollten für ihre Einbrüche gestraft werden.

Aber im Jahre 354 scheiterte der Versuch des Kaisers, bei Augst (Basel) eine Schiffsbrücke zu schlagen, an der kräftigen Abwehr der drüben aufgestellten Alamannen, welche die römischen Pioniere mit Geschossen überschütteten: und auch nachdem eine Furt gefunden und das alamannische Heer in große Gefahr gerathen war, zog es der Kaiser unter Zustimmung des Heeres vor — „denn er hatte in äußeren Kriegen kein Glück“ —, Frieden zu schließen und nach Italien abzuziehen, um die drohende Erhebung des Gallus durch List zu ersticken.

Im folgenden Jahre (355) zog der Kaiser gegen andere Alamannen, die Linzgauischen (lentienses), welche in Rätien eingedrungen waren: während er ihnen in Oberitalien entgegentrat, griff sie der General Arbetio im eigenen Lande am Bodensee an, gerieth aber in einen Hinterhalt, der seine Vorhut fast aufrieb. Mit Mühe gelang es zuletzt, die Alamannen bei ihren Angriffen auf das befestigte Lager der Hauptmacht zurückzuschlagen: da sie hierbei blutige Verluste erlitten, konnten die Römer wenigstens mit gewahrter Waffenehre umkehren. Der Kaiser aber erkannte nun, daß er dem Rhein wieder einen kräftigen Vertheidiger geben mußte: seit des Silvanus Untergang drangen aufs Neue Franken und Alamannen ungestraft über den Strom bis tief in das Herz der Provinz. Constantius selbst waren die Rheinkriege verleidet: auch war seine Sorge durch den Orient und durch Leitung der Gesammtregierung in Anspruch genommen: er wollte — und konnte nicht wohl — Italien auf längere Zeit verlassen. Da überwand er sein Mißtrauen und hob Julianus, den Bruder des getödteten Gallus, aus seiner bisherigen Dunkelheit und seinen akademischen Studien in Achaja, wo er völlig zurückgezogen lebte, empor: er berief ihn an den Hof, ernannte ihn zum Cäsar (6. Nov. 355), vermählte ihm seine Schwester Helena und übertrug ihm Gallien und den Schutz des Rheins.

Julian — später als Kaiser der Abtrünnige (Apostata) genannt — war eine geniale Natur: die seltsamen Mischungen in seinen Geistes- und Charakteranlagen erwarten noch ihren Shakespeare, d. h. die würdige seelenkundige Erklärung: ein ausgezeichneter Feldherr, ein tapferer Sol-

hat, ein begeisterter Patriot, zugleich aber eine doctrinäre, grüblerische Gelehrtennatur und, in widerspruchsvollem Nebeneinander, ein Schwärmer mit mystischen Neigungen; jedesfalls hat dieser Cäsar, dem die Vollerneuerung der Tage Hadrian's als Ziel vorschwebte, größere und dauerndere Erfolge gegen die Germanen erreicht als die meisten seiner Vorgänger und — ohne Frage — als alle seine Nachfolger. Er war der letzte Römer, welcher den großen cäsarischen Gedanken der Vertheidigung Galliens durch den Angriff in Germanien mit Kraft noch einmal aufgenommen hat.

„Nicht aus dem Kriegszelt, aus den stillen Schatten der Akademie plötzlich auf das Schlachtfeld gerissen, hat er Germanien niedergeworfen, den Rhein gebändigt, der mordschnaubenden Könige Blut vergossen oder sie in Ketten geschlagen," sagt der Zeitgenosse Ammianus Marcellinus, der, zum Theil als Augenzeuge, seine Thaten berichtet.

Sofort ging der Cäsar nach Gallien ab. Aber schon zu Turin erfuhr er, was der Kaiser genau gewußt, ihm jedoch tückisch verschwiegen hatte, daß das alte, stolze Hauptbollwerk der Römermacht am Rhein, daß Köln in die Hände der Franken gefallen sei. Da rief er aus: „Weh' mir, nichts habe ich erreicht durch meine Erhöhung, als daß mich der ohnehin sichere Untergang (das Los des Gallus war ihm in der That kaum vermeidlich) in schweren unlösbaren Aufgaben trifft!"

Denn hoffnungslos allerdings sah es vollends nach dem Verlust Kölns in Gallien aus. Julian schreibt an die Athener: „Der Raum, welchen die Germanen vom Rheinufer her besetzt hatten, betrug so viel als von den Quellen des Stroms bis an den Ocean; ihre letzten Scharen, von unseren Grenzen meist entfernt, standen 300 Stadien nordöstlich vom (?) Rhein: aber die Strecken Landes, welche durch ihre Einfälle und Verheerungen wüst und unbebaut lagen und in welchen die Gallier nicht einmal mehr ihre Heerden zur Weide zu treiben wagten, waren noch dreimal so umfangreich. Ja, einzelne Städte fand ich von den Einwohnern verlassen, obgleich die Barbaren noch gar nicht nahe gekommen. Von solchen Leiden heimgesucht und niedergebeugt, übernahm ich Gallien." — Und das ist nicht übertrieben. Ohne Widerstand zu finden, drangen die Barbaren auch in diesem Jahre tief in das Herz des Landes: so war ein Schwarm bis vor Autun (Augustodunum) gelangt; die Besatzung war von Furcht wie gelähmt; Veteranen, alte Colonisten, schlugen mit der Kraft der Verzweiflung zuletzt noch die Angreifer von den altersmorschen Wällen zurück.

Zu Vienne trat der Cäsar sein Consulat des Jahres 356 an. Die verwahrlosten Zustände der gesammten Kriegseinrichtungen der Provinz zwangen ihn, einen großen Theil des Jahres mit Rüstungen zu verbringen, „die Trümmer der Provinz zu sammeln," sagt Ammian XVI, c. 1. Erst im Juni, „als die Saat schon hoch stand," brach er auf und ging zunächst nach Autun; und wie weit bereits die Germanen in Gallien sich „in ungeheurer Zahl" (Julian) verbreitet hatten, erhellt am deutlichsten daraus, daß die römischen Feldherren — wie früher Silvanus so jetzt Julian — sich auf dem Wege von Autun, Auxerre (Autosidorum), Troies (Tricassae) nach Rheims wiederholt erst durch die Barbaren Bahn brechen mußten.

Zu Autun empfahlen nämlich im Kriegsrath die Einen den Weg über Arbor (eine Lücke im Text läßt nicht erkennen, welches der vielen „Arbor" gemeint), Andere über Sedelaucus und Cora. Da jedoch der Feldherr erfuhr, daß vor Kurzem Silvanus mit acht Cohorten Hülfstruppen einen anderen kürzeren, freilich höchst gefährlichen Weg allerdings nur mit großer Mühe zurückgelegt habe, trachtete er, das Vorbild dieses Helden zu erreichen, und eilte auf derselben Straße nach Auxerre, nur mit den Kataphraktariern (Schuppengepanzerten) und Ballistariern (Schleuderern), einer geringen Bedeckung. Von da zog er nach kurzer Erholung der Truppen nach Troies. In einzelnen Schwärmen stürzten sich die Barbaren auf die marschirenden Römer: der Feldherr ließ, wo er stärkerer Angriffe gewärtig sein mußte, die Angreifer nur beobachtend, mit geschlossenen Flanken weiter marschiren, bei günstigem Terrain jedoch trieb er sie abwärts in die Niederung, überraschte auch manche, nahm

die keine feindliche Offensive Erwartenden gefangen und trieb den Rest der Erschrockenen in die Flucht. Bezeichnend ist für die bisherigen Zustände in Gallien, daß, als er unvermuthet an die Thore von Troies pochte, die zitternde Bevölkerung aus Furcht vor den rings durch die Landschaft ergossenen Barbaren kaum zu öffnen wagte.

Zu Rheims vereinte er sich mit Ursicinus, Marcellus und deren Truppen. Da ergab sich, daß die Alamannen das ganze Obergermanien in ihre Gewalt gebracht hatten; die alten festen Burgen der römischen Herrschaft in jenen Gegenden: Mainz, Worms, Speier, Straßburg, Brumat, Zabern, Seltz, hatten sie eingenommen, mit Plünderung und Brand heimgesucht, aber — so thörig barbarisch dachten sie noch immer — nicht selbst zur Vertheidigung, zur dauernden Beherrschung des Landes eingerichtet und behauptet: in dem alten Widerwillen der Germanen gegen ummauerte Siedelungen — denn die Städte selbst scheuen sie wie mit Netzen umstellte Gräber, sagt Ammian an dieser Stelle — hatten sie jene Festungen nach der Plünderung halb zerstört liegen lassen; auf dem flachen Lande zerstreut („per diversa palantes“, Amm. Marc. XVI, 2), in den Dörfern, Villen, Gehöften lebten, schwelgten und zechten sie, unbesorgt um die Zukunft, die Wiederkehr römischer Angriffe nicht erwartend oder übermüthig verachtend. Julian zog gegen sie heran über Dieuze (Decempagi an der Seille, bei Marsal), sein Heer war guten Muthes, vielleicht unvorsichtig. Die in der Landschaft zerstreuten Alamannen sammelten sich rasch, führten, der Gegend genau kundig, eine schlaue Umgehung aus und griffen ihn an feuchtem, grauem Tage, da jeder Blick in die Ferne verschleiert war, auf dem Marsche vom Rücken her mit so gutem Erfolg an, daß seine Nachhut, zwei Legionen, überfallen und beinahe zermalmt wurde, hätte nicht der Lärm des Kampfes gerade noch zur rechten Zeit die Hülfsvölker herbeigerufen. Diese Schlappe belehrte den Cäsar, daß er vorsichtiger gegen einen Feind sich schützen müsse, der ihn bei jedem Flußübergang und überall auf dem Marsche aus dem Hinterhalt anzugreifen vermochte. Bald darauf besetzte er Brumat (Brocomagus) und wies einen hier von zwei Seiten versuchten Anfall zurück.

Jedoch verfolgte er damals diese Vortheile am Oberrhein nicht, weil stärkere Bedrohung durch die Franken ihn rasch an den Niederrhein abrief. Köln vor Allem mußte wieder gewonnen werden. Untergermanien hatte, so unglaublich es klingt, alle seine Städte und Castelle in Flammen aufgehen sehen; „keine Stadt, kein Castell sah man mehr in diesem Landstriche“, nur Koblenz, Remagen (Rigomagus) und „ein einziger Wartthurm nahe dem halbverbrannten Köln waren übrig; 45 Städte, die Burgen und Castelle nicht gezählt, in Gallien,“ schreibt Julian an die Athener, „waren in die Hände der Germanen gefallen“ — aber von diesen nicht behauptet, müssen wir hinzudenken.

Denn ohne Schwierigkeit besetzte der Cäsar wieder Köln — zehn Monate war die Stadt in den Händen der Barbaren gewesen — (Julian, ep. ad. Athen.): er stellte diese Festung zu einem mächtigen Bollwerk wieder her und zugleich die Furcht vor dem römischen Namen, so daß die Könige der Franken von ihrer Angriffswuth erschrocken abließen.*

Julian ging über Trier nach Gallien zurück, wo er zu Sens (apud Senonas oppidum) Winterquartiere bezog, mit vielfältigen Aufgaben belastet. Er trachtete, in altrömischer Politik, die wider Rom verbündeten Völkerschaften zu veruneinigen; zugleich mußte er Sorge tragen, die Soldaten, welche, eigenmächtig oder zersprengt, die alten Garnisonen verlassen hatten, an die so gefährdeten Orte zurückzuschaffen und Lebensmittel in alle Städte zu bringen, welche bei dem nächsten Feldzug das Heer zu berühren haben würde: denn um die Barbaren aus allen Theilen der Provinz zu verdrängen, waren voraussichtlich noch zahlreiche Kreuz- und Quermärsche erforderlich. Wie groß die Unsicherheit Galliens immer noch war, sollte Julian rasch selbst erfahren. Plötzlich erschien vor den Thoren von Sens eine starke Schar Barbaren — wohl Franken: diese waren immerhin die Nächstwohnenden, obwohl auch sie Rhein, Mosel und

* Ammian. Marc. XVI, 3: Francorum regibus furore mitescente perterritis; Abschluß eines Friedensvertrages nimmt aber Mascov I, 5 wohl nur aus Mißverständniß der Worte Ammian's an.

Marne — vermuthlich auf dem Eise — zu überschreiten hatten, um so weit nach Westen einzudringen. Sie hatten erfahren, daß der Cäsar weder die Schildener bei sich hatte noch, wie sie von Ueberläufern aus diesen Scharen wußten, die fremden Hülfsvölker, die der erleichterten Verpflegung willen in die Nachbarstädte vertheilt waren. So hofften sie, die Stadt zu erobern, den Feldherrn zu fangen. Rasch wurden die Thore gesperrt, die schwachen Stellen der Wälle ausgebessert; Tag und Nacht sah man den Cäsar auf den Zinnen, auf den Schanzen: er knirschte vor Zorn, daß die geringe Besatzung den wiederholt versuchten Ausfall aussichtslos machte. Der General der Cavallerie (magister equitum) Marcellus aber, „obwohl in den nächsten Stationen weilend, brachte dem Cäsar in seiner Gefahr keinen Entsatz, obgleich er," meint der wackere Offizier Ammian, „der Stadt hätte Hülfe bringen müssen, auch wenn sie nicht den Feldherrn einschloß." Endlich nach 60 Tagen zogen die Barbaren ab, verdrießlich und murrend, daß sie die Bezwingung der Stadt mit eitler Hoffnung versucht hatten.

Im folgenden Jahre sah sich der Kaiser genöthigt, während Julian am Rhein vollauf beschäftigt war, zur Deckung der Donauländer selbst von Rom aufzubrechen (29. Mai 357): denn suebische Scharen waren in Rätien, Quaden in der Valeria und Sarmaten, d. h. Slaven, „dieses Erzraubgesindel",* in Obermösien und das zweite Pannonien; er ging über Trident nach Illyricum: von Erfolgen wird nichts gemeldet.

Gleichzeitig hatte Julian den Kampf gegen die Alamannen wieder aufgenommen und zwar in großem, in cäsarischem Stil: sollte Gallien dauernd Ruhe verschafft werden, so mußten, wie in alten besseren Zeiten, die Germanen auf dem rechten Rheinufer wieder die römischen Adler im eigenen Lande sehen und aufs Neue lernen, daß die räuberischen Einfälle in Gallien furchtbare Vergeltung über die eigenen Gaue heraufbeschworen; der Gedanke, auf dem linken Rheinufer dauernd Fuß fassen zu können, sollte ihnen wieder völlig ausgetrieben werden: man war jetzt, nach vier Jahrhunderten, wieder so weit wie damals, da Julius Cäsar die germanischen Einwanderer Ariovist's aus Gallien vertrieb: fast in den gleichen Worten, wie damals der Suebenkönig den Elsaß als „sein" Gallien, als mit dem Schwert gewonnenes rechtmäßiges Besitzthum gegen Cäsar in Anspruch nahm, machten jetzt die Alamannenkönige ihren Besitzstand in denselben Landschaften geltend: die Antwort Julian's, wie damals Cäsar's, war ein großer Sieg, und, ganz wie Cäsar, drang der Sieger wiederholt über den Rhein: für den Augenblick, ja für die ganze Dauer von Julian's Commando am Rhein ward jene kecke alamannische Berühmung durch Thaten widerlegt; aber kaum hatte Julian Gallien verlassen, als es dennoch den Germanen anheimfiel und zwar nun für immer.

Der Cäsar hatte einen Doppelangriff gegen die Alamannen beschlossen, welche durch die Verluste des vorigen Jahres keineswegs geschwächt, „vielmehr noch ärger als gewöhnlich tobten und in Massen sich durch die Provinz ergossen; aber auch sonst war Alles mit germanischen Schrecken erfüllt."*

Der Kaiser hatte als Nachfolger des Silvanus den Barbatio zum magister peditum bestellt; mit 25000 Mann war dieser in das Land der Rauraker (bei Basel) vorgedrungen, die Alamannen in der Flanke zu fassen, während Julian, der zu Sens einen ruhelosen Winter verbracht, zu Rheims den Frontalangriff vorbereitete: wie mit der Zange (forcipis specie) sollten die Barbaren von zwei Seiten gepackt, in engen Raum zusammengedrängt und hingeschlachtet werden.

Aber so keck war schon der Wagemuth der Barbaren, so zerrüttet wußten sie die Zustände Galliens, daß eine Schar von Laeten (barbarischen Colonisten verschiedener Abstammung), geschickt und stets eifrig, zu gelegener Zeit zu rauben und zu stehlen, sich zwischen beiden römischen Lagern heimlich hindurchschlich und so überraschend vor Lyon erschien, daß sie nur mit äußerster Mühe von den noch rasch zugeworfenen Thoren zurückge-

* Ammian XVI, 10: latrocinandi peritissimum genus.

* Ammian XVI, c. 11.

schlagen werden konnten, worauf sie im Flachland Alles verheerten und mit reicher Beute den Rückweg antraten. Julian, eifrig bemüht, diese Scharte auszuwetzen, verlegte ihnen drei ihrer Rückzugslinien durch drei Geschwader erlesener Reiter, welche auch wirklich alle Räuber tödteten, die sich auf diesen drei Straßen bewegten, und alle Beute wiedergewannen; dagegen entkam derjenige Theil der Barbaren, welcher durch das Gebiet Barbatio's zog, Dank dessen verrätherischen Befehlen.

Julian wollte nun die Germanen auf den Rheininseln angreifen. Die Alamannen auf dem linken Ufer hatten sich nämlich gegen das anrückende Heer durch dieselben einfachen Mittel des Waldkriegs zu decken versucht, welche sie drüben im heimischen Schwarzwald so geschickt zu brauchen verstanden: durch Verhaue und Verhacke aus ungeheuren Bäumen, mit welchen sie wohl theils „die schwierigen, von Natur schon steilen Wege", d. h. die Vogesenpässe, theils die Zugänge zu ihren Schlupfwinkeln auf dem Strome sperrten.

Von diesen häufigen Rheinauen herüber schallten ihr „Geheul" (ululantes lugubre), ihre Schmährufe gegen die Römer und den Cäsar. Dieser wollte Einige greifen lassen, offenbar mehr in der Absicht, von ihnen Kundschaft zu erpressen, als sie zu bestrafen; aber umsonst bat er Barbatio um sieben von den Schiffen, welche er, als wolle er den Strom überschreiten, für Pontons vorbereitet hatte — eine römische Flotte beherrschte schon lange den Strom nicht mehr —; Barbatio verbrannte sie lieber, um nicht dem Cäsar zu einem Erfolg zu verhelfen. Da nun dieser durch Gefangene erfuhr, daß der Fluß, in der Hitze des Hochsommers seicht geworden, an einer Furt passirt werden konnte, schickte er leichte Hülfstruppen, vermuthlich Bataver oder Franken, unter Bainobaud,* dem bewährten Tribun der Cornuti, einem Germanen, gegen diese Schlupfwinkel ab. Theils watend durch die Watten („brevia" wie bei Tacitus), theils auf den untergebundenen Schilden schwimmend, erreichten diese die erste Insel, stiegen ans Land, „schlachteten alles Leben, was sie fanden, ohne Unterschied von Geschlecht oder Alter, nieder wie das Vieh" (was Ammian mit gleicher Freude wie in ähnlichen Fällen Tacitus erzählt), fuhren auf kleinen hier vorgefundenen Nachen nach den meisten anderen Inseln und kehrten, als sie endlich des Mordens satt waren, Alle unversehrt zurück, beladen mit reicher Beute, von der sie nur einen Theil aus den schwanken Fahrzeugen an den reißenden Strom verloren.

Als die noch übrigen Germanen dies erfuhren, räumten sie die Rheinauen, welche sich als so unsichere Zuflucht erwiesen, und brachten Vorräthe, Früchte und ihre „barbarischen Schätze" auf das rechte Ufer in Sicherheit. Julian aber wandte sich nach Zabern (Tres tabernae), um die durch hartnäckig wiederholte Angriffe der Barbaren zerstörten Wälle dieser Stadt wiederherzustellen, was ihm über Erwarten rasch gelang: die Germanen hatten ihre Angriffe auf diesen Punkt deshalb so hartnäckig immer wieder erneuert, weil die Festung den Zugang der Wege sperrte, auf welchen sie am häufigsten in das Innere Galliens drangen. Eben deshalb legte der Cäsar wieder Truppen in die neu aufgebaute Burg und versah sie mit Vorräthen für ein ganzes Jahr — das Getreide hierfür ward nicht ohne große Gefahr von den Truppen auf den von den Alamannen bestellten Feldern geerntet.

Diese Angaben zeigen in höchst lehrreicher Weise, einmal, daß auch ein Julian, und selbst nach den bisherigen Erfolgen, sich darauf gefaßt machte, sehr geraume Zeit einem so weit im Inneren altrömischen Machtbesitzes gelegenen Castell keinen Entsatz bringen zu können gegen germanische Einschließung! Er behandelt jetzt ein auf dem römischen Ufer erbautes Bollwerk, wie etwa im ersten Jahrhundert nach Christus die tief ins Germanenland vorgeschobenen Castelle, Aliso oder des Drusus Castell, waren behandelt worden, die man freilich für Jahr und Tag hatte verproviantiren müssen, bis im Sommerfeldzug wieder die Legionen sich nähern konnten. — Jetzt

* S. bei Förstemann „Baino", „Bainung" (Baino zu ahd. bain? crus); baud wird auf bud, biuta oder von J. Grimm auf bad (goth. badu), pugna zurückgeführt, Kuhn's Z. I, S. 434; nicht so das spätere baud, das aus bald entstanden.

war also die äußerste Vertheidigungslinie so viele hundert Stunden weit von der Ems und Lippe in dem Sinne zurück auf das linke Rheinufer genommen worden, so daß selbst das linksrheinische Land nicht mehr als dauernd behaupteter Besitz galt.

Andererseits aber sieht man, daß die Germanen, wenigstens hier die Alamannen, keineswegs nur Raubfahrten über den Strom beabsichtigten, sondern sich — und so war eben die vielfach mißverstandene *Völkerwanderung* vielmehr eine *Völkerausbreitung* —, durch Uebervölkerung aus den bisherigen Sitzen gedrängt, über den Strom geschoben hatten mit der Absicht, für immer sich hier niederzulassen: diese alamannischen Bauern bestellten bereits die Felder auf dem linken Rheinufer als ihr sicher gewonnenes „Neuland“.*

Aber auch für seine Feldtruppen versah sich Julian auf 20 Tage mit Vorräthen durch Fouragirung: er konnte hierfür nicht auf seinen Collegen Barbatio zählen, der vielmehr die für den Cäsar bestimmten Transporte anhielt, einen Theil für sich nahm und den Rest — verbrannte, um ihn nur nicht an Julian gelangen zu lassen. Während nun dieser die Befestigung des Lagers rasch förderte und durch einen Theil der Truppen, unter großer Vorsicht gegen Ueberfall, fouragiren, durch einen anderen Wachtposten im freien Felde vorschieben ließ,** warf sich eine Schar Barbaren auf Barbatio, der mit seinem Corps abgesondert hinter dem gallischen Grenzwall stand,*** mit solcher Raschheit, daß der plötzliche Angriff jedem Gerücht ihrer Annäherung zuvorkam: die Sieger verfolgten die Flüchtigen bis in das Gebiet der Rauraker und darüber hinaus, so weit sie nur nacheilen konnten, und kehrten mit dem größten Theil des Gepäcks, der Lastthiere, der Troßknechte als

* Ali-sat = Fremd-sitz, neuer Sitz in der Fremde, daher Elsaß.

** Stationes praetendit *agrarias* ist doch wohl so zu deuten, nicht: Wachthütten *mit Getreide*.

*** l. c. Barbationem: gallico vallo discretum; vielleicht eher in obigem Sinne zu deuten als „der in Gallien abgesondert in einem *Lager*“ (vallum ist wohl nicht „Lager“ allein).

Beute und Gefangenen zu den Ihrigen zurück.*

Der magister peditum aber entließ nun, als ob er seinen Feldzug erfolgreich beendigt hätte, die Truppen — noch war es heißer Sommer! — in die Winterquartiere und eilte an den Hof des Kaisers, dort, wie gewöhnlich, Ränke zu schmieden gegen Julian.

Als diese schmähliche Flucht und Feigheit allbekannt geworden, da glaubten die Könige der Alamannen, Julian sei, wollte er sich nicht der äußersten Gefahr aussetzen, durch Auflösung dieses Corps ebenfalls zum Rückzug gezwungen: sieben solcher „reges“ zogen die beste Kraft ihrer Scharen zu einem Heer zusammen und nahmen Stellung bei Straßburg: sie hießen Chnodomar, Vestralp, Ur, Ursicinus, Serapio, Suomar, Hortari.**

Der Cäsar aber betrieb, nicht an Rückzug denkend, die Vollendung seiner Lagerbefestigung. Noch siegessicherer erhoben die Alamannen die Häupter, als sie von einem Ueberläufer, einem Schildener, den Furcht vor Bestrafung eines Verbrechens zu ihnen geführt, erfuhren, daß nach dem Abzug des in die Flucht gejagten Barbatio ihm nur 13000 Bewaffnete verblieben: — und nicht höher belief sich wirklich damals seine Macht, als die wilde Kampfeswuth der Barbaren von allen Seiten ihn umbrandete. In größter Siegeszuversicht schickten die Könige ihm durch Gesandte die Aufforderung, fast in Form des Befehls, er möge das durch ihre Kraft und ihre Schwerter ihnen gewonnene Land räumen — fast wörtlich wie Ariovist an Cäsar. Julian, der Furcht unzugänglich, ward weder zornig noch traurig, „verlachte die Ueberhebung der Barbaren“ und ließ stäten und gleichen Muths die Lagerbefestigung unentwegt fortführen,

* Barbatio wird zuletzt im Land der Rauraker genannt; jetzt steht er außerhalb desselben: denn seine Flucht geht zu den Raurakern zurück; vermuthlich war er also aus dem Gebiet der Rauraker weiter vorgerückt und stand hinter dem vallum, d. h. links oder hinter der gedeckten Legionenstraße, von einem befestigten Lager (castra) ist wohl nicht die Rede bei „vallum“.

** Ob Ursicin der einfach römische Name — das Wahrscheinlichste — oder aus Ur oder Urso latinisirt oder die Uebertragung eines alamannischen „Bär“ bedeutenden Namens ist, steht dahin; über Serapio s. unten.

die Gesandten aber — gegen das Völkerrecht, wie Cäsar — bis zur Vollendung dieser Arbeit festhalten. Es ist eine seltsame Wiederholung der Vorgänge, welche vor vier Jahrhunderten hier zwischen Cäsar und Ariovist gespielt: seitdem war „Cäsar" ein Titel geworden: und Nachkommen derselben Sueben, welche damals unter Ariovist Land in Gallien Kraft der Eroberung als ihr Eigen bezeichneten, konnten es sein, welche nunmehr gegen den Cäsar Julian das gleiche Recht geltend machten. Daß übrigens der Feldherr die Germanen durchaus nicht gering achtete, verräth seine ängstliche Sorge, vor Allem die Lagerfestung zu vollenden, um für den Fall der Niederlage sich eine Zuflucht zu sichern: so großen Werth legt er darauf, die Barbaren nichts von dem unfertigen Zustand der Lagerwerke erfahren zu lassen und Angriff und Entscheidung noch hinauszuschieben, daß er selbst den Bruch des Völkerrechts, die Festhaltung ihrer Gesandten, nicht scheut.

Erinnern diese Vorgänge an Cäsar und Ariovist, so gemahnt die Schilderung, welche Ammian von Chnodomar als dem „allüberall hinbrausenden" Führer des germanischen Angriffs entwirft, an die Worte des Tacitus über Armin:*

„Alles setzte in Bewegung und Verwirrung, unbändig überall hinbrausend, stets der Erste in kühnem Wagniß, der König Chnodomar, hoch die buschigen Brauen erhebend, in die Höhe des Stolzes getragen durch viele Erfolge. Dieser hatte den Cäsar Decentius in offener Feldschlacht besiegt und viele reiche Städte erobert, geplündert und zerstört und zügellos, ohne Widerstand, Gallien durchstürmt. Diese Siegeszuversicht verstärkte die Verjagung des Barbatio und seiner zahlreichen guten Truppen. Denn die verfolgenden Alamannen hatten an den Abzeichen der erbeuteten Schilde erkannt, daß hier dieselben Soldaten vor nur wenigen Raubfahrern das Feld — und das Land — geräumt hatten, welchen die nunmehrigen Sieger vor Kurzem unter schweren Verlusten im Nahkampf erlegen waren." Da ist denn Ammian ehrlich genug, seine frühere Uebertreibung, der Cäsar habe die Ueberhebung der Barbaren „verlacht", durch das Geständniß zu verbessern, nur ängstlich und bekümmert sei er, gerade im Drange höchster Gefahr im Stich gelassen von Barbatio, mit seinen wenigen, obzwar tapferen Truppen den volkreichen Feinden entgegengetreten; freilich konnte ein Julian nur etwa todt, nicht lebend Gallien den Germanen überlassen!

Weislich beschloß er, sich nicht im Lager von der Uebermacht belagern zu lassen — denn gering war die Hoffnung auf Entsatz durch einen Barbatio oder selbst Constantius! —, sondern die Barbaren im offenen Felde anzugreifen: nach einem Mißerfolg blieb immer noch der Rückzug in das Lager und dessen Vertheidigung.

Aber eben um sich diesen Rückzug zu sichern und zu kürzen (utilitati securitatique recte consulens), rief Julian die schon weit vorausgeeilte Vorhut zurück; das Lager der Barbaren war 14 Leugen, d. h. 21 römische Millien entfernt: so weit von seinen mühevoll durchgeführten Lagerbefestigungen wollte der Cäsar sich nicht entfernen, so weit getrennt von der sorgfältig bereiteten Zuflucht den Angriff auf die Uebermacht nicht wagen. Dies war der Beweggrund, weshalb er am Tage des Aufbruches vom Lager die praecursatores zurückbefehligte.

Bei Sonnenaufgang war das Fußvolk in langsamer Bewegung aus dem Lager geführt worden, an die Flanke schlossen sich die Reitergeschwader, darunter die Ganzgepanzerten (cataphractarii, nach parthischem Muster: Schuppen deckten Mann und Roß) und die berittenen Bogenschützen — „eine furchtbare Waffe", sagt Ammian. — Ohne Uebertreibung, wie die Ostgothen später zu ihrem Schaden erfuhren: keine zur Abwehr dieser Truppengattung ausgerüstete Waffe stand den Germanen zu Gebot, denn ihre Reiter erlitten bei der Attaque furchtbare Verluste durch die Geschosse, ehe sie zum Einhauen gelangten — ähnlich wie moderne Cavallerie, welche gegen Schnellfeuer anreitet —; und andererseits konnten sich diese berittenen Schützen, nachdem sie

* Amm. Marc. XVI, 12: agitabat autem miscebatque omnia sine modo ubique sese diffunditans et princeps audendi periculosa rex Chnodomarius ardua subrigens supercilia ut saepe secundis rebus elatus.

germanisches Fußvolk beschossen, dessen Angriff stets entziehen.

Der Cäsar ließ jetzt die Truppen in Haufen, wie sie marschirten, halten und erklärte ihnen, weshalb er den Plan geändert, die Vorhut zurückberufen und ohne weiteres Vorrücken hier zu schlagen beschlossen habe.

Die Sorge um den Rückzug nach verlorener Schlacht durfte er nicht aussprechen: so redete er denn von dem nahen Mittag, den schlechten Wegen, welche am Ende des Tages die Marschmüden in dunkler mondloser Nacht erwarteten, von dem wasserlosen, durch die Sonnengluth versengten Boden und von dem drohenden ungleichen Kampf gegen Feinde, welche ausgeruht, gespeist und getränkt angreifen würden. Deshalb sei es besser, heute hier im Schutz von Graben und Wall und von abwechselnden Nachtposten zu ruhen und nach Ruhe und Speisung bei dem nächsten Morgengrauen aufzubrechen.

Nun, die Wege waren am nächsten Tage nicht besser —: aber Julian mochte wissen, daß, da die Feinde bereits in vollem Anzug waren, der Zusammenstoß am nächsten Tage dem römischen Lager viel näher erfolgen müsse.

Vielleicht auch hatte der Cäsar nur die Kampfesfreude seiner Truppen erproben wollen: wenigstens ließ er sich durch deren stürmisches Verlangen, sofort gegen den Feind geführt zu werden, mehr aber noch durch den Rath seiner Offiziere bestimmen, wieder aufzubrechen. — Freilich aber mußte man nun nicht mehr weit vom Lager sich entfernen: das Heer nennt, vielleicht übertreibend, den Feind schon „in Sicht“: — die zurückgerufene Vorhut mußte ihn freilich schon gesehen haben —, denn nach offenbar kurzem Marsch stieß man alsbald auf die Kundschafter, dann auf das ganze Heer des Feindes.



Ostgallien.

Der Stab des Feldherrn, zumal der Präfectus Prätorio Florentianus, deutete sogar an, die Truppen würden leicht meutern, unter dem Vorwurf, man habe sie um den Sieg betrogen, lasse man die jetzt zusammengescharten Barbaren sich wieder zerstreuen: — eine bedenkliche Motivirung! Auch dachten die sieben Könige gewiß nicht daran, ihre zusammengezogenen Heerleute vor einer großen Entscheidung wieder sich verlaufen zu lassen.

Der Muth der Truppen und die Geringschätzung der Feinde ruhte wesentlich

auf der Erinnerung — so sagt Ammian —, „daß im vorigen Jahre, als sich die Römer durch das rechtsrheinische Alamannenland weithin ergossen hatten, sich die Germanen gar nicht hatten blicken lassen zur Vertheidigung ihres Herdes: sondern, weit ins Innere geflüchtet, hatten sie mit dichten Verhauen von Bäumen überall die schmalen Steige durch den Urwald gesperrt und so mit Mühe das Leben gefristet" — d. h. wieder einmal hatte der deutsche Wald seine Kinder geschützt, welche in vier Jahrhunderten doch endlich gelernt hatten, daß sie gegen die überlegene Waffenmacht des Weltreichs in offener Schlacht die Heimath nicht zu vertheidigen vermochten, wenn der Feind mit Uebermacht, wie jenes Jahr, von mehreren Seiten sie umfaßte: sie hatten ja keine Städte zu vertheidigen, in welchen die überlegene römische Belagerungskunst sie, wie dereinst die Gallier, sicher wie in Mausfallen gefangen und vernichtet haben würde: die fast werthlosen Holzhütten mochten sie räumen und vom Feind verbrennen lassen: zog dieser ab aus dem verwüsteten Land — schon vor dem Herbst pflegte er vor dem Klima den Rückzug anzutreten —, so waren aus den Bäumen des schützenden Waldes auch bald die Hütten und selbst die Hallen der Könige wiederhergestellt.

Im vorigen Jahre hatte sie der Kaiser von Rätien aus bedrängt, der Cäsar jedes Ausweichen über den Rhein gesperrt und zugleich waren andere Germanen, Nachbarn (wir erfahren nicht, welches Stammes), mit welchen die Alamannen in Streit gerathen waren, den von allen Seiten Eingeschlossenen und Weichenden so scharf auf der Ferse folgend in den Rücken gefallen, daß sie ihnen „fast den Kopf von hinten zermalmten". Da hatten sie sich dem Kaiser, wie er in ihrem Lande vordrang, nicht zu stellen gewagt, sondern flehentlich um Frieden gebeten.

Das Alles hatte sich nun aber geändert; jenes dreifach dräuende Verderben war beseitigt: der Kaiser hatte Friede gemacht und war abgezogen: mit den germanischen Nachbarvölkern lebten sie, nach Beilegung der Streitigkeiten, in bester Eintracht, und die schmähliche Flucht Barbatio's hatte die angeborene wilde Kühnheit gesteigert.

Dazu kam folgendes schwer wiegende Ereigniß.

Die beiden Könige und Brüder, welche im Vorjahr mit Constantius Friede geschlossen, hatten diesen Vertrag aufs treulichste gehalten, weder selbst sich erhoben noch mit sich fortreißen lassen. Da war bald darauf der Stärkere und Treuere, Gundomad, meuchlerisch ermordet worden: und sofort machte sein ganzes Volk mit den Kriegsfeinden Roms gemeine Sache; nun schloß sich auch der große Haufe im Reiche Vadomar's, wie dieser behauptete, wider dessen Willen, den gegen die Römer ausziehenden Scharen an.

Die Stimmung der Truppen, der Rath der Offiziere fanden gleichsam weissagenden Ausdruck in dem Zuruf eines Fahnenträgers welcher den Cäsar zu sofortigem Schlagen aufforderte; — dabei ist charakteristisch für die Mischung von Christlichem und Heidnischem in dieser Römerwelt, wie die „Gottheit" in Umschreibungen angerufen wird, welche für den Einen Christengott und die vielen Olympier* gleichmäßig paßten.

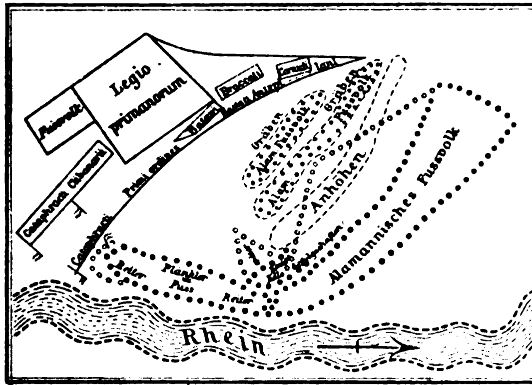
Das Heer setzte sich nun wieder in Bewegung und gelangte bald, nicht weit entfernt von den Uferhöhen des Rheins, an einen sanft aufsteigenden Hügel, auf dessen Krone das bereits reife Korn wogte; da oben hielten Spähe drei alamannische Reiter, welche sofort zurückflogen zu den Ihrigen, den Anmarsch des Römerheeres zu melden. Ein vierter Späher, zu Fuß, hatte jenen nicht folgen können: er ward von der raschen römischen Vorhut eingeholt und gefangen; er sagte aus, daß die Germanen drei Tage und drei Nächte gebraucht hatten — so groß war ihre Zahl —, den Strom zu überschreiten.

Alsbald konnten sich die Heere, da beide gegen einander vormarschirten, erschauen. Die Germanen bildeten ihre altgewohnten keilförmigen Stoßhaufen: den „Eberkopf", welche Schlachtordnung Wotan selbst sie gelehrt; da befahlen die römischen Offiziere Halt und ließen so im ersten Treffen die antepilani, hastati und überhaupt die ersten Glieder, wie sie marschirt waren, feste Stellung nehmen — „eine undurchdring-

* Ammian selbst ist Heide.

bare Mauer", sagt Ammian mit Recht. Denn in der That, dieser letzte große Sieg der Römer über die Rheingermanen ward fast ausschließend entschieden durch die unvergleichlich überlegenen Waffen, zumal Schutzwaffen, und durch die große Mannigfaltigkeit der Waffengattungen der Römer, welche verstattete, je nach Lage des Gefechts die geeignetste zu verwenden, während der Alamanne immer nur die nackte Brust, den schlechten Latten- oder Weidenschild, das plumpe Schwert, den Speer, oft ohne Metallspitze, und freilich auch das germanische todesfreudige römischen „Kürassier", „clibanarius", der, ganz in Eisen gehüllt, ja versteckt, Bügel und Schild an sich zog und in der Rechten die Lanze schwang, nichts anhaben konnte; der Fußsoldat dagegen konnte, am Boden sich duckend und unbemerkt bleibend — „denn man wehrt nur dem Angreifer, den man ins Auge gefaßt" —, das Pferd seitwärts treffen, so den Reiter überraschend zu Fall bringen und dann ohne viel Mühe vollends tödten. Ihren rechten Flügel hielten sie in unerkennbarer verdeckter Aufstellung zurück.

„Alle diese kampffreudigen und grimmen



Die beiden Aufstellungen bei Beginn der Schlacht.

Heldenthum entgegenzustellen hatte: ihr gegen überlegene Waffen blind anstürmendes Wagen sollte diesmal wieder den thörigen Helden den Sieg und schwere Verluste kosten.

Auch die Barbaren machten im Anmarsch Halt: und da sie, wie der Ueberläufer im Voraus gewarnt — solche Aufstellung war also damals römische oder doch julianische Sitte oder für diesmal im Voraus beschlossen worden —, die ganze Reiterei der Römer auf deren rechtem Flügel erblickten, stellten sie alle ihre besten Pferde geschart auf ihren linken: unter ihre Reiter aber mischten sie, nach altgermanischer, zumal suebischer Sitte, flinke Plänkler, auf diese Kampfart eingeübte Krieger zu Fuß. Denn sie hatten längst erprobt, daß auch ein geschickter germanischer Reiter dem Völkerschaften befehligten Chnodomar und Serapio, an Macht die anderen Könige überragend." Chnodomar nun, der „ruchlose Entzünder dieses ganzen Krieges" (um den Scheitel geschlungen trug er einen feuerrothen Wulst — nicht einmal dieser reiche und mächtigste König deckt sein Haupt mit einem Helm: wohl nicht, weil er einen entbehrt hätte, sondern weil er in Ueberkühnheit, wie sie in jener Zeit als eine Art Heldenstück häufig begegnet, solche Deckung verschmähte), sprengte dem linken Flügel voran, wo die wildeste Wuth des Kampfes erwartet wurde: kühn und voll Vertrauen auf die ungeheure Kraft seiner Glieder, hoch ragend auf schnaubendem Roß, den furchtbar wuchtigen Wurfspeer auf die Erde stoßend, weithin kenntlich an dem Glanz seiner

Waffen, von jeher ein gewaltiger Krieger und, vor den Anderen, ein geschickter Heerführer."*

Den rechten Flügel befehligte Serapio, ein Jüngling, dem gerade der Flaumbart gesproßt war, aber an Heldenkraft seinen Jahren voraus: der Sohn von Chnodomar's Bruder Mederich, „eines Mannes, der, so lange er lebte, äußerste Treulosigkeit geübt hatte." Der Jüngling Serapio hatte diesen fremden Namen empfangen, indem sein Vater, lange Zeit als Geißel und Pfand in Gallien festgehalten, hier einige griechische Geheimlehren kennen gelernt und seinen mit nationalem Namen „Agenarich" geheißenen Sohn nun „Serapio" genannt hatte — man sieht, wie diese Barbaren ihren oft unfreiwillig langen Aufenthalt in römischem Gebiet verwertheten, sich außer den beiden Cultursprachen auch die höchsten Producte der antiken Cultur anzueignen: die religiösen und philosophischen Geheimlehren, welche selbst von Römern und Griechen nur bei höherer Bildung und regerem Wissensdrang gesucht wurden. Die Treulosigkeit — gegen Rom! — des wohl von früher Jugend auf als Geißel mit Argwohn behandelten Fürsten erklärt sich sehr wohl: diese Germanen aber, welche griechische Mysterien studirten, waren doch nur der Geburt, nicht der Bildungsfähigkeit nach Barbaren. — Man sieht übrigens aus der Verwandtschaft dieser beiden „mächtigsten Könige", daß auch nach Bildung der neuen Völkergruppen innerhalb derselben die Könige unter den gleichen Verhältnissen wie vor Bildung der neuen Gruppen fortbestanden: Chnodomar und Agenarich sind ebenso Vatersbruder und Neffe wie vor drei Jahrhunderten Inguiomer und Armin: und Beide sind Könige.

An die beiden mächtigsten Könige, welche offenbar als „Herzoge", d. h. Oberfeldherren, für diesen Krieg gekoren waren, schlossen sich die fünf anderen Könige, „welche ihnen an Macht die nächstfolgenden waren", darauf zehn „regales", d. h. (nicht „Prinzen", sondern) Gaukönige, geringer an Macht als die sieben Völkerschaftskönige, und eine dichte Reihe von Edeln (optimatum series magna): die ganze Streitmacht betrug 35000 Mann, aus verschiedenen Völkern (vielleicht auch außer Alamannen), theils „gegen Sold geworben" — (wobei der Fremdling Ammian wohl auch Gefolgen für Söldner hielt, da sie, allerdings von den Gefolgsherren unterhalten, mit Beute, Waffen, Schmuck und jetzt wohl auch schon mit Geld beschenkt werden mußten) —, theils verbündete, welche sich vertragsgemäß im Kriege gegenseitig zu unterstützen hatten. — Letzteres enthält die Eine Wurzel der Entstehung der neuen Gruppen (Alamannen, Franken, Frisen, Sachsen, Thüringer, Bajuvaren): Schutz- und Trutzbündnisse, auf die Dauer geschlossen, besonders, aber nicht ausschließend, gegen Rom gerichtet, zwischen im Uebrigen unabhängig und selbständig verbleibenden Völkerschaften und Gauen —: die zweite Wurzel aber war nahe Stammesgemeinschaft und (folgeweise) Nachbarschaft: denn jene durch hohe Eide gefestigten Bündnisse wurden nur unter Genossen des gleichen Stammes und Stammescultus geschlossen; wenn Sachsen oder Franken ausnahmsweise für einen oder auch für mehrere Feldzüge als Verbündete von Alamannen aufgenommen wurden, so hatte ein solcher einzelner Allianzvertrag doch ganz anderen Charakter als diese dauernden, unkündbaren Schutz- und Trutzbündnisse aller Alamannen unter einander, welche sich zwar noch nicht einem Bundesstaat, geschweige Einheitsstaat näherten, wohl aber von einem Staatenbund sich nur noch dadurch unterschieden, daß die Zahl der gemeinsam verfolgten Zwecke sich auf zwei: Krieg und Göttercult, beschränkten; richtiger gesagt: der uralte Verband des Göttercults, z. B. der suebischen Stämme, war unter den nächsten Nachbarn und Verwandten bei diesen Sueben jetzt dahin verwerthet worden, Grundlage von Schutz- und Trutzbündnissen, zumal gegen die römische Gefahr, zu werden.

Das erste Vorrücken des Fußvolks auf

* Und doch beging dieser „geschickte Feldherr" den nur durch die blindeste Siegeszuversicht erklärbaren Fehler, die Schlacht zu schlagen mit dem Rücken gegen einen breiten, tiefen, reißenden Strom, ohne über eine Brücke oder über Schiffe zu verfügen, einen Strom, zu dessen Ueberschreitung man, ohne vom Feind behelligt zu sein, drei Tage und drei Nächte gebraucht hatte — und der im Fall einer Niederlage das feuchte Grab für Tausende werden mußte — — und ward.

dem linken römischen Flügel kam, wie aus Ammian's eigener Schilderung erhellt, sofort zu sehr unfreiwilligem Stehen. Severus stieß hier auf Gräben, welche die Alamannen — (die also hier die Schlacht erwartet hatten: denn schwerlich waren es zufällig von ihnen vorgefundene Vertiefungen) — gezogen und mit verdeckt aufgestellten Schützen ausgefüllt hatten, die, plötzlich aufspringend, den Feind verwirren sollten. Das gelang wenigstens insoweit, als Severus, „weitere unbekannte Gefahren fürchtend", stehen blieb: — „unerschrocken" zwar, d. h. er wich nicht zurück: aber er wagte auch durchaus keinen Angriff. Julian bemerkte dies bedenkliche Stocken und sprengte sofort, „wie es die brennende Gefahr erheischte", mit zweihundert Reitern durch die Zwischenräume des Fußvolks vor, entlang den Geschossen der Feinde aus den Gräben, und feuerte seine stutzenden Soldaten an; er erinnerte sie, daß sie ja so ungeduldig den sofortigen Angriff verlangt hätten: er forderte sie auf, die Schmach zu rächen, welche der Majestät Roms bisher angethan war durch diese Barbaren, welche ihre Wuth, ihr maßloser Kampfzorn zu ihrem Verderben bis hierher geführt habe; er warnte vor zu hitziger Verfolgung, aber verbot auch zu weichen, bevor äußerste Noth sie zwinge.

Solche Mahnungen wiederholend, dirigirte er den größeren Theil der Truppen hierher gegen das erste Treffen der Barbaren — ein Zeichen von der nicht geringen Bedeutung des hier angetroffenen Hindernisses. Aber auch das alamannische Fußvolk fühlte nun, daß ihm hier ein schweres Ringen, vielleicht die Entscheidung des Tages bevorstand; so erscholl denn plötzlich aus seinen Reihen einstimmig der laute, zornig klingende Ruf: „die ‚Fürsten'* sollten von den Rossen steigen und unter den Reihen des Fußvolks kämpfen, damit sie nicht im Fall eines Unglücks allzu leicht die große Masse der Gemeinfreien im Stich lassen und entweichen könnten."

Man sieht, noch ist die alte Volksfreiheit und ihre Redefreiheit — ja Redekeckheit — nicht geschwunden vor diesem alamannischen Königthum: hatten doch diese Könige noch nicht auf römischem Boden, mit dem vorgefundenen Apparat römischer Staatsgewalt über Provinzialen herrschend, gleiche Macht auch über ihre germanischen Volksgenossen ausdehnen können; — wie einst Armin muß sich Chnodomar mitten in der Schlacht vom Volksheer dessen Willen aufzwingen lassen. Denn auch Chnodomar, der „mächtigste König", der Oberfeldherr, wagt nicht, dieser recht barbarischen, thörigen und trotzigen Aufforderung zu widerstreben; das Volk hält sein Blut dem königlichen gleichwerthig: und eine obzwar ziemlich derb, in fast beleidigender Mahnung ausgesprochene Berufung an die Heldenehre der Könige und Edeln darf nicht abgelehnt werden: willfährig folgt der riesige König dem zornigen Ruf des mißtrauischen Volkes und springt sofort vom Roß: ohne Besinnen folgen die Anderen seinem Beispiel: zweifelte doch auch keiner unter ihnen am Sieg.

Jetzt kam es zum ersten Zusammenstoß.

Die Germanen auf ihrem linken Flügel, die den Reitern gemischten Fußkämpfer, stürzten sich mit mehr Ungestüm als Vorsicht, d. h. mit unbesonnener Verschwendung des Athems, auf die Geschwader der Römer unter „unmenschlichem Schlachtgeschrei", Pfeile und Wurfspeere schleudernd; ihre Kampfeswuth übertraf heute noch, was man sonst an Germanen gewohnt war: ihr langes Haar sträubte sich empor, aus ihren Augen sprühte der Heldenzorn. Aber unerschüttert hielt der römische Fußsoldat Stand, das Haupt gegen die von oben her fallenden Hiebe der viel größeren Barbaren mit dem vortrefflichen römischen Schilde deckend, mit dem breiten mörderischen Schwert im sicher gezielten Stoß die nackten Leiber der Riesen treffend oder das todbringende Pilum schwingend.

Die römischen Reiter scharten sich in diesem gefährlichen Augenblick dicht zusammen: das Fußvolk deckte seine Flanken Schild an Schild, undurchdringbar an einander drängend; dicht stiegen die Staubwolken des heißen Augusttages empor; die Schlacht

* Regales: gemeint sind auch die reges, wie das Folgende zeigt, nicht der Adel, die optimates; „regales" kann also auch oben nicht „Prinzen", „nicht regierende Glieder der Königsgeschlechter" heißen, sondern bedeutet Gaukönige neben den Völkerschaftskönigen.

stand: keinerlei Fortschritte machten die Römer: sie behaupteten sich nur: ja hin und wieder verloren sie Boden.

Das Beste für die Römer leisteten sichtbar ihre ausgezeichneten Waffen, zumal die selbst mit höchster Anstrengung kaum zu zertrümmernden Schilde; um deren feste Mauer zu zerreißen, um Lücken, Ungleichheiten in die römischen Reihen zu bringen, warfen sich manche der kriegserfahrensten Barbaren auf ein Knie, stemmten sich gegen die vordringenden Römer und suchten sie durch die überlegene Körperkraft umzuwerfen; in unmäßigem Eifer kam es zum Ringkampf: Faust gegen Faust und Schildstoß gegen Schildstoß — ein ungleicher Kampf der alamannischen Weidengeflechte gegen den römischen Erzstachel auf dem Legionenschild —, das laute Geschrei der Siegjauchzenden und der Getroffenen hallte gegen den Himmel.

Der linke Flügel der Römer drang jetzt vor, über die Gräben, die Hügel aufwärts Raum gewinnend, den immer erneuten Ansturm germanischer Haufen mit überlegener Wucht der ehernen Schilde zurückwerfend und klirrend eindringend auf den Feind.

Da schien auf dem rechten römischen Flügel die Schlacht für den Cäsar verloren: plötzlich, wider Erwarten, stoben von dort her seine Reiter in voller Auflösung zurück; diese Flucht ging aus von folgendem Schrecken. Die bereits (wohl durch die Plänkler zu Fuß) erschütterten Reihen wurden eben neu geordnet, als die Panzerreiter ihren Obersten* und neben ihm auch noch den nächsten Reiter über Hals und Kopf des Pferdes stürzen sahen, von der Wucht des Panzers herabgerissen. Da stoben sie aus einander, wie jeder konnte: die Flucht der Vordersten riß die Hinterglieder fort, und schon drohten sie, ihr eigenes Fußvolk niederreitend, Alles in Auflösung zu bringen — aber das Fußvolk hielt Stand, scharte sich eng zusammen und hielt, Mann an Mann gelehnt, den Anprall der fliehenden Reiter auf, ohne vom Platze zu weichen.

In diesem Augenblick höchster Gefahr erschien der Cäsar auf dem bedrohten Punkte, hemmte die Flucht, stellte und wendete die Schlacht.

Von ferne her — er weilte wohl noch auf dem linken Flügel, dessen Stocken er gehoben — sah er, wie seine entscharten Reiter an keine Rettung mehr dachten als an die in der Flucht; da jagte er heran, so rasch das Roß ihn trug, und warf sich selbst wie ein Riegel ihrer Flucht entgegen. Zuerst bemerkte ihn nur der Rittmeister Einer Schwadron: er erkannte den Cäsar an dem Purpurwimpel der hochragenden kaiserlichen Drachenstandarte, „der den Drachen umflatterte wie die abgestreifte Schlangenhaut“; der Offizier erbleichte vor Scham und Scheu, hielt und wandte das Pferd, seine Leute wieder zum Stehen zu bringen. Der Cäsar rief die Erschrockenen ermunternd an, und es gelang, sie aufzuhalten: im Schutz der Legionen geborgen, sammelten sie sich wieder. Die Alamannen aber hatten, nachdem sie die Reiter zurückgeworfen und zerstreut, das erste Treffen des Fußvolks angegriffen, in der Hoffnung, dasselbe sei nun muthlos geworden und leichter zum Weichen zu bringen. Aber als es nun zum Handgemenge kam, standen sich gleichgewogene Kräfte gegenüber.

Denn hier stießen die Germanen auf die Eliteregimenter der Cornuti und Braccati, schlachtvertraute, im Kampf gehärtete Truppen, größtentheils — germanischer Abkunft; schon durch den Anblick Schreck einflößend,* erhoben sie nun, diese für Rom kämpfenden Barbaren, nach germanischer Sitte mit Macht den Schlachtgesang, „barritus“, welcher während des Kampfes mit leisem Gesumme beginnt, allmälig anschwillt und zuletzt erdröhnt wie das Gebrause der Meerfluth, welche brandend an die Klippen schlägt. Von beiden Seiten sausten die Wurfspeere hageldicht: hoch wallte Staub empor und barg den Ausblick, so daß blindlings Waffe auf Waffe, Leib an Leib stieß. Abermals bildete für die Alamannen, bei gleicher germanischer Kraft und Tapferkeit, das ehern gefügte Dach der römischen Schilde ein kaum bezwingbares Hinderniß: die ungleich größeren

* Zunächst nur leicht verwundet, aber er blieb todt auf dem Platze (s. unten).

* Cornuti, Gehörnte; braccati, Behoste. Letzteres ursprünglich Kelten.

Verluste, welche sie erlitten, erklären sich zu gutem Theil daraus, daß der römische Soldat hinter diesem Schilddach wie hinter einer Befestigung focht und (während der nackte Germane alle Kraft darauf verwenden mußte, erst diesen ehernen Wall zu zerbrechen, um nur an den Leib seines Gegners zu gelangen) jede Blöße des Angreifers verwerthen konnte, diesen sofort mühelos mit Schwert oder Speer durch den dünnen Schild hindurch zu treffen.

Dieser ungleiche, verlustreiche Kampf gegen bessere Rüstung reizte den Kampfeszorn der Alamannen zu furchtbarer, zu wild aufflammender Wuth: und wirklich gelang es ihren verzweifelten Anstrengungen, durch unablässig wiederholte Schwerthiebe endlich den Schildzaun zu zerhauen, einzubrechen in das erste Glied der Feinde. Da kam den schwer Bedrohten im rechten Augenblick Rettung: — abermals Germanen waren es, welche den Alamannen den blutig errungenen Vortheil entrissen. Die Bataver waren es, von jeher als die allervorzüglichsten germanischen Söldner von den Kaisern geschätzt, welche die Gefahr ihrer Waffenbrüder erkannten und im Sturmschritt zu Hülfe eilten, geführt von ihren Königen.* Diese Germanen waren eine allgefürchtete Schar: sie hatten ein Gelübde, jeden Waffengenossen aus äußerster Todesgefahr zu befreien mit Wagung des eigenen Lebens. Und dies Gelübde — sie erfüllten es auch jetzt. Sie kamen und warfen ihre frische Kraft den erschöpften Siegern entgegen.

So fochten die Römer mit bedeutend verstärkten Kräften. Aber die Alamannen waren nicht abzuschütteln: grimmig nahmen sie den Kampf auch gegen die frischen Truppen auf, schnaubend, als wollten sie in einem Anfall von Raserei alles Widerstrebende vernichten: — wiederholt brauchen die Römer diesen Vergleich, den „furor teutonicus“ zu schildern —; es war der kampfwüthige Wuotan, die Personification dieses ihres eigenen Heldenzornes, den die Germanen in solchen Augenblicken in sich spürten.

Unablässig flogen lange Wurfspieße, kurze spitzige Wurflanzen, Rohrpfeile mit eisernen Schnäbeln von ferner stehenden Gliedern, während vorn im Handgemenge Klinge an Klinge schlug, die Panzer unter den Schwerthieben klafften; auch wer verwundet niedergesunken, sprang wieder auf, fortzukämpfen bis zum letzten Blutstropfen. Wahrlich, es war ein Kampf ebenbürtiger Gegner: waren die Alamannen größer und kräftiger, so waren die in römischem Dienst Kämpfenden besser geschult und geübt; waren jene heißgrimmig und ungestüm, so blieben diese kühl und vorsichtig; trotzten jene auf ihre Körperkraft, so waren diese an geübtem Verstand überlegen; — unter welchen Verlusten hiernach die Alamannen fechten mußten, leuchtet ein. Und doch gelang es ihnen wiederholt, die Römer durch die überlegene Wucht des Ansturms aus ihrer Stellung zu stoßen; aber immer drangen diese wieder vor: der Alamanne aber, sank er endlich vor Ermüdung zusammen, fiel nun aufs Knie und schlug noch in dieser Stellung auf den Feind los: — „ein Zug der äußersten Hartnäckigkeit“, meint der Grieche.

Die Schlacht stand abermals, hergestellt durch die Bataver, aber noch immer unentschieden. Da versuchte die germanische Führung — wahrscheinlich doch eben Chnodomar — eine letzte äußerste Anstrengung, deren Gelingen oder Scheitern den Tag entscheiden sollte.

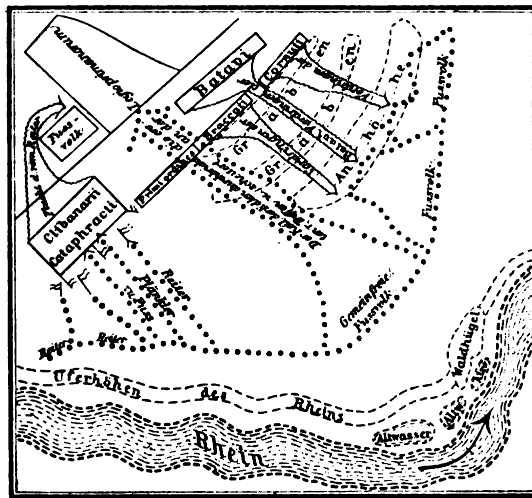
Gewitzigt durch viele blutige Erfahrungen, geschult im Kampf für oder gegen Rom, hatten die Führer diesmal den alten systematischen Haupt- und Erzfehler germanischer Taktik vermieden, ohne Reserve alle Kraft bei dem ersten Anlauf zu verbrauchen. Die Könige und Edeln, deren Ehrenpflicht es war, die Gemeinfreien an Tapferkeit zu übertreffen, wie sie ihnen

* Venere celeri cursu Batavi cum regibus; seit Valesius ist es bei den Philologen Mode geworden, statt der natürlichen Uebertragung „unter ihren Königen“ — wir wissen, daß gerade die Bataver, wie viele germanische Söldner, unter ihren Königen als Offizieren fochten — die unnatürliche zu wahlen: „mit den reges“, d. h. einer römischen Schar, welche reges geheißen hätte. Man stützt sich dabei auf eine Stelle der notitia dignitatum, welche aber von regii, nicht von reges, spricht. Keine Variante unserer Stelle gewährt regiis statt regibus. Freund Friedländer erklärt für unmöglich, daß eine Truppenschar „reges“ geheißen habe. Auffallend ist die Wendung bei Ammian allerdings — aber sie ist doch möglich; die bekämpfte Auslegung ist unmöglich. Und Ammian sagt später ganz ähnlich: inter quos et reges.

durch bessere Bewaffnung überlegen waren, zeigten jetzt, daß sie den Argwohn nicht verdient hatten, sich durch voreilige Flucht retten zu wollen. Eine kleine, aber auserlesene Gruppe, die Könige und die Edeln, hatte sich und ihre Gefolgschaften geschart, um durch einen todesmuthigen, opferreichen Vorstoß die so lange schwankende Schlacht zu entscheiden. Plötzlich in brausendem Anlauf stürmten sie den Ihrigen wie bei einem Ausfall voraus, und wirklich durchbrachen sie das Centrum der römischen Aufstellung: hier aber stießen sie auf die noch ganz frischen Truppen, auf die volle Legion, der „Primani“.

Und abermals, wie auf so vielen Schlachtfeldern vor- und nachher, entschied diese kühle römische „Taktik der Reserven“ den Sieg über germanisches Heldenthum trotz todesfreudigsten Ungestüms.

Abermals wiederholte sich hier, nur erst im späteren Stadium des Kampfes,



Erklärung der Zeichen: Römer: ———— u. ————
Alamannen: • • • • • • •
Terrain: – – – – Reiter: ⚑

Vorletzter Moment der Schlacht.

erste römische Treffen vollständig. Jauchzend folgten die Gemeinfreien den todesstolzen Führern: an solchen Thaten erkannte das Volk in solchen Augenblicken das von den Göttern stammende Mark seiner Könige und Edeln, denen wahrlich ihr Adel „Pflichten auflegte“. Und sich blutige Bahn brechend auch durch die nächstfolgenden Glieder der Römer, gelangte dieser Keil, wie es scheint, die Mitte und den halben linken* Flügel des römischen Vordertreffens völlig durcheilend, bis in das weit zurückgehaltene was so oft gleich von Anfang das Los römisch-germanischer Schlachten entschieden hatte.

Nicht ohne Klugheit hatten die Germanen diesmal disponirt, nicht dem bloßen Frontalstoß vertraut: jene Gräben auf ihrem rechten Flügel und die verdeckt darin aufgestellten Schützen hatten erfolgreich hier den römischen Angriff gehemmt.

Wiederholt hatten dann die Reserven den Römern die bedenklich schwankende Schlacht gestellt: die geschlagenen Reiter fanden Aufnahme bei den Cornuti und Braccati, diesen kam im rechten Augenblicke die batavische Verstärkung zu Hülfe.

Und jetzt scheiterte der letzte Keilstoß der Germanen an der noch völlig unbe-

* Denn von diesem war zuletzt die Rede, und ihm gegenüber hatten von Anfang die Könige Stellung genommen.

rührten Kerntruppe, welche der Cäsar im Mitteltreffen, mit weiser Aufsparung der Kräfte, zurückgehalten hatte.

Wie sonst der germanische Angriffskeil oft und oft das erste und auch noch das zweite römische Treffen unwiderstehlich getroffen hatte, dann aber, nach furchtbaren Verlusten, athemlos und geschwächt, an dem dritten Glied der Römer anprallte, dies nicht werfen konnte, sondern hier zum Stehen kam, und, damit seine wirksamste Gewalt verlierend, alsbald auch von den Flanken und im Rücken von den wieder gesammelten Vortreffen gefaßt, völlig unfähig, zu schwenken, umzingelt ward und nur noch auf dem Fleck sterben oder in ordnungsloser Flucht, ohne die Möglichkeit, sich nochmal zu stellen, irgendwo — keineswegs auf der natürlichen Rückzugslinie — in Verzweiflung ausbrechen konnte —: so erging es jetzt dem gegen Ende der Schlacht unternommenen reservelosen Keilstoß.

Die Legion der Primaner in der Mitte, in dem „prätorischen Lager", dem festen Haltpunkt der ganzen Aufstellung, stand hier vollzählig in dichten und zahlreichen Gliedern hinter einander, fest wie ein eherner Thurm und unerschütterlich; mit größerer Zuversicht nahm sie den Kampf auf als die vorgeschobenen, jetzt durchbrochenen Treffen. Mit einem wohlgezielten Hagel der mörderischen Pila aus nächster Nähe empfing sie die athemlos vor ihr eintreffenden Anstürmer. Kein Geschoß ging fehl. Jetzt kam es zum Handgemenge. Kühl, wie im Circusspiel der keltische Gladiator (mirmillo) dem Gegner sich gewandt entwindet, deckten sich die Legionare gegen jede Wunde mit dem Schild; gab sich dann der Alamanne, immer hitziger und wüthiger über das eherne Hemmniß, eine Blöße, so durchbohrte ihn blitzschnell der Stoß des gezückten kurzen, für solchen Nahkampf unvergleichlichen dolchartigen Römerschwertes. Die Schar der Könige und Edeln aber wetteiferte, ihr Herzblut zu verschwenden, den Sieg zu erzwingen; abermals mühen sie sich ab, wie vorher die Gemeinfreien, das eherne Schildgefüge der Primani zu lockern. Da der wüthige Ansturm gestockt und damit das Gefährlichste bestanden war, streckte der Römer mit wachsender Siegeszuversicht immer den vordersten Angreifer nieder; aber über die vorderste Reihe der Erschlagenen stiegen die Nächsten im alamannischen Keil, die noch Lebenden über die dichte Schicht ihrer Todten. Längst waren die Kühnsten, Vordersten, Besten gefallen; die Gefolgen stiegen über die Leichen ihrer königlichen und edeln Gefolgsherren; schon kam die Reihe an die Gemeinfreien, welche sich angeschlossen hatten. Da endlich war auch alamannisches Heldenthum erschöpft: Schmerz, Verzweiflung, Jammer um die hier haufenweise erschlagen, röchelnd, sterbend liegenden Führer ergriff die noch Lebenden, lähmte sie mit Entsetzen.

Da kam der Augenblick des sicheren, des unvermeidlichen Verderbens auch für diesen Germanenkeil: der Augenblick, da der Sieg hoffnungslos, der fortgesetzte Ansturm unmöglich scheint; und jetzt — es giebt keinen Rückzug und keine Reserve! — ist jeder Widerstand zu Ende, nur rasche Flucht kann das Leben noch retten. Aber nur Einzelnen, nicht mehr Gescharten.

„Endlich erschöpft durch so viele Verluste, hatten sie nur zur Flucht noch Athem: nach allen Richtungen stürzten sie mit höchster Eile davon: wie Steuermann und Matrosen, um nur der Wuth der See zu entrinnen, sich überall hin von Wind und Welle landwärts werfen lassen. Jeder Augenzeuge wird bestätigen, daß solcher Wunsch der Rettung wenig erfüllt ward." Und nun entwirft Ammian ein grauenhaftes Bild des Gemetzels, welches die Verfolger unter den widerstandslos Flüchtenden anrichteten „unter Beistand eines unverkennbar auf dem Schlachtfeld waltenden Gottes": „Der Soldat säbelte die Weichenden vom Rücken her nieder; war das Schwert krumm gebogen, stieß er die Barbaren mit deren eigenen Speeren zu Boden; das Blut der Wunden stillte nicht den Zorn der Sieger; massenhaftes Morden genügte nicht der Faust; keinem um Gnade Flehenden ward das Leben geschenkt: in Menge lagen sie, durch und durch getroffen, zum Sterben wund, den Tod herbeisehnend als Erlösung; andere sogen verscheidend in das brechende Auge den letzten Lichtstrahl; balkendicke Geschosse hatten manchen Fliehenden den Kopf abgerissen, daß er nur noch an der Kehlhaut mit dem Rumpf zusammenhing;

andere waren auf dem kothigen, schlüpfrigen Boden im Blut der Waffenbrüder ausgeglitten und, unverwundet, von den Haufen der über sie Hinstürzenden erdrückt und erstickt. Immer eifriger verfolgte der Sieger dies Glück, auf schimmernde Helme und Schilde mit den Füßen tretend, bis die Schneiden durch die zahllosen Hiebe stumpf wurden.

„Endlich sperrten den Barbaren die mauerhoch aufgethürmten Schichten ihrer eigenen Erschlagenen jeden Ausweg; in äußerster Verzweiflung warfen sie sich in den Rheinstrom, welcher als einzige Zuflucht dicht hinter ihnen dahinschoß. Rastlos in der raschen Verfolgung setzten ihnen die Römer bis in das Wasser nach, in vollen Waffen, ihrer Schwimmkunst vertrauend, in den Strom springend, bis der Feldherr mit den Tribunen und Führern laut scheltend verbot, sich den reißenden Wirbeln zu vertrauen. So stellten sich denn die Römer ruhig an dem Ufersaum auf und schossen mit allen Arten von Pfeilen und Speeren auf die Germanen, wie auf schwimmende Scheiben; mancher, den seine Schnelligkeit bisher dem Tod entrissen, sank jetzt auf den Grund des Stromes durch die Wucht des (jacti?) getroffenen Körpers. Selbst ungefährdet, wie bei einer Theatervorstellung nach aufgezogenem Vorhang die Zuschauer, sahen die Sieger mit an, wie die weniger geübten sich an die besseren Schwimmer zu klammern suchten, dann, nachdem sich die Flinkeren von ihnen losgemacht, wie Blöcke auf dem Wasser trieben; wie andere, umsonst gegen die Gewalt des Stromes ankämpfend, von den Fluthen verschlungen wurden; etliche aber legten sich auf ihre Schilde, brachen in schräger Richtung durch die Gewalt der gegen sie wogenden Wasser und gelangten nach vielen Gefahren ans rechte Ufer. Schäumend, geröthet vom Blut der Barbaren, staunte der Strom über den ungewohnten Zuwachs."

Ammian vergißt über seiner Freude an dem Gemetzel anzugeben, wie die Verfolgung, von welchen Truppen und in welchen Bewegungen sie geschah.

Wir dürfen wohl annehmen, daß zunächst, als die Anstürmer, die Hoffnung aufgebend, den Rücken wandten, die bis dahin einem modernen Viereck, das gegen Reiterangriff gebildet war, vergleichbare, unbeweglich stehende Legion der Primani, dieser eherne Thurm, sich jetzt in furchtbare Bewegung setzte, die Vorderglieder öffnete, die Hinterglieder durchließ, auch auf beiden Seiten vorzog und so in breitester Front, in einer langen Linie, die Weichenden im Rücken faßte, sie wohl auch auf beiden Seiten umflügelte. Daß aber den Fliehenden jeder andere Ausweg abgeschnitten war als der Durchbruch nach dem Rhein, in der Richtung ihres linken Flügels, erklärt sich doch nur durch die Annahme, daß die durchbrochenen römischen Vordertreffen sich während des Angriffs auf die Reservelegion wieder im Rücken der Angreifer gesammelt, Kehrt gemacht und nun die zurückfluthenden Flüchtigen aufgefangen hatten; auch wird die römische Reiterei sich wohl seither von ihrer Panique hinreichend erholt haben, um auf die Fliehenden nachzuhauen, welche der Weg nach dem Rhein gerade vor dem römischen rechten Flügel, hinter welchem die Kürassiere Schutz gefunden hatten, vorbeiführte; wenigstens auf dem Plateau mochte sie nachjagen, bis wo dasselbe in steiler Böschung (supercilia) jäh gegen den Strom abfiel.

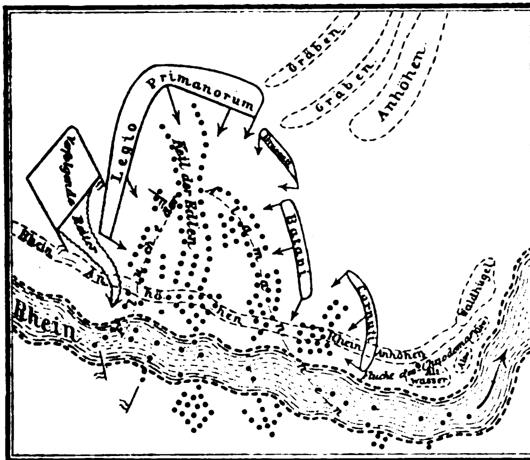
König Chnodomar hatte inzwischen, wohl durch die aufopfernde Hingebung seiner Gefolgschaft, einen Ausweg der Rettung gewonnen; über Haufen der Erschlagenen hinwegsetzend, floh er mit wenigen Begleitern* in der Richtung nach dem Lager, das er in tribokischem Gebiet errichtet hatte, in der Nähe der römischen (aber jetzt gewiß nicht mehr von Römern besetzten) Befestigungen Tribunci und Concordia,** um auf Kähnen, welche schon lange für den Nothfall dort bereit gehalten waren, sich in Verborgenheit und Abgelegenheit zu retten. Aber um in Sicherheit zu gelangen,*** genügte es nicht, am Ufer hin stromaufwärts zu fahren, sondern er mußte den breiten, offenen Rhein überschreiten: und hierbei war römische Verfolgung am meisten zu besorgen; er verhüllte daher sein Antlitz und ritt stromaufwärts am Ufer hin,

* Es waren übrigens doch mehr als 200, wenn diese größere Zahl nicht erst bei der Schiffsstation sich ihm anschloß.

** S. v. Spruner's Karte, antlas antiq. VIII.

*** Zu seinen Zelten, „tentoria", oder in sein Gebiet, „territoria" (Conjectur Ernesti's).

langsam, vielleicht von der Mehrzahl seiner Begleiter sich trennend, um möglichst wenig Aufsehen zu erregen. Nahe am Ufer mußte er einem Altwasser voll sumpfigen Wassers ausweichen: er ritt am Rande hin, es zu umgehen, gerieth aber gleichwohl auf weichen Moorgrund und stürzte vom Pferde. Obwohl vom wuchtigen Körper schwer hinabgezogen, raffte er sich sofort empor und suchte nun, die sumpfige Niederung meidend, Zuflucht auf einem nahen Hügel. Hier aber, auf dem weithin sichtbaren Anstieg, weiteren Widerstand: — allein schritt er aus dem Walde auf die Posten zu. Aber seine Gefolgen, 200 an der Zahl, und seine drei nächsten Freunde ertrugen die Schande nicht, den König zu überleben, oder den Vorwurf, seinen Tod nicht getheilt zu haben: auch sie traten nun hervor und ließen sich in Fesseln schlagen. Der Grieche meint freilich, „aus äußerster Furcht habe sich der König ergeben“, und fügt bei: „Und wie der Barbaren angeborene Art ist, unfähig, das Glück zu tragen, im Unglück demüthig, ließ er sich



Das Ende der Schlacht.

fiel er den Römern in die Augen; sie erkannten ihn gleich: — die Größe seines früheren Glückes hatte ihn nur zu bekannt gemacht. — Athemlosen Laufes machte sofort eine ganze Cohorte mit ihrem Tribun auf ihn Jagd: solchen Eindruck hatte der Gewaltige gemacht, daß der übervorsichtige Offizier auch jetzt nicht wagte, geradenwegs hinaufzustürmen; denn den Hügel umgab oben dichtes Gehölz, und die Römer, durchaus keine Freunde des Waldgefechts mit Germanen, besorgten, unter dem Dunkel der Zweige in einen Hinterhalt zu fallen. So begnügten sie sich, den ganzen unteren Rand des Gehölzes mit Bewaffneten zu umstellen. Als der König jeden Ausweg mit Uebermacht gesperrt sah, ergab er sich, würdevoll, ohne fortschleppen, der Sclave fremden Willens, völlig bleichen Antlitzes: schweigend, das Schuldbewußtsein (!) seiner Thaten gegen Rom band ihm die Zunge. Unendlich verschieden von dem Bilde, das er gewährt, als er, unter furchtbaren und trauervollen Schrecknissen, auf den Trümmern gallischer Städte wüthende Drohungen wider Rom ausstieß.“

Der Grieche hat den Stolz dieses königlichen Schweigens, die heldenhafte Ergebung in das Schicksal, die Trauer um das hingeschlachtete Volk nicht verstanden.

Die „Gnade des höchsten Wesens“, sagt der Historiker (der weder Christ war noch an die Götter seines Volkes glaubte) hatte dies Alles so vollendet.

Der Abend des langen Sommertages

brach herein. Den „unbesiegbaren“ Soldaten rief die Trompete von der Verfolgung zurück — es war wohl nichts mehr zu verfolgen auf dieser Seite des Stromes (aber vorsichtig stellte der Feldherr mehrfache Ketten von Wachen aus). Die Sieger lagerten auf den Uferhöhen des Rheins und labten sich an Speise und Schlaf.

Gefallen waren in dem viele Stunden währenden Kampf nur 243 Römer — der beste Beweis für die Undurchdringbarkeit ihrer Schutzwaffen; aber auch viele höhere Offiziere: ein Tribun, dessen Name entfallen; dann ein Liebling Julian's, ein ausgezeichneter Offizier, Bainobaud, der Germane, welchen also für die Schlächterei der Wehrlosen auf den Rheininseln hier die Vergeltung traf; dann Laipso, auch Germane, beide Tribunen der Cornuti, welche wohl am schwersten gelitten hatten; endlich Innocentius, der Oberst der Kürassiere, dessen Fall die Seinigen entschart hatte.

Von den Alamannen aber lagen 6000 todt auf dem Schlachtfelde, ungezählt und unberechenbar die Haufen, welche der Fluß verschlang.

Gefangene hatten die Römer, scheint es, wenige gemacht — außer dem König und seinen Begleitern.

Julian ward einstimmig — und zwar verdientermaßen: denn ohne Zweifel hat er zweimal in die Schlacht auf das verdienstlichste eingegriffen — vom ganzen Heer auf dem Schlachtfelde zum „Augustus“ ausgerufen. Er wies scheltend diese — lebensgefährliche — Auszeichnung als Unfug zurück; er betheuerte eidlich, dergleichen nicht zu wünschen und zu hoffen.

Er ließ, um die Siegesfreude zu erhöhen, in der Versammlung der Offiziere Chnodomar sich vorführen; gebeugt trat dieser ein, warf sich zur Erde und bat in alamannischer Sprache um Gnade.* Julian hieß ihn guten Muthes sein und schickte ihn nach wenigen Tagen an den Hof des Kaisers. Von da ward er nach Rom gebracht, wo ihn „im Lager der Fremden“ auf dem Cälischen Hügel die „Schlafsucht“ hinraffte — es war aber

* Letzteres bestätigt auch Libanius: Orat. parental. in Julian., c. 29.

wohl nicht Schlafsucht, sondern Heimweh.*

Man kann den Finger der göttlichen Weltordnung, welche angeblich stets der besseren Sache den Sieg verleiht, nicht eben leicht in dieser Entscheidung erkennen.

Denn werfen wir jetzt einen Blick auf die römische Regierung, welcher der Sieg zu Statten kam.

Wörtlich sagt der eifrig römische, aber ehrliche Soldat Ammian:

„Ungeachtet dieser zahlreichen und schönen Erfolge fand Julian am Hofe des Kaisers Feinde genug, welche, nur um dem Herrscher zu gefallen, den Cäsar ‚das Siegerlein‘ nannten, weil dieser, obzwar in aller Bescheidenheit, so oft er auszog, Siege über die Germanen meldete. Andererseits bliesen diese Höflinge die Eitelkeit des Kaisers immer stärker auf, indem sie mit leerem Lob, das die maßlose Uebertreibung nicht verdecken konnte, Alles, was auf der weiten Erde geschah, auf seine glückliche Leitung zurückführten. Aufgebläht durch solche Prahlerei, verbreitete der Kaiser in seinen amtlichen Edicten renommistisch die ärgsten Lügen: Er allein habe in Person gekämpft — Er nahm aber an dem Feldzuge gar nicht Theil —, Er habe gesiegt, Er habe die gnadeflehenden Könige der Völker von ihrem Fußfall aufgehoben. Wenn z. B., während der Kaiser in Italien weilte, ein Feldherr die Perser geschlagen hatte, schickte jener auf Kosten der Provinzialen ellenlange Bulletins, mit Lorbeerzweigen umwunden, aus, in welchen er, ohne den Feldherrn auch nur zu nennen, prahlte, wie er im Vordertreffen, im ersten Glied gefochten habe. . . Vierzig Tagemärsche war er entfernt vom Schlachtfelde bei Straßburg; aber in seiner Beschreibung der Schlacht sagt er, Er habe die Aufstellung geleitet, Er sei unter den Fahnenträgern gestanden, Er habe die Barbaren kopfüber in die

* Morbo veterni consumptus est; morbus veterni heißt wörtlich „Schlafsucht“, wie sie bei „alten Leuten“ oft vorkommt; aber auch träumerisches vor sich hin Brüten; gewissenhaft fügen wir das bei; der alte ehrliche Mascov I, S. 250 meint schon „eine Krankheit, die man ihm zuvor wohl niemahls prophezeyhet hätte“; das schweigsame Träumen kann recht wohl ein Zug des Heimwehs gewesen sein. Alt war Chnodomar nicht. Der Leser mag wählen.

Flucht geschlagen, Ihm sei — verlogenermaßen — Chnodomar vorgeführt worden — von Julian's ruhmvollen Thaten aber schweigt er ganz — welche Erbärmlichkeit! — ja, er hätte sie ganz begraben: aber die Weltgeschichte läßt Großthaten nicht vergessen, wie sehr man sie zu verdunkeln trachtet."

Der Cäsar ließ alle Leichen, auch die der Germanen bestatten, in frommer Scheu vor den Göttern, daß nicht Raubvögel sie verzehren möchten. Jetzt, nach der Schlacht, entließ er erst jene Gesandten, welche er, die Träger hochfahrender Botschaft, festgenommen hatte. Beute und Gefangene schickte er nach Metz. „Er sah den Rhein nun wieder ungestörten Laufs sicher dahinströmen." Das ist nun freilich eine Phrase Ammian's: — denn alsbald hatte der Sieger wieder Arbeit genug, den Strom zu schützen.

Die blutige Niederlage hatte keinen dauernden Erfolg: — allzu groß war die Volkskraft der Alamannen, allzu stark das Ueberschwellen ihrer Kraft, das auf dem rechten Rheinufer nicht mehr Raum genug fand.

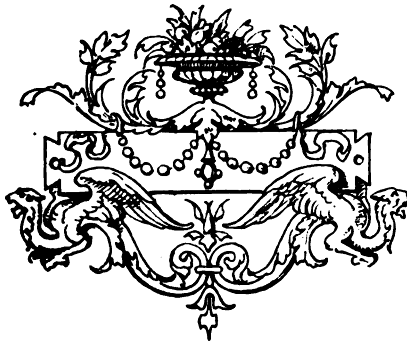
Zwar so lange Julian die römische „Wacht am Rhein" hielt, gelang es den Germanen nicht, sich wieder in Gallien festzusetzen. Er trug vielmehr noch einmal die römischen Adler sieghaft über den Strom bis in die Dörfer der Alamannen.

Aber bald ward er abgerufen — durch sein Schicksal, das ihn auf den Thron und zu frühem Untergang führte. Es ist bekannt, wie den aufrichtig Widerstrebenden seine Legionen zu Paris zwangen, den Purpur anzunehmen, als der argwöhnische und undankbare Kaiser ihm den Kern der gallischen Truppen abforderte.

Es blieb ihm erspart, den Oheim zu beseitigen: Constantius starb vor dem Zusammenstoß (361). Julian fiel bald darauf im Kampf im fernen Osten, gegen den anderen Erbfeind des Reichs: die Perser.

Sofort überschritten die Alamannen wieder den Rhein. Kein „Cäsar" vermochte sie je wieder aus diesen Gauen zu vertreiben: alamannische Volkskraft hat sie mit dem Schwert wiedergewonnen und mit dem Pfluge behauptet, jene Landschaften, welche einst stromweise alamannisch Blut getrunken.

Die Schlacht bei Straßburg ist längst gerächt. Denn Straßburg ist „alamannisch" geworden und — soll es bleiben.





Zur Geschichte des Farbendrucks.

Von

Josef E. Wessely.



Wenn man ein in jeder Hinsicht vollendetes Kunstwerk, ein Oelgemälde, betrachtet und im Anschauen desselben in alle Tiefen der dargestellten Idee, des Ausdrucks, der Auffassung und Farbenharmonie sich versenkt, so daß schließlich ein Gefühl der glücklichsten Befriedigung zurückbleibt, so denkt man bei dieser Betrachtung gewiß am allerwenigsten an den weiten, oft mühseligen Weg, den eben diese Idee zurücklegen mußte, von der ersten Conception derselben im Geiste des Künstlers bis zu dem Punkte, da sie auf der Malfläche in der Zeichnung und Farbe gewissermaßen Leib und Leben gewonnen hat.

Bei gottbegnadeten Künstlern steht meist das künftige Bild vollendet im Geiste da, oft schöner, herrlicher, als es schließlich in der Vollendung erscheint. Das ist ganz natürlich; die Phantasie ist nicht an die tausend materiellen Behelfe gebunden, die des Künstlers Hand hemmen, wenn er sein geistiges Bild in die concrete Wirklichkeit übertragen will.

Um aber das fertige Kunstwerk wahrhaft würdigen zu können, ist ein Zurückgreifen zu den Vorarbeiten nothwendig, für den Kunstforscher sogar unentbehrlich.

Der schaffende Künstler wirft seine Idee zuerst in flüchtigen Linien mit Blei oder Feder hin; das Laienauge wird kaum errathen, was aus dem Nebelbilde werden soll. Darauf führt der Künstler seinen Entwurf aus; jede Figur kommt zur Geltung, die Massen der Gruppen scheiden sich, der Gedanke tritt klarer hervor. Um sich über Vertheilung von Licht und Schatten Rechenschaft zu geben, wird die Umrißzeichnung eintönig (mit Tusch oder Sepia) oder farbig skizzirt. Nun folgen Einzelstudien der Köpfe und ihres Charakters, der einzelnen Personen und Gegenstände. Zuweilen werden Stellungen der Personen, ja ganze Gruppen verändert, so lange, bis das glücklichste Verhältniß zu Tage tritt. Auch archäologische Studien über Tracht und Mode, Gebräuche und Sitten kann der Künstler bei historischen Compositionen nicht umgehen. Wenn auch die deutschen und italienischen Meister des 15. und 16., die niederländischen des 16. und 17. Jahrhunderts sich wenig oder gar nicht um das historische Costüm kümmerten und Personen der Bibel und der antiken Mythe im Gewande ihrer Zeitgenossen auftreten ließen, heutzutage würde man bei der ausgebreiteten Kenntniß der Costümkunde eine ähnliche Vernachlässigung sehr übel nehmen. Nun wird sehr fleißig der Carton gezeichnet, in der Größe des künftigen Bildes, dann eine Farbenskizze entworfen und auf Grundlage aller dieser Vorarbeiten und Studien folgt endlich die Uebertragung der Zeichnung auf die Leinwand, die Untermalung, Ausführung und endliche Zusammenstimmung durch Retouche.

An den Genuß eines classischen Kunstwerkes schließt sich natürlich der Wunsch an, dasselbe auch besitzen zu können, um

seine Freude daran zu verlängern. Da aber nicht Jeder so glücklich ist, neben einem geläuterten Kunstgefühl auch die Mittel zu besitzen, sich solche Werke anzukaufen, so muß der Kunstfreund sich auf eine bescheidene Art den Kunstgenuß



Lady Jane Grey; nach H. Holbein (?).

vermitteln. Wie schön wäre es z. B., wenn durch technische Mittel das Gemälde sich vervielfältigen ließe? Daß es sich copiren lasse, ist bekannt; aber eine billige, also minder gute Copie will der Kunstkenner nicht haben, da sie ihm die Erinnerung an das Original trübt, und eine gute Copie, von einem rechten Künstler angefertigt, ist auch theuer. Das Erinnerungsblatt soll schön und verhältnißmäßig wohlfeil sein.

Es war die Schwesterkunst der Malerei, die sich die Aufgabe stellte, Gemälde zu vervielfältigen; wir meinen die Kupferstecherkunst. Im Laufe der Zeit hat sie es zu einer großen künstlerischen Vollendung gebracht; sie giebt uns in getreuer Nachbildung die Zeichnung, den Charakter, Licht und Schatten eines Gemäldes wieder, aber der Kupferstich ist mit Druckerschwärze gedruckt und abstrahirt von der Farbe. Zwar bemüht sich die sogenannte farbige Stichweise, wenn nicht die Farbe des Originals selbst zu geben,

sie doch ahnen zu lassen; der Kupferstecher weiß durch rechte Anwendung und Kreuzung von Linien, Strichen und Punkten Fleischton, Stoffe der Gewandung, des Pelzes, der Gegenstände, die Natur glänzender Flächen u. s. f. trefflich zu imitiren. Aber es ist doch keine Farbe, und es gehört ein hoher Grad künstlerischer Bildung dazu, im farblosen Kupferstich die Farben des Originals zu sehen oder doch wenigstens zu empfinden, zu ahnen.

Wir finden die Wahrheit des Gesagten mannigfach im Leben bestätigt. Der Ungebildete kann sich kein Bild ohne Farbe denken; er gleicht dem Kinde, das auch begierig nach dem Farbigen hascht, oder dem wilden Naturmenschen, der gleichfalls eine stark ausgesprochene Vorliebe für grelle Färbung besitzt. Der Ungebildete, dem das Gebiet des Kunstlebens ein verschlossenes Land geblieben ist, wird sicher die herrlichste Feder- oder Tuschzeichnung eines Rafael, den werthvollsten Kupferstich eines der Hauptmeister dieser Kunst gegen die elendeste Sudelei eines in „Farbe“ arbeitenden Malergehülfen ohne alle Bedenken hingeben, einzig aus dem Grunde, weil sie keine Mannigfaltigkeit der Farben zeigt. Würden doch sonst nicht so viele kostbare Werke des Kunstdruckes unter der barbarischen Hand solcher Ungebildeten mit grellen Farben übertüncht und fast werthlos gemacht worden sein. Kunstsammler und Vorsteher von Kupferstichcabineten wissen davon zu erzählen. Freilich findet man auch alte Holzschnitte und Kupferstiche, namentlich von Dürer und den sogenannten Kleinmeistern, von kundiger Hand mit wahrem Kunstgefühl und feinem Verständniß illuminirt, oft auch geschmackvoll mit Gold gehöht. Die Cabinete von Berlin und Braunschweig besitzen reiche Sammlungen solcher Arbeiten, und wo sie, freilich heutzutage selten genug, auf dem Kunstmarkte erscheinen, werden sie gut bezahlt. Sie dienen uns zum Beweise für die Wahrheit des Gesagten, daß die große Masse das gemalte Blatt dem schwarzen vorzieht. Man colorirte sie eben nur deshalb, um den Absatz der Waare zu fördern. Auch konnten als Grundlage für die Bemalung Abdrücke von abgeschwächten, ausgedruckten Platten verwendet werden. Den Ursprung der Uebermalung von Holzschnitten müssen wir wohl in die kunstübenden Klöster versetzen; die Mönche kannten ihr Publikum ganz wohl und suchten es durch bunte Heiligenbildchen zu den Wallfahrtsörtern zu locken.

Wir wollen indessen damit keineswegs leugnen, daß auch der gebildete und selbst der feinste Kunstkenner berechtigt ist, von Gemälden und farbigen Zeichnungen getreue, auch die Farbe gebende Nachbildungen zu verlangen, und wäre es auch nur darum, um damit leichter und lebhafter an das Original erinnert zu werden.

Wie nun einerseits der Wunsch berechtigt bleibt, vom Gemälde eine farbige Reproduction zu besitzen, so suchte auch andererseits die vervielfältigende Kunst (Holzschnitt und Kupferstich) diesem Wunsch entgegenzukommen. Das Resultat ihrer Bestrebungen ist das Farbendruckbild der Gegenwart.

Es lohnt sich wohl, die Geschichte desselben kurz zu notiren, denn der Farbendruck ist keineswegs über Nacht entstanden, im Gegentheil hat er eine fast vierhundertjährige Geschichte, und viele verschiedenartige, zuweilen ganz verfehlte Anläufe und Versuche bezeichnen die Schwierigkeiten, mit denen er zu kämpfen hatte.

Zu den ältesten Vervielfältigungsmitteln gehört der Holzschnitt, er ist auch der Vater des Kupferstichs und — der Buchdruckerkunst. Wann, wo und von wem er erfunden wurde, ist nicht bekannt. Der älteste datirte Holzschnitt ist vom Jahre 1423, es ist der berühmte Christoph von Buxheim; doch wird er jedenfalls Vorgänger haben. Höchst wahrscheinlich entwickelte er sich aus dem Verfahren der Mönche zu Einsiedeln, welche sich Stampilien bedienten, mit denen sie die Initialen der Manuscripte vordruckten, um sie dann mit Farben zu illuminiren. Man wollte den Holzschnitt von der Fabrication der Spielkarten herleiten, die auch mit Stampilien gedruckt und dann ausgemalt wurden; aber die Karten fanden, als sie zwischen 1360 bis 1380 aus Italien nach Deutschland kamen, den Holzschnitt bereits in Uebung.

Beide Arten der vervielfältigenden Kunst — des Holzschnittes wie des Kupferstiches — sind ursprünglich aus dem Bestreben entstanden, eine Zeichnung durch ihre Vervielfältigung zu einem Gemeingute Vieler zu machen, nachdem das

Original doch nur im Besitze eines Einzigen sein kann. Erst bedeutend später — im 17. Jahrhundert — versuchte es der Kupferstich, auch Gemälde künstlerisch nachzubilden, gleichsam die Sprache des Pinsels in die Sprache des Grabstichels zu übersetzen. In neuester Zeit hat bekanntlich auch der Holzschnitt diesen Wettkampf mit dem Kupferstich aufgenommen.

Der Holzschnitt ist die Wiedergabe einer Federzeichnung; diese wird auf die glatte Fläche des Holzstockes aufgetragen und dann die weiß gebliebene Fläche in die Tiefe ausgeschnitten oder vertieft, so daß über ihr die Linien und Punkte der Zeichnung erhaben stehen bleiben; diese nehmen, wie die Lettern, die Druckerschwärze an, so daß sie sich in der Buchdruckerpresse dem Papier (natürlich in Spiegelschrift) mittheilen. So kann man eine Federzeichnung, die auf einem weißen oder farbigen Papier ausgeführt ist, ebenfalls auf einem weißen oder farbigen Papier reproduciren.

Aber nicht alle Zeichnungen sind auf solche einfache Weise ausgeführt; zuweilen hat der Künstler, wenn er die Umrisse der Zeichnung mit der Feder herstellte, bei derselben dann mit Tusch oder irgend einer Farbe die Schattirung angegeben, oder er wählte ein Tonpapier und vollendete darauf die Zeichnung mit denselben Mitteln, indem er überdies die hellsten Stellen mit weißer Farbe markirte.

Der gewöhnliche Holzschnitt gab die Federzeichnung, nun wollte man auch eine solche getönte Zeichnung imitiren. Man versuchte, und der Versuch gelang. Er basirte auf der Natur der Holzplatte, die, gleichmäßig mit Schwärze oder einer Farbe gedeckt, einen entsprechenden Farbenton auf das Papier durch die Presse überträgt. Natürlich mußten zu diesem Behufe wenigstens zwei Holzstöcke in Anwendung kommen; der erste gab die Federzeichnung, der zweite die farbige Schattirung oder, wenn die Zeichnung auf farbigem Papier weiß gehöht war, den Ton des Papiers; um die weiß aufgetragenen Stellen zum Ausdruck zu bringen, wurden sie bei der zweiten (der Tonplatte) einfach herausgeschnitten, so daß diese Stellen keine Farbe mit dem Ballen annahmen. Es können aber nach Bedarf, um eine complicirtere Schattirung zu imitiren, drei oder mehrere Holzstöcke in Anwendung kommen. Nur müssen sich alle beim Drucken decken, so daß kein leerer Zwischenraum entsteht oder ein Ton über seine bestimmte Grenze geht. So entstand jene Art des Holzschnittes, die Clair-obscur oder Helldunkel genannt wird. Das Helldunkelblatt ist nun der Urahn unseres Farbendrucks. Merkwürdiger Weise wurde dieses Verfahren fast zu gleicher Zeit in Deutschland und in Italien erfunden. In Italien erfand es Hugo da Carpi, der zu Rafael in nahen Beziehungen stand, zu Anfang des 16. Jahrhunderts. Natürlich wollen sich die Italiener die Priorität der Erfindung vindiciren. Das älteste Datum auf Carpi's heutzutage seltenen Blättern ist 1518; es kommt auf zwei Blättern vor, welche den Tod des Ananias und Aeneas mit Anchises vorstellen. Beide Blätter sind nach Zeichnungen Rafael's ausgeführt, ersteres nach dem berühmten Carton des Teppichs, der sich jetzt in Hampton-Court befindet.

Nun besitzen wir Holzschnitte in Helldunkel von deutschen Künstlern, die ein früheres Datum tragen. Von Lucas Cranach tragen zwei solche Blätter die Jahreszahl 1506 (H. Christoph und Venus mit Amor), eines, die Flucht nach Aegypten darstellend, ist mit 1509 bezeichnet. Das Bildniß in Medaillon des Papstes Julius II. von Hans Burgkmair* ist vom Jahre 1511 und das herrliche Blatt mit dem Bildnisse des Baumgartner vom Jahre 1512. Die Vorlagen des Burgkmair hat ein sehr geschickter Holzschneider ausgeführt. Er nennt sich Jost de Negher oder Jost Dienecker aus Antorf (Antwerpen), und er nimmt ausdrücklich in einem Briefe an Kaiser Maximilian vom 27. October 1512 die Ehre der Er-

* Wir bringen hier von diesem Meister ein verkleinertes Facsimile des Bildnisses von J. Fugger (S. 105), dieses eminent seltenen Blattes, das nur in wenigen Exemplaren bekannt ist (im Berliner Cabinet ist ein kostbares Exemplar von mehreren Platten). Es wurde, wie auch die anderen Illustrationen dieses Artikels, dem sehr verdienstvollen Werke: R. Weigel, Holzschnitte berühmter Meister in treuen Copien (Leipzig 1851 bis 1854), das sich jetzt im Verlage von J. A. Barth in Leipzig befindet, entnommen. Das Werk mit seinen täuschend nachgebildeten Formschnitten ist in der That für das Studium der Holzschneidekunst unentbehrlich.

findung des Helldunkels für sich in Anspruch.

Auch von H. Holbein dem Jüngeren, der so viel für den künstlerischen Aufschwung des Holzschnittes gethan hat, existirt ein äußerst seltenes Blatt in Helldunkel, das wir in Facsimile hier geben. Hofgesellschaft reproducirt worden. Wenn man in dem genannten Blatte ein Porträt der unglücklichen, im Tower hingerichteten Königin Jane Grey vermuthet, so ist diese Annahme gar nicht begründet. Holbein starb an der Pest 1543. Jane Grey, geboren 1537, wurde 1554 ent-



Heil. Johannes Bapt. nach Parmeggiano. Holzschnitt von einem Stocke.

Es soll Lady Jane Grey vorstellen (S. 97). Holbein hielt sich die längste Zeit seines künstlerischen Schaffens am Hofe König Heinrich's VIII. von England auf und führte daselbst neben mehreren Gemälden auch eine große Anzahl vollendeter Zeichnungen aus, die sich größtentheils noch im königlichen Besitz befinden. In diesen sind von dem großen Meister die hervorragendsten Persönlichkeiten der englischen

hauptet. Sie war also beim Tode des Künstlers erst sechs Jahre alt. Die Dame ist offenbar wenigstens zehn Jahre älter. Woltmann bezweifelt auch die Autorschaft des Künstlers, ohne Gründe anzuführen. Das kostbare Blatt erhielt R. Weigel's Vater als Geschenk aus der Schweiz und verehrte es später dem preußischen General-Postmeister und Kunstsammler v. Nagler, mit dessen Samm-

lung es in den Besitz des Berliner Kupferstichcabinets kam. Man kennt kein zweites Exemplar von diesem Blatte. Holbein's Porträtszeichnungen im englischen Königsbesitz, mit einer oder mehreren Kreiden ausgeführt, meist in Lebensgröße aufgefaßt, hat in neuerer Zeit Chamberlaine in einem kostbaren, aber theuren Werke in getreuer Nachbildung publicirt.



Heil. Johannes Bapt. nach Parmeggiano. Clair-obscur von zwei Holzstöcken.

In Italien giebt es nicht viele Künstler dieser Kunstgattung, wie überhaupt der Holzschnitt daselbst nicht jene Ausbreitung besaß, deren er sich in Deutschland erfreute. Hugo da Carpi hat uns mehrere Zeichnungen Rafael's in dieser Manier hinterlassen, die unser Staunen erregen, so getreu wissen sie die mit Sepia tuschirten Zeichnungen des großen Urbinaten wiederzugeben.* Auch nach Parmeggiano's, Rafael Motta's, Tizian's und anderer Künstler Zeichnungen haben die Künstler des Helldunkels uns sehr beachtenswerthe Blätter hinterlassen, so Andrea Andreani, Antonio da Trento,** Boldrini, Vicentino, Coriolano und einige anonyme

* Da jede öffentliche oder reiche Privatsammlung Blätter dieser Art aufbewahrt, so kann der freundliche Leser, der näher auf die Sache einzugehen wünscht, sich leicht orientiren.

** S. Abbild. S. 100 u. 101; erstere Darstellung (heil. Johannes Bapt.) ist reiner Holzschnitt von einer Platte, letztere ist Clair-obscur von zwei Platten, indem neben der Platte mit der Zeichnung auch noch eine zweite angewendet wurde, um den Farbenton zu geben.

Meister, die ihre sonst sehr beachtenswerthen Arbeiten weder mit ihrem Namen noch mit einem von Künstlern sonst oft angewendeten Monogramm bezeichneten.

Die Blüthe des deutschen Helldunkelblattes fällt natürlich mit der goldenen Zeit des deutschen Holzschnittes zusammen, ist also in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts zu suchen. Dürer, der so viel zur Hebung des Holzschnittes gethan hat, geht hier merkwürdigerweise leer aus; einzelne seiner Blätter, wie z. B. der Elephant, erscheinen wohl auch als Clairobscurs, aber nur in späten Abdrücken, indem fremde Hände eine Helldunkelplatte hinzuthaten. So wurde das treffliche Bildniß des Ulrich Varnbühler erst in Holland, wohin der Holzstock kam, hundert Jahre später ins Helldunkel übertragen. Dagegen sind neben den oben genannten Meistern Cranach und Burgkmair noch Hans Baldung (genannt Grien) und insbesondere Wächtlin hervorzuheben. Die wenigen in dieser Art hergestellten Blätter des Letztgenannten sind ebenso schön als ausnehmend selten. Der Künstler wird auch der Meister mit den Pilgerstäben genannt, weil er sich zweier gekreuzter Pilgerstäbe als Monogramm bediente. Sollte dies ein sogenanntes redendes Monogramm sein, so wäre damit die Annahme, daß er Pilgrim geheißen habe, allerdings unterstützt, aber auch der Name Wächtlin oder Uechtlin ist nicht über allen Zweifel sichergestellt. Seine Compositionen verrathen italienischen Einfluß, und gilt dies besonders bei jenen, die, wie Pyrgoteles, Orpheus, Pyramus und Thisbe, der antiken Mythe entlehnt sind. Seine Blätter in Helldunkel hat Lödel in vorzüglichen Copien herausgegeben, die dem minder begüterten Sammler die kostbaren Originale sehr wohl ersetzen können.

Bekanntlich kommt der Holzschnitt in Deutschland mit Ende des 16. Jahrhunderts fast gänzlich aus der Uebung. Nur in den Niederlanden zeitigt er einzelne herrliche Blüthen, wie die Blätter in Clairobscur von Heinrich Goltzius und Ludwig Businck bezeugen. Hier finden wir auch den Wendepunkt des Verfahrens. Da der Holzschnitt aus der Mode kam und doch der Wunsch zurückblieb, getönte Zeichnungen zu vervielfältigen, so wurde an die Kupferplatte die Forderung gestellt, den Holzstock zu ersetzen. Abraham Bloemaert (gest. 1647) radirte die Darstellung, druckte sie auf weißes Papier und gab ihr den Ton vermittelst eines Holzstockes, mit Auslassung der weißen Stellen.

Von niederländischen Meistern des Helldunkels sind dann noch Moreelse, Businck und vorzüglich Heinrich Goltzius zu erwähnen. Letzterer Künstler hat insbesondere neben einem bewundernswürdig reichen Werk, in dem der Grabstichel den Triumph der Brillanz feiert, mehrere Holzschnitte hinterlassen, die, als Clairobscur behandelt, den italienischen der classischen Zeit keineswegs nachstehen und sehr geschätzt sind, besonders die schöne Folge der Gottheiten in Ovalen und der kleinen Landschaften.

Bevor wir zum eigentlichen Farbendruck übergehen, müssen wir die Bestrebungen, getönte Zeichnungen durch den Druck darzustellen, weiter verfolgen, da auf ihren Resultaten zugleich die Erfolge des Farbendrucks beruhen.

Als die Aquatintamanier erfunden wurde, da lag es nahe, dieselbe zur Reproducirung von getuschten oder in Sepia behandelten Zeichnungen zu verwenden. Bei dieser Kunstart wird die Platte mit einer Pulverschicht aus Pechstaub gedeckt, die so lose ist, daß das Scheidewasser durchwirkt, wodurch keine Striche oder Punkte, sondern ein der Tuschschattirung ähnlicher Ton entsteht, den man durch allmäliges Decken der Platte während der Aetzung vom leichtesten Anflug bis in den tiefsten Schatten reguliren kann. Damit ist die Möglichkeit gegeben, mit einer einzigen Platte selbst fleißig in Tusch oder Bister ausgeführte Zeichnungen täuschend zu imitiren. Man hält J. B. le Prince (um 1768) für den Erfinder dieser Aetzmethode; er fand bald viele und darunter sehr geschätzte Nachfolger; die Blätter eines Cootwyck (geb. 1714), Joh. G. Prestel (geb. 1739), Rosaspina (geb. 1762), A. v. Bartsch (geb. 1756) und Anderer werden als Zeichnungsimitationen stets von Sammlern geschätzt bleiben.

Auch eine kunstübende Dame hat sich auf diesem Gebiete mit ebenso viel Geschick als Glück ausgezeichnet. Es ist Maria Katharina Prestel, die mit ihrem Gatten J. G. Prestel das einst berühmte Cabinet Praun in Nürnberg, eine Samm-

lung von Handzeichnungen berühmter alter Meister, in gelungenen Nachbildungen herausgab. Das Cabinet ist längst in alle Welt zerstreut worden, es lebt nur noch in dem auch bereits selten gewordenen Werke der künstlerischen Dame. Ich hatte Gelegenheit, einzelne einst diesem Cabinet angehörende Originale mit ihren Nachbildungen vergleichen zu können, und es ist diesen alles Lob zu spenden.

Man ging nun auf dem Wege zum Farbendruck weiter; es giebt Zeichnungen, die mit zweierlei Kreide ausgeführt sind, mit schwarzer und mit rother Kreide. Die grobkörnigen Striche der Kreide weiß treffend der sogenannte Kreidestich (auch Crayonmanier genannt) nachzuahmen. Der Erfinder oder doch Verbesserer dieser Kunstgattung ist G. Demarteau. Nicht allein einfarbige Kreidezeichnungen (schwarze oder rothe) wurden täuschend nachgebildet, auch auf Tonpapier abgedruckt, wobei man dann die weiß gehöhten Stellen wahrscheinlich mit einem Holzstock wiedergab; es wurden auch Zeichnungen mit zweierlei Kreide, natürlich mit Anwendung von entsprechenden Kupferplatten, hergestellt.

Was Demarteau und sein Schüler L. Bonnet auf diesem Gebiete geliefert haben — und die Blätter zählen nach Hunderten — ist vorzüglich und oft so täuschend, daß selbst Kunstkenner, wie wir uns überzeugt haben, einen solchen Crayon-Farbendruck für eine Originalzeichnung genommen haben.

Viele dieser Zeichnungsimitationen sind in selbständigen Werken publicirt worden. R. Weigel hat in seinem mit Riesenfleiß und voller Sachkenntniß verfaßten Werke: „Die Werke der Maler in ihren Handzeichnungen“ * 151 solcher Sammelwerke angeführt. Sie sind von eminenter Bedeutung für den Kunstforscher, da sie bestimmt sind, ihm die Originale in getreuer Nachbildung zu ersetzen. Einer besonderen Begründung des Satzes, daß Handzeichnungen großer Meister ebenso wie ihre ausgeführten Gemälde, oft sogar noch prägnanter als diese zur Charakteristik derselben beitragen, wird es wohl nicht bedürfen. Aber auch Weigel's Werk ist eine Sammlung der schätzbarsten Materialien.

In einer langen Reihe von Jahren, in einer Zeit, da noch Vorzügliches auf dem Markte erschien, im Kunsthandel thätig, konnte er selbst eine vortreffliche Sammlung von Handzeichnungen alter Meister anlegen, aus welcher er das Beste in 36 Blättern in Facsimile herausgab. Auch diese Imitationen gehören zu unserem Gegenstande und reihen sich würdig an ähnliche Publicationen an, wie die von R. Earlom, der dreihundert mit Sepia lavirte Zeichnungen von Claude Gelée le Lorrain unter dem Titel „Liber veritatis“ herausgab, an das reiche Werk von Baillie, Cootwyk und Andere mehr.

Der nächste Schritt mußte nun der Wiedergabe mehrerer Farben gelten. Es giebt ja auch Zeichnungen, die mit allen entsprechenden Localtönen illuminirt oder mit Aquarellfarben ausgeführt sind, und schließlich giebt es Oelgemälde. Es war ganz natürlich, daß auch der Kupferstecher es versuchte, sie polychromisch nachzubilden. Die ersten Versuche dieser Art weisen uns 100 Jahre zurück; sie galten dem Künstler, der sie unternahm, wie dem kunstsinnigen Publikum, das sie ablehnte, für gänzlich mißlungen. Der Künstler heißt Herkules Zeghers, geb. zu Utrecht um 1625. Er wollte Oelgemälde imitiren und wußte Radirnadel und Schabkunstwiege so zu handhaben, daß er immerhin ein eigenthümliches Resultat erzielte. Er grundirte das Papier mit Oel und setzte die Localtöne wahrscheinlich neben einander auf die Platte. Er opferte sein ganzes Leben und Vermögen auf diese Versuche und starb verkannt und verarmt. Seine Blätter sind im Laufe der Zeit und wohl auch infolge der Nichtbeachtung äußerst selten geworden, und die Gegenwart ehrt das Andenken des Künstlers — dem es freilich nichts mehr nützt —, indem sie diese Blätter fleißig sammelt und mit exorbitanten Preisen bezahlt. Infolge der Manipulation gleicht natürlich nicht ein Abdruck dem anderen und jedes ist so zu sagen Original. In der Versteigerung des Kunstnachlasses des bekannten und sachverständigen Kenners und Kunsthändlers Wilhelm Drugulin in Leipzig am 1. December vorigen Jahres wurde für ein Blatt unseres Meisters, welches das Berliner Kupferstichcabinet erstand, der enorme Preis von 2690 Mark bezahlt,

* Jetzt ebenfalls in den Verlag von J. A. Barth in Leipzig übergegangen.

zu welcher Summe noch 5% Aufgeld zu zahlen kamen. Die Blätter des Künstlers sind freilich auch von solcher Seltenheit, daß die reichsten Weltsammlungen dieselben nicht in ihrer Vollständigkeit, so weit sie bis jetzt bekannt sind, besitzen.

In der Art des Abdrucks ahmte ihn P. Schenk nach (geb. 1645); er nahm eine gestochene Platte, auf die er statt der Druckerschwärze an den verschiedenen Stellen entsprechende Farben ansetzte und sodann, wie Seghers, mit Einem Abzug das farbige colorirte Bild lieferte. Auch schöne Blätter von Bartolozzi, Facius und Anderen sind auf diese Art entstanden, während R. Earlom an Stelle des Stiches eine geschabte Platte nahm, ebenso der treffliche Kunstdilettant Capitän William Baillie. Wie beschwerlich diese Manipulation sein mußte, kann man sich leicht vorstellen. Auch Jac. Christoph le Blond, geb. zu Frankfurt a. M. 1667, den man als den eigentlichen Erfinder des Farbendrucks hält, hatte in ähnlicher Weise farbige Stiche geliefert; später jedoch überzeugte er sich von der Unzulänglichkeit und Beschwerlichkeit dieses Verfahrens und verbesserte dieses insofern, als er an Stelle einer gestochenen Platte eine geschabte verwendete. Und dieses Verfahren war für den damaligen Stand der Sache das zweckdienlichste. Die verschwommenen Töne der Schwarzkunst oder Schabmanier waren wie geschaffen, als Träger der Farbe zu dienen, wobei sich auch eine Abstufung und Verschmelzung der einzelnen Farbentöne leicht erzielen ließ. Ueberdies verstand es der Künstler, durch mageren oder gesättigten Farbenauftrag auf die Platte die Nüancirung der Farben hervorzubringen. Seine Blätter sind bereits sehr vorgeschritten, wie auch die seines Schülers Gautier d'Agoty. Auf dem betretenen Wege haben dann andere Künstler weiter gearbeitet, wie Debucourt, Descourtis, Janinet und Andere mehr. Man nimmt allgemein an, daß diese Künstler ein Farbenbild durch Anwendung mehrerer Platten erzielten, so daß jede für einen bestimmten Farbenton bestimmt war. Bei eingehender Prüfung sehr vieler Blätter dieser Gattung, die mir zur Hand waren, kann ich mich nicht immer zur Annahme dieses Verfahrens entschließen, vielmehr glaube ich als sicher annehmen zu müssen, daß mit einer und derselben Platte durch oftmalige Verwendung derselben zum Druck die erwünschten Resultate erzielt worden sind, indem man die Platte stets mit einer Farbe und nur an den entsprechenden Stellen deckte.

Die Blätter dieser Meister sind von erstaunlicher Feinheit und Delicatesse; sind sie doch von französischen Künstlern zu einer Zeit, da der größte Luxus herrschte, herausgegeben worden. Sie werden auch heutzutage von Kunstfreunden mit oft exorbitanten Preisen bezahlt. Freilich hat die Ausführung derselben mehr Zeit und Mühe gekostet wie der Druck eines schwarzen Kupferstiches, und ein geübter Künstler mußte beim Drucke jedes einzelnen Blattes den Drucker überwachen. Sie standen auch schon bei ihrem Erscheinen in hohem Preise, um so mehr, als die reichen galanten Kreise Frankreichs mit einer wahren Heißgier über Blätter fielen, die großentheils Nuditäten und picante, oft selbst unsittliche Scenen darstellten.

War man einmal dahingekommen, Gemälde farbig zu reproduciren, so war es ein Leichtes, die Manipulation mutatis mutandis auf Darstellung von Pastellgemälden und Aquarellen zu übertragen. Es würde uns zu weit führen, die verschiedenen Kunstgriffe hier zu erklären, deren sich einzelne Künstler bedienten. Es wurde Schabmanier, Aquatinta oder Crayonmanier angewendet, zuweilen alle drei oder doch zwei derselben vereint. Marin und Bonnet ahmten mit der Crayonmanier Pastellbilder sehr getreu nach. In täuschenden Nachbildungen von Aquarellen steht Ploos van Amstel unerreicht da (1726 bis 1798). Sein berühmtes Handzeichnungswerk erschien in erster Ausgabe 1765. Die zweite Ausgabe, welche 1821 in London stattfand, kostete dem Subscribenten 40 Guineen.

Dies waren die Versuche, Anstrengungen und Kämpfe, um farbige Bilder durch den Druck reproduciren zu können. An der schweren Handhabung des Materials scheiterte die massenhafte Production, weshalb in unserem Jahrhundert das so mühselig sich aus den einfachsten Anfängen herausgebildete Verfahren fast gänzlich erlosch.

Da erschien auf dem Gebiete der vervielfältigenden Kunst ein ganz neuer Träger zur Aufnahme und Wiedergabe der



J. Fugger; nach Burgkmair.

Zeichnung durch den Druck: der Stein. Der Charakter seiner Wirkung ist jenem der Schabkunst oder Crayonmanier ähnlich. Wenn die Producte der Lithographie von eigentlichen Kunstsammlern nicht den Werken des Grabstichels, der Radirnadel u. s. f. gleich gewerthet werden, so liegt dies darin, daß man vom lithographischen Stein Abdrücke fast ins Unendliche erzeugen kann. Für den Farbendruck ist der Stein wie geschaffen; man hat sich seiner auch gleich zu diesem Zwecke bemeistert, und so entstand der moderne Farbendruck. Leider ist durch die leichtere Bearbeitung auch ein gewisser Schlendrian in die Sache gekommen, und so erklärt sich die Ueberfluthung des Kunstmarkts durch Farbendruckbilder, die keinen anderen Vorzug haben, als daß sie farbige Bilder sind. Um ein durchgeführtes Oelgemälde nachzuahmen, werden viele Steinplatten verwendet; je mehr, desto besser die Verschmelzung der Farbentöne. Wenn wir hier mustergültige Beispiele vorführen wollen, so lassen uns Künstlernamen in Stich; diese treten ganz zurück, und an ihrer Stelle erscheinen Anstalten oder Verlagsgeschäfte. Für Reproduction von Aquarellen (wem ist nicht die Aquarellsammlung nach E. Hildebrandt bekannt?) ist die Anstalt von Storch und Kramer in Berlin renommirt. In Nachbildung von Gemälden, besonders alter deutscher und italienischer Meister, sind die Publicationen der Arundel-Society hervorzuheben. In neuester Zeit hat sich auch die Wiener Gesellschaft für vervielfältigende Kunst mit Herstellung des Farbendrucks befaßt. Erstaunliches leistet auf diesem Gebiete auch die Anstalt von Prang & Comp. in Boston.

Die genannte Wiener Gesellschaft hat auch mit viel Glück den Versuch gemacht, zum ursprünglichen Material, dem Holzstock, zurückzugreifen. Auf diesem Wege hat sie ein Oelgemälde, einen männlichen Kopf nach van Eyck, vortrefflich reproducirt.

Es ist übrigens zu bedauern, daß bei allen ähnlichen Publicationen der Name des Künstlers größtentheils verschwiegen wird. Wohl läßt es sich nicht umgehen, daß der Erfinder der Composition genannt wird, aber fast durchgängig hat neben dem Namen der Anstalt und des Herausgebers der Künstler, welcher die Steinplatten hergestellt hat, keinen Platz mehr, wodurch die Kunst zum Handwerk herabsinkt.

Uebrigens hat sich der Farbendruck bereits in unzähligen Industriegebieten mit wuchernder Gewalt eingebürgert; man begegnet ihm überall, auf allen Straßen, in allen Geschäftslocalen. Die riesigen Anzeigen auf den Litfaßsäulen, die Etiketten von Schachteln und Flaschen, die Visit- und Gratulationskarten, die Briefpapiere und Couverts bis zu den Puppenbildchen kleiner Kinder, selbst Briefmarken, Banknoten, Spielkarten und unzählige andere Gegenstände nehmen heutzutage den Farbendruck in Anspruch. Und wohin kommen wir noch?

Wir dürfen ja nicht glauben, daß wir, da wir doch bis in die lebendige Gegenwart vorgedrungen sind, mit unserem Gedankenkreise am Ziele stehen. Wenn es auch scheinen dürfte, daß hier bereits das Höchste erreicht wurde, so können uns die nächsten Jahre neue Ueberraschungen bringen. Unsere Zeit, die mit einer gewissen Hast auf allen Gebieten neue Erfindungen zur Reife bringt, beginnt soeben die neueste Erfindung, den Lichtdruck, für den Farbendruck zu verwerthen. Wenn wir die in jeder Hinsicht vollendeten Blätter dieser Art im Werke: Le trésor artistique de la France oder in der Publication des Berliner Kupferstichcabinets (von A. Frisch in Berlin) oder in ähnlichen Werken betrachten, so müssen wir über den Effect, den diese Chromophotographien erzielen, billig staunen. Aber diese Farbendrucke gehören nicht mehr in das Gebiet der Kunst, sondern des Kunsthandwerks, sie sind mechanisch erzielte Resultate der Maschine. Sie werden auch insbesondere der Kunstindustrie zu Gute kommen, wie die sich häufenden Publicationen dieses Genres beweisen. So sehr wir auch von dem Nutzen der Photographie im Dienste der Kunst und Industrie überzeugt sind, so können wir doch ihre Gebilde nicht für ebenbürtig mit echten Kunstwerken ansehen. Da wir uns aber vorgenommen, nur auf die letzteren unser Augenmerk zu concentriren, so glauben wir genug gethan zu haben, auf diese neueste Form des Farbendrucks hinzuweisen.



Lebenserinnerungen.

Von

Levin Schücking.

Am Rhein.

Die biedere alte Reichsstadt Augsburg! Gott nehme sie in seinen Schutz und lasse sie blühen und gedeihen! Sie hat mir vollauf gehalten, was ich mir von ihr versprach, als ich eines schönen Maiabends von Sanct Afra und meiner Herberge zu den drei Mohren her nach dem Dom hinunter ihre stillen Straßen durchschritt und ihre schönen Cinque-Cento-Brunnen rauschen hörte und darauf lauschte, ob sie mit ihrem plätschernden Gemurmel mir warnende oder lockende Zukunftslieder sängen. Die Frage um die nächste Zukunft war für mich um so bedeutungsvoller, als ich mit dem Gedanken umging, weiter abwärts in deutschen Landen, unsern des Rheins um eine Hand zu werben, von der ich bis jetzt freilich erst die Schriftzüge kannte, die mir das winterliche Stillleben im Salzkammergutthal erhellt hatten; und dann einen Hausstand zu gründen, der die Wahl des Aufenthaltsortes zu einer ernsteren Sache machte. Augsburg aber und die Menschen, die ich darin kennen lernte, konnten mir nur sympathische Eindrücke machen. Vor Allem Kolb, die wunderlich complicirte Schwabennatur, in dem Gutmüthigkeit und fast kindliche Schwärmerei oder besser Enthusiasmus sich mit so viel nüchterner Weltklugheit verbanden, mit einem liebenswürdigen kleinen Humor, und der daneben auch wieder — als der Inhaber von allen möglichen Staatsgeheimnissen — einen sphinxhaften Eindruck machte. In seiner Natur lag etwas Sensitives, etwas Weibliches, und er bedurfte des Verkehrs mit gebildeten Frauen — eine zarte, leidende, kluge kleine Dame, die Gattin eines Großindustriellen, zu der er mich brachte, war seine Egeria.

Ich versprach also Kolb, im Herbste zu kommen, um unter seinen Auspicien an der literarischen Beilage der Allgemeinen Zeitung thätig zu sein, welche damals auf der Höhe ihrer Verbreitung, ihrer Autorität und ihres Einflusses stand — es war nicht zu viel gesagt, wenn man sie in jener Zeit das am sorgsamsten redigirte, gediegenste, jedenfalls universalste Blatt Europa's nannte: sie hatte damals als thätige Mitarbeiter H. Heine, Fr. List, Franz Pulszky, Fallmerayer, Thiersch, M. Wagner, Liebig und andere Namen europäischen Klanges. Auch war ihr Budget ein für jene Zeit unerhört großes. Sie gab jährlich für Redaction, Honorare der Mitarbeiter und Porto allein die Summe von 80,000 Gulden aus, die in der That achtbar war für jene Tage, wo die schwere Bürde des Telegrammverkehrs mit all ihren unnützen Vergeudungen für den unerheblichsten Notizenkram noch nicht auf solchen Unternehmungen lastete. Und — was das Beste daran, sie war die treue, unbeirrbare Pflegerin des deutschen Gedankens, deut-

schen Wesens, und hatte den großen Vorzug, durchaus nicht doctrinär zu sein. Ihre meisten Leser hatte die Zeitung in Oesterreich, das, auf seine officielle „Wiener Zeitung“ und auf seinen officiösen, von Pilat redigirten „Oesterreichischen Beobachter“ als seine heimische Journalistik angewiesen, sich durch die Allgemeine Zeitung mit dem deutschen Geistesleben in Verbindung zu erhalten suchte; denn die Allgemeine Zeitung war ja in Oesterreich noch immer nicht verboten, obwohl sie alle Augenblicke von einer solchen Maßregel bedroht war. In Deutschland war es dabei etwas wie eine bekannte Thatsache, daß „die Allgemeine Zeitung von der österreichischen Regierung bestochen sei“. In der That war nur leider ganz das Umgekehrte der Fall. Die österreichische Regierung mußte nicht allein bestochen werden durch die größte Behutsamkeit, Umsicht und Nachgiebigkeit der Redaction, sondern auch ihre Satelliten durch baares Geld. Herr von Pilat z. B. erhielt unter dem verhüllenden Titel eines Gehalts für seine Mitarbeiterschaft, von der sehr selten eine Zeile erblickt wurde, 4000 Gulden jährlich, und er war nicht der einzige Parasit dieser Art.

Eine weitere Reisestation war dann Stuttgart, wo ich mich Herrn v. Cotta vorstellte, dessen Freundlichkeit mich an seinem Tisch mit einem sehr hohen Kirchenfürsten und einem unberühmten Manne von berühmtestem Namen zusammenbrachte. Jener war der eben zum Erzbischof von Erlau ernannte Patriarch von Venedig, Ladislaus Pyrker, der Dichter großer Epen wie Tunisias, Rudolfias ꝛc., die heute vergessen in den Bibliotheken katholischer Gymnasien stehen; ein mittelgroßer, würdig und nachdenklich aussehender, sanfter Herr von großer Liebenswürdigkeit und Einfachheit des Wesens, wie man es selten anderswo als bei Naturen findet, welche vornehmer geblieben sind als ihr Rang — oder ihre Berühmtheit. Der andere war ein Herr von Schiller, der jüngste Sohn des Dichters und Forstmeister irgendwo im Schwabenlande — ein sehr stiller und wortkarger Herr, hochgewachsen, stattlicher Gestalt und, wie es schien, dem Vater ähnlich sehend. Der Baron Georg v. Cotta war ein Mann, der, ohne so hervorragende Geistesgaben zu besitzen wie sein berühmter Vater und ohne eine akademische Bildung — er war, ehe er die Leitung des Geschäfts übernommen, Eleve im königlichen Marstall gewesen, und man sah ihn nie anders als mit Reitpeitsche und Sporen einherschreiten — doch schon infolge der vielen Beziehungen, in deren Mitte er stand, einen großen Bildungskreis überschaute und sein weltberühmtes Geschäft als Fürst der deutschen Buchhändler sehr verständig zu leiten wußte. Er hatte dabei in kritischen Fällen die ganz hübsche Kriegslist angenommen, den Baron hervorzukehren und die „Buchhandlung“ als unabhängige Macht ins Feld zu senden; wogegen die Buchhandlung sich dann wieder schlau von den Bestimmungen und Anordnungen des Chefs abhängig erklärte und sich so deckte. So sagte man ihm wenigstens nach; ich selbst bin immer gut mit ihm ausgekommen, es war doch viel von dem Wohlwollen und der Großartigkeit seines Vaters auf ihn vererbt. Von anderen Persönlichkeiten, mit denen ich in Berührung kam, muß ich Dingelstedt nennen, damals ein aufgehendes Gestirn, ein großer, schöner junger Mann von den gewinnendsten Formen und der bestechendsten Liebenswürdigkeit; dann Hackländer, eine biedere, gute, gefällige und arglose Natur, der man gut werden mußte, obwohl er so verzweifelt wenig gelernt hatte. Und dann muß ich Moritz nennen, den allmächtigen Beherrscher des Stuttgarter Hoftheaters in jener Zeit, den ich bei Hackländer traf; „hic niger est, hunc tu Romane caveto,“ sagte Dingelstedt mir von ihm; aber wer wäre in dem guten Schwabenlande, und noch obendrein wenn er das Hoftheater als Oberregisseur und als eine Art Vice-Intendant zu leiten hatte, nicht ein wenig schwarz geworden vor allen den großen und kleinen Zettelungen, Gehässigkeiten und Parteimanövern, welche ewig da im Schwange waren! Moritz war ein überaus geistreicher, amüsanter Mensch, der namentlich voll vortrefflicher Geschichten stak — die Erzählung seiner Trauung und Hochzeitsreise mit einer österreichischen Gräfin v. St., von ihrer Marotte, nur zwischen Decken und Kissen von Hirschleder zu schlafen, die sie auf großen Tischen zu etabliren gepflegt, war zwerchfellerschütternd.

Dann sah ich Berthold Auerbach wieder, der jetzt in Stuttgart wohnte, beschäftigt mit einem bürgerlichen Familiendrama, auf das er große Hoffnungen setzte und das er dann doch klüglicher Weise der Welt vorenthalten hat, um sie bald darauf mit seinen ersten Dorfgeschichten zu beschenken, dem Besten, was er je geschrieben hat und was sich denn auch so bald und glorreich Bahn brach. Eine fernere Bekanntschaft war die einer damals viel genannten Dame, die mich in ihre wärmste Protection nahm; dies war Frau Emma von Suckow, Emma von Niendorf mit ihrem Autornamen und mit ihrem Mädchennamen Fräulein von Calatin heißend, weil sie, dem gräflichen Hause Pappenheim angehörend, doch durch irgend eine Chicane des weltlichen oder kanonischen Rechts nur diesen ältesten und eigentlichen Namen des ruhmwürdigen Geschlechts führen durfte. Frau von Suckow, ein liebes, gutes, anmuthiges Frauchen, mit einem aus Mecklenburg stammenden Obersten von Suckow verbunden, der sie mit Vergnügen ganz ihrem Literaturleben zu überlassen schien, war ein zartes Wesen und ihr Talent war ebenfalls ein zartes Wesen, das man nicht zu hart anfassen durfte. Immerhin aber schrieb sie ganz hübsche Sachen: Reiseskizzen, biographische und literarische Essays und Erzählungen, und das Alles wurde damals gern gelesen, denn es war unterhaltend, gemüthreich, hübsch und auch nicht gar zu kokett. Vorzüglich zeichnete sie sich durch ihren Heroencultus aus, und ihre Heroen waren Lenau und Justinus Kerner, über welche Beide sie viel geschrieben hat; Kerner hatte jedoch eine gewisse Grausamkeit gegen sie; er schloß boshafter Weise einmal den Riegel vor ihrem Stübchen in Weinsberg und machte sie so zur Gefangenen während der ganzen Zeit, daß dort gerade ein durchreisender König oder eine andere seltene Merkwürdigkeit vorüberzog. Den übelsten Streich aber spielte ihr Clemens Brentano, der ihr, der viel Reisenden, einst in Augsburg begegnete. Er, der „solutus omni foenere“ gut reden hatte, hielt ihr eine Strafpredigt, daß sie nicht bei ihren Kindern bleibe, und nannte sie die „Anmuthstrampel“. Ich sollte nicht so spöttisch von ihr reden, denn sie hat es mit mir außerordentlich gut gemeint und schrieb mir Briefchen von einer Zierlichkeit, die höchst reizend, und einer Zärtlichkeit, die — zum mindesten gesagt, mir höchst überraschend war; auch ist das Ende ihres zarten Psychelebens ein trauriges gewesen, sie ist vor einigen Jahren in Rom in merkwürdiger Verlassenheit und Vereinsamung gestorben.

Von einem Ausgang in mein Quartier im Hotel Marquardt heimkehrend, fand ich eines Morgens Lenau in meinem Zimmer meiner harrend — er war seit ein paar Tagen in Stuttgart und trieb die Freundlichkeit so weit, meinen Besuch in Wien auf diese Art zu erwidern. Er war frisch und wohl und sah unendlich viel besser aus wie damals im Qualm des Silcher'schen Kaffeehauses; sein ziemlich schroff sich aussprechender Pessimismus war deshalb aber nicht besser geworden, jener Pessimismus, dessen Grundzug eigentlich die Trauer über den durch Wissenschaft und moderne Bildung in ihm hervorgerufenen Zusammenbruch der religiösen Ueberzeugungen, die so tief in seinem Gemüth wurzelten, war. Den Abend brachte ich dann in der Familie des Hofraths Reinbeck zu, in welcher Lenau wie ein Kind des Hauses aufgenommen war.

Und dann weiter, abwärts dem Rheine zu. Das heißt zunächst für längere Zeit nach Darmstadt. Aber da auf dieser meiner Lebensstation, die für mich ein Interesse bekam, welches ich umsonst versuchte, dem Leser einzuflößen, heute meine Erinnerungen sich nicht verweilen sollen, springe ich zu einer weiteren über, und diese ist der romantische Flecken St. Goar, gelegen am schönen Rhein auf der Strecke, wo er am schönsten ist. Ich wollte dort, wo jetzt Freiligrath wohnte, wo Emanuel Geibel sich den Sommer hindurch aufhielt, die Tage zubringen, bis meine Braut in Begleitung einer älteren Cousine nach dem benachbarten Curort Marienburg oberhalb Boppard kommen würde, in welchem ich dann ebenfalls mein Sommerquartier zu nehmen gedachte. Emanuel Geibel war damals ein eben aufgehendes Gestirn, das sich frei und offen als Tory bekannte; er war eine gute, redliche und reine Natur von großer sittlicher Feinfühligkeit, wenn auch ein wenig norddeutscher Reflexionsmensch und nicht

abgeneigt, zu „posiren“. Als ein Mann, der den Orient gesehen, der in Athen gelebt hatte, trug er ein rothes Fes und behauptete, zum Leben des Scheinens der Sonne zu bedürfen. Sein dichterisches Naturell war stark genug, daß das in mächtigeren Tönen sich ausklingende Dichtertalent Freiligrath's bei diesem Zusammenleben keinen beirrenden Einfluß auf ihn übte; sein Muster für die Form war und blieb Platen, den ich eigentlich erst durch ihn kennen und würdigen lernte.

Freiligrath's Haus neben der Lilie, der uralten Herberge mit den Reliquien des St. Goarer Halsbandordens, war selbst wie eine Herberge; an der großen Völkerstraße durch das Rheinthal gelegen, fehlte es ihm nie an vorsprechenden Wanderern; und so gerieth ich in ein sehr lustiges Leben hinein, in jenes fröhlich bewegte Leben am Rhein, wo man zu Bekanntschaften und Freundschaften gelangt, man weiß nicht wie, in gesellige Kreise heiter erregter Menschen geräth, deren Namen man eigentlich nicht kennt und über deren Lebensstellung man sich völlig im Dunkel befindet, und wo man hilft, fröhliche Maiweinbowlen leeren, von denen man nicht weiß, wer eigentlich damit bewirthet. Der Landrath des Ortes, Heuberger, gehörte zu Freiligrath's Kreise, der Hofmaler Schramm aus Weimar, von dem ich eine mir theure Probe seiner Porträtirkunst im Besitz hatte, und Gott weiß wer noch Alles tauchte auf. Eines schönen mit ihnen, d. h. Freiligrath und Geibel verlebten Abends erinnere ich mich besonders, wo der Schauplatz unserer harmlosen Ausgelassenheiten ein alterthümlicher, mit einem schönen Kamin geschmückter und mit Steinfliesen gedielter Saal in Oberwesel am Rhein war, in dem patriarchalischen Gasthof, für welchen, um den biederen, mit den Düsseldorfer Künstlern auf dem besten Fuße stehenden Wirth zu ehren, der fröhliche Meister Adolf Schrödter einen großen, von zwei grimmen Leuen gehaltenen Pfropfenzieher als Schild gemalt hatte, gewiß das kunstreichste Wirthshausschild in allen deutschen Landen. Ich weiß nicht, hat Schrödter, dem ich später so befreundet werden sollte, seitdem und um sich für diese herrliche That zu lohnen, einen Pfropfenzieher als Monogramm angenommen — oder damals sein Monogramm gnädiglichst dem Wirthe zum Schildzeichen verliehen? Emanuel Geibel hat an jenes Symposion sein Gedicht „Um des Kaisers Bart“ geknüpft. Ich aber als junger Bräutigam hatte in solchen Stunden dann allerlei Neckereien über mich ergehen zu lassen. Meine Braut hatte sich im vorigen Sommer der Rheinbäder willen in St. Goar aufgehalten, war dort, schon ihres großen musikalischen Talents und ihrer Sopranstimme von seltenem Umfang und seltener Schönheit willen, viel gefeiert worden, und Freiligrath, der an Wort- und anderen Witzen stark war, machte deren viel über ihren in „Gallina“ verlängerten Namen; er hatte eine ganze Reihe scherzhafter Sonette darauf gedichtet, z. B. das folgende, das „Der verliebte Steuermann“ überschrieben war:

Der Palinur der Kölner Feuerschiffe —
Sebastian Kimpel nennt ihn Sanct Goar,
Und rühmlich steuernd fährt er Jahr auf Jahr
Durch Oberwesels und der Lurlei Riffe! —

Er kennt den Rhein und seine Kniff' und Pfiffe!
Doch jüngst, o Wunder, schwebt er in Gefahr;
Fast trieb sein Boot auf spitzer Felsen Schar,
So traumhaft lenkt' er's mit zerstreutem Griffe.

Die Passagiere schalten: „Mit Verlaub,
Sebastian, ist das der Weg nach Caub?
Eh'r als zur Pfalz führt dieser Cours nach China!“

„Ja, Donnerwetter,“ rief der Palinur,
„Die sieben Jungfern! — Einer dacht' ich nur!
Das kommt davon! Ich dacht' an die Gallina!“

* *
*

Unser Bildungsgang durch das Leben gleicht einer Wanderung durch eine jener Schaubuden, in welchen man einen Rundgang an optischen Gläsern vorüber macht und, durch ein jedes schauend, stets ein neues Stück Welt erblickt, ein neues Panorama; anfangs voll Spannung und Theilnahme, dann mit nachlassendem Interesse, endlich nur noch flüchtig und zuletzt ermüdet und gesättigt. Ich hatte nun schon durch manches Glas gesehen, mit jedem neuen Aufenthalt in ein neues. In den schön liegenden und geräumigen alten Stiftsgebäuden von Marienberg, welches das Rheinthal bei Boppard beherrscht und worin sich eine Wasserheilanstalt befand, welche die Cousine meiner Braut, eine gescheute und beredsame

Stiftsdame „van middelbaren leeftijd en veel ondervinding“, wie der Holländer sagt, benutzte, trat ich vor ein weiteres dieser Gläser, um in ein neues Stück reichen und fesselnden Menschenlebens zu blicken, eine Fülle neuer Gestalten, welche von nun an mein höchstes Interesse in Anspruch nehmen sollten, vor mir auftauchen zu sehen. Freilich nur in der Phantasie; denn ich lernte das Alles ja nur kennen durch die Schilderungen und Mittheilungen meiner Braut, welche die Cousine begleitete, und dieser letzteren, die so geistreich und amüsant zu plaudern wußte. Jene hatte ein paar Jahre in Wien verlebt, wo ihre Mutter einen kleinen Kreis von ausgezeichneten Männern in höchster Lebensstellung um sich versammelt, und das sie verlassen, als sie die Mutter dort verloren: sie hatte auf einem Schlosse in Ungarn bei lieben Freunden eine große Schwärmerei für das Magyarenland eingesogen, hatte am großherzoglichen Hofe zu Darmstadt verkehrt — ich lernte durch sie in weite und mir unbekannt gebliebene Lebensperspectiven blicken; sie hatte Alles mit ihrem Geist, ihrer Lebhaftigkeit, ihrem schnellen und durchdringenden Verständniß aufgefaßt und mit ihrem großen Erzählertalent wußte sie es, in den Rahmen einer Phantasie von seltener Stärke und Schwungkraft gestellt, wiederzugeben. Ein bewegtes, interessantes Leben, wie es das eines jungen Mädchens, welches ohne große Schicksale und Peripetien ist, nur sein kann, vereinte sich hier mit dem meinen, an äußerem Reichthum das meine überschattend und überragend — und das gerade war, was mich unauflöslich band und fesselte; diese Natur von einer so reinen und unverkümmerten Idealität, die sich von den Schwingen ganz hervorragender Talente, des musikalischen und des poetischen, emporgehoben fühlte und die auf dem Grunde eines so tiefen Gemüths ruhte, war wie ein Seelenbad für meine eigene, durch manchen harten Zusammenstoß mit dem Leben jetzt doch schon mehr unterdrückte und gedämpfte Idealität.

Ich kann im Uebrigen auf die Einleitung zu dem nach ihrem Tode herausgegebenen Buche „Frauenleben“ verweisen* und zu den Erlebnissen des Sommers 1843 zurückkehren. Zunächst erinnere ich mich eines wunderlichen tragischen Ereignisses, das den kindlichen Frieden unserer Anstalt, in der nur Wasser getrunken ward und, ich weiß nicht ob deshalb, ein absonderlich sanftes und harmloses Wesen zu herrschen pflegte, falls nicht just eine gar zu große Tyrannei des Directors die Milch der frommen Denkungsart in allen diesen mit Schlippermilch verköstigten Gemüthern ein wenig in Gährung setzte — das diesen kindlichen Frieden störte. Zu den Curgästen gehörte eine englische Familie, ein wortkarger, starkgebauter, stier aus Glotzaugen vor sich hin starrender Gentleman mit einem rothen, etwas aufgedunsenen Gesicht, begleitet von einer hochgewachsenen, noch immer schönen Gattin und zwei sehr hübschen und anmuthigen kleinen Misses von zwölf oder vierzehn Jahren. Die Familie schien sehr wohlhabend und bewohnte die elegantesten Gemächer in der Anstalt — sie befand sich in dieser des Mannes wegen, der infolge des Uebermaßes im Guten, was er seit Jahren in der Vertilgung von Port und Porter, von Beef und Plumpudding geleistet, in eine bedenkliche Schwächung seiner Gehirnthätigkeit verfallen war; wenigstens hatten die Aerzte den Grund seiner auffallenden Unliebenswürdigkeit und mit Morosität und „Hundelaune“, doggedness, wie's auf Englisch heißt, verbundenen geistigen Unfruchtbarkeit in den Congestivzuständen gesucht, welche mit der zu starken Ernährung zusammenhingen. Gegen dies Uebel kämpfte nun unser Director mit allen Mitteln einer Askese, welche den Kranken in eine überaus pessimistische Stimmung versetzten; er verfluchte ein Dutzend Mal im Tage alle Douchen, Voll- und andere Bäder und verlangte zornig nach einem guten Beefsteak, das Dr. Sch. ihm grausam vorenthielt; die arme Frau aber litt sichtbar unter der schweren Last, die sie mit ihm hatte, und war Gegenstand allgemeiner Theilnahme von uns Allen.

Eines Tages nun, als ich in den Nachmittagsstunden in mein Zimmer getreten, hätte ich stutzig werden können, wenn ich an eine jener Vorbedeutungen geglaubt, welche der Volksglaube kennt — Blutstropfen, die in unerklärlicher Weise sich

* Frauenleben. Novellen und Erzählungen von Louise von Gall. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1856.

im Hause vorfinden, sollen eine gewaltsame That vorbedeuten. Ich fand auf der weißwollenen Decke meines Bettes zwei starke rothe, ganz frische Blutstropfen, die wie eben gefallene Thauperlen darauf lagen — die hereingerufenen Wärter wußten absolut keine Erklärung dafür zu geben. So ließ ich sie denn auf sich beruhen und dachte ihrer nicht weiter. Am anderen Morgen, in der allerfrühesten Frühe, wurde ich aus dem Schlafe aufgeschreckt. Ein ganz unbeschreiblich grausiger Jammerschrei, ein Schmerzensruf wie der grenzenlosesten Verzweiflung läßt mich auf- und emporfahren. Was ist das! Hab' ich geträumt oder war das Wirklichkeit? Ich lausche und horche, aber Alles bleibt still, Alles! Ich muß geträumt haben, — ein so entsetzlicher Schrei, wie ich ihn vernommen, kann ja gar nicht aus den Tiefen einer menschlichen Brust kommen. Damit beruhigt, überlasse ich mich wieder dem Schlafe — bis eine Stunde später sich meine Thür öffnet; zu meiner Ueberraschung seh' ich, die Augen aufschlagend, den Herrn Director in höchst eigener Person eintreten; er macht ein überaus ernstes Gesicht, und nachdem er sich schweigend neben mein Bett gesetzt, sagt er:

„Es hat sich etwas ereignet, das für meine Anstalt im höchsten Grade mißlich und fatal ist und das ich gleich in der ersten Stunde selber Ihnen mitzutheilen komme, damit es nicht entstellt und verkehrt Ihnen zugetragen werde. Mister S. hat sich heute in der Frühe den Hals abgeschnitten.“

„Gott steh' uns bei! Und der fürchterliche Schrei?“

„Ach, Sie haben den Schrei hier in diesem entfernten Flügel gehört?“

„Und dann für einen bösen Traum gehalten!“

„Die arme Frau stieß solch einen markerschütternden Schrei aus, als sie ihren Mann in seinem Blute schwimmend fand!“ — —

Der arme Mister S. war in der That ein Opfer der Wasserheilmethode geworden. Als die Wärter in der Frühe gekommen, um ihn einzuwickeln und später, wenn er in gehörigen Schweiß gebracht, erbarmungslos in das kalte Vollbad zu werfen, hatte er sie — für kurze Zeit nur — wieder hinausgesandt und dann zu seinem Rasirmesser gegriffen, um sich Ruhe vor diesen Peinigern, vor Dr. Sch. grausamem Heilverfahren und vor allen Leiden einer Existenz zu verschaffen, die ohne Portwein, Beef und Plumpudding keinen Werth mehr für ihn hatte.

Das Ereigniß machte natürlich einen sehr deprimirenden Eindruck auf die ganze Gesellschaft, so fern und fremd auch die zunächst davon Betroffenen sich stets der letzteren gegenüber gestellt hatten. — Für uns erschien dann aber bald ein Besuch auf Marienberg, der ganz im Stande war, alle trüben Eindrücke rasch zu verwischen. Dieser Besuch war der des häßlichsten und witzigsten Mannes seines Zeitalters, war der Saphir's. Er war ein Mensch, mit dem man sich nicht eine Viertelstunde lang unterhalten konnte, ohne in eine Stimmung zu gerathen, worin man schon jedes trockene Wort, das von seinen Lippen fiel, zum Sterben lächerlich fand. Und dann wurde bald eine Miene, womit er eine Aeußerung, die gemacht wurde, begleitete, ein Zucken seiner Brauen und Augendeckel lachenerweckend. Ihn, sowie Freiligrath und Geibel, die ihn zu uns gebracht hatten, begleiteten wir, als sie am Nachmittage heimkehrten, die kurze Strecke bis St. Goar auf dem Dampfschiffe, auf dem sich zufällig auch Walesrode befand, zurück. Und am Abend ließ sich die ganze Gesellschaft von dem Landrath von St. Goar zu einem kleinen Feste, das dieser auf der Burgruine „der Katze“ veranstaltet, über den Rhein hinüber und die steilen Gemsenpfade zu den malerischen alten Trümmern empor geleiten. An einer Stelle zwischen den grauen Vorzeitüberresten, wo unter hochklimmenden Epheuranken und Hollunderzweigen sich die prachtvollste Aussicht auf das Stück des Stromthals, das zu unseren Füßen unter uns lag, darbot, wurde der Sitz der Gesellschaft etablirt, die harrend stehenden Körbe ausgepackt und ein Symposion gehalten, wie wohl nie eines, von herzlicherer Jugend- und Lebenslust begleitet, sich tief in eine helle Mondnacht hineingezogen hat. Natürlich trug Saphir die Hauptkosten der sprudelnden Unterhaltung; aber er wurde auch, wie es des Spaßmachers Los nun einmal ist, viel geneckt und gehänselt. So wurde, als ganz unerwartet da unten in dem am anderen Fluß-

ufer liegenden St. Goar rother Fackelschein aufleuchtete und sich ein einem Jubiläum im Städtchen geltender Fackelzug entwickelte, der, am Ufer des Stromes entlang ziehend, sich malerisch in den Fluthen spiegelte, dem Wiener Humoristen aufgebunden, diese Feier sei aus Anlaß seiner Anwesenheit improvisirt und gelte ihm. Saphir, den wir jetzt als „Jubelgreis“ leben ließen, zeigte dem gegenüber die Gläubigkeit jenes deutschen Prinzen, der, Abends in die glänzend erleuchteten Straßen Londons einfahrend, tief gerührt war über solche ihm zu Ehren veranstaltete Illumination. Dem Fackelglanz folgte die schönste Beleuchtung des Vollmonds, der mit seinem blauen Licht die lauten, lustigen Menschenkinder, die schweigenden, melancholischen Ruinen, von denen sie umgeben waren, und die düsteren Bergeshäupter rund umher übergoß. Und als endlich die Damen der Gesellschaft den Aufbruch erzwangen und Alles den Heimweg antrat, betrachtete Saphir lange zögernd diesen schwierigen, steilen, schmalen, über Felsgeröll und Schiefergeschiebe sich absenkenden Weg; endlich, mit entschiedenem Mißtrauen gegen die vom genossenen Maiwein beeinträchtigte Sicherheit seines Schritts, warf er sich auf die Knie, bat meine Braut und mich, schützend seinen Marsch an allen Abgründen entlang zu flankiren, und bewerkstelligte auf allen Vieren den bedenklichen Rückzug.

Saphir schied am anderen Tage wieder und widmete alsdann der Erinnerung an diesen Tag ein Blatt seines in Wien erscheinenden „Humoristen“; das Zusammentreffen von so vielen Schriftstellern, Saphir, Freiligrath, Geibel, Walesrode und mir, auf Einem Dampfboot hatte bereits ein Leipziger Blatt mit boshaftem Gewitzel beschrieben, und auf so etwas drastisch zu antworten, war Saphir der richtige Mann. Ich glaube, Saphir's Unglück war, daß er so witzig war und dadurch verlockt wurde, seine ganze Geisteskraft auf den Wortwitz zu concentriren; hätte er nichts als sein großes lyrisches Talent besessen und dies vertieft, so würde er als einer der besseren Dichter uns dauernd geblieben sein: jedenfalls hätte sich wohl Gesinnung, Charakter und der Fond seines Wesens nicht in Witzraketen verknittert und verknattert. — Eines anderen schönen Tages muß ich noch gedenken, den wir damals mit einer Fußwanderung in zahlreicher Gesellschaft ausfüllten und der uns durch ein bei Goarshausen sich öffnendes Thal nach der Burgruine Reichenberg führte, der schönsten, aber auch einsamsten aller Burgruinen am Rhein oder in seiner Nähe; sie war der Hauptsitz des Dynastengeschlechts, das den seltsamen Namen von Katzenellnbogen führte, und ihr Erbauer muß ein Mann gewesen sein, der sich Erinnerungen aus dem Orient mitgebracht hatte und diese dem Charakter, den er seiner Schöpfung gab, aufzuprägen suchte. Der jetzige Besitzer sorgt für ihre Unterhaltung, und ich freue mich, eine fleißige und sorgsam gemalte Abbildung von der Hand eines Düsseldorfer Künstlers von ihr zu besitzen. — An Zeitvertreib fehlte es jedoch auch an unseren „süßen Wassern“ zu Marienberg nicht. Ein junger Fürst Dolgorucki mit seinem Ajo, einem Baron Stein aus den Ostseeprovinzen, und sechs oder sieben Russen, Burschen, als ob sie Turgenjew aus einer seiner Novellen fortgelaufen wären, waren da und sorgten für kleine Hausbälle; die Gegend lockte zu Ausflügen, allerlei Besuche kamen — und so vergingen die Tage, bis für uns die Zeit des Aufbruchs gekommen. Ich machte für den Rest des Sommers mich ansässig in der Traube zu Darmstadt, dem soliden alten Gasthof, auf dessen Speichern, noch nicht gar lange vorher, der Baudirector Moller die alten Pläne zum Kölner Dom entdeckt hatte, die für den Weiterbau bald so bedeutsam werden sollten, und lernte nun das gute Darmstadt näher kennen, mit seinen Einwohnern, die, glaub' ich, die aufrichtigsten und gutmüthigsten Leute im deutschen Reiche sind und einen so kindlichen Dialekt reden, als blinde Hessen aber so tapfer dreinzuschlagen wissen, wenn es gilt; die aber auch auf so viel ausgezeichnete Männer stolz sein können, welche aus ihrer Mitte hervorgingen. Nebenbei besitzt Darmstadt einen überraschenden Reichthum an Kunst- und anderen Sammlungen und eine überaus reiche, trefflich verwaltete Bibliothek, auf welcher ich eines Tages die Bekanntschaft Otto Müller's, der auf ihr beschäftigt war, machte. Einige Zeit nach meiner Ankunft ließ mir eines Abends Eduard Duller eine Einladung zugehen, in einem Biergarten vor der Stadt zu erscheinen, wo ich Justinus Ker-

ner finden würde, der eben in Darmstadt anwesend sei. Justinus Kerner! Ich hatte schon lange danach verlangt, ihn kennen zu lernen, und fehlte natürlich nicht; der berühmte Geisterwelt-Theoretiker, das gemüthlichste aller Schwabenkinder, saß bereits auf einer Holzbank hinter einem schäumenden Seidel, sehr ähnlich einem wohlgenährten „Wort Gottes vom Lande“ und absolut unähnlich einem Manne „who looks on something behind this world“. Aber unendlich zärtlich war er — sentimental zärtlich im Ausdruck seiner entgegenkommenden Freundschaft — er ließ meine Hand nicht fahren und hielt mich an sich geschmiegt nicht wie einen neuen Bekannten, sondern wie einen wiedergefundenen Sohn. Kerner's Augenleiden hatte damals noch nicht seinen Lebensmuth geknickt; er klagte zwar viel darüber und seufzte viel, aber er gehörte zu den privilegirten Menschen, bei denen man fühlt und ahnt, daß die schöne Klarheit und reine Güte des Gemüths in ihnen auch die Quelle einer vorwaltend heiteren Stimmung sein müsse; er war dadurch mit Freiligrath verwandt, der ja auch so gern seine Lieder sang. Ob ich ihm von westfälischen Vorgeschichtensehern habe berichten müssen, weiß ich nicht mehr — nur, daß er mir sehr gründlich meine landläufige Vorstellung, er gebe sich mit Geistersehen ab und lebe im angenehm freundschaftlichen Verkehr mit allerlei Nachtgespenstern, mit Incubus und Succubus, gründlich berichtigte; er hatte nie in seinem Leben etwas gesehen, das auch nur entfernt einem Spuk geglichen — und was ihn in Weinsberg umgab, das waren die warmblütigen und sehr lebendigen Geister zahlreicher junger und alter Freunde, die sein Haus und seinen Thurm umschwärmten und alle eine gastliche Heimstätte da fanden. Auch ich mußte ihm versprechen, recht bald bei ihm einzukehren.

Ich habe wohl nie ein derartiges Versprechen rascher und sicherer erfüllt. Denn schon am Nachmittage des siebenten Octobers dieses Jahres 1843 saß ich zur Seite einer jungen Frau in dem Wagen, der unter den breitgeästeten alten Wallnußbäumen der Bergstraße uns über Heidelberg nach Weinsberg und dann weiter nach Augsburg bringen sollte — es war ein stiller, verschleierter Tag und zu einer weichen Herz- und Seelenfeier so harmonisch stimmend, wie die folgenden sonnigen Tage dann zu dem anziehenden Leben und Treiben im freundlichen Weinsberg stimmten. Wir nahmen, um Kerner nicht lästig zu werden, ein Quartier im Hotel des Städtchens, sehr zur Unzufriedenheit des „Rickele“, der würdigen Hausfrau Kerner's. Das am oberen Ende des Ortes frei im Grünen liegende Heimwesen des berühmten Oberamtsarztes von Weinsberg, mit seinem alten geschichtenreichen Thurm, seinen Aeolsharfenklängen, seinen Maultrommelconcerten und seinem romantischen Hintergrunde, der Burgruine, an welche sich die Legende von der Weibertreue knüpft, das Alles ist so oft beschrieben, daß ich hier davon schweigen kann. Ich erwähne nur des reizenden Platzes unter dem rebenumsponnenen kleinen Vordach an der Gartenseite des Hauses, wo auf einem Tische, den Kerner in seiner Jugendzeit selbst, als Dilettant im edlen Schreinerhandwerk, zu Stande gebracht, die Mahlzeiten eingenommen wurden, und des langbeinigen Kranichs, der im Garten umherlief. Kerner's nächste Freunde waren Lenau, dessen wohlgetroffenes Oelporträt über seinem Schreibtisch hing, und jener dichterisch hochbegabte Graf Alexander von Württemberg, von dessen traurigen Verhältnissen und Ende uns Hackländer's „Roman meines Lebens“ Andeutungen giebt, ohne doch den eigentlich wunden Fleck im Leben des armen fürstlichen Sängers zu berühren. Doch stand Kerner vielleicht David Strauß ebenso nahe — er war für seine Geistertheorien so wenig Fanatiker und wollte so sehr nur der wissenschaftliche Beobachter von Phänomenen, an die er glaubte, sein, daß Strauß' Kriticismus der Wärme seiner persönlichen Gefühle durchaus keinen Eintrag that. Als Gast seines Hauses fand ich Geibel bei ihm; dieses Sonnenkind campirte hier ohne Scheu vor den „Nachtseiten der Natur“ mit Kerner's begabtem Sohn Theobald, dem jungen Mediciner, der später sich auf Elektro-Therapie geworfen hat, zusammen in einem dem Haupthause gegenüberliegenden Gartenhäuschen, und sie Beide schwuren eines Morgens hoch und theuer, daß es in der Nacht in ihrem „Todtenhäuschen“ ganz entsetzlich gespukt habe — leider ohne viel Glauben zu finden,

Das Todtenhäuschen hieß es, weil es in dem Garten, der früher ein Friedhof gewesen, stand, was ihm denn natürlich die schönste Anwartschaft auf allerlei Spuktraditionen gab. Es war eine Art Succursale für die Gäste, welche das Haus nicht faßte; sehr oft und lange hat Lenau darin gehaust und daraus sein melancholisches und wildes Geigenspiel in stille Sommernächte hinein ertönen lassen.

Mir kam überhaupt Kerner als seiner Geisterwelt nachgerade ein wenig satt und überdrüssig vor; es geht ja den Meisten, die sich mit allerlei Geistern einlassen, am Ende so, daß sie ihrer genug und übergenug bekommen. Nur einmal führte und bannte er uns in einen Zauberkreis — als er Abends die Lichter löschte und sein Spiel auf der Maultrommel begann, aus der er ein ganz wunderbares und gar nicht zu beschreibendes Instrument machte — er selbst hat die Macht dieses Spiels am besten ausgedrückt in seinem Gedicht: Auf Eulenstein's Spiel, S. 401 seiner „Gedichte". Es war in der That wie ein Herüberklingen aus überirdischen Sphären! — Am Ende unseres Besuches, dessen acht inhaltreiche Tage nur zu rasch dahinflossen, schenkte Kerner uns sein Bild, einen lithographirten Croquis, auf welchem er, um die Aehnlichkeit mit einem Ehrenpastor noch größer zu machen, einen Talar trägt und, die Hände über seinen Stock gelegt, sein von reichem, lockigem Haar umwalltes Haupt mit dem Ausdruck einer unbeschreiblichen Gutmüthigkeit im Profil zeigt. Darunter hat er geschrieben:

Dies soll ich sein — ich weiß es nicht —
Getroffen ist nicht mein Gesicht,
Getroffen aber ist der Rock,
Des Körpers Haltung und der Stock.

Aus demselben Winter datirt dann der folgende Brief, in welchem, durch einen häuslichen Kummer genährt, schon jene Schwermuth herrscht, die damals noch seine Freunde weniger ergriff und rührte, weil die Klage etwas von einer liebgewordenen Gewohnheit bei ihm zu haben schien, während das Leid doch immer tiefer und tiefer seine letzten Lebensjahre umdunkelte. So schrieb er uns im Winter darauf:

„Herzliebste Freunde!

„Eure lieben Worte haben mich recht innig erfreut. Es ist lieb, daß Ihr meiner noch denket, besonders in Eurer großen Freude, die mir fast bange macht, weil ich in meinem Leben, wenn ich recht fröhlich war, gewiß bald einen Jammer zu erwarten hatte. — Gott aber schütze Euch vor allem Leid! — Mir fließt es immer reichlich zu, und mein Herz wurde, seit Ihr uns verlassen, so betrübt, ja so verzweiflungsvoll als irgend eines Menschen Herz. Fragt nicht warum, es ist doch nicht zu helfen. Wollte Gott, es könnte so ein banges Menschenherz Alles singen und sagen, es würde ihm leichter!

„Den lieben Geibel verlor ich durch Stuttgart ganz, wo er von einem Freudenfeste zum anderen geladen wird und des betrübten Kerner wohl nicht mehr denkt. Ich höre, er gehe jetzt nach Berlin. —

„Freiligrath schrieb mir am Christfeste und sandte mir schöne Erinnerungen von seiner Frauen und den Töchtern des Herrn Landraths in St. Goar.

„Mit innigstem Vergnügen lese ich die mit S. bezeichneten Aufsätze in der Allgemeinen Zeitung und kürzlich auch das herrliche O'Connell-Gedicht. Die interessante Novelle im Morgenblatt fange ich auch an zu lesen. Würden nur meine Augen nicht immer schlimmer. Mit dem Schreiben geht es noch durchs Gefühl der Finger; aber mit dem Sehen, besonders von Buchstaben, ist es sehr arg. Und bei alle dem noch den Arzt spielen und so viel Leid im Herzen tragen — o, das ist hart! — — Ich ende, damit ich nicht weiter klage, und sage nur noch, daß ich Euch innigst liebe, mich Eurer Freundschaft freue und Euch nie vergessen werde.

„Gott sei mit Euch! Verlasset mich nicht! In Liebe

Euer Justinus Kerner.

Weinsberg, 8. Feb. 44."

Das Leid, von welchem er hier redet, war, wie gesagt, ein häuslicher Kummer, den er doch längst überwunden hatte, als ich ihn dann nach einigen Jahren wiedersah, in Köln, das er auf einer Reise nach Braunschweig berührte und wo er drei Tage hindurch bei uns verweilte, und wo in anregendem Kreise hinter gutem Getränk ihm etwas von dem alten Frohmuth, der alten Lust und Laune wieder zurückkehrte.



Gustav Nachtigal.

Von

Prof. Dr. Wilhelm Koner.



Jenes von Aristoteles erwähnte geflügelte Wort, daß Libyen stets Neues bringe, zieht sich wie ein rother Faden durch die Geschichte der geographischen Entdeckungen; denn bei der Beharrlichkeit, mit welcher Afrika sich dem Eindringen der Forschung verschloß, mußte jeder Versuch, den Küstenlauf des dunklen Continents zu ermitteln oder den das mysteriöse Innere deckenden Schleier zu lüften, als eine epochemachende Neuigkeit in Europa begrüßt werden. Während in Amerika sich das Entdeckungswerk im Laufe weniger Jahrhunderte vollzog, während dort, angelockt durch den Reichthum des Bodens, sich den Europäern ein neues Heim eröffnete und auf den Trümmern untergegangener Culturstaaten, auf den Jagdgründen der im Contact mit der weißen Rasse dem Untergange geweihten Naturvölker neue europäische Culturstaaten erblühten, während endlich Australien, der kleinste unserer Continente, dessen Entdeckungsgeschichte erst wenige Decennien alt ist, durch schnelle Besiedelung seiner Küsten gleichsam im Sturmlauf gewonnen wurde, verharrte das seit Jahrtausenden viel umfreite Afrika in seiner starren, abgeschlossenen Ruhe. Als eine ungegliederte Masse, eine „rudis indigestaque moles", von einem wenig entwickelten und auf lange Strecken sich hinziehenden ungesunden Litorale umgrenzt, welches nur spärlich von größeren, durch Barrenbildungen und Stromschnellen für die Schifffahrt entweder gar nicht oder nur theilweise geeigneten Strömen unterbrochen wird, mithin aller jener Vorbedingungen entbehrt, welche ein schnelles Eindringen der Cultur ermöglichen, vermochte Afrika länger als irgend ein anderer Erdtheil dem Entdeckungswerke unüberwindliche Schranken entgegenzusetzen.

Karthager, Griechen und Römer, welche einst den Norden Afrika's besiedelt hatten, sahen in der Sahara ihrem weiteren Vordringen nach Süden eine Grenze gesteckt, und nur wenige, jetzt theilweise unter dem Flugsande begrabene Ruinen geben Zeugniß davon, daß Rom zur Sicherung der südlichen Reichsgrenzen seine Vorposten einst bis in die nördlichen Oasen vorgeschoben hatte. Nur im Osten, wo an den Ufern des aus unbekannter Ferne kommenden Nils eine uralte Cultur ihre Stätte aufgeschlagen hatte, war die Forschung weiter südwärts vorgedrungen, blieb aber immer auf das Flußthal beschränkt, ohne die Grenzen der Wüste zu überschreiten. — Wenig hat die Herrschaft der Araber, welche auf den Trümmern des römischen Reiches in Afrika den Halbmond aufpflanzte, für die Erweiterung unserer Kenntnisse über die vom Alterthum gezogenen Grenzen hinaus geleistet. Wanderten auch die religiösen Sendboten des Islams von Oase zu Oase, breitete sich auch der Islam über den ganzen Sudan aus, so drang darüber doch nur spärliche

Kunde in das Abendland; die Wüste bedeckte gleichsam mit einem Leichentuche die Kunde von jenen gewaltigen Völkerbewegungen, welche arabischer Fanatismus in jenen Gegenden seit Jahrhunderten hervorgerufen hatte.

Erst die Auffindung des Seeweges nach Ostindien führte zur Feststellung der Küstencontouren Afrika's, die nähere Bekanntschaft mit der Küste zu ihrer Besiedelung mit Factoreien, und da, wo die Krone Portugals ihre Hoheitsrechte in Anspruch nahm, zur Gründung größerer, nominell weit in das Innere sich ausdehnender Reiche. Ausschließlich auf den Handel mit den zur Küste gebrachten Producten, vor Allem aber auf den damals noch in voller Blüthe stehenden Sclavenhandel angewiesen und nur auf die Sicherung seiner eigenen Existenz bedacht, wagte der vorsichtige Kaufmann sich nur selten über die Grenzen seiner Niederlassung hinaus. Aber so buntfarbig auch die Küste mit den Factoreien aller seefahrenden Nationen bedeckt erschien, so blieb doch unsere Kenntniß von Afrika's Innerem Jahrhunderte lang auf den Küstensaum beschränkt.

Erst mit der Mitte des 19. Jahrhunderts begann eine neue Aera der Erforschung des Inneren Afrika's, ein neues Zeitalter der Entdeckungen erblühte wie für die anderen Erdtheile auch für Afrika. Jene noch auf den Karten der ersten Decennien unseres Jahrhunderts als Wüsteneien und Terrae incognitae bezeichneten ungeheuren Länderstrecken, welche, zum Theil von einem Ocean bis zum anderen reichend, an ihren äußersten Grenzen nur durch einen schmalen Saum des bereits erforschten Litorales gleichsam verbrämt erschienen, begannen ihr unbelebtes, todtes Bild zu verlieren. Strahlenförmig richteten sich die Bahnen kühner Entdecker von verschiedenen Küstenpunkten aus, wo Flußstraßen, wo durch Oasen und Brunnen vorgeschriebene Karawanenwege oder den Eingeborenen seit Alters her bekannte Handelsstraßen der Forschung einen glücklichen Erfolg verhießen, dem Inneren zu, und jede erhellte, wie ein leuchtender Blitzstrahl, hier momentan, dort in vollem Glanze und dauernd das Dunkel.

Was hier in einer verhältnißmäßig kurzen Spanne Zeit von opfermuthigen Männern geleistet worden ist, wie jene oro- und hydrographischen Probleme, welche Jahrtausende ungelöst ließen, ihrer endlichen Lösung näher getreten sind, wie viele Opfer aber die Wissenschaft hier von ihren Jüngern gefordert hat, das ist mit ehernem Griffel in die Annalen der Entdeckungsgeschichte Afrika's eingetragen. Ausgeworfen ist bereits das gewaltige Erforschungsnetz über Afrika, fest eingesenkt in den Boden ist es an der Peripherie des einst unbekannten Terrains, dichter und dichter werden die Maschen an einander geknüpft und einzelne Fäden sind bereits von Meer zu Meer gespannt, stark genug, um an ihnen das Netz hinaufziehen zu können.

Das, was in der Neuzeit für die Erforschung Afrika's geschehen ist, auch nur in Umrissen hier vorzuführen, aus der großen Zahl der Männer, welche dort in edlem Wettstreit sich an dem Entdeckungswerk betheiligt haben, auch nur die hervorragendsten zu nennen, darauf müssen wir verzichten. Bringt doch jedes Jahr, ja fast jeder Monat uns eine neue Kunde von den Erfolgen, leider aber auch von den Mißerfolgen, von welchen die nach Afrika's ungastlichem Boden ausgesandten Expeditionen begleitet sind. Aber mit einem Feuereifer, wie die Entdeckungsgeschichte keines anderen Erdtheiles aufzuweisen hat, wird das begonnene Werk gefördert, und die großartigen Erfolge, welche für die Wissenschaft dort errungen werden, machen die vereitelten Hoffnungen und trüben Erfahrungen, welche die Mehrzahl der Afrikareisenden betroffen haben, vergessen. Viele fühlen sich freilich berufen, auch ihr Theil zu dem Sturmangriff auf die das Innere jenes Erdtheiles abschließende Mauer beizutragen; nur Wenige sind aber auserwählt, durch die eröffnete Bresche in das Centrum der Feste sich eine Bahn zu brechen. Aber weit entfernt sind wir, die vom Glück minder Begünstigten, deren Kräfte nur zu häufig durch unberechenbare Zufälligkeiten, durch unüberwindliche Hindernisse oder durch Unkenntniß der Verhältnisse vielleicht bereits beim Beginn oder inmitten ihrer Laufbahn als Entdecker lahm gelegt werden, hier zu tadeln; haben doch die Meisten unter ihnen, trotz ihrer oft unscheinbaren Erfolge, einen brauchbaren Stein für den Aufbau des Gesammtbildes von der Configuration Afrika's herbeigetragen.

Neben den Engländern, welche vorzugsweise die Südhälfte Afrika's zum Schauplatz ihrer Forschungen erwählt haben, begegnen wir, als jenen vollkommen ebenbürtig, den Deutschen. Während aber bei jenen fast stets die Rücksichten auf Englands Welthandel und die Befestigung und Ausdehnung seiner im Anfang dieses Jahrhunderts im Süden Afrika's gegründeten Colonien im Hintergrunde stehen, bei ihnen mithin die geographische Forschung stets mit einem praktischen Nutzen eng verbunden erscheint, fehlt der deutschen Forschung diese im besseren Sinne gemeinte egoistische Triebfeder. Uns fehlt der den Engländern durch ihre Seemacht und Colonialpolitik in Fleisch und Blut übergegangene Weitblick, der mit der geographischen Forschung in engem Zusammenhange stehende Nutzen für die Erweiterung des Handels und der politischen Beziehungen ihres Vaterlandes. Die Opfer, die Deutschland in fernen Zonen bringt, kommen bis jetzt wenigstens ausschließlich der Wissenschaft zu Gute. England sendet seine wohlausgerüsteten Expeditionen mit jenem Doppelzweck hinaus und besitzt die Mittel dazu, denselben nachhaltige Unterstützung und Schutz zu gewähren. Unsere Sendboten hingegen, welchen ausschließlich der Wissenschaft zu dienen als Aufgabe zufällt, ist ein minder glückliches Los beschieden. Angewiesen auf mühsam im Vaterlande zusammengebrachte Mittel und erst in neuester Zeit auch von der Reichsregierung mit reicheren Hülfsmitteln bedacht, sind sie mit dem Betreten des unbekannten Inneren auch der engeren Verbindung mit dem Vaterlande gleichsam entrückt, es fehlt die Fühlung zwischen der Heimath und dem Ausgesandten, und zweifelhafte oder unglückliche Erfolge lähmen, trotz aller Begeisterung für die Forschung, leider nur zu oft die Ansprüche an die Leistungsfähigkeit des Vaterlandes. Ist man doch nur zu leicht geneigt, den Werth des ausschließlich für die Wissenschaft Geleisteten aus dem Grunde zu vergessen, weil ihm der materielle Nutzen abgeht.

Welche hervorragende Stellung die Deutschen in der Entdeckungsgeschichte Afrika's selbst unter den ungünstigsten Verhältnissen sich errungen haben, darüber haben wir uns in einer kleinen, im Jahre 1873 veröffentlichten Arbeit ausgesprochen. Dort schlossen wir an der Stelle, wo wir die Entdeckungsreisen unserer Landsleute in der Nordhälfte Afrika's berührten, mit der wichtigen Nachricht, daß es dem Dr. Gustav Nachtigal gelungen sei, in Wadaï, das langersehnte Ziel deutscher Forscher, einzudringen. Unser damals ausgesprochener Wunsch, daß es dem kühnen Reisenden gelingen möchte, durch Dar-For zum Nilthal zurückzukehren, hat sich inzwischen zu unser Aller Freude verwirklicht. Wohlbehalten kehrte Nachtigal von seiner langen, unter den größten Mühseligkeiten und Entbehrungen ausgeführten Reise in unsere Mitte zurück, und die ehrenvolle Anerkennung, die dem Heimkehrenden vorausgeeilt war, kam bald zur vollen Geltung, als er in bereitwilligster Weise theils in Vorträgen ein Gesammtbild seiner Forschungen vor zahlreichen Hörerkreisen entwickelte, theils in gediegenen Arbeiten Bruchstücke aus seinen Reisen, in engerem Rahmen zusammengefaßt, einem größeren Leserkreise vor Augen führte.

Wie Heinrich Barth nach seiner Rückkehr aus dem Sudan der Hebel und Berather für alle damals von Deutschland nach Afrika ausgesandten Expeditionen geworden war (für die Expeditionen v. Heuglin's und seiner Begleiter, v. Beurmann's, Rohlf's, Roscher's und v. d. Decken's), so wurde auch Nachtigal nach seiner Rückkehr der Mittelpunkt für alle auf jenen Erdtheil gerichteten Forschungen. Er fand darin in der von A. Bastian gegründeten Gesellschaft für die Erforschung des äquatorialen Afrika's einen geebneten Boden, und von einem Kreise gleichgesinnter Männer, welche sich nicht allein in Afrika, sondern auch in anderen Zonen als tüchtig bewährt hatten, wurden ihm die lebhaftesten Sympathien für seine Bestrebungen entgegengetragen. Ihm, als dem erprobtesten unter den jetzt lebenden deutschen Afrikareisenden, ward die Hauptaufgabe zu Theil, die mannigfachen, oft divergirenden Ansichten über die für das Entdeckungswerk auszuwählenden Punkte zu vereinigen, und gern ordnete man sich dem Urtheile eines Mannes unter, der in so ausgiebiger Weise seine eigenen Erfahrungen in die Wagschale zu legen vermochte. Freilich war die ihm gestellte Aufgabe eine keineswegs leichte. Deutschlands Bethei-

ligung neigte sich infolge der durch Bastian eingeleiteten, in ihren Erfolgen freilich den Hoffnungen nicht ganz entsprechenden Erforschungsversuche entschieden der südäquatorialen Westküste zu, um von dort aus die einmal begonnenen Untersuchungen weiter zu führen und dieselben mit den von englischen Reisenden von den östlichen Seeregionen angebahnten großartigen Forschungen in Verbindung zu setzen, während Nachtigal sein Interesse für die Fortsetzung seiner eigenen und von seinen Vorgängern begonnenen Untersuchungen in der Nordhälfte Afrika's einstweilen in den Hintergrund gedrängt sah. Andererseits aber trat durch die unter der Aegide des Königs der Belgier ins Leben gerufene und seiner unmittelbaren Leitung unterstellte internationale Conferenz in Brüssel, deren Hauptbestreben dahin gerichtet sein sollte, durch Anlage von Stationen Centralafrika der Forschung und Cultur, dem Verkehr und Handel zu eröffnen, ein neues Moment für die Erforschung dieses Erdtheils überhaupt hinzu, welchem Deutschland, wenn auch seine eigenen Bestrebungen keineswegs dadurch beeinträchtigt werden sollten, sich nicht entziehen durfte. Beiden Zielen hatte Nachtigal, der sich eines besonderen Vertrauens des Königs der Belgier zu erfreuen hat, gerecht zu werden, und als in Berlin durch den damaligen Vorsitzenden der Gesellschaft für Erdkunde, Freih. v. Richthofen, auf den Trümmern der alten Afrikanischen Gesellschaft eine besser organisirte gebildet wurde, sah sich Nachtigal inmitten einer neuen Thätigkeit versetzt, welche seine volle Arbeitskraft hierfür in Anspruch nahm, und die noch durch die ihm übertragene Leitung der Berliner Gesellschaft für Erdkunde auch nach anderen Richtungen hin vermehrt werden sollte. Nur seiner Energie ist es zu danken, wenn er neben dieser vielseitigen Thätigkeit noch die Zeit fand, an die Ausarbeitung seines Reisewerkes zu gehen.

Weit entfernt, die liebenswürdige Art und Weise tadeln zu wollen, mit welcher Nachtigal noch vor dem Erscheinen seines Werkes die Wißbegierde seiner Landsleute in uneigennützigster Weise gleichsam sättigte, dürfen wir es uns aber doch nicht verhehlen, daß das lebendige Interesse für seine Reise während des ziemlich langen Zwischenraums, welcher zwischen seiner Rückkehr und dem nunmehr erfolgten Erscheinen des ersten Bandes seines Reisewerkes liegt, sich bei Manchem etwas abgeschwächt haben mag. Gegenüber den inzwischen erfolgten Durchkreuzungen Afrika's von Meer zu Meer durch Cameron und Stanley drohten Nachtigal's mindestens ebenso epochemachenden und unter den bescheidensten Verhältnissen ausgeführten Wanderungen mehr in den Hintergrund zu treten, zumal die fast unmittelbar nach der Rückkehr jener Forscher erschienenen Reisebeschreibungen eine überwältigende Fülle des Neuen brachten und namentlich Stanley, abgesehen von seinem unbestreitbaren Verdienste für die Erforschung Centralafrika's, durch die lebhafte Schilderung seines gefahrvollen und abenteuerlichen Zuges auf die Phantasie des Lesers besonders anregend einwirken mußte. Mag auch vom buchhändlerischen Standpunkte aus eine solche, um es scharf auszudrücken, überstürzte Publication ihre Berechtigung finden, so bleibt sie doch vom Standpunkte der Wissenschaft aus, wie wir wohl annehmen müssen, nicht ganz gerechtfertigt. Wer nach langen Wanderungen durch ungastliche, dem Verkehr noch nicht erschlossene Länder, ausgesetzt den klimatischen Einwirkungen und den Anfeindungen ungesitteter Völkerschaften, wer, so zu sagen, im täglichen Kampfe um sein Dasein jahrelang im Dienste der Wissenschaft thätig gewesen ist, bedarf zunächst der körperlichen Ruhe und der geistigen Sammlung, um sich in die heimathlichen Verhältnisse, denen er so lange entrückt war, wieder einzuleben; er bedarf vor Allem der Ruhe, um an dem Faden der in seinen Tagebüchern niedergelegten Notizen sich mit Hülfe seines Gedächtnisses in seine Reiseerlebnisse, in das, was er erschaut und erforscht hat, wieder hineinzudenken, das Material gruppenweise zu ordnen, aus vereinzelten, an verschiedenen Punkten und unter verschiedenen Verhältnissen angestellten Beobachtungen durch Vergleichung neue Gesichtspunkte zu gewinnen; kurz, er bedarf der Muße, um das, was jahrelang kaleidoskopisch sich vor seinen Augen entwickelte, zu einem abgerundeten Ganzen zu ordnen. Diese Verhältnisse, welche, wie bei jedem anderen Reisenden, so auch bei Nachtigal ihr Recht behaupten, werden jedenfalls bei

jedem Einsichtsvollen das verspätete Erscheinen seines Reisewerkes rechtfertigen.

Bevor wir jedoch auf die Art und Weise eingehen, wie Nachtigal die ihm als Afrikareisenden gewordene Aufgabe gelöst hat und wie er dieser Aufgabe in seinem Werke gerecht geworden ist, mögen hier einige Worte über den Standpunkt der Erforschung der Sudan-Staaten, wie sie unser Reisender bei seinem Eintritt in dieselben vorfand, ihren Platz finden. Unsere nähere Kenntniß von jener im Allgemeinen fruchtbaren und relativ reichbevölkerten Depression der Nordhälfte Afrika's, welche westlich vom Centralbecken des Tsade bis zum Niger, östlich bis nach Dar-For sich ausdehnt und unter dem Gesammtnamen des Sudan bekannt ist, verdanken wir, abgesehen von den aus früheren Jahrhunderten in arabischen Schriftstellern aufbewahrten, aber höchst ungenügenden Zeugnissen, den Engländern Oudney, Denham und Clapperton, welche im Anfang der zwanziger Jahre unseres Jahrhunderts vom Norden her bis zum Tsade in das mächtige Reich Bornu und westwärts bis Kano und Sokoto vorgedrungen waren, deren wissenschaftliche Erfolge aber durch das Ungemach, welches sie verfolgte, sehr beeinträchtigt wurden. Die bis dahin ausschließlich auf den Nachrichten eines Leo Africanus, Edrisi, Ibn Batuta und anderer arabischer Schriftsteller beruhenden Angaben über die natürlichen Verhältnisse des nördlichen Centralafrika's, deren Lösung der von der Londoner Afrikanischen Gesellschaft im Jahre 1788 ausgesandte Hornemann, sowie Lyon und Ritchie im Jahre 1817 vergeblich versucht hatten (Ersterer fand wahrscheinlich in der Oase Aïr seinen Tod, Letztere gelangten nur bis Murzuq), waren aber nunmehr durch die Forschungen jener Engländer von den Karten verbannt, und der Weiterforschung war ein reiches, wenn auch durch seine Abgeschlossenheit schwer zu erreichendes Ziel eröffnet. Dennoch vergingen mehr als zwanzig Jahre, bevor wiederum ein Reisender es unternahm, den Schrecknissen der Sahara, welche als ein breiter, vom atlantischen Ocean bis zum rothen Meere reichender und nur im Osten vom Nilthal unterbrochener Gürtel das nordafrikanische Litorale von dem Sudan trennt, Trotz zu bieten. Heinrich Barth war es, der, ausgerüstet mit tüchtigen geographischen und philologischen Kenntnissen und durchdrungen von dem ernsten Berufe eines Forschungsreisenden, sich einer im Jahre 1849 von England nach Centralafrika ausgesandten und unter der Leitung von James Richardson gestellten Mission anschloß, der neben der Verfolgung humanitärer Zwecke die Eröffnung eines Handelsweges in das Innere von Afrika zur Aufgabe gestellt war. Wir verzichten hier darauf, die Schicksale, von welchen die Expedition betroffen wurde: den Tod Richardson's bei seinem Eintritt in den Sudan, den Tod Overweck's, des hoffnungsvollen Begleiters Barth's, die Ermordung Vogel's auf seiner Reise nach Wadaï, die Gefahren und Entbehrungen jeglicher Art, welche Barth auf seinem Zuge nach dem fernen Timbuktu zu erdulden hatte, unseren Lesern wiederum vorzuführen; leben sie doch noch frisch in der Erinnerung Vieler. Hier möge es genügen, die Resultate der Expedition für die Erforschung des Sudan, wie sie Barth selbst in wenigen Worten angedeutet hat, zu bezeichnen, nämlich: die Aufklärung des wahren Charakters der Sahara, die Feststellung der Lage und Ausdehnung der Mendif-Gruppe, der Nachweis, daß der östliche Quellfluß des Nigers vom Tsadsee unabhängig sei und den natürlichen Handelsweg in das Innere Afrika's bilde, die Erforschung des Flußsystems von Baghirmi und Adamaua und die Feststellung des Nigerlaufes zwischen Sokoto und Timbuktu. Außer diesen für die Geographie wichtigen Resultaten waren es aber in engem Anschluß an seine ethnographischen Studien die linguistischen Forschungen, welche Barth während seines sechsjährigen Aufenthalts im Sudan anzustellen Gelegenheit fand, an deren Vollendung er aber durch seinen frühzeitigen Tod unterbrochen wurde und die zu erweitern und zu einem gewissen Abschluß zu bringen Dr. Nachtigal vorbehalten sein sollte.

Waren somit durch Barth und seine Gefährten Theile von Kanem, das im Osten vom Tsade bespülte Bornu, die Haussa-Staaten, das vom Mittellauf des Niger durchströmte Ssonrhay-Reich, endlich die großen Oasen der Sahara, Aïr und Agades, in das Bereich des Erforsch-

ten eingetreten, so fehlten doch noch zur Vervollständigung des Bildes der Sudan-Staaten die Erforschung Adamaua's und Baghirmi's, welche beiden Reiche von der Barth'schen Expedition nur an ihrer nördlichen und westlichen Peripherie betreten waren, ferner die im Nordosten und Osten werkes. Eine aus zahlreichen Mitgliedern zusammengesetzte Expedition von Deutschen zog unter v. Heuglin's Führung vom Nilthal aus zur Lösung dieser Aufgabe, scheiterte aber an inneren Zerwürfnissen. Nur Werner Munzinger war, getreu dem ihm gewordenen Auftrage, bis Kordufan gegan-



Gustav Nachtigal.

des Tsade-Beckens sich ausbreitenden weiten oasenreichen Wüsten, endlich Wadaï und Dar-For, in welchem ersteren Vogel als Opfer seines wissenschaftlichen Strebens gefallen war.

Gerade die Forschung nach dem lange Zeit unaufgeklärt gebliebenen Schicksal Vogel's und seiner schriftlichen Aufzeichnungen wurde aber zu einem Sporn für die Weiterführung des begonnenen Entdeckungs-

gen, wo jedoch die Unmöglichkeit, Dar-For zu betreten, dem Unternehmen ein frühes Ende bereitete. — Von Benghasi her war in gleicher Absicht v. Beurmann im Jahre 1862 über die Oase Audschila, über Murzuq und Bilma bis zum Tsade vorgedrungen; aber auch er endete unter Mörderhänden an den Grenzen Wadaï's, ohne der Wissenschaft einen bedeutenden Nutzen gebracht zu haben. — Gerhard Rohlfs

endlich, der auf der von seinen Vorgängern betretenen Karawanenstraße über Murzuq und Bilma nach Bornu gelangt war, sah sich hier in seinen Hoffnungen auf Unterstützung zu einer Reise nach Wadaï seitens des Sultans von Bornu getäuscht und war schließlich gezwungen, unter den größten Entbehrungen dem Lauf des Benuë bis zu dessen Einfluß in den Niger folgend, seinen Heimweg nach Europa im Jahre 1867 anzutreten.

Dies war in kurzen Umrissen der Stand der Erforschung der Sudan-Staaten, als Gustav Nachtigal im Jahre 1869 sich entschloß, die von König Wilhelm von Preußen für den Scheich Omar von Bornu bestimmten Geschenke, welche Gerhard Rohlfs nach Tripolis gebracht hatte, nach Kuka zu geleiten. Gesundheitsrücksichten hatten ihn im Jahre 1862 veranlaßt, das nordische rauhe Klima mit einem Aufenthalt an dem Südgestade des Mittelmeeres zu vertauschen, und hier hatte er in Tunis Heilung und gleichzeitig eine ausgiebige Wirksamkeit für seinen ärztlichen Beruf gefunden. Eingelebt in die Sitten und Gebräuche der Bekenner des Islams und vollkommen vertraut mit der arabischen Umgangssprache, durfte er es wagen, eine wenn auch nicht officielle Mission zu übernehmen, von welcher er die Erfüllung seines langgehegten Wunsches erhoffen durfte, das Innere des Erdtheiles, an dessen Küsten er sechs Jahre verweilt hatte, zu erschauen. Zwar waren in ihm so manche Bedenken entstanden über seine Befähigung, eine solche Mission auch für die Wissenschaft nutzbringend auszubeuten; sagt er doch selbst: „Mir fehlte Erfahrung im Reisen, und ich beherrschte keines der naturwissenschaftlichen Fächer, ein Mangel, welcher die Ergebnisse meiner späteren langen und mühevollen Wanderung nur allzu sehr beschränkt.“ In wie seltenen Fällen aber finden sich die vielseitigen Anforderungen, welche die Wissenschaft an einen Reisenden zu stellen berechtigt sein mag, in ein und derselben Person vereinigt. Bei einem Reisenden, der in sich den Beruf fühlt, unter stetem Kampf mit Natur und Menschen in noch unerforschte Regionen einzudringen, der die Energie besitzt, unter Entbehrungen und Mühsalen und oft entblößt von allen Hülfsmitteln seinem vorgesteckten Ziele zuzustreben, und dem es schließlich beschieden ist, nach Ueberwindung der schwierigsten Verhältnisse mit seinen geretteten Aufzeichnungen den heimathlichen Boden wieder zu betreten, bei einem solchen Forscher mögen die Anforderungen mit einem bescheideneren Maße zu bemessen sein. Der Fleiß, Werth und die Glaubwürdigkeit der heimgebrachten Aufzeichnungen müssen hier allein in die Wagschale fallen, nicht aber die Anforderungen einer nach allen Richtungen hin befriedigenden Vielseitigkeit der Beobachtungen. Hat doch selbst Georg Schweinfurth, unstreitig der von allen Afrikareisenden in allen Zweigen geographischen und naturwissenschaftlichen Wissens am meisten gesattelte, den Tadel über seine mangelhaften meteorologischen Beobachtungen über sich ergehen lassen müssen, und ebenso sah Heinrich Barth, der in den Naturwissenschaften allerdings nur wenig bewandert war, sich den herbsten Angriffen ausgesetzt.

Werfen wir nun einen Blick darauf, was Nachtigal, der sich selbst als einen Pionier für spätere Forschungen auf centralafrikanischem Boden bezeichnet, in dieser Eigenschaft geleistet hat, und wie er gleichzeitig bestrebt war, auch den Anforderungen der Naturwissenschaften gerecht zu werden. Die Ergebnisse seiner Reise von der Küste des Mittelmeeres bis Bornu sowie sein erster längerer Aufenthalt daselbst liegen dem Leser in dem jüngst erschienenen ersten Bande seines Reisewerkes* vor. Dieser erste Abschnitt seiner Reise bewegt sich größtentheils auf einem Terrain, welches von früheren Reisenden bereits erschlossen war: in Fezzan, auf der großen, durch die Sahara führenden Karawanenstraße von Murzuq über die Oase Kawar mit ihren für den ganzen Sudan so wichtigen Salzgruben von Bilma, und endlich in Kuka, der Hauptstadt Bornu's. Diese damals verhältnißmäßig sichere statt einer weniger bekannten und nur spärlich mit Brunnen und Oasen versehenen Karawanenstraße einzuschlagen, bewog ihn der ihm gewordene Auftrag als Ueberbringer der königlichen Geschenke. Trotz der relativen Bekanntschaft der Europäer mit jenen Ge-

* Sahara und Sudan. Thl. I: Tripolis, Fezzan, Tibesti und Bornu. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung und Wiegandt, Hempel & Parey, 1879. X, 768 S. gr. 8.

genden weiß aber Nachtigal überall ein neues Material beizubringen. Sein langer Aufenthalt in Fezzan befähigte ihn, sich genaue Kenntnisse von der gegenwärtigen Verwaltung und den statistischen Verhältnissen dieses Paschaliks zu verschaffen, und bei der Schilderung von Bornu, wo er sich der besonderen Zuneigung des Scheichs Omar, des Beschützers der früheren deutschen Reisenden, zu erfreuen hatte, und wo er noch so manche Persönlichkeiten antraf, die in den Berichten Barth's und Rohlf's bereits eine Rolle spielten, weiß er in durchweg anziehenden und auf gründlichen Beobachtungen basirten Darstellungen viel Neues über die ethnographischen und mercantilen Verhältnisse zu bringen.

Von besonderem Interesse aber ist seine kühne Expedition nach Tibesti, welche, aus dem Rahmen der Schilderung seines Weges durch die Sahara heraustretend, gleichsam wie eine Episode sich darstellt. Noch kein Europäer hatte es bis dahin gewagt, in dieses der Südostgrenze Fezzans und der großen Bornustraße verhältnißmäßig nahe liegende Gebirgsland mit seinen kahlen, zerklüfteten Felsen und seinen zahllosen Wadis einzudringen, in denen eine ungastliche, durch Trotz und Treulosigkeit im schlechtesten Ruf stehende Troglodyten-Bevölkerung ihr kümmerliches Dasein fristet. Dennoch wagte Nachtigal mit einer höchst dürftigen Ausrüstung und umgeben von wenig zuverlässigen und des Weges unkundigen Begleitern die gefahrvolle Reise, welche sich als eine Kette von unsagbaren Entbehrungen darstellt. Zweimal dem Verdurstungstode nahe, ausgeplündert und fortdauernd im Kampfe mit der Habgier und Wortbrüchigkeit der Bewohner, vermochte er nur durch einen heimlichen, fluchtähnlichen Rückzug sein nacktes Leben, glücklicherweise aber auch seine sorgfältigen Aufzeichnungen zu retten. Durch diese Reise hat Nachtigal zuerst sich als Pionier bewährt. Mit der natürlichen Beschaffenheit eines nur dem Namen nach bekannten vulcanischen Gebirgslandes, welches, um den Centralstock des Tarso gruppirt, mit seinen niedrigen, unregelmäßigen, in der Richtung von NW. nach SO. streichenden Felsenketten zu der umgebenden Wüste abfällt, werden wir hier zum ersten Male bekannt gemacht. Wir lernen ein mit den Bewohnern von Borku, Bahr-el-Ghazal und Kanem stammverwandtes Volk kennen, welches, wenn auch durch einzelne Individuen in anderen centralafrikanischen Ländern vertreten, in seiner Gesammtheit, in seinen abgeschlossenen staatlichen und socialen Verhältnissen sich bis jetzt vollständig den Blicken entzogen hatte. War freilich Nachtigal auch nur im Stande, den nordwestlichen Theil Tibesti's zu durchwandern, und mißglückte es ihm auch später, von Borku aus den Südosten des Gebirgslandes zu durchforschen, so ist es doch immer möglich geworden, von diesem Theil der Sahara ein neues kartographisches Bild zu schaffen.

Wie Nachtigal auch auf seinen weiteren Reisen, deren Schilderung den später erscheinenden Bänden seiner Werke vorbehalten ist, bahnbrechend für unsere Kenntniß Nordcentralafrika's gewirkt hat, darüber mögen einige kurze Andeutungen genügen. Zuerst lenkte er seine Aufmerksamkeit auf die nordöstlichen und östlichen Ufer des Tsade, wo das von Barth nur in seinen westlichen Theilen besuchte Kanem, das Gebiet von Borku, vorzugsweise aber die Lösung des Problems von dem einstmaligen Lauf des Bahr-el-Ghazal seinem Forschungseifer eine reiche Ausbeute für die Feststellung der geographischen und ethnographischen Verhältnisse verhieß. Es war eine zehnmonatliche Reise, auf welcher er in Gesellschaft nomadisirender und räuberischer Wüstensöhne ein an Entbehrungen reiches Leben führte und, von Oase zu Oase wandernd, theils durch eigene Anschauung, theils durch genaue Erkundigungen über die zu den nördlicheren Oasen führenden Straßen in den Stand gesetzt wurde, ein anschauliches Bild von den Ländern im Osten des Tsade zu entwerfen. — Nicht minder günstige Resultate bot seine Reise in das südliche Baghirmi, in das Barth nur bis zur Hauptstadt Massena vorgedrungen war. Ein das Land schwer heimsuchender Bürgerkrieg, die in ihrer widerlichsten Gestalt hier auftretenden Sclavenjagden und die Nothwendigkeit, während mehrerer Monate inmitten dieser Menschenjäger leben zu müssen, endlich aber schwere Krankheit zwangen ihn zur Rückkehr nach Bornu, ohne seinen ursprünglichen Plan, auch die südlichen Heidenländer zu durchforschen, realisirt zu

sehen. — Den Glanzpunkt seiner Reise bildet seine Durchforschung Wadaï's, das unglückliche Ziel Vogel's und v. Beurmann's. Wurde freilich auch hier seinem Vordringen in die südlich an Wadaï grenzenden Heidenländer durch den Eintritt der Regenzeit und durch seine Erkrankung am Sumpffieber ein Ziel gesetzt und mußten infolge dessen die brennenden Fragen über die hydrographischen Verhältnisse jener Gegenden ungelöst bleiben, so verdanken wir ihm doch die ersten eingehenden Kenntnisse von der natürlichen Beschaffenheit, der ethnographischen und staatlichen Verhältnisse des eigentlichen Wadaï's sowie der den Fittri-See umgebenden Gebiete. — Schließlich führte ihn auf seiner Heimkehr zum Nilthal sein Weg in das gleichfalls fast unbekannte Dar-For, wo das Mißtrauen der Bevölkerung ihn zwar an einer Bereisung des Landes hinderte, der von dem Könige Brahim ihm aber gewährte Schutz es ihm ermöglichte, sprachliche, geschichtliche und auf Erkundigungen basirte geographische Studien anzustellen.

Haben wir somit die unbestrittenen Verdienste Nachtigal's als Entdecker und Erforscher der Sudan-Staaten im Großen und Ganzen hervorgehoben, so dürfen wir hier einen Tadel nicht unterdrücken, der vom geographischen Standpunkt aus jedenfalls als gerechtfertigt erscheint, in den Verhältnissen aber, unter denen er seine Reise ausführte, eine Entschuldigung findet. Wie Nachtigal selbst sagt, verließ er Tripolis ohne genügende Ausrüstung mit Instrumenten und ohne die nöthige Uebung im Gebrauch derselben. Die wenigen Instrumente, die ihm zu Gebote standen, beschränkten sich auf einige meteorologische und zu Höhenmessungen verwendbare, von denen überdies so manche während der langen Reise unbrauchbar wurden. Durch diese Ungunst der Verhältnisse sah er sich gezwungen, sich zur Orientirung über die Wegerichtung nur des Compasses zu bedienen, während jede aus astronomischen Beobachtungen resultirende Ortsbestimmung fehlt. Diesen Mangel suchte der Reisende freilich durch eine mit bewunderungswürdiger Consequenz durchgeführte Aufzeichnung der Marschrichtungen und der Entfernungen der von ihm berührten Punkte zu ersetzen, wobei ihn sein überaus glücklicher Orientirungssinn wesentlich unterstützte. Dennoch fehlt seinem Routier die gesicherte Basis, aus welcher sich einzig und allein eine richtige kartographische Niederlegung ermöglichen läßt. Wie gesagt, müssen wir diesen Mangel um so lebhafter bedauern, als wohl eine geraume Zeit vergehen möchte, bis ein anderer und mit besseren Mitteln ausgerüsteter Reisender seinen Fuß wieder in jene Gegenden setzt, und so müssen denn seine Ortsbestimmungen, welche er übrigens mehrfach auf seinen sich kreuzenden Routen einer gewissen Controle unterwerfen konnte, einstweilen als der Richtigkeit nahekommend angesehen werden. Jedenfalls liefern seine sorgsamen, auf Erkundigungen basirten Angaben über die weit ab von seiner Route liegenden Gegenden ein nicht zu unterschätzendes Material für die Kartographie, ebenso wie seine meteorologischen Beobachtungsjournale den ersten Anhalt für eine Klimatologie des nördlichen Centralafrika's bilden.

Dieser Mangel an astronomischen Ortsbestimmungen wird aber durch Nachtigal's Leistungen für die Ethnographie ausgeglichen. Unter den vielgeschichteten Völkerfamilien, welche die Wüsten, Steppen, Oasen und fruchtbaren großen Niederungen der Nordhälfte Afrika's bewohnt haben und gegenwärtig bewohnen, ist im Lauf der Zeiten ein solcher Wechsel, eine derartige Verschiebung und Vermischung der Stämme entstanden, daß es für den Ethnologen eine höchst schwierige Aufgabe wird, einen klaren Einblick in die Stammverhältnisse zu gewinnen. Sclavenjagden und räuberische Ueberfälle vernichteten und zerstören noch gegenwärtig die Zusammengehörigkeit der Stämme und die Familienbande; die Sieger vermischen sich mit den Besiegten, und durch diese Vermischung, welcher vorzugsweise die Bewohner der kleineren Oasen erliegen, entsteht eine Mischbevölkerung, unter welcher die Erinnerung an ihre einstige Abstammung geschwunden ist; nur spärliche Traditionen, gewisse physiognomische Merkmale im äußeren Habitus, endlich die Linguistik bieten hier einen Anhalt, um die Hypothesen über die Abstammungsverhältnisse so mancher Stämme der Lösung näher zu bringen. Sind nun auch die größeren Reiche des Sudan durch ihre im Ganzen wohl-

geordneten Verhältnisse dem Zersetzungsproceß weniger ausgesetzt und erleichtern hier die compacteren Massen der seßhaften Bevölkerung die ethnographischen Studien, so hatte Nachtigal andererseits auf seinen Reisen durch die Oasen, in denen die Macht der Herrscher von Bornu und Wadaï sich als durchaus illusorisch erweist, die Gelegenheit, mit eigenen Augen die zur Zeit der Dattelernte über die unglücklichen Oasenbewohner hereinbrechenden Raub- und Vernichtungszüge arabischer Freibeuter anzusehen und hier ein überaus reiches ethnologisches Material zu sammeln, welches er nach seiner Rückkehr zu einem Gesammtbilde verarbeiten konnte. Hierbei war es vorzugsweise die vergleichende Linguistik, welche er in den Kreis seiner Forschungen heranzog und durch die er, im Anschluß an Barth's unvollendet gebliebene sprachliche Untersuchungen, zu überraschenden, in manchen Punkten von seinem Vorgänger freilich abweichenden Resultaten gelangt ist.

Aber auch nach anderen Richtungen hin hat er die Ethnographie wesentlich bereichert. Als Arzt trat er mit allen Schichten der Bevölkerung in nähere Berührung und fand so Gelegenheit, die Krankheitsformen jener Gegenden eingehend zu studiren, die den Krankheiten zu Grunde liegenden örtlichen Verhältnisse zu prüfen und in dieser Weise ein Gesammtbild von den sanitären Verhältnissen des Sudan zu entwerfen. In gleicher Weise hat er den Handels- und Productionsverhältnissen seine größte Aufmerksamkeit zugewandt und in Bezug darauf ein überaus reiches Material gesammelt, welches beispielsweise für Bornu uns einen Einblick in den lebhaften Karawanenhandel mit den Küsten des Mittelmeeres gewährt, auf welchem Wege ja selbst so manches, wenn auch nicht gerade allzu lobendes Erzeugniß unserer deutschen Industrie nach Centralafrika wandert.

Was schließlich Nachtigal's Leistungen auf dem Gebiete der beschreibenden Naturwissenschaften betrifft, so mag der Fachmann allerdings nicht überall davon befriedigt sein. Die mit ungenügenden Mitteln unternommene und unter so schwierigen Verhältnissen ausgeführte Reise, auf der Nachtigal nur allzu oft darauf angewiesen war, seine geringe Habe und die nothwendigsten Lebensmittel dem Rücken eines halb verhungerten Lastthieres anzuvertrauen, während er selbst gezwungen war, in bitterster Armuth und von Krankheit und Sorgen gepeinigt zu Fuß der Karawane zu folgen, war eben nicht dazu angethan, naturwissenschaftliche Sammlungen anzulegen und heimzubringen. Erzählt er uns doch selbst, wie er sich genöthigt sah, auf der Flucht aus Tibesti die in diesem vulcanischen Gebirgslande gesammelten Gesteinsproben wegzuwerfen. Wohl aber ist es anzuerkennen, mit welchem Fleiß der Reisende es sich angelegen sein ließ, alle charakteristischen Formen der Flora und, in Bezug auf die Fauna, die mannigfachen Varietäten der Hausthiere einem eingehenden Studium zu unterziehen. Ebenso war er bemüht, die allerdings im Ganzen einförmigen geologischen Verhältnisse jener Gegenden in ihren prägnantesten Erscheinungen zur Anschauung zu bringen, und verweisen wir u. A. auf seine charakteristischen Schilderungen der Hammada, des Serir, der Wadis, der Dünenbildungen in der Wüste und der vulcanischen Gebirgsformation in Tibesti.

Nachtigal hat auf seinen Reisen beobachten gelernt und versteht es, das Gesehene und Erlebte in einer klaren und edlen, fernab von jeder auf Effect berechneten Form wiederzugeben. Dies ist der Eindruck, den wir von den Schilderungen in dem ersten Bande seines Reisewerkes empfangen, und jedenfalls werden auch die beiden übrigen, voraussichtlich in kürzeren Zwischenräumen erscheinenden Bände die Erwartungen rechtfertigen, welche sich an die Publication seiner Reise geknüpft haben.





Der Hermes von Olympia.

Von

Adolf Rosenberg.



Es war in den ersten Tagen des Monats Mai 1877, als der Telegraph durch ganz Deutschland die überraschende Kunde verbreitete, daß man im Alpheiosthale nach unsäglichen Mühen doch noch ein Werk gefunden, das des Schweißes der Edlen werth und uns anders als die roh gearbeiteten Sculpturen der Giebelfelder des Zeustempels die hellenische Kunst auf ihrem Höhepunkte zeige. Schon im Beginn der zweiten Ausgrabungsperiode (vom 25. September 1876 bis zum 26. Mai 1877) war man, etwa 80 m nördlich vom Zeustempel, auf die gewaltigen Reste des Heraions gestoßen, welches sich vor einem kleinen Hügel am westlichen Fuße des die Ebene von Olympia beherrschenden Kronoshügels erhebt oder vielmehr erhob. Denn unsere olympischen Schatzgräber fanden die Trümmer der mächtigen Säulen unter meterhohem Schutte begraben. Als der Unterbau bis auf die Sohle bloß gelegt war, zeigten sich noch die untersten Quadern der Cellawand und von den Säulen nicht mehr als fünf Trommeln über einander auf ihrem ursprünglichen Platze. Aber diese zertrümmerten Reste genügten vollkommen, um eine Reconstruction dieses Bauwerks, der ältesten einheimischen Cultusstätte auf dem heiligen Boden von Olympia, zu ermöglichen. Auf einem dreistufigen Unterbau erhob sich ein ernster dorischer Peripteros von je sechs Säulen an der Front und der Rückseite und je sechzehn an den Langseiten. In der Breite maß er 18,75 m und in der Länge 50 m. Hinsichtlich der Säulenzahl übertraf er also den Zeustempel, der an den Langseiten nur dreizehn Säulen zeigte. Aus dem durch zwei Säulen geöffneten Vorhause oder Pronaos trat man in die dreischiffige Cella, welche von einer doppelten Reihe von je acht Säulen getragen wurde. Zwischen der zweiten und dritten Säule der nördlichen Reihe fand man am Vormittag des 8. Mai 1877 den Hermes auf dem Gesichte liegend, „in zahllose Ziegelfragmente gleichsam fest eingebettet", wie es in dem von Dr. Hirschfeld, dem damaligen Leiter der Ausgrabungen, geführten Tage-

buche heißt.* „Die Beine waren einem niedrigen, viereckigen, einfach profilirten Blocke zugewendet, und zwar ziemlich rechtwinkelig zu dessen Vorderseite, so daß es keinem Zweifel unterliegen konnte, daß jener Stein, der offenbar noch seinen alten Platz zwischen zwei Innensäulen des Heraions einnimmt, die Basis entweder selbst ist, auf welcher der Hermes ursprünglich gestanden, oder doch einen Theil derselben gebildet haben müsse.“

Wie aus der beigegebenen Abbildung (S. 132) zu ersehen, ist der Gott in der schönsten Blüthe des Jünglingsalters dargestellt. Mit dem linken Arme stützt er das Gewicht des edel und schwungvoll gebildeten Körpers auf einen Baumstamm, über welchen die in langen und breiten Falten herabfallende Chlamys geworfen ist. Auf dem linken Unterarme des Hermes, von dessen linker Hand gehalten, sitzt ein Kind, der kleine Dionysos, von dem jedoch nur der Unterkörper mit dem Gewande und ein Theil des Rumpfes erhalten ist. Dieser abgesplitterte Theil, dessen Bruchkanten, weil sie zerschmettert sind, nicht ganz mit dem Unterkörper zusammenpassen, wurde erst in der dritten Ausgrabungscampagne, am 1. April 1878, gefunden. Ein Marmorrest auf der linken Schulter des Hermes zeigt uns, daß der Dionysosknabe sein rechtes Händchen auf die Schulter seines göttlichen Pflegers gelegt hatte. Der rechte, bis auf die Zehen erhaltene Fuß des Knaben stützt sich auf einen Astansatz des Baumstammes, während der linke, jetzt abgebrochene frei herunterhing. Der rechte, halb erhobene Arm des Hermes ist nur bis zur Hälfte der Muskeln des Oberarms erhalten. Das noch vorhandene Stück desselben war dicht an der Schulter abgebrochen und wurde später gefunden. Die Unterschenkel sind ebenfalls hart unter den Knieen abgebrochen. Im Laufe der Zeit wurden unter den im Heraion ausgegrabenen Marmorstückchen noch einige Fragmente des Stammes und von den Falten der über ihn gebreiteten Chlamys entdeckt.

* Vgl. Die Ausgrabungen zu Olympia. Herausgegeben von Curtius, Adler, Hirschfeld und Treu. Bd. I—III. Berlin, Wasmuth, 1877—1879; und: Hermes mit dem Dionysosknaben ... von Treu. Berlin, Wasmuth, 1878. Ebenda sind auch die Original-Photographien des Hermes von Olympia erschienen.

Viel wichtiger als diese späteren Funde war die Ende vorigen Jahres erfolgte Entdeckung des rechten Fußes, über welche Dr. Treu in dem officiellen Ausgrabungsberichte Folgendes mittheilt: „Der rechte Fuß des Praxitelischen Hermes ist am 23. December ausgegraben worden. Er fand sich bei der Umhackung der Erde zwischen der Cellawand und den Südsäulen des Heraions. Hier scheint er liegen geblieben zu sein, als man die Unterbeine der Statue und die Obersteine ihrer Basis verschleppte, und wurde dann in den Boden des Tempelumganges eingetreten. Denn er lag nur 25 cm unter dem Stylobat. Es darf als ein glücklicher Zufall bezeichnet werden, daß, nach den Fundorten von Hermes' Fuß und Dionysos' Rumpf zu urtheilen, die fehlenden Theile unserer Gruppe nach Süden, resp. Südwesten verschleppt worden sind; denn nun haben wir gegründete Hoffnung, dieselben in den noch auszugrabenden Terrains südwestlich vom Heraion wieder aufzufinden. Der Fuß ist übrigens nicht nur als willkommene Ergänzung des schönsten aller olympischen Funde werthvoll, sondern auch an sich ein wahres Juwel in Ausführung und Erhaltung. An dem zierlichen Riemenwerk der Sandale, das uns ein Beweis dafür ist, mit welcher Liebe die Hand des Künstlers selbst bei diesen Nebensachen weilte, sind sogar noch die rothe Farbe und leichte Spuren der Vergoldung erhalten, welcher jene zum Untergrunde diente. Auch Bronze, und wohl vergoldete Bronze, scheint, nach einem erhaltenen Stift auf dem Spann des Fußes zu urtheilen, zur Verzierung des Schuhwerkes verwendet gewesen zu sein. Die edlen Formen des Fußes sind mit einem Raffinement vollendet, das nicht weiter getrieben werden kann. Man glaubt förmlich die weiße Haut zwischen dem rauh schraffirten feinen Riemenwerke hervorleuchten, die Muskeln des voll aufgesetzten Fußes unter demselben aufquellen zu sehen. Mit Flügeln scheinen die Sandalen nicht versehen gewesen zu sein; es läßt sich hierüber mit ziemlicher Sicherheit urtheilen, da der Fuß erst über dem Knöchel gebrochen ist. Seine Länge beträgt 33 cm. Es haftet an demselben auch noch ein Theil der Plinthe,

deren rohbehauener Rand völlig in einer Austiefung der Bekrönungsplatte der Basis verschwand. Letztere besitzen wir jetzt ebenfalls, nachdem dieselbe von den Architekten aus mehreren kleinen Bruchstücken, die in der Heraioncella umherlagen, wieder zusammengesetzt worden ist."

Ebenso vortrefflich conservirt wie der hat, als die Statue von ihrem Postament herabfiel, die Gewalt des Sturzes gemildert und von dem schönen Haupte den Verlust der Nase abgewendet, die vollständig intact geblieben ist, eine bei antiken Statuen so ungewöhnlich seltene Erscheinung, daß der Hermes von Olympia auch nach dieser Richtung hin für ein Unicum in unserem antiken Statuenvorrath gelten kann. Nur die Spitzen einiger Löckchen des Haupthaars sind abgestoßen. Wie übrigens an einem Einschnitt über dem Nackenhaar und an einigen Vertiefungen weiter nach vorn zu erkennen ist, war der Kopf des Hermes mit einem metallenen Kranze geschmückt, dessen Vergoldung die Habsucht der Tempelräuber gereizt haben wird.



Kopf des Hermes.

zuletzt gefundene Fuß sind auch die übrigen uns erhaltenen Theile der Statue, deren Gesammtlänge vom Scheitel bis zum Knie 1,61 m beträgt. Die Oberfläche des Marmors ist nicht im geringsten verwittert oder durch Feuchtigkeit angefressen, so daß die wunderbar zarte, fast transparente Behandlung der Haut auch heute noch die von dem Künstler beabsichtigte Wirkung erzielt. Der erhobene rechte Arm, über dessen Motiv wir uns nur in Muthmaßungen ergehen können,

Ueber das Motiv der Statue sind verschiedene Vermuthungen geäußert worden. Dr. Hirschfeld, unter dessen Leitung das

Bildwerk ausgegraben wurde, war der Meinung, daß Hermes in der erhobenen Rechten eine Traube hielt, nach welcher der kleine Dionysos emporstrebte, und in der Linken einen nicht näher bestimmten Gegenstand, an welchem sich der Knabe vielleicht auch noch hielt. Dem widersprach Dr. Treu, indem er geltend machte, daß der Gott, wiewohl er dem Kinde die Traube hinhalte, dasselbe gar nicht anblicke, und daß auch der Körper des Knaben keine Bewegung nach der Traube mache, sondern ruhig dasitze. Nach Treu's Ansicht hätte der Gott in der geschlossenen Linken einen Heroldsstab gehalten, „wie sich aus dem Zusammenschluß der Finger, ihrer Richtung und der Bearbeitung ihrer Innenflächen schließen" lasse. Die erhobene Rechte hätte dann der Gott auf einen Thyrsosstab gestützt. So ansprechend diese Hypothese Treu's auch ist, indem durch den Thyrsosstab zugleich „ein Gegengewicht gegen den Stamm auf der anderen Seite geschaffen würde und die Composition dadurch eine gewisse Abrundung erhielte", so mißlich ist dagegen die Annahme zweier Stäbe als der Attribute einer Person. Sollte sich Praxiteles, auf dessen Künstlergröße die alten Schriftsteller alle erdenklichen Vorzüge gehäuft haben, einer solchen Monotonie schuldig gemacht haben? Wenn man sich also mit der gefälligen Vermuthung Hirschfeld's nicht begnügen will, muß man die Frage ungelöst lassen, bis vielleicht ein glücklicher Zufall des Räthsels Lösung bringt.



Kopf des Hermes. Profilansicht.

Wer bezeugt uns aber, daß wir in dem schönsten der Olympiafunde wirklich ein Werk des großen Praxiteles, des Schöpfers des Aphroditenideals, vor uns haben?

Pausanias, der gewissenhafte Periegt aus dem zweiten nachchristlichen Jahrhundert, sagt es mit klaren Worten, an deren Sinn nicht zu zweifeln ist. Nachdem er im 17. Capitel des fünften Buches seiner Reisebeschreibung, welches der Schilderung der elischen Landschaft gewidmet ist, das Heraion beschrieben und die darin befindlichen älteren Weihgeschenke, Statuen aus Gold und Elfenbein, aufgezählt, fährt er wörtlich fort: „Eine Zeit später weihte man auch Anderes in das Heraion, so einen Hermes von Marmor, der den kleinen Dionysos trägt und ein Werk des Praxiteles ist (τέχνη δέ ἐστι Πραξιτέλους).“ Man hat versucht, das Wort τέχνη, welches eigentlich „Kunst“ bedeutet, anders auszulegen und es etwa so zu erklären, als könnte es heißen: Kunstart, Schule des Praxiteles. Aber solche spitzfindigen Unterscheidungen lagen dem biederen Pausanias völlig fern. Er hatte von seinem Führer und von dem Tempeldiener des Heraion gehört, daß dieser Hermes ein Werk des Praxiteles sei, und danach seine Notizen gemacht. Er hatte dabei natürlich an Niemand andern als an den großen athenischen Marmorbildner gedacht, von dessen Hand ihm die Beamten des Heraion ein köstliches Werk mit Stolz zu weisen vermeinten.

Es ist merkwürdig, daß der erste Archäolog, dem es vergönnt war, das Angesicht des jugendlichen Gottes zu schauen, Dr. Hirschfeld, sogleich empfand, daß die Nachrichten, welche uns die Alten von dem Kunstcharakter des Praxiteles überliefert haben, nicht mit den hervorstechenden Eigenthümlichkeiten der aufgefundenen Statue in Einklang zu bringen sind. Vorerst freilich waren es technische Eigenschaften, die ihn stutzig machten. Er wies ferner darauf hin, daß unter dem Namen keines anderen großen Künstlers im Alterthum so viele Werke gegangen sind wie unter dem des Praxiteles, was durch die gefällige Richtung seiner Kunst erklärlich ist. Es mochte daher vielleicht dieser Hermes eine Copie nach Praxiteles sein oder aus seiner Schule stammen. Prof. Benndorf nahm in einer Anzeige der vorhin erwähnten Treu'schen Publication diese Zweifel auf und stellte in höchst scharfsinniger Beweisführung eine Kette von Schlüssen hin, die es mehr als wahrscheinlich machen, daß wir in dem zu Olympia gefundenen Hermes nicht ein Werk des Praxiteles vor uns haben, sondern vielmehr die Arbeit eines attischen Künstlers, der bereits den Einfluß des Lysippos erfahren hatte, welcher bekanntlich durch die Aufstellung eines neuen Kanons der menschlichen Gestalt für den Charakter einer ganzen Epoche griechischer Kunst maßgebend wurde.

Die Autorität des Pausanias, der die Statue ausdrücklich als ein Werk des Praxiteles bezeichnet, steht uns bei der Discussion dieser interessanten, für die griechische Kunstgeschichte unendlich wichtigen Frage am wenigsten im Wege. Pausanias schrieb eben nach, was ihm seine Führer sagten. Wie viel auf die Glaubwürdigkeit derselben zu geben ist, mag nur ein Irrthum beweisen, dessen sich Pausanias in der Beschreibung des Westgiebels des olympischen Zeustempels schuldig gemacht hat. Er nennt den nackten Mann, der ruhig in der Mitte der dramatisch bewegten Composition steht, Peirithoos, während uns die Ausgrabungen gelehrt haben, daß vielmehr, entsprechend der Darstellung im Ostgiebel, ein Gott, Apollo, in das Gewühl der Kämpfenden tritt, um den Sieg zu Gunsten der Lapithen zu entscheiden.

Die kurzen Notizen, welche uns über die künstlerische Eigenart des Praxiteles unterrichten, sind theils zu dürftig, theils zu allgemeiner Natur, um die Frage über den Antheil des Praxiteles an unserer Statue zur Entscheidung zu bringen. Doch giebt uns die technische Behandlung des Werkes selbst schon einige Momente an die Hand, welche geeignet sind, die einmal aufgeworfenen Zweifel zu verstärken. In der Behandlung der Haare offenbart sich zunächst ein vollkommen malerisches Gefühl, welchem wir an anderen attischen Werken aus der ersten Hälfte des vierten Jahrhunderts, in welche die Thätigkeit des Praxiteles fällt, noch nicht begegnen. An diesen Statuen überwiegt vielmehr eine subtile, drahtartige Behandlung der Haare, die noch mühsam detaillirend ins Einzelne geht, während das Haupthaar des Hermes ungemein kühn partienweise und mit genauer Berechnung der Licht- und Schattenwirkung sogar etwas nachlässig be-

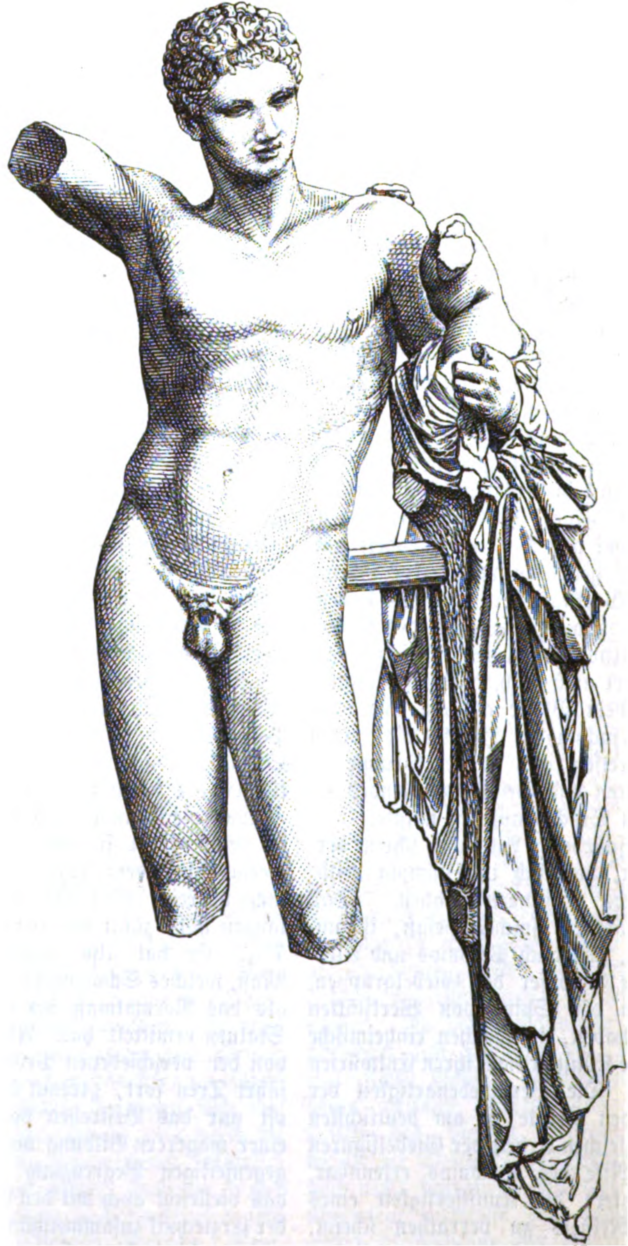
handelt ist. Während die Vorderseite der Figur mit einem unbeschreiblichen Raffinement bis zur Durchsichtigkeit der Epidermis bearbeitet worden ist, hat man auf eine feinere Ausführung der Rückenpartie und noch einiger anderer Theile, welche durch die benachbarten Säulen verdeckt und so den Blicken entzogen wurden, verzichtet. Die Marmorausführung geschah also offenbar mit Rücksicht auf den Aufstellungsort. Diese Beobachtung scheint mir nicht unwichtig zu sein. Sollte Praxiteles um einer Statue willen, welche in der langen Reihe seiner Werke eine immerhin untergeordnete Stelle einnimmt und demgemäß auch honorirt worden sein wird, die beschwerliche Reise nach Olympia unternommen haben, um den Aufstellungsort kennen zu lernen und danach seine Maßnahmen zu treffen? Und würde im anderen Falle ein Praxiteles, dessen Marmortechnik in den spärlichen Notizen, welche von seiner Meisterschaft zeugen, als eine über alle Maßen vollendete und wunderbare gepriesen wird, eine Statue aus seiner Werkstatt herausgelassen haben, die so mannigfaltige Spuren des Unfertigen und Unvollkommenen an sich trug? Dazu gehört auch noch, daß der Künstler nicht mit dem Blocke auskam und nach den Untersuchungen Hirschfeld's einen ganzen Streifen links an der Gruppe — Gewandfalten und Gesäß des Kindes — aus kleinen Stücken ansetzen mußte.

Aus verschiedenen Anzeichen scheint hervorzugehen, daß sich in Olympia Bildhauerateliers befunden haben. Daß Phidias dort ein solches besaß, ist unzweifelhaft, und auch Paionios und Alkamenes, die Schöpfer der Giebelgruppen, werden an der Spitze von Werkstätten gestanden haben, in welchen einheimische und fremde Künstler nach ihren Entwürfen arbeiteten. Die Verschiedenartigkeit der ausführenden Kräfte ist am deutlichsten an der ungleichen Arbeit der Giebelfiguren und der Nike des Paionios erkennbar, welche letztere die Kunstfertigkeit eines attischen Meißels zu verrathen scheint. Sollten sich nicht auch in späteren Zeiten athenische Künstler behufs Erledigung größerer Aufträge vorübergehend in Olympia aufgehalten haben?

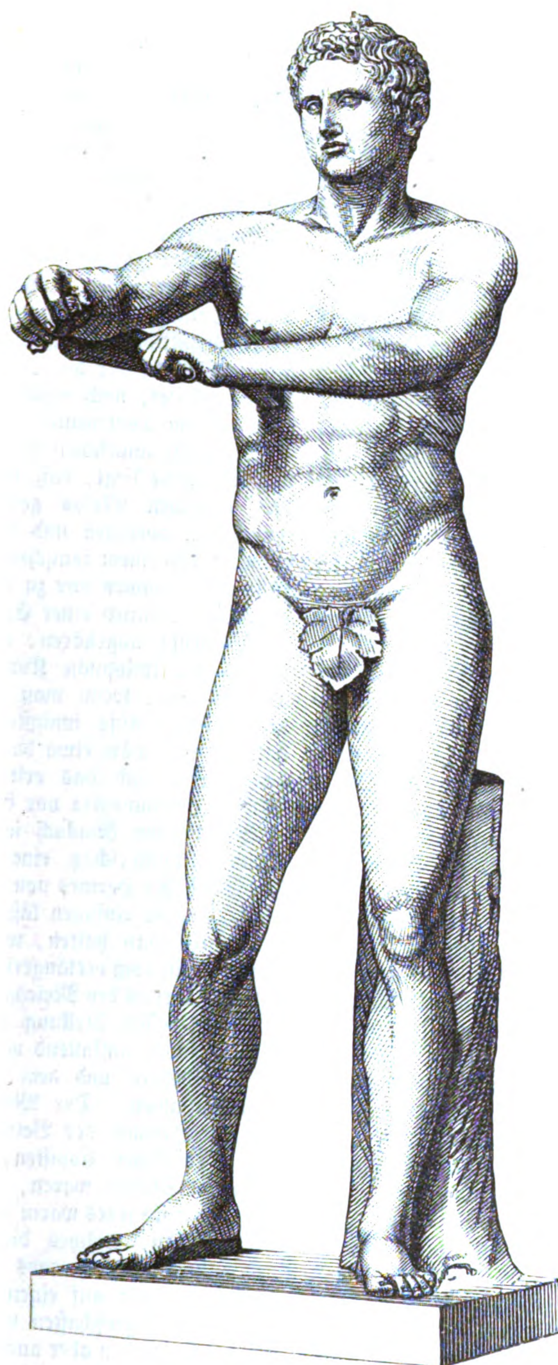
Doch lassen wir solche Fragen, die sich leichter aufdrängen, als sie zu beantworten sind, und kehren wir wieder zu unserer Gruppe zurück. Obwohl Treu sich in seiner Schrift entschieden für die Urheberschaft des Praxiteles ausspricht, ist auch ihm die frappirende „Uebereinstimmung des praxitelischen Hermes mit dem Apoxyomenos (des Lysipp) in der Behandlung einzelner Theile, namentlich in Hals und Brust“, aufgefallen. In dem Apoxyomenos des Vatican, einem Athleten, der sich nach überstandenem Kampfe mit dem Schabeisen von Staub, Oel und Schweiß reinigt, besitzen wir nämlich die Marmorcopie eines berühmten lysippischen Werkes, die uns den von diesem Bildhauer aufgestellten Kanon der männlichen Gestalt auf das deutlichste veranschaulicht. Zur besseren Orientirung unserer Leser haben wir den Apoxyomenos mit dem angeblich praxitelischen Hermes confrontirt (S. 132 u. 133).

Im Gegensatz zu Polyklet, der sein Ideal auf ein mittleres, allen Extremen gleich fernliegendes Maß zurückführte, behauptete Lysippos, daß vielmehr in den großen Menschen der von der Natur gewollte Normaltypus zu suchen und daß alle Abweichungen von einem gewissen, ziemlich beträchtlichen Durchschnittsmaß als Entartungen zu betrachten seien. Er bildete demnach die Körper schlanker als Polyklet und, um den Eindruck der Schlankheit noch zu verstärken, die Köpfe kleiner, als sie in Wirklichkeit sind.

Was die Kleinheit des Kopfes anlangt, so stimmt nun freilich der praxitelische Hermes mit dem Athleten des Lysippos nicht überein. Während dieser $8\frac{1}{2}$ Kopflängen hat, zählt der Hermes deren nur $7\frac{1}{3}$. Er hat also ungefähr dasjenige Maß, welches Schadow in seinem Polyklet als das Normalmaß der meisten antiken Statuen ermittelt hat. Aber „abgesehen von den verschiedenen Proportionen,“ so fährt Treu fort, „trennt beide (Figuren) oft nur das Bestreben des Lysipp nach einer magerern Bildung und bestimmteren gegenseitigen Begrenzung der Muskeln, das vielleicht auch mit den Anforderungen der Erztechnik zusammenhängt.“ Nachdem er dann die ruhige, heitere, durch keinen Hauch getrübte Schönheit im Antlitz des Hermes gegenüber der nervösen Beweglichkeit in den Zügen des Apoxyomenos geltend gemacht, fährt er fort: „Geht man den Formen des Kopfes im Einzel-



Der Hermes von Olympia.



Der Apoxyomenos im Vatican.

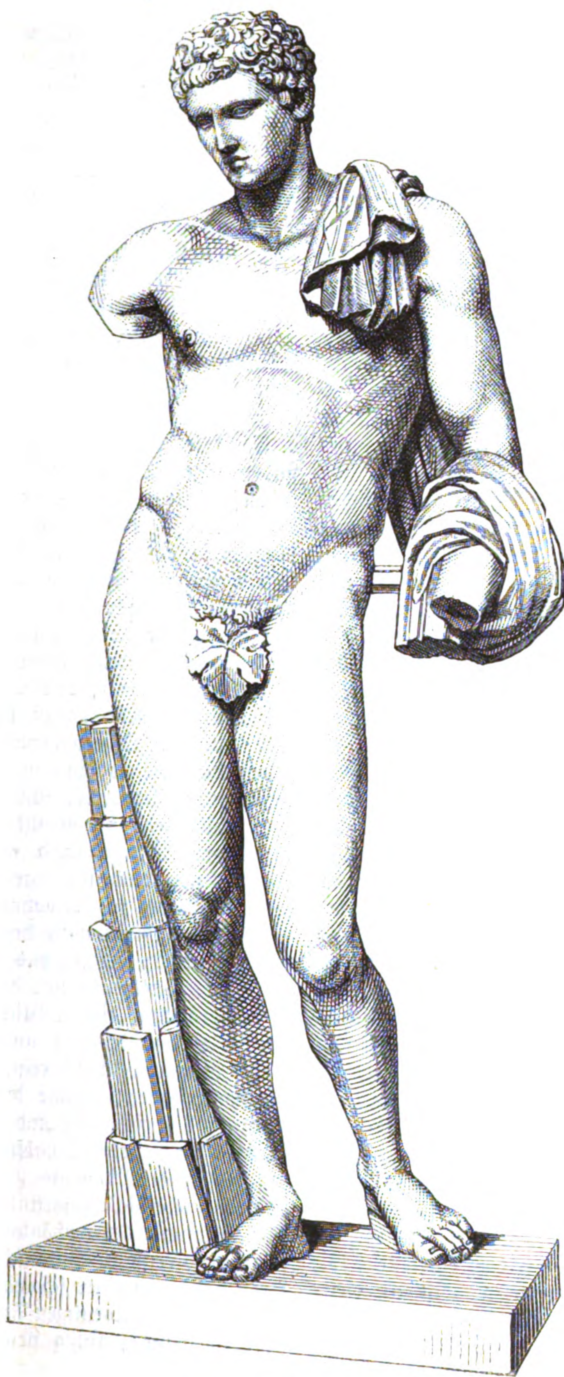
nen nach, so erstaunt man wiederum über die frappante Uebereinstimmung in der Bildung der meisten Theile des Apoxyomenos; der Einschnitt, welcher die Stirn in der Mitte theilt, die Buckel über dem Ansatz der Nase, die bewegte Bildung der Augenknochen, der Umriß der Wangen und die Oeffnung des Mundes — Alles kehrt beim Apoxyomenos wieder, nur magerer, beweglicher, prononcirter, so daß man unwillkürlich auf den Gedanken kommt, Lysipp habe sich die praxitelischen Köpfe zum Vorbild genommen und sie nur mit der Absicht auf ein bewegteres Formenspiel und schärfere Bezeichnung umgestaltet.“ Um also die Autorschaft des Praxiteles zu retten und zugleich die augenfällige Verwandtschaft des Hermes mit dem Apoxyomenos zu erklären, sieht sich Treu zu der Annahme gedrängt, daß Lysippos, der ausschließliche Erzbildner, der dorische Peloponnesier, der sich nach dem unzweideutigen Zeugniß der Alten den Polyklet zum Vorbild erkoren, specifisch praxitelische Eigenheiten in seine Kunst aufgenommen habe.

Um die Unwahrscheinlichkeit dieser Ansicht darzuthun, citiren wir aus dem antiken Denkmälervorrath noch eine zweite Statue, die wir gleichfalls in einer Holzschnittreproduction den Lesern vor Augen führen, den sogenannten Antinous des Belvedere (S. 135), der aber, wie die spätere Forschung erwiesen hat, ein Hermes ist. Die Verwandtschaft mit dem Hermes von Olympia springt sofort ins Auge: dieselbe Ausbiegung der rechten Hüfte, dieselbe Stellung der Beine, von denen das rechte das Standbein ist, dieselbe Neigung des Hauptes und, um nur das Augenfälligste zu erwähnen, dieselbe Bildung der Gesichtszüge. Hier wie dort ist das Haupthaar vollkommen malerisch behandelt: daneben nimmt sich allerdings, wie Benndorf hervorgehoben hat, der Apoxyomenoskopf fast alterthümlich aus.

Daß der Hermes des Belvedere unter dem Einfluß des lysippischen Kanons entstanden ist, beweist außer den Proportionen die Kleinheit des Kopfes, welche mit Nachdruck als eine der Neuerungen des Lysippos hervorgehoben wird. Wir besitzen außerdem noch zwei Wiederholungen dieses Typus, die sich beide im Theseion zu Athen befinden und von denen die eine auf der Insel Andros, die andere auf Melos gefunden worden ist. Die in dem dorischen Melos und zwar im Theater entdeckte Statue stellt ebenfalls einen Hermes dar, während die andere, in einer Grabkammer der ionischen Insel Andros gefundene Figur unter dem Typus des Gottes, der sich einer großen Beliebtheit erfreuen mochte, den heroisirten Verstorbenen repräsentirt. Hermes war ja der Gott der Palästra, der Gott des frischen und behenden Jünglingsalters, und deshalb stellte man den in vollster Jugendblüthe Dahingeschiedenen am liebsten unter seiner Gestalt dar. Auch hatte der Hermes Psychopompos, der die Seelen nach dem Hades geleitet, noch seine besondere Beziehung zum Todtencult.

Wenn wir annehmen wollen, was gewiß sehr nahe liegt, daß nämlich die in dem dorischen Melos gefundene Figur von einem dorischen und die in Andros entdeckte von einem ionischen Künstler herrührt, so kommen wir zu dem Ergebniß, daß beide Statuen einer Epoche der griechischen Kunst angehören, in welcher sich bereits die lysippische Kunstart mit der attischen oder, wenn man will, mit der praxitelischen aufs innigste verschmolzen hatte. Das wäre etwa das letzte Viertel des vierten und das erste Viertel des dritten Jahrhunderts vor Christo.

Wir besitzen demnach in unserem antiken Denkmälerschatz eine Statuenreihe, in die sich der Hermes von Olympia leicht und zwanglos einfügen läßt. Wenn wir weiter Umschau halten, würde sich diese Reihe gewiß noch verlängern lassen. Man hat auch bereits den Meleager des Vatican genannt, dessen Stellung und dessen Bewegungsmotiv auffallend mit dem Hermes des Belvedere und dem von Olympia übereinstimmen. Der Meleager sowohl wie der Hermes des Belvedere sind Arbeiten römischer Copisten, welche nicht mehr im Stande waren, der Oberfläche des Marmors jenes warm pulsirende Leben einzuhauchen, welches die Marmorhaut des olympischen Hermes beseelt. Wir müssen deshalb auf einen Vergleich der technischen Eigenschaften verzichten. Die Originale werden aber auch jenen Vorzug des Lebens besessen haben. Denn der Bildner, der durch die Ausbiegung der Hüfte eine rhythmische Verschiebung der



Der Hermes des Belvedere.

Rumpfmuskeln erzielte, wird, mag er dieses Motiv nun selber erfunden oder, was wahrscheinlicher ist, von einem anderen entlehnt haben, sich den Vortheil nicht haben entgehen lassen, den Reiz dieses wiederum völlig malerischen Muskelspiels durch eine raffinirte Marmorbehandlung zu erhöhen. Mag nun Praxiteles derjenige gewesen sein, der dieses anmuthige Motiv zuerst in die Kunst einführte, als den Schöpfer des olympischen Hermes können wir ihn darum noch nicht ansehen, es müßte uns denn nachgewiesen werden, daß unsere durch ausgiebige schriftliche Zeugnisse und durch verschiedene Statuen gewonnene Vorstellung lysippischer Kunst eine irrige ist. Was wir dagegen von Praxiteles und seiner Kunst wissen, ist so spärlich, unsicher und allgemein gehalten, daß wir aus diesem Material keine Beweisgründe für seine Theilhaberschaft an dem olympischen Hermes entnehmen können. Wenn wir diesen trotz seiner hohen Vortrefflichkeit, trotz seiner geistvollen Conception und seiner brillanten Technik etwa in das Ende des vierten oder in den Anfang des dritten Jahrhunderts versetzen, würden wir damit keineswegs gegen den historischen Entwickelungsgang der griechischen Kunst verstoßen. Erst jüngst haben uns die pergamenischen Funde die erstaunliche Thatsache gelehrt, daß die griechische Kunst in der zweiten Hälfte des dritten Jahrhunderts einen neuen, ungemein kühnen Aufschwung nahm, der sie zu einer bewunderungswürdigen Höhe emporführte.

Es bleibt uns noch übrig, einer geistreichen Hypothese zu gedenken, welche Benndorf aufgestellt hat, um wenigstens den Namen Praxiteles für unseren Hermes zu retten. Die Bildhauerkunst war in der Familie des Praxiteles erblich. Sein Vater war jener Kephisodot, auf welchen die herrliche Gruppe der sogenannten Leukothea in der Münchener Glyptothek zurückgeht, die aber in der That die Eirene, die Personification des Friedens mit dem kleinen Plutos, dem Genius des Reichthums, im Arme darstellt. Wir brauchen auf die Verwandtschaft dieser Gruppe mit der olympischen nicht ausdrücklich hinzuweisen. Ja, noch mehr, Plinius erwähnt von demselben Kephisodot eine Gruppe: **Mercurius Liberum patrem in infantia nutriens**, Mercur, den Vater Bacchus in seiner Kindheit pflegend, also genau denselben Gegenstand, den wir in der olympischen Gruppe vor Augen haben. Der Sohn des Praxiteles hieß wiederum Kephisodot, und da die Scholien zum Theokrit einen jüngeren Praxiteles nennen, der zur Zeit des Königs Demetrios lebte, ist es wahrscheinlich, daß dieser ein Enkel des großen Praxiteles war, derselbe vermuthlich, den der um 287 verstorbene Theophrast testamentarisch mit der Ausführung einer Porträtstatue beauftragte. Da nun weiter Pausanias in Athen eine Gruppe von einem älteren Praxiteles erwähnt, deren Inschrift in altattischen, vor Euklides (403 v. Chr.) im Gebrauch befindlichen Buchstaben abgefaßt war, würden wir demnach in diesem Praxiteles den Großvater des berühmten zu erkennen haben. Daß zwei Namen in einer Familie zwischen Vater und Sohn wechselten, ist eine häufig beobachtete griechische Sitte.

Nach dieser Stammtafel würde der Enkel des Praxiteles etwa um das Jahr 300 anzusetzen sein, und mit dieser Zeitbestimmung würde genau das muthmaßliche Alter der Olympiagruppe zusammenfallen, das wir vorhin auf einem anderen Wege zu ermitteln versucht haben.

So glänzend die Benndorf'sche Hypothese auch ist, so wird man doch gut daran thun, auch ihr gegenüber eine gewisse Reserve zu bewahren. In der Schönheit und Anmuth des unvergleichlichen Werkes, welches uns wie die Bildwerke des Parthenon und die Sculpturen von Pergamon einen Blick in die versunkene Herrlichkeit der antiken Welt gewährt, stimmen Alle überein, die Mehrheit der Enthusiasten, welche die Worte des Pausanias auf Treue und Glauben hinnehmen und ihren Scharfsinn aufbieten, um disparate Momente in Einklang zu bringen, wie die Minorität der Zweifler. Die Geschichte der archäologischen Wissenschaft ist so reich an Enttäuschungen allerlei Art, daß auch einer scheinbar unumstößlichen und unzweideutigen Thatsache gegenüber zweifelnde, ruhig prüfende Vorsicht geboten ist.





Todtenkarawanen.

Ein Lebensbild

von

Carl v. Vincenti.



Die ungeheuren Pilgerströme, welche sich alljährlich in die heiligen Gebiete des Islams ergießen, bilden eine der wichtigsten sanitären Fragen der vorderasiatischen Welt, bei welcher jedoch auch Europa in arge Mitleidenschaft gezogen werden kann, indem ein Theil der Wallfahrer auf der Rückreise unsere Häfen berührt und zur Zeit der Epidemien dahin Todeskeime verschleppen kann. Wer begriffe in der That nicht, daß die gefährlichsten Contagien mit jenen gewaltigen Menschenmassen wandern, deren Lebenskraft der furchtbaren Anhäufung von Krankheitselementen nicht zu widerstehen vermag? Zu jeder Jahreszeit ziehen sie dem islamitischen Mondkalender gemäß bei Gluth, Frost und Regenstürmen unter dem jäheften Wechsel der Witterungsverhältnisse, unter allen Zonen. „Wir sahen die Karawane hinschmelzen wie jungen Schnee im Sonnenschein", sagte mir eines Tages ein syrischer Arzt, welcher zur Cholerazeit mit dem officiellen türkisch-persischen „Hadsch" von Damaskus aus gereist war.

Ein nicht minder unerbittlicher Feind als die Seuchen ist das beispiellose Elend, welches die zum Theil bettelarmen, zum Theil von frommen Händen ausgeplünderten Wallfahrer dahinrafft, wodurch in furchtbarer Weise sich bewahrheitet, was das arabische Sprüchwort so erschütternd einfach sagt: „Al fukr al maut'l kebir", d. h. die Armuth ist der größte Tod. Zwar hat der mitleidige Mohamed für diese seine zahllosen Elenden das Trostsprüchlein erfunden: „Die beste Wegzehrung ist Frömmigkeit und Enthaltsamkeit", doch wer eben sonst nichts zu essen hat, geht einfach zu Grunde. So werden in jedem Gottesjahre die geweihten Stätten der islamitischen Verheißung zu ungeheuren Todtentruhen, welche die Gläubigen von nah und fern verschlingen, und man kann wohl die Wallfahrt der Moslems einen tödtlichen Glaubensartikel nennen, dessen Friedenswahn im Laufe der Jahrhunderte furchtbarere Lücken in die Völkermassen des Propheten gerissen als Kriegswuth und Schisma.

Zwei große Ströme von Wallfahrern fluthen nach den Glaubensherden des Islam: die Mekka-Karawanen und jene Pilgerzüge der Schiiten, welche nach den Heiligthümern unweit des Euphrat ziehen und in denen der Glaubenswahn seine erschütterndsten Triumphe feiert. Die Mekkafahrt ist bekanntlich für alle Mohamedaner, ohne Rücksicht auf Schisma und Secte, bindend, jene nach den heiligen Euphratgebieten nur für Schiiten, nämlich jene Orthodoxen des Islam, welche die ersten drei Kalifen als Usurpatoren erklären, mit Ali, des Propheten Schwiegersohn, die Reihe der Glaubensherrscher

beginnen, die himmlische Herstammung des Korans leugnen und die bindende Kraft der Sunna-Aussprüche in Zweifel ziehen. Dieses Schisma hat zwischen Sunniten und Schiiten einen wilden Glaubenshaß entfacht, der wie ein blutig Kainszeichen auf der Stirn des Islams flammt.

Man hat die Mekkafahrten öfter beschrieben, jene besonderen der Schiitenpilger kennen nur wenige Orientreisende. Alle Welt hat vom schwarzen Gottessteine der Kaaba gehört, der, vom Silberreifen umschlossen, in eine der Mauerecken der uralten Götzenburg eingefügt ist. Einst ein Meteor, ist der im Himmelsfeuer geglühte Kiesel das Herz einer glühenden Weltreligion geworden. Wer jedoch hat von der heiligen Todtenhalle Hossein's, des Prophetenenkels, am Euphrat gehört? Nicht gar viele meiner Leser, darf ich glauben, und ich wüßte mit mir höchstens ein halbes Dutzend Orientkenner zu nennen, die jene abgelegenen Heiligthümer, und nicht ohne mancherlei ernste Fährlichkeit, besucht haben.

Die geweihten Orte zum Sondergebrauch der Schiiten sind folgende: Schah Abdulazim, Kum- und Meschhed in Persien, Nedschef (Meschhed Ali) und Kerbela im arabischen Irak. In den beiden ersteren besucht man die Begräbnißstätten für die Mitglieder der herrschenden Kadscharen-Dynastie; die persische Grenzstadt im Nordosten, Meschhed, wo Schah Nadir begraben liegt, bildet mit dem berühmten Tempel des Imams Riza, des „Schutzpatrons der Fremden", das Ziel von Pilgerzügen; unter dem mit vergoldeten Kupferziegeln gedeckten Dome zu Nedschef, den zwei Minarete bewachen, soll einer Annahme zufolge der ganze Kalif Ali, nach Anderen jedoch nur sein Haupt beigesetzt sein. Am hochheiligsten jedoch für die Schiiten gilt die Wallfahrt nach Kerbela, dessen Pilgerfrequenz sich mit jener Mekka's messen kann. Dahin wollen denn auch wir jetzt ziehen. Der Weg der Kerbela-Pilger führt von Bagdad aus durch jene babylonischen Niederungen, in die die neuesten Assyriologen (ich nenne nur Rawlinson, Wetzstein, Dr. Friedrich Delitzsch), auf Keilinschriften gestützt, das biblische Paradies, den „Garten des Gottes Dunu", verlegen. So ist das ehemalige Blüthenreich des Paradiesesfriedens eine Pesthölle geworden, denn allein in der Kalifenzeit hat dies „Eden" hundert ganze Pestjahre geboren und ging von dieser sonst so gesegneten Culturstätte das schwarze Todeskameel über blühende Länder dahin.

Warum dies nun? Auf diese Frage lautet die düstere Antwort: weil hier seit zwölf Jahrhunderten Todtenkarawanen ziehen. Wie sieht nun heute jenes Land aus, wo ehedem Babylon seine Culturüppigkeit entfaltet, wo später im lachmitischen Hira die Dichternachtigallen schlugen, wo Kufa's hohe Schule blühte; das Land, das der goldene Baum der Abbassiden mit schimmernden Früchten überschüttete, wo in Samarra's Rosengärten Kalifenbräute dem Finkenschlag der Liebessängerinnen lauschten, wo, nach Edrisi, noch im 12. Jahrhundert so herrliche Palmenwälder prangten?! Es ist Einöde heute, die Palmenoase aber ist Todtenland. . .

Der Landstrich, wo sich die beiden Bruderströme am nächsten fließen, hieß das „Land der Canäle". Großartige Bewässerungsbauten bedeckten die Niederungen mit einem befruchtenden Rinnennetze, in dessen Maschen der Erntesegen schwoll. Jetzt liegen diese Bauten in Schutt; der Beduine und der Schakal, diese beiden Räuber der Einöde, lauern im Getrümmer und der Strom bricht ins Land. Der schiffbare Saclavieh-Canal, welcher, die Salzmarschen durchschneidend, die beiden Ströme zwischen Bagdad und Feludsche verband und auf welchem noch der britische Oberst Chesney, der die Schiffbarkeit des Euphrat im Auftrage seiner Regierung Mitte der vierziger Jahre erforschte, mit seinem kleinen Dampfer vorgedrungen war, ist heute nahezu versandet, und jener Canal, den schon Alexander der Große anlegen und später ein Indierfürst wieder erbauen ließ, der altberühmte „Hindje", versickert in der öden Wüstensumpflache, in der sich das heilige Nedschef spiegelt. Dies ist die Erde des biblischen Edens. Mitten darin, unweit der Ruinen Babels, liegt auf der Oase die heiligste Stadt der Schiiten, als persische Enclave auf türkischem Boden, welchen Umstand sich die sunnitischen Paschakönige von Bagdad ausgiebig zu Nutzen machen.

Kerbela bezeichnet die Gedächtnißstätte,

wo die beiden Söhne des Kalifen A'ali und der Prophetentochter Fatma, die Prinzen Hassan und Hossein, mit 62 Getreuen vom jesidischen Feldhauptmanne niedergehauen worden sind. Diese fürstlichen Jünglinge haben zwar sonst kein Verdienst aufzuweisen, aber ihr Märtyrertod genügt. Die Schiiten feiern dies überaus traurige Vorkommniß, welches am 10. Muharrem oder Neujahrsmonde des Jahres 61 der Flucht stattgefunden, in großen Passionsspielen, aus denen nebst erschreckendem Fanatismus manch rührender Zug morgenländischer Glaubenspoesie hervorglänzt. Das Neujahrsfest pflegt denn auch die größten Pilgermassen aus allen Schiitenländern in der Friedensstadt Hossein's zu versammeln. Im verflossenen Jahre soll die Pilgerfrequenz nach statistischen Ausweisen der für Einhebung der Pilgertaxe und des Leichenzolles eingesetzten Bureaus 132,000 Köpfe überstiegen haben. Schiiten sind alle Perser und viele indische Moslems insbesondere in Audh und Vischapur, sodann findet man die Bekenner des großen Schismas in den Bevölkerungen des Irak und Syriens versprengt, in größerer Anzahl jedoch in Afghanistan und Kabul, an der arabischen Ostküste, sowie auf der centralasiatischen Hochebene von Pamir.

Der Sunnit kann durch Erwerbung des grünen Turbans als Hadschi ein hochangesehener Mann werden, der Schiit aber kann dreifach als Pilger geadelt werden und zwar in einer Rangstufe, wo Mekkapilger fast nur so viel als sieben Zacken heißen will, während „Meschhedi" der neunperligen Krone gleichkommt, Kerbelai jedoch den Fürsten des Glaubens bedeutet. Glückliche Leute, diese „Rothköpfe" von der Secte Schia, wie die Wahabiten sagen! Um am Tage der Ausgleichung als Kerbelai in herrlichem Glanze zu erscheinen, setzen sie im Leben Alles daran; selbst die schiitischen Frauen, die doch im Allgemeinen nicht als übermäßig orthodox beleumundet sind, verkaufen ihren Schmuck, machen Schulden — die in diesem Falle keinen Scheidungsgrund bilden — ja sie verkaufen ihre Ehre, um sich die Mittel wenigstens zu Einer Reise nach Kerbela in ihrem Leben zu verschaffen. So kann man getrost behaupten, daß bei den Schiiten auf Einen Besucher Mekka's mindestens zehn Kerbela-Pilger kommen und daß unter allen Jenen, welche die drei ersten Kalifen verfluchen, kaum irgend eine gesunde oder etwas vermöglichere Person aufzutreiben sein dürfte, welche nicht am Grabe Hossein's gebetet hätte. Im Falle der Verhinderung durch Krankheit stehen Miethpilger zu Gebote, welche die Wallfahrt als Mandatare vollbringen.

Die Pilgerzüge aus Nord- und Mittelpersien nehmen ihren Weg über Kurdisch-Suleimanjeh oder Kirmanschah direct nach Bagdad. In Kirmanschah, wo alle persischen Pilgerrouten zusammenlaufen, befindet sich das Bureau für die Wallfahrtspässe und den „Leichenzoll", von dem später die Rede sein wird. Man gelangt von der iranischen Metropole aus in etwa 40 Tagen nach der heiligen Oasenstadt, welche die Perser das „Wunder" nennen. Die Wallfahrer aus der Provinz Farsistan wählen trotz des großen Umweges nicht selten dieselbe Route, um dem in den lurischen Bergen lauernden Raubgesindel aus dem Wege zu gehen. Oefter jedoch langen sie, sowie die indischen und die unter dem Namen „Berberi" bekannten afghanischen Kerbela-Pilger, zu Schiff in Mohammera und Basra an, um von da den Tigris hinaufzufahren, nachdem der uralte Landweg zwischen dem arabischen Strome und der Wüste von den meisten Wallfahrern aufgegeben worden. Die Inder von Audh können während ihrer ganzen Reise von den besten Verkehrsmitteln Nutzen ziehen, welche ihnen die Engländer bieten. Nachdem sie sich bis Allahabad der Gangesbahn bedient, fahren sie quer durch Mittelindien nach Bombay, von wo sie auf englischen Dampfern nach Mohammera und von dort den Tigris hinaufgebracht werden. Indessen steht ihnen seit verflossenem Jahre eine zweite Eisenbahnlinie zur Verfügung, indem die Indusbahn von Lahore über Multan nach Haiderabad und dem Seehafen Kuratschi vollendet worden. An letzterem Orte befindet sich der Sitz der britischen Indus-Dampfschifffahrt-Gesellschaft und führt der Seeweg die Küste entlang nach Mohammera, dem bereits genannten neuen englischen Hafen am Schat el 'Arab. Es haben sich nämlich um den Besitz dieses Schlüssels des Persermeeres und Ausgangspunktes der künftigen Euphratbahn die Türken und Perser so lange herumgestritten, bis Mohammera endlich englisch

geworden ist. Der Ort, den ich noch als ein elendes Dorf, von schwarzverdorrten Schilfwäldern umgeben, gekannt, liegt am Einflusse des lurischen Karun in den einzigen schiffbaren Mündungsarm des arabischen Stromes und hat bereits über 3000 Einwohner.

Die türkischen Zollwächter für die Pilgerschiffe auf dem Tigris liegen in der verfallenen Feste Korne, just am Vereinigungspunkte des Euphrat und Tigris, auf der Lauer. Der rührige Midhad Pascha, welcher bekanntlich vor einem guten Decennium als Gouverneur des Irak dort Wirthschaftspolitik im Großen treiben wollte, war sofort mit einer Concurrenz gegen die englischen Dampfboote bei der Hand und installirte in dem enggewundenen, verpesteten Tauschhändlerneste, welches den stolzen Namen Basra führt, eine Dampfschiffstation, deren größter Steamer, mit Namen „Assur“, heute noch die Linie Basra-Dschidde-Suez befährt, während drei kleinere Schiffe für die Kerbela-Fahrer auf dem Tigris verkehren.

Die Pilgerzüge nach Kerbela gehören zu den interessantesten der Welt; sie tragen das Gepräge einer unheimlichen Originalität. Nicht allein lebendige Wallfahrer ziehen mit ihnen, sondern auch recht stille Leute, denn es sind diese Karawanen zum Theil — Todtenkarawanen im buchstäblichen Sinne des Wortes, die Todte mit sich führen und den Tod bringen. Es geht nämlich der Glaube bei den Bekennern der Schia, daß in Kerbela am Tage der „Angst“ der letzte Imam der Schiiten erscheinen werde, um zu richten. Da sendet denn die gläubige Schia aus allen ihren, auch den fernsten Gebieten alljährlich ihre besseren Todten nach der heiligen Oase im Irak. Es wollen nämlich alle Jene, welchen es ihre Mittel irgend erlauben, sofort zur Stelle sein am Ausgleichungstage, um möglichst rasch ihre Gutthaten einerseits, sowie die Milderungsgründe ihrer Bosheit andererseits zur Geltung zu bringen. Haben sie dann noch in heiliger Scholle geruht, dann wird das Blut des Aliden für sie zeugen. Jeder Schiit also, dem's um die Ewigkeit ernst zu thun ist, der trachtet sich um jeden Preis auf dem Centralfriedhofe von Kerbela einzukaufen, möglichst nahe bei der Heiligengruft, um ja den rechten Augenblick nicht zu verpassen. Bei minder Vermöglichen, denen die Mittel zu solcher Bestattungsfahrt nicht sofort zu Gebote stehen, gräbt man die Leiche vorläufig ein, um sie dann nach Wochen oder Monaten, wenn sich Reisegelegenheit mit einer Todtenkarawane bietet, fein sauber wieder auszugraben, in dicke Filzdecken einzuschlagen, mit seitlich angebrachten Stäben sowie mit Reifen zu einem steinharten, langen, oben und unten spitzen Bündel zusammenzuschnüren, und auf Maulthieren oder seltener auf Kameelen verpackt, unter der zweifelhaften Obhut der Treiber nach der Gräberstadt Hossein's zu senden. Die Inder bedienen sich oft der Todtentruhen, weil die anglo-britische Regierung beim Todtentransport ein oben beschriebenes Frachtgut nicht duldet; ich sah vor Basra solche Truhen als Transitwaare auf flache türkische Barken überladen; die Luft am Ausladeplatz — der sorglich außerhalb der Stadt etwa eine Stunde stromabwärts gelegen — dampft von starken Gewürzen, von Kampher und — Pestodem! Die Perser gebrauchen bei ihrer altgewohnten Verpackungsweise nur selten einbalsamirende, desinficirende oder antiseptische Vorsicht, höchstens, daß sie sehr oft die Kerbela-Leichen mit Safran auspolstern, um dies mit einem sehr hohen Ausfuhrzoll nach der Türkei belegte und für die orientalische Küche bekanntlich so unentbehrliche Gewürz zu schwärzen. Für diese „sunnitischen Hunde“, meint der orthodoxe Schiit, sei der Todtensafran gut genug; leider gelangt derselbe auch in unsere fränkische Küche.

Der persische Karawanen-Agent, ein findiger Patron, der niemals sicherer stiehlt als mit der Hand, um deren Gelenk die Gebetschnur gewickelt ist, weiß sich das „Todtengeschäft“ auch sonst noch zu Nutzen zu machen. In Kerbela selbst richten sich nämlich die Beisetzungskosten nach dem Range der Verstorbenen und der Nähe beim Heiligthume. Da werden denn oft riesige Summen verlangt und bezahlt. Der Agent aber weiß sich zu helfen; er schmuggelt Standespersonen für unbemittelt ein, steckt den hohen Preis, welchen der fromme Committent für seinen im Doppelsinne des Wortes „theuren“ Todten entrichtet, in seine fromme Tasche und läßt die vornehme Leiche incognito beisetzen.

Solch abgefeimte Beutelschneiderei ward unter Anderem mit den sterblichen Ueberresten Suleiman Khan's, des mütterlichen Onkels des regierenden Schachs, getrieben, welche unter pomphafter Begleitung an die Landesgrenze gebracht, dort „incognito“ von zwei Agenten übernommen und beim heiligen Hossein relativ billig begraben wurden. Eine andere, nicht minder interessante Species von Hallunken, welche „in Todten macht“, übernimmt den Transport zu verdienstlich billigen Preisen, fast aus purer Frömmigkeit. Freilich werfen sie die Paradiesescandidaten beiderlei Geschlechts unterwegs in einen der vielen Wasserleitungsgräben, welche den Pilgerweg im Irak besäumen, und führen ihren Auftraggebern gefälschte Empfangscheine aus Kerbela ab.

Alle Todtenkarawanen für Kerbela sammeln sich in Bagdad, von wo sie das Schiitenheiligthum am zweiten Tage gegen Abend erreichen. Es sind furchtbare Gäste, ich kann es bezeugen. Zwar ist es ihnen strenge verboten, das Innere der Tigrisstadt zu betreten, ja selbst auf den Trümmerstätten der Maadem-Vorstadt zu lagern, aber von dort aus dehnen sich weithin ihre Lager, von mächtigen Geierschwärmen bewacht, die fast sonneverfinsternd gleich Wetterwolken in den Lüften ziehen. Unten aber schreitet das schwarze Gespenst der Pest, mögen auch die unheimlichen Gäste, wie ihnen vorgeschrieben, nur so lange verweilen dürfen, bis der Leichenzoll entrichtet. Die Schiiten sind zwar der Meinung, daß nichts lieblicher dufte als das Grablager ihres Heiligen, von jenen todten Gläubigen jedoch, welche in Filz verpackt nach Kerbela reisen, kann dies auch die gläubigste Nase nicht behaupten. Selbst die Transportthiere erliegen dem furchtbaren Geruche. Der Perser freilich verstopft sich die Nase und glaubt; der Türke verstopft sich die Nase und streicht sein Geld ein. Denn, wenn die todten Schiiten die Pest nach Bagdad bringen, so bringen die lebendigen das Gold, und das thut den Türken wohl. Der Leichenzoll, den hier die Pilger zum zweiten Male entrichten müssen, beläuft sich nämlich sehr hoch. Die türkische Regierung kennt die große Gefahr, sie weiß, daß der „Tod auf der Durchreise“ fast alljährlich die Hauptstadt des Irak in einen Pestherd verwandelt, aber sie hütet sich dennoch, die Transporte zu verbieten. Uebrigens ist auch die Todtenkarawane ein so alt- und tiefeingewurzelter Glaubensbrauch der Schiiten, daß die Verbote, welche zur Zeit der Epidemien der Schach selbst gegen den frommen Transport sterblicher Ueberreste erlassen, sich als machtlos erwiesen, indem einerseits viele Ausnahmen, wobei die Hofschranzen des Königs der Könige vortreffliche Geschäfte machten, erkauft, andererseits die Todten für Kerbela und Nedschef massenweise über die Grenze geschmuggelt wurden. Auch die europäischen Sanitäts-Conferenzen zu Stambul im Jahre 1866, sowie in Wien im Jahre 1874 haben gegen die todten Kerbela-Pilger heftigsten Protest eingelegt. Umsonst! Es wurden damals verschiedene sanitäre Vorschläge in Bezug auf den Todtentransport gemacht, worunter als der originellste die von dem französischen Delegirten Dr. Fauvel proponirten Blechbüchsen, in welche die Leichen einzulegen wären, Erwähnung verdienen; aber das religiöse Vorurtheil hat sich nicht im mindesten darum gekümmert. Unter denselben Umständen und denselben Transportgepflogenheiten wie seit zwölf Jahrhunderten sind die stillen Karawanen auch im verflossenen Jahre wieder nach den heiligen Oasengräbern gezogen, nahe an 12000 todte Pilger mit sich führend, wie aus den Schätzungen der türkischen Behörden in Bagdad, dem Sammelplatze aller Todtenkarawanen, beglaubigterweise hervorgeht. Und in dem Augenblicke, wo ich diese Zeilen niederschreibe, sind diese Pilgerzüge bereits wieder auf der Heimfahrt begriffen, ihrer Todten ledig, denn um wenige Tage Unterschied mit unserem Kalender hat das große Aschura- oder Neujahrsfest in den geheiligten Städten stattgefunden und den Schlummergründen von Kerbela Tausende von Müden hinterlassen.

Das war eine wunderliche Pilgerfahrt, die ich einst, mit Tauschhändlerkram versehen, nach dem heiligen Kerbela gemacht, um nach alten Büchern zu stöbern und mir das „Wunder“ in der Nähe zu besehen. Ich habe diese wenigen Tage mit ihren seltsamen Beängstigungen und turbulenten Bildern Jahre lang in den Nerven nachzittern gefühlt. Die Fahrt von Bagdad

nach Kerbela nimmt einen und einen guten halben Tag Maulthierritt und eine Nacht im Pilger-Hane von Mussejjib in Anspruch. Das ist sehr wenig und sehr viel, wie man's eben nimmt und trifft. Bis zur ersten Raststelle, wo die vergoldeten Melonenkuppeln der beiden Kasim-Grabmäler winken, können jetzige Euphrattouristen die Pferdebahn benutzen, welche aus Midhad Paschas Zeiten stammt. Der Pascha wollte eine Eisenbahn nach Kerbela bauen, um die gefährlichen frommen Gäste jedesmal rascher los zu werden, doch Alles, was von diesem schönen Projecte zu Stande kam, ist die Pferdebahn nach dem ebenfalls bewallfahrteten Schiitenstädtchen Kasim, wo heute ein Bruder des Schachs in Verbannung lebt. Die sehr stattlich vertretene Zunft der Bagdader Kameel- und Maulthiervermiether, welche von den Kerbela-Karawanen durch Beistellung von Ersatzthieren großen Nutzen zieht, that ihr Möglichstes an Bagschischen, damit das „odiose" Bahnproject auf dem Papiere bliebe, wo es denn auch auf gut türkisch geblieben ist.

Wunderliche Pilgergruppen fallen uns ins Auge. Jedenfalls ist die Gesellschaft sehr gemischt. Der vornehme Vollblut-Alide von des Schah-in-Schah's Hofhaltung pilgert mit dem Niedrigsten aus der persischen Kesselflickerzunft in Basra, der hochfahrende Schriftgelehrte aus Täbris und Meschhed neben dem demüthigen Pilgrim von der Fieberküste des Germsir, der fürstliche Radscha aus Golconda mit dem bettelarmen Reisbauern aus den Kulam-Marschen. Die Bemitteltsten reisen bequem im „Tachte räwân" (persisch: wandelnder Thron), einer Art Portantine, für deren Ausschmückung die Lackmaler ihre ganze decorative Kunst entfalten; dies pompöse Vehikel, mit Vergoldung, Straußfederbüschen und Seidenpolstern ausgestattet, wird von zwei hinter einander schreitenden Kameelen oder Maulthieren getragen, von denen das rückwärtige den Kopf tief herabgekrümmt hält. Ein solcher Sänftenpilger führt Fackelträger, Kameelknechte, Zeltspanner und sonstigen Troß mit sich und versagt sich auch zuweilen nicht den seelenberuhigenden Luxus eines Leibderwisches und eines Mundschenkes, denn auf der Kerbelafahrt sind der braune Wein von Hamadan und alle guten Schiraz-Sorten ausnahmsweise erlaubt. Hinter einem Maulthiere, an dessen Ohren ein ganzes Schellenspiel klingelt, indeß ihm quer über den Rücken ein langes, spitz zugeschnürtes Bündel oder vielmehr ein Todter hin- und herbaumelt, reiten Frauen in bauschigen Seidengewändern, mit weißen Lappen verschleiert, je zwei auf einem Holzgerüste kauernd, unter dem Schutze eines schattenausgiebigen Regenschirmes; es begleitet sie auf schneeweißem Esel, dessen Ohren hennablond gefärbt sind, ein behäbiger Mann in dunklem Kaftan eng eingehülst, ein Weinhändler aus Schiraz, der Stadt des Weines, der Poeten und der Rosen. Die lebensvollen Gestalten dort im gelben langen Bauernrock auf den flinken Pferdchen sind Kaukasier; der wilde Gesell mit dem flatternden Haar, der barfuß seinem dürren Eselein nachtrabt, ist ein lurischer Fellahpilger; es bindet ihn ein Gelübde wegen Mißwachs, und er zieht fort mit der ganzen nackten Brut, die im Palmflechtkäfig auf dem Thiere hockt und am harten Gerstenfladen knuspert.

Wie funkelt's doch vom Metallknaufe jenes Reitzeltes! Drinnen lehnt halbverschleiert, kunstvoll bemalt, mit wohlverwahrter Nase, die Wittib des Perlenhändlers von der Bahrein-Insel, die ihren sattsam beweinten Ehegemahl mit frommer Hast in die Arme der Paradiesesjungfrauen führt, selbst aber — wie blitzt ihr junges Auge unter dem breiten Schwarzpulverstriche! — gewiß sich schließlich einen Tröster erpilgert. Ihr zur Seite wallfahrtet der Bettelmönch aus Herat, der vom Amuletenschacher und langfingeriger Gottesfürchtigkeit lebt. Er gehört zur Species jener Pilgermandatare, welche im Auftrage eines Kranken die Kerbelafahrt vollbringen, das ganze Jahr auf Karawanenwegen lungern und in so hohen Ehren stehen, daß von ihnen ein Nasenstüber wünschenswerther erscheint als der Handschlag sonst eines Gläubigen. Diese Allahgeliebten essen gestohlene Brocken aus vollen Schüsseln und schlemmen in der Mildthätigkeit ihrer Mitpilger; wo der Mundschenk eines vornehmen Wallfahrers zu finden ist, wissen sie allezeit am besten. Ihre Toilette besteht bisweilen aus mindestens 30 Ellen stacheliger Gebetschnüre, womit sie ihre Körper wie mit Mumien-Bandeletten umschlin-

gen; als „Raubabzeichen“ der Zunft tragen sie nicht selten den Schakalspelz. Der Alte dort in der Portantine ist ein Opiumhändler aus Mangalore; er bringt ein echt englisches Riechflacón nicht von der Nase weg und ist eine willkommene Beute für den grimmen Mönch; der hängt mit einem Sprunge dem hinteren Maulthiere am Halse, und während er mit der einen Mumienhand sich festkrallt, wirft er die andere mit der Bettelschale empor und zetert: „Für Hossein!“ Und der Mann aus Inderland, der sein todtes Töchterlein, sein Alterskind vielleicht, mit all ihrem liebsten Spielzeug nach der heiligen Stadt bringt, der hat eine barmherzige Hand.

Auf dem ganzen Pilgerwege von Bagdad nach der Stadt Hossein's und wieder zurück über Nedschef und Hille, dem Euphrathafen für Bagdad, sind festgebaute, massige Hans auf je zwei Karawanenstunden verstreut. Wir erreichten nach zehnstündigem Ritt den spärlichen Palmsaum des Euphrat, der hier bisweilen im Frühjahr die Wüste überfluthet. Jetzt im Juni (das Mond-Neujahrsfest begann genau am 29. Juni) lag der graue Fluß träge in seiner Ufermulde, und der Han von Mussejjib schaute hoch darüber hin. Hier war schlaflose Nachtrast beim Hungerlied des schwärmenden Schakals, der auch richtig, trotz der Kochfeuer, zu später Stunde in den Hof brach, während die Wächter Allarmschüsse abgaben. Diese Vagabunden der Wüste hatten eben allzu unbezähmbare Witterung von der leckeren Beute, die weit hinausduftete. Die meist thürlosen Zellen, welche im Stockwerk auf die Hofarkaden hinausgehen, sind wie bei allen Einkehrhäusern der Karawanenstraßen von absoluter Nacktheit, indeß kommt ihnen als decoratives Motiv die Fledermaus zu Statten, welche in gefälligen Guirlanden das schmutzig-graue Gemäuer schmückt. Dieses befremdliche Ornament jedoch, welches beim Leuchtspan schwirrend und pfeifend zerstiebt, verleidet die „behagliche“ Zelle und jagt den schlaflosen Pilger in die Hallen hinaus, wo das nächtliche Lagerbild mit seinen Lichteffecten und farbig dämmernden Schatten, seinen wilden Gestalten und seltsamen Gruppirungen, seiner selbst für den Orientgewohnten ungeheuerlichen Anhäufung von fremdartigen Elementen einen tiefen Eindruck hervorbringt. Durch den offenen Thorweg, wo die Wächter, querüber auf dem Rücken liegend, bisweilen leise Gebete wimmern, zieht der nächtliche Pilgersang gedämpft herein, nur von Zeit zu Zeit von rauhen Tönen gewaltsamer Inbrunst unterbrochen. Beim Kohlenbecken lagern Beter und Erzähler; mit weitgeöffneten Augen lauscht eine Gruppe langhaariger Afghanen auf die halbgesungene Weise eines blutjungen Gesellen; um zwei Escorte-Offiziere, die auf der Trommel Triktrak spielen, schleicht ein schäbiger Wanderpoet, eine Manuscriptrolle in der Hand. Abseits kauert eine Schar Wandermönche von unglaublicher Struppigkeit; einige, im Chor aufheulend, werfen ihre Arme zum Himmel empor, andere liegen, das Haupt zurückgelehnt, wie „mondbezaubert“. Welche Nacht! Ein Blick nach oben ist Lichtberauschung! Aus allen Sternen strömt's so mild, ein herrlich Blühen im Himmelsgarten, dessen Gründe wie Opal schimmern.

Ein rauher Trommelwirbel gab mit Sonnenaufgang das Zeichen zum Aufbruch. Vor der Schiff- oder vielmehr Schlauchbrücke — denn sie wiegt sich auf Ziegenfellschläuchen — staut sich der Pilgertroß, denn in der Nacht noch war neuer Zuzug gekommen, und der schmale schwanke Steg, dem manches Brett fehlt, ist nur vorsichtig und im Gänsemarsche zu beschreiten. Mit heiler Haut hinüber, machten wir Halt, um den seltsamen Uebergang des Zuges zu beobachten; es sah fast aus wie eine Furth, so schritten die Thiere hinter einander, gruppenweise, ganz nach Karawanenbrauch. Jetzt kam eine schwermüthige Psalmodie über den Strom gezogen, der Sing-Sang eines „Tschausch“ oder Führers eines langen Zuges, dessen Maulthiere Todtenbündel trugen. Horch! Ein Todtenlied! Je näher sie unserem Ufer kamen, desto voller schwoll uns die Weise ins Ohr, ein eintönig Klagen mit einem gellen Refrain:

„Sie schlafen gut die Todten, die schlafen in Kerbela . . .
O, Hossein, du Herrlicher!“

Nun ward der „Todtenherold“ — so nennt man die Führer — an der Spitze

der Seinigen sichtbar. Nicht die gefallenen Engel Arut und Marut können schöner sein, als dieser „Tschausch" gewesen! Es war ein wundervoller Jüngling auf herrlichem kurdischen Rappen, angethan wie ein Märchenprinz. Der enge brocatene Kaftan in Dunkelblau saß ihm knapp und fein, sein Gürtelkaschmir war wohl eine weiße Sclavin werth und von seinem hohen Kalpak warf ein edler Stein helles Feuer. Die jugendschönen Züge waren wie in hellen Bernstein geschnitten und sein kurzer Bart schimmerte etwas ins Violette. Er hatte die Augen zum Morgenhimmel aufgewendet und die beiden blendend weißen Hände hoch emporgehoben, so daß sie wie durchsichtig schienen. Wie ich später hörte, war dieser Todtenführer der Sohn eines Tempelwächters aus Kum und brachte sein junges Weib nach Hossein's Friedensreich. Als sein Zug über die Brücke herüber war, bliesen die vorderen Maulthierknechte auf langen Rohrflöten eine seltsam rhythmische, beflügelnde Schalmei, einige Pilger begannen ein fast traumhaftes Gesumme, das jedoch bald zu einem psalmodirenden Lobgesang anschwoll, aus welchem fort und fort der Name „Hossein" mit wilder Inbrunst in die Lüfte emporschlug.

Gen Mittag stiegen am Oasensaume dicht neben einander zwei glänzende Kuppeln auf, deren hoch aufgesteckte Neumonde in der dunstigen Ferne wie goldene Vögel mit ausgebreiteten Flügeln erschienen. . . Kerbela! Der Anblick Mekka's und der sieben Gebetrufsthürme, welche die Kaaba umklingen, wirkt, sagt man, mit elementarer Macht auf die gottberauschten Pilgermassen; ich zweifle jedoch, daß es den Hadschi so gewaltig erfaßt wie den Kerbelai, dessen Jubelruf in Thränen, wenn seine heilige Stadt in Sicht kommt, der erschütterndste Aufschrei menschlicher Glaubensinbrunst sein dürfte. Der beseligte Wahnsinn der Wallfahrer Hossein's spottet jeder Beschreibung, ihre Thränen brechen unter wildem, krampfhaftem Schluchzen hervor und niederstürzend, wühlen sie das überströmte Antlitz tief in den glühenden Boden ein. Von jetzt ab versiegen Gebet und Bittgesang keinen Augenblick mehr auf ihren Lippen, bis sie das „grüne" Thor erreichen, wo die türkische Besatzung der heiligen Stadt die Erlegung der letzten Pilgertaxe heischt. Palmhaine und verwilderte Orangenpflanzungen verkünden die Oase, in deren Schatten der Tod überall seine Müden hingebettet hat.

Die Stadt des „Wunders"! Der erste Anblick, nachdem man das genannte Thor passirt, ist nichts als Getrümmer und Verwahrlosung; ein ganzer Stadttheil liegt da in Ruinen. Ueber dieser Welt voll Schutt und Leichensteinen — denn rings um Kerbela und tief in die Stadt hinein ziehen sich Friedhöfe — brütet Todesschweigen. Man behauptet, daß die wilden Orangen aus den kerbelaitischen Hainen so etwas wie einen Modergeschmack spüren lassen, was am Ende nicht gar so unbegreiflich wäre, nachdem die Pflanzungen mitten aus dieser Anhäufung von todten Leibern herauswachsen. Durch diese erste Todtenzone winden sich die Pilgerzüge mit eigenthümlicher Scheu, die selbst das fromme Gemurmel auf den Lippen einen Moment verstummen macht, so daß man nur das Keuchen der Thiere, das Schluchzen einzelner Fanatiker und etwa noch das Zirpen der Grille vernimmt. Ein Zweig von dem ansehnlichen Canale, den einst der Abbasside Mutawakkil, der Plünderer der schiitischen Heiligenstadt im neunten Jahrhundert, vom Strome herüberleiten ließ, um das Grab des verhaßten Aliden zu überschwemmen, trennt das lebendige Kerbela von den nach Nordwesten am weitesten gedehnten Todtenfeldern. Doch der heranströmende Euphrat, erzählt die Legende, wich scheu vom Sarkophage des Prophetenenkels zurück und die Fluth versiegte — was im Hochsommer gewiß kein besonderes Wunder war —, worauf ein paar Jahrhunderte später Hassan, der Pascha von Bagdad, die versandete Canalrinne wieder ausgraben und Aschref, der Höfling, das abbassidische Werk wiederherstellen ließ und zwar mit dem Golde, das er dem letzten Soffiden-Könige gestohlen. Die früher, nach den geborstenen Quadern zu schließen, gewiß schöne, aber jetzt ganz verfallene Brücke über den Canalarm, welcher, die Oase umschlingend, wieder nach dem Strome zurückgreift, verdankte ebenfalls einer Gewissensregung ihr Dasein, denn ihre Stiftung wird

einer indischen Courtisane zugeschrieben, welche dem Maharadscha von Bischapur über Alles „theuer“ gewesen.

Die Oasenstadt ist düster, winkelig, zur Aschura in einer Weise übervölkert, als sollte ihr Mauerpanzer von den Menschenmassen auseinander gesprengt werden; das Gewühl jedoch in der Moscheengasse spottet jeder Beschreibung. Wenn das Gespenst der „heiligen“ Pest — in Kerbela so genannt, weil dem Pestopfer auf geweihter Erde die ewige Wonne zu Theil wird — die Oase beschleicht, so greift es zuerst mit seiner gierigen Hand in diese dicht mit Bewohnern vollgestopfte Gasse hinein und holt sich die erste Sättigung heraus. Kaum daß man ohne Lebensgefahr vorwärts kann in dieser dichten Masse von Pilgern, Bettlern, Dromedaren, Maulthieren und lungerndem Gesindel, das nach den Brocken vom Tische des Heiligen schnappt. Hier und da fällt dämmeriger Schein auf den verschlungenen Knäuel; es sind Votivnischen, die sie in die fensterlosen Mauern gebrochen und mit farbigen Papierlaternen geschmückt haben, hinter welchen in grellen Widmungsbildern der symbolische Löwe Ali's und des Khalifen geheimnißvolle Hand mit ihrem „wissenden“ Finger grüßen.

Hossein's Grabmoschee ist in Häusermassen eingekeilt. Als der Wahabitenkönig Saud im Jahre 1801 mit 20000 Reitern die heilige Stadt erstürmte, ward der verglaste Vorbau der Moschee sowie deren weithin sichtbare Lasurkuppel zertrümmert und blieben nur die Grundmauern stehen, welche bei dem auf Kosten des Schachs und mehrerer indischer Fürsten wieder aufgeführten, von zwei Domen bekrönten Baue benutzt wurden. Auch der in spätpersischem Stil wiederholt restaurirte Säulenhof, sowie das hochberühmte goldknaufige Minaret, die „Leuchte der Einöde“ genannt und aus der Bujidenzeit stammend, fiel der Zerstörung anheim, wurde jedoch nicht wieder aufgebaut. In jener Nacht, erzählen die schiitischen Khazaël-Beduinen, flammte das brennende Minaret wie eine Riesenkerze weithin, wahrhaft eine „Leuchte“ der Wüste, und das Gold schmolz vom Knauf, der so hoch ragte, daß ihn die Sterne umkreisten. Heute umgeben offene, in modern-persischer Barocke gehaltene Arkaden, deren Säulenschäfte und Kuppelhauben vergoldet sind, den Tempel. Hier im Hofraume finden die Passionsspiele statt, von denen ich weiter unten ein Wort sagen werde. Nicht oft mag es einem Andersgläubigen geglückt sein, in das eigentliche Heiligthum, die Grabcapelle des Prophetenenkels, vor der Zerstörung einzudringen. Karsten Niebuhr war vor 115 Jahren so glücklich und konnte wenigstens flüchtige Daten über die Capelle liefern. Sie bildete, um mehrere Stufen tiefer als die Moschee gelegen, einen Nebenchor im Anbau an dieselbe. Der Untergang dieser prächtigen Todtenhalle wird von den Schismatikern am bittersten beklagt. Goldene Ampeln kreisten in der Wölbung, die auf den Marmorknäufen von vier mächtigen Pfeilern ruhte; ein halbes Tausend Straußeneier streuten milden Glanz in die Halle; das Wandgetäfel war mit Goldplatten durchflammt, wo allenthalben der Namenszug Hossein's in Juwelenschrift strahlte. Ueber der marmornen Schließplatte der Gruft stand der hoch aufgethürmte Katafalk des Prinzen mit sieben indischen Shawls und einer perlgestickten Sargdecke umhüllt, zu deren Herstellung alle schiitischen Könige beigetragen und an der man ein halbes Jahrhundert gestickt hatte; zu Häupten schattete das grüne Banner der Aliden. Alles ward von den Hochländern geplündert, insbesondere auch die kostbaren Waffenstücke, womit die Wände und Pfeiler der Moschee ausgeschmückt waren. Die Perlendecke soll König Saud mit eigener Hand herabgerissen haben als Geschenk für seine Tochter. Von den tiefgelegenen Verließen, wo sich die berühmte Schatzkammer des Heiligen birgt, welche die Wahabiten nicht finden konnten, weil sie in blinder Beutegier die Wächter niedergestoßen, ehe diese das Geheimniß des Zugangs verrathen konnten, erzählt die schiitische Ueberlieferung so viel Wunderbares, daß es der Wiedergabe entschlüpft. Beglaubigt scheint einigermaßen, daß in der geheimen Schatzhalle der Gebetteppich Fatma's in einem Bernsteinschreine und das Siegel Hossein's in einer Kapsel aus „jessr“ (Schwarzkoralle) aufbewahrt werden. Unter den talismanischen Raritäten figuriren ein mauretanischer Chrysolith mit kabbalistischer Inschrift, welchen der

letzte Fatimide in der libyschen Wüste gefunden, und der berühmteste Schutzhort gegen Schlangenbiß, jenes mit euphorbiengrünen Smaragden incrustirte Rhinozeroshorn, welches einst Mahmud, der Ghaznevide, aus dem Hindutempel von Mahadeva geraubt. Verschwenderische Geschenke fließen seit Menschenaltern in diese heilige Sparbüchse, so daß, sagt man, in Hungerjahren ganz Iran auf Kosten Hossein's leben könnte.

Im Moscheenhof herrscht betäubendes Treiben, denn alle Pilger wollen auf einmal zum Rutschpfade gelangen, der zum Tempelthore führt. Wer am Abend seiner Ankunft in Kerbela das vergoldete Gitter berührt, welches die Grabcapelle von der Moschee trennt, der hat Asylrecht und ist pestgefeit. Und dieser Zauber wird sehr angestrebt, wenngleich die Pest an so geweihter Stätte den Befallenen zum Himmelsmärtyrer macht. Man umdrängt sodann die Gauklerbuden und Schaukäfige der zugereisten Thierbändiger, worunter sich Hyänenbesitzer aus dem Hauran befinden, die ihren Thieren groteske Tänze gelehrt haben. Zelte werden ringsum geschlagen für die reichen Pilger und vornehmen Perser, von welch letzteren ziemlich viele hier in Verbannung leben, denn wir dürfen nicht vergessen, daß die heilige Stadt auch ein Asyl der Malcontenten ist, welche mit der Kadscharen-Dynastie auf gespanntem Fuße stehen. Die Zelte werden mit Kaschmirshawls, Brocaten, Thierfellen, Panzerhemden und Waffenstücken ausstaffirt.

Unter den Säulenhallen haben sich die Wallfahrtsindustriellen ihr Heim geschaffen: der orthodoxe Bücherkrämer, der an straff gespannten Schnüren frommgepinselte Votivblätter unter der Obhut des „Löwen Ali's“ aufgehängt hat; der Blechner, der mit seinen Blechflaschen für geweihtes Kerbela-Wasser klappert; der Petschierstecher, der mit dem lang hinausgesungenen Worte: „Kerbelai ... i ...“ die Wallfahrer anlockt, um ihnen das hochadelnde Wort in den Siegel einzugraben; der verschmitzte Mollah, der wunderthätige Pastillen aus kerbelaitischer Erde verkauft, mit Abläßen und Todtenpässen schachert, Gräber vermiethet und das Gebet nach der Elle oder vielmehr Gebetschnurlänge feil hält; der Todtenwäscher, der auf frischgefallene Leiber lauert; das fieberäugige Taubenmädchen, das mit schwermüthigem Gesang Futter für die heiligen Tauben verkauft; der Reliquientrödler, der die Garderobe und Amulette verstorbener Pilgrims ausgröhlt; der Tempeldiener, der mit spitzem Blick und langen Fingern nach frommer Beute späht; und endlich die zudringliche Schar der Miethbeter, von denen mehrere, je eine Säule umlagernd, mit rollenden Augen und gewaltsamer Inbrunst ihre Betwuth kundgeben. Ein riesiger Leuchter aus getriebenem Metall, aus dessen Tulpenkelchen farbige Kerzen rauchen, bezeichnet einen Rutschpfad aus weißen Marmorfliesen, welchen der Pilger auf den Knieen zurückzulegen hat. Rechts ab führt er zu der berühmten Cisterne, aus welcher, wie die Legende will, an Tagen der Gefahr die Stimme eines geheimnißvollen Warners ertönen soll, der jedoch, scheint es, weder von den plünderischen Absichten des Abbassiden noch des wahabitischen Großemirs zum Voraus unterrichtet worden war. Auf das Metallgeländer der Cisterne gelehnt, ruft dann ein Heiligendiener das Gewand des Märtyrers zum Verkaufe aus, denn ein solcher Rock soll gegen alle Krankheiten schützen.

Des Abends beginnt das Passionsspiel zum Gedächtnisse des Alidenprinzen, wobei wir natürlich auf Mitwirkung weiblicher Kunstkräfte verzichten müssen. Das Schicksal Hossein's und seiner Getreuen entfesselt die ganze Glaubenswuth des schiitischen Publikums. Es wird gejammert und gezetert zum Steinerühren. Hossein, von seinen Angehörigen umgeben, wankt halb verdurstet über die Bühne, welche die Wüste bedeutet. Die Schauspieler in Frauenmänteln, welche den von Hunger und Entbehrungen abgemagerten Harem dieses Unglücklichen vorstellen, zerraufen sich die Haare, den Helden anflehend, daß er sich an ihrem Blute labe. Daß er sich dazu nicht verstehen will, ruft im Publikum einen Paroxismus von Schmerz hervor. Lurische Derwische und Heulmönche beginnen einen Fackeltanz um die Bühne; zähnefletschend wirbeln sie dahin, Blutschaum auf den Lippen, die verzerrten Gesichter mit Dolchen bespickt. Plötzlich gellt ein Freuden-

ruf! Das Geheul schlägt in Dankesjubel um, denn Wüstengeister haben den Verschmachtenden Wasserschläuche zugeschleppt. Es folgt nun die bewegte Scene der Durststillung; dann aber wirbeln die Pauken und erscheint mit weißem Kriegsbanner die Mörderschar. Der Darsteller des Feldhauptmannes schwebt allezeit in Lebensgefahr, denn die Pilger sind so fanatisirt, daß sie den falschen Obeidullah massacriren würden, wären nicht die Wachsoldaten bei der Hand, die hier immer Perser sein müssen, da sunnitische Soldaten nicht geduldet würden. Schließlich klettert der „Löwe" — ein biederer Löwenhäuter — auf die Bühne, welcher sich zu den Füßen des nach erbitterter Gegenwehr erschlagenen Prophetenenkels niederkauert.

In der ersten Aschuranacht beginnen sie die Beisetzung der zugereisten Todten, welches Bestattungsfest volle zehn Nächte dauert. Die erste Nacht ist die günstigste, und die Todtenbesorgung wird zugleich als Freudenfest gefeiert. Die gesuchtesten Plätze auf dem kerbelaitischen Centralfriedhofe sind die nächst der Moschee am Canal; ein kleiner hochheiliger Schlummergrund liegt nach Aufgang hinter dem Hofe, auf dessen mit Gold bezahlte Grabstätten, wie die schiitischen Imams sagen, der „Schatten der Kuppel fällt". Während die Frauen gefüllte Wasserkrüge und Gerstenfladen an den Leichensteinen niederlegen, in die Gitter frisches Palmreis eingeflochten wird und Ambra und Sandelholz in dampfenden Häuflein aufglühen, schleichen die Leichenbeter psalmodirend durch den Todtenhain. Die Zunft der Klageweiber, die von den wohlhabenden Pilgern gedungen wird, um die schon vor Monaten heftig beklagten Abgeschiedenen mit neuem Aufwand von frommem Geheul dem „schwarzen" und „blauen" Engel zum Verhör zu überantworten, arbeitet mit lungenkräftigster Gewissenhaftigkeit, und die Gottesäcker hallen von Wehegeschrei wieder, in welches sich jedoch die Freudenrufe Jener mischen, die ihrer Todten in heiliger Erde schon ledig geworden. Sobald ein Abgeschiedener in die oft kaum drei Fuß tiefe Grube versenkt worden, schwingt sich ein heller Ton in die Lüfte oder vielmehr vernimmt man, wie die schiitischen Legendare sagen, das helle Klingen der Erzthore des Paradieses, welche zum Empfang des Kerbelai freudig aufspringen.

Wer es zur Aschura zwei Tage in der mit lebendigen und todten Leibern vollgestopften heiligen Schiitenstadt ausgehalten, ohne, wenigstens in der Einbildungskraft, jenes leise, böse Frösteln verspürt zu haben, womit die Pest im Blute zu rumoren beginnen soll, der ist schon ein furchtloser Mann, es wäre denn, daß sein Muth zum Theil auf eine absolute Empfindungslosigkeit seiner Nase zurückgeführt werden müßte. Fieberanzeichen werden sich indeß fast immer einstellen, und dann ist's wohlgerathen, dem Todtenlande und dessen Oasengräbern Lebewohl zu sagen, es wäre denn, daß man in seiner müden Seele martyrologische Gelüste verspürte und am Ende bei Hossein bleiben wollte bis zum Tage der „Angst". Wir Ungläubigen machen uns denn auf den Weg, wenig gelaunt, auch das heilige Nedschef zu besuchen, dessen beide Gebetrufthürme wir von der Brücke von Hille aus am rechten Euphratufer durch den Wüstendunst herüberschimmern sehen. Und vom helleren Liede heimkehrender Pilger begleitet, das nach vollbrachter frommer Pflicht fast wie froher Saitenklang ertönt, erreichen wir die großen Dattelspeicher auf der Bagdader Straße. Längst ist der Sing-Sang in die Einöde verweht, und die heilige Oase versinkt am glühenden Abendhorizonte...





Literarische Mittheilungen.

Hettner's Deutsche Literaturgeschichte.



Das Gebiet der Literaturgeschichte zeigt gegenwärtig lebhafte Bewegung. Nachdem die ersten Versuche der Aufstellung und Gliederung des gesammten Stoffes seit Gervinus' bedeutendem Wurf hervorgetreten sind, ist auch dieses Arbeitsfeld der Detailforschung, der Bearbeitung seiner kleinsten Partien übergeben worden. Es ist der Gang, den wir auf allen Gebieten der historischen Forschung heute gewahren; der Gang, der gleicherweise durch die Natur historischer Forschung wie durch den Wechsel der Epochen im deutschen Geiste vorgeschrieben war. Breite, das Detail feststellende Empirie ist in den historischen Wissenschaften heute das Gepräge deutscher Arbeit, wie sie es in den Naturwissenschaften vor der Entdeckung des Gesetzes der Erhaltung der Kraft und der Aufstellung der Darwin'schen Hypothese war: diese beiden letztgenannten Ereignisse haben eine neue, soll man sagen naturphilosophische oder das Naturganze umfassende Bewegung angebahnt und den bisherigen Charakter der naturwissenschaftlichen Untersuchung in dem letzten halben Jahrhundert deutscher Arbeit geändert.

Unter den Altmeistern, welche durch systematische Gliederung des Stoffes das Studium der Literaturgeschichte begründeten und den Zusammenhang in dem Gewirr der Detailforschung erhalten, haben wir Gervinus, Koberstein und Wackernagel verloren, Julian Schmidt und Hettner nehmen in ihren sich immer wieder verjüngenden Werken von den Ueberlebenden in dieser das Ganze umfassenden Richtung die leitende Stellung ein.

Wir begrüßen es daher als höchst willkommen, daß Hettner aus seiner Geschichte des 18. Jahrhunderts die deutsche Literaturgeschichte dieser wichtigsten Epoche ausgesondert hat und in dritter Auflage uns auch als ein selbständiges Werk darbietet: **Geschichte der deutschen Literatur im achtzehnten Jahrhundert.** Von Hermann Hettner. Separatabdruck aus Hettner's Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts. In vier Bänden. Dritte umgearbeitete Auflage. (Braunschweig, Vieweg & Sohn.)

Die Stellung, welche das berühmte Werk Hettner's in der Bewegung der Literaturgeschichte als Wissenschaft einnimmt, ist dadurch bedingt, daß Hettner die Behandlung der Literatur als des geistigen Gesammtlebens einer Nation am strengsten durchgeführt hat. Es wird Schlosser's unvergängliches Verdienst bleiben, eine solche Behandlung der Literatur als eines Ganzen, ausdrücklich sich stützend auf die Romantiker, als eines der fruchtbarsten methodischen Mittel der Analyse eines Volksganzen durchgeführt und die Grundlinien der Geschichte des geistigen Lebens der wichtigsten europäischen Nationen auf Grund dieser seiner Untersuchungen mit Meisterhand gezogen zu haben. Auf seinen Schultern stand Gervinus; was er geben wollte, was er nach den Grenzen seiner Kenntnisse geben konnte, war doch nur eine Geschichte der poetischen Literatur, in diesem allgemeineren Culturzusammenhange gedacht. Julian Schmidt war der Erste, welcher ein Bild der geistigen Gesammtbewegung in unserer Nation zu zeichnen unternahm und die Grenzen, die Gervinus seiner Behandlungsweise gesteckt hatte, durchbrach. 1856 kam dann Hettner mit dem ersten Bande seiner Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts, welcher die englische Literatur zum Gegenstande hatte.

Der Mittelpunkt dieses Buches, die Einheit, unter welcher das achtzehnte Jahrhundert und seine Literatur begriffen wird, ist die Aufklärung. „Wissenschaftlich ist das achtzehnte Jahrhundert das Zeitalter der deutschen Aufklärung, die Befreiung vom Buchstaben oder, um mit Kant zu reden, der Ausgang des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmün-

digkeit; künstlerisch ist es die Erstrebung einer eigenen, selbständigen Kunst und Dichtung, die Eroberung eines idealen und doch volksthümlichen Stils, dessen Verwirklichung sich zuerst in Lessing und alsdann in seiner höchsten Vollendung in der schönen und freien Dichtung Goethe's und Schiller's darstellt. Es ist daher, wenigstens für Deutschland, ein durchaus richtiger Ausdruck, wenn man das achtzehnte Jahrhundert die bewußte Wiederaufnahme und Fortbildung der in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts gewaltthätig und vorzeitig abgebrochenen großen Reformationsideen genannt hat." Wenn auch diese letztere Ansicht fraglich ist, wenn auch in ihr verkannt wird, daß die Reformation eine positive christliche Bewegung war, welche als solche in ihrem Jahrhundert ablief, während das achtzehnte Jahrhundert in einer ganz anderen Richtung sich bewegt: das Andere, daß auch das deutsche achtzehnte Jahrhundert um den großen Gedanken der Aufklärung gravitirt als um die Centralsonne des Jahrhunderts überhaupt, ist unstreitig richtig.

Der Anfang dieser Geschichte der großen deutschen Geisteskämpfe ist für Hettner die entwickelungskräftige Vorgeschichte, welche in den letzten Jahrzehnten des sechzehnten Jahrhunderts liegt, den Abschluß bildet jenes classische Zeitalter der deutschen Wissenschaft und Kunst, in welchem sich, was von der fortschreitenden Aufklärung erstrebt worden, durch Kant, Goethe und Schiller siegreich erfüllte.

Demgemäß behandelt der erste Band als Vorgeschichte so zu sagen die Entwickelung vom westfälischen Frieden bis zur Thronbesteigung Friedrich's des Großen, 1648—1740. Schon mit 1720 beginnt in der Philosophie und Theologie der Rationalismus sich Ansehen zu verschaffen, beginnt in der Dichtung der Einfluß Englands sich geltend zu machen. Der Gegenstand des zweiten Bandes wird von Hettner als das Zeitalter Friedrich's des Großen bezeichnet. Die Methode ist eine Zerlegung des Zeitraums und eine Theilung der wissenschaftlichen Cultur in die zusammenwirkenden Einzelgebiete. So erhält Hettner gewissermaßen die Einzelbewegungen, aus denen er die Totalbewegungen zusammensetzt. Fassen wir z. B. die Entwickelung vom Beginn des siebenjährigen Krieges bis zur Sturm- und Drangperiode in seiner Darstellung ins Auge! Er sondert zuerst die Popularphilosophie und den theologischen Rationalismus als eine einheitliche Bewegung aus, deren Elemente ihm die populären Philosophen, der sich entwickelnde Kant, der von Semler getragene theologische Rationalismus, die Erziehungs- und Volksliteratur und — die Illuminaten bilden. Eine zweite Bewegung verfolgt er in Politik und Geschichtschreibung, wie sie neben dieser ersten hergeht, eine andere in der Aesthetik und Kunstgeschichte. Diese Bestrebungen zusammen bilden die wissenschaftliche Gesammtströmung, welcher alsdann die Bewegungen in der Dichtung und in den übrigen Künsten gegenüberstehen. Innerhalb dieses allgemeinen Rahmens treten uns nun die Einzelpersonen in höchst feinsinnigen Charakteristiken als bewegende Kräfte entgegen: gerade für ihre Darstellung hat er ein außerordentliches Talent. Denn Hettner ist eine künstlerische Natur, Formirung des Stoffes ist ihm naturgemäße Thätigkeit, und abgerundete, vollendet gegliederte Darstellung ist ihm eigenstes Bedürfniß und hervorragende Gabe: nicht umsonst begann er mit Geschichte der bildenden Kunst und ist noch heute in seinem Amt wie in seinen Studien eifrigst mit ihr beschäftigt.

Das classische Zeitalter der deutschen Literatur, seine Vorbereitung in der Sturm- und Drangperiode, seine volle Verwirklichung in dem Ideal der Humanität, das ist das große Thema des dritten Bandes, der in zwei Abtheilungen, gemäß der eben angegebenen zeitlichen Scheidung, sich darstellt. Kant — Goethe — Schiller: das ist der gewaltige Hauptinhalt dieses Bandes. In dem Begriff des Ideals der Humanität hat Hettner ohne Frage richtig das allgemeinste Ziel ihrer Geistesarbeit bezeichnet. In diesem Sinne sind denn auch, wie dies öfter z. B. von Virchow in seinem geistreichen Werk über Goethe als Naturforscher u. A. geschehen ist, das Ende der Wirksamkeit Goethe's und der zweite Theil des Faust zu einem wirksamen Schluß des Werkes verknüpft. Heute, wo die Frage nach der dichterischen Kraft des Goethe'schen Hauptwerkes in seinem zweiten Theil durch die Aufführungen desselben in Weimar und an anderen Orten in ein neues Stadium getreten ist, werden diejenigen, welche diese Aufführung sahen, kaum das scharfe Urtheil Hettner's über das Werk unterschreiben, dessen Ausführungen in diesem Falle doch Bedenken erregen; sie sind ein Ausdruck der tiefen Abneigung gegen allegorische Dichtung, welche Vischer eine Zeit lang als Bannerträger der frischen, „realistisch-gesunden", ästhetischen Richtung in den stärksten, man möchte sagen terroristischen Ausdrücken geltend machte; jedoch wird die Thatsache, daß dieser Form von Poesie einige der höchsten menschlichen Schöpfungen gerade angehören, durch diese „gesunden Theorien" nicht abgeändert. Das Factum ist, die Theorie, welche die symbolische Poesie verwirft, ist blaß, und diese symbolische Poesie ist eine gewaltige Realität. Die älteren Hegelianer waren im Recht gegenüber Vischer. Noch weniger sind wir im Stande, in Bezug auf die weiteren Auseinandersetzungen von Hettner seiner Verurtheilung des fünften Actes der Dichtung zuzustimmen.

Es giebt vielleicht in der ganzen deutschen Literatur keine Scene (von Wallenstein abgesehen), welche an tragischer Größe und eindring-

lichster Gewalt mit dem Tode des Faust verglichen werden könnte; wir lassen uns durch die Thatsache, daß Menschheitsgeschichte und Geschichte eines Individuums sich in all' diese Erfindungen mischen, nicht abschrecken: gerade hierauf beruht es ja, daß sich vor unseren Augen so zu sagen diese Gestalt ins Ungeheure dehnt, daß das Schicksal der Welt uns in ihr erschüttert; eben die hier stattfindende Discontinuität giebt Ahnungen des Höchsten. Das ist hier so, wie es im Prometheus des Aeschylos, wie es in der göttlichen Komödie ist.

Doch das sind Einzelfragen, welche bei verschiedenen Forschern eine verschiedene Entscheidung finden mögen und deren Beurtheilung durch den individuellen Geschmack mitbedingt ist. Sehen wir auf das Ganze, so haben wir in diesen vier Bänden die reife und in schöner Form sich darbietende Frucht der Lebensarbeit eines echten Literarhistorikers vor uns.

Literarische Notizen.

Seegeschichten. Kleine Dichtungen von Heinrich Kruse. Stuttgart, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

In diesen kleinen Epen hat Kruse die angeborene kräftige humoristische Ader, welche in seinen Dramen, der Dichtungsart gemäß, nur intermittirend hervorspringt, in ununterbrochen munterem Strome fließen lassen. Es sind köstliche Geschichten, die er uns hier so einfach schmucklos erzählt, daß man die Kunst kaum merkt. Und doch muß man sagen: sie werden vielfach köstlich nur durch diese im Verborgenen schaffende Kunst. Denn die Stoffe sind wahrlich die bescheidensten von der Welt: außer ein paar kleinen Abenteuern und Erlebnissen, die auf specielle Rechnung des Erzählers kommen, zumeist Schiffer-Dönchen, wie sie da oben im Schwange und Jedermanns Eigenthum, landläufige, aber völlig legitime Kinder jenes ehrbar-drolligen, behaglich-pfiffigen, gutmüthig-schlauen, echt norddeutschen Humors, dessen aus dem süßen Broden frischgepflügter Brache und dem herben Anhauch salzigen Seewassers gemischtes Parfum immer von der Blume steifen Grogs mehr oder weniger durchwürzt ist, und welcher dem so köstlich mundet, der — ihn zu würdigen und zu genießen versteht. Zu solchen Genußfähigen aber gehören glücklicherweise — Dank Fritz Reuter, Klaus Groth und ihrem Gefolge — heutzutage sehr viel mehr Menschen, als denen die blaue Ostsee oder das graue Nordmeer die Wiegenlieder gesungen. Auch hat es der Dichter der „Seegeschichten“ dieser großen exoteren Gemeinde noch besonders leicht gemacht dadurch, daß er auf sein heimisches Idiom verzichtete. Es mag ihm schwer genug geworden sein: was für den Fisch das Wasser, ist für norddeutsche „Läuschen und Riemels“ das liebe alte Platt. Gab er aber einmal das Platte auf, so ließ er — wir glauben: consequenterweise — auch die „Riemels“ fahren und wählte den reimlosen Vers, in welchem die Ilias und die — Batrachomyomachie gedichtet sind. Und da ist es nun lustig zu sehen, wie sich unter des Dichters geschickten Händen der ehrwürdige Hexameter, ohne seinen metrischen und rhythmischen Pflichten das Geringste zu vergeben, so gutmüthig nach dem drolligen Inhalt streckt und dehnt und die komische Wirkung vermehren hilft.

Fehlen nun so und mußten so die „Riemels“ fehlen, die „Läuschens“ sind Gott sei Dank geblieben, wie man in „Das große Schiff“, „Die Juister“, „Die Springstange“ u. s. w. u. s. w. des Näheren nachlesen mag.

Oder besser: sich vorlesen lassen mag, von einem guten Vorleser, einem solchen nämlich, der, wie der Dichter, nie das ehrbare Gesicht verzieht und doch „den Schalk hinter ihm“ hat.

Dichtungen von Alfred Meißner. 3 Bde. (Leipzig, F. W. Grunow.) Diesen Gedichten gegenüber befindet sich die Kritik in sehr angenehmer Lage — sie braucht nur an ein längst feststehendes literarhistorisches Urtheil anzuknüpfen, das in Alfred Meißner einen der hervorragendsten deutschen Lyriker feiert. Von der Blüthezeit der österreichischen Lyrik an bis in unsere Tage hinein — also in einem Zeitraum von nahezu vierzig Jahren — hat sich dieses Urtheil herausgebildet; schon die ersten im Jahre 1845 erschienenen „Gedichte“ stellten Alfred Meißner sofort in die erste Reihe der Zeitgenossen; man verglich ihn mit Byron, mit Lenau, man pries den Schwung und das Feuer seiner Poesie, ihre sinnliche Gluth und üppige Bilderfülle, ihre Formvollendung und ihren Gedankengehalt. Und während von den Kampfgenossen jener Dämmerungszeit nur noch wenige gekannt und gelesen werden, erschien von den Gedichten Meißner's Auflage um Auflage. Die vorliegende, besonders prachtvoll ausgestattete umfaßt das ganze poetische Schaffen des Dichters von 1845 bis 1871, und man kann in diesen zwei Bänden den Werdeproceß eines nicht gewöhnlichen Dichtertalents, seine schöne Abklärung von bacchantischer Kampfeslust zu wohlthuender Resignation deutlich verfolgen. Den dritten Band füllt die lyrisch-epische Dichtung „Ziska“ aus. Sie erinnert vielfach

in Inhalt und Form an Lenau's „Albigenser“ und darf diesem Werke wohl auch ebenbürtig an die Seite gestellt werden. Als das Motto der Dichtung, in der Alfred Meißner seine Weltanschauung und Geschichtsauffassung am klarsten und hinreißendsten ausspricht, dürfen die Verse des „Eingangs“ gelten:

„So lang' des Zeitenwebstuhls Arme weben,
So lang' die Menschheit lebt von Pol zu Pol,
Bleibt Trauerspiel das große Völkerleben
Und hat ein Schwert zum ewigen Symbol!“

Gedichte von Ernst Scherenberg. Zweite Auflage. (Leipzig, Ernst Keil.) Auch diesem Dichter ist bereits die kritische Werthschätzung und ein Ehrenplatz auf dem Parnaß deutscher Poesie zu Theil geworden. Seine Gedichte zeichnen sich durch besondere Wärme des Gefühls und den Wohllaut der Form aus. Ein inniges poetisches Empfinden, eine edle patriotische Begeisterung durchzieht sie alle — ein milder Hauch von Wehmuth und Resignation lagert über ihnen und verleiht der Poesie Scherenberg's eine besonders anziehende Eigenart. Von hohem Werth und seltener Schönheit, tief und zart empfunden sind namentlich die Lieder der „Heimath“ an das „grünschimmernde Eiland, von schäumenden Wogen — in ewigem Wechsel umrauscht und umzogen — wo die Wiege des Knaben einst stand“, die „Zeitgedichte“, die Scherenberg zu einem der beliebtesten unter den jüngeren deutschen Dichtern gemacht haben, und namentlich der Liedercyklus „Verbannt“. In diesem kleinen Epos — einer der herrlichsten Blüthen politischer Poesie — schildert der Dichter die Schicksale eines Deutschen, der in den Kämpfen für die Freiheit des Vaterlandes gefangen wurde, dann verbannt nach Amerika entfloh, dort aber die heißersehnte Ruhe und den Frieden nicht fand, weil er die theure Heimath nicht vergessen konnte. Als die Kunde von der neuen Erhebung seines Volkes zu ihm dringt, ist er bereits zu alt, um sich wieder am Kampfe zu betheiligen; aber sein Sohn kehrt in das Vaterland zurück — er selbst stirbt im Frohgefühl, daß seiner Heimath Freiheit und Freude beschieden sind und daß sich Deutschlands Zukunft reich erschließen werde. Dies Alles schildert Scherenberg in einem Cyklus von fünfzig Gedichten, die, bald weich und wehmüthig, bald zornig und kräftig, des tiefsten Eindruckes auf jedes poetisch empfängliche Gemüth nicht verfehlen können und von bleibender Wirkung sein werden.

* * *

Reisebriefe aus Deutschland, Italien und Frankreich. Von Fanny Lewald. (Berlin, Otto Janke.) Die Beobachtungen und Eindrücke, die die hervorragendste deutsche Schriftstellerin während einer anderthalbjährigen Reisezeit hauptsächlich in Italien, dann aber auch in der Schweiz, in Frankreich und Deutschland gesammelt, sind in diesem stattlichen Bande zu einem Ganzen vereint. Von den italienischen Reisebriefen war ein großer Theil zuerst in den „Monatsheften“ abgedruckt, und die Leser erinnern sich dieser Beiträge gewiß noch mit vielem Vergnügen. Fanny Lewald ist vor Allem durch ihre klare und scharfe Beobachtungsgabe geeignet, Reiseeindrücke zu schildern, die Sitten und Gewohnheiten der Menschen zu beurtheilen und zu vergleichen. Dazu kommt eine nicht gewöhnliche Darstellungsgabe, eine wahrhaft anheimelnde gemüthvolle und warme Gesinnung, die das ganze Buch durchweht und den Leser mit der Dichterin schnell und dauernd befreundet. Worüber auch Fanny Lewald in diesen Briefen plaudert, über gesellschaftliche Einrichtungen oder die Stellung der Frauen in den verschiedenen Ländern, über den Luxus der Großstädte oder über die Dienstbotenfrage, über den Tod des Königs Victor Emanuel oder über die Bauten und Kunstwerke des alten wie die Bilder und Statuen des modernen Roms, stets weiß sie nachhaltig anzuregen, geistvoll zu erzählen, lebhaft zu fesseln. Ihr Buch ist darum eine der werthvollsten Gaben unserer Reiseliteratur, das der ausgezeichneten Dichterin zu der großen Zahl ihrer bisherigen Freunde gewiß nicht minder viele neue und innige Verehrer werben wird.

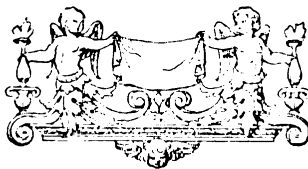
Städtebilder. Von Fritz Wernick. 3 Bde. (Leipzig, Verlag von E. Schloemp.) Der Autor dieser „Städtebilder“ unterscheidet sich von dem großen Heerbann unserer literarischen Touristen in der vortheilhaftesten Weise. Er ist ein feiner Beobachter und gewissenhafter Schilderer. Seine Berichte haben darum einen größeren Werth als die meisten Reiseschilderungen deutscher Touristen. Und wenn auch die Städte, die er schildert, Rom so gut wie Petersburg und Athen, Paris, London und Konstantinopel, inzwischen Wandlungen durchgreifendster Art erfahren haben, die Physiognomie dieser Städte ist in den Grundzügen ihres Wesens doch dieselbe geblieben, und diese weiß Fritz Wernick mit seltenem Geschick zu fixiren. Besonders interessant sind seine römischen Schilderungen aus der Zeit des Concils, aus den letzten glänzenden Tagen des alten päpstlichen Roms, und die Skizzen aus der Kaiserstadt an der Newa, aus Moskau und Warschau. Gerade diese drei Städte interessiren uns gegenwärtig auf das lebhafteste, und die Schilderungen Wernick's von Land und Leuten im modernen Rußland erklären uns Vieles, was uns sonst unwahrscheinlich und unverständlich gewesen. Eine anmuthige Erzählungsgabe und ein durchgebildeter Stil machen diese „Städtebilder“ zu einer interessanten, empfehlenswerthen Lectüre.

Der Cicerone. Eine Anleitung zum Genuß der Kunstwerke Italiens. Von Jakob Burkhardt. Zwei Theile. (Leipzig, Verlag von E. A. Seemann.) Das ausgezeichnete und bereits fest eingebürgte Buch Jakob Burkhardt's liegt gegenwärtig bereits in vierter Auflage vor und hat abermals — zu seinem Vortheile, wie wir gleich hinzufügen wollen — eine Umarbeitung erfahren. Der Bearbeiter, Dr. Wilhelm Bode, hat das Buch in zwei Theile getheilt, von denen der erste die antike Kunst, der zweite die christliche Kunst bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts behandelt. Jeder Theil hat sein besonderes Register und ist also für sich allein zu benutzen. Auch in den einzelnen Partien des Buches sind durchgreifende Aenderungen nothwendig gewesen; so erscheint namentlich die gesammte Sculptur des Mittelalters und der Frührenaissance wie die Malerei völlig umgearbeitet. Unverändert sind nur jene Theile des Buches geblieben, welche die antike Kunst und die neuere Architektur behandeln. Ueber den Werth des „Cicerone" ist kein Wort des Lobes mehr nöthig. Er hat seinen Zweck, eine vollständige Uebersicht aller bedeutenden Kunstwerke Italiens zu geben, „welche dem flüchtig Reisenden rasche und bequeme Auskunft über das Vorhandene, dem länger Verweilenden die nothwendigen Stilparallelen und die Grundlagen zur jedesmaligen Local-Kunstgeschichte, dem in Italien Gewesenen aber eine angenehme Erinnerung gewähren sollten," mehr als reichlich erfüllt und wird diesem Zweck in der vorliegenden neuen und sehr praktischen Bearbeitung auch fernerhin vollständig entsprechen.

* * *

Engelbert Wusterwitz' Märkische Chronik nach Angelus und Hafftiz, herausgegeben von Julius Heidemann. (Berlin, Weidmann.) Eine merkwürdige Schrift! Wusterwitz lebte wahrscheinlich in Brandenburg als geistlicher Richter, dann als Syndicus der Stadt Magdeburg, schließlich wieder in Brandenburg, wo er in unruhevoller Zeit, selbst in unabhängiger zur Beschaulichkeit einladender Lage, seine Chronik abfaßte und 1433 starb. Leider besitzen wir das merkwürdige Buch nur noch in den Auszügen der oben angegebenen Schriftsteller, auf deren Grundlage die neue Edition erfolgt ist. Die Methode der Herausgabe ist Nebeneinanderstellung der Auszüge der beiden Schriftsteller, die in zwei Columnen neben einander übersichtlich sich darstellt, Anmerkungen begleiten erläuternd und kritisch diesen doppelten Text. — Der Kampf des verwilderten Adels in der Mark gegen einen Landesfürsten von zweifelhaftem moralischen Werthe und schlaffem Charakter, die Raubzüge, die Selbsthülfe der Bauern und Bürger, der Untergang der Quitzows: diese Bilder gehen mit der Anschaulichkeit eigenen Erlebnisses an dem Leser dieser Chronik vorüber. Sie ist mit anschaulicher Kraft, Kenntniß aller Motive der handelnden Personen geschrieben. So wird über die endliche Entscheidung erzählt: „Anno Christi 1414 hat der hochlöbliche Fürst, Herr Friedrich, Burggraf, mit tiefsten Gedanken, scharfem Sinnen und weisem Rath wohl bedacht, wie er die bösen Wurzeln, durch die Quitzowen gepflanzet, möchte ausrotten." Nun verbindet er sich mit den benachbarten Fürsten und Herren, und es hebt die Zerstörung dieser märkischen Raubnester an. Mit Behagen liest der ruhige Bürger von heute von dieser Arbeit des bedächtigen, allzu bedächtigen, ja schlaffen Hohenzollern, durch welche sein Grund und Boden von den mächtigen wilden Thieren, die auf ihm hausten, befreit wurde.

Hans Sachs' Spruchgedichte, ausgewählt und sprachlich erneuert von Engelbrecht. (Naumburg, Faßheber.) Das Bändchen erscheint als erstes einer Sammlung altdeutscher Werke in neuen Bearbeitungen. Das ist ein zeitgemäßes Unternehmen; wir haben ein ernstes Bedürfniß, uns in der deutschen Grundnatur wieder so recht festzusetzen und gewiß zu machen, einer Natur, die uns in der naturwüchsigen Kraft dieser Sprüche lebendig entgegentritt.





Unter Verantwortung von Friedrich Westermann in Braunschweig. — Redacteur: Dr. Gustav Karpeles.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.





Doctor Melchior.

Eine Herzensgeschichte aus alter Zeit

von

Fanny Lewald.



Wir hatten den Sommer von achtzehnhundert und fünfzig und die beiden ihm folgenden Sommer in dem kleinen mitteldeutschen Badeorte Rothach verlebt und den dortigen Badearzt, Doctor Melchior, der uns bei verschiedenen Anlässen klug und achtsam seinen Beistand gewährt, als Arzt schätzen, als Menschen hoch halten lernen.

Er war ein Mann von mehr als siebzig Jahren, einer der schönsten Greise, die gekannt zu haben ich mich entsinne. So oft ich die Bildnisse von Rauch, von Thorwaldsen vor mir gesehen, haben diese blauäugigen Köpfe unter dem vollen weißen Haar mich an Doctor Melchior erinnert. Er war groß und trug sich noch völlig aufrecht. Seine kräftige Bewegung war dabei gewandt, seine Sprechweise verlor trotz großer Bestimmtheit nie das Gepräge der formvollsten Abgeschliffenheit. Man sah ihm die bewußte Selbsterziehung augenblicklich an, und wenn man näher mit ihm bekannt wurde, konnte man ihn wohl gelegentlich sagen hören, er rühme sich einer Zeit anzugehören, in welcher man noch des Glaubens gelebt, daß die Liebe für das Schöne eine eitle Prahlerei sei, sofern man nicht damit begonnen habe, sich selber, seine eigene Person, auch in ihrer äußeren Erscheinung so weit als möglich zur Schönheit heranzubilden.

Wir wußten, daß er in seiner Jugend Leibarzt der fürstlichen Familie gewesen war, zu deren Besitzungen Bad Rothach gehörte. Sie war ihrer Zeit reichsunmittelbar gewesen, war mit vielen der großen regierenden Fürstenhäuser verschwägert und verwandt, hatte stets auf dem nahe bei Rothach gelegenen Stammschloß Rothenfels residirt und es dann nach

den Freiheitskriegen für immer verlassen, um nach den Besitzungen in Schlesien überzusiedeln, die ihr durch Erbschaft zugefallen waren.

Als ich Schloß Rothenfels kennen lernte, lag es hinter seinen Mauern vereinsamt da. Nur der Doctor bewohnte es, mit Ausnahme der vier Sommermonate, während denen er sich im Bade aufhielt; und wir hatten gehört, daß sich in dem einen Seitenflügel des Schlosses ein Krankenhaus befände, das Julianenstift, dem der Doctor vorstehe und dessen Erhaltung auch über seinen Tod hinaus gesichert sei, da er demselben sein ganzes Vermögen verschrieben habe.

Wir hatten das gehört, wie man derlei Dinge oftmals an seinem Ohre vorübergehen läßt, wenn solche Erzählung nicht irgend eine anklingende Saite in uns berührt. Wir waren fast täglich durch das kleine saubere Städtchen Rothenfels gefahren, welches sich an das Schloß anlehnt, hatten die Rothach wieder und wieder gesehen, wie sie sich durch das Städtchen hinzieht, und waren auch einmal in die Kirche eingetreten, die den Schloßgarten nach der einen Seite gegen die Stadt hin abgrenzt.

Es lag eine ganze Reihe des fürstlichen Geschlechtes in der Kirche begraben; der Küster zeigte uns das Grab der Fürstin Mathilde, der Mutter des jetzigen Besitzers, bemerkte daneben aber, daß deren Tochter, die Prinzeß Juliane, nicht in der Familiengruft, sondern, wie sie es gewollt, im Freien, am Teich des Parks begraben worden sei. Die anderen Seiten des Parkes, der das Schloß umgab, waren von einer starken und hohen Mauer eingefaßt, über welche das obere Stockwerk des Schlosses mit seinem hohen altdeutschen Dache und mit den zwei massigen festen Thürmen hervorragte. Große Züge von weißen Tauben flogen gegen den Abend hin immer um diese Thürme und rasteten dann auf des Daches First, während eine Anzahl von weißen Pfauen sich auf den Mauern und Thorpfosten des Parkes zu zeigen und zu brüsten pflegte, als wollten sie Kunde geben von der Herrlichkeit, welche dereinst in dem Schlosse zu finden gewesen war. Es hieß, Prinzeß Juliane habe die Thiere, vor Allem die weißen Thiere so gern gehabt. Sie habe die schönste Schafherde im Lande besessen, und auch weiße Hirsche habe sie gehabt, die sie aus Schweden oder aus Rußland geschenkt bekommen, wo ihrer Mutter Cousinen auf dem Throne gesessen hätten.

Das Volksbedürfniß nach Mythenbildung, das immer eine Gestalt auffindet, deren es sich bedienen kann, hatte sich dieser Prinzeß Juliane bemächtigt, und hing um so fester an ihr, da sie jung gestorben war und der Schimmer ewiger Jugend sie dadurch umstrahlte.

Weshalb wir nie daran gedacht hatten, Schloß Rothenfels zu besehen, das weiß ich nur dadurch zu erklären, daß es wie alle solche von den kleinen reichsunmittelbaren Herren verlassene Schlösser aussah; und nur der Zufall, daß an unserem Wagen ein Rad losging, brachte uns endlich einmal dahin, an der Pforte des immer verschlossenen Parkes zu läuten, an deren Klingel der Name Doctor Melchior wie eine jener Hinweisungen „zum guten Hirten“ angebracht war.

Der Park hatte herrliche Baumgruppen. Nach der Südseite alte, mächtige Platanen mit schön gefleckten Stämmen, nach der Nordseite riesige Edeltannen, die, in gerader Linie neben einander gepflanzt, nach einem dunkeln Tannenwäldchen führten, in dessen Mitte man ein Bassin gegraben, so daß die Rothach es auf ihrem zu Thale gehenden Wege reichlich füllte. Das ganze Ufer des Teiches war mit einem Kranze von sorgfältig gepflegten Vergißmeinnicht umgeben, und an der

oberen Seite desselben trug eine cannelirte Säule aus gelb und braun geflecktem Marmor eine wie ein antiker Aschenkrug gestaltete Vase von edler Form, auf welcher der Name Juliane in goldenen Lettern zu lesen war.

Wir erkundigten uns bei der Frau des Castellans oder Aufsehers, welche uns begleitete, ob dies die Begräbnißstätte der Prinzessin Juliane sei. Sie bejahte das. Unsere weitere Frage, ob sie die Prinzeß gekannt, verneinte sie. Sie habe erst seit zwei Jahren in das Schloß geheirathet, sagte sie, und nur gehört, daß das Alles immer so, schon zu den Franzosenzeiten so gewesen, und daß seitdem im Schlosse auch nichts mehr geändert worden sei. Denn gleich nach dem Kriege wären die Herrschaften nach den schlesischen Besitzungen übergesiedelt. Allein der Doctor habe seitdem im Schlosse gewohnt, habe das Krankenhaus, das während der Kriegszeit eingerichtet worden, beibehalten, umgebaut und vergrößert, und der Fürst selber komme so alle drei, vier Jahre für einige Tage in das Schloß, um hier zu jagen oder nach den Gütern zu sehen, die der Herr Amtsrath verwalte.

Sie führte uns durch das Schloß, in welchem Alles wohl gehalten, wennschon hier und da verblichen war. Die Einrichtung stammte im Wesentlichen aus den Zeiten Ludwig's des Vierzehnten, war aber offenbar von den gebildeten und reichen Besitzern im Wechsel der Zeiten nach Bedürfen und Geschmack der jeweiligen Herrschaften erneuert und ergänzt worden. In dem großen, mit kostbaren Seidentapeten und Gobelinsmöbeln geschmückten Saale hingen neben und zwischen den Bildnissen der fürstlichen Familie die lebensgroßen Brustbilder der Kaiserin Katharina, der Herzogin Amalie von Weimar und Friedrich's des Großen, mit welchen die verstorbene Mutter des jetzigen Fürsten immerhin nahe genug verwandt gewesen war, um sie bei ihrer Verheirathung als ererbte Familienbilder aus ihrer Familie nach Schloß Rothenfels mit hinübernehmen zu können, da sie Geschenke jener Fürstlichkeiten an ihre Eltern gewesen waren.

Im Speisesaale standen die hohen geradlehnigen Sessel um den länglich runden verhängten Tisch. In den Schlafzimmern, in den Arbeitscabinets hätte man sich sofort wieder behaglich einrichten können, wenn auch von den Verzierungen der Wände hier und da die Vergoldung abgesprungen, hier und da die Spiegel blind geworden waren. Und doch lag über den sämmtlichen Gemächern und über dem ganzen Schloß und Garten der Hauch der Verlassenheit. Er wehte förmlich durch die langen Corridore, von deren öden Wänden und nacktem Ziegelboden unser Schritt widerhallte.

Vor der Thür, die im ersten Stockwerk in den Seitenflügel und nach dem einen Thurme hin sich öffnete, blieb unsere Führerin stehen.

„Das hier," sagte sie, „sind nur kleinere Stuben. Die Prinzeß Juliane hat sie zuletzt bewohnt, und eben weil sie klein und nach Süden gelegen sind, hat der Doctor sie sich ausgewählt. Sie heizen sich am besten, haben die Aussicht auf den Fluß und auf die Chaussee, und dann auch die Treppe, die gleich in den Vorhof, nach der Seite des Krankenhauses führt, so daß der Doctor, wenn es einmal Noth thut, zur Nachtzeit zu den Kranken hinunter kann, ohne über den großen Hof gehen zu müssen. Wenn der Fürst zur Jagd kommt, so wohnt er auch immer bei dem Doctor, denn sie sind Freunde gewesen von Jugend an. Kommen aber Fremde zu den Jagden auf Hochwild mit, so werden die in den großen Zimmern einquartiert." — Sie setzte diesen Berichten dann noch ungefragt hinzu: Bilder des Fürsten und der Prinzeß Juliane hingen

in des Doctors Zimmer, und wenn wir's gerade wollten, so könnten wir hineingehen.

Eine gewisse Neugier reizte uns, von dem Anerbieten Gebrauch zu machen, um das Bild der Prinzessin zu sehen, deren Namen uns hier überall entgegentrat; aber eben weil wir Doctor Melchior kannten, wollten wir die Zimmer in seiner Abwesenheit nicht betreten und wurden dann durch einen Zufall doch dazu genöthigt. Ein Windstoß hatte die Eingangsthür des Corridors, durch den wir gekommen waren, in das Schloß geworfen. Es war kein Rückweg von der Seite möglich, und die Führerin schloß des Doctors Wohnung auf, uns durch diese wieder in den Garten und zu unserem Wagen zu geleiten.

Es war eine Reihe von vier Zimmern, die sich vor uns aufthat. Daß ein Gelehrter sie bewohnte, verriethen die Bibliothek, der Arbeitstisch, die für chemische und physikalische Untersuchungen hier und da aufgestellten Geräthschaften und auch der Pfeifenständer in der Ecke neben dem großen Schreibtische. Aber ebenso unverkennbar trugen die sämmtlichen Zimmer das Gepräge ihrer früheren Herrin und der Zeit, in welcher sie eingerichtet worden waren.

Die Vorhänge von seegrüner und blaßrother Seide, die kleinen Canapés, Couchetten und Causeusen, die Etagèren mit altem französischen und sächsischen Porzellan, die Potpourris, auf denen Rosen und Vergißmeinnicht die Namenschiffren umgaben und auf deren Deckel Amorinen sich küßten, die kleine sehr gewählte Büchersammlung, die Nähtische und die Malgeräthschaften standen und lagen so wohl geordnet da, als sollte die Besitzerin an einem der nächsten Tage wieder an die unterbrochene Arbeit gehen, und doch war mehr als ein Menschenalter verflossen, seit die Prinzessin hier gelebt, seit sie und ihr Bruder so jung gewesen waren, als die beiden von Graff gemalten Bildnisse sie zeigten. Es waren vortreffliche Gemälde von zwei schönen Menschen.

Fürst Lothar mochte, als er, wie das Bild es angab, um das Jahr 1808 gemalt worden, in der zweiten Hälfte der zwanziger gewesen sein. Ein schönes scharf geschnittenes Profil mit stark hervorspringender Nase, über der ein paar Falten in der Stirn, bei den glänzenden dunkeln Augen und mit dem sprechenden Munde, dem dunkellockigen Kopfe einen bestimmten und anziehenden Charakter gaben; das Bild seiner bedeutend jüngeren Schwester war jedoch noch fesselnder. Die Prinzessin war keine Schönheit in dem gewöhnlichen Sinne des Wortes. Man sah aber dem Brustbilde, dem länglichen Kopfe die hohe schlanke Gestalt an. Die helle, nur leicht geröthete Haut, die Fülle des aschblonden Haares, das nach der Mode der damaligen Zeit die hohe Stirn in kleinen Löckchen umspielte und aufgelöst auf den tief entblößten, jungfräulich zarten Busen niederfiel, den das weiße Gewand nur leicht verhüllte, machten einen starken Gegensatz zu den feingezogenen dunkeln Brauen und zu den weit geöffneten dunkeln Augen. Das Bild hatte allen Zauber der Unschuld, und doch lag eben in den Augen jener geheimnißvolle, ahnungsreiche, man hätte sagen mögen jener unheilahnende Blick, der in den Augen mancher Kinder uns überrascht und den Rafael in aller seiner Großheit in den Augen des Christuskindes, das die Sixtinische Madonna in ihren Armen trägt, so überwältigend wiedergegeben hat.

Unsere Führerin mußte uns zum Aufbruch mahnen, denn die Bilder der fürstlichen Geschwister und die Räume, welche Doctor Melchior bewohnte, hielten uns an sich gebannt, und noch als wir sie verlassen hatten und uns auf dem Wege

nach unserem Badeorte befanden, blieben unsere Gedanken mit Schloß Rothenfels und mit Doctor Melchior beschäftigt.

Ich konnte mich der Vermuthung nicht entschlagen, daß zwischen diesen fürstlichen Geschwistern und Doctor Melchior ein besonderer Zusammenhang bestanden haben müsse. Ich hielt mich überzeugt, daß nur besondere Verhältnisse einen so gescheuten Arzt, einen so geistvollen und gebildeten Mann, der in der großen Welt sich einer ausgebreiteten und lohnenden Praxis versehen dürfen, bestimmt haben konnten, sich mitten in den Bergen auf dem Lande festzusetzen und in Schloß Rothenfels ein weltabgeschiedenes Leben zu führen, mit Ausnahme der wenigen Monate, welche er in dem kleinen Badeorte zubrachte.

Ich fragte endlich den Wirth des Hauses, das wir bewohnten, ob er etwas von den früheren Verhältnissen des Doctors wisse? Er verneinte das. Er glaube, sagte er, Doctor Melchior sei sehr jung in die Dienste der Fürstin Mathilde getreten und habe sich wohl an das einsame Leben gewöhnt, da er gern studire. Dazu werde er auf Meilen und Meilen weit, ja bis in die großen Städte hin zu Rath gezogen, es kämen auch oftmals Leute eigens nach Rothenfels, um seine Meinung zu vernehmen. Er sei ein reicher Mann, thue viel Gutes, sei der wahre Schutzpatron der Gegend, und von dem, was man ihm seiner Zeit nachgesagt habe, sei gewiß nichts wahr; denn sonst würde der Fürst Lothar nicht so fest zu ihm halten und ihn eigentlich zum Herrn des Schlosses gemacht haben, wie es jetzt im Grunde doch der Fall sei.

Näheres war aus ihm nicht herauszubringen, und die Sache hatte damit für das Erste ihr Bewenden.

* * *

Wir hatten verschiedene Ausflüge in die schönen Berge gemacht, welche Rothach und Rothenfels nach drei Seiten umgeben, und es waren mehrere Tage vergangen, in denen wir dem Doctor nicht begegnet waren. Ich hatte mich verschiedentlich nach ihm umgesehen, um ihm zu sagen, daß wir und auf welche Weise wir seine Wohnung betreten hätten. Da ging ich eines Abends allein den Wiesenweg entlang, der sich am Hochwald längs der Rothach hinzieht, und sah auf der Bank, welche den schönen Ausblick nach Westen in das Thal hinein gewährt, den Doctor vor mir, wie er bequem hingelehnt mit den ernsten hellen Augen dem Farbenspiel des Sonnenuntergangs zusah.

Ich wußte, daß er am Abend doch mitunter die Last der Tagesarbeit nachempfand, und würde nicht gewagt haben, ihn in seiner betrachtenden Ruhe zu unterbrechen. Aber er selbst erhob sich, reichte mir die Hand dar und erbot sich, mich nach Hause zu begleiten, wenn ich bei ihm verweilen wolle, bis die Sonne gesunken sein würde.

„Ich versage mir es selten," sagte er, „diese täglichen Wunder der Natur zu genießen; denn was ist im Grunde mit allem unseren Wissen, mit unserem sogenannten Wissen von den Dingen gethan? Je mehr man davon weiß, um so geheimnißvoller und größer werden die Wunder, in denen wir werden, leben und vergehen; und je älter ich geworden bin, je mehr uns von der strengen Gesetzmäßigkeit bekannt worden ist, in welcher Alles um uns her sich im Vergehen immer neu erzeugt, um so deutlicher habe ich es begreifen lernen, wie einst die Völker der Vorzeit mit der plastischen Kraft ihrer jugendlichen Phantasie nothwendig verkörpern mußten, was sie als ein unbegreifliches Wunder vor sich hatten. Ich gestehe Ihnen sogar offen ein, daß ich selber bei einem Sonnen-

untergange nicht leicht darauf verfalle, an irgend etwas Astronomisches oder dahin Einschlagendes zu denken, daß mir aber fast regelmäßig der blonde Helios vorschwebt, der seinen goldenen Sonnenwagen in stiller Majestät über uns hinweg durch den Aether lenkt."

Ich stimmte ihm aus vollem Herzen bei und setzte hinzu, daß für mich eine Wohnung, von welcher aus ich den Sonnenuntergang genießen könne, einen ganz besonderen Werth besitze. Er rühmte seinem Zimmer in Schloß Rothenfels diesen Vorzug nach, und ich erzählte ihm, wie ich es längst gewollt, daß wir Schloß Rothenfels besucht und auch in seine Räume den ungeforderten Eintritt erhalten hätten.

Er erkundigte sich, ohne auf meinen Bericht zu achten, ob wir in seinem Krankenhause gewesen wären. Als ich dies verneinte, meinte er, dort habe er seines Lebens eigentlichen Mittelpunkt, und es sei in der That kaum zu sagen, wie viel Unheil durch solche größere oder kleinere, auf dem Lande in angemessenen Entfernungen errichtete Krankenhäuser für die Gesammtheit verhindert werden könne. Er erzählte dann, wie es ihm nach seiner festen Ueberzeugung gelungen sei, durch rechtzeitige Entfernung der Kranken aus ihren Wohnungen, hier in der Umgegend den Epidemien vorzubeugen, von denen das Land anderweit vielfach betroffen worden sei, und wie er dadurch doppelt an seinem Krankenhause hänge.

„Und doch," entgegnete ich, „kann ich mich einer gewissen Verwunderung darüber nicht enthalten, daß ein Mann wie Sie sich freiwillig einem größeren Wirkungskreise entzogen hat, für den er vor so vielen Anderen berufen erscheint."

„Was ist freiwillig in unserem Leben? was ist Zwang?" gab er mir mit dem feinen geistreichen Lächeln zurück, das selten aus seinen Zügen wich. „Wenn man wie ich das siebzigste Jahr überschritten hat und somit seine Vergangenheit, namentlich seine Jugend, wie ein fernes Land von einem Bergesgipfel aus betrachtet, so findet man, daß man seinen Weg, den man ja von einem gegebenen Punkte zu beginnen hatte, gleichsam mit einem durch die Verhältnisse ausgestellten Zwangspasse zu gehen gehabt hat. Und da Jeder auf vielfaches Irren zurückblicken muß, so kann man schließlich schon zufrieden sein, wenn man sich sagen darf, daß man in den entscheidenden Augenblicken seines Lebens nach bestem Wissen und Gewissen gehandelt habe. Der Arzt vor Allem könnte nicht bestehen, wenn er es nicht erlernte, sich auf diese Weise zu bescheiden."

Diese Erklärung war an und für sich genügend. Indeß ich hatte die Empfindung, daß der Doctor sein letztes Wort in diesen Dingen nicht ausgesprochen habe, daß persönliche äußere oder innere Verwickelungen ihn hier in den Bergen festgehalten hätten und daß er nicht abgeneigt sei, mir, die er lieb gewonnen hatte, einmal von sich selbst zu sprechen. Ich wußte nicht, ob ich es wagen dürfe, dies zu fordern, und schwieg still.

So saßen wir eine Weile neben einander, Beide in den Anblick des Sonnenunterganges versenkt und mit unseren Gedanken beschäftigt. Als der letzte Schimmer des Feuerballes hinter der weiten Ebene, die vor uns lag, versunken war, das goldig durchleuchtete Rosenroth auf dem grünlich schimmernden Blau des Himmels sich immer dunkler färbte, die goldenen Säume des Gewölkes gegen den Zenith hin glänzender leuchteten und das Violett der Höhenzüge in der Ferne sich mehr und mehr vertiefte, erhob der Doctor sich von seinem Sitze.

„Kommen Sie," sprach er, „die Sonne ist hinunter, die Nebel steigen von den Wiesen auf, und die taugen nichts bei

einer Badecur. Ich möchte Sie nicht unter die Zahl meiner Kranken zählen. Lassen Sie uns durch den Wald zurückgehen, in dem die Wärme des Tages uns noch umfängt; und weil Sie mir gegenüber so liebenswürdig und zurückhaltend geschwiegen haben, will ich, wenn Sie den Abend allein und frei sind, heute einmal zu Ihnen von Zeiten sprechen, die lang entschwunden sind, und von den Ereignissen und Erlebnissen, die mich hier festgehalten haben. Nur Einer außer mir weiß noch davon: der Fürst Lothar, und bei dem ist das Geschehene so wohl aufgehoben, wie ich es selbst bewahrte. Indeß ich betreffe mich schon seit längerer Zeit bisweilen auf dem Wunsche, doch in der Erinnerung des einen und des anderen der mir werth gewordenen Menschen nicht nur als der alte Doctor Melchior, sondern auch als der Melchior fortzuleben, der ich in den Tagen meiner Jugend gewesen bin. Ich will Ihnen also von mir berichten, was ich von mir selber weiß und glaube, und ich will trachten, mich nach keiner Seite hin zu beschönigen. Ein Menschenleben ehrlich dargelegt, hat immer seine Bedeutung, namentlich auch für Sie. Wollen Sie mich erwarten?"

Muß ich erst sagen, daß ich's dankbar und gerührten Herzens annahm?

* *
*

„Sie hören es meinem Dialekt wohl an," sagte der Doctor, da wir Beide an meinem kleinen Theetisch saßen, „daß ich im Hannoverschen zu Hause bin. Mein Vater und mein Großvater waren angesehene Aerzte in ihrer Gegend gewesen, hatten in Göttingen studirt und es war so selbstverständlich für die ganze Familie, daß ich ihnen nachzufolgen hätte, daß mir auch niemals ein Zweifel über die Wahl meines Berufes gekommen ist. Mit achtzehn Jahren ging ich von dem Wolfenbütteler Gymnasium auf die Universität nach Göttingen, und hier war es, wo ich, als ich meine medicinischen Studien eben beendet und meine Diplome erhalten hatte, die Bekanntschaft des Fürsten Lothar von Rothenfels machte.

„Sein Vater war gestorben, als der Prinz noch ein Knabe gewesen war. Die Fürstin Mathilde, welche durch Verwandtschaft mit den braunschweigischen Herzögen und durch ihre Bildung dem Kreise der Herzogin Amalie von Weimar angehörte, bei der sie in ihrer frühen Jugend einige Zeit verweilt hatte, regierte für den Sohn die kleine Herrschaft mit ebenso viel Umsicht, als die Herzogin Amalie es ihrer Zeit mit dem größeren Lande gethan. Sie hatte den Sohn in Begleitung eines jungen Gelehrten, der ihn erzogen, nach Göttingen geschickt, wo damals sich neben einer Anzahl junger vornehmer Engländer mehrere deutsche Fürstensöhne Studirens halber aufhielten; und wenn die jungen Herren dieser Beschäftigung in ein paar Morgenstunden ohne große Anstrengung obgelegen hatten, suchten sie in einem ziemlich schrankenlosen Lebensgenuß das Uebermaß ihres Jugendfeuers in dem Rest des Tages los zu werden. Wilde Jagdpartien, wilde Trinkgelage, leidenschaftliche Liebesabenteuer, gelegentlich auch ein hohes Spiel und, aus den letzteren beiden folgend, mitunter ernste Verwickelungen und blutige Ehrenhändel waren unter ihnen an der Tagesordnung, und Prinz Lothar blieb hinter keinem seiner jungen Standesgenossen wesentlich zurück.

„Ein solcher Ehrenhandel, in welchem der Prinz eine recht ernsthafte Verwundung erlitten, brachte mich in seine Nähe; denn ich hatte ihn unter der Leitung unseres ersten Chirurgen, dessen Assistent ich war, zu behandeln gehabt, und wir hatten ihn glücklich durchgebracht. Er aber war der

Meinung, daß ich allein ihm durch ein entschlossenes Handeln in einem kritischen Augenblicke wenn nicht das Leben, so doch den Gebrauch des Armes erhalten hätte. Er war mir dafür dankbarer, als ich's verdiente. Er hing sich mit großer Wärme an mich, faßte Vertrauen zu meinem Charakter und sein offenes männliches Wesen gewann ihm meine ganze Neigung.

„Als er genesen war und seine Mutter besuchen sollte, die sich durch den Augenschein von des Sohnes völliger Herstellung zu überzeugen wünschte, forderte er mich auf, ihn zu begleiten. Ich war frei und noch unentschlossen, was ich beginnen sollte, ehe ich nach meiner Vaterstadt zurückkehrte, um dort allmälig in die väterliche Praxis einzutreten. Die Aussicht auf die kleine Reise, auf das Verweilen in einem fürstlichen Hause, das verlängerte Beisammensein mit dem mir werth gewordenen Prinzen und endlich jener Glaube an irgend welche zufällige und günstige Ereignisse, welcher der Jugend niemals fehlt und mit zu ihrem Glück gehört, kamen dem Vorschlag des Prinzen entgegen. Auch meine bisherigen Lehrer an der Universität riethen mir, ihn anzunehmen, und im Frühling des Jahres 1802 langte ich denn zum ersten Male mit dem Prinzen und seinem Gouverneur in dieser Gegend und in seinem Schlosse an.

„Die Fürstin Mathilde, damals im Anfang der vierziger Jahre, war eine majestätische Erscheinung. Man hätte sich dieselbe sehr wohl wie ihre große Anverwandte auf dem Thron eines mächtigen Reiches denken können. Ihr Charakter war durchaus männlich, ihr Sinn auf das Ernsthafte gerichtet, ihre Bildung bedeutend und weit umfassend. Sie hatte in den ersten Jahren, nachdem sie Wittwe geworden war, mehrfach große Reisen unternommen, vielfache Bekanntschaften angeknüpft und ihren Gesichtskreis sehr erweitert. Dann hatte sie, als ihre Kinder ihrer besonderen Führung bedürftig wurden, mit ihnen dauernd in Rothenfels gelebt; und in ununterbrochenem brieflichen Verkehre mit der Außenwelt hatte die Zurückgezogenheit, in welcher sie sich in ihrem Schlosse hielt, sie nicht eingeengt. Sie war ihr vielmehr lieb geworden, weil sie ihr Muße gab, sich in sich zu vertiefen, und die Möglichkeit gewährte, die Menschen und die Ereignisse aus einem ruhigen Mittelpunkte oftmals klarer und richtiger zu beurtheilen, als es vielleicht der Fall gewesen wäre, wenn sie sich ihnen näher und in ihrem Getriebe befunden hätte. Sie war eine sehr bemerkenswerthe Frau.

„Da sie selber keine große Wirksamkeit, keinen bestimmenden, weitreichenden Einfluß für sich zu erlangen im Stande gewesen war, trachtete ihr Ehrgeiz danach, einen solchen für den Sohn zu gewinnen. In seinem kleinen Kreise war das unerreichbar. Es stand also bei ihr fest, daß der Prinz, dem von Friedrich dem Großen ein Offizierspatent als Pathengeschenk in die Wiege gelegt worden war, eine Ausbildung erhalten müsse, die ihn befähigte, je nachdem als Militär oder Staatsmann in Preußen seine Laufbahn zu machen. Sie plante eine glänzende Heirath für ihn, und die Eigenschaften des Prinzen schienen ihren Plänen und Hoffnungen den Erfolg und die Berechtigung zu verbürgen. Er war schön wie sie, hatte ihren dunkeln Teint, ihre Augen, ihr schwarzes Haar, ihre schwungvolle Lebendigkeit, aber er war ohne allen Ehrgeiz; und das unausgesetzte Hinweisen der Mutter auf seine Zukunft machte ihn lächeln, wenn es ihn nicht, was nur zu oft geschah, zu bestimmtem Widerspruche reizte. Die ganze Mutterliebe der Fürstin war ausschließlich diesem Sohne zugewendet. Die wenige Wochen nach des

Vaters Tode geborene Prinzeß Juliane kam neben dem Prinzen kaum bei ihr in Betracht, und als hätte die Natur das arme Fürstenkind dafür entschädigen wollen, hing des Bruders ganze Seele an der kleinen Schwester mit solcher Zärtlichkeit, daß er die Eifersucht, ja den Neid der Mutter dadurch rege machte.

„Juliane war in ihrem elften Jahre, als ich in das Schloß kam, ein zartes, körperlich etwas zurückgebliebenes bleiches Kind, dessen blonde Locken ihm bis auf die Hüften niederflossen und dessen auffallend ernste dunkle Augen, dessen fester, man hätte schon damals sagen können, prüfender Blick in dem Kindergesicht mir zuerst unheimlich erschienen.

„Es lag etwas Gewaltsames in der Liebe, mit welcher die Kleine sich in des Bruders Arme warf, in der Festigkeit, mit der sie sich an seine Hand klammerte, als er der Mutter nahte, sie zu begrüßen, und die Worte der Fürstin: ‚Laß Lothar los, Juliane! sei nicht lästig!‘ riefen einen so finsteren Ausdruck in den Mienen der Kleinen hervor, daß er mich betroffen machte wie der lange feste Blick, mit dem sie mich ansah, als wolle sie prüfen, ob sie in mir einen Freund oder Feind zu gewärtigen habe. Es war etwas ganz Instinctives in dem Kinde. Ich hatte es in der Weise an einem Menschen niemals, an Thieren um so öfter wahrgenommen, und es verrieth mir von der Eigenart der Prinzessin, was ich später durch die Erfahrung bestätigt finden sollte.

„Das Leben in dem Schlosse war sehr genußreich in seiner Abgeschlossenheit. Die Fürstin war sparsam um des Sohnes willen. Sie wollte ihm für seine Zukunft ein möglichst großes Vermögen zur Verfügung stellen können. Sie versagte sich deshalb den kleinen Hofstaat, auf den Frauen in ihren Verhältnissen sonst nicht gern zu verzichten pflegten, und da ihr der Verkehr mit Frauen ohnehin weniger behagte als der mit Männern, hatte sie Niemand um sich als die Tochter ihrer ehemaligen Gouvernante, eine Mademoiselle d'Anfrey, welche gleichzeitig ihre Gesellschafterin und Julianens Erzieherin machte. Den Unterricht der Prinzessin besorgte der junge, von Herder selbst der Fürstin empfohlene Geistliche des Ortes, dessen artige Frau, eine junge Engländerin, die kleine Prinzeß in dieser Sprache unterwies.

„Das Leben war sehr angenehm. Wagen und Pferde zu Ausflügen in die schöne Umgebung standen in jedem Augenblicke zu Gebote, an Besuchen von den benachbarten Edelhöfen war kein Mangel, wennschon es mir auffiel, daß die Fürstin diejenigen Familien bevorzugte, in welchen keine Töchter vorhanden waren, weil sie immer besorgte, den Sohn frühzeitig in eine ihr nicht genehme Neigung sich verstricken zu sehen. Die Gastlichkeit war freigebig. Fräulein d'Anfrey und die Fürstin waren, ebenso wie die Pfarrersleute, musikalisch. Die große wohl gewählte Bibliothek gab für die Stunden Beschäftigung, in denen man sich selbst überlassen war, und daneben hatte man an dem sehr gescheuten Amtsrath, an dem tüchtigen Forstmeister und an dem Justiziar gebildete Männer in der Nähe, mit denen zu verkehren ebenso angenehm als lehrreich war, wenn man wie ich und wie auch der Prinz den Sinn auf das eben in der Nähe Vorliegende, auf das Vorhandene, das Nothwendige und Zweckmäßige gerichtet hatte.

„Ein paar Wochen waren in dieser Umgebung mir auf das Erwünschteste dahingeschwunden, als ich eines Tages mit dem Prinzen aus dem Schloßgarten in den parkartig gehaltenen Wald hinausging. Er hatte dabei, wie fast auf allen unseren Spaziergängen, die Schwester an der Hand, und wir hatten unter wechselnden Gesprächen schon eine ganze

Strecke zurückgelegt, als der Prinz sich unter der im ganzen Lande und auch Ihnen jetzt bekannten Buche niedersetzte, von der aus man gerade am Mittage, wenn es in jenem Theil des Waldes kühl und dämmerig ist, den unvergleichlichsten Ausblick auf die im Sonnenlichte schwimmenden Gefilde hat.

„Der Prinz hatte den Arm um die Schwester geschlungen, die ihr Köpfchen an ihn lehnte. Wir hatten schon auf dem Wege davon gesprochen, daß Lothar nach dem Willen der Fürstin in den nächsten Wochen seine Reise antreten sollte und daß die Berufung seines bisherigen Gouverneurs zu einer festen Staatsanstellung einen Querstrich in das Unternehmen mache, weil Dr. Thalheim es nicht durchsetzen könne, daß man jenes ihm zugedachte Amt während des beabsichtigten Reisejahres für ihn frei halte; und auf dasselbe verzichten konnte und mochte er natürlich nicht.

„‚Die Fürstin,‘ sagte der Prinz, ‚kann sich nicht an den Gedanken gewöhnen, mich allein fortgehen zu lassen. Ihre große Sorge um mich, ihre Begriffe von dem, was sie für das unerläßlich Schickliche hält, verlangen, daß ich einen Begleiter mit mir nehme, und die Aussicht, auf solche Weise einen mir fremden, mir vielleicht unzusagenden Mann wie einen nicht los zu werdenden Schatten an meine Fersen zu heften, ist mir nichts weniger als erfreulich.‘

„Ich bemerkte ihm, daß er ja nicht zu eilen brauche, daß er abwarten, wählen könne und daß sich ganz gewiß ein ihm zusagender Begleiter finden lassen würde.

„‚O!‘ rief er, ‚der wäre gefunden, wenn Sie so viel Freundschaft für mich hegten, als ich Ihnen entgegenbringe. Die Fürstin hat großes Vertrauen zu Ihnen gefaßt. Die Möglichkeit, einen Arzt wie Sie auf der Reise in meiner Nähe zu wissen, wäre ihr, bei ihrer allerdings übertriebenen Sorge um mich, eine große Beruhigung. Mehr als ein Jahr darf ich zunächst auf meine Reise nicht verwenden. Hätte meine Mutter nicht gewünscht, mich meine Studien in Göttingen machen zu lassen, und wäre diese Maßnahme nicht höchsten Orts gebilligt worden, so wäre es meine Pflicht gewesen, schon früher bei dem Regimente einzutreten, dem ich beigesellt bin. Allerdings gehen meine Neigungen eigentlich nicht nach der militärischen Seite; dennoch möchte ich mich bald möglichst in Reih und Glied stellen, um mich brauchbar für den Dienst zu machen. Bonaparte gegenüber kann man ja nie wissen, wohin und wozu der nächste Augenblick uns drängt! — Aber ein Jahr ist hoffentlich noch mein! ist unser, wenn Sie wollen! und wir sind Herren, unseren Weg zu wählen! Also schlagen Sie ein, Melchior!‘

„Der Antrag kam mir gänzlich unerwartet, aber ehe ich noch eine Antwort geben konnte, fragte die Kleine, die still auf jedes Wort geachtet hatte, indem sie sich von des Bruders Schulter emporrichtete: ‚Also du willst wieder fort?‘

„‚Ich muß wohl! mein liebes Kind!‘ gab er ihr zur Antwort.

„‚Dann laß den Doctor hier!‘ sagte sie.

„‚Nein! der muß mit mir fort!‘

„‚Ach!‘ rief sie und ihr Gesichtchen verfinsterte sich, ‚du sprichst wie die Mutter. Immer muß! und soll! Wenn ich's doch nicht will!‘

„Das ganze Verhältniß des Kindes zu der Mutter und seine besondere frühreife Entwickelung gaben sich so auffällig in den wenigen Worten kund, daß sie sowohl den Prinzen als mich in dem Gespräch über die Reise unterbrachen. Der Prinz hatte die Schwester auf sein Knie genommen.

„‚Was willst du denn nicht?‘ fragte er sie.

„‚Daß der Doctor fortgeht!‘

„‚Bist du ihm denn gut?‘

„‚Ja! sehr gut bin ich ihm!‘ entgegnete sie dem Bruder und hielt mir ihre Hand hin.

„Ich sagte, daß mich das freue, daß ich sie auch lieb hätte und daß sie mir sagen solle, weshalb sie mir denn gut sei.

„‚Weil Sie meinem Cheri den Fuß curirt haben, daß er wieder laufen kann, und weil Sie immer zu all den armen Kranken gehen!‘ gab sie mir zur Antwort. — Cheri hatte man einen kleinen häßlichen Hund genannt, den die Prinzessin vor einem Jahre durch ihre Entschlossenheit von dem Ertrinken gerettet hatte und den sie nicht von ihrer Seite ließ.

„‚Nun,‘ fiel Lothar ihr in das Wort, ‚so gönne mir den Doctor doch! Wer soll mich denn pflegen, wenn ich krank werde auf der Reise in der Fremde?‘

„Sie sah ihn an, schlang den Arm um seinen Nacken und sprach dann leise, indem sie um sich blickte, ob Niemand in der Nähe sei: ‚Aber ich bin auch krank!‘

„‚Du?‘ rief der Prinz, ‚du bist krank?‘ wiederholte er, und ich griff unwillkürlich nach der kleinen Hand, denn in dem Tone und in dem Blick des Kindes lag etwas, das uns Beide, Jeden auf seine Art, erschreckte. Schon auf dem Wege war mir eine Abspannung in dem Gesicht des Kindes ebenso aufgefallen wie jetzt die Kälte des Händchens, das es mir gereicht hatte.

„Ich fragte, was ihr fehle. ‚Ich hab' es Leonie gesagt und auch der Mutter,‘ entgegnete sie, ‚ich bin müde. Ich wollte heute nicht mit euch gehen. Die Mutter sagte, ich sei nur träge und weichlich; ich müßte mit. Ich bin aber nicht träge,‘ weinte sie laut auf, ‚und ich will nach Hause. Gleich will ich nach Hause, denn mich friert, mich friert so sehr! so sehr! Gleich, aber gleich will ich nach Hause!‘

„Ein heftiger Frost lief, sie schüttelnd, durch alle ihre Glieder. Ich warf meinen Rock ab und hüllte sie in denselben ein. Der Prinz, bisweilen so unpraktisch wie fast Alle, für welche Dritte zu denken verpflichtet sind, wollte nach dem Schlosse eilen, einen Wagen herbeizurufen. Aber es war hier keine Zeit zu verlieren. Ich nahm Juliane auf den Arm. ‚Wir tragen sie abwechselnd!‘ sagte ich, und so kamen wir denn, wenn auch langsam, mit ihr vorwärts.

„Als wir endlich das Schloß erreichten, hatte der Frost einer fliegenden Hitze Platz gemacht. Die Bestürzung der Fürstin war sehr groß. Sie machte sich keine Vorwürfe darüber, das Kind zum Gehen gezwungen zu haben, und sie that wohl daran, das Uebel wäre ebenso im Schlosse zum Ausbruch gekommen. Es hatten sich in der Umgegend bereits mehrfach Fälle von typhösen Fiebern gezeigt. Auch Juliane war unverkennbar von einem solchen ergriffen worden. Aber kaum hatte ich mein Urtheil dahin festgestellt, als die Fürstin darauf bestand, daß Lothar das Schloß verlassen und ich in Betracht der Möglichkeit, daß auch er den Keim der Krankheit bereits in sich tragen könnte, ihn begleiten sollte.

„Der Prinz wollte davon nichts hören, indeß ich selber rieth ihm, der Mutter nachzugeben, bat mir es aber aus, daß ich im Schlosse bleiben und die Kranke pflegen dürfe, was um so nöthiger war, als sie, wenn sie irgend ein Bewußtsein hatte, einen Widerwillen gegen den alten, inzwischen aus der nächsten Stadt herbeigeholten Leibarzt an den Tag legte und dringend nach mir verlangte. Auch der Prinz wünschte, daß ich bleiben solle, und die Fürstin fügte sich, wenn schon mit Widerstreben.

„Am nächstfolgenden Tage verließ der Prinz sein Schloß. Als ich ihn nach der nächsten Poststation begleitete, sagte er,

ohne alle Vorbereitung, plötzlich zu mir: ‚Sie werden es bemerkt haben, Melchior! meine Mutter liebt meine kleine Schwester weit weniger als mich. Sie glauben nicht, wie mir das wehe thut. Sie hat kein Herz für Juliane. Es hängt das mit Verhältnissen zusammen, die ich nicht gern berühre. Sie müssen dieselben jedoch kennen, um meine Mutter nicht härter zu beurtheilen, als sie es verdient.

„‚Sie hatte meinen Vater nach freier Wahl aus Liebe geheirathet. Sie wissen, daß sie eine Prinzessin von ** ist, und sie hat ihm ein sehr großes Vermögen zugebracht. Sah man von dem persönlichen Werthe meines vortrefflichen Vaters ab, so war er keine ihr entsprechende Heirath für meine Mutter gewesen. Sie hätte eine vortheilhaftere schließen können, und sie war eine zum Herrschen geborene, leidenschaftliche Natur. Mein Vater dagegen besaß ein tiefes, ernstes Wesen bei großer Weichheit des Herzens. Die wenigen Erinnerungen, die ich von ihm habe, machen ihn mir sehr theuer und als sehr liebenswerth erscheinen. Der Ehrgeiz, die Unruhe meiner Mutter quälten ihn. Sie muthete ihm Lebenswege zu, welche nie die seinen werden konnten, aber sie liebte ihn noch, als ich geboren wurde; und wie es sie erfreute, daß ich den Mitgliedern ihrer Familie ähnlich sah, so meinte sie — ich glaube irrthümlich — in mir schon früh die Eigenschaften zu entdecken, deren Besitz sie an meinem Vater vermißte.

„‚Damals lebten meine Eltern viel auf Reisen, und eine Begegnung mit einer Familie der englischen Aristokratie lenkte meines Vaters Liebe auf deren Tochter. Er ward meiner Mutter untreu, man dachte an eine Trennung. Es kam dann wieder zu einem äußeren Ausgleich, aber mein Vater war unglücklich, war gebrochen in seinem tiefsten Herzen, meine Mutter gekränkt und unfähig zu verzeihen, zu vergessen. So lebten sie hier traurige Zeiten in Rothenfels bis zu meines Vaters Tode. Einige Monate nach demselben ward Juliane geboren. Meine Mutter konnte sich die schwache Stunde nicht vergeben, in welcher sie sich dem Manne überlassen, der sie nicht mehr so wie früher liebte, dem ihr Herz sich lange abgewendet hatte, und dies Mißempfinden übertrug sich auf das arme vaterlose Kind, das ihr mit jedem Jahre fremder wurde, weil es ganz unverkennbar des Vaters Eigenschaften, seine schönen Eigenschaften in sich trägt. Julianens Herzenstiefe, die sich nur selten, dann aber auch mit zwingender Wahrhaftigkeit verräth, erscheint meiner Mutter leider bald als Kälte, bald als Verschlossenheit, bald wieder als eine launenhafte Sentimentalität. Sie ist ihr nicht schön, nicht glänzend genug. Es lassen sich auf ein so geartetes Mädchen, wie sie glaubt, keine Hoffnungen und Plane bauen, und das Kind verkommt neben ihr, wie ich besorge.‘

„Ich hatte das Verhältniß der Fürstin zu ihrer Tochter bereits ebenso angesehen, wie Lothar es mir schilderte, ohne die Ursache desselben zu kennen.

„‚Selbst auf Julianens Liebe für mich,‘ fuhr der Prinz zu erzählen fort, ‚und auf die meine für das liebe, in seinem tiefsten Wesen so zärtliche und so schön angelegte Geschöpf ist meine Mutter eifersüchtig. Wären wir katholisch, so brächte sie Juliane wahrscheinlich der Kirche zum Opfer und würde, wie ich vermuthe, glauben, sich selber eine Buße damit aufzuerlegen. Jetzt denkt sie daran, frühzeitig eine ihr angemessene Stiftsstelle, eine Präbende für sie zu ermitteln, und mich dünkt, Julianens Natur würde sich einmal in solche Lage, die ja ohnehin nicht bindend ist, wohl zu schicken wissen. Das Nächste jedoch bleibt, daß Sie mir

die Schwester am Leben erhalten, daß Sie bei ihr bleiben, bis sie vollständig genesen ist — und dann, nicht wahr, Melchior! dann gehen Sie mit mir, mit Ihrem Freunde auf die Reise, der Alles, das habe ich jetzt in diesen Wochen hier empfunden, doppelt genießt, wenn Sie es mit ihm theilen!

* *
*

„Der Prinz reiste von Rothenfels ab, wie es die Fürstin beschlossen, und wir hatten eine lange, schwere Krankheit mit dem Kinde durchzumachen. Die Fürstin pflegte ihre Tochter mit der hingebenden Pflichttreue, die ihr eigen war; aber selbst in den drohendsten Augenblicken fühlte man ihr an, wie der Gedanke sie aufrecht erhielt, daß es nicht Lothar sei, der so vor ihr liege. Sie war mir damals durchaus nicht angenehm. Sie kam mir kalt vor in ihrer sich selbstbeherrschenden Fassung, bis ein Augenblick es mir enthüllte, wie sehr sie leidensfähig sei.

„Die kleine Kranke hatte die Krise überstanden, war nach langem, tiefem Schlafe mit Bewußtsein erwacht und ließ die Augen tastend von einem Gegenstande zu dem anderen gleiten. Die Fürstin saß an ihrem Bette, ich hatte angeordnet, daß sie nicht sprechen und nichts fragen solle. Da traf der Tochter Blick auf sie; und sich erschreckend von ihr und zu mir wendend, rief das Kind:

„‚Fort! fort! trag' mich, Doctor! ich kann nicht gehen! Die Mutter soll fort!‘

„Die Fürstin zuckte mit jähem Schreck zusammen, fuhr empor, und die weinenden Augen mit den Händen verdeckend, verließ sie das Zimmer, um nicht mehr wiederzukommen an dem Tage.

„An dem Abend hatte ich eine lange und ernste Unterredung mit ihr, die sie selbst herbeigeführt. Sie erwähnte nichts von alledem, was Lothar mir mitgetheilt, aber sie gestand, daß das Wesen dieses verschlossenen und kaltherzigen Kindes, wie sie auch gegen mich Juliane nannte, ihr nicht zugänglich sei. Ich wendete ihr ein, daß man ein Kind nicht kaltherzig nennen könne, welches so viel Liebe für Thiere und für Pflanzen, so viel Mitleid für Arme und Kranke an den Tag lege und mit einem für solch frühes Alter überraschenden Verständniß das Bedürfniß derselben zu erkennen und demselben nach seinen Kräften auch zu begegnen wisse.

„‚O!‘ rief die Fürstin, ‚das sehe ich wohl, aber das ist es eben, was an Julianen so charakteristisch ist. Sie liebt nur solche Wesen, die sich von ihr lieben lassen, wie es ihr gefällt, die sie sich ganz aneignen kann, die sich von ihr helfen lassen müssen, wie es ihr gut dünkt und genehm ist. Sie liebt ihren Eigenwillen in der Liebe, die sie erweist. Da sie mir gegenüber diesen aber nicht geltend machen kann, da ich mir ihr stummes Ansehen nicht als Liebe auslegen lasse, weil es meinem lebhaften warmen Empfinden zuwider ist, weil ich verlange, daß sie ausspricht, was sie empfindet, weil es sich gehört, daß das zu erziehende Kind sich der Mutter fügt, nicht daß diese dem Eigenwillen des Kindes nachgiebt, so kommen wir eben nicht zusammen, und ich muß mich oftmals fragen, ob denn Juliane wirklich ein Kind ist, das ich geboren habe?‘

„Es war in diesen Bemerkungen etwas Richtiges, indeß die Fürstin vergaß oder wußte es nicht, daß der Eigenwille in der Liebe eben ihr Fehler war, daß sie Juliane mehr als recht der Französin überlassen und daß diese, um sich der kleinen Prinzessin werth und unentbehrlich zu machen, sie noch ferner von der Mutter gehalten hatte, als das Kind sich selber von ihr hielt. Die Fürstin sprach mir viel von den räthselhaften Sympathien und Antipathien, welche sich selbst unter den Thie-

ren und zwischen Thieren und Menschen nachweisen ließen. Wir kamen bis in das Reich des Geheimnißvollen, des Mysticismus, zu welchem die Fürstin trotz ihres scharfen Verstandes eine echt aristokratische Hinneigung hatte. Die Hauptsache war mir jedoch, daß sie wirklich den guten Willen zu hegen schien, Versäumtes nachzuholen, daß sie in der Zuneigung, welche das Kind mir von Anfang an erwiesen, auch jenen von ihr anerkannten Zug geheimnißvoller Sympathie zu erkennen glaubte, und daß sie mich bat, denselben zu benutzen, um zwischen ihr und dem, wie sie es abermals bezeichnete, so wunderlichen Kinde vermittelnd einzulenken.

„Dazu bedurfte es nun keiner besonderen Bitte, denn Juliane hatte gerade jetzt ebenso wohl geistig wie körperlich eine vorsichtige Behandlung nöthig. Ich wußte, daß sie ungewöhnlich aufmerksam war auf Alles, was um sie her geschah, daß ihr keine Bewegung, keine Miene in ihrer Umgebung entging. Ich hatte mehrfach erfahren, wie sie mit jenem unbewußten Zusammenfassen, Urtheilen und Folgern, das wir bei den niedriger oder doch anders als wir begabten und entwickelten Geschöpfen als Instinct bezeichnen, von den Anderen auf sich, von sich auf die Anderen schloß. Ich erbat mir, um einen Anfang zu machen, die Erlaubniß, der Fürstin vertraulicher begegnen zu dürfen, als es mir im gewöhnlichen Lauf der Dinge zugestanden hätte. Ich hielt die Mutter bei der Hand, wenn ich mit der Kleinen verkehrte, ich nahm die Dienste und Hülfe der Fürstin für Juliane geflissentlich in Anspruch, nicht die der Französin oder der Kammerfrau. Ich wies sie darauf hin, daß ihre kurz befehlende Weise der Kleinen unangenehm sei, und ich bat sie vor Allem, es ihr nicht zu verwehren, daß sie mich beständig Du und Melchior nannte. Sie hatte sich das in halber Bewußtlosigkeit während der Krankheit angewöhnt, und ihre von der Fürstin getadelte zärtliche Eigenwilligkeit hielt daran fest, obschon es ihr von derselben mehrfach verboten worden war.

„Ich hatte mich immer gern mit Kindern beschäftigt, hatte eine Zeit hindurch in der Kinderstation der Klinik gearbeitet, das Wesen der Kinder mit Antheil beobachtet und dies arme, in ihm nicht zusagender Atmosphäre lebende Fürstenkind, das sich mir mit seiner Liebebedürftigkeit schutzsuchend in die Arme geworfen, hatte meine ganze Liebe gewonnen. Eine solche Tochter stand meinen fünfundzwanzig Jahren noch nicht zu, aber ich liebte Juliane wie mein eigen Kind. Ich verstand es jetzt plötzlich, was Vaterliebe sei. Ich hatte den guten Willen, ihr das milde Herz des früh gestorbenen Fürsten zu ersetzen, in dem sie ihre Zuflucht und Heimath gefunden haben würde; und mit der Liebe für Juliane war auch der Wunsch und der Vorsatz in mir rege geworden, auf sie, so weit es mir immer möglich sein möchte, erziehend einzuwirken, damit sie sich in die für sie einmal gegebenen Verhältnisse besser hineinfinden, besser in ihnen gedeihen könne, als es bisher der Fall gewesen war.

„Es gehörte zu Julianens Eigenthümlichkeit, daß sie an keinem Spiel mit leblosen Dingen und ebenso wenig an den sogenannten Unterhaltungsspielen Freude fand; aber sie las gern, sie lernte gern, besonders wenn dabei abzusehen war, daß es einmal irgend Jemand zu Nutzen kommen könne, und alle diese Besonderheiten gaben sich nach ihrer Herstellung noch deutlicher als vor derselben kund.

„Sie war sehr gewachsen während ihres langen Krankenlagers, ihre Züge waren feiner, der Blick ihrer Augen noch ergreifender, der Klang ihrer Stimme seelenvoller geworden. Sie zeigte sich, da sie meinen freundlichen Verkehr mit der Fürstin gewahrte, auch williger gegen

diese und gegen ihre Anforderungen. Daneben aber war ihr ganzes Denken auf die Kranken gerichtet, deren wir immer noch eine große Anzahl in der Umgebung hatten; und fast bei Allem, was ihr dargeboten wurde, richtete sie an uns die Frage, ob denn die Anderen das auch bekämen, und die Bitte, daß man es ihnen geben solle.

„Die Fürstin sah das Alles und willfahrte der Tochter, wo es immer ging. Sie freute sich ihrer Genesung, ganz besonders aber der vortheilhaften Veränderung in Julianens äußerem Erscheinen, die immer deutlicher hervortrat.

„‚Es ist gut, daß Juliane schön wird,‘ sagte sie eines Tages, ‚denn ich werde darauf denken müssen, sie früh zu verheirathen, damit sie mir nicht zu sehr die barmherzige Schwester wird. Indeß der Mann, der sie einmal bekommt, wird einen schweren Stand mit ihrer einschmeichelnden Herrschsucht haben, die bereits auch über Sie, Doctor, Gewalt gewonnen hat. Denn während sie den Anderen, den armen Kranken Alles gönnt und wünscht, worauf sie selber nur mäßigen Werth legt, neidet sie ihnen Ihre Hülfe und die Zeit, welche Sie ihnen widmen.‘

„Gerade an dem Tage hatte ich verschiedene Besuche in der Nachbarschaft zu machen. Die Fürstin war im Zimmer, als ich am Morgen von Julianen, die bereits wieder im Schlosse und im Garten sich frei bewegte, fortging.

„‚Wann kommst du wieder?‘ fragte sie.

„Ich meinte, daß ich wohl bis gegen den Abend hin beschäftigt sein würde.

„‚Das ist sehr lang! komm bald zurück!‘ bat sie, ‚und fahre mit mir in den Wald zu den Fasanen.‘

„‚Belästige den Doctor nicht!‘ warnte die Fürstin. ‚Er hat mehr zu thun, er gehört nicht uns allein!‘

„‚Aber ich gehöre ihm!‘ fiel ihr Juliane mit großer Bestimmtheit in das Wort.

„‚Nicht mir? nicht deinem Bruder?‘ mahnte die Fürstin, die glücklicher Weise in guter Stimmung war.

„‚Nein! ihm!‘ wiederholte die Kleine. ‚Weil ich meinen Cheri aus dem Wasser gezogen hatte, gehört er mir; und ich gehöre dem Doctor!‘

„Wir versuchten über den Einfall zu lachen, ihn ihr auszureden, aber er machte mich doch nachdenklich, und ohne daß weiter ein Wort darüber gesprochen wurde, zog ich mir für mein Verhalten die nöthige Lehre daraus.

„Die Fürstin bemerkte das mit Befriedigung, denn es gab anscheinend ihrer vorgefaßten Meinung über Juliane Recht. Sie hielt sich jedoch nach meinem Rathe. Sie behandelte Juliane nicht mit der Strenge, die einen Theil ihres Wesens ausmachte, und ich selber hatte die Fürstin richtiger schätzen lernen. Ihre Thatkraft, ihre vielseitige Bildung hatten mir Achtung geboten. Man konnte mit ihr frei wie mit einem Manne verkehren, sie hatte es auch gegen mich kein Hehl, daß sie den Umgang mit Männern dem Verkehr mit ihrem Geschlechte vorzog, und es traf mich einmal wie die lang gesuchte Lösung eines Räthsels, als sie, von sich redend, den Ausspruch that: ‚Ich bin nicht darauf angelegt, eine liebenswürdige Frau zu sein, am wenigsten in der Enge und in der Beschränkung, die mein Theil sind. Ich bewundere und neide einen Bonaparte, der sich und Anderen das Feld zu erringen vermochte, ihren Ehrgeiz und ihre Kraft darauf zu üben und auszuleben. Ich? — Was kann ich, was soll ich thun, als mich verzehren in erfolglosem Planen und im Hoffen auf Lothario's glücklicheres Los? Ich hätte ein Mann sein müssen oder eines großen Mannes Weib!‘

„Sie kannte sich selber wohl und vermochte doch nicht sich zu ändern oder sich ihrer Umgebung anzupassen. Sie war in der That nicht eigentlich liebenswürdig,

obschon der Liebe werth, und während sie mich warnte vor der Herrschaft und Anziehungskraft ihres jungen Kindes, hatte ich Mühe, mir ihr gegenüber meine Freiheit und die Unabhängigkeit meines Urtheils zu bewahren. Ich befand mich in dem gefährlichen Alter, in welchem man noch mit unbeirrtem Sinn und Auge die obwaltenden Mängel überall erkennt, überall helfen zu können wünscht und helfen zu können glaubt, bis man gelegentlich einmal mit Schrecken inne wird, wie nahe man daran ist, selber der Hülfe in den Verhältnissen zu bedürfen, in die man sich bei bestem Willen nicht gefahrlos selbst verstrickt hat. Glücklicher Weise war mir die Lösung derselben nahe zur Hand.

„Während der vier Sommermonate, welche ich in Rothenfels verlebte, waren die Verhandlungen mit dem Prinzen wegen meiner Theilnahme an seiner Reise fortgesetzt worden und nach eingeholtem Rathe von meinem Vater auch zu einem Abschlusse gekommen. Ich hatte mich verpflichtet, ihn ein Jahr hindurch zu begleiten. Da er aber an den ihm von dem Könige bewilligten Urlaub gebunden war, drängte er zum Aufbruch um so mehr, als trotz des augenblicklichen Friedens und trotz der Neutralität, in welcher Preußen sich verhielt, von der Gewaltsamkeit Bonaparte's an jedem Tage irgend ein Schritt, irgend eine That zu erwarten stand, welche die Ruhe stören und alle auf sie gebauten Unternehmungen über den Haufen werfen konnten.

„Die kleine Prinzeß war vollständig genesen, die Epidemie so gut wie erloschen. Ich konnte also das Schloß wie die Gegend mit gutem Gewissen verlassen, und die letzten Tage, die ich in Rothenfels noch zu verweilen hatte, gingen wie immer rasch vorüber. Die Fürstin hatte darauf bestanden, daß Lothar nicht mehr nach Rothenfels kommen, sondern daß ich mit ihm an einem von ihm bestimmten Orte zusammentreffen sollte, und ich hatte früh aufzubrechen, um ihn erreichen zu können. Ich hatte mich am Abend der Fürstin empfohlen, die mich sehr gnädig entlassen, und in ihrem Beisein auch meiner kleinen Kranken Lebewohl gesagt, vor deren Erregung ich besorgt gewesen war. Wider mein Vermuthen verhielt sie sich aber ganz gelassen.

„,Du bleibst ja noch da, warum nimmst du denn Abschied?' fragte sie, mir die Hand gebend wie an jedem Abend, ehe man sie in ihr Zimmer schickte, und ging ruhig fort.

„Die Fürstin schüttelte ihr nachblickend den Kopf. ,Dies Kind thut immer das, was man nicht erwarten konnte!' bemerkte sie, und ich dachte ganz dasselbe. Doch war ich froh über den Verlauf dieser Sache und warf mir im Inneren vor, daß die so oft verspottete männliche Eitelkeit mir selbst in diesem Falle einen Streich gespielt, und daß ich sogar in einem kranken Kinde an eine Zuneigung für den Mann zu denken thöricht genug gewesen war, wo die instinctive Dankbarkeit für den Arzt sich einmal in eigenthümlicher Weise kund gegeben habe.

„Ich schlief den Schlaf des Gerechten, war mit des Tages Grauen wach, und die Aussicht auf die schöne Reise, die vor mir lag, erregte mich angenehm. Als der Wagen in den Schloßhof gerollt, die Pferde aus den Stallungen gebracht wurden, klopfte es an meine Thür. Ich meinte, man komme mich zu wecken, rief ein ,Schon gut!' hinaus, aber es war die Kammerfrau, die mich bat zu öffnen und hinüberzukommen, da die Prinzeß die ganze Nacht gewacht habe, aus Furcht, meine Abreise zu verschlafen. Man habe sie aufnehmen, habe sie ankleiden müssen, und sie verlange mich zu sehen.

„Ich begab mich sofort zu ihr. Sie sah natürlich bleich und übernächtig aus,

aber sie hatte ihr Hündchen auf dem Arme und kam mir bis an die Thür entgegen.

„‚Ich habe nicht geschlafen,‘ sagte sie, ‚aber das schadet nichts. Grüße den Lothar! Nimm den Cheri mit, und wenn ihr wiederkommt, bring' ihn mir zurück! Der Cheri ist gut!‘

„Ihr ganzes kleines Gesichtchen zuckte vor innerer Bewegung; ich that, als sähe ich es nicht. Ich tadelte es auch nicht, daß sie sich erhoben hatte, sondern dankte ihr für ihren guten Willen, mir ihr Liebstes, ihren kleinen Hund, zu geben, und erklärte ihr, daß ich ihn auf der Reise nicht brauchen und nicht verpflegen, daß er verloren gehen und sterben könne.

„‚Ja so! das ist wahr!‘ sagte sie ernsthaft. Dann sah sie sich hastig nach allen Seiten um, als ob sie etwas suche, griff dann mit der Hand nach dem feinen venetianischen Kettchen, an dem sie von ihrem ersten Jahre an ein sogenanntes Amulet trug, welches eine Pathin ihr verehrt hatte, riß mit aller Kraft die zugelöthete Kette entzwei, und mir das Amulet reichend, rief sie: ‚Ich will dir aber etwas schenken! Du sollst was haben!‘ — Und sich in meine Arme werfend, fing sie so leidenschaftlich zu weinen an, daß ich sie nur mühsam mit der Erzählung beruhigen konnte, wie ich mit Lothar zurückkehren, ihr das Amulet dann wiederbringen und wie man es ihr dann auf das Neue um den Hals befestigen werde.

„Als ich sie verließ, war sie sanft eingeschlafen. Ich zog meine Hand leise aus der ihren und fuhr in liebe- und sorgenvollen Gedanken an das holde Kind in den schönen Herbst, in die Welt, in die unbekannte Ferne und Zukunft hinaus.“

* * *

Es verging nach dem Abend, an welchem er mir diesen Theil seiner Lebensgeschichte erzählt hatte, eine geraume Zeit, ehe ich wieder einmal allein mit Doctor Melchior zusammentraf und ihn bitten konnte, die begonnenen Mittheilungen fortzusetzen.

„Sie haben nicht nöthig, dies zu verlangen,“ sagte er, „denn, vielleicht wissen Sie es aus Erfahrung, es giebt nichts Redseligeres als einen Trappisten, den man auf eine Zeit seines Gelöbnisses entbindet. Das neuliche Gespräch mit Ihnen hat mir wie in einer Fata Morgana ein fernes Traumland vorgespiegelt. Es hat Erinnerungen in mir wach gerufen, die lange in mir still geruht hatten. Nun aber wollten sie sich nicht wieder bannen lassen, und ich habe mich daran gemacht, sie festzuhalten.“

Er zog ein kleines Heft aus seiner Brusttasche, das er mir übergab. „Ich glaube,“ sagte er, „‚Ihre Lorbeeren haben mich nicht schlafen lassen‘, es hat mich verlockt, Ihnen in das Handwerk zu pfuschen. Behalten Sie die Blätter als ein Andenken an den alten Dorfdoctor. Vielleicht erklären sie Ihnen und einem oder dem anderen von den Weltleuten, die ich hier gelegentlich kennen gelernt und behandelt habe, was mich festgehalten in der Enge dieser Berge und warum ich hier umgehen mußte wie die Geister an den Stellen, an denen sie einen Schatz verborgen — und begraben haben. Es ist Vielerlei gefabelt worden über mich, das mir die Welt verleidet hat. Legen Sie's einmal zurecht, wenn der Augenblick dazu gekommen sein wird.“ —

Der Augenblick ist lange schon dagewesen. Doctor Melchior ist lange todt. Und nun ich die Art unserer Begegnung und die Vorgeschichte erzählt, theile ich hier seine eigenen Aufzeichnungen mit. Sie kommen dadurch gewiß gar Manchem vor die Augen, der den liebenswürdigen schönen Greis in seiner Wirksamkeit gekannt und schätzen gelernt hat. — —

„Es war ein reiches Jahr, das ich auf der Reise als des Prinzen Arzt und Be-

gleiter mit ihm verlebte!" hieß es zum Beginn von Doctor Melchior's Erzählung. „Die Zeit war eine aufgeregte. Man fühlte selbst in den Ländern, in welche der Krieg noch nicht gedrungen war, den Boden wie von den fernen Heeresmassen unter seinen Füßen dröhnen. Man meinte, wo man sich auch befand, über seinem und der ganzen Menschheit Haupte die Hand des Giganten schweben zu sehen, der seinem Ehrgeiz und seiner Herrschbegier die Welt zu unterjochen trachtete. Man konnte, wenn man sich zu der Reise in ein Land anschickte, nicht mit Bestimmtheit voraus wissen, in wessen Händen man es finden werde; und weil alles Bestehende unsicher geworden, weil man des morgenden Tages nicht gewiß war, meinte man des heutigen Tages sich nach Kräften erfreuen zu dürfen.

„Die Fürstin, welche alleiniger Vormund ihres Sohnes und Verwalter seines Besitzes war, versah ihn reichlich mit den Mitteln zu einem seinem Stande angemessenen Auftreten. Wir hatten einen Kammerdiener und einen Jäger mit uns. Wohin wir kamen, richtete der Prinz sich auf großem Fuße ein, und während uns immer mehr eine herzliche Freundschaft verband, hatte ich Gelegenheit, die Welt und viele sehr bedeutende Menschen in einer Weise kennen zu lernen, die mir sonst nicht zugestanden haben würde, und daneben die Genugthuung, den mir theuren jüngeren Freund vor manchen Gefahren zu behüten, denen sein lebhaftes Temperament, sein Herz und seine Stellung ihn mehr aussetzten als mich.

„Er stand mit der Mutter in einem ununterbrochenen brieflichen Verkehr. Sie hatte berichtet, wie ungestüm Juliane sich bei der Trennung von mir betragen habe, und hinzugefügt, daß sie in Bezug auf Juliane meine Entfernung doppelt bedauere, da ich der Einzige gewesen sei, der dies Kind, wie es geschienen, richtig zu behandeln verstanden habe, indem er es in seiner Leidenschaftlichkeit sich genug thun lassen. Sie sei mir dankbar für die Winke, die ich ihr über Juliane gegeben, und befolge sie mit guter Wirkung.

„Der Prinz hatte mir das mitgetheilt und mir dabei die Frage vorgelegt, ob ich glaube, daß ein zehnjähriges Kind im Stande sei, eine zärtliche Neigung für einen Mann zu hegen, ob ich denke, daß Juliane sie für mich gefühlt? Ich hatte ihm ehrlich, wie es meine Pflicht war, Beides bejaht, hinzusetzend, daß ich es nicht vermuthet, daß ich im betreffenden Augenblicke sehr davon ergriffen worden sei, ohne daß ich mir bei der schärfsten Prüfung irgend einen Vorwurf deshalb zu machen gehabt hätte.

„Die Prinzeß ist fein organisirt, hat infolge der Krankheit noch sehr reizbare Nerven, sie wird auch wahrscheinlich früh zur Jungfrau heranreifen, sagte ich. Dazu hat sie ein großes Liebebedürfniß, das in der Mutter keinen Anhalt findet. Wären Sie dauernd in ihrer Nähe gewesen, so würde es sich auf Sie gerichtet haben, und ebenso auf jeden Anderen, der ihr in den Weg gekommen und ihr freundlich und nachsichtig begegnet wäre. Es ist das Aufflammen eines Feuers, das die Fürstin zu gewaltsam unterdrückt; oder nennen wir es die Morgenröthe, die, oft dem Sonnenaufgang lange vorhergehend, einen schönen, warmen Tag verkündet. Und Ihre Schwester ist an Geist und Herz so reich begabt, daß man ihr wohl unter richtiger Behandlung eine schöne glückliche Entwickelung prophezeien kann.

„Der Prinz hatte sich damit begnügt, die Sache war für ihn und auch für mich ein für alle Mal damit abgethan. — Wenn auch anfangs meine Gedanken sich noch bisweilen sorgend zu Julianen zurückgewendet hatten, so beruhigten die fortdauernd guten Nachrichten, welche wir erhielten, mich über sie.

„Hier und da legte die Fürstin ein besonderes Blättchen in den Briefen an ihren Sohn für mich ein, irgend einen Rath für die Tochter von mir zu begehren, mit deren Betragen und Weise sie offenbar zufriedener war. Sie hatte sich in dem nächsten Frühjahr mit ihr auf meine Veranlassung in die Bäder von Pyrmont begeben, aus denen, wie die Fürstin schrieb, Juliane sehr gewachsen und gekräftigt heimgekommen sei. Ich setzte es auch durch, daß man die Französin von ihr entfernte und ihr eine deutsche Erzieherin und Begleiterin an deren Stelle gab, und es machte mir ein Vergnügen, an den Briefen, welche Juliane dem Bruder schrieb, ihre rasch fortschreitende Entwickelung zu beobachten. Der Gruß an den guten Doctor, der mit ihrer Unart so viel Geduld gehabt, fehlte selten, und einmal hieß es: die Mutter sagt, wenn ich einmal ein gutes Mädchen werde, so hätte ich mich dafür bei deinem Doctor zu bedanken.

„Wir hatten Holland und England bereist, einen längeren Aufenthalt in Frankreich und in Italien gemacht. Die lebhaften und großartigen Eindrücke, welche die Reise mir unablässig darbot, drängten allmälig die Erinnerungen an den Aufenthalt in Rothenfels in mir zurück; aber selbst in dem berauschenden Strudel des Palais Royal und in der einsamen Großheit des ewigen Rom kam doch allmälig das Verlangen in mir auf, bald wieder in regelmäßiger Thätigkeit meinem eigentlichen Berufe nachzugehen. Denn ich war gern Arzt geworden, ich fühlte mich dazu geboren. Da jedoch Preußen noch in Frieden lebte, hatte man auf Lothar's Ansuchen ihm den Urlaub noch um einige Monate ausgedehnt, und das Jahr 1803 nahte sich seinem Ende, als wir, in der preußischen Hauptstadt angelangt, uns zu trennen hatten, um in unsere gewiesenen Wege einzulenken und uns an die Aufgabe unseres Lebens heranzumachen. Der Prinz trat in die königliche Garde ein, ich ging in meine Vaterstadt und an meinen ärztlichen Beruf.

„Ich fand mein Heimathland, das, als ich es verlassen, in den Händen von Preußen gewesen war, von den Franzosen besetzt und durfte doch nicht daran denken, es gleich manchem meiner Altersgenossen zu verlassen, welche nach England gegangen waren, sich unseren Truppen angeschlossen und Aufnahme in die deutsche Legion gefunden hatten. Meines bis dahin rüstigen Vaters Gesundheit hatte etwas gelitten. Ich hatte für ihn einzutreten, und in der ernsten und schweren Arbeit einer ausgedehnten Landpraxis, die sich mir persönlich bald zusammenfand, in den mannigfachen Verwickelungen, unter den Lasten, welche die Fremdherrschaft mit sich brachte, blieb mir zum Rückwärtsblicken wenig Zeit. Jeder Tag nahm den ganzen Menschen in Anspruch, und jedes Vorwärtsblicken war unter den obwaltenden Umständen dazu angethan, dem Einzelnen eine demüthige Gleichgültigkeit gegen sein persönliches Geschick gewaltsam aufzuzwingen. Ich arbeitete, ich durfte mir sagen, daß ich meine Pflicht that, und ich war zufrieden.

„Mit den Bewohnern von Schloß Rothenfels stand ich in keiner eigenen Verbindung; aber mit dem Prinzen blieb ich in ununterbrochenem Zusammenhang, und die schöne ernste Entwickelung, zu welcher er wie alle tüchtigen Naturen in jenen Tagen sammt und sonders unter der Wucht des Schicksals, das auf den deutschen Landen lag, heranreifen mußte, machte ihn mir mit jedem Jahre werther. So kam das Jahr 1807 heran. Der französische Krieg mit Oesterreich, der Krieg mit Preußen waren ausgefochten, die Schlachten von Austerlitz, von Jena und Saalfeld geschlagen, alle Friedensschlüsse von Napoleon unter den schnödesten Vorwänden gebrochen worden. Berlin war in fran-

zösischer Gewalt. Der König von Preußen, bis an die äußerste Grenze seines Reiches zurückgedrängt, hatte sich mit den Russen vereint, abermals erhoben, und als ich bei dem damaligen sehr langsamen und vielfach unterbrochenen Postenlauf von dem Prinzen einen Brief erhielt, in dem er sich noch der Hoffnung hingab, daß der neue Feldzug glücklichere Folgen als die bisherigen haben, daß es der begeisterten Kraft der russischen und preußischen Truppen gelingen werde, die Franzosen zu überwinden, hatten französische Couriere schon die Nachricht von der furchtbaren Winterschlacht bei Eylau durch die Welt getragen, der im Juni die noch blutigere Niederlage der Russen und der Preußen bei Friedland verderbenschwer gefolgt war.

„Da ich keine Nachricht von Lothar erhielt, wendete ich mich seit drei vollen Jahren zum ersten Male wieder an die Fürstin, nach dem Freund zu fragen.

„Die Trauerkunde von dem Frieden von Tilsit hatte sich schon verbreitet. Ich saß gegen den Abend in unserem Garten, meinem Vater die kaiserlichen Bulletins vorlesend, und wir sprachen davon, ob das Regiment des Prinzen erhalten bleiben oder mit zu denen gehören werde, welche Preußen bei der im Friedenstractat geforderten Verringerung seiner Armee zu entlassen haben werde, als ein Posthorn vor der Thür erschallte.

„‚Eine Estafette für den jungen Herrn Doctor!‘ meldete die Magd.

„Ich eilte hinaus. Es war ein Brief der Fürstin, in fliegender Hast auf das Papier geworfen.

„‚Lothar ist schwer bei Friedland verwundet,‘ schrieb sie. ‚Man hat ihn in eines der Hospitäler nach Königsberg gebracht. Das Lazarethfieber herrscht dort in aller seiner Furchtbarkeit. Er muß, wenn er überhaupt zu retten ist, so rasch wie möglich von Königsberg entfernt werden. Ich gehe in dieser Stunde mit meinem Kammerdiener zu ihm hin. Der Pfarrer wird währenddessen in dem Schlosse bei meiner Tochter bleiben. Folgen Sie mir, ich beschwöre Sie darum, augenblicklich nach, denn er hat Sie, nicht mich! bei sich zu haben gefordert. Bei meiner Cousine, der augenblicklich auch in Königsberg verweilenden Gräfin D., die Mann und Sohn verwundet bei sich liegen hat, werden Sie erfahren, ob Lothar noch lebt, wo er ist und wo ich bin. Eilen Sie, ach, eilen Sie! Es scheint, der Himmel hat Sie ausersehen, mir den Sohn, die Kinder zu erhalten. Mit der Angst des Mutterherzens flehe ich Sie an, eilen Sie zu dem Freunde, der Sie in seiner Noth und Pein ersehnt!‘

„Dem Briefe war eine Summe beigefügt, weit größer, als ich sie irgend nöthig haben konnte. Es war für mich fraglos, daß ich dem Wunsch der Fürstin und meines Freundes nachzukommen habe, und mein Vater, der sich augenblicklich ziemlich gut befand und seine Thätigkeit wieder aufgenommen hatte, drängte mich selber zu der Reise, indem er sich erbot, die Kranken, welche ich in der Stadt hatte, neben den seinen zu versorgen. Ich hatte mich jedoch nach einem Vertreter in meiner Landpraxis umzuthun, hatte für den Collegen, der sich bereit erklärte, sie zu übernehmen, die unerläßlichsten Weisungen niederzuschreiben, und ich hatte am Tage auch Zeit damit verloren, mir einen Wagen anzuschaffen, um nicht auf den Stationen mit dem jedesmaligen Wechsel des Fuhrwerks noch größeren Aufenthalt zu erleiden, als er sich ohnehin ergeben mußte. So war die ganze Nacht hingegangen, die Sonne schon ein Ende in die Höhe, bevor ich endlich daran denken konnte, die Sachen zusammenzutragen, deren ich für die mir bevorstehende Reise und die möglicher Weise auch lange Abwesenheit nöthig zu haben glaubte.

„Als ich dabei die Brieftasche hervorsuchte, deren ich mich auf meiner ersten Reise bedient — sie war ein Geschenk der Fürstin —, kam mir das Papier in die Hände, in welchem ich das Amulet Julianens aufbewahrt. Ich hatte es lange nicht vor Augen gehabt, lange nicht daran gedacht. Es rührte mich, als ich es wieder vor mir sah. Ich wollte es fortthun und konnte mich nicht dazu entschließen. Hat es so lange da gelegen, dachte ich, so mag's auch ferner darin bleiben; und ohne daß ich mir Rechenschaft darüber gab, kam es mir selber wie eine Art von Talisman, wie ein Zeichen guten Glückes vor, dessen wir ja eben jetzt so sehr bedurften.

„Der Gedanke, wie das arme Kind sich um den Bruder sorgen werde, schoß mir durch den Sinn; und des Vertrauens mich erinnernd, das sie mir stets erwiesen, schrieb ich der Prinzessin, daß ich zu ihrem Bruder, zu ihrer Mutter gehe, daß sie guten Muth behalten solle und daß ihr alter Freund, der Dr. Melchior, ihr wahrhaftige Kunde über Lothar's Befinden geben werde, sobald er sich an Ort und Stelle von dem Thatbestande überzeugt.

„Erst während des Schreibens aber fiel mir's ein oder wurde mir's recht klar, daß Juliane kein Kind mehr sei, daß sie bei ihrer Anlage, geistig und körperlich früh heranzureifen, mit ihren fünfzehn Jahren schon ein fertiges Frauenzimmer sein müsse; und mitten in der Eile und Hast der Abreise betraf ich mich neugierig damit beschäftigt, wie Juliane jetzt aussehen und wie sie sich entwickelt haben möge. Prinz Lothar, der sie auch seit den fünf Jahren nicht mehr gesehen, hatte ihrer nur selten einmal und ganz flüchtig gegen mich erwähnt.

„Ich sagte mir freilich, daß mit einem solchen Briefe, der bei den damaligen Verkehrsmitteln erst nach mehreren Tagen in Rothenfels sein konnte, wenn er überhaupt dorthin gelangte, nicht viel gethan sei; aber ich hatte das Bedürfniß, der Prinzessin meinen guten Willen zu erweisen, und ich machte mich dann, alle Gedanken nach dem Prinzen hingewendet, fünfzehn Stunden, nachdem die Estafette mir zugekommen war, nach Preußen auf den Weg.

„Das war nun im Anfang dieses Jahrhunderts und mitten durch ein von feindlichen Heeren und Truppenmärschen durchzogenes Land ein anderes Unternehmen als jetzt; denn wie sehr ich mich auch beeilen mochte, brauchte ich sechs Tage und ebenso viel Nächte, bevor ich an des Prinzen Krankenlager stand. Die Fürstin hatte ihn schon vier Tage vor mir erreicht und mit ihrer Energie bei ihren Mitteln und Verbindungen eine Privatwohnung ermittelt, in welche man den Prinzen übergesiedelt. Es waren fast drei Wochen vergangen seit der Schlacht; und diese Verwundung hatte mehr auf sich als der Stoß in Göttingen. Diesmal hatten wir ihn ernstlich dem Tode abzuringen, denn die Schußwunde, die durch die rechte Brust gegangen, war an sich gefährlich, und das Lazarethfieber, das ihn ergriffen, ehe die Mutter ihn erreicht, that das Uebrige.

„Langsam, auf Umwegen und mit großen Beschwerden brachten wir ihn, als der Herbst sich bereits fühlbar zu machen begann, nach Rothenfels. Der Fürst, der während des Zeitraums, in dem er fern gewesen, seine Volljährigkeit erreicht hatte, sah das Schloß zum ersten Male als der nun unbeschränkte Besitzer desselben wieder.

„‚Nun bist du in deiner Herrschaft, mein Lothar! nun bist du der Herr und ich dein Gast!‘ hatte die Fürstin zu sagen sich nicht enthalten können, als wir die Grenze des Gebietes überschritten. Aber der junge Fürst vermochte sich dessen nicht zu freuen.

„‚Herr?‘ wiederholte er, ‚wer ist jetzt Herr außer dem Einen, der kein Recht

kennt und kein Gesetz? Weiß ich, ob ich morgen noch eine Heimath habe unter unseres alten Hauses Dach? Weiß ich, ob du und ich — wir Alle — nicht morgen eine Zuflucht zu suchen haben, wie so viel Größere als wir in der Fremde und bei Fremden? — Du sprichst von meinem Hause — und dicht vor unseren Wäldern fängt das Reich Jerome's an! Du sprichst von meinem Schlosse, und in dem alten Schloß der Hessen feiern die lustigen Genossen eines ehemaligen Handlungslehrlings ihre frechen Gelage. Nur eine Heimath giebt's für uns! — Da ist sie, wo deutsche Männer zusammenstehen in Waffen, auf das Zeichen und die Stunde harrend, wieder aufzustehen zu neuem Kampfe, um Vergeltung zu üben und die Freiheit zu erringen für das Vaterland.'

„Die Fürstin hatte einen Fehler begangen. Solche Aufregung überstieg des Sohnes Kräfte. Wir brachten ihn erschöpft ins Schloß. An des Schlosses Pforte stand die Prinzeß — nicht mehr das Kind, das ich gekannt — eine trotz ihrer Jugend durchaus fürstliche Erscheinung. Ihre schlanke, hohe Gestalt, die Ruhe ihrer Bewegung, der ernste Ausdruck ihrer Augen und die tiefe und doch milde Stimme hatten etwas so Zusammengehörendes, daß sie die gleiche Gemessenheit auch in den Anderen hervorriefen. — Sie mußte den Prinzen offenbar sehr übel aussehend und verändert finden, aber sie verrieth das mit keinem Worte und mit keiner Silbe. Sie umarmte die Mutter, sie küßte dem Bruder zärtlich die Hand, der sie ihr von dem Tragsessel entgegenreichte, und bot mir mit den Worten: ,Gottlob! daß ihr da seid! Gottlob auch, daß Sie da sind, lieber Doctor!' ihre Hand.

„Unwillkürlich zog ich sie an meine Lippen. ,Ach! Doctor Melchior! das müssen Sie nicht thun!' bat sie, und in dem Ton und in dem Blick, der ihre Worte begleitete, stand sie wieder vor mir wie als Kind in ihrer ganzen scheuen Anmuth. Aber es wollte mich bedünken, als ruhe ihr Auge bang und schwer auf mir. Ich meinte, sie habe etwas auf dem Herzen — und ich hatte mich nicht geirrt.

„Im Beistand von Fräulein von Weißenborn, eben der Erzieherin, die seit Jahren an die Stelle von Mademoiselle d'Anfrey getreten und nun förmlich als Hofdame eingeführt war, hatte die Prinzeß mit einer Umsicht, die von der Liebe geleitet worden, Alles für die Aufnahme und Bequemlichkeit des Kranken eingerichtet. Ich hatte ihn bald zur Ruhe gebracht, hatte in den früher von mir bewohnten Zimmern die für mich dort aufgetragene Mahlzeit eingenommen, als der Kammerdiener mir meldete, Prinzeß Juliane wünsche mich zu sprechen, wenn ich mich erfrischt und erholt haben würde.

„Das war bald geschehen. Ich begab mich zu ihr und fand sie gegen mein Erwarten ganz allein. Sie befragte mich um den Zustand ihres Bruders, ich konnte ihr die besten Zusicherungen für seine Herstellung geben. Dann erhob sie sich, ging an ihren Secretär, nahm einen Brief aus demselben heraus und ihn in ihrer Hand behaltend, sprach sie: ,Ich habe vor acht Tagen diesen Brief für Sie erhalten, den wir Ihnen nicht senden konnten, denn wir wußten ja nicht, ob er Sie erreichen würde. Ich möchte Ihnen aber lieber sagen, was er enthält. Ich weiß, es wird Sie sehr betrüben, und die Buchstaben sind so todt und kalt.'

„Was ist geschehen? rief ich in bangem Ahnen. Was ist geschehen, Prinzeß? Mein Vater ist —

„Sie nahm meine Hand. ,Ja!' sagte sie, ,Ihr Vater ist nicht mehr!' — Ich wollte mich abwenden von ihr im bitteren Schmerz, sie hielt mich fest.

„‚Ach, Melchior!‘ sagte sie, ‚ich habe ja so oft unnöthig geweint vor Ihnen, soll ich Ihre gerechten Thränen denn nicht sehen dürfen? Ich ließ Sie ja zu mir bitten, lieber Melchior! damit wenn das Unglück über Sie käme, doch Jemand bei Ihnen wäre, der Sie lieb hat!‘

„Es war etwas Ueberwältigendes in dem Verluste, der mich traf, wie in der Güte und Vorsorge dieses jungen Fürstenkindes. Ich setzte mich nieder und weinte bitterlich. Sie stand vor mir und legte ihre Hände auf meine Schultern.

„‚So ist's recht! weinen Sie nur, guter, armer Doctor! und nun will ich auch zu meiner Mutter gehen und Sie sich selber überlassen. Die Mutter weiß es schon!‘

„Ich merkte es kaum, daß sie sich entfernte. Aber von der Stunde an hielt ich sie hoch in meinem Herzen und war ich ihr zu eigen, mit dem festen Willen, ihr zu dienen, ihr diese Herzensgüte zu vergelten, wie und wo ich's immer können würde.

* *
*

„Es war mein jüngerer Bruder, welcher mir die Nachricht von dem plötzlichen Hingang unseres theuren Vaters gemeldet hatte. Er war Advocat in meiner Vaterstadt, hatte sich eben erst verheirathet und sein Theil zu leiden von den Zuständen und von den Lasten, welche die eben erfolgte Einverleibung auch unserer Heimath in das neugegründete Königreich Westfalen uns auferlegte.

„Geschäftskundig hatte er sofort alle infolge von des Vaters Ableben nothwendig gewordenen Schritte gethan. Meine Anwesenheit in meiner Heimath war nicht gefordert, ich war dem Prinzen nöthiger als dort. Denn wie natürlich das Gefühl auch ist, der Stätte zuzueilen, an welcher ein geliebtes Dasein uns erlosch, die Räume wiederzusehen, in denen es zuletzt gewaltet, uns durch den Augenschein von dem Verlust zu überzeugen, an den zu glauben, den zu fassen uns so schwer fällt, ward es in diesem Falle doch aufgewogen durch die zornige Scheu, in der Heimath die Fremdherrschaft zu ertragen.

„Ich blieb einen Theil des Tages für mich allein, Niemand dachte daran, mich zu stören. Am Abend, als ich mich in des Prinzen Zimmer begab, fand ich die Mutter und die Schwester bei ihm. Sie empfingen mich wie einen der Ihren. Der Prinz versuchte sich aufzurichten und mich zu umarmen.

„‚Du hast mir und meiner Schwester das Leben erhalten und hast das Leben deines Vaters dir nicht erhalten können,‘ sagte er, mich Du nennend, was nie zuvor geschehen war. ‚Nimm einen Bruder für den verlorenen Vater an! Laß mein Haus deine Heimath sein, Melchior! bleibe bei uns, mein Freund! bleibe bei uns, Bruder!‘

„Er war erschüttert und ich war es noch mehr! — Ja! rief ich; ja, Lothar! Die Stunde vergesse ich dir nie! Möchte ich dir die Liebe und Freundschaft lohnen können, wie ich ihren Werth empfinde.

„Die Fürstin selber umarmte mich, die Prinzessin küßte den Bruder. Es war eine feierliche und ruhige Stimmung über uns Alle gekommen; meine Zukunft war damit entschieden.

„Von dem folgenden Tage ab begannen wir sie näher zu durchsprechen. Die Fürstin hegte den Wunsch, der Prinz möge, da seine Verwundung jedenfalls eine lange Pflege und eine noch längere Enthaltung vom Dienste nothwendig erscheinen ließ, seinen Abschied und danach die Verwaltung seiner Güter selber in die Hand nehmen. Sie verlangte danach, ihn verheirathet, einen Erben für den Namen und Besitz geboren werden zu sehen. Der Prinz wollte von alle dem nicht reden hören. Er erklärte es für

unverträglich mit seiner Ehre, seine Entlassung zu begehren, da glücklicher Weise sein Regiment zu der so eng beschränkten Zahl der Truppen gehörte, welche zu halten dem Könige von Preußen nach dem Frieden von Tilsit noch gestattet war. Er nannte es vermessen, an eine Heirath zu denken, während jede Stunde ihn wieder in das Feld rufen und die erste Kugel ihn abermals und für immer niederwerfen konnte.

„‚Wie kann man sich einen Erben wünschen für einen Besitz, nach dem vielleicht morgen schon einer von Napoleon's uns bekämpfenden Generalen den Namen tragen wird?‘ sagte er. ‚Nein! meine Mutter! lassen Sie uns nicht an uns, nicht an Ihre Wünsche denken. Niemand gehört sich selber in Zeiten wie die unseren, in denen wir Alle nur einen gemeinsamen Zweck, ein einziges Ziel haben können — die Erhebung des ganzen Volkes für die Befreiung des deutschen Vaterlandes! Ich zähle die Stunden, bis ich wieder bei meinem Regimente in Preußen sein werde; denn dort im Osten, dort dämmert, wie das neue Licht nach jeder noch so bangen Nacht, auch für unseren neuen Tag der Morgen in den Herzen der Menschen herauf!‘

„Er hatte sich in den Jahren, in welchen ich ihn nicht gesehen, und in der ernsten Disciplin des Dienstes zu einem tüchtigen Manne entwickelt. Immer auf das Thatsächliche, auf das Nächste gestellt, hatte er von der Mutter, ebenso wie die Prinzessin, eine große Umsicht ererbt. Er verlor, was den Fürsten nur zu oft begegnet, das Bedürfniß der ihn umgebenden Menschen nie aus den Augen, und so setzte er denn auch mich gleich nach meiner Ankunft durch ein festes Jahrgehalt in die Lage, meinen Unterhalt gesichert zu sehen, selbst wenn ich keine weitere Praxis übernähme, was zu thun mir indessen nicht nur frei stand, sondern von dem Fürsten sogar begehrt ward. Er wünschte seinen Gütern eben eine leicht erreichbare ärztliche Hülfe zu ermöglichen. Damit kam denn auch sofort die Nothwendigkeit zur Sprache, ein paar Zimmer zu ermitteln und einzurichten, in denen man unter Aufsicht einer verläßlichen und damit zugleich zu versorgenden Person Obdach und Pflege für solche Fälle bereit halten konnte, in denen sie anderweit nicht zu beschaffen wären; und die Fürstin sowohl als die Prinzeß und die Hofdame zeigten sich dem Unternehmen in jedem Sinne zugeneigt und hülfreich.

„Zeiten, Schicksale und persönliche Erlebnisse, wie sie über die Welt und über Jeden von uns hereingebrochen waren, bringen die Menschen einander näher und streifen das Kleinliche in der Trennung durch die Standesunterschiede von ihnen ab, wie daneben auch der Einzelne in seiner Eigenart derselbe bleiben mag.

„Lothar, der durch seine väterliche Großmutter mit den alten, noch von den deutschen Rittern stammenden ostpreußischen Adelsgeschlechtern verwandt war, hatte bei einer dieser alten Familien eine Zeit hindurch vor seiner Verwundung in Quartier gelegen. Dort war er dem Freiherrn von Stein vorgestellt, mit den gräflich Dohna'schen Familien eng befreundet worden und hatte die Gesinnungen, aus welchen in jenen Kreisen später der Tugendbund begründet wurde, auch in sich aufgenommen und zu seines Lebens und seiner Führung Richtschnur gemacht. Es stand für ihn und für uns Alle fest, daß der Mensch nichts schaffen könne, was besser sei als er selbst, und daß die großen Opfer, die dem Fortbestehen und der Zukunft des Vaterlandes zu bringen wären, nur von reinen Herzen und reinen Händen dargebracht werden könnten. Wir lebten damals in

unserer inneren Begeisterung ein erhöhtes Dasein, und noch heute erleuchtet der Rückblick auf jene Tage mir die Einsamkeit des Alters.

„Die Fürstin behandelte mich, der ich fünf Jahre vor Lothar voraus hatte, wie einen älteren Sohn. Lothar und Juliane gingen mit mir zutraulich und unbefangen wie mit einem Bruder um. Von der unterdrückten und dann gewaltsam hervorbrechenden Leidenschaftlichkeit des Kindes war in Juliane keine Spur mehr übrig geblieben. Ihr Verhältniß zu der Fürstin war ruhiger geworden und befestigte sich noch in der gemeinsamen Pflege des Prinzen. Julianens klare Selbstgewißheit, ihre gleichmäßige Stimmung gaben der Mutter Zutrauen zu der Tochter Verstand, und deren angeborene vornehme Haltung entsprach den Anforderungen und berechtigte die Hoffnungen, welche sie auf Julianens Zukunft setzte. Die Fürstin hatte es gar kein Hehl, weder gegen den Sohn noch gegen mich, daß es sie glücklich machen würde, durch die Heirathen ihrer Kinder in regierende Häuser hinein sich auf das Neue diesen anzuschließen; da sie jedoch sich auf die Wahl des Sohnes weniger Einfluß zuerkennen mochte als auf die Verheirathung der Tochter, so war es diese, welche ihre Phantasie zunächst beschäftigte.

„Bei den rasch auf einander folgenden Durchzügen der Heerestheile hatten wir fast beständig Einquartierung in der Herrschaft und im Schlosse zu versorgen, Ausländer und auch Deutsche, welche gezwungen waren, den französischen Fahnen zu folgen. Soweit es irgend zulässig war, hielt der Fürst sich von der Begegnung mit den ungebetenen französischen und ihm in seiner Eigenschaft als preußischer Offizier doppelt beschwerlichen Gästen fern, da seine Gesundheit ihm dafür den erwünschten Vorwand bot. Es erwuchs daraus jedoch für die Frauen die Nothwendigkeit, sich dem Verkehr mit ihnen nicht zu entziehen, um keinen Gefahr bringenden Verdacht gegen sich zu erregen. Aber auch sie athmeten auf, wenn solche Tage vorüber waren; und besonders litt die Prinzessin darunter, wenn sie gezwungen war, die ihr von den Fremden zugewendeten Galanterien mit guter Miene hinzunehmen, während die Fürstin offenbar eine gewisse Freude oder Genugthuung über die Huldigungen zu empfinden schien, welche der Prinzessin dargebracht wurden.

„Ich hatte in solchen Zeiten immer doppelt viel zu thun, denn Lothar gewöhnte sich immer mehr daran, mich auch mit anderen Angelegenheiten als mit der ärztlichen Praxis zu betrauen, und ich fand Freude daran, ihm zu dienen, wie ich konnte. Ich gewann Lust an der praktischen Thätigkeit, welche die Verwaltung der Herrschaft mit sich brachte. Es gab daneben beständig zwischen den Anforderungen der Fremden und den Leistungsmöglichkeiten unserer Leute zu vermitteln, da die fürstlichen Beamten des Französischen nicht völlig mächtig waren, und wenn ich dann nach gethaner Tagesarbeit in die Zimmer der Fürstin kam, in welchen man am Abend die höher gestellten Offiziere empfing, so konnte ich mich nicht genug über die Haltung der Prinzessin freuen, die immer höflich, immer verbindlich und doch so gemessen, so in sich abgeschlossen unter den Fremden erschien, daß sie ihnen unnahbar blieb, als wäre sie von einer unsichtbaren Scheidewand umgeben.

„Die Zuneigung, welche ich einst für das Kind gehegt, hatte einer herzlichen Bewunderung ihrer Vorzüge, ihres Werthes Platz gemacht. Die Vertrauensstellung, welche ich als Arzt des Hauses, als Freund des Prinzen einnahm, die Kenntniß der Absichten und Hoffnungen,

welche die Mutter für sie hegte, der Standesunterschied und die dreizehn, vierzehn Jahre, die ich vor ihr voraus besaß, beherrschten meine Phantasie und mein Herz und hielten sie völlig ruhig. Ich hegte eine große Ergebenheit für die Prinzeß, ich war glücklich, ihr dienen, ihr gefällig sein zu können, der Verkehr mit ihr war mir sehr süß. Ich wünschte ihr jedes mögliche Glück, ich erhoffte für sie dereinst eine Ehe, die ihrem Herzen, ihren Anlagen und Neigungen entspräche, und wenn je bisweilen die Galanterien der Fremden mir das Blut erregten, meinte ich, es sei um Julianens willen, von der ich wußte, wie sehr sie ihr beschwerlich fielen. Ich lebte damals in solch ruhigem Gleichgewicht und in so befriedigter Sicherheit neben ihr, wie man sie in den Träumen fühlt, in welchen uns Alles ganz natürlich, so natürlich scheint, daß wir uns nicht einmal darüber wundern, wenn wir plötzlich inne werden, daß wir in der Luft schweben und ohne Flügel fliegen.

„Im Spätherbst des Jahres 1808 hatten wir im Schlosse wieder den Stab eines Corps zu beherbergen gehabt, das ein von Napoleon in den Grafenstand erhobener General Riveriere selber führte. Es waren die Hülfstruppen, welche das Königreich Westfalen dem Kaiser zu stellen hatte. Obschon die Manieren des Generals gelegentlich ein wenig an das Lager und die Wachtstube erinnerten, war er ein schöner und bedeutender Mann, und man hatte den nicht zu vermeidenden Verkehr mit ihm in geflissentlicher Höflichkeit aufrecht erhalten müssen, um seinen guten Willen zu gewinnen. Lothar hatte ihn wenig gesehen, war aber auf den Wunsch der Fürstin bis zu dem Fortgehen dieser Gäste im Schlosse geblieben. Nun wollte er am nächsten Morgen, nach fünfzehnmonatlicher Entfernung, da seine Wunde völlig vernarbt war, endlich wieder zu seinem Regimente und unter seines Königs Fahnen zurückkehren.

„Der General war am Vormittage aufgebrochen, die Truppen, die bei uns und in der Gegend gestanden, hatten sich vereinigt und waren ihm allmälig im Laufe des Tages gefolgt. Lothar war mit der Mutter in deren Arbeitszimmer. In seinen Gemächern packte man für ihn. Ich stand mit der Prinzessin auf dem Balcon vor dem großen Saale. Es war am Nachmittag, die Luft ging scharf, die Wolken jagten rasch vorüber, der gelbliche Schimmer des nahen Sonnenunterganges sah schon winterlich aus.

„Der letzte Trainwagen, die letzten Nachzügler und Marketender waren auf der Heerstraße unserem Auge bereits entschwunden. Allerlei Volk, wie es sich bei solchen Anlässen immer zusammenfindet, trieb sich auf der Straße umher. In den Stallungen, in den Wohnungen des Schlosses und der Nebengebäude, in den Häusern des Städtchens fing man, soweit wir sehen konnten, aufzuräumen an. Wohin man blickte, sah es wüst aus; und der Wind, der von Nordost in einzelnen Stößen sich immer lebhafter fühlbar machte, trieb die Blätter von den Bäumen und wirbelte von dem Hofe den Staub in die Höhe. Aber die Prinzessin beachtete es nicht. Sie sah still und ernsthaft in die Ferne hinaus.

„Ich bat sie, sich dem rauhen Wetter, dem harten Winde nicht länger auszusetzen, da sie leicht gekleidet war.

„‚Rauhes Wetter! harter Wind!‘ sprach sie mir nach. ‚Wenn man nichts Anderes zu erdulden hätte als rauhes Wetter und einen kalten Wind!‘

„‚Ja!‘ sagte ich, ‚es ist hart, sich dieser Fremdherrschaft nicht einmal im eigenen Hause entziehen zu können. Aber was würde in diesem Augenblicke der Einzelne durch die Auflehnung, mit der er sich genug thäte, Anderes erreichen,

als schweres Unheil über seine Umgebung herabzuziehen? Nichtsdestoweniger ist es bitter, sich erniedrigen zu müssen durch eine Unterwerfung, die man als Schmach empfindet.‘

„‚Und das sagen Sie,‘ fiel Juliane mir lebhaft ein, ‚der Sie ein Mann sind, der Sie gehen können, wohin Sie wollen, nach England, nach Rußland, wohin die Macht des Corsen noch nicht gedrungen ist; der Sie thun können, was Sie wollen? Aber ich! — Sie haben es gesehen, Melchior, wie dieser General, den sie den Grafen nennen, mich gepeinigt hat mit seiner dreisten Galanterie! Jeder seiner frechen Blicke sprach es aus: wo wir das Land erobern, erobern wir die Frauen auch! — Wie eine Zubehör zum Lande sehen sie uns an, Er und Alle!‘ setzte sie mit einer Herbigkeit hinzu, die ihr sonst nicht eigen war.

„Ich sprach ihr das aus. Sie gab keine Antwort darauf.

„Nach einer Weile fuhr sie plötzlich auf. ‚Die Fürstin, obschon sie seinen Mangel an guter Manier nicht leugnet, findet, daß Riveriere viel natürlichen Verstand hat, daß er im Grunde ein wohlwollender Mensch ist. Sie nennt ihn sogar einen schönen Mann. Dem Bruder, der ihn freilich wenig genug gesehen hat und der sonst im Lobe dieser Leute sparsam ist, hat er als Kriegsmann einen Eindruck gemacht. Er prophezeit ihm eine glänzende Laufbahn, und Riveriere gilt ja für einen von des Kaisers Günstlingen. Unser Schloß, unsere Gegend haben ihm gefallen. Sie mahnten ihn an seine Heimath, und ich gefiel ihm auch!‘ setzte sie spöttisch hinzu. — Sie hielt darauf inne, und sich dann mit rascher Bewegung zu mir wendend, sprach sie: ‚Wenn er wiederkäme, wie er es ausgesprochen hat, wenn er die Forderung stellte: die Prinzeß, die mir gefällt, oder die Herrschaft, die mir gefällt! — glauben Sie, daß meine Mutter mich ihm weigern würde um den Preis von meines Bruders, unseres Hauses Erbe und Besitz?‘

„Ich zögerte ihr zu antworten. ‚Sie schweigen, Melchior?‘ fragte sie, ‚weshalb schweigen Sie?‘

„‚Weil ich mich das eben selber frage!‘ entgegnete ich ihr, ohne ihr auszusprechen, welch einen Sturm sie mit der Vorstellung in mir erregt, welch eine Umwandlung sich in diesem Augenblicke in mir vollzog und wie fassungslos ich ihr plötzlich gegenüberstand.

„Zu meinem Glücke trat die Fürstin unter die Thür. Sie hatte die letzten Worte vernommen, sie sah Julianens Aufregung, und von dem kalten Windstoße, der über uns hinwegstrich, unangenehm berührt, hieß sie die Tochter in das Zimmer treten, schloß sie die Thür des Balcons, und uns voranschreitend in das Nebengemach des Saales, in welchem Lothar sich aufhielt, sagte sie mit ihrem gewohnten ernsten Tone: ‚Wovon war die Rede, als ich kam? was hat der Doctor sich gefragt?‘

„Juliane ließ mich nicht zu Worte kommen. ‚Ich hatte ihn gefragt,‘ sprach sie, während ihre Wangen sich mit heißer Röthe färbten, ‚was Sie, meine Mutter, wohl thun würden, wenn der General die Drohung wahr machen würde, uns auf das Neue mit seiner Gegenwart zu beehren, und wenn er sich gelaunt finden sollte — etwa Ihrer Tochter Hand von Ihnen zu verlangen?‘

„Man sah ihr an, was es sie kostete, dies hohe Spiel zu wagen, aber ich bemerkte, daß es der Mutter nicht ungelegen kam, und um so weniger, da der Sohn sich auf seiner Schwester Seite stellte.

„‚Welch ein Einfall, Juliane!‘ rief er. ‚Wie magst du über solche Hirngespinnste grübeln? Kennst du so wenig unsere Mutter? Kennst du mich so wenig? Wer

könnte dich nöthigen wollen, dich einem Feinde deines Vaterlandes zu verbinden? Wer —?'

„,Die gebieterische Nothwendigkeit!' entgegnete die Fürstin kurz und fest. ,Sind wir denn noch in unserem Lande frei? — Haben wir zu wählen? Wer ist jetzt seines Willens Herr und Meister?'

„,Noch bin ich Herr hier! Herr in meinem Hause wenigstens!' brauste der Sohn rasch auf.

„,Noch! — Noch, mein Sohn!' betonte die Fürstin. ,Aber der Herzog von Württemberg war gewiß auch Herr in seinem Hause und konnte seine Tochter, die Prinzessin Katharina, dem Bruder Napoleon's, unserem königlichen Nachbar von Westfalen, nicht versagen! — Wir leben in einer Zeit, vergiß das nie, mein Sohn! die des Unerwarteten sehr viel gebracht, die große Opfer gerade von Seiten der Mächtigen, der Hochgestellten gefordert hat, wo es sich darum handelte, in dem ungeheuren Untergange einen Kern des alten Zurechtbestandenen zu erhalten. Glaubst du, daß es die Wahl der Königin Luise gewesen ist, Napoleon als Sieger zu empfangen? Wer darf auf einem Throne an sein persönliches Empfinden denken? — Und wenn auch nicht auf Thronen! — Fürstentöchter sind keine Bürgermädchen!'

„,Leider nicht!' seufzte die Prinzessin so leise, daß die Fürstin, die entfernter von uns Anderen ihren Platz genommen, es nicht wohl hören konnte.

„Der Prinz, den die liebevolle Ehrfurcht vor der Mutter es bereuen machte, daß er sich jene heftige Aeußerung gegen sie erlaubt, versuchte einzulenken. ,Ich bin vollkommen Ihrer Meinung, liebe Mutter,' sagte er, ,daß manch eigenes Empfinden, manch gerechtes Bedenken schweigen müsse, wo es sich um ein großes Allgemeines handelt. Ich weiß auch, daß im Menschenleben wie in der ganzen Natur das Geringere sich dem Größeren unterordnen, sich ihm opfern muß; aber,' setzte er hinzu, einen Ausspruch Schiller's benutzend, in dessen Dichtungen wir damals sammt und sonders lebten und webten, ,zu der Meinung eines Domingo:

Daß Fälle möglich wären, wo die Kirche
Sogar die Körper ihrer jungen Töchter
Für höhere Zwecke zu gebrauchen wüßte

oder gebrauchen müßte, wollen wir uns nicht bekennen; und um so weniger, als solch ein Fall uns ja nicht vorliegt. Wir haben der Sorgen ohnedies genug! Und jetzt, da ich von euch zu gehen habe, möchte ich mir die Seele nicht noch mit den Schreckbildern von peinlichen Möglichkeiten überlasten.'

„,O!' rief Juliane, ,um mich, Lothar, sorge dich nicht! Unser Schiller hat für Jeden seinen Rath. Deine Schwester wird niemals eines Franzosen, eines Feindes Beute, niemals eines Mannes Eigenthum als aus freier Wahl. Das verspreche ich dir und mir; denn:

Die letzte Wahl steht auch dem Schwächsten offen,
Ein Sprung von dieser Brücke macht mich frei.'

„Die Fürstin zuckte widerwillig die Schultern. — ,Phantastik hüben und drüben!' sprach sie. ,Gottlob, daß wir wenigstens hier keine Brücken und keine tiefen Wasser haben. Aber es ist unverständig — und nicht passend,' schaltete sie ein, ,mit Redensarten sich abzufinden, wo es sich um schwere Fragen handelt; nicht passend, dünkt mich, zu spielen, wenn eine Mutter ernsthaft mit ihren Kindern vor eines Freundes Ohren spricht.'

„Sie erhob sich und verließ das Zimmer. Wir blieben in einer gedrückten Stimmung zurück. Keines ihrer Kinder wagte sich gegen sie zu äußern, eben weil sie nicht mehr da war, und in mir hatte ein Kampf begonnen, den auszukämpfen ich allein sein mußte mit mir selbst. Wir wechselten einige flüchtige Worte, die in keinem Zusammenhange

standen mit dem, was vorhergegangen war, mit dem, was Jeder von uns jetzt nothwendig denken mußte; und weil ich meiner leidenschaftlichen Erregtheit nur schwer Herr war, entfernte ich mich bald.

* * *

„Es war schon dämmerig draußen. Ich hatte noch einige Besuche im Städtchen zu machen und auch nach ein paar Franzosen zu sehen, die man uns zurückgelassen, weil sie zu krank gewesen waren, um mitgenommen zu werden. Darüber brach die volle Dunkelheit herein, aber ich konnte mich nicht entschließen, in meine Wohnung zu gehen, aus welcher der Schein meiner Lampe mir entgegenleuchtete. Ich schritt rastlos die Allee entlang, die aus der Stadt zum Schlosse führte, und so oft ich mich dem Lichte nahte, wendete ich mich wieder davon ab, ohne zu wissen, daß ich's that. Ich wußte überhaupt nicht, was ich dachte. Meine Vorstellungen trieben umher wie die zerschellten Planken eines Schiffes in dem Wogenwirbel vor dem Fels, an dem es gescheitert.

„Mit einem Male, als ich wieder dicht vor meinen Fenstern stand und eben wieder mich zur Umkehr anschicken wollte, schreckte ich empor.

„Scheust du das Licht? fragte ich mich selber, hast du das Licht zu scheuen? Ich blieb stehen und richtete mich auf. Nein! Ich hatte ihn nicht zu fürchten, den Einblick in mein Herz. Ich hatte es nicht gewußt, nicht empfunden bis auf diesen Tag, wie meine Zuneigung für das liebe Kind, das ich einst dem Tode in langer Sorge abgerungen, wie die Freude an dem schönen Heranblühen der Jungfrau, wie die Ergebenheit für diese Fürstentochter sich allmälig in eine tiefe Liebe umgewandelt hatten. Weil meine Stellung mir ihr Vertrauen bedingte, weil mir der unausgesetzte Verkehr mit ihr in einem Grade gewährt war, wie ihn eben auch nur mein Verhältniß zu dem Hause möglich machte, hatte ich es nicht gemerkt, daß all' mein Thun und Denken sich auf sie bezog, daß nichts mir Freude machte, was sie nicht erfreute, daß ich urtheilte aus ihrer Seele heraus, daß ihre nicht zu beirrende Wahrhaftigkeit mir gleich dem eigenen Gewissen zur Richtschnur geworden war.

„Ich hatte es nicht gewußt! Ich war so ruhig gewesen wie sie, so sicher wie unser täglicher Verkehr. Und doch quälte mich der Zweifel, ob ich recht gethan, als ich nach Rothenfels zurückgekehrt, als ich in den Dienst des Freundes eingetreten war? — Aber es war ja meine Pflicht gewesen, den Kranken, der nach mir verlangt, in seine Heimath zu geleiten, und nur ein Geck, ein eitler Thor hätte in der einstigen Neigung eines kranken Kindes ein Hinderniß erblicken können, nach einer Reihe von Jahren mit diesem Kinde wieder in Verkehr zu treten. Der Einblick, welchen ich so plötzlich in mich gethan, zwang mir die Frage auf, wie es um Juliane stehe?

„Ich dachte mir unser ganzes Verhältniß durch und ich ward ruhig. Ich sagte mir: so frei, so offen, wie sie mit dir umgeht, giebt man sich keinem Manne, für den man mehr als Freundschaft, mehr als ein achtungsvolles Vertrauen empfindet. Gerade eine Unterhaltung, wie Juliane sie heute heraufbeschworen hatte, konnte sie, wie ich meinte, vor keinem Manne zur Erörterung bringen, dem sie ein wirkliches Gefühl der Liebe entgegenbrachte. Aber während ich mich in dieser Weise zu beschwichtigen suchte, war sie mir doch nie zuvor in dem verklärenden Lichte erschienen, das allein die Liebe um ein Menschenbild verbreitet. Nie im Leben hatte ich die aufwallende Freude in mir gefühlt und nie den mit ihr aufzuckenden Schmerz in mir em-

pfunden, mit dem ich es mir sagte: Du liebst sie! Du solltest sie nicht lieben! Und weil du doch nicht anders kannst, so mußt du fort!

„Solche Gedanken faßt man schnell! Solch Wort sagt sich sehr leicht! solch ein Vorsatz ist sehr rasch gefaßt! Wenn die Erkenntniß nur ebenso rasch die Kraft verliehe, ihn in Thaten umzusetzen!

„Man sagt sich: das sollte nicht sein! aber ist es darum minder da? — Es ist eben! — und davon ist nichts abzuthun und wegzuleugnen ohne geflissentlichen Selbstbetrug.

„Fortgehen! — Auch das war leicht gesagt. Ich konnte mir es lebhaft vorstellen, wie ich Lothar noch heute um meine Entlassung bitten, wie ich an den und jenen meiner Studiengenossen und Collegen schreiben würde, um einen passenden Ersatz für mich zu finden. Aber wer konnte sie hegen und behüten so wie ich? sie, den Abgott meines Herzens?

„Ich hielt mir es vor, wie ich hier mein Zelt abbrechen, packen, fortgehen würde. Man war des Kommens und des Scheidens so gewohnt. Indeß daß ein Morgen anbrechen würde, an dem ich mich nicht mehr nach Julianens Zimmern verfügte, mich nach ihrem Befinden zu erkundigen, daß ich nicht mehr mit ihr die Sorge für die Bedürftigen und Kranken theilen, sie nicht mehr durch Wald und Feld begleiten, nicht mehr in dem Gemach der Fürstin am Abend mit ihnen Allen beisammen sein und Julianens Augen nicht mehr leuchten sehen sollte, wenn wir uns gemeinsam erhoben an den Dichtungen der großen Dichter, an der Musik der großen Meister, das konnte ich nicht fassen.

„Und ein Anderer sollte das genießen? ein Anderer an ihrer Seite gehen, an ihrem Bette sitzen? — Unmöglich! ganz unmöglich! — Der böse Dämon der Liebe, die Eifersucht, griff nach meinem Herzen!

„Ich war in meine Stube getreten. Es war still und friedlich in dem trauten Raume. So still, so friedlich, so glücklich, wie es in meinem Herzen ausgesehen hatte bis auf diesen Tag. Und nun? Die Ordnung, der Friede in dem Zimmer waren nicht angetastet, aber in meinem Inneren wogte und tobte es wie in einer Sturmnacht auf dem Meere. Nirgend ein fester Halt!

„Du mußt fort! sagte ich laut zu mir selber, um es mir begreiflich zu machen, und sah mich erschreckend um, als hätte ein Anderer dies Verbannungsurtheil über mich ausgesprochen.

„Ich stand am Fenster und sah auf den Weg hinaus. Es war die Straße, die ich zu gehen hatte; dieselbe Straße, welche der General heute mit seinen Truppen eingeschlagen, die Straße, auf der wiederzukehren er sich vorgenommen hatte.

„Wenn er es thäte, und Lothar wäre nicht da, die Schwester zu schützen, und ich wäre nicht da, zu dessen Freundesherzen sie sich heut' mit ihrer Sorge ausgesprochen! — Ein Anderer? Ein fremder junger Arzt, was konnte ihr der nützen? Was konnte der ihr helfen?

„Nein! ich mußte bleiben! Ich? — Aber wozu? Was konnte oder durfte ich ihr sein mit dieser Verwirrung aller meiner Gedanken? Ich? der sich selber fassungslos und rathlos gegenüberstand?

„Hatte ich das in dieser Minute gedacht, so sagte ich mir in der nächsten: betrüge dich nicht selber. Du willst bleiben, also mußt du gehen. — Indeß was sollte ich dem Fürsten sagen, wie ihm diesen gewaltsamen, plötzlichen Entschluß erklären? — Wir lebten damals noch nicht in den Zeiten, in welchen Eisenbahnen und Telegramme uns von einer Stunde zu der anderen ungeahnte Nothwendigkeiten auferlegen können. Nur zweimal in jeder Woche langte die Post

in dem Städtchen an. Es hatte sich nichts geändert seit dem gestrigen Tage, an dem ich mit Lothar Rücksprache genommen über eine Menge von Dingen, die auszuführen er mir aufgetragen, die zu fördern und zu überwachen ich, meines Bleibens sicher, ihm verheißen hatte. Sollte ich ihm die Wahrheit sagen? Ihm, dem jüngeren Freunde, als ein Thor erscheinen? mich, den vermessenen Bürgerlichen, wenigstens in seinem Inneren von ihm belächeln lassen? — Davor mich zu hüten, war auch ein Gebot der Ehre.

„Es liegt in dem Beruf des Arztes, der es mit demselben Ernst nimmt, eine den Charakter zur Festigkeit bildende Kraft. Er muß es frühzeitig lernen, sich in jedem gegebenen Falle rasch und mit dem Bewußtsein der Verantwortlichkeit selbständig zu entscheiden. Ihm ist das Los jener Menschen auferlegt, die man mit dem sogenannten doppelten Gesicht, mit dem Voraussehen der Zukunft behaftet glaubt. Er muß es lernen, sein Erschrecken, seine Unsicherheit zu verbergen; muß es lernen, dem Liebsten, was er hat, freundlich von der Zukunft zu sprechen, während er es dem Tode rettungslos verfallen weiß. Er muß vermögen, mit sich und seinem Gewissen fertig zu werden, wenn er in dem kritischen Augenblicke nach bester Einsicht seine Wahl getroffen hat. Er muß es in sich aufnehmen lernen, das entschlossene: komme, was mag! ich habe gethan, was ich thun zu müssen glaubte. Diese dem Arzte zur zweiten Natur werdende Erziehung durch seinen Beruf hatte sich oft an mir bewährt; in dieser Stunde ließ sie mich im Stich.

„Und wieder stand ich still an meinem Fenster und sah hinaus, als erwarte ich eine Entscheidung, die mir von draußen kommen solle, als könne der aufzuckende Strahl des Mondes, wenn er für Augenblicke hell durch das braune, rasch dahingleitende Gewölk brach und in mein Zimmer leuchtete, auch Licht bringen in mein dunkles und verworrenes Sinnen. Aber dies Sinnen ließ sich nicht klären, nicht beschwichtigen, bis ich endlich gar nichts mehr dachte, sondern, als kümmere sonst mich weiter nichts auf dieser Welt, mit gespanntem Auge dem wilden Spiel der Wolken zusah, wie der Ost sie vor sich hertrieb.

„Erst der Schlag der alten Uhr in meinem Zimmer, welche die Stunde der Abendmahlzeit angab, rief mich empor; und die Gewohnheit übte ihre heilsame Gewalt. Ich ging hinauf, weil ich alle Abend auf den Schlag dieser Uhr hinaufgegangen war.

„Die Prinzessin und Fräulein von Weißenborn saßen an den gewohnten Plätzen. Der große Nähkorb stand zwischen ihnen auf einem Schemel, sie arbeiteten bereits seit Wochen an den Weihnachtsgaben für die Bedürftigen im Orte. Das war Alles so wie alle Tage, und ich sah es doch wie etwas Neues, Fremdes an, weil ich es vielleicht bald, vielleicht schon morgen, wenn ich mich Lothar vertraute, nicht mehr sehen dürfte. Und wie ich mir das Schloß dann zu denken versuchte, ohne Lothar und ohne mich, die Frauen, die Geliebte allen Schrecken dieser friedenslosen Zeiten überlassen, da erfaßte mich eine schwere Angst! Es war ein harter Kampf in mir.

„Gleichzeitig mit mir waren Lothar und die Fürstin aus ihrem Cabinet in den Saal getreten. Sie hatten den ganzen Abend in gemeinsamer Arbeit verlebt. Ich war auf der Treppe dem Justiziar begegnet, und ich wußte, daß Lothar sein Testament gemacht, daß man dem Gerichte eine Copie desselben zur Registrirung übergeben und das Original im Beisein des Justiziars in dem Archiv des Schlosses niedergelegt hatte.

„Die Fürstin war sehr ernsthaft, Lo-

thar innerlich beschäftigt. Er hatte das nicht Hehl. — ‚Wie sehr man jetzt auch darauf hingewiesen wird,‘ sagte er, ‚am Tage zu leisten, was der Tag begehrt, betrifft man sich doch immer wieder auf jener Lässigkeit im Thun, als wäre man Herr über eine lange und ruhige Zukunft. Ueber ein Jahr bin ich jetzt hier und außer meinem Dienst gewesen, und es ist mir, als wären Jahre seitdem verflossen, als wäre ich zehn Jahre älter als an dem Tage, da die feindliche Kugel mich niederwarf. Seit der Stunde meiner Ankunft in Rothenfels habe ich mich gesehnt, wieder fortgehen zu können, und ich habe ja meine Zeit hier nicht verloren. Es ist Mancherlei hier geordnet, geleistet, Manches hier festgestellt worden in dem Jahre. Nun aber, da ich morgen scheiden will, dünkt mich's, als hätte ich eigentlich so gut wie nichts gethan, als hätte ich versäumt, was ich selber vielleicht niemals nachzuholen vermögen werde.‘

„‚Sprich nicht so!‘ bat ihn Juliane.

„Er beachtete es nicht. ‚Das Beste, was mir gelungen, das, was mich am meisten beruhigt und erfreut,‘ sprach er, ‚ist, daß ich auf dich, mein Freund, für uns Beschlag gelegt habe, daß ich mich deiner für die Fürstin und die Schwester sicher weiß. Das ist mir ein unschätzbarer Gewinn und Trost.‘

„Seine Zuversicht traf mich wie ein Vorwurf. Er traute mir mehr, als ich mir selbst vertrauen zu können glaubte. Daß ich ihm nicht antwortete, fiel ihm auf. Er fragte, was ich denke.

„‚Ich habe,‘ entgegnete ich ihm — und ich sagte damit nur, was ich wirklich schon vorher je bisweilen in mir überlegt — ‚ich habe oftmals daran gedacht, ob in den unruhigen Zeiten, in welchen wir zu leben haben, die Frau Fürstin und Prinzeß Juliane nach deiner Entfernung nicht in einer der größeren Städte, in einer der Residenzen sich größerer Sicherheit erfreuen, geringere Belästigungen zu erdulden haben würden, als hier in der Einsamkeit des Schlosses, in welchem ich ja, wenn sie geneigt wären, sich zu entfernen, zurückbleiben könnte an ihrer Statt.‘

„‚Auch ich habe daran gedacht, während wir den General im Hause hatten,‘ entgegnete mir Lothar, ‚und es noch heute meiner Mutter zu erwägen gegeben, sie hat es aber abgewiesen. Sie glaubt nach den bisherigen Erfahrungen, nicht nur keines weiteren Schutzes zu bedürfen, sondern durch ihre Anwesenheit das Schloß, die Herrschaft, die Einwohner des Ortes vor noch größeren Anforderungen zu bewahren, und ich glaube, sie hat Recht. Dazu sind unsere Beamten zuverlässig, die Leute alle unserem Hause sehr ergeben, und die Hauptsache ist, du bleibst bei den Meinen!‘ wiederholte er noch einmal, mir die Hand reichend. Und was ich in mir selber nicht zu erreichen vermocht, das bewirkte seine Zuversicht zu mir.

„‚Ja! gewiß, ich bleibe!‘ sagte ich, seinen Händedruck erwidernd, und in meinem Herzen setzte ich hinzu: ich bleibe — und ich schweige!

„Es entstand eine Pause, als hätten die Anderen ein Bewußtsein von dem Eide, den ich mir in dem Augenblicke leistete, von der feierlich gehobenen Stimmung, in der ich mich befand. Ich hatte in mir meine Zukunft festgestellt; wie sehr, wie unwandelbar, ahnte ich damals selbst noch nicht.

„Der Prinz sollte das Schloß in der nächsten Morgenfrühe verlassen. Man dachte deshalb zeitig Nacht zu machen, und ich empfahl mich, um das letzte Beisammensein der Familie nicht zu stören. Als ich ihm den guten Abend bot, sagte er: ‚Erwarte mich, ich komme noch zu dir!‘

„Ich hatte mein Zimmer in innerster Verwirrung verlassen, jetzt war ich ruhig wie an einem Krankenbette. Ich war der Kranke und der Arzt zugleich. Die Krisis war vorüber, wie ich meinte. Ich hatte nach bester Ueberzeugung gehandelt. Jetzt hatte ich fest und ruhig den hoffnungslosen Zustand durchzuhalten, wie lange er auch währen, welche Anstrengung er auch von mir fordern mochte. Ich sah mich in meinen Räumen um, wie wenn ich sie nicht kannte und als hätte ich nicht immer daran gedacht, sie für Jahre zu bewohnen. Ich fühlte in ganz neuem Sinne mich hierher gehörend, in neuem Sinne an meinen Wirkungskreis gebunden und um viele Jahre älter als noch vor einer Stunde. Es war ein großer Wechsel in mir vorgegangen. Meine Jugend war zu Ende.

„Lothar ließ mich nicht lange auf sich warten. Als er bei mir eintrat, warf er sich ermüdet in den Lehnstuhl, und sich mit der Hand über die Stirn fahrend, sprach er: ‚So! nun ist Alles, wie ich glaube, nothdürftig abgethan. Aber mir wird diesmal das Scheiden schwerer als je zuvor. Wäre ich abergläubig, ich könnte wähnen, es läge eine böse Ahnung mir in der Seele. Jedenfalls bin ich zufrieden, meiner Mutter nicht nachgegeben und mich nicht verheirathet zu haben; denn wie würde die Sorge um meine Frau mich heut' belasten, da es mir hart genug fällt, die Mutter und die Schwester hier zurückzulassen. Juliane zu allermeist.‘

„‚Und weshalb eben sie?‘

„‚Kannst du mich das fragen? Du hast es heute ja eben erst aufs Neue miterlebt. Vortrefflich, jede in ihrer Weise, finden die Mutter und die Schwester sich einmal nicht zusammen, weil sie, ohne es zu wissen, trotz der anscheinenden Verschiedenheit, einander in dem Beharren an dem eigenen inneren Triebe und Willen gar zu ähnlich sind. Nur daß die Fürstin leichter ausspricht, was sie bewegt, und sich es dadurch leichter macht, während meine arme Schwester, von der Mutter zur Selbstbeherrschung angehalten, viel zu sehr in sich verschlossen worden ist. Und wer will sagen, welche Proben ihr Leben ihr einmal auferlegt, wenn man es nicht bei Zeiten feststellt.‘

„‚Denkst du an die Wiederkehr des Generals?‘ fiel ich ihm ein, während trotz aller meiner guten Vorsätze die Eifersucht mir das Herz zusammenpreßte.

„‚Möglich ist sie, wie so vieles Andere, was uns vor Kurzem noch unwahrscheinlich oder ganz unglaublich dünkte. Indeß Gott weiß, nach welchem fernen Schlachtfelde das Commando seines Kaisers den General morgen schon entsendet haben kann?‘

„‚Und wenn er dennoch käme, was soll dann geschehen?‘ fragte ich, mehr noch beunruhigt als vorher.

„‚Wie läßt sich das vorausbestimmen?‘ entgegnete er mir. ‚Ich denke an den General nicht mit bestimmter Sorge, trotz der ziemlich unumwundenen und zuversichtlichen Erklärung, in welcher er sich gegen die Fürstin ausgesprochen hat. Aber so wenig er Herr seines Willens ist, ist's nicht unwahrscheinlich, daß er seine Wünsche zu befriedigen trachtet. Es ist möglich, daß er wiederkehrt, möglich, daß er meinen Besitz der Mutter als Morgengabe für die Schwester bietet. Napoleon lohnt seine Treuen freigebig mit fremdem Gut und großen Titeln, und der General würde nicht der Erste sein, der seinen Herzogsnamen einem fremden Fürstensitz entlehnte.‘

„‚Kannst du dir die Prinzessin, deine Schwester, als Herrin deines Besitzes an eines Feindes Seite denken?‘ fiel ich ihm entrüstet ein.

„Er war aufgestanden und ging heftig auf und nieder. ‚Können? — ja! —

Warum nicht? — Fragst du mich aber, ob die Vorstellung mir gefällt? — durchaus nicht! — Indeß wie meine Mutter heute sehr richtig sagte: Fürstentöchter sind nicht Bürgermädchen! und du selber sprachst vorhin: die Prinzessin, deine Schwester! — nicht deine Schwester, die Prinzessin! — Juliane ist Prinzessin vor allem Anderen. Oder um dir das Paroli zu bieten: kannst du sie dir denken in einem Verhältniß, in dem sie's nicht mehr wäre? — Ich? — Ich bliebe immer, auch ohne jeglichen Besitz, der Fürst! Ich habe eine Laufbahn vor mir in dem Heere wie im Staatsdienst, in der mein Stand mich trägt und fördert. Das ist anders mit den Frauen. Und deshalb gerade wünsche ich es sehnlich, Juliane bald in angemessener Weise vermählt zu sehen, um ihret- und um der Fürstin wegen. Unter der Fremdherrschaft, deren Ende leider noch nicht abzusehen ist, ist das eine doppelte Nothwendigkeit.'

„Das war Alles richtig. Ich sah es ein so gut als er, ohne daß es mich hinderte, die Fürsten von Herzen zu beneiden, die um eine Juliane werben durften, und sie zu beklagen, der man keine freie Wahl gestattete; doch hütete ich mich, Lothar zu unterbrechen. Ich hatte es vielfach beobachtet, wie er, ohne sich dessen bewußt zu sein, nach echt fürstlicher Weise auch des Gespräches Herr sein wollte; wie man ihn frei gewähren lassen müsse, um ihn zu voller Kundgebung zu bringen, und ich mußte wissen, was er mit dieser Unterredung von mir wollte.

„Ich hatte nicht lange darüber nachzusinnen. Er setzte sich wieder mir gegenüber nieder und sagte nach kurzer Pause rasch und lebhaft, wie wenn er's abgethan haben wollte: ‚Juliane ist allerdings sehr jung, aber sie ist in jedem Betrachte une femme faite, und wir wünschen sie dem Bruder meiner Mutter zu verbinden.'

„‚Dem Prinzen Hermann?' fragte ich und hielt inne, denn das hatte ich nicht erwartet, obschon Alles, was ich von dem Prinzen, seit ich die fürstliche Familie kannte, vernommen hatte, zu seinen Gunsten sprach. Er war einige Jahre jünger als die Fürstin, war früh in österreichischen Kriegsdienst eingetreten und hatte sich erst nach seinem vierzigsten Jahre vermählt, da seines regierenden Bruders Ehe keine Kinder mehr erwarten ließ. Aber auch seine vor Jahresfrist verstorbene junge Frau hatte ihm nur zwei Töchter geboren, und sein Bruder sowohl als die Fürstin wünschten ihn im Interesse der Familie zu baldiger Wiederverheirathung zu bestimmen.

„‚Weiß Prinzeß Juliane um den Plan?' erkundigte ich mich.

„‚Nein! warum sie effarouchiren!' sagte er, sich abermals eines Fremdwortes bedienend, was er immer nur zu thun pflegte, wenn es sich um seine eigenen engen Familienverhältnisse handelte. ‚Prinz Hermann beabsichtigt nach Rothenfels zu kommen, sobald sein Trauerjahr völlig beendet sein wird, und das ist auch eines der Motive, welche die Fürstin bestimmen, hier bei uns zu bleiben. Wir wünschen, daß Juliane den Prinzen unbefangen kennen lernt, daß er sie in ihrer ruhigen unbeirrten Weise sieht, denn wir zweifeln nicht daran, daß sie sich in dem Falle zu einander finden werden. Du aber, Melchior, sollst uns dabei leisten und vermitteln, was zu leisten ich verhindert bin, was du ohnehin besser als ich vermögen wirst.'

„Ich hatte Mühe, mich zu beherrschen. ‚Prinz Hermann ist wenig jünger als deine Mutter!' wendete ich ihm ein, ‚und du sagst es selbst, deine Schwester ist sehr jung.'

„‚Mein Vater und meine Mutter waren in dem zupassendsten Alter; war ihre Ehe deshalb eine glückliche?' gab er mir zurück und setzte danach hinzu: ‚Gerade

daß der Onkel über die Jahre der Herzenstäuschungen hinaus ist, macht der Fürstin den Gedanken an diese Heirath werth; und trotz des Altersunterschiedes glaube auch ich, daß die Vorstellung, dem Fürsten Ersatz für eine sehr geliebte Frau, den beiden Kindern Ersatz für die verlorene Mutter werden zu sollen, gerade Julianens hülfreicher und liebevoller Seele verlockend werden könnte.‘

„Und darin lag ein Richtiges; aber was half mir das? — Lothar, ausschließlich von seinem Plane hingenommen, beachtete meine Wortkargheit nicht.

„Er sah nach der Uhr, es war spät geworden. Er erhob sich, wir standen einander gegenüber: ich in dem schweren Kampfe mit mir selbst, er in voller Seelenfreiheit. ‚Also wir sind einig!‘ sagte er. ‚Gewöhne Juliane an den Gedanken, daß ihr Rang, daß die gegenwärtigen Zeitverhältnisse Jedem von uns besondere Pflichten und besondere Selbstverleugnung auferlegen. Sie hat dir von Kindheit an mit völligstem Vertrauen angehangen. Du wirst sie, da sie ja freien Herzens ist, eben weil du bei der Angelegenheit nicht mit betheiligt bist, leichter, als ich es thun könnte, von der Nothwendigkeit überzeugen, sich einem so vortrefflichen Manne als dem Prinzen zu verbinden. Was ihr aus der Fürstin Munde wie ein Zwang erscheinen, was sie von mir als eine Beschränkung ihres freien Willens ansehen, ja als das Verlangen auslegen könnte, der Sorge für sie mich zu entheben, das wird ihr, wenn du's ihr vorhältst, als der Rath eines uneigennützigen ihr ergebenen Freundes annehmbar erscheinen. Wie in eines älteren Bruders Hände lege ich meine Sorge, lege ich der Schwester Geschick in deine treue Hut. Sieh zu, Melchior! daß sie das Rechte thut. Bewahre sie auch vor der immerhin zu besorgenden Strenge, vor zu lebhafter Beeinflussung durch die Fürstin. Zwingen mag ich sie nicht lassen! Aber ich wünsche diese Heirath sehr! sehr! — Versprich mir, Melchior, daß du ihr ein treuer Berather sein willst! Versprich mir's!‘ sagte er noch einmal, ‚dein Wort darauf!‘

„Er war bewegt und ich erschütterter, als er's ahnen konnte. ‚Mein Wort darauf!‘ gelobte ich, und so schieden wir an jenem Abend.

* * *

„Jahre waren seitdem vergangen, und das Leben hatte mich wieder einmal davon überführt, wie trügerisch all' unsere sogenannte Voraussicht sich erweist, denn nichts von alle dem, was in jener Trennungsstunde uns beschäftigt hatte, war geschehen.

„Der Kampf in Spanien hatte den General aus dem Norden in den fernen Süden entboten; der im nächsten Frühjahr neu begonnene österreichische Krieg den Prinzen Hermann in den Reihen der Armee zurückgehalten. Dann war ihm nach dem Wiener Frieden ein Commando an der Militärgrenze zuertheilt worden, das ihm damals, wo man so langsam reiste, eine längere Entfernung und einen Aufenthalt in Rothenfels nicht gestattete; und nach seinen Schilderungen waren die Zustände, in welchen er auf jener Grenzstation zu leben hatte, so geartet, daß es nicht wohl möglich schien, eine fürstliche Familie dorthin zu verpflanzen. Aber der briefliche Verkehr zwischen ihm und der Fürstin wurde lebhafter unterhalten als vordem, und die Prinzessin, ihr unmerklich, in denselben hineingezogen.

„Prinz Hermann schickte der Schwester die Miniaturbilder seiner Kinder, die Fürstin schenkte sie der Tochter für ihren Schreibtisch. Die mit den Kindern in Wien gebliebene Erzieherin wurde angewiesen, der Fürstin, die leichter erreichbar war als Prinz Hermann, wöchentlich

Nachricht von dem Ergehen ihrer Pfleglinge zu geben, und Juliane häufig mit der Beantwortung dieser Briefe betraut. Man bescherte den mutterlosen Kleinen festtäglich Geschenke, es war die Rede davon, sie nach Rothenfels kommen zu lassen, wenn des Vaters Abwesenheit sich verlängern sollte; und ohne daß Juliane ein Arg dabei haben konnte, hatte man ihr die beiden kleinen Mädchen an das Herz gelegt, sie ihr zu einem Gegenstande der Theilnahme und der Neigung gemacht.

„Weder Lothar noch die Fürstin erwähnten jemals wieder ihres Planes, aber ich sah, wie man in geschickter Weise die Fäden knüpfte und verschlang, und streng, wie ich mich zusammennahm, fand ich doch oftmals, daß ich zu leisten übernommen hatte, was zu leisten schwerer war, als ich es geglaubt hatte.

„Wenn die Zeiten unruhig waren und wir unser Theil zu tragen hatten von den großen Umwälzungen, welche sich während der Jahre vollzogen, in denen Napoleon, auf den Gipfel seiner Macht gelangt, mit freier Willkür die Reiche und die Throne theilte und vertheilte, so ließen die Sorgen und die unerläßliche Thätigkeit für die Verwaltung der Herrschaft, für die Sicherheit und Ruhe der mir anvertrauten Frauen, neben meiner in der ganzen Gegend bedeutend gewordenen Praxis, mir wenig Muße, an mich selbst zu denken. Aber gerade dann brachten die Ereignisse es mit sich, daß ich mit der Fürstin und mit Julianen mehr als sonst zusammen war, daß ich Zutritt zu ihnen in jeder Stunde hatte, und die Angelegenheiten des kleinen Hospitals, das wir gegründet und das Juliane wie die ganze Armenpflege in ihren besonderen Schutz genommen hatte, gab uns viel gemeinsame Thätigkeit. Man hatte gleich anfangs ihre Amme zur Hausmutter des Hospitals gemacht, die für diesen Posten ebenso geeignet als Julianen mit Leib und Seele unbedingt ergeben war. Mit dieser guten Frau oder auch mit Fräulein von Weißenborn war Juliane sogar während meiner Sprechstunden gelegentlich in mein Empfangzimmer gekommen, ohne daß die Fürstin es je zu beanstanden für nöthig gefunden. Man hätte den Sohn des Hauses oder einen bejahrten Hausfreund nicht freier gewähren lassen können als mich. Dieses Zutrauen war mir eine tägliche Mahnung an meine Pflicht. Ich suchte mich zufrieden zu fühlen, wenn ich die Fürstin und Juliane in gutem Einvernehmen fand, wenn ich Juliane heiter sah. Doch täuschte ich mich über die Ursache der Rücksicht nicht, welche die Mutter für Juliane zeigte. Sie ließ der Tochter möglichst ihren Willen, sie trachtete, ihr Vertrauen, ihre Liebe zu gewinnen, um sich ihrer Fügsamkeit für den Tag zu versichern, an welchem sie von ihr die Zustimmung zu der Heirath mit dem Prinzen Hermann zu begehren haben würde.

„In den Zwischenräumen, die uns in Ruhe vergingen, war mein Zustand schlimmer. Selbst jetzt, da ich nach vier Jahrzehnten als ein Greis vor Ihnen jener Tage gedenke, begreife ich kaum, wie ich das selige Leid so lange zu ertragen vermochte. Ich vergaß es freilich nie, daß Juliane nicht mir bestimmt sei, nicht mir gehören könne; denn die Schranken der Standesunterschiede waren damals in Deutschland sehr viel fester gezogen und unübersteiglicher als heute. Ich sah, wenn kein besonderer Anlaß mich erregte, der Zukunft mit der Empfindung entgegen, mit welcher man in der Vollkraft der Jugend auf sein Ende blickt. Man weiß, daß es kommen muß, indeß der Augenblick ist schön, ist vollbefriedigend, des nächsten Augenblickes fühlt man sich auch noch sicher, und das Ende? das Ende ist so fern!

„Daß ich Juliane liebte, vergaß ich nie. Ich dachte ihrer nie zärtlicher, als wenn ich mir die Nothwendigkeit vorhielt,

mir diese Liebe aus dem Sinn zu schlagen; aber ich ging fest und sicher durch die Tage hin. Nur meinen Träumen konnte ich nicht gebieten. Was ich im Lauf des Tages still in mich verschloß, das sprach ich der Geliebten in meinen leidenschaftlichen Träumen aus. Ich lag vor ihr auf Knien, ich hielt sie in meinen Armen, ich gelobte mich ihr mit tausend Eiden an, ich sah sie mir Gewährung lächeln, und wenn ich dann am Morgen zu ihr in das Zimmer trat, wenn sie mich mit ihrer gleichmäßigen Lieblichkeit begrüßte, dann, ja dann glaubte ich nicht zu wachen, dann fühlte ich mich zerstreut, dann gerade meinte ich zu träumen, so daß die Frage sich mir oftmals auf die Lippen drängte: weiß sie denn nicht mehr, was ich ihr gesagt, nicht mehr, daß ich sie liebe, mehr, weit mehr als mein Leben und mein Glück?

„Eines Morgens, es war im Frühjahr von 1812 und der russische Krieg war im nahen Anzug, eines Morgens ging ich, nachdem ich der Fürstin aufgewartet wie an jedem Tage, nach den Zimmern der Prinzessin. Wir hatten einige Tage vorher ihren zwanzigsten Geburtstag in aller Stille gefeiert, denn wir hatten eben wieder starke Durchmärsche von Rheinbundstruppen gehabt, die bestimmt waren, den russischen Feldzug mitzumachen, und der Brief, welcher Julianen die Glückwünsche des Bruders brachte, hatte zugleich die uns Alle schwer ergreifende Nachricht gebracht, daß Friedrich Wilhelm III. dem Kaiser Napoleon ein Hülfscorps gegen Rußland nicht versagen können, und daß der Gouverneur von Preußen, General York, zu dessen Stabsoffizieren Lothar gehörte, den Befehl erhalten habe, sich zum Ausbruch in die russischen Ostsee-Provinzen bereit zu halten.

„Wir waren am Abend vorher länger als gewöhnlich in den Zimmern der Fürstin geblieben, sehr bekümmert um des Vaterlandes schwere Abhängigkeit von dem absoluten Willen des Franzosenkaisers, in vorahnenden Sorgen um Lothar und um so viele andere werthe Menschen; und als sollte an dem Tage alles Niederdrückende sich auf einmal über uns ergießen. hatten Briefe einer der Fürstin eng befreundeten Frau, die Hofdame bei der aus ihrem Lande vertriebenen herzoglich oldenburgischen Familie gewesen und derselben nach Rußland gefolgt war, uns an die Unsicherheit aller bestehenden Verhältnisse quälend und nachdrücklich gemahnt.

„Die Prinzessin war nicht in ihrem Zimmer, die Kammerfrau sagte, sie sei in den Garten gegangen, und da ich mich entfernte, sah ich auf einem Seitentische ein Blatt Papier liegen, auf welchem von Julianens fester Handschrift das Datum des Tages und die Jahreszahl 1802 geschrieben waren. Da schoß es mir plötzlich durch den Sinn, daß ich heute vor zehn Jahren zuerst mit Lothar von Göttingen in das Schloß gekommen war, und in hellem Jubel rief es in mir: sie hat daran gedacht! sie! — Ich selber hatte im Drange der Arbeit und der Geschäfte mich nicht daran erinnert.

„Ich eilte die Treppe hinab, ich ging durch den Garten, meine Augen suchten sie, mein ganzes Herz war bei ihr. Die Bäume waren noch nicht völlig belaubt, durch ihr helles Grün floß das warme Sonnenlicht in reichen Strömen nieder. Aus dem Busche lockte der Vogelsang, es duftete süß von den aufspringenden herzigen Knospen der Balsampappeln, ich war von ganzer Seele glücklich. Die Jugend, der Frühling und die Liebe erfüllten mich mit ihrer Lust.

„Weil ich mich immer zur Ruhe zu zwingen hatte, kam ich dahin, mich älter, viel älter zu fühlen, als ich war. Nun schlug die Flamme der Jugend wieder einmal jach in mir empor. Ach! man ist nur einmal jung! — Und im Grunde ist

es ja des Glücks genug, wenn man die beseligende Kraft der Jugend bewußt und voll einmal in sich gefühlt hat.

„Ich fand Juliane nicht an den Plätzen, die ihr sonst die liebsten waren; aber als ich am oberen Ende der Tannenallee mich nach dem Teiche wendete, sah ich sie an der Stelle vor mir stehen, an der jetzt ihr Denkstein sich erhebt.

„Die Luft war warm, Juliane hatte den leichten Shawl abgeworfen. Die Tracht war damals freier und schöner als heutzutage. Ihr Hals, ihre Arme waren entblößt; rosenfarbene Bänder durchzogen ihr frei niederwallendes Haar und hielten das weiße Gewand unter ihrer nur halb verhüllten Brust zusammen. Sie sah selber wie der Frühling, wie die Jugend aus, und von dem goldenen Sonnenlicht umflossen, kam sie mir, einen frischen Strauß von eben gepflückten Blumen in der Hand, leichten Ganges rasch entgegen.

„‚Wie ein Gebild aus Himmelshöh'n!‘ rief ich, alle meine Vorsätze vergessend, unwillkürlich aus und erschrak, als ich den Ton meiner Stimme vernahm.

„Juliane lächelte. ‚Man muß,‘ sprach sie, ‚wie meine Amme sagt, nur lange leben, dann erlebt man Wunder! Ich glaube, seit den zehn Jahren, die wir uns nun kennen, machen Sie, Doctor, mir heute das erste Compliment. Schön Dank dafür! — Hatten Sie an den Jahrestag gedacht?‘ fragte sie danach.

„Ich verneinte es, mit der Bemerkung, daß erst die von ihr geschriebenen Worte mich daran gemahnt hätten.

„‚So hat mir Lisette's Nachlässigkeit, die den Zettel in mein Cabinet tragen sollte, den Spaß verdorben!‘ rief sie. ‚Nicht als ein Gebild aus Himmelshöh'n, aber mit züchtigen verschämten Wangen, wie damals die kleine Juliane Sie anstaunte, wollte ich Sie heute, wenn Sie zur Tafel kämen, mit meinem Strauß an Ihrem Platze empfangen. Nun ist das vorbei. Da haben Sie Ihren Strauß! und nun Glück auf! und daß wir beisammen bleiben für und für.‘

„Sie reichte mir die Hand hin, ich gönnte es mir, sie ihr zu küssen, und wie ich ihr wieder in die Augen schaute, sah ich sie voll Thränen, die sie nicht wegzulächeln vermochte.

„Mein Blick mochte ihr verrathen, was ich nicht zu fragen wagte, weil ich mich meiner weniger als jemals sicher fühlte.

„‚Ich bitte,‘ rief sie, ‚achten Sie auf diese Weichheit nicht! Ich dachte an ein Wort, das die Weißenborn mir heut' in der Frühe sagte, die freilich immer ihre traurigen Herzenserfahrungen im Hintergrunde hat.‘

„‚Und darf ich wissen, welches Wort das war?‘

„‚Sie sagte, daß die Frauen sich immer täuschten, wenn sie glaubten, das Herzensgedächtniß der Männer sei dem ihren gleich. Ich habe mir alle die Tage so lebhaft zurückgerufen, wie Sie damals mit Lothar, drei Tage nach meinem zehnten Geburtstage, zuerst zu uns ins Schloß gekommen sind. Alles weiß ich, Alles! Was Lothar und was Sie für Kleider getragen, und wie Sie Lothar aus dem Wagen geholfen, und wie ich mein kostbarstes Besitzthum, meine neue Pariser Puppe, auf dem Arme gehabt habe, damit Sie meine Herrlichkeit nur gleich bewundern sollten, und wie ich meinen armen Cheri zurückgehalten, damit er Sie in seiner Dummheit nicht anbellen sollte. Und ich erinnere mich, wie es mich damals verdrossen hat, daß Sie sich eher zur d'Aufrey gewendet als zu mir, oder, damit ich es ehrlich sage, daß Sie nicht zu allererst meine Puppe angesehen haben. Es ist mir gegenwärtig, als hätte ich es gestern erst erlebt. Und Sie hatten gar nicht an den Tag gedacht!‘

„Ich hätte ihr zu Füßen fallen mögen! Ich wollte, ich durfte mir nicht einge-

stehen, welch ein Himmel sich vor mir aufthat, denn ich kannte die Wetterwolke, die über uns schwebte, die mir sein Licht verdunkeln sollte. — Mit so viel Gleichmuth, als ich zu erkünsteln vermochte, entgegnete ich ihr, ihr freundliches Erinnern rufe mir nun selber jenen Tag zurück, aber die Zeit und die Unruhe, in der wir lebten, mache es dem Einzelnen fast unmöglich, viel an sich selbst zu denken oder für sich selbst zu leben. ‚Wir werden,‘ sagte ich, ‚auf dem wilden Strom der Tage von dem Sturme fortgetrieben, der die Welt durchzieht, und wo man den Wechsel alles Bestehenden so vor Augen hat, wie wir in unserer Zeit, da verlernt man es fast, sich um sein eigenes Geschick zu kümmern.‘

„Sie blieb stehen und sah mich ernsthaft an. ‚Davon glaube ich kein Wort,‘ sagte sie, ‚und Sie glauben es ebenso wenig, denn es ist unvernünftig und unmöglich. Was sollte denn aus uns werden, wenn der Einzelne sich selber nichts mehr werth wäre? — Im Gegentheil! Wo Alles so darunter und darüber geht, wie jetzt rund um uns her, da meine ich, müsse der Einzelne zunächst daran denken, für sich zu sorgen, sich zu erhalten und so viel Glück als möglich für sich herauszuschlagen, ehe — wie Sie es nannten — der Sturm, der die Welt durchzieht, uns auf dem wilden Strom des Lebens vielleicht auch in einen Abgrund schleudert.‘

„Ich schwieg, denn ich hätte nichts zu sagen vermocht als: ‚Ich bete dich an!‘ Und weil ich das Geständniß dieser beseligten Liebe in mich verschließen mußte, schnürte es mir das Herz zusammen. Mit sich selbst beschäftigt und von ihren Gedanken fortgerissen, fiel ihr mein Schweigen nicht auf.

„‚Sie sagen,‘ fuhr sie nach kurzem Sinnen fort, ‚Sie sagen, man lerne sich selbst vergessen! und ich sehe ja auch, daß Sie das thun. Sie dürfen sich nicht fragen, wird der Tod mich erfassen, dem ich dies Opfer zu entreißen strebe? Wird das Pestfieber mich hinwegraffen, gegen das ich hier ankämpfe? Sie dürfen sich das so wenig fragen, als Lothar sich um die Kugeln kümmern darf, die ihn vielleicht bald wieder umzischen werden. Aber hindert das, daß ich mich um ihn sorge, daß ich mich um Sie sorge? Genügt es Ihnen, daß Sie mir, daß Sie Lothar, daß Sie so vielen Anderen das Leben gerettet haben? Fragen Sie gar nichts nach dem Ihren? Sind Sie denn ganz zufrieden?‘

„‚Zufrieden? Glücklich bin ich! unaussprechlich glücklich bin ich!‘ stieß ich hervor und hätte den Ausruf zurücknehmen mögen um jeden Preis, denn ich hatte mein Wort gebrochen, das ich Lothar gegeben.

„‚Ach, Melchior!‘ rief Juliane und reichte mir freudestrahlend ihre Hand hin.

„Und ich nahm sie nicht, ich ergriff sie nicht, die Hand, die sie mir bot.

„Sie ließ den Arm sinken. Ihre Miene verdüsterte sich. Wir gingen wortlos noch ein paar Schritte neben einander her. Dann zog ich — wie man in solchen Augenblicken immer das Ungeschickteste thut — die Uhr hervor, sagte, daß es spät sei, daß ich gehen müsse — und Juliane hielt mich nicht zurück.

* * *

„Wohin ich gegangen bin, wie ich den Morgen durch meine ärztliche Thätigkeit gekommen bin, das weiß ich nicht. Ich war fassungslos vor Glück und Schmerz. Juliane liebte mich, und ich hatte das angebetete Geschöpf beleidigt, für dessen Glück ich mein Leben ohne zu zaudern hingegeben haben würde. Sie hatte mir die Lippen erschließen, mich erlösen wollen von den Banden, die ich freiwillig über mich genommen, und ich hatte sie zurück-

gewiesen mit leeren Worten, deren ich mich schämte.

„Was trennte mich denn von ihr? — Ihre fürstliche Geburt? — Welch eine Thorheit! — Die Kaiserstochter von Oesterreich und die Königstochter von Württemberg waren bürgerlichen Emporkömmlingen angetraut. Die Fürstin Mathilde hatte auf zwingende Nothwendigkeiten noch am Tage vor Lothar's Abreise gegen Juliane hingewiesen, und Marie Louise und Katharina von Württemberg hatten die Bonapartes, die Söhne des corsischen Advocaten, nicht geliebt, deren Lager sie jetzt theilten. — Ich hatte freilich dem Freunde versprochen, ihm die Schwester in seinem Sinne zu hüten und zu führen; aber ich hatte es ihm versprochen in dem Glauben, daß ich nur gegen mich zu kämpfen, nur meine Liebe zu besiegen habe! Hätte ich geglaubt an ihre Liebe — ich würde das Versprechen nicht gegeben haben und — gegangen sein!

„Es ist unmännlich und ehrlos, sagte ich mir, sein Wort zu brechen! Es ist noch unmännlicher und ehrloser, die sich großmüthig kundgebende Liebe eines Weibes von sich zu stoßen, dem man zu eigen ist mit jeder Faser seines Wesens, mit jedem Pulsschlag seines Herzens! setzte ich im nächsten Augenblick hinzu. Und weshalb sie von sich zu stoßen? Weil Lothar und die Fürstin Vorurtheile hatten? — Kaiser und Könige hatten ihre Vorurtheile zu besiegen verstanden, wo ihr Vortheil es erheischte; weshalb sollten Lothar und die Fürstin es nicht ebenso gut thun können, thun müssen, wo es unserer Liebe galt? — Aber was hatte ich zu bieten? — Eine Kaiserkrone? eine Königskrone? — Ich lachte über meine Thorheit! — Nichts! nichts als ein Herz voll Liebe — und nicht einmal die Zuversicht, daß man sich auf mich verlassen dürfe und auf mein Ehrenwort.

„Ich wollte, um wenigstens ehrlich zu handeln, zur Fürstin gehen, ihr Alles bekennen, es zu einer Entscheidung drängen. Ich hatte keinen Zweifel, wie sie fallen würde. Dann wieder wollte ich zu Julianen eilen, ihr sagen, wie ich sie mit meinem anscheinenden Kaltsinn betrogen und was er mich gekostet. In ihre Hand wollte ich unsere Zukunft legen. Aber hatte ich das Recht dazu? — Durfte ich, der Mann von vierunddreißig Jahren, dem zwanzigjährigen Mädchen, das von dem Leben nichts weiter kannte als das Dasein in einem Fürstenhause, einen Entschluß auferlegen, den zu fassen ich das allerberechtigtste Bedenken trug? Durfte ich sie der Trennung von den Ihren, dem Aufgeben alles dessen aussetzen, was ihr Gewohnheit und Bedürfniß war, um sie einzuengen in den Haushalt eines Arztes, der, wenn er dieses Schloß verließ, sich erst mühsam den neuen Boden für seine Thätigkeit zu erschaffen, den Unterhalt für sich zu suchen hatte? — Ganz unmöglich! — Ehrlos gegen den Freund, der mir seine Schwester zu behüten gegeben, ehrlos gegen die Fürstin, die mir ungefordert das unbedingteste Vertrauen geschenkt hatte, und daneben vielleicht beladen mit der Erkenntniß, daß Juliane den Schritt bereue, den zu thun ich, durch ihre Liebe begünstigt, sie verleitet, so konnte ich nicht leben. Leben? — und wenn ich stürbe? — Hunderte von Aerzten waren in den letzten Jahren der Ansteckung durch die Lazarethfieber erlegen. Wenn ich stürbe und Juliane bliebe allein und verlassen zurück in einer ihr völlig fremden Welt und Lage, auf das Erbarmen der fürstlichen Familien angewiesen, der ich sie entrissen! — Es war unmöglich, es war Wahnsinn, an den Gewinn, an den Besitz der Geliebten zu denken; und doch dachte ich daran mit glühendem Verlangen, mit einem Verlangen, das mich heute noch erwärmt, da der Schnee des weißen Haares mein

Haupt bedeckt und von der Jugend mir nichts geblieben ist als die Erinnerung an diese Liebe.

„In jedem Augenblicke dachte, wollte ich etwas Anderes. Meine Vernunft, mein Pflicht-, mein Ehrgefühl, die überfluthende Leidenschaft und die rücksichtslosesten Plane warfen mich hin und her, spielten ihr wildes Spiel mit mir. Nur das weiß ich: wäre an dem Morgen der Versucher an mich herangetreten, hätte er mich auf die Höhe geführt und mir auch nur das kleinste Stückchen Erde als selbstherrlichen Besitz geboten, meiner Seele Seligkeit hätte ich ihm dafür verschrieben; denn was konnte das Jenseits bedeuten neben und nach einem Leben mit Julianen, neben der Wonne, neben dem Glücke, die mein warteten, wenn ich den Muth hatte, mir die Geliebte anzueignen, wie ihre Liebe es von mir begehrte.

„Ich trieb mich den ganzen Morgen umher, ohne in mir vorwärts und zu einer Spur von Klarheit zu gelangen. Daß ich in dieser Verfassung Julianen nicht zu begegnen vermochte, das allein wußte ich deutlich.

„Es geschah oftmals, daß ich, um entfernt wohnende Kranke besuchen zu können, bei der Mahlzeit nicht erschien. Ich ließ mein Pferd satteln, mich abmelden für die Tafel und ritt davon — wohin es meinem Pferde gefiel, der Wolken nicht achtend, die am Horizonte aufzusteigen schon gegen die Mittagsstunde begonnen hatten. Ich wollte nichts als loskommen von mir und meiner Qual, fort von der Stelle, an die ich mich gebannt fühlte, rasch, rasch fortkommen. Ich war halb sinnlos. Weil ich mich gequält fühlte, quälte ich das arme edle Thier. Ich trieb es planlos vorwärts, ich achtete es nicht, daß ich es ermüdete, daß es nachgab. Weil ich für mich nicht wollen durfte, was ich wollte, zwang ich das Thier zu meinem Willen, bis der Himmel, barmherziger als ich, sich des Thieres und mein erbarmte.

„Das Gewitter brach mit furchtbarer Gewalt über uns herein. Das Pferd scheute vor dem Blitzstrahl, der, dicht vor uns einen Baum zerschmetternd, die Aeste über meinen Weg warf. Der Hagel prasselte in großen Stücken auf uns nieder. Ich hatte dem Thiere beizustehen in seinem Entsetzen vor der Naturgewalt. Das brachte mich zur Besinnung, und der eisige Regen, der mir bis auf die Haut drang, kühlte mir die Gluth. Ich schlug den Heimweg ein, aber das Pferd war müde, ich hatte langsamer zu reiten.

„Eine Stunde vom Schlosse, hart an der dortseitigen Grenze der Herrschaft, überholte mich ein reitender Postillon. Ich kannte ihn.

„‚Wohin?‘ fragte ich.

„‚Eine Estafette nach Schloß Rothenstein!‘

„‚Ist Einquartierung unterwegs?‘

„‚Davon war nichts zu sehen, Herr Doctor! Der Brief ist auch nicht an den Herrn Amtsrath, sondern an die Frau Fürstin!‘ gab er mir zur Antwort und jagte davon. Ich folgte ihm mit meinem müden Pferde, so schnell es eben möglich war.

„Der Reitknecht, der mir im Hof entgegenkam, mir das Pferd abzunehmen, sah mich und das Thier bedenklich an. — ‚Die hat für ein paar Tage genug und gut Futter nöthig!‘ sagte er. Ich beachtete es nicht und ging meines Weges.

„‚Ist etwas gekommen?‘ fragte ich aus Gewohnheit den Diener, der mich persönlich zu bedienen hatte.

„‚Ja, Herr Doctor, Seine Hoheit Fürst Hermann kommen noch heute Abend! Es wird oben Alles für ihn hergerichtet. Hoheit haben sich auf neun Uhr angemeldet, und es soll auf ihn gewartet werden mit dem Abendessen.‘

„Es war etwa fünf Uhr. Ich kleidete mich um, mich fröstelte, als stände mir eine Krankheit bevor. Ich ließ mir Wein und etwas Speise bringen, genoß davon und setzte mich an meinen Schreibtisch; aber ich wußte nicht, was ich eigentlich thun wollte. Ich fing an, in meinen Papieren und Briefschaften herumzukramen, in denen ich nichts zu suchen hatte; und wie in der Nacht, in welcher ich mich anschickte, aus meinem Vaterhause zu dem verwundeten Lothar nach Preußen zu gehen, fiel der Talisman mir wieder in die Hände, den Juliane mir als Kind geschenkt hatte. Wie anders sah ich heute ihn an als vor fünf Jahren! In den dunkeln Stein waren verschiedene Linien eingegraben, die sich nach der einen Ecke hin verschlangen, in der ein kleiner Rubin sie wie ein Siegel oder wie ein Tropfen Bluts zusammenfaßte. Ich folgte den Linien, ich trachtete einen Sinn aus ihnen zu finden, dann zog ich ein Schnürchen, das sich mir gerade bot, durch die Oeffnung, durch welche einst die feine Kette gegangen war, und schlang das Amulet mir um den Hals. Ich hätte lächeln mögen, als ich's that, aber ich vermochte nicht, es als ein Spiel zu betrachten. Es war mir ein bitterer Ernst — sollte es doch bald das Letzte sein, was mir von ihr blieb, denn heute! heute noch kam der Fürst, ihr künftiger Gemahl.

„Also heute! wiederholte ich in stumpfem Sinnen, drückte den Talisman fest auf meine Brust und legte dann wieder die Blätter und Briefpackete in meinem Schreibtische zurecht und zusammen, als ob sie für eine neue Abreise zu sondern und zu ordnen wären.

„Ich hätte früher gehen sollen! sprach ich laut zu mir selber, und gleich darauf fragte ich mich in meinem Inneren: aber weshalb? glaubte ich doch allein zu lieben und zu leiden. Und heute zu gehen, heute gerade, wo ich mein Wort zu lösen, wo ich vielleicht eben das zu leisten hatte, was zu leisten ich Lothar versprochen; zu gehen, ohne den Mann auch nur gesehen zu haben, dem man sie verbinden wollte, ohne ihr beigestanden zu haben, wenn sie dessen bedürfen sollte, das war unmöglich, denn das wäre feige Flucht. — Ich betrog mich, wie die Liebe es meistens thut, mit gutem Glauben und ruhigem Gewissen. Ich gab mir nach und meinte meine Pflicht zu thun. Ich hätte sie früher thun sollen.

„Der Himmel hatte sich abgeregnet, es war frisch und sternenhell, als der Fürst im Schlosse ankam. Die Laternen an der Auffahrt waren angezündet, das Hauspersonal zu seinem Empfange in der Halle aufgestellt. Ich sah aus meinen Fenstern die einfache Reisekalesche an mir vorüberfahren. Nun also war er da! nun sah er Julianen wieder! Er war seit neun Jahren nicht in Rothenfels gewesen. Damals hatte er ein Kind verlassen, das sich nach schwerer Krankheit mühsam erholte, und fand jetzt ein vollerblühtes Weib an des Kindes Stelle. Ich hatte ihr das Leben gerettet, und nicht für mich! Ihm hatte ich sie erhalten! Ob zu ihrem Glücke? — Ich zwang mich, es zu hoffen, es zu wünschen.

„Ich konnte meine Unruhe kaum beherrschen. Ich wünschte den Fürsten zu sehen und scheute mich doch davor. Endlich läutete man zur Tafel.

„Als ich in das Zimmer der Fürstin trat, erhoben die Herrschaften sich eben, um sich in den Speisesaal zu begeben. Die Vorstellung war mit zwei Worten der Fürstin schnell gemacht. Prinz Hermann versicherte, daß es ihm angenehm sei, einen so ergebenen Freund seiner Familie kennen zu lernen, dann bot er der Schwester und der Nichte den Arm,

Fräulein von Weißenborn und ich hatten zu folgen.

„Der Prinz war ein Mann von achtundvierzig Jahren, eine Erscheinung, welche den Frauen, alt und jung, gefallen mußte. Er war hoch gewachsen und schlank, ohne mager zu sein. Seine Haltung zeigte den Soldaten, seine Manieren verriethen den Fürsten und den Hofmann. Er war kräftig gebaut, nur das Gesicht war mager. Man sah ihm an, er hatte viel erlebt. Die großen dunkeln Augen hatten einen forschend durchdringenden Blick. Unter dem langen Schnurrbart zeigte sich ein streng geschlossener Mund. Das kraftvolle Kinn zeugte für das feste Wesen eines ernsthaften Charakters; aber sobald der Fürst zu sprechen begann, leuchtete die bleiche Stirn hell und umspielte ein Lächeln seine Lippen, die dem sonst etwas düsteren Ausdruck des ganzen Kopfes einen anmuthigen Reiz verliehen. Ich entsinne mich nicht, einen stattlicheren Mann gesehen zu haben. Er nahm bei dem ersten Blicke für sich ein, wenngleich das Selbstgefühl des hochgeborenen Herrn, des Fürsten, sich sehr entschieden in ihm kundgab.

„Die Absicht der Fürstin, der Wunsch Lothar's, Julianens Zukunft diesem Manne anzuvertrauen, schien mir, nun ich ihn vor mir sah, noch weit berechtigter. Die Heiterkeit der Fürstin, des Prinzen unverkennbares Wohlgefallen an der schönen Nichte, Julianens freundliche Rücksicht für den Oheim waren ganz natürlich und hätten mich erfreuen sollen. Aber kein Blick von Julianens Auge traf das meine, kein Wort ihres Mundes richtete sich an mich. Wie sollte es auch anders sein? — Was konnte der Feigling ihr noch gelten, der nicht den Muth besessen, sie zu verstehen? Wie konnte ein Weib, auch das liebevollste, es verzeihen, sich verschmäht zu sehen? — Ich hatte sie nicht anzuklagen, nur mich allein. Ich ganz allein war schuldig! und ich sah ihn, den leisen rothen Fleck auf ihrer weißen Stirn, den ich kannte! Ich ermaß die zornige Erregung, in der sie sich befand und die sie durch eine ihr sonst fremde Munterkeit mir vergebens zu verbergen strebte.

„Man erhob sich endlich von der Tafel, und ich begleitete die Frauen, nicht wie sonst immer, in das Nebengemach. Die Anwesenheit des lang entbehrten Bruders machte es schicklich, daß ich mich empfahl, natürlich, daß man mich nicht zum Verweilen aufforderte; und doch fiel es mir wie ein kalter Tropfen auf das heiße Herz.

„Ich war ein Hausofficiant, ich hatte dem Fürsten, dem Verwandten Platz zu machen. Es war Alles in der Ordnung, Alles, wie es sich gehörte, wie ich selbst es wünschen mußte! Aber es war tief in der Nacht, als ich noch am Fenster saß, hinausschauend in das Dunkel, brütend und voll Trauer um mich, um sie, um unsere reine hoffnungslos verlorene Liebe!

* *
*

„Eine unerwartete Berufung des Prinzen Hermann in den nächsten persönlichen Dienst des Kaisers hatte ihn aus Kroatien nach Wien geführt und ihm damit die Möglichkeit der Reise nach Schloß Rothenfels gegeben; sein Urlaub war ihm jedoch nur kurz bemessen worden. Nur zwölf Tage hatte er den Seinen zu gewähren, was er beabsichtigte, mußte bald geschehen; und die Umstände begünstigten ihn in jeder Weise. Sein verwandtschaftliches Verhältniß, seine Jahre gaben ihm die Berechtigung, beständig mit seiner Nichte beisammen zu sein. Sein langes Verweilen unter Oesterreichern hatte ihm die Leichtlebigkeit derselben

angeeignet, und sie machte ihn jugendlich erscheinen. Daß er Julianen wohlgefiel, daß sie Zutrauen zu ihm faßte und daß sie ihn entzückte, konnte Niemandem verborgen bleiben. Die Fürstin selber hatte sich mit dem Bruder verjüngt, ich hatte sie nie so froh gesehen als in den Tagen.

„Man war beständig unterwegs: zu Fuß, zu Pferd, zu Wagen. Nach mir verlangte Niemand.

„Ich sah Juliane nur bei den Mahlzeiten, und es kam mir bisweilen vor, als gefalle sie sich darin, dem Oheim besonders freundlich zu begegnen, wenn ich es gewahren konnte. Sie nannte ihn dann bei seinem Taufnamen, sie leistete ihm kleine Dienste, sie legte ihm, wenn er saß und sie zu seiner Seite stand, die Hand auf die Schulter und neckte ihn, wenn er die kleine Hand küßte und sie in der seinen festhielt. Ich nahm es bald als eine unwillkürliche Koketterie, bald als meine Strafe. Sie fiel mir hart genug.

„Prinz Hermann war an einem Sonnabend in dem Schlosse angelangt. Man hatte acht Tage bei einander verweilt, es war häufiger als sonst Besuch von den benachbarten Edelhöfen gekommen und geladen worden, und auch für den zweiten Sonntag, den er in Rothenfels zubringen wollte, hatte die Fürstin einen größeren Kreis um sich versammelt. Man hatte nach der Tafel den Kaffee im Gartenhäuschen eingenommen, verschiedene der älteren Männer waren dann zu einer Partie Billard zusammengetreten, die Uebrigen hatten sich in Gruppen gesondert und im Park zerstreut. Mein Auge suchte nur die Eine und ich fand sie nicht. Auch den Prinzen sah ich nirgend, bis Beide nach längerer Zeit mit anderen Personen von der Gesellschaft gemeinsam sich unter den Linden vor dem Gartenhause niederließen.

„Das ging Alles wie im Traume an mir vorüber. Ich kannte die Menschen alle, ich war mir auch meiner vollbewußt, aber ich konnte mich in der altvertrauten Umgebung nicht zurecht finden, den Platz nicht finden, an dem ich bis dahin gelebt hatte. Ich kam mir wie ein Gestorbener vor, der, auf die von ihm einmal verlassene Erde wiederkehrend, seine Stelle ausgefüllt findet, und ich dachte, welch ein Glück es sei, daß solch ein Wiederkehren uns nicht möglich, uns nicht auferlegt worden.

„Die Sonne ging glorreich unter, die Gäste erfreuten sich daran, denn der Anblick von der Terrasse vor dem Hause war schön. Ich war froh, daß der Tag zu Ende ging, daß die Fremden das Schloß verließen, und ich entfernte mich, noch ehe sie Alle aufgebrochen waren. Ich ersehnte das Ende! ich wünschte, der Kelch wäre an mir vorüber; und obschon ein Mann, fühlte ich die Entmuthigung des Jünglings, der sich selbst noch letzter Zweck ist. Man ist immer jung, so lang man liebt.

„In den ersten Vormittagsstunden des nächsten Tages ließ die Prinzessin mich zu sich bitten. Ich fand sie im Morgenkleide auf ihrem Ruhebette liegen. Sie war sehr bleich, man sah ihr an, daß sie nicht geschlafen hatte.

„‚Sie sind unwohl!‘ sagte ich, da sie sich bei meinem Eintritt rasch erhob.

„‚Nein! nur rastlos bin ich, und so zwang ich mich zum Stillliegen; aber schweigend werde ich mit mir nicht fertig, deshalb ließ ich Sie rufen, Melchior! — Ich muß zu Jemand reden, und zu wem könnte ich es so ehrlich als zu Ihnen. Sie kennen mich; zu dem, was ich etwa geworden bin, dazu haben Sie wissentlich und unwissentlich das Meiste gethan. Sie werden besser als ich ermessen, was ich kann, was ich nicht kann und was ich thun soll. Ich weiß, Sie sind uneigennützig, Sie lieben mich und uns Alle, Sie sollen

mir rathen, sollen entscheiden, wo ich's nicht vermag.' — Sie athmete tief auf, hielt eine Weile inne und sagte dann, indem sie mir mit vollem Blick ins Auge sah: ‚Mein Onkel begehrt mich zur Frau!'

„Ich hatte erwartet, dies, eben dies von ihr zu hören, und ich mußte mir Gewalt anthun, nicht zusammenzuzucken, es sie nicht merken zu lassen, wie es mich traf. Nur an sie und an ihr Glück hatte ich zu denken, mit mir für immer abzuschließen. Es war mir heiliger Ernst damit.

„‚Und Sie willigen in seinen Wunsch!' entgegnete ich ihr.

„Ihre Farbe wechselte, sie schwieg. Ich wollte mein Werk nicht halb thun. ‚Ich hatte vermuthet,' sagte ich, ‚daß diese Werbung an Sie herantreten würde, denn Seiner Hoheit Neigung für Sie verbirgt sich nicht; und ich meine, daß auch er Ihnen werth ist, wie ein Mann von seinen Vorzügen es verdient, daß er Ihnen sympathisch ist.'

„‚Wenn ich nur das Wort nicht hören müßte!' rief sie heftig auffahrend, während ihr Erbleichen einer flammenden Röthe Platz machte. ‚Von Jugend auf, fast ohne es noch zu verstehen, habe ich das Wort gehaßt. Als Kind schon hörte ich immer Lothar's sympathisches Wesen rühmen, wenn das meine mißfällig sich kundgab. Ihr sprecht von Sympathie, thut, als ob ihr daran wie an eine geheimnißvolle, gottentsprossene Erkenntniß, wie an eine Naturbestimmung glaubtet, und verleugnet sie oder beachtet sie nicht, seht sie als etwas Gleichgültiges an, wo sie euren Absichten hindernd in den Weg tritt. Und was erreicht ihr damit?'

„Ich konnte nicht ahnen, wohin sie mit der Aeußerung wollte, weil mir aber daran gelegen war, vor allen Dingen ihr Zutrauen nicht von mir abzuwenden, fragte ich: ‚Und Sie fühlen keine Sympathie für Seine Hoheit?'

„‚Vorsichtig wie ein Domingo!' fiel sie mir in das Wort, weit zurückgreifend in die Vergangenheit und mich mahnend an das auch von mir nicht vergessene Gespräch, das wir über die Verheirathung von Fürstentöchtern am Abend vor Lothar's Abreise in der Fürstin Zimmer einst geführt hatten. ‚Was heißt Sympathie in eurem Sinne? — Mein Onkel ist ein schöner, ein edler, ein in jedem Betrachte vortrefflicher Mann. Ich schätze ihn, ich habe ihn lieb, verkehre gern mit ihm. Es freut mich, daß ich ihm gefalle, daß ich nach seinem Sinne bin, denn er ist ein guter Mensch. Daß er mir seine Kinder anvertrauen will, daß er meint, ich könne ihn glücklich machen, das rührt mich. Aber die Nothwendigkeit, ihm eigen zu sein, die fühle ich nicht. Den unwiderstehlichen Zug zu ihm, den nicht wegzuleugnenden Zusammenhang mit ihm, das, was ich die eigentliche Sympathie nenne, davon spüre ich nichts in mir, und —'

„Sie brach plötzlich ab. Ich durfte mir nicht ergänzen, was sie zurückhielt, denn was sie zu Gunsten ihres Oheims ausgesprochen hatte, mußte mir genügen. Es konnte mir die Zuversicht gewähren, daß sie wohlgeborgen an seiner Seite, in der Lebenssphäre, für welche sie geboren und erzogen war, meiner wie eines schönen Jugendtraumes bald vergessen würde. — Ich hoffte es für sie, ich zwang mich, es zu glauben, es zu wünschen, aber es vernichtete mich selbst; und in der Nacht, die sich über meine Seele breitete, tauchte die Erinnerung an jenen Tag auf, an welchem sie ahnungslos, was es ihr und mir einst noch bedeuten würde, ausgerufen hatte: ich gehör' dem Doctor! — Ja! sie gehörte mir, wie ich ihr angehöre heute noch, wie der Greis, der Sterbende ihr angehören wird, ihr und ihrer Liebe, ihrem Andenken bis zum letzten Athemzuge.

„Wir waren Beide verstummt. Ich mußte ein Ende machen, denn lange hätte

ich es nicht mehr ertragen. — Ich sagte ihr Alles, was zu des Prinzen Gunsten sprach, es war im Grunde eine Wiederholung ihrer eigenen Worte. Ich sagte ihr, daß Lothar mir einmal von dieser Verbindung als von einer ihm sehr erfreulichen gesprochen hatte, und weil ich anzukämpfen hatte gegen mich selbst, mochten meine Worte ihr mehr noch kalt und nüchtern klingen. Sie hörte mir mit großem Ernste zu.

„‚Und Sie glauben das Alles, was Sie mir da sagen?‘ fragte sie, als ich geendet hatte.

„‚Haben Sie mich unwahr gegen Sie erfunden?‘ wendete ich ihr ein. Sie gab mir keine Antwort. Sie hatte den Arm auf die Lehne des Ruhebettes gestützt und bedeckte mit der Hand die Augen ihres gesenkten Hauptes. Ich zählte in dumpfem Schmerze die Secunden, welche die Uhr laut und langsam angab, wie in der entscheidenden Stunde an schwerem Krankenbett. Sie und mich hatte ich festzuhalten in der Gefahr. Die Aufgabe war nicht leicht. Ich that, was ich vermochte, ich handelte nach bester Ueberzeugung, ich glaubte das Richtige zu thun.

„Ein paar Minuten mochten so vergangen sein, da nahm ich ihre Hand. ‚Sie müssen sich entscheiden!‘ bat ich. ‚Die Unentschlossenheit greift Sie unnöthig an, und mich dünkt, Sie haben auch entschieden.‘

„Sie ließ ihre Hand in der meinen ruhen, der Ausdruck ihrer Mienen war unsagbar rührend.

„‚Man denkt es sich so anders, man scheidet so schwer von den Träumen seiner Jugend!‘ klagte sie.

„‚Muß das nicht ein Jeder?‘

„‚Und Sie? haben Sie das an sich selbst erfahren?‘ rief sie.

„‚An mir selbst!‘

„‚Und nicht bereut?‘

„‚Nein!‘ gab ich ihr zur Antwort.

„‚Nun denn! so will ich Ihrem Beispiel folgen!‘ sprach sie, indem sie sich erhob. ‚Da Sie, Melchior, mir es rathen, werde ich meines Oheims Frau.‘

„‚Segne Ihnen den Entschluß der Himmel!‘ sagte ich und drückte ihr die Hand. Dann ging ich von ihr.

„‚Melchior!‘ rief sie mich an. Ich blieb stehen. ‚Ich habe Ihnen,‘ sagte sie, ‚einmal in kindischem Einfall mein Amulet gegeben. Wenn Sie es noch haben, geben Sie es mir zurück.‘

„Unwillkürlich faßte ich nach meiner Brust, aber sie durfte es nicht sehen, daß ich es am Halse trug, und ich hatte es zu würdigen, daß sie so entschlossen mit ihrer, mit unserer Vergangenheit zu brechen dachte.

„‚O gewiß, Prinzeß! ich habe es wohl bewahrt!‘ entgegnete ich. ‚Da Sie es wünschen, sende ich es sofort.‘

„Als ich unter der Thürbrüstung stand, wendete ich das Auge, ohne daß sie es bemerken konnte, da die Vorhänge mich deckten, noch einmal nach ihr zurück.

„‚Prinzeß! und immer nur Prinzessin!‘ hörte ich sie klagen und sah, wie sie sich auf das Ruhebett niederwarf.

„Ich stürzte herzzerrissen fort und in mein Zimmer. Ich warf mich auf das Lager so wie sie und weinte bitterlich wie sie.

„Es war vollbracht! — so glaubte ich.

* *
*

„Noch an dem nämlichen Mittage wurde die Verlobung im Hause bekannt gemacht. Die Fürstin ließ mich rufen, sie mir eigens mitzutheilen. Sie sprach mir ihre Genugthuung über dieselbe aus und ließ es nicht undeutlich merken, wie lieb es ihr sei, die Tochter wieder in die Reihe der noch regierenden Häuser eintreten zu sehen, denen sie selber angehört hatte.

„Der beträchtliche Altersunterschied zwischen dem Prinzen und seiner Verlobten verschwand vor seiner schönen warmen Freude. Er und Juliane waren ein stattliches Paar, und mit einer Zuversicht, die ich meiner Vernunft abtrotzte, wiederholte ich es mir, daß Juliane glücklich werden könne mit diesem Manne, in den ihr angemessenen Verhältnissen, in die sie mit gutem Willen und mit der freudigen Zustimmung ihrer Familie eintreten sollte.

„Des Prinzen Abreise war auf den nächstfolgenden Tag gleich anfangs festgesetzt gewesen. Die Fürstin und Juliane sollten ihm sobald als möglich folgen, die Hochzeit in Wien gefeiert werden, da der Prinz einen neuen Urlaub nicht begehren konnte. Man war in den beiden Tagen viel beschäftigt. Man hatte Lothar und die übrigen Verwandten der beiden Häuser von der nun beschlossenen Verbindung in Kenntniß zu setzen. Es waren Verabredungen für die in Wien zu besorgende Ausstattung der Prinzessin und für die Einrichtung des neuen fürstlichen Haushaltes zu treffen. Es ward abgemacht, daß die Fürstin sich mit Julianen zunächst nach einem der böhmischen Badeorte begeben sollte, in welchem Kaiser Franz eine Cur zu brauchen beabsichtigte und wohin Prinz Hermann ihn zu begleiten hatte. Dorthin sollten auch die kleinen Töchter des Fürsten mit ihrer Erzieherin gebracht werden, um mit der jungen neuen Mutter, welche der Prinz ihnen geben wollte, bekannt und vertraut zu werden. Daneben war dann auch die Rede von der wünschenswerthen Uebersiedelung der Fürstin-Mutter nach der Hauptstadt von Oesterreich, wenn Juliane erst dort angesessen sein werde. Auch von Lothar's künftigem Heirathen sprach man, obschon er zunächst nicht aus dem Dienst scheiden konnte; und bei all' dem Planen und Zurechtlegen der Zukunft dachten weder die Fürstin noch Prinz Hermann daran, daß ich auf den Wunsch der Fürstin und ihres Sohnes mich ihnen angeschlossen, daß auch ich eine Zukunft für mich festzustellen hatte, so gut wie sie, wenn die bisher obwaltenden Zustände durch die Entfernung der beiden fürstlichen Frauen eine so wesentliche Veränderung erleiden mußten.

„An dem Morgen, an welchem der Prinz das Schloß verließ, begleiteten ihn die Schwester und die Braut. Der Prinz hatte mir mit seiner vornehmen Freundlichkeit Lebewohl gesagt und herablassend die Erwartung ausgesprochen, daß ich einmal nach der mir unbekannten österreichischen Kaiserstadt kommen werde, wo mir in seinem Hause ein freundliches Willkommen bereitet sein solle. Wir waren einander in keiner Weise nahe getreten. Es war mir das in meiner Gemüthsverfassung eine Erleichterung.

„Nach der Heimkehr der Frauen ging äußerlich Alles seinen gewohnten Gang und war doch Alles anders. Man hatte im Schlosse für den Augenblick nichts mehr zu schaffen, die Fürstin war mit Anordnungen für die bevorstehende Reise beschäftigt. Sie gab Befehle für die Verwaltung des Hauses während ihrer Abwesenheit, welche sich auf Monate und Monate ausdehnen mußte. Die Sachen, welche zu dem persönlichen Besitz Julianens gehörten, sollten verpackt, und zwar, wie die Fürstin wünschte, noch vor der Abreise unter ihren Augen verpackt werden. Juliane widersetzte sich dem.

„‚Mir ist das Scheiden von dem Boden, auf dem ich geboren und groß geworden bin, ohne das schwer genug,‘ sagte sie. ‚Rüttelt nicht an der Umgebung, die zu sehen ich gewohnt bin. Laßt es doch stehen und liegen, bis ich fort bin. Ich mag nicht zerstört sehen, was ich mir so liebevoll in stillem Glücke auferbaut habe! Ich würde mir vorkommen, als

hinge ich wie eine fortgeworfene Pflanze mit meinen Wurzeln in der Luft.‘

„Die Fürstin meinte, sie werde es leicht haben, sich in ihrer neuen Heimath die ihr behagliche Umgebung wieder herzustellen.

„‚Ich wünsche das!‘ entgegnete die Tochter, ‚noch aber bin ich hier! und ich will hier bleiben mit ganzem ungetheilten Empfinden, so lange ich eben kann.‘

„‚Halte das nach deinem Ermessen,‘ sagte die Mutter. ‚Ueber Alles, was dich allein betrifft und deine Zukunft, bist du jetzt Herrin, bis du selber freiwillig deine Freiheit deinem Manne opferst. Wohl dir und mir, daß es so sorgsame und liebe Hände sind, denen du sie übergiebst!‘ — Sie sprach dann eine Weile von dem Fürsten mit all' der berechtigten Liebe, die sie für ihn hegte, ohne daß Juliane sich vernehmen ließ. Erst als die Mutter geendet hatte, sagte sie: ‚Ja! Hermann ist sehr gut!‘ — Es war jedoch kein Ton von Freude in der Anerkennung. Es klang, als ob sie ihn bedauere und auch sich. Sie seufzte und die Mutter sah sie kopfschüttelnd und befremdet an.

„Ich wartete von Tag zu Tag darauf, ob die Fürstin keine Bestimmung treffen, keine Andeutung über meine Zukunft zu machen nöthig finden würde, aber sie war ausschließlich mit sich und mit ihren Angelegenheiten beschäftigt. So mußte ich denn selber den Gegenstand zur Sprache bringen.

„Es war nach dem Abendessen, der Abend war bewölkt nach heißem Tage. Die Fürstin fand es drückend in den Zimmern, wir gingen also in den Garten hinaus, und weil die zahlreichen Bäume und die Mauern den Luftzug hemmten, überschritt die Fürstin die kleine Brücke vor dem Park und wendete sich der Rothach zu, die in langsamem Gekräusel zu Thale floß. Ich ging an ihrer Seite, Juliane folgte mit der Weißenborn.

„Die Gelegenheit benutzte ich. Ich bat die Fürstin zunächst um einen Urlaub von zwei Monaten. Aber noch ehe sie mir antworten konnte, rief Juliane: ‚Melchior, hör' ich recht? Sie, Sie wollen fort? fort von hier?‘

„Es war gut für mich, daß die Fürstin, von dem nicht mißzuverstehenden Anruf und von seinem Tone überrascht, sich nach Julianen umwendete und mich nicht beachtete. Das Geheimniß hatte sich ihr verrathen, und ihre Bestürzung zeigte, daß sie es bis dahin nicht geahnt.

„Ich konnte der Liebe nicht widerstehen. ‚Wenn Sie es anders wünschen,‘ sagte ich, ‚so bleibe ich!‘

„Die Fürstin sah mich an, sah nach der Tochter hin, nahm sich jedoch sofort zusammen. ‚Du gehst wirklich zu weit in deinen Ansprüchen, Juliane,‘ sagte sie herrisch. ‚Du scheinst Doctor Melchior auch zu deinen Besitzthümern zu zählen, die du nicht von der gewohnten Stelle rühren lassen willst; und der Doctor, der dich ohnehin verwöhnt hat, wäre vielleicht schwach genug, dir auch diese Laune durchgehen zu lassen, wenn ich ihm nicht zu Hülfe käme!‘ — Sie lachte dazu ein frostiges, gezwungenes Lachen, es war ihr gewiß auch nicht wohl dabei. Sie mochte auf eine Entgegnung von der Tochter gerechnet haben; da diese ausblieb, wendete sie sich an mich.

„‚Ich hatte schon selbst daran gedacht,‘ sagte sie, ‚Ihnen einen Ausflug vorzuschlagen, denn wir haben Sie, mein Bruder hat mich verschiedentlich und mit gutem Grund daran gemahnt, hier über Gebühr und allzu lange an uns gefesselt. Schreiben Sie es Ihrer selbstlosen Hingebung zu, wenn mein Sohn und ich uns nicht eher schon daran erinnerten, wie wir nur auf unser Interesse, nicht auf das Ihre Rücksicht nahmen. Der Wirkungskreis für Sie ist hier in der That zu klein.‘

„Ich entgegnete ihr, daß er mich

durchaus befriedigt, daß ich vielseitige Erfahrungen und reiche Bethätigung des von mir Erlernten gehabt hätte und daß ich die glücklichen Jahre nicht aus meinen Erinnerungen missen möchte, in denen es mir vergönnt gewesen sei, ihr und ihrem Hause dienend anzugehören.

„‚Schön! sehr schön!‘ rief sie. ‚Es ist mir eine große Beruhigung, daß Sie das Verhältniß so auffassen, wie Sie's thun, aber fort müssen Sie! Einem Manne wie Sie, einem Manne von Ihren Kenntnissen, von Ihrer Pflichttreue stehen weitere, größere Aussichten offen; und es wird auch zu einsam für Sie werden, wenn wir nicht mehr in Rothenfels leben. Es sei denn, daß Sie sich verheirathen, wozu es allerdings Zeit für Sie wäre,‘ schaltete sie ein. ‚Aber auch dazu — ich sehe es ein, Sie haben Recht — müssen Sie aus unserer Einsamkeit in die Welt hinaus. Also, es bleibt dabei, Sie gehen, wann Sie wollen, bleiben fort, so lange Sie wollen, und später sehen wir dann weiter zu. Und nicht wahr, Sie treffen mit einem Ihrer Collegen aus der Umgegend ein Abkommen, daß er nach unserem kleinen Krankenhause sieht und Sie überhaupt vertritt, falls hier unter unseren Leuten und Zugehörigen ärztliche Hülfe nöthig ist.‘

„Sie hatte das Alles rasch und mit jener kalten Entschiedenheit gesprochen, hinter der sich bei ihr stets ihre Aufregung verbarg. Ich hatte sie auch durch alle die Jahre genau genug beobachtet, um zu wissen, daß sie ihre äußere Gelassenheit nur sehr schwer behauptete und Scheu trug vor jedem Wort und jedem Schritte, die sie nöthigen konnten, mehr zu entdecken und zu erfahren, als sie wissen wollte, wissen durfte, um in ihren Plänen nicht gestört zu werden.

„Ich sagte ihr, daß ich nicht um meinen Urlaub gebeten haben würde, wenn die Umstände es ihr nicht leicht machten, mir denselben zu gewähren. Wie sie wisse, beginne in den nächsten Tagen die Badezeit in Rothach. Der dort regelmäßig wiederkehrende Curarzt sei ihr ja von Alters her bekannt und sei mir jetzt auch befreundet. Es werde also eben nur einer Bitte bedürfen, ihn zur Uebernahme meiner hiesigen Verpflichtungen zu bestimmen, während der Physikus aus der nächsten Stadt die Praxis in der Umgegend wie vor meiner Anstellung zu versorgen bereit sei.

„Sie zeigte sich mit dem Allen einverstanden, sprach von ihrer Reise, nannte die Orte, an denen sie zu nächtigen und zu verweilen dachte, als ob ich das Alles nicht wüßte, und trat dann bald den Rückweg an. Es war ihr, nun sie wußte, wie es um mich und ihre Tochter stand, offenbar darum zu thun, jede Annäherung zwischen uns zu hindern. Ich konnte und durfte sie ja auch nicht wünschen.

„Ich sah Juliane an dem nächsten Tage nicht einen Augenblick allein. Das Amulet hatte ich ihr gleich zurückgesendet. Ich machte mir, so viel ich konnte, außerhalb des Schlosses zu thun und zählte doch die Stunden, welche sie noch in demselben zu verweilen hatte, denn an dem nächsten Morgen sollte sie reisen. Ich konnte an meinem Leid das ihre ermessen und trug es für uns Beide. Wie an einem Sterbebette wünschte ich die Minuten, die mir noch gegönnt waren, zu verlängern und mußte doch des Leidens Ende ebenso ersehnen.

„Gegen den Abend war ich noch zu einem Kranken nach einer entfernten Ziegelei geritten. Als ich heimkehrte, fragte ich meinen Diener, ob etwas vorgefallen oder für mich ausgerichtet worden sei.

„Er verneinte es. ‚Nur Prinzeß Juliane ist dagewesen!‘ sagte er.

„‚Die Prinzeß in meiner Wohnung?‘

„‚Ja, Herr Doctor! die Prinzeß mit

der Steinau.' Das war der Name ihrer Amme. ,Die Prinzessin sagte, weil sie morgen fortgehe und doch nicht wissen könnte, wann sie wiederkehre, so wollte sie sich noch einmal überall im Schlosse umsehen. Sie ist durch die drei Etagen durch alle Zimmer gegangen und hat sich dann auch in des Herrn Doctors Stuben umgeschaut.'

„Ich trat rasch bei mir ein, ich wußte nicht, was ich erwartete, aber ich blickte überall umher, machte die Briefmappe auf meinem Schreibtisch auf und meinte ein Zeichen ihrer Anwesenheit finden zu müssen. Ich ersehnte es, und zwiespältig wie all' mein Empfinden war, segnete ich es, als ich keines fand, denn ich schloß daraus auf ihre Festigkeit.

„Nach dem Abendessen stand ich mit der Fürstin wieder auf dem Balcon vor dem großen Mittelsaale. Die Weißenborn hatte uns verlassen, um für die Abreise noch Einiges zu ordnen. Juliane saß am Clavier und ließ ihre Finger in träumerischen sanften Phantasien über die Tasten gleiten. Es währte aber nicht lange. Dann trat sie auf den Balcon hinaus, stand eine Weile schweigend neben uns und schaute in dem hellen Mondlicht, das über die Gegend ausgegossen war und sie zauberisch beleuchtete, schweigend um sich her.

„Die Fürstin sprach viel, ich hörte kaum, was sie sagte. Ich sah nichts als Julianens lichtumflossene Gestalt, ich dachte nichts als sie und strebte mit aller Kraft, mir ihr geliebtes Bild in der Seele festzuhalten.

„Plötzlich richtete sie sich aus ihrem stillen Sinnen auf, warf sich der Mutter mit beiden Armen um den Hals und sagte, indem sie sie fest an sich drückte: ,So! nun ist's Zeit! nun habe ich das Alles noch einmal in seiner ganzen Herrlichkeit genossen! nun will ich gehen! Gute Nacht! Gute Nacht, liebe Mutter!'

„Sie küßte die Fürstin, die selbst sehr weich geworden war und ihr zärtlich eine sanfte Ruhe wünschte.

„,O! ich werde schlafen!' versicherte sie, ,aber ich will vorher noch einmal durch den Garten gehen.'

„,So rufe die Weißenborn!' gebot die Fürstin.

„,Nein! laß mich allein gehen!' bat Juliane.

„Die Fürstin nannte das eine romantische Grille. Da sie aber offenbar verhüten wollte, daß ich der Tochter meine Begleitung anbot, willigte sie ein und hielt mich mit ihrer Unterhaltung neben sich zurück.

„Juliane gab mir die Hand mit festem Druck. ,Gute Nacht also zum letzten Male, Melchior!' sagte sie und mit spielender Lippe sprach sie Julia's von ihr oft gebrauchten Wunsch aus:

,So süße Ruh' und Frieden,
Als mir im Busen wohnt,
Sei dir beschieden!'

„Ich hatte das stets so gern von ihr gehört. An dem Abend klang es mir geheimnißvoll und traurig. — ,Gute Nacht, Prinzeß! Suchen Sie recht lange zu ruhen!' das war Alles, was ich ihr erwidern konnte.

„,O! verlaßt euch darauf, ich schlafe ganz gewiß. Ich trage selbst danach Verlangen und deshalb eben will ich gehen!' sagte sie und schritt ruhig durch die Reihe der geöffneten Zimmer dem Flur und der Treppe zu.

* *
*

„Wir sahen, wie sie um den großen Rasenplatz sich nach der Mitte des Gartens wendete, und dann verdeckten die Büsche des blühenden Flieders und Jasmins uns ihre Gestalt.

„Ich konnte nicht sprechen. Mein Herz war voll Trauer und voll Klage,

und immer wieder und immer mächtiger drängte sich der nicht mehr niederzuhaltende Gedanke in mir auf, daß ich eine schwere Sünde begangen gegen den heiligen Geist der Liebe, und — noch! noch war es vielleicht Zeit.

„Auch die Fürstin hatte nicht gesprochen. Mit einem Male wendete sie sich zu mir. ‚Ich glaube wirklich, Juliane hat uns Beide angesteckt mit ihrer holden Schwärmerei!‘ sagte sie, ‚aber ich habe sie noch einmal gewähren lassen, denn der erste Schritt in das neue Leben, das vor ihr liegt, wird sie aus diesen Träumereien wecken. Sie ist schön, sie wird gefallen, und mein Bruder, dieser so gütige und welterfahrene Mann, wird sie besser zu leiten verstehen als ich, die für eine solche romantische Natur vielleicht nicht die rechte Führerin gewesen ist. Ich habe mich um der Interessen meines Sohnes willen frühzeitig zu der Abgeschlossenheit verurtheilt, in der wir hier gelebt haben. Ich hätte Julianens wegen möglicher Weise die gesellige Welt suchen und in ihr leben müssen. Nun legt sich Alles schön von selbst zurecht, und Lothar findet die Zukunft für sich, wie er sie sich auch zu gestalten beabsichtigen wird, wohl vorbereitet.‘

„Ich hielt es nicht länger aus, dem gleichgültigen Gespräche zuzuhören, denn eine unaussprechliche Angst war über mich gekommen. Ich meinte Julianens Stimme zu vernehmen, die meinen Namen rief. Ich sah sie im Geiste auf dem schwanken Brette, das nach dem Teich führte, von dem aus sie die Schwäne und die Fische zu füttern liebte, sah sie, vom Mondlichte getäuscht, fehl treten und ins Wasser gleiten. Es zog mich mit Gewalt zu ihr.

„‚Ich will sehen, wo die Prinzessin bleibt!‘ sagte ich, ‚sie ist lange fort, der Thau sinkt kalt nieder! Ich will sie holen gehen!‘

„‚Ich werde Sie begleiten!‘ entgegnete die Fürstin und ging mir voran, sich ihren Umhang aus dem Saal zu holen.

„Wir schritten rasch vorwärts, ich wurde ungeduldiger und ängstlicher, da ich Juliane nicht sah. Auch die Fürstin verlor ihre Kaltblütigkeit. Einmal, zweimal rief ich: Prinzeß Juliane! — Es kam keine Antwort. Immer schneller, so daß die Fürstin mir nicht folgen konnte, ging ich dem Teiche zu, gewiß, sie dort zu finden, voll Angst, ein Unglück zu erleben. Endlich sah ich sie vor mir. Sie saß auf der Rasenbank, die heute noch am Teiche sich befindet.

„Ich dankte dem Himmel dafür. Ich eilte, sie zu erreichen. Sie bemerkte unser Kommen nicht. Juliane! rief ich, meiner selbst nicht länger mächtig, Juliane! Siehst du uns nicht? hörst du mich nicht?

„Kein Laut gab Antwort, sie regte sich nicht. Ich stürzte vor ihr nieder. Ihr Haupt war zurückgesunken, ihr rechter Arm hing schlaff herab — ich zog sie in meine Arme — sie war starr und stumm.

„Noch wollte ich hoffen, an eine Ohnmacht glauben. Ich hob sie empor, ich rief Hülfe herbei, die Fürstin kam dazu. Aus der Gärtnerwohnung eilten der Mann und die Frau heran. Wir trugen sie nach dem Schlosse. Ihr kaltes Antlitz ruhte an meiner Brust. Wir betteten sie auf ihrem Lager, ich versuchte, was irgend zu versuchen war. Sie hatte den Anschein einer von einem Nervenschlag Betroffenen.

„Während ich noch um sie beschäftigt war, klopfte der eine Kammerdiener an die Thür. Die Weißenborn ging zu ihm. Er brachte ein Fläschchen, das der Gärtnerbursche neben der Rasenbank am Boden liegen gefunden hatte. Sie reichte es mir hin. Es war eine der Flaschen aus meiner Hausapotheke. Sie hatte die ganze Portion Opiumtinctur enthalten, die ich für den Bedarf des Sommers angeschafft. Ich hatte sie vor wenig Tagen erst bekommen. Ich brach zusammen

neben der Leiche, es war nichts mehr zu thun. — — .

„Lassen Sie mich schweigen von der Nacht und von mir selber. Die Fürstin hatte Beistand nöthig, wies jedoch den meinigen zurück, als ich ihn wieder zu bieten im Stande war. Sobald sie zur Besinnung gekommen war, hatte sie sich in der Tochter Wohnstube begeben. Ein Brief von ihrer Hand fand sich für die Mutter in Julianens Schreibtisch. Ich habe ihn viel später erst durch Lothar's Vermittelung zu lesen erhalten, die Fürstin theilte ihn mir nicht mit. Lothar hat mir die Abschrift selbst gemacht. Er war kurz und einfach.

„‚Vergieb mir, liebe Mutter! vergieb auch du mir, mein Lothar, wenn ich euren Willen nicht zu thun vermag, und bittet Hermann, daß auch er mir verzeihe. Ich wollte gehorchen, wollte mich überwinden, wollte Hermann glücklich machen, mein Glück in dem seinen und dem euren suchen. Aber wie kann man Glück geben, wenn man keines hat? Wie kann man Liebe gewähren, wenn man seine Liebe begraben muß? — Ich wäre Hermann eine schlechte Frau geworden, seinen Kindern eine schlechte Mutter, denn mein Sinn wäre nicht bei ihnen gewesen, sondern hier bei Melchior. Ihn habe ich geliebt, und er hat mich verschmäht. Wozu also soll ich leben, Niemandem zur Lust und mir zur Qual? Laßt mich still zur Ruhe gehen und bettet mich für immer an der lieben Stätte, an der ich müde den ewigen Schlaf gesucht! Das Amulet begrabt mit mir. Es hat mir kein Glück gebracht, nicht mir, nicht ihm. Es war ein Trug. Behüte euch der Himmel — und gedenket mein in Liebe!‘

„Ich ging im Schlosse umher wie von bösen Geistern verfolgt und selber wie ein irrer Geist. Der Justiziar war herbeigerufen worden, es war der Thatbestand des Ereignisses festzustellen. Ich leistete dabei das Verlangte, wie ich's eben konnte. Die Aussage meines Dieners, daß Juliane an dem Nachmittage während meiner Abwesenheit mit ihrer Amme allein in meinem Arbeitszimmer gewesen war, erklärte es, wann und wie sie sich in den Besitz des Opiums gesetzt hatte.

„Der Todesfall wurde einem Schlagfluß durch jähe Erkältung zugeschrieben. Glauben fand man nicht dafür, da die Gärtnersleute und die Dienerschaft des Schlosses es anders wußten; und das Verbot, welches die Fürstin erließ, von der Arzeneiflasche zu sprechen, die neben der Leiche der Prinzeß gelegen hatte, machte die Sache ärger, erzeugte die abenteuerlichsten und peinlichsten Gerüchte, die sich mit Nothwendigkeit gegen mich wenden mußten, weil die Fürstin meinen Beistand ablehnte und mich nicht vor sich ließ.

„Ihr Schmerz war tief und verschlossen. Ein Gefühl der Kränkung, der Ehrverletzung mischte sich in denselben und half ihr, ihn zu überwinden und sich äußerlich sehr zu beherrschen, wie der treffliche Pfarrer und der Justiziar mir sagten, die viel um sie waren. Sie sprach nicht von mir, sie hatte auch sich nicht anzuklagen, sondern sie beklagte nur die unglückliche Natur des armen Kindes, die ein Erbe ihres Vaters sei und der sie zu viel nachgegeben habe. Auch jetzt wieder zwinge Julianens Romantik sie, sehr gegen ihren eigenen Wunsch und gegen alle Schicklichkeit der Tochter den letzten Willen zu thun und sie mitten im Parke unter freiem Himmel begraben zu lassen, statt sie, wie es sich gehöre, den anderen vorangegangenen Mitgliedern des Geschlechtes in der Gruft desselben beizugesellen.

„‚Ich selbst,‘ hatte sie zu dem Geistlichen gesagt, ‚werde, wie ich denke, diese Unglücksstätte nicht wieder betreten, wenn ich jetzt von ihr gegangen sein werde; aber was soll für Lothar dies ewig schmerzliche memento mori hier mitten in dem Parke,

wenn er das Schloß bald einmal, wie ich wünsche, an der Seite einer jungen Frau bewohnen wird? Was soll diese Erinnerung an den traurigen Vorfall einst seinen Söhnen und Töchtern? Wozu diese nicht endende Mahnung an eine Verirrung, die man mit Vergessen zu bedecken hat?'

„,Es liegt ja viel Wahres in diesen Ansichten unserer Frau Fürstin,' bemerkte der Geistliche gegen mich, als er sie mir mittheilte, ,aber unsere Frau Fürstin hat die Prinzeß nie recht geliebt, und Niemand hat doch der Liebe mehr bedurft als dies tiefe, herrliche Gemüth.'

„Wie sich das Alles anhörte für mich! — Ich erlebte Martyrien in einem fort. — In der Morgenfrühe des dritten Tages bestattete man Juliane, dabei sah ich die Fürstin zum ersten Male wieder. Als der Pfarrer seine Rede beendet hatte, trat sie an mich heran. Mein Leid konnte ihrem Auge nicht entgangen sein.

„,Wir haben Alle Ruhe nöthig und nöthig zur Besinnung zu kommen,' sagte sie. ,Das furchtbare Schicksal hat uns verwirrt. Wie es Sie auch getroffen hat, ob Sie sich frei sprechen dürfen oder nicht, in jedem Falle helfe Ihnen der Himmel, fertig mit sich zu werden, wie wir zu thun Alle trachten müssen: ich, mein armer Sohn und mein geliebter Bruder! — Im Uebrigen —' Sie wollte nicht sagen, was sie denken mochte, brach plötzlich ab und sprach dann, die Thränen unterdrückend, die wieder hervorbrechen wollten, mit einem eisigen Tone: ,Im Uebrigen sind wir Alle arme Sünder, haben wir Alle nöthig, an die Brust zu schlagen und zu beten: Vergieb uns unsere Schuld!'

„Ob ich ihr etwas habe entgegnen können, wie der Tag mir hingegangen, wie die Fürstin abgereist ist, davon weiß ich nichts.

„Spät gegen die Nacht hin ging ich nach dem Krankenhause. Die Steinau kam mir entgegen. Ich hatte sie jeden Tag bei meinen Besuchen im Hospital gesehen, und immer war mir es vorgekommen, als habe sie etwas auf dem Herzen, als wolle sie mir etwas sagen, aber als ich sie darum angegangen war, hatte sie es mir geleugnet.

„Sie war gleich nach Julianens Tode gerichtlich vernommen worden und hatte das als eine nicht herzustellende Ehrenkränkung empfunden. Sie hatte es eidlich erhärtet, daß sie nicht bemerkt, wie die Prinzessin an den Arzeneischrank gegangen sei, machte sich aber um dieser Achtlosigkeit willen die schwersten Vorwürfe. Später am Abend, so hatte sie ausgesagt, wenige Stunden vor ihrem Tode sei die Prinzeß noch einmal bei ihr gewesen, habe ihr Lebewohl gesagt und ihr ein Andenken gegeben. — Die treue Person hatte in den wenigen Tagen um Jahre gealtert. Sie kannte ihres Schmerzes, ihrer Thränen gar kein Maß. Man mußte suchen, sie in ihrem Dienste aufrecht zu erhalten, auf die Prinzessin hinweisend, die sie in dies Amt gebracht.

„Als der Wagen der Fürstin das Schloßthor verlassen hatte und auch der Wagen der Dienerschaft ihm gefolgt war, trat die Steinau bei mir ein. Sie hatte einen Brief in den Händen.

„,Hier, Herr Doctor,' sagte sie, indem sie mir ihn hinhielt, ,nun nehmen Sie ihn. Er hat mir auf der Seele gebrannt, weil ich habe schwören müssen, daß ich sonst nichts weiter wüßte. Aber er gehört ja auch nicht dazu, und mein Engel hatte mir befohlen, ihn zu behalten und Ihnen den Brief erst zu geben, wenn die Frau Fürstin und Alle unterwegs sein würden!'

„Sie sah, wie der Anblick des Briefes auf mich wirkte, und fiel mir um den Hals. ,Herr Doctor! Herr Doctor!' rief sie, ,ich glaube ja kein Wort davon, daß Sie dem Engel das Gift gegeben haben! Es kann ja gar nicht sein, und Jeder hätte es sehen können, hätte er nur sehen wollen! — Lieber Gott! ich dachte, sie

wollte zur Hochzeit gehen und hätte Mitleid mit Ihnen! Und nun war sie ebenso daran und ging in ihren Tod.'

„Sie konnte vor Schluchzen nicht weiter sprechen, ich war zufrieden, daß sie mich verließ.

„,Du hast oft gesagt,' schrieb mir Juliane, ,wenn der Mensch nach seinem besten Wissen und Gewissen handle, so sei er ruhig in sich, komme dann, was da wolle. So ruhig bin ich in dieser Stunde, da ich dir schreibe; so ruhig, Melchior! sollst du sein, wenn du dies Blatt in Händen halten wirst.

„,Ich habe es thun, eines anderen Mannes Weib werden wollen, weil du es mich geheißen hast. Ich habe es nicht vermocht. Ich habe Niemanden geliebt als dich von der Stunde ab, da ich dich sah. Warum ich dich liebte? — Frage den Abendstern, warum er dem Monde folgt! Frage die Blume, warum sie sich zur Sonne wendet und warum ihr Kelch sich schließt, wenn das Licht ihr nicht mehr leuchtet. Alles ist Müssen in der Natur und für uns! — Es hätte dich ein Wort gekostet, ein Wort der Liebe, und ich wäre mit dir gegangen durch das Leben und bis an das Ende der Welt. Du hast es nicht gesprochen, dein Herz hat dich nicht gezwungen, es zu sprechen, mich bei dir festzuhalten, und ich kann nicht leben ohne dich; also lebe wohl! Ich habe dich sehr geliebt, und ich weiß, du hast mich lieb gehabt. Auch wenn du glücklich sein wirst, wirst du die arme Juliane nicht vergessen, die dir zu eigen war von ganzer Seele. Lebe wohl! Ach! Melchior! hättest du mich doch geliebt! — Es ist ja so schön hienieden auf der Welt! Lebe wohl, Melchior! Lebe wohl!'

* *
*

„Was bleibt mir noch zu sagen? — Ich verließ das Schloß wie ein Verdammter, der sich um die Seligkeit des Paradieses durch seine Schuld gebracht hat. Ich irrte hierhin, dorthin, überall fand ich mich selbst wieder mit meinem Schuldbewußtsein und nirgend Ruhe; überall trieb die Sehnsucht nach der verlorenen Geliebten mich fort und vorwärts, sinnlos fort und fort durch Monate und Monate ohne Plan und Ziel.

„Es war vorüber mit dem eiteln Wahn, daß man immer ruhig sein könne, wenn man nach seinem besten Wissen mit Selbstverleugnung gehandelt habe. Es giebt keine unbedingte Richtschnur für den Menschen, der im Irrthum sich über sich selber täuscht, weil er nicht unfehlbar ist. Mein Ehrenwort, mein Wort dem Freunde gegenüber hatte ich halten, mir, ihm hatte ich genug thun wollen, die Zukunft Julianens, ihr Leben hatte ich zu gestalten und glücklich zu gestalten mich vermessen, und ich hatte mich versündigt an der großen Liebe dieser in sich beschlossenen erhabenen Natur. Ich hatte sie gemessen mit unserem Maße, ich hatte den Muth, die Nothwendigkeit ihres Herzens nach den zagenden Bedenken meines Verstandes erwogen und mich und sie um ein Glück gebracht, das fernab von dem sogenannten rechten Wege, außerhalb der Schranken des Herkommens für uns dagelegen hatte. Weil ich ihr nicht gleich gewesen war, hatte ich sie in den Tod getrieben und das Leben mir zur Pein gemacht; und nur Einer lebte, dem ich das vertrauen, der es begreifen konnte, der mich nicht verdammen mußte, wie ich selbst es that. Das war Lothar! — Er hatte sie geliebt mit großer Liebe, er hatte sich um sie gesorgt wie ich. Zu ihm trieb es mich endlich hin.

„Er stand damals in den russischen Ostsee-Provinzen mit dem York'schen Corps. Er nahm mich auf, den Schiffbrüchigen, Zerschlagenen, wie ich es erhofft. Ich war jetzt der Kranke, er der Arzt.

„Um mich bei sich festzuhalten, mich

von dem planlosen Herumziehen abzubringen, vermittelte er meinen Eintritt in das Regiment, in dem er diente. Es hatte bei den großen Anstrengungen, welche die vielen Kranken den Aerzten auferlegt, einige seiner Aerzte verloren. Ich arbeitete doch wieder — das war etwas.

„Inzwischen hatte der russische Krieg seinen Fortgang gehabt und das Schicksal Napoleon erreicht. Der fürchterliche Rückzug durch den Graus des Winters hatte begonnen, das York'sche Corps capitulirt, wir zogen über die Grenze. Das Frühjahr brachte den Aufruf Friedrich Wilhelm's **III.** zu den Waffen. All' mein Hoffen war auf den Kampf gestellt. Ich ersehnte die Befreiung Deutschlands und den Tod!

„Ich trat als Freiwilliger in die Reihen, ich machte den ersten Feldzug mit. Nach dem Frieden kehrte ich wieder zu meiner Berufsthätigkeit zurück. Deutschland war frei geworden, den Tod hatte ich nicht gefunden: nicht auf dem Schlachtfelde, nicht in den Lazarethen von Halle und von Leipzig, und ich hatte ihn doch ehrlich gesucht. Immer und immer auf das Neue, bei manchem nächtlichen Marsche, in mancher Beiwacht, in mancher Lazarethwacht sind mir die Worte von Goethe's Harfner über die Lippen gegangen, wie ich sie von Julianen singen hören:

Ihr führt ins Leben uns hinein,
Ihr laßt den Armen schuldig werden,
Dann überlaßt ihr ihn der Pein,
Denn jede Schuld rächt sich auf Erden!

und ich setzte in meinem Inneren bald hinzu: es will gesühnt sein jede Schuld! — Meine Sühne hatte ich in ihrem Sinn zu suchen! Als der Krieg beendet war, hatte ich mein Ziel erkannt, ging ich, wohin mein Herz mich zog.

„Lothar hatte sich nach dem Kriege von 1815 ebenfalls aus der militärischen Laufbahn zurückgezogen. Die Waffenbrüderschaft und gemeinsam getragener Schmerz hatten unsere Jugendfreundschaft noch fester und unlösbarer gemacht. Er war nach Wien gegangen, wo die Fürstin sich für immer niedergelassen hatte. Sie erzog die Töchter ihres Bruders in ihrem Hause. Prinz Hermann hatte eine andere ihn beglückende Wahl getroffen, der Sohn, den er gewünscht, war ihm geboren worden. Auch Lothar entschloß sich jetzt zu heirathen. Er hatte während des Wiener Congresses die jüngste Tochter eines souveränen Hauses kennen und lieben lernen. Sie brachte ihm als ihr mütterliches Erbe große Besitzungen in Schlesien zu, auf denen er zu leben beschloß, um seiner Mutter und dem Vater seiner Frau leichter erreichbar zu sein.

„Ich ging nach einem Uebereinkommen mit Lothar nach Rothenfels, als Hüter von Julianens Grab, als Ausführer der Plane, die ihr lieb gewesen waren. Lothar überließ das zum Schlosse gehörende Gebäude, in welchem wir einst die ersten Krankenstuben eingerichtet hatten, als Schenkung ganz der Stadt. Ich wendete der Anstalt den Ertrag meiner Praxis zu. So gründeten wir das Julianen-Hospital, wie es heute noch besteht und, wohl ausgestattet, auch für die Zeit, in der ich nicht mehr sein werde, fortbestehen kann.

„Die Jahre, in denen ich von Rothenfels entfernt gewesen war, hatten ihr sagenbildendes Werk an mir vollbracht. Nicht den Anlaß zu Julianens Tode sah man in mir, zu ihrem Mörder hatte des Volkes Phantasie mich gestempelt. Nur durch die Nachsicht des fürstlichen Gerichtes sollte ich der Strafe mich entzogen haben; und das Verhalten der Fürstin Mathilde nach der Tochter Tode diente jenen Gerüchten als sichere Unterlage.

„Ich hatte schwerem Mißtrauen zu begegnen, ich nahm es hin als meine Strafe, und ich hab' es überwunden. Fünfund-

dreißig Jahre sind seitdem dahingegangen, mein Leben neigt sich seinem naturgemäßen Ende zu. In diesen fünfunddreißig Jahren habe ich Rothenfels immer nur auf kurze Zeit verlassen, um mich in den großen Städten durch den Augenschein und durch Besprechung mit Collegen von den Fortschritten meiner Berufswissenschaft zu unterrichten.

„Die Fürstin hat ihren Vorsatz ausgeführt. Sie hat Schloß Rothenfels nie wieder betreten. Ich habe sie nie wiedergesehen. Sie ist hochbetagt in Wien gestorben.

„Lothar kam in früheren Jahren zweimal mit seiner Frau und seinen Kindern zu längerem Aufenthalte in den Herbstmonaten nach Rothenfels. Später war er mit seinen Söhnen und einem Schwiegersohn noch verschiedentlich zur Jagd im Schlosse, und noch bei seinem letzten Besuche im verwichenen Herbste hat er die Schenkung für das Julianen-Hospital erhöht, während er verschiedene Bauten und Aenderungen im Schlosse angeordnet hat, in welchem sein ältester Sohn, der sich verlobt hat, sich im nächsten Frühjahr niederlassen will.

„Von denen, die mit mir jung gewesen, sind nur Wenige noch am Leben, und auch diesen ist ihr Ziel gesteckt. In jedem Jahre zieht freilich in dem jetzt Mode gewordenen Bade zu Rothach eine neue Schar von Fremden in raschem Wechsel vorüber an dem alten Badearzte, und ich diene ihnen gern, verkehre gern mit ihnen, habe manchen lieb gewonnen, denn sie nehmen den alten Melchior so, wie er ist.

„Daß ein Alter aber einmal jung gewesen — wer denkt daran, so lange er noch selber jung ist?

„Sie? Sie haben daran gedacht! und Ihnen danke ich es, daß sich mir der Jugend Leid und Lust noch einmal neu in seiner ganzen Allgewalt belebt hat. — So nehmen Sie denn diese Blätter zur Erinnerung mit sich in die Welt und denken Sie, wenn sie Ihnen hier und da einmal wieder in die Hände und vor die Augen kommen, des Greises, dem Sie werth geworden sind.

„Möge Ihr Schicksal Sie vor Schuld bewahren und das Glück getheilter Liebe Ihrem Leben leuchten!

Melchior.“







Ueber die physische Natur der Planetenbewohner.

Eine Hypothese

von

Carl du Prel.

Die Literatur über dieses Thema ist schon sehr beträchtlich, aber die wissenschaftliche Ausbeute derselben eine so geringe und von jedem positiven Resultate so weit entfernte, daß man dieses Studium mit der Ueberzeugung verläßt, womit man an dasselbe herangetreten war: es sei dieses Gebiet der wissenschaftlichen Erkenntniß verschlossen und nur die Phantasie vermöge sich darauf zu tummeln. Offen gestanden ist nur dies der Grund gewesen, warum Verfasser dieses noch jüngst in einer Studie über die Planetenbewohner (Kosmos III, Heft 5) vielleicht zur Enttäuschung mancher Leser sich lediglich auf eine erkenntnißtheoretische Untersuchung beschränken zu müssen glaubte. Ist nun aber im Nachfolgenden diese Zurückhaltung aufgegeben, so will ich mich doch gern mit dem Zugeständnisse begnügen, die bisherigen Phantasien durch eine bloße Hypothese, wenn auch von wissenschaftlichem Werthe, abgelöst zu haben.

Manche haben sich darauf beschränkt, die äußeren Verhältnisse und Lebensbedingungen darzulegen, welche für Organismen auf anderen Planeten vorliegen, indem sie von der Voraussetzung ausgingen, daß Organismen, wo immer sie auftreten mögen, ihren respectiven Wohnorten angepaßt sein müssen. Dies ist ohne Zweifel richtig; aber weiter ist auf diesem Wege nicht zu kommen, weil die möglichen Anpassungsmittel von unerschöpflicher Fülle sind. Dies lehrt schon die Betrachtung der irdischen Lebensverhältnisse: wir finden auf der Erde die größte Mannigfaltigkeit der Organismen zeitlich und räumlich. Die über einander liegenden Schichten des Erdballs zeigen eine beständige Aenderung der Existenzbedingungen und eine parallele stetige Aenderung der Flora und Fauna. Ebenso finden wir jetzt räumlich neben einander die größte Mannigfaltigkeit der

Organismen, hauptsächlich bedingt durch das respective Medium, darin sie sich bewegen.

Unter diesen Umständen ist es einleuchtend, daß die spectralanalytisch bewiesene Gleichheit der kosmischen Stoffe unseren Gedanken über die Bewohner anderer Welten durchaus keine bestimmte Richtung ertheilen kann, sondern sie der größten Willkür überläßt; denn nicht nur befinden sich die Planeten in verschiedenen Entwickelungsstadien, sondern sie sind auch höchst verschieden in Bezug auf Sonnenabstand, klimatische Zonen — je nach der Lage ihrer Achsen — und besonders hinsichtlich der auf ihren Oberflächen gültigen Schwerkraft. So würde z. B. ein Mensch von 60 kg Gewicht auf dem Monde deren nur mehr 13 haben, und wäre auf der Sonne gänzlich existenzunfähig, wo er 1762 kg wiegen würde. Und wenn unser Gewicht am Aequator ungefähr um $^1/_{300}$ abnimmt, so wären die Aequatorgegenden eines sonst gleichen Sternes von 17mal größerer Rotationsgeschwindigkeit für uns unbewohnbar.

So steht also vorerst nur so viel fest, daß alle Organismen ihren Wohnorten angepaßt sein müssen, und daß alles Leben, welches unserer Vorstellung zugänglich sein soll, nur durch den Kreislauf des Stoffes sich erhalten kann. Auch das Resultat der nachfolgenden Untersuchung ist ein geringes und noch dazu nur auf großen Umwegen zu erreichen; wenn aber auch nur der Punkt angegeben ist, wo die Hebel anzusetzen sind, um unsere Frage zu lösen, so ist eben zu bedenken, daß es auf diesem Gebiete noch immer gilt, den ersten Punkt zu erobern, sich dort festzusetzen und die Phantasie durch die Erkenntniß abzulösen; und wenn auch, um zu diesem Punkte zu gelangen, scheinbar sehr weit aus einander liegende Themata vorher zur Besprechung kommen müssen, so darf uns das nicht abschrecken.

Die irdische Entwickelung, ausschließlich auf dem Spiele und den Wandlungen der natürlichen Kräfte beruhend, stellt sich als eine continuirliche Veränderung ohne Lücken und Sprünge dar, und auch die hyperorganische Entwickelung des menschlichen Geistes kann nur als natürliche Fortsetzung der organischen Entwickelung betrachtet werden. Wenn nun aber ein rother Faden nachweisbar wäre, der, ohne abzureißen, sich durch diese ganze Entwickelung mit großer Deutlichkeit hindurchzöge, so ließe sich dieses Verhältniß auch auf die übrigen Weltkörper übertragen, die ja trotz aller individuellen Besonderheiten aus der gleichen Materie gebildet sind, also nur das Spiel der gleichen natürlichen Kräfte in ihrer Entwickelung zulassen.

Die irdischen Veränderungen kommen thatsächlich einer beständigen Höherentwickelung gleich, und wir erkennen deutlich den rothen Faden, der sich hindurchzieht und in die höchste Erscheinungsthatsache einmündet: wir erkennen die Bedeutung der geologischen Veränderung darin, das Leben vorzubereiten, und als Kern der biologischen Veränderungen verräth sich deutlich die Steigerung des Bewußtseins, welche in der Menschengeschichte ihre natürliche Fortsetzung erfährt. Ob diese natürlichen Veränderungen auf ein bestimmtes Ziel gerichtet sind und die Deutlichkeit des rothen Fadens darauf beruht, daß die gesetzmäßigen Wandlungen der Materie zugleich teleologische sind, oder ob das Spiel der natürlichen Kräfte ein ganz blindes ist, — diese Frage kümmert uns hier nicht. In beiden Fällen dürfen wir diesen rothen Faden der irdischen Entwickelung auch auf andere Planeten übertragen; ja wenn das Spiel der natürlichen Kräfte in der That ein ganz blindes sein sollte, dann muß diese scheinbar so absichtsvolle Zielstrebigkeit um so mehr als mit der Materie eo ipso gesetzt und ihrem innersten Wesen entkeimend anerkannt werden; dann hätten wir bei der Gleichheit der kosmischen Stoffe um so mehr Recht zu behaupten, daß auf allen Planeten Leben und Bewußtsein sich einstellen müssen, daß auch Organismen, die sich von den irdischen sehr unterscheiden, dem gleichen scheinbaren Zwecke dienstbar sind, und daß endlich Organismen, welche über die auf der Erde erreichte Entwickelungsstufe noch hinausgehen, diese scheinbar vorhandene Entwickelungstendenz in derselben Richtung weiterführen. Die Natur geht also überall vom Unbewußten aus und durch das Bewußtsein zum Selbstbewußtsein. In unmerklichen Uebergängen schließt sich das Eine an das Andere unter gleichzeitigem Fortbestande der früheren Stufen. Die Geschichte der

Natur ist mit den wenigen Worten zu charakterisiren: durch Nacht zum Licht! Das muß, wie gesagt, vom Materialisten noch mehr zugestanden werden als vom Teleologen, welcher die Möglichkeit einer Richtungsänderung zugeben könnte.

Der Mensch bezeichnet in der Geschichte der Erde einen bedeutsamen Wendepunkt insofern, als von ihm aus die Bewußtseinssteigerung in anderer als der bisherigen Weise erreicht wird. Die organische Entwickelung scheint vorerst nicht mehr durch Organisationssteigerung, durch den Wechsel der Lebensformen weitergeführt zu werden, sondern sich auf das Erkenntnißorgan der höchsten Lebensform zu beschränken. Der geistige Fortschritt tritt an Stelle der organischen Formenentwickelung, die aber vielleicht wieder aufgegriffen werden mag, wenn dieses Erkenntnißorgan seine höchstmögliche Entfaltung erreicht haben wird.

Ein Ablenken in der Richtung des rothen Fadens ist damit nicht gegeben; es wird die bisherige Richtung nicht verlassen, sondern damit nur ein einfacheres, nach dem gleichen Zwecke oder wenigstens Resultate sich hinbewegendes Verfahren eingeschlagen. Denn es kommt auf das gleiche Resultat hinaus, ob die Natur auf den Menschen Organismen von specialisirteren Organen, höheren Sinnen und höherer Erkenntniß folgen läßt oder ob sie die Sinne und das Erkenntnißvermögen des Menschen entwickelungsfähig gestaltet und dasselbe zur Erfindung von Werkzeugen befähigt, wodurch, wie bei unseren technischen Mechanismen, unsere Sinne und unsere Erkenntniß gesteigert werden. Jede Erfindung des menschlichen Geistes steigert das Selbstbewußtsein der Menschheit, und die Natur schlägt nur das einfachere Verfahren ein, wenn sie, statt Organismen etwa mit teleskopischen Augen zu erzeugen, das Teleskop als künstliches Werkzeug vom Menschen ersinnen läßt. Das Gewebe der Spinne, obwohl nur ein Kunstwerk, kommt doch einer organischen Verlängerung der Spinne selber gleich.

Wir müssen somit in der Entwickelungsfähigkeit des menschlichen Erkenntnißorgans die natürliche Fortsetzung des organischen Processes um so mehr anerkennen, als wir keinen Anlaß haben, im geistigen Gebiete die Thätigkeit anderer Kräfte zu vermuthen, als welche in den vorausgegangenen Veränderungen der Natur gewaltet haben. Nur Verwandlungen von Kräften in Aequivalente von anderen können zugegeben werden. Wenn daher auf einem anderen Planeten die Höherentwickelung des Bewußtseins über die von uns erreichte Stufe hinaus in organischer Weise weitergeführt werden sollte und nicht bloß in technischer — wie derzeit auf Erden —, so wird ein gewisser Parallelismus der organischen Entwickelungsreihe dort und der technischen hier vorhanden sein. Es läßt sich also vermuthen, daß die Producte des menschlichen Geistes verhüllte Andeutungen in sich bergen über die Beschaffenheit von solchen planetarischen Organismen, die wir als höhere Wesen anerkennen würden, dann aber überhaupt von solchen, die sich von den irdischen unterscheiden. Noch weniger parador dürfte diese Behauptung erscheinen, wenn wir die Thatsache bedenken, die mehr und mehr ans Licht gezogen wird: daß gerade diejenigen menschlichen Erfindungen, deren Bedeutung einer organischen Höherentwickelung gleichkommt, zum großen Theile nur unbewußte Copien bereits vorhandener natürlicher Muster sind.

Wenn wir im geistigen Fortschritte und insbesondere in unseren technischen Erfindungen nur die natürliche Fortsetzung der organischen Naturthätigkeit erkennen können, so muß sich die Verwandtschaft der in beiden Gebieten waltenden Kräfte nothwendiger Weise in den Resultaten verrathen. Im Allgemeinen verräth sich diese Verwandtschaft schon dadurch, daß sich durch beide Gebiete der gleiche rothe Faden hindurchzieht: die Steigerung des Bewußtseins; es muß sich aber auch noch eine Analogie bemerklich machen zwischen der Art, wie in der Biologie die Natur und in der Technik der Mensch Probleme löst. Ja, man könnte noch weiter gehen und die unvollkommenen Lösungsversuche der Technik in Analogie setzen mit den wegen mangelhafter Anpassung zu Grunde gegangenen organischen Formen.

In dieser Hinsicht ist es ein nicht hoch genug anzuschlagendes Verdienst von Ernst Kapp, einige bereits seit längerer Zeit bekannte Erscheinungen in Verbindung mit einer Fülle neuen Stoffes unter diesen Gesichtspunkt gestellt zu haben, von

dem aus sich eine ganz ungeahnte Bedeutung des alten Wortes ergiebt: der Mensch ist das Maß aller Dinge.*

Wenn Protagoras bei diesem Worte den geistigen Menschen im Auge hatte, so zeigt Kapp, daß es auch vom leiblichen gilt. Er weist nach, daß der Mensch Form, Functionsbeziehung und Normalverhältniß seiner leiblichen Gliederung unbewußt auf die Werkzeuge seiner Hand überträgt und daß er sich erst hinterher dieser Beziehung seiner Werkzeuge zu ihm selbst bewußt wird. Die Mechanismen entstehen unbewußt nach organischem Vorbilde, und nachträglich, aus den mechanischen Nachbildungen, lernt der Mensch seinen Organismus verstehen. Diese Thatsache der „Organprojection" weist Kapp in Bezug auf die äußeren wie inneren Organe und schließlich in Bezug auf den Gesammtorganismus nach.

Der Mensch bemüht sich im geistigen Fortschritte, die ihm verliehenen Sinne und Organe in productiver wie receptiver Hinsicht immer mehr zu steigern. Dabei ist nun allerdings die bewußte Absicht vorhanden, einem gefühlten Mangel abzuhelfen; aber daß gleichwohl dabei die unbewußte Naturkraft thätig ist, das zeigt sich sehr deutlich in der Form dieser Werkzeuge, welche unbewußt nach organischem Vorbilde erfunden worden. Diese Thatsache bleibt ein Räthsel, wenn wir das Unbewußte im menschlichen Geiste außer Acht lassen und durch die Lehre von der Willensfreiheit das geistige Gebiet vom organischen abtrennen. Dagegen folgt sie von selbst aus der Erkenntniß, daß das geistige Gebiet nur die natürliche Fortsetzung des organischen ist und in den geistigen Functionen sich derselbe Schaffensdrang bethätigt, der das Organ dieser Functionen gebildet hat.

In Bezug auf die Kunst ist diese Ansicht schon mehrfach aufgestellt worden, am prägnantesten aber wohl von Shakespeare. „Die Kunst ist selbst Natur," sagt er im Wintermärchen. Im Künstlergenius aber hat die Natur keinen spröden Stoff zu überwinden; darum steht die Kunst über der Natur. Schopenhauer nennt das Kunstwerk eine Anticipation dessen, was die Natur sich darzustellen bemüht, eine Darstellung der Idee. Da wir nun aber diese Idee nicht wie Plato und Schopenhauer als starr und unveränderlich auffassen dürfen, sondern im Sinne der Entwickelungsfähigkeit der Arten, so erscheint der Künstler gleichsam als ein Prophet, und in der Entwickelung des objectiven Schönheitssinnes kündigt sich die organische Vervollkommnung der Idee voraus an.*

Die Organprojection ist also die unbewußte Nachformung einer organischen Form. Im ersten Steinhammer hat der Mensch seinen Vorderarm mit geballter Faust oder mit der Verstärkung durch einen faßbaren Stein unbewußt zum Vorbild genommen. Dies gilt von allen primitiven Werkzeugen; die Form von Organen kehrt in allen wieder. Die Hand als Handfläche oder als Daumen mit Gefinger, als hohle, offene, fassende oder geballte Hand, für sich allein oder zugleich mit gestrecktem oder gebogenem Unterarm ist die Mutter verschiedener Werkzeuge. Feile und Säge entsprechen der Zahnreihe, die Backen des Schraubstocks dem Doppelgebiß; der Kopf der Beißzange entspricht der greifenden Hand. „So quillt ein Reichthum von Schöpfungen des Kunsttriebes aus Hand, Arm und Gebiß. Der gekrümmte Finger wird zum Haken, die hohle Hand wird zur Schale. Im Schwert, im Speer, im Ruder, im Rechen, im Pflug, im Dreizack hat man die mancherlei Richtungen des Armes, der Hand und ihrer Finger, deren Anpassung auf Jagd-, Fischfang-, Garten- und Feldgeräthe sich ohne besondere Schwierigkeit verfolgen läßt. Wie der Griffel eine Verlängerung des Fingers, so ist die Lanze eine Verlängerung des Armes, dessen Kraftwirkung sie steigert, indem sie mit der Distanzverkürzung die Erreichbarkeit des Zieles erhöht, ein Vortheil, der durch die Freigebung des Speeres im Wurf sich noch vervielfacht." (S. 45.) „Das Werkzeug wird um so handlicher, je mehr in ihm die wesentlichen Eigenschaften der schöpferischen Hand, ihre Gestalt und Bewegungsfähigkeit verkörpert sind." (S. 53.)

* Ernst Kapp: Grundlinien einer Philosophie der Technik. Braunschweig, Westermann, 1877.

* Vergl. du Mont: Der Fortschritt im Lichte der Lehren Schopenhauer's und Darwin's. Leipzig, Brockhaus, 1876.

So gewinnt also der Ausspruch des Aristoteles, daß die Hand das „Werkzeug der Werkzeuge“ sei, eine besondere Bedeutung.

Mit der gesteigerten Industrie verwandeln sich freilich die Formen der Werkzeuge immer mehr; aber nicht nur ist die ursprüngliche Beschaffenheit selbst in den späteren Metamorphosen wiederzuerkennen, sondern es liegt auch in der Sprache eine Art Archäologie, welche die elementare Beschaffenheit der Werkzeuge verräth. Lazarus Geiger sagt: „Der Mensch hatte Sprache vor dem Werkzeug und vor der Kunstthätigkeit... Betrachten wir irgend ein Wort, das eine mit einem Werkzeuge auszuführende Thätigkeit bezeichnet: wir werden immer finden, daß dies nicht seine ursprüngliche Bedeutung ist, daß es vorher eine ähnliche Thätigkeit bedeutet hat, die nur der natürlichen Organe des Menschen bedarf. Vergleichen wir z. B. das uralte Wort mahlen, Mühle, lat. molo, griech. μύλη. Das aus dem Alterthume wohlbekannte Verfahren, die Körner der Brotfrucht zwischen Steinen zu zerreiben, ist ohne Zweifel einfach genug, um in einer oder der anderen Form schon für die Urzeit vorausgesetzt zu werden. Dennoch ist das Wort, das wir jetzt für eine Werkzeugthätigkeit gebrauchen, von einer noch einfacheren Anschauung ausgegangen. Die in dem indoeuropäischen Sprachstamme sehr verbreitete Wurzel mal oder mar bedeutet ‚mit den Fingern zerreiben‘, auch wohl ‚mit den Zähnen zermalmen‘... Diese Erscheinung, daß die Werkzeugthätigkeit von einer einfacheren, älteren thierischen benannt wird, ist eine ganz allgemeine, und ich weiß sie nicht anders zu erklären als daraus, daß die Benennung älter ist als die Werkzeugthätigkeit, die sie heute bezeichnet; daß das Wort schon vorhanden war, ehe die Menschen sich anderer Organe bedienten als der angeborenen, natürlichen.“* Eine weitere Bemerkung Geiger's, daß das Werkzeug in seiner Entwickelung in wunderbarer Weise einem Organe gleiche, und wie dieses seine Transformationen und Differenzirungen habe, wird auch von Kapp (a. a. O. 62) erläutert: „Die Sprache bezeichnet die Hebelenden nach ihrem Ursprung als Hebelarme. Wie das Zermalmen mit Zähnen vor jeder Mühle war, so das Sichheben des Arms vor allen Hebeln. In der organischen Bewegung hat die Verrichtung mit Werkzeugen ihren Ursprung.“

Wenn aber die sprachliche Wurzel der Werkzeugsbenennungen in einer organischen Bewegung liegt, die eben von der Urform dieses Werkzeugs abgelöst wurde, so findet später ein umgekehrter Proceß statt: in dem Maße, als der Mensch seinen Leib kennen lernt, bezeichnet er die einzelnen Theile desselben nach ihren mechanischen Projectionen. „Aus der Mechanik wanderten dem zufolge zum Zwecke physiologischer Bestimmungen eine Anzahl von Werkzeugsnamen nebst ihnen verwandter Bezeichnungen an ihren Ursprung zurück. Daher spielen in der Mechanik der Skeletbewegungen Ausdrücke wie Hebel, Charnier, Schraube, Spirale, Axen, Bänder, Schraubenspindel, Schraubenmutter bei der Bezeichnung der Gelenke eine angesehene Rolle.“ (Kapp 65.)

Um einem möglichen Einwurfe schon hier zu begegnen, so ist es freilich richtig, daß diese Fälle von Organprojection auch noch eine andere Erklärungsart zuzulassen scheinen. Der primitive Mensch, der noch keinerlei künstliche Werkzeuge besaß, mußte allmälig dazu gelangen, zufällig gefundene Gegenstände, wenn sie seinen Organen ähnlich waren, als verwendbar zu erkennen und als geeignet, seine natürlichen Organe zu ersetzen und zu verstärken; allmälig wird er auch gelernt haben, solche Gegenstände für späteren Gebrauch aufzubewahren. Danach erscheint es natürlich, daß er in einer späteren Periode, als er Werkzeuge zu verfertigen begann, die Form solcher Gegenstände, und damit auch seiner Organe, beibehielt. Der ursprüngliche Mensch hat ohne Zweifel Wasser nur nach Art des Diogenes geschöpft, und daß es noch heute Wilde giebt, denen ein Ersatz der hohlen Hand durch ein Geräth undenkbar ist, beweist jener Neger, welchen Livingstone im Gebrauche des Löffels unterrichtete, und der mit großem Jubel Milch mit dem Löffel schöpfte, dann aber diese in die hohle Hand fließen ließ und aus dieser trank.

* Lazarus Geiger: Zur Entwickelungsgeschichte der Menschheit. Stuttgart, Cotta, 1871. S. 31 u. f.

Wollte man nun auch annehmen, es finde bei den ersten Werkzeugen nicht Organprojection statt, sondern Nachahmung von aufgefundenen Gegenständen, welche zufällig den Organen ähnlich geformt waren, so wird schon die nächste Betrachtung zeigen, daß die Organprojection damit noch nicht beseitigt ist.

Der Mensch projicirt nämlich in seinen Werkzeugen auch seine inneren Organe, und zwar oft in Zeiten gänzlichen Mangels an physiologischen Kenntnissen. So ist z. B. das Auge das unbewußte Vorbild aller optischen Apparate, die doch älter sind als unsere physiologische Kenntniß des Auges.

In der einfachsten Lupe bis zum Sonnenmikroskop finden wir constant die Linse dem sogenannten Krystallkörper des menschlichen Auges nachgeformt. „Erst als das Sehorgan sich in einer Anzahl von mechanischen Vorrichtungen projicirt und so deren Rückbeziehung auf seinen anatomischen Bau vorbereitet hatte, konnte dessen physiologisches Räthsel gelöst werden. Von dem unbewußt nach dem organischen Sehwerkzeuge gestalteten Instrumente hat der Mensch in bewußter Weise den Namen auf den eigentlichen Herd der Lichtstrahlenbrechung im Auge, auf die Krystalllinse, übertragen" (Kapp 79). Die Construction des Auges ist analog der einer camera obscura. Das verkehrte Bild auf der Netzhaut entsteht in gleicher Weise wie das auf der Rückwand der camera. Erst als das Daguerreotyp bekannt wurde, konnten wir es verwenden zum Verständniß unseres Sehorgans, welches den Daguerreotypproceß ausführt.

Beim Durchsehen durch einfache Glaslinsen werden bekanntlich störende farbige Ränder erzeugt. An den astronomischen Fernrohren hat man diese Farbenerzeugung dadurch beseitigt, daß man das Objectiv aus zwei Gläsern (Crown- und Flintglas) zusammensetzte, da die Optik lehrt, daß das Irisiren eines Prismas aufgehoben wird, wenn man ein zweites so anlegt, daß der Strahl beide passiren muß. Ohne diese Entdeckung wäre es ein Räthsel geblieben, warum der Linse unseres Auges gleichsam als zweites, die Farbenerzeugung des ersten aufhebendes Prisma der Glaskörper angefügt ist. So wird also die Beseitigung falscher Farben, die sogenannte Achromasie, von der Natur und von der Kunst in gleicher Weise gelöst.

Sehr interessant ist auch die Projection des Ohres in den Claviaturinstrumenten. Unser Gehörgang ist durch das Trommelfell abgeschlossen, welches die Grenze zwischen dem äußeren und dem mittleren Ohre, der sogenannten Paukenhöhle, bildet. Diese Höhle steht durch eine enge Röhre, die sogenannte Eustachische Trompete, mit der Nasenhöhle in Verbindung. Dem Trommelfell gegenüber befinden sich an der inneren Wand der Paukenhöhle zwei kleine, durch zarte Häutchen verschlossene Oeffnungen, Fenster genannt, das eine von ovaler, das andere von runder Form. Endlich sind noch die Gehörknöchelchen zu erwähnen, die zwischen dem Trommelfell und dem Häutchen des ovalen Fensters eine Brücke schlagen. Die beiden Fenster bilden den Uebergang zum inneren Ohr, dem sogenannten Labyrinth. Dasselbe besteht aus einer mit wässeriger Feuchtigkeit ausgefüllten Höhle, in welche die Endstücke der Gehörnerven einmünden, elastische, wie Claviersaiten ausgespannte Fäden, die sogenannten Corti'schen Stäbchen. Dieselben sind von verschiedener, regelmäßig abnehmender Länge, bilden also, wie Czermak* sagt, „eine regelmäßig abgestufte Besaitung, wie wir eine solche an der Harfe und am Clavier kennen." (51.) Wenn nun die Ohrmuschel eine Schallwelle auffängt, so gelangt dieselbe durch den äußeren Gehörgang bis ans Trommelfell und versetzt dasselbe in Schwingungen. Durch Vermittelung der Gehörknöchelchen werden diese Schwingungen dem Häutchen des ovalen Fensters mitgetheilt, welches ein- und ausgestülpt wird. Indem nun hierdurch ein Druck auf das Labyrinthwasser ausgeübt wird, dem dieses ausweicht, wird das runde Fensterhäutchen zu entgegengesetzten Bewegungen genöthigt. Durch die Erschütterungen des Labyrinthwassers werden schließlich auch die Endorgane des Gehörnervs in Erzitterungen versetzt, mechanisch gereizt, und dieser Reiz pflanzt sich zum Gehirn fort. „Im Gehirn erst findet jene geheimnißvolle Transsubstantiation des physikalischen Bewegungsvorganges der Nervenerregung in den

* Czermak: Physiologische Vorträge. Wien 1869 — wo sich obige Darstellung ausführlicher findet.

physischen Zustand der Schallempfindung statt.“ (Cz. 58.)

Ein Ton ist desto höher, je größer die Anzahl der Schwingungen ist; desto tiefer, je kleiner diese Anzahl ist. Wie nun aber die Claviersaiten nur dann in Mitschwingungen gerathen, wenn die ihnen entsprechenden Töne auf sie einwirken, so werden auch die Corti'schen Stäbchen nur dann in Schwingung versetzt, wenn ihnen das Labyrinthwasser Schallwellen mittheilt, deren Schwingungszahlen jenem Tone angehören, worauf das einzelne Stäbchen genau abgestimmt ist. Seit der bezüglichen Entdeckung von Helmholtz ist daher das „Clavier im Ohre“ ein geläufiger Ausdruck geworden zur Bezeichnung jener etwa 3000 Stäbchen, deren jedes auf einen bestimmten Ton gestimmt ist.

Die Saiteninstrumente liefern uns also das Verständniß der Einrichtung unseres Ohres.

In gleicher Weise beruft sich die Physiologie auf den Bau der Orgel, um die Functionen der Stimmorgane zu verdeutlichen. Der Brustkasten mit den Lungen, die Luftröhre, der Kehlkopf mit dem Schlunde sind technisch nachgeformt durch den Blasebalg, die Windlade, die Pfeife und das Ansatzrohr. „Der Blasebalg treibt einen Luftstrom in einen hermetisch geschlossenen Raum — die sogenannte Windlade —, von wo aus derselbe nach Maßgabe der Klappen, welche durch das Aufziehen der Register und das Niederdrücken der Tasten geöffnet wurden, diese oder jene der vielen verschiedenartigen Pfeifen anbläst und zum Tönen bringt. In ganz analoger Weise nun spielen wir auf unserer Stimm- und Sprachorgel. Wir treten zwar den Blasebalg nicht mit den Füßen, aber wir pressen durch unsere Athemmuskeln den Brustkorb und die Lungen zusammen, um einen Luftstrom zu erzeugen; wir ziehen zwar kein Register mit der Hand auf und drücken keine Tasten mit dem Finger nieder, um diese oder jene der verschiedenartig erklingenden Pfeifen zum Tönen zu bringen — weil wir eben keine Register und Tasten für Hand und Finger und nur eine einzige Pfeife haben; — aber wir verwandeln diese einzige Pfeife in verschiedenartig erklingende Pfeifen, indem wir durch unseren Willensimpuls auf die Nerven und Muskeln den schallerzeugenden Vorrichtungen des Kehlkopfes und seines Ansatzrohrs solche Stellungen und Spannungen geben, daß Töne von verschiedener Höhe und Klangfarbe oder Geräusche von verschiedenem akustischen Charakter hervorgebracht werden.“ (Cz. 75.)

Die Analogie ist also eine fast vollständige; soweit sie aber nicht vorhanden ist, wird die Kunst von der Natur übertroffen.

In ähnlicher Weise erläutert Czermak den Mechanismus des Herzens, die abwechselnde Zusammenziehung und Erschlaffung der vier Herzkammern und das Spiel seiner Ventile, wodurch der Kreislauf des Blutes hergestellt wird, durch den Vergleich mit einem Pumpwerk.

So verstehen wir also — wie Alfred Dove sagt — „den Mechanismus der Natur immer erst dann, wenn wir ihn frei nacherfunden haben.“

Auch andere Theile des menschlichen Organismus haben ihre technische Projection gefunden. In neuerer Zeit ist die Entdeckung gemacht worden, daß in den Eisenconstructionen des Eisenbahnbrückenbaus gewisse Regeln der Architektur angewendet werden, deren ganz unbekanntes Vorbild die Anatomie in der Anordnung der Knochensubstanz im thierischen Körper gefunden hat. Hermann Meyer* sagt, daß die spongiose Substanz in den rundlichen Knochen und in den Gelenkenden der langen Knochen „nicht nur leistungsfähig angeordnet ist, sondern daß sie auch überhaupt nur da vorhanden ist, wo Leistungsansprüche an sie gemacht werden. Die größeren Lücken in den Knochen erscheinen deshalb nur als eine Abwesenheit von Knochensubstanz da, wo keine gebraucht wird“ (43). Es zeigt sich, daß die Knochen, welche den Druck der Körperschwere aufnehmen, nach der Richtung der Zug- und Druckkurven angelegt sind, und daß, wo der Knochen keine oder keine nennenswerthe Belastung durch Zug- und Druckwirkung erfährt, die Spongiosa fehlt oder nur zur Stützung des Markes in Gestalt von feinen Fäden vorhanden ist.

* Hermann Meyer: Die Statik und Mechanik des menschlichen Knochengerüstes.

Als Culmann in Zürich einen Krahn zeichnete, dem er die Umrisse des oberen Endes eines menschlichen Oberschenkelbeins gab, und indem er auch eine entsprechende Belastung voraussetzte, die Zug- und Drucklinien von seinen Schülern hineinzeichnen ließ, zeigte es sich auffallender Weise, daß diese Linien mit jenen übereinstimmen, welche von der Natur in Wirklichkeit ausgeführt sind durch die Richtung der Knochenbälkchen im oberen Ende des Oberschenkelbeins.

Auch das Nervensystem des Menschen kann von der Wissenschaft nicht besser erläutert werden als durch Parallelisirung mit dem Telegraphen. Virchow sagt, daß man die Nerven Kabeleinrichtungen des menschlichen Körpers nennen kann, wie umgekehrt die Telegraphen Kabelnerven der Menschheit. Es ist die gleiche elektrische Bewegungskraft, welche, auf den Draht übertragen, dem Gedanken die Depeschenform verleiht und bei der Innervation durch unseren Willen und unsere Empfindung den Gedanken vermittelt.

Die vollkommenste aller Maschinen ist die Dampfmaschine. In ihr projicirt sich der menschliche Organismus bereits als ganzes System von Organen. In der Locomotive wie im thierischen Körper beruht die Leistung auf der Aufnahme von verbrennlichen Substanzen als Nahrung, auf einem Oxydationsprocesse derselben, Erzeugung von Wärme und Verwandlung derselben in Locomotion und mechanische Arbeit.

Seine totale Projection aber findet der menschliche Leib erst in der Staatenbildung. Gerade die Entdeckungen der neueren Physiologie haben gezeigt, daß es sich auch hier nicht etwa nur um ein Gleichniß handelt, sondern um eine reale Analogie. Und während in den bisherigen Beispielen noch immer ein Gegensatz aufrecht zu erhalten war zwischen lebendigem Organismus und todter Maschine, ist in der Gesammtprojection des Leibes durch den Staat auch dieser Gegensatz aufgehoben. Wie sich dort Zellen zu einem Organismus verbinden, so hier Individuen zu verschiedenen Leistungen und gemeinsamen Zwecken. Der Differenzirung des Organismus in verschiedene organische Herde entspricht die staatliche Gliederung durch Arbeitstheilung. Im Studium des Staatsorganismus erreicht also der Mensch die Kenntniß seines eigenen Leibeslebens. Dem zufolge spricht auch Schäffle* geradezu von einer realen Anatomie, Physiologie, Psychologie und Pathologie der menschlichen Gesellschaft, wobei es sich keineswegs um eine bloße Wiederholung des alten Gleichnisses von Menenius Agrippa handelt, als er das unzufriedene, nach dem mons sacer ausgewanderte römische Volk zur Rückkehr bewegen wollte. E. v. Hartmann** sagt, daß der menschliche Organismus „als ein Muster einer kunstreichen Verbindung von leitender Spitze, selbständiger Ressortregierung, localer Selbstverwaltung und individueller Selbstthätigkeit die rechte Mitte einhält zwischen demokratischer Anarchie und centralisirter Präfectenwirthschaft.“

Die Lehren der Physiologie sind also auch für den Staatsmann geschrieben, und er kann mehr Belehrung daraus schöpfen als aus dem ganzen Haufen alter Scharteken, aus welchen sie meistens bezogen wird. Für eine weitere Ausführung dieses merkwürdigsten Falles von Projection ist jedoch hier kein Raum, und obwohl die Schlüsse, die wir aus der Organprojection ziehen wollen, dem Leser um so zwingender erscheinen müßten, je mehr Verwunderung ihm abgenöthigt würde über diesen Abglanz des Waltens der unbewußten Natur in den Werken des menschlichen Geistes, so muß ich mich hier doch darauf beschränken, ihn auf die einschlägige Literatur zu verweisen.*** Die Lehre von der Organprojection ist im höchsten Grade monistisch und verbindet das geistige Gebiet mit dem organischen als feste Klammer zu untrennbarer Einheit. Die technische Vervollkommnungspraxis entspricht durchweg der organischen Entwickelungstheorie. Es kann uns da-

* Schäffle: Bau und Leben des socialen Körpers.

** Hartmann: Philosophie des Unbewußten. 7. Auflage. Anhang: Zur Physiologie der Nervencentra.

*** Virchow: Vier Reden über Leben und Kranksein. — Häckel: Natürliche Schöpfungsgeschichte. Derselbe: Anthropogenie. — Jäger: Lehrbuch der allgemeinen Zoologie. — Caspari: Urgeschichte ꝛc. — Am ausführlichsten findet sich die Analogie zwischen dem menschlichen Leibe und der menschlichen Gesellschaft durchgeführt in dem vierbändigen Werke von Paul v. Lilienfeld: Gedanken über die Socialwissenschaft der Zukunft.

her nicht verwundern, wenn wir sogar eine Ablösung des Organischen durch die Technik wahrnehmen, hinsichtlich welcher es gestattet sei, wenigstens Einen Fall anzuführen: Der Urmensch war in so bedenkliche Existenzverhältnisse gestellt, daß er, waffenlos und erfindungslos wie er war, ohne Zweifel im Kampfe mit den Elementen und besonders mit seinen natürlichen Feinden unterlegen wäre, wenn er dem Menschen unserer Tage gleich gewesen wäre. Er mußte im Stande gewesen sein, den Kampf mit seinen Feinden mit Hülfe seiner körperlichen Organe aufzunehmen; die Fähigkeit, zu verwunden und zu tödten, war ihm unentbehrlich, d. h. er mußte weit kräftiger gebaut gewesen sein. Wir können uns nur mehr eine ungefähre Vorstellung machen von den Gefahren, welche der prähistorische Mensch zu bestehen hatte, wenn wir einen Blick auf jene Länder werfen, in welchen das früher über die ganze Erde verbreitete tropische Klima noch herrscht und diese Gefahren jetzt noch am größten sind. Es wurde jüngst berichtet,* daß im Verlaufe des Jahres 1877 im britischen Indien getödtet wurden: 19695 Personen durch wilde Thiere und giftige Schlangen, und zwar 46 durch Elephanten, 819 durch Tiger, 200 durch Leoparden, 85 durch Bären, 564 durch Wölfe, 24 durch Hyänen, 1180 durch andere wilde Thiere und 16777 durch Schlangen. Die Zahl der Getödteten in den zwei vorhergehenden Jahren betrug 19273 und 21396 Menschen. An Vieh wurden in derselben Weise 53193 Stück getödtet gegen 54830 im Jahre 1876 und 48234 im Jahre vorher. Bedenken wir nun andererseits — was ebenfalls dort berichtet ist —, daß im gleichen Jahre 1877 an wilden Thieren 22851, an Schlangen 127295 vernichtet wurden, daß ferner der Mensch diesen Vertilgungskrieg seit Jahrtausenden führt, so daß die derzeitige Anzahl von Schlangen und wilden Thieren nur mehr als geringe Restzahl angesehen werden kann, die aber gleichwohl noch eine so außerordentliche Zahl von Opfern an Menschen erfordert, so leuchtet ein, daß der Urahne des Menschen seiner Situation nur gewachsen sein konnte, wenn er selber in seinem Bau, in der Kraft seiner Muskeln und Zähne einem wilden Thiere glich.

Aber in dem Maße, als er befähigt wurde, Werkzeuge zu erfinden, hat sich diese seine ursprüngliche Organisation verändern müssen, und die Kraft seiner Organe wurde nach Maßgabe des technischen Fortschrittes nach außen verlegt: in die Waffe.

Daß Organprojection im technischen Gebiete stattfinde, wird kaum von irgend einer Seite bestritten werden; daß sie aber auf dem Hereinragen der organischen Kräfte in die Welt des Bewußtseins beruhe, dagegen könnte noch Folgendes eingewendet werden: In der Natur wie in der Technik handelt es sich darum, gewisse mechanische Probleme zu lösen, und wie dort die passendsten Lösungen durch die Zuchtwahl garantirt sind, so hier durch den Fortschritt. Diese beiden Factoren müssen sich darum im gleichen Resultate begegnen. Insbesondere — so ließe sich weiter einwerfen — sei die Organprojection bei den einfacheren Werkzeugen gar nicht zu umgehen; denn weil durch die Werkzeuge die Kraft und Gebrauchsfähigkeit der leiblichen Organe gesteigert werden soll, müssen diese Organe auch bestimmend sein für die Form der Werkzeuge. Das Problem, einen Körper in einem verschiebbaren Elemente vorwärts zu bringen, kann nur gelöst werden durch einen auf dasselbe auszuübenden Druck; es ist daher natürlich, daß das gleiche Problem vom Schwimmer und vom Schiffer in der gleichen Weise gelöst wird, d. h. daß im Ruder der ausgestreckte Arm mit der Handfläche projicirt ist, und um so weniger ist das zu umgehen, als das Ruder vom leiblichen Organe, dessen Kraft es steigern soll, gehandhabt wird.

Es empfiehlt sich, die Belege für die Unzulänglichkeit dieses Einwurfes einem anderen Gebiete zu entnehmen, durch dessen Betrachtung wir zugleich weitergeführt werden. Der Einwurf ist zu beseitigen durch den Nachweis solcher Producte des menschlichen Geistes, welche nicht wie Werkzeuge praktischen Zwecken dienen, in welchen also der menschliche Geist ganz frei schalten zu können scheint und wo trotzdem die Einhaltung einer

* Allgemeine Zeitung. 18. September 1879.

organisch gegebenen Regel vorliegt. Solche Producte hat Zeising behandelt in seinen Untersuchungen über den goldenen Schnitt.*

Unter dem goldenen Schnitte ist diejenige Eintheilung eines Ganzen — z. B. einer Linie — in ungleiche Theile zu verstehen, wobei sich der kleinere Theil zum größeren verhält wie der größere zum Ganzen; oder umgekehrt, wobei das Ganze sich zum größeren Theile verhält wie dieser zum kleineren.

Zeising sucht nun den Nachweis zu führen, daß im Gesetze des goldenen Schnittes „das Grundprincip aller nach Schönheit und Totalität drängenden Gestaltung im Reiche der Natur und im Gebiete der Kunst enthalten ist" (Vorrede V) und daß es seine vollkommenste Realisation in der Menschengestalt erfahren hat. Er sieht in diesem Gesetze den idealen Urtypus, den Normalmaßstab für die Bildungen der Natur, und will dasselbe nachweisen in der Morphologie der Thiere, des Menschen, der Pflanzen, der Krystalle, ja sogar in den musikalischen Verhältnissen. Es mag hier unerörtert bleiben, ob nicht Zeising, wie jeder eifrige Entdecker eines neuen Princips, diesem Proportionalgesetze eine zu weitgehende Bedeutung zuschreibt — insbesondere in den Nachträgen zu der angezogenen Schrift** —; aber sicherlich ist der Grundgedanke als eine wirkliche Entdeckung auf ästhetischem Gebiete zu betrachten; im organischen Reiche ist die Gestaltung nach der Regel des goldenen Schnittes zweifellos gegeben. Mit unserem Problem steht aber nur die Frage in Zusammenhang, ob dieses Gesetz auch im Gebiete der Kunst nachweisbar ist. Das Schema, nach welchem Zeising die Gliederung des menschlichen Körpers vornimmt, harmonirt nun in sehr auffallender Weise mit den alten Kunstwerken, dem Apollo von Belvedere, dem Antinous, der mediceischen Venus, der Venus des Praxiteles, der Eva Rafael's &c.

Die Erklärung von unserem Standpunkte aus ist die, daß die Thätigkeit des Genies, die Conception einer genialen künstlerischen Idee, als Naturthätigkeit aufzufassen ist, und daß das Gestaltungsprincip der Natur auch den Künstler unbewußt durchdringt. Immer bestrebt aber, die möglichen Einwürfe selbst ausfindig zu machen, wollen wir uns auch auf den Standpunkt des Skeptikers versetzen, welcher die Uebereinstimmung der plastischen Kunstwerke mit idealen Menschengestalten aus der Nachahmung selbst bei solchen Künstlern erklären wird, welchen die Geltung des goldenen Schnittes auf diesem Gebiete unbekannt wäre.

Um auch hier die Widerlegung eines Einwurfes zugleich mit einem Schritte vorwärts zu verbinden, geben wir dieses Gebiet der darstellenden Kunst dem Skeptiker preis und wenden uns einem anderen zu. In schlagender Weise läßt sich obiger Einwurf beseitigen durch den Nachweis solcher Producte der Kunst, für welche ein organisches Vorbild gar nicht vorliegt und die gleichwohl nach dem goldenen Schnitte gestaltet sind.

Solche finden sich auf dem Gebiete der Architektur. Zeising hat nachgewiesen, daß die Maße und Verhältnisse verschiedener griechischer Bauwerke mit den Bestimmungen des von ihm entdeckten Proportionalgesetzes harmoniren. So beim Parthenon in Athen, den Propyläen der Akropolis, dem Erechtheum, dem Theseustempel, dem Tempel des Apollo Epikurios, dem Tempel des olympischen Jupiter zu Agrigent, den Propyläen von Eleusis, dem Tempel des capitolinischen Jupiter zu Rom, dem ältesten unter den Tempeln in Selinunt &c. Ebenso ist in der gothischen Baukunst das Verhältniß des goldenen Schnittes in Anwendung gebracht beim Kölner Dom, bei der Elisabethkirche zu Marburg, und bald dunklere, bald deutliche Spuren dieses Gesetzes finden sich noch bei mehreren Kirchen verschiedener Länder. Es zeigt sich so, daß dieses in der Natur sich geltend machende Gestaltungsprincip auch in der schaffenden Phantasie des Künstlers mit instinctiver Kraft, absichtslos und unbewußt, gestaltend wirkte; daß aber das Gesetz des goldenen Schnittes durchaus nicht als ästhetische Regel dem Künstler bewußt war, ergiebt sich gerade aus dem oft nur lässigen Einhalten dieser Regel und dem Schwanken der Kunstproducte um dieses Normalmaß herum.

* A. Zeising: Neue Lehre von den Proportionen des menschlichen Körpers. Leipzig, Weigel, 1854.

** A. Zeising: Das Normalverhältniß der chemischen und morphologischen Proportionen. Leipzig, Weigel, 1856.

So verräth sich auch auf diesem Gebiete die höhere Einheit von Natur und Geist. Nur wenn in der Natur wirklich ein Princip waltet, nach dem goldenen Schnitte zu gestalten, nur dann ist es erklärlich, daß die im Menschen zum Selbstbewußtsein gekommene Natur Gefallen an den Formen solcher Gestaltungen findet und vor dem Geheimniß der Schönheit steht. Die Aesthetik findet so ihre Stellung im monistischen System.

Um wiederum auf das technische Gebiet zurückzukommen, so spielt darin das Bewußtsein allerdings eine größere Rolle als bei künstlerischen Conceptionen; sehr häufig ist eine ganz bestimmte Absicht auf Herstellung eines dem Bedürfnisse entsprechenden Mechanismus gerichtet und sind viele Mechanismen nur das Product eines mühsamen bewußten Nachsinnens. Wir haben aber bereits gesehen, daß auch bei bewußtem Nachsinnen das producirende Element eben im Nachsinnen, aber nicht im Bewußtsein liegt. Was sich in der Organprojection gezeigt hat, daß trotz aller bewußten Tendenzen das Unbewußte formgebend ist, muß sich durch die ganze Entwickelung der Technik hindurchziehen. Darum finden wir auch bei einem der besten Kenner der Maschinenkunde, bei Reuleaux, das Zugeständniß, daß in der Genesis der Industriewelt das Unbewußte eine große Rolle spielt.* Er spricht von den verworrenen und doch nicht planlosen Gängen in der bisherigen Entwickelung der Maschine und hält den Widerstreit zwischen Kraftschluß und Paarschluß für den Ariadnefaden, der den künftigen Geschichtschreiber der Maschine leiten wird. „Eine aufmerksame Betrachtung der heutigen Art, die Maschinen zu vervollkommnen, lehrt aber, daß der ganze Proceß der Ablösung des Kraftschlusses durch Paar- und Kettenschluß bis zur Stunde seinen Gang ruhig weitergeht. Wir dürfen ihn deshalb für den tieferen und allgemeinen Inhalt der gesammten bisherigen Entwickelung der Maschine ansehen; ja, wir werden ihn auch ferner noch als eine wesentliche Form der weiteren Entwickelung derselben zu betrachten haben.“ (228.)

Ja, er parallelisirt dieses Gebiet des menschlichen Geistes geradezu mit dem organischen, wenn er sagt: „Fast möchte man bei einem solchen, nur ganz summarischen Ueberblick an eine ganz selbstthätige Entfaltung der Ideen glauben, wenn nicht die einzelnen energischen Fortschritte das Eingreifen hervorragender Begabungen bemerklich machten und uns von der Bedeutung des Genies für die Weiterbildung des Geschlechts immer aufs Neue überzeugten. Durchgängig aber sehen wir die eine Idee sich aus der anderen entwickeln, wie das Blatt aus der Knospe, aus der Blüthe die Frucht, gerade so, wie in der Natur überhaupt jede neue Schöpfung sich aus ihren Vorstufen herausbildet.“ (10.)

Dieses Zugeständniß, daß die die Entwickelung der Technik bestimmenden Factoren hinter dem Bewußtsein liegen, ist um so gewichtiger, als gerade Reuleaux es ist, der dieses Gebiet für die bewußte Deduction gewinnen will. Er will die Gedankenprocesse, welche zu den wichtigen Erfindungen geleitet haben, erforschen und dieselben als Mittel verwenden, um zu neuen Mechanismen zu gelangen. Die Kinematik wird erst dann eine Wissenschaft sein, wenn sie mit Bewußtsein die zu beschreitenden Wege erkennt, statt das Erfinden dem bloßen Zufalle zu überlassen. Darum versucht Reuleaux, der wissenschaftlichen Klarheit und Behandlung ein Gebiet zu gewinnen, auf welchem man bisher nur „unbewußt, aber deshalb auf Umwegen und langsam, nach Gesetzen verfuhr, denen man sich, eben weil sie wahre Gesetze sind, nicht entziehen konnte“ (IX), auf welchem aber ein rascherer Fortschritt möglich ist, wenn man die Entwickelungsgesetze der Maschine bloßlegt, um mit Bewußtsein und ohne Umwege die weiteren Ziele zu erreichen.

Was die Entwickelung der Technik zu Wege bringt, ist eine beständige Vermehrung der Beziehungen zwischen der Menschennatur und der Außenwelt, kommt also im Resultate einer organischen Entfaltung unter weiterer Differenzirung der Organe und sich steigernder Anpassung gleich. Aber das gilt nicht nur von dieser einzelnen Culturphase, sondern die ganze Gedankenwelt verräth dieses geradezu organische Verhalten. Ideen entfalten sich und entwickeln sich aus einander, und

* Reuleaux: Theoretische Kinematik. Braunschweig, Vieweg, 1875.

differenziren sich gleich organischen Producten. Die Geschichte des menschlichen Geistes ist ein Anpassungsproceß der Vorstellungen an die Wirklichkeit; auch in diesem Processe giebt es Concurrenz, Elimination des Unzweckmäßigen, d. h. des Irrthums, und auch hier verleiht die größere Anpassung, d. h. die größere Wahrheit, den Sieg. Und um diese Analogie, die wir aber als eine reale Analogie zu bezeichnen haben, vollständig zu machen, so treten auch die Gedanken nicht willkürlich und in regelloser Ordnung in die Erscheinung, sondern wie organische Producte erscheinen sie, wo und wann der Boden für sie bereitet ist in zahlreicher Menge von gemeinschaftlichem Artcharakter. „Jedes Zeitalter“ — sagt Goethe — „schwebt in einer Atmosphäre gemeinsamer Gesinnungen und Gedanken, und es ist ebenso natürlich, daß dieselben Entdeckungen von verschiedenen Personen und ungefähr um dieselbe Zeit selbständig gemacht werden, als daß in verschiedenen Gärten Früchte einerlei Art zu gleicher Zeit vom Baume fallen.“ Eine Art Fermentation bemächtigt sich meist der Geister vor jeder großen Entdeckung, und die Arbeit des Genius ist oft nur die, das Denken seiner Zeit zum Abschluß gebracht zu haben.

Wir können nunmehr aus dem Bisherigen unsere Schlüsse ziehen. Vorerst stehen wir nicht an, die technische Entwickelung geradezu als eine Fortsetzung der biologischen Entwickelung zu bezeichnen. Damit sind wir aber bereits vor diejenige Frage gestellt, von deren Beantwortung die Lösung unseres Problems abhängt.

Es besteht nämlich kein Grund zu der Annahme, daß alle von der Natur organisch gelösten machinalen Probleme in der technischen Entwickelung wiederkehren, ihre Projection finden müssen, oder daß in der technischen Entwickelung nur solche Glieder sich finden, für welche ein organisches Vorbild gegeben ist. Die beiden Entwickelungsreihen decken sich nicht vollständig, und bald auf dieser, bald auf jener Seite ist ein Ueberschuß zu finden. Dagegen läßt sich mit gutem Grunde annehmen, daß manche machinale Lösung, für die wir kein organisches Vorbild kennen, sich als eine Organprojection verrathen würde, wenn für die organische Entwickelung die Verhältnisse anders gelegen wären, andere Organismen auf der Erde aufgetreten wären; desgleichen läßt sich annehmen, daß alle Probleme, welche die Natur organisch löst, ihre technische Projection im Verlaufe eines längeren Culturfortschrittes oder wenigstens dann finden würden, wenn sich Wesen von höheren Erkenntnißkräften an demselben betheiligen würden. Wenn nun aber auf der Erde die organische und die technische Entwickelungsreihe sich nicht decken, sondern überschüssige Glieder da und dort vorhanden sind, so entsteht nunmehr folgende Frage: Würden vielleicht die beiden Entwickelungsreihen zur Deckung gebracht werden können, wenn wir für die organische die Organismen anderer Weltkörper und für die technische die Kunstproducte selbstbewußter Wesen anderer Sterne heranziehen könnten? Es scheint mir, daß uns die Spectralanalyse allerdings ein Recht giebt, diese Frage zu bejahen. Wenn es für uns feststünde, daß auf irgend einem Planeten Wesen höherer Art wären, als der Mensch ist, so könnten wir uns eine annähernde Vorstellung von ihren geistigen Kräften bilden, wenn wir uns diese der technischen Nacherfindung solcher auf der Erde organisch gelöster Probleme gewachsen vorstellen, die bei den uns verliehenen Verstandeskräften ihre Projection noch nicht gefunden haben. Wenn aber dieser Schluß von bekannten Organismen auf uns unbekannte Mechanismen gestattet ist, warum sollte nicht auch umgekehrt der von bekannten Mechanismen auf unbekannte Organismen gestattet sein?

Diese Schlüsse bilden ja nur die Erweiterung der beiden folgenden, gegen welche doch sicherlich kein Anstand erhoben wird: Wir können uns eine Vorstellung der Verstandeskräfte künftiger Generationen bilden, wenn wir uns die für uns noch vorhandenen organischen Räthsel durch sie technisch gelöst denken; und umgekehrt läßt sich annehmen, daß allfällige überschüssige Glieder der technischen Entwickelungsreihe ihre organische Projection erhalten könnten im ferneren Verlaufe des biologischen Processes auf Erden.

Nehmen wir ein Beispiel. Das Problem des Fluges ist von der Natur orga-

nisch gelöst worden, aber wir bemühen uns noch immer vergeblich um die technische Projection. Das Scheitern der bisherigen Bemühungen erklärt sich vom Standpunkte der vorliegenden Untersuchung daraus, daß die Lösung auf einem verfehlten Wege gesucht wurde. Statt das organische Vorbild für den Flugapparat zu studiren, hat man den Ballon construirt, für welchen die Natur kein Analogon bietet. Der Ballon hat immer nur negatives Gewicht und hält dort still, wo es gleich Null ist, während Vögel und Insecten positives Gewicht haben. Pettigrew* sagt: „Wenn ein Flugthier im Raume dahinschießt, dann drückt sein Gewicht (wegen des Bestrebens aller Körper, senkrecht herabzufallen) in der Weise auf die von den Flügeln gebildete schiefe Ebene, daß es direct in eine vorwärtstreibende und indirect in eine tragende Kraft verwandelt wird."

Daraus geht hervor, daß das Körpergewicht nicht nur kein Hinderniß des Fluges bildet, sondern sogar nothwendig ist. Aehnlich sagt in einer interessanten Studie Platte: „Weiteres glaube ich, daß das Unbegreifliche der Leistung der Vögel sofort begreiflich wird, wenn man bedenkt, daß die Hauptarbeit beim Fernflug lediglich von der Gravitationskraft und dem Tragvermögen der Luft ohne Zuthun des Vogels geleistet wird und des Vogels Arbeit nur darin besteht, seinen Körper in der richtigen Lage zu erhalten und die durch diese Haltung erzeugte, sich der horizontalen schon sehr nähernde Fallinie in die horizontale durch die mit den Flügeln erzeugte Reaction abzulenken. Von den zum Vogelflug mitwirkenden Kräften ist der Muskelkraft weitaus die geringste Aufgabe gestellt und daher der Kraftverbrauch der Vögel selbst bei sehr langen Reisen ein sehr geringer."**

Das Gewicht des menschlichen Körpers ist demnach kein Grund, die Lösung des Flugproblems im Sinne des organischen Vorbildes für unmöglich zu halten. Alle Thiere, welche fliegen, sind thatsächlich schwerer als die Luft, welche sie verdrängen, und Raubvögel heben oft Lasten in die Lüfte, die ihr eigenes Körpergewicht übersteigen. Auch das Bedenken, daß zur Hebung unseres Gewichtes unverhältnißmäßig große Flügelflächen nothwendig wären, ist ohne Grundlage. Bei den Flugthieren sind die Flügelflächen sogar verhältnißmäßig um so kleiner, je schwerer sie sind. Der australische Kranich besitzt, wie de Lucy bemerkt, auf jedes Kilogramm seines Körpergewichts nur eine Flügelfläche von 899 qcm, während die Mücke eine solche von 110000 qcm besäße, und doch ist der Kranich das schwerste Flugthier und hat den ausdauerndsten Flug. Die Fähigkeit, sich zu heben, hängt eben nicht bloß von den Flügelflächen, sondern auch von der Kraft und Schnelligkeit des Flügelschlages, also von der Muskelkraft ab, und durch ein fest bestimmtes Verhältniß der vier zu berücksichtigenden Factoren, nämlich Gewicht, Flügelfläche, Körperumfang und Muskelkraft, hat die Natur das Flugproblem organisch gelöst.

Daß die technische Lösung dem organischen Vorbilde nachfolgen wird, ist also nicht zu bezweifeln, denn im Vogelflug liegt durchaus kein Geheimniß verborgen; die Factoren, auf welchen er beruht, sind uns alle bekannt. Es handelt sich für unsere Flugmaschinen nur darum, ein richtiges Verhältniß der erwähnten Factoren herauszufinden. Dagegen ist es eine vergebliche Hoffnung, die Lenkbarmachung des Ballons erzielen zu wollen. Das Princip des Ballons ist allerdings auch organisch verwerthet, z. B. bei den Schwimmblasen der Fische und den Blüthentheilen von Wasserpflanzen, dient aber auch, wie in der Technik, nur zum Auf- und Niedersteigen; die Lenkbarkeit dagegen wird durch Flossen und Schweif, beziehungsweise durch das Wasser selbst vermittelt.

„Der dynamische Flug" — sagt Platte — „kann also sicherlich dadurch ermöglicht werden, daß man das specifische Gewicht der Apparatmasse bis auf jenen Grad reducirt, daß das verbleibende absolute Gewicht mit Hülfe der eben zur Verfügung stehenden dynamischen Maschine — bestehe ihre Leistung in der Bewegung von Flügeln, einer Flügelschraube oder in der Erzeugung eines mit Vehemenz austretenden Luftstrahls ꝛc. — gehoben wer-

* Pettigrew: Die Ortsbewegung der Thiere. (Internationale wissenschaftliche Bibliothek.)

** August Platte: Aeronautische Betrachtungen. Wien, Lechner, 1879.

den kann. Ein solcher Flugapparat besäße alle Eigenschaften, die die Vögel haben müssen, um fliegen zu können. Er ist schwerer als die Luftmasse, die er verdrängt; er besitzt die genügende motorische Kraft, um sich in die Luft zu erheben, um zu schweben; er besitzt eine genügende Unterfläche, um wie ein Fallschirm zu fallen; seine Bewegung ist von dem Willen des Luftschiffers abhängig. Er besitzt somit alle das, was der gewöhnliche Steigballon nicht besitzt."

Wir schließen also aus dem vorhandenen Flugapparate der Vögel auf ein derzeit noch fehlendes Glied der weiteren technischen Entwickelung. Gesetzt nun aber, wir hätten das Problem des Fliegens mechanisch bereits gelöst, unsere Atmosphäre dagegen wäre von keinerlei Flugthieren bewohnt, so würden wir von dem vorhandenen Gliede der technischen Entwickelung auf das uns fehlende Glied der organischen Entwickelung schließen und die Frage nach der Natur eventueller Luftbewohner auf anderen Planeten mit dem Hinweis auf unseren Flugapparat beantworten.

Wenn der Schluß von einem vorhandenen Gliede der organischen Reihe auf ein abwesendes Glied der technischen Reihe berechtigt ist, sollte es dann nicht auch erlaubt sein, von einer technischen Erfindung auf einen abwesenden Organismus zu schließen und zu behaupten, daß diese Abwesenheit nur irdisch, aber nicht kosmisch sei?

Die Lösung des Flugproblems wird zeigen, was übrigens schon aus anderen Fällen ersichtlich geworden ist, daß die Organprojection sich nicht nur auf Organe des menschlichen Leibes, sondern überhaupt des organischen Reiches bezieht. Man ersieht daraus, welchen großen Vortheil Anatomen und Physiologen aus dem Studium der technischen Wissenschaften ziehen können, daß aber auch der Techniker, der auf der Höhe seiner Zeit stehen will, es nicht verschmähen wird, anatomische und physiologische Studien zu pflegen.

So hat sich also von der Höhe der Erkenntniß aus, auf welche Kapp's Lehre von der Organprojection uns gestellt hat, auch die Lösung unseres Problems durch eine einfache Schlußfolgerung ergeben.

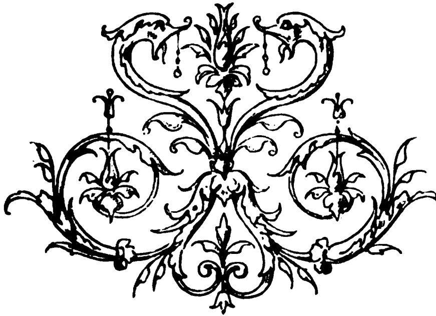
Die höhere Einheit von Natur und Geist erklärt uns die analoge Beziehung von Gliedern der organischen und technischen Reihe. Solche Glieder aber, die sich nur in der einen Reihe finden, ohne in der anderen ihr Spiegelbild zu haben, sind darum noch keineswegs auf ein anderes Erklärungsprincip zurückzuführen, sondern bei derzeitigem Ueberschuß auf der organischen Seite würden sich die complementären Glieder in der technischen Reihe aus dem weiteren Fortschritt ergeben; ein Ueberschuß auf Seite der Technik dagegen würde uns, wenn auch nur dunkel, die Richtung des biologischen Fortschrittes andeuten, wie er sich auf Erden oder auf einem anderen Planeten ergeben wird, oder wenigstens die ungefähre Qualität von Lebensformen, die sich von den irdischen überhaupt unterscheiden. Wenn die organische Entwickelungsreihe durch die technische nicht nur wiedergespiegelt, sondern fortgesetzt wird, so kann doch diese technische Verlängerung der organischen Reihe nur vom Standpunkte irdischer Verhältnisse aus als eine Verlängerung angesehen werden. Kurz, wenn unsere Mechanismen mit Einschluß der wissenschaftlichen Apparate als so geeignet befunden wurden, die retrospective Selbsterkenntniß des Menschen und überhaupt das Verständniß der Organismen zu erleichtern, so können doch solche Mechanismen, welchen ein solcher Vortheil nicht anhaftet, nicht durchaus anderer Natur sein, sondern angesichts des beständigen Flusses der beiden Entwickelungsreihen und der individuellen Besonderheiten zahlloser Gestirne werden die Gegenbilder nicht fehlen.

Wollen wir uns also eine Vorstellung bilden über die Natur der Bewohner anderer Welten, so müssen wir das Buch der Erfindungen nachschlagen. Wir müssen die technische Entwickelungsreihe mit der organischen vergleichen und können dann diejenigen überzähligen Glieder der ersteren, welche die irdische Natur organisch nicht verwerthet hat, als Muster der organischen Thätigkeit der kosmischen Natur betrachten; denn bei entsprechender Aenderung der irdischen Existenzbedingungen würden solche Glieder ihr organisches Pendant gefunden haben, und die uner-

meßliche Anzahl der Gestirne garantirt uns auch zahllose Variationen der irdischen Existenzbedingungen, unter diesen aber auch jene, welche den überzähligen technischen Gliedern entspricht. Sollten aber auch die Bedingungen für die Entstehung von Organismen, irdisch wie kosmisch, enger gezogen sein als die Bedingungen für die Lösung technischer Probleme, so würde doch der Grundgedanke dieser Darstellung seine conditionale Geltung bewahren: daß wir die organische Lösung unserer technischen Probleme dort voraussetzen dürfen, wo die vorliegenden Verhältnisse das geeignete Medium und den praktischen Anstoß liefern. Wo hingegen das organische Gebiet über das technische hinausragt, dort werden wir auf die technische Entwickelung der Zukunft oder auf die Verstandeskräfte anderer Planetenbewohner schließen können.

Freilich reicht diese Erkenntniß zu klaren Vorstellungen noch nicht aus; denn erstlich ist jedes Wesen als eine Combination aus verschiedenen in Beziehung stehenden Mechanismen um so mehr zu betrachten, je höher es steht; sodann braucht aber auch die Analogie zwischen unseren technischen Mustern und ihren auswärtigen organischen Spiegelbildern nicht größer zu sein als die zwischen dem Telegraphennetze und dem Nervensysteme, der Locomotive und dem menschlichen Organismus, dem menschlichen Staate und etwa dem Hydromedusenstaate; endlich ist aber noch der mißliche Umstand gegeben, daß durch unsere neuesten Erfindungen von großer Bedeutung, Locomotive und Telegraph, die Organprojection die Höhe der organischen Entwickelung nur eben erreicht hat. Unter den überzähligen technischen Gliedern finden sich daher keine combinirten Mechanismen, die uns etwa die Natur übermenschlicher Wesen andeuten würden; wir müßten also diese Combination selbst vornehmen.

Somit müssen wir uns mit der Manchem freilich gering scheinenden Ausbeute begnügen, daß wir ungefähre Vorstellungen anderer Wesen erhalten, wenn wir die auf der Erde gezogene Trennungslinie zwischen Natur und Geist in Ansehung anderer Weltkörper als verschiebbar ansehen; mit anderen Worten: daß Producte des menschlichen Geistes anderswo ihre organischen Repräsentanten haben.





Alexei Kolzoff

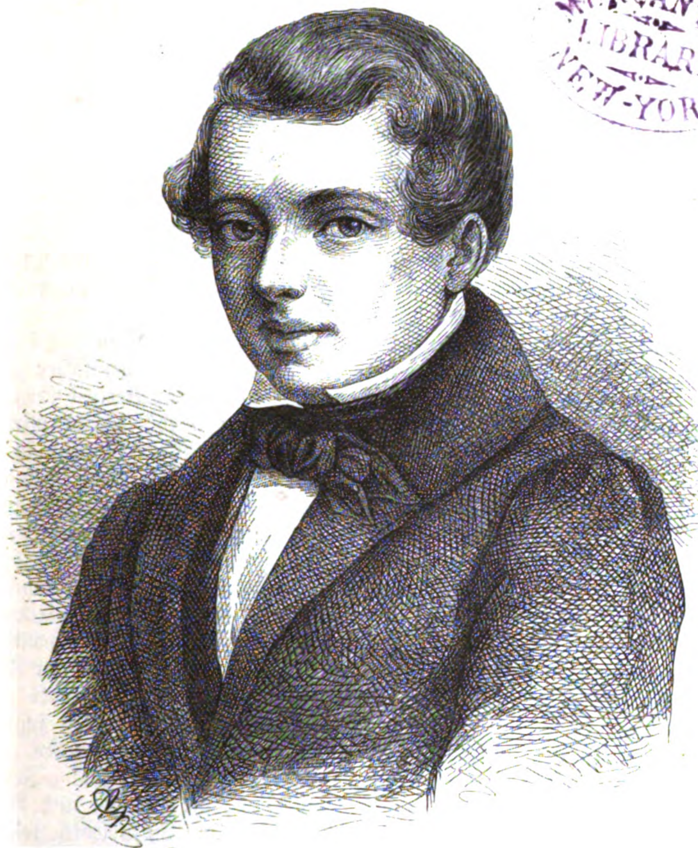
und seine Dichtungen.

Ein seltsames Mißgeschick waltete über der jüngsten unter den slavischen Literaturen. Ihre drei hervorragendsten lyrischen Poeten starben im blühendsten Mannesalter hinter einander in dem kurzen Zeitraume von fünf Jahren. Alexander Puschkin fiel im Jahre 1837 — 37 Jahre alt — im Duell, Michaïl Lermontoff wurde 1841 — noch nicht 30 Jahre alt — gleichfalls im Duell getödtet und Alexei Kolzoff starb ein Jahr darauf — 32 Jahre alt — am Elend des Lebens...

Aber so kurz die Blüthezeit der modernen russischen Literatur war, so nachhaltig sind ihre Wirkungen, so bedeutend ihre Werke, an denen die Gegenwart und wohl auch die Zukunft noch lange zu zehren haben wird. Ist doch der Dritte dieses Dichtertrifoliums, Alexei Kolzoff, in Deutschland noch so gut wie unbekannt, trotzdem seine Lieder ihn kühn neben die Ersten seines Volkes stellen, trotzdem schon vor mehr als zwanzig Jahren Friedrich Bodenstedt eine Auswahl derselben verdeutscht hat. Wir hoffen darum, des Dankes unserer Leser sicher zu sein, wenn wir die nachfolgenden, bis jetzt — mit Ausnahme von zweien — noch nicht ins Deutsche übertragenen Lieder des berühmten Volksdichters, die der russische Professor A. v. Viedert für unsere „Monatshefte" ebenso wortgetreu als schön übersetzt hat, hier mittheilen, als einen Beitrag zu jener von Goethe geträumten Weltliteratur, in der das Volkslied ja doch wohl den ersten Platz wird einnehmen müssen.

Alexei Wassiljewitsch Kolzoff wurde am 14. October 1809 zu Woronesch geboren. Er war blutarmer Leute Kind und erhielt daher nur sehr nothdürftigen Schulunterricht. Schon als zehnjähriger Knabe mußte er im Winter mit dem Vater auf die Märkte ziehen, ihn im Sommer mit den Rinderheerden in die Steppe begleiten. In der Steppe erhielt Kolzoff seine ersten poetischen Anregungen. Zufällig fielen dem Jüngling an einem einsamen Winterabend die Gedichte Dmitrijew's, des russischen Justizministers und Fabeldichters, in die Hand und zogen ihn mächtig an. Bald wußte er sich auch die Werke anderer Nationaldichter zu verschaffen, und wenn er an heißen Sommertagen in der baumleeren Oede sich an diesen Dichtungen erhoben hatte, begann er selbst Verse zu machen. Einen Wendepunkt in diesem mehr als dürftigen Leben bildet eine Reise nach Moskau im Jahre 1831, wo Kolzoff einige Schriftsteller kennen lernte, die dem jungen Dichter Gelegenheit gaben, seine Poesien in verschiedenen russischen Journalen drucken zu lassen. So wurde sein Name wenigstens hier und da genannt, ohne freilich weitere Beachtung zu finden. Im Jahre 1836 kam Kolzoff in Geschäften seines Vaters nach Petersburg. Dort lernte er Puschkin und die anderen Vertreter des jungen Rußland kennen, die sich seiner auf das wärmste

annahmen. Aber der glücklichen Wendung seines Geschickes sollte der Aermste sich nicht lange erfreuen, schon nach sechs Jahren — am 31. October 1842 — starb er, „zu Tode gemartert durch seine Verwandten und häusliche Sorgen", wie Bodenstedt und auch der russische Biograph des Dichters, Bjelinskij, melden.



Alexei Kolzoff.

Eine vollständige Ausgabe seiner Gedichte erschien erst im Jahre 1846 mit seiner Biographie von eben jenem Bjelinskij. Jetzt erst erfuhr Rußland, was für einen Sänger es im Elend untergehen ließ.

Friedrich Bodenstedt nennt Alexei Kolzoff „den russischen Burns", und dieser Vergleich ist, wenn wir die Schöpfungen wie den Lebensgang beider Dichter vergleichen, ein ziemlich richtiger. Wie der schottische Sänger im Wesentlichen ein Autodidakt, verdankte auch er Alles der Natur und seinem Genius, dichtete er in der verödeten Steppe jene Lieder voll innigsten Naturempfindens, voll hinreißender Wahrheit und Innigkeit, von einer seltenen Frische und Einfachheit, die ihren Ursprung unmittelbar aus dem Quell des Lebens deutlich verräth — Lieder, die in seinem Vaterlande gesungen wurden, ohne daß man den Sänger selbst auch nur dem Namen nach kannte. Und wie die Gedichte des „Bauersmannes von Ayrshire" nur „seine Freuden und seine Schmerzen spiegeln, seine Hoffnungen als Kind, seine Liebesneigungen als Jüngling, seine treue Anhänglichkeit an das Hochland und an die Freiheit, seine Träumereien und seine Unzufriedenheit mit den Verhältnissen",

so finden wir in den Liedern Kolzoff's auch nur das ausgedrückt, was er selbst erlebt und empfunden, Bilder und Gedanken aus der ihn umgebenden Natur und dem Volke, in dessen Mitte er lebt, die Erinnerungen einer großen Vergangenheit, die eigenartige Poesie der Steppe und ihrer Kinder — Alles aber mit einer poetischen Kraft und Klarheit, die von lebendigster Wirkung ist und die darum seinen Dichtungen als Zeugnissen volksthümlicher Denkungsart und Weltanschauung — wie jenen des schottischen Barden — einen bleibenden Werth sichert.

Wir haben nur zehn der am meisten und besten die Eigenart des Dichters spiegelnden Volkslieder ausgesucht, so verlockend eine größere Auswahl gewesen wäre.

Was die Uebertragung selbst betrifft, so müssen wir der Worte des Altmeisters bei ähnlichem Anlasse gedenken: „Die deutsche Sprache ist hierzu besonders geeignet; sie schließt sich an die Idiome sämmtlich mit Leichtigkeit an; sie entsagt allem Eigensinn und fürchtet nicht, daß man ihr Ungewöhnliches, Unzulässiges vorwerfe; sie weiß sich in Worte, Wortbildungen, Wortfügungen, Redewendungen und was Alles zur Grammatik und Rhetorik gehören mag, so wohl zu finden, daß, wenn man auch ihren Autoren bei selbsteigenen Productionen irgend eine seltsamliche Kühnheit vorwerfen möchte, man ihr doch vorgeben wird, sie dürfe sich bei Uebersetzung dem Original in jedem Sinne nahe halten."

Die Leser, die in der glücklichen Lage sind, vergleichen zu können, werden sich gewiß davon überzeugen, daß die Uebertragungen des Herrn Professors v. Viedert sich dem Original in jedem Sinne nahe halten, daß sie, ohne der Sprache Gewalt anzuthun, die Schönheiten desselben, soweit dies möglich, wiedergeben.

„Alle wahren Nationalgedichte," sagt Goethe, „durchlaufen einen kleinen Kreis, in welchem sie immer abgeschlossen wiederkehren; deshalb werden sie in Massen monoton, indem sie immer nur einen und denselben beschränkten Zustand ausdrücken." So ist denn auch der Kreis, den Kolzoff's Poesie umschreibt, im Wesentlichen ein enger. Glaube, Liebe und — Arbeit füllen ihn mehr als reichlich aus. Seine religiöse Weltanschauung ist eine innig-gläubige; in den Schrecknissen der ihn umgebenden Natur, in den Schauern der Einöde ist ihm sein Gott nahe getreten, ist ihm sein Heiland lieb und theuer geworden. Indessen hat Kolzoff's religiöse Lieder Bodenstedt mit so vielem Geschick verdeutscht, daß wir davon abstehen konnten, Proben derselben zu geben.

Das Beste und Schönste, was unser Dichter aber in seinen Liedern geboten, ist der Arbeit, der Arbeit des Volkes seiner Heimath geweiht. Diese Lieder sind wahre Perlen der Volkspoesie, die darin ausgedrückten Empfindungen die wahrsten, meist eingeleitet durch eine herrliche Naturschilderung, „durch irgend ein landschaftliches Gefühl oder die Ahnung eines Elements". Einzelne Proben, wie „Pflügers Lied", „Der Waghals", „Der Schnitter", „Der flotte Krauskopf", „Bau'r, was schläfst du", „Des Armen Los", werden dies deutlicher als jeder Versuch einer Charakteristik beweisen.

„Pflügers Lied" haben wir in der Uebertragung Viedert's und in der von Bodenstedt gegeben, um dem Leser die Gelegenheit zu einem Vergleich der beiden Uebersetzungen in Bezug auf die treue Wiedergabe des Originals zu bieten.

Daß dem Sohn der Ukraine die Romantik des Räuberthums in seiner idealen Beleuchtung nicht fremd geblieben, ist leicht erklärlich. Von dieser Romantik zeugt das „Lied des Räubers" — eine von Kolzoff's innigsten und zugleich auch formvollendetsten Schöpfungen.

Und endlich die Liebe! Ihr großes Mysterium, ihr Hangen und Bangen ist das gleiche im Culturleben wie in der Steppe... ihre Leiden und Wonnen aber schildern die Lieder des Volkes mit ungleich tieferer poetischer Wahrheit als alle Kunstpoesie; die Liebeslieder Kolzoff's sind von der größten Schönheit und Gefühlsinnigkeit. Sie verkünden vor Allem ein ohne jeden Rückhalt vollkommenes Genügen der Liebenden an einander, die sich fliehen und suchen, gewandt und kühn, klug und anmuthig sind. Wiederum ergreift uns der Schmerz einer solchen Naturliebe um so tiefer, als jede Rührseligkeit, jede kokette Selbstbespiegelung absolut ausgeschlossen erscheint, wir vielmehr aufs

deutlichste empfinden, daß die Thränen, die hier vergossen werden, unmittelbar aus dem Herzen des Dichters quellen.

Und so möge denn aus den nun folgenden Uebertragungen der Leser den Einblick in ein merkwürdiges poetisches Leben gewinnen und sich — um auch mit Goethe zu schließen — überzeugen, daß es eine allgemeine Weltpoesie giebt; „weder Gehalt noch Form braucht überliefert zu werden, überall, wo die Sonne hinscheint, ist ihre Entwickelung gewiß."

A. v. Biedert.

1. Pflügers Lied.

(1831.)

Zieh, mein Gäulchen, ziehe,
Daß, in feuchter Erde
Pflügend, unser Eisen
Blank wie Silber werde.

Schöne Morgensonne
Glänzt am Himmelsbogen;
Hinterm Walde kommt sie
Groß heraufgezogen.

Welche Lust im Felde!
Ziehe, Gäulchen, ziehe!
Herr und Diener haben
Hier die gleiche Mühe.

Welche Lust, die Egge
Und den Pflug zu lenken!
Auf den Wagen haushoch
Garb' auf Garb' zu schwenken!

In der Tenn' am Schober
Welche heitre Mühe —
Korn zu dreschen, worfeln ..!
Ziehe, Gäulchen, ziehe!

Munter zieh! wir bauen
Eine heil'ge Wiege
Unserm Samenkörnchen,
Daß es weich drin liege.

Mutter Erde tränkt es,
Nährt es spät und frühe ...
Und die Saat wird aufgehn ...
Ziehe, Gäulchen, ziehe!

Und die Saat wird aufgehn —
Aehren sich erheben,
Werden reif und schmuckvoll
Sich in Gold verweben.

Welche Lust, wenn klingend
Sens' und Sichel blinken,
Dann zu süßer Ruhe
In die Garben sinken!

Ziehe, Gäulchen, ziehe,
Sollst gut Futter haben;
Sollst an frischem Wasser
Aus dem Quell dich laben.

Pflügend, säend bet' ich:
Herrgott, dir gefall' es,
Daß mein Korn gedeihe,
Reichthum mir, mein Alles!

F. v. Bodenstedt.

Lied des Landmanns.

(1831.)

Frisch voran, mein Gäulchen!
Wenn das Tagwerk fertig,
Rein'gen wir das Eisen
Von der feuchten Erde.

Glühend schon am Himmel
Glänzt die Morgenröthe —
Aus dem dunklen Walde
Steigt die helle Sonne.

Frisch voran, mein Gäulchen,
Bis das Feld gepflügt ist!
Bin mit dir, mein Gäulchen,
Herr zugleich und Diener.

Munter, unverdrossen
Führ' ich Pflug und Egge,
Und das Feld besä' ich,
Fahre heim die Ernte.

Fröhlich blickt mein Auge
Hin auf Tenn' und Schober,
Rüstig helf' ich dreschen
Und die Schaufel schwingen.

Frisch voran! der Acker
Wird nun bald bestellt sein,
Und die heil'ge Wiege
Für die Saat bereitet.

Wo sie tränkt und nährt die
Feuchte Mutter Erde;
Grün entsteigt's dem Boden —
Frisch voran, mein Gäulchen!

Grün entsteigt's dem Boden,
Und es wächst, treibt Aehren,
Und es reift und thürmt sich
Rings zu goldnen Garben.

Bald blitzt hier die Sichel,
Bald erklingt die Sense;
Süß wird uns die Ruhe
Auf den schweren Garben.

Frisch voran, mein Gäulchen!
Hafer zur Genüge
Geb' ich dir und Wasser
Aus der frischen Quelle!

Pflügend, säend bet' ich:
Herr, gieb deinen Segen!
Laß mein Korn gedeihen,
Meinen einz'gen Reichthum!

---

2. Der Waghals.

(1833.)

Was soll, kecker Bube,
Waghals, ich noch lauern,
Und den langen Winter
Hinterm Ofen kauern?

Ich soll Hafer dreschen?
Ich soll pflügen, säen?
Bald im Darrhaus heizen,
Bald im Felde mähen?

Gram ist mir die Sense,
Pflug und Feld zuwider;
Und die Nachbarn sind mir
Nimmer gut und bieder.

Wenn ein braves Rößlein
Nachts der Bube hätte,
Und ein stählern Messer
Und im Wald 'ne Stätte; —

Wollt' mein Rößlein satteln
Und mein Messer schleifen,
Knapp den Reitrock gürten,
Frank im Walde streifen.

Dort im Walde leb' ich
Frei von allen Mühen,
Bin als keckster Waghals
Weit und breit verschrieen.

Wer des Weges ziehet,
Ob zu Fuß, zu Pferde,
Soll sich barhaupt bücken
Vor mir tief zur Erde.

Reichen Kaufherrn plündr' ich
Ihre vollen Katzen,
Schlag' den dummen Bauer
Todt um einen Batzen! ...

Doch vor Gott im Himmel
Ist's wohl große Sünde,
Wenn ich so die Leute
Um ihr Eigen schinde!

Schwätzt der Pfaff Iwan doch:
Wirst für Blutvergießen
Einstmals in der Hölle
Mit der Seele büßen.

Will mich denn als Krieger
Für den Czaren schlagen,
Für die Christenbrüder
Leib und Leben wagen.

---

3. Der Schnitter.

(1836.)

Unbegreiflich bleibt's,
Der Verstand steht still ...
Und woher bleibt's just
Unbegreiflich mir?
Ach, am Unglückstag
Ward zur bösen Stund',
Nicht im Glückshemd, ich
Auf die Welt gebracht.
Bin von Schultern breit,
Meinem Großahn gleich;
Hab' die hohe Brust
Meines Mütterleins;
Meines Vaters Blut
Hat ins Milchgesicht
Helles Abendroth
Glühend eingebrannt.
Schwarz Kraushaar umfaßt
Rund wie'n Huf den Kopf,
Was ich nehm' zur Hand,
Hat den rechten Schick.
Doch am Unglückstag
Ward zur bösen Stund',
Nicht im Glückshemd, ich
Auf die Welt gebracht.
Hab' verwichnen Herbst
Ich um Grunchen doch,
Schulzens Töchterlein,
Hin und her gefreit ...
Nein, der Graubart wies
Mich hartnäckig fort!
Wem gedenkt er denn
Grunchen anzutraun ...
Unbegreiflich bleibt's,
Der Verstand steht still ...
Frag' ich viel danach,
Daß ihr Vater reich,
Ueberreich soll sein ...
Mag sein Ueberfluß
Fort und fort gedeihn ...
Nur nach ihr verlangt
Sehnsuchtsvoll mein Herz.
Ihr Gesicht so klar
Wie das Morgenroth,
Wangen rund und voll,
Schwarzes Augenpaar
Haben mich um Sinn
Und Verstand gebracht ...
Ach, wie heiß um mich
Weintest gestern du —
Gestern schlug's mir just
Glatt der Alte ab!

Wie ertrag' ich nur
Dieses Herzeleid ...!
Kauf' 'ne Sense dann,
Eine neue, mir;
Und ich dengle sie
Und ich schärfe sie, —
Dann leb' wohl, ade,
Trautes Heimathsdorf!
Weine, Grunchen, nicht:
Ich thu' mir kein Leid
Mit der Sense an.
Lebe wohl, mein Dorf,
Schulz, gehab dich wohl!
Weit hinweg von hier
Wird der Bursche ziehn —
Zu dem Don hinab ...
An den Ufern steht
Manches Frohndorf da,
Stattlich anzuschaun.
Ringsum dehnet sich,
Unabsehbar weit,
Flach die Steppe aus,
Ganz mit silbernem
Pfriemengras verbrämt.
Hast es, Steppe, dir
Recht bequem gemacht;
Dich gemächlich breit
Langhin ausgereckt,

Bis zum schwarzen Meer
Dich hinausgestreckt.
Ich besuche dich
Nicht so ganz allein:
Scharf geschliffen hab'
Ich 'ne Sense mit.
Längst gelüstet's mich
Nach 'nem raschen Gang
Durch das Steppengras
In die Kreuz und Quer.

Renk' dich, Schulter, straff,
Schwenk' dich, Arm! hol' aus!
Blase, Mittagswind,
Ins Gesicht mir frisch!
Well' das Steppengras,
Kühlung wehend, auf!
Sause, Sensenstahl,
Blitze rings herum!
Rausche nieder, Gras!
Von der Sens' erfaßt,
Müßt ihr Blumen auch
Niederbeugen euch.
Mit dem Gras zugleich
Werdet welken ihr,
Wie um Grundchen ich,
Bursche, welken muß.
Schwaden hark' ich auf,
Schober häuf' ich hoch: —
Dann giebt Händ' voll Geld
Die Kosackin mir.
In den Gurt steck' ich's,
Näh' es ein, das Geld,
Kehre heim ins Dorf,
Stracks zum Schulzen hin:
Konnte Armuth ihn
Nicht erweichen, macht
Mürbe ihn vielleicht
Dieser Gurt voll Geld!

---

4. Der flotte Krauskopf.

(1837.)

Erstes Lied.

Frohsinn macht die Haare
Kraus wie Hopfenranken;
Keine Sorge spleißt sie,
Keine Gramgedanken.

Nicht der Haarkamm kämmt sie, —
Das Geschick, das holde,
Mir den Blitzkopf kräuselt
Wie mit purem Golde.

Komm zur Welt nicht geldreich,
Komm mit Lockenringen: —
Auf gut Glück wird Alles
Dir nach Wunsch gelingen.

Was das Herz nur fordert,
Aus der Erde sprießet,
Und von allen Seiten
Her der Segen fließet.

Was im Spaß dir einfällt,
Machst du gegenwärtig:
Nur die Locken schüttle —
Ist es fix und fertig.

Was sich nicht läßt biegen,
Bricht der Krauskopf trutzig;
Und sieh' da — stromabwärts
Schwimmt, was dir nichtsnutzig.

Muthig darf der Krauskopf
In das Leben schauen:
Helle Tage lebt er
Mit den dunklen Brauen.

Honigsüß — wenn's nöthig —
Seine Worte klingen,
Von früh an bis Abends
Kann er Lieder singen.

Worten, Liedern lauschen
Alle Mädchen schmachtend,
Sitzen Nachts und zaubern,
Nach dem Krauskopf trachtend.

Ehr' und Ruhm den Locken!
Bleibt mir goldne Ringe,
Daß mir blitzschnell immer
Alles wohl gelinge!

Krauskopfs Hut schlägt jeden
Gram und Kummer nieder;
Bursch', geh' stramm und aufrecht,
Pfeife lust'ge Lieder!

Zweites Lied.

Goldne Zeit schafft Locken
Kraus wie Hopfenranken;
Doch vom Gram gesplissen
Schlaff die Locken schwanken.

Ach, seitdem die Sorge
Sie hat lieb vor allen,
Kann kein Kamm sie kämmen —
Und die Locken fallen.

Nicht im goldnen Glückshemd
Fix im Glück und fertig, —
Komm zur Welt geduldreich,
Jedes Leids gewärtig.

Leben heißt was Andres,
Als im Felde pflügen,
Nicht wie dunkle Wolken
Kann dein Gram verfliegen.

Mißgeschick — nicht Sturm — heißt,
Was den Fels vernichtet;
Unsichtbar heranschleicht,
Dich zu Grunde richtet.

Willst du schnell auf Schneeschuh'n
Seinem Griff entgehen:
Wird's im Feld dich finden,
Dich im Wald erspähen.

Eh' du's ahnst im Herzen,
Sitzt dir's schon zu Seiten,
Und wird überall dich
Hand in Hand geleiten.

Angst und bittre Trübsal
Dir das Herz bezwingen,
All dein Thun ist unnütz,
Dir will nichts gelingen.

Dies — verheert vom Hagel,
Das — verzehrt vom Feuer ...
So du kapp und kahl bist,
Fragt nach dir kein Geier!

Ist der Dorfgemeinde
Rathstag anbefohlen:
Auf die bloßen Füße
Bind'st du Bastensohlen;

Ziehst den abgeriss'nen
Rock auf deine Schulter,
Zaust den Bart hinauf dir,
Stülpst den Hut herunter.

Hinterm dichten Haufen
Bleibst du wortlos stehen,
Daß sie dein verdorbnes
Lebensglück nicht sehen.

5. Bau'r, was schläfst du?

(1839.)

Bau'r, was schläfst du? Im Frei'n
Kehrt der Frühling schon ein;
Und geschäftig bestellt
Jeder Nachbar sein Feld.

Wach', steh' auf! obenan!
Sieh' dich nur einmal an:
Was du warst, was du bist,
Was geblieben dir ist!

Keine Garb' im Gelaß,
Nicht ein Korn im Ambar;*
Und im Hof übers Gras
Geht es kugelglatt gar.

Deine Kammern gekehrt
Hat der Hauskobold jetzt;
Schulden halber dein Pferd
Bei dem Nachbar versetzt.

Umgekippt liegt dein Schrank
Ledig unter der Bank;
Schief und krumm steht das Haus
Sieht wie'n altes Weib aus.

Denk' an die Zeit zurück,
An dein früheres Glück,
Da's auf Feld, Wiesen spross,
Sich wie'n Goldstrom ergoß.

Aus der Scheune Gelaß
Auf die Landstraß' hinaus
In die Stadt ging's fürbaß
Zu dem Kaufmann ins Haus.

Wo du kamst — jede Thür
That sich auf sperrenweit;
Saßest da, nach Gebühr,
Auf dem Ehrenplatz breit.

Jetzt am Fenster liegst du;
Tiefgedrückt von der Noth,
Schläfst den Tag immerzu
Auf dem Ofen, wie todt.

Und im Feld ungemäht
Steht dein Korn wie verwaist.
Wo der Wind es verweht
Und der Spatz es verspeist.

* Kornkammer.

Bau'r, was schläfst du? Entflohn
Ist der Sommer nun schon;
In den Hof guckt dir keck
Schon der Herbst übers Heck.

Und im Pelz angethan
Kommt der Winter, streut schnell
Weißen Schnee auf die Bahn ...
Unterm Schlitten knirscht's hell.

Alle Nachbarn sind auf,
Fahren Korn zum Verkauf,
Haben Batzen wie Heu,
Trinken schoppenweis Bräu!

6. Des Armen Los.

(1841.)

In der Fremden Haus
Weißbrot bitter schmeckt;
Und der Hopfenbräu
Dir das Herz nicht weckt.

Dein so freies Wort
Wie gebunden lallt;
Jeder Gluthtrieb stirbt,
Unerwidert, bald.

Wenn zuweilen dir
Freud' im Auge strahlt,
Wird mit gift'gem Spott
Dir's im Nu bezahlt.

Den helllichten Tag
Nebeldunst befällt;
Finstrer Kummer liegt
Auf der ganzen Welt.

Und du sitzest da,
Schaust und lächelst blos;
In der Seele fluchst
Du dem bittern Los.

7. Lied des Räubers.

(1838.)

Meinem wackern Herzen graut es nicht
Vor der Mutter Wolga breitem Bett,
Vor dem schaurig dunklen, öden Wald,
Vor dem Schneegestürm zur Weihnachtszeit.

Hab' genug herumgetummelt mich
In dem dunklen Wald die Winter durch,
Und mir weit und breit auf eigne Hand
Leckern Schmaus und freie Zech' erjagt.

Bin die Mutter Wolga oft genug,
Meine heimathliche, weit stromab,
Beutend in die Welt hinaus, wie'n Falk
Ausgeflogen mit der Brüderschar.

Nicht die Wolga, nicht der dunkle Wald,
Nicht das Schneegestürm zur Weihnachtszeit
Haben meiner Sinne mich beraubt,
Mir die Kraft, die eiserne, gelähmt.

Steil am Ufer einer Insel steht
Hoch und herrlich eine Heidenstadt;
Dort lebt eine lieblich süße Maid,
Tochter eines Gasts* aus Nowgorod.

* Kaufmanns.

Vor dem offnen Fenster sitzt sie da,
Wie das Morgenroth, im hohen Haus,
Und singt Lieder aus des Herzens Grund,
Nach der Brüder, nach der Väter Art.

Ach, mein Herz, mein liebes Herzchen du!
Sag', was sitzest du und überlegst?
Oder weckt mein Fleh'n dein Mitleid nicht?
Oder sträubt der alte Vater sich?

Weine nicht, laß fahren ihn und flieh',
Flieh' mit mir, verlaß das finstre Schloß,
Freie Vögel, bauen wir uns dann
Eine Wohnstatt an der Moskwa auf.

Also antwortet die zarte Maid:
„Ach, mein Schatz, für deine Liebe ließ
Vater, Mutter gerne ich im Stich,
Doch ich fürchte für mein Seelenheil!"

So erwache denn und brause Sturm!
Mutter Wolga, wühl' dein Bette auf!
Nimm hinweg von mir mein Herzeleid
Und zerschell' es mit der Well' am Strand!

---

8. Lied.

(1832.)

Singe, Nachtigall, nicht
Mir am Fensterrand!
In die Wälder entflieh',
In mein Heimathland!

Hab' das Fensterchen lieb
Meiner Herzensmaid;
Zärtlich schluchzend erzähl'
Ihr von meinem Leid.

Sag', daß ich ohne sie
Welke hin vor Weh,
Wie verschmachtend im Herbst
Welkt der Steppenklee.

Düster scheint ohne sie
Nachts das Mondenlicht;
Ohne sie wärmet Tags
Mich die Sonne nicht.

Wer denn rief ohne sie
Mir Willkommen zu?
Wessen Brust wiegte sanft
Meinen Kopf in Ruh'?

Ohne sie, wessen Wort
Lindert all' mein Leid?
Wessen Lied, wessen Gruß
Macht das Herz mir weit?

Was singst, Nachtigall, du
Nah' am Fenster mir!
Fliege heim, fliege heim,
Fliege hin zu ihr!

---

9. Lied.

(1841.)

Heißer glüht' ich für ihn
Als das Feuer, der Tag;
Keine — nein, nimmermehr! —
So zu lieben vermag.

Nur mit ihm war mein Herz,
War mein Leben verwebt;
Nur mit ihm lebt' ich auf
Und hab' wahrhaft gelebt.

Welche Nacht, welcher Mond,
Wenn ich seiner geharrt!
Zitternd sitze ich da
Und bin blaß und erstarrt.

Horch! jetzt kommt er und sagt:
„Lieb, wo bist du, thu's kund!"
Faßt die Hand und bedeckt
Mir mit Küssen den Mund.

„Ach, Geliebter, benimm
Deinen Küssen die Gluth,
Wenn du da bist, so brennt
Ohnehin mir das Blut.

Wenn du da bist, so glüht
Ohnehin mein Gesicht,
Und die Brust wogt mit Macht,
Und das Auge glänzt licht
Wie die Stern' in der Nacht!"

---

10. Lied.

(1838.)

Warum trautet ihr
Mich gewaltsam an
Dem verhaßten — ach!
Einem alten Mann!

Freut's dich, Mutter, nun,
Wenn dein Schmerzenskind
Sich ums bittre Los
Weint die Augen blind?

Freut's dich, Vater, nun,
Wenn dein Machtgebot
Mir ein Leben schuf
Voller Angst und Noth?

O, das Herz möcht' auch
Wohl vergehn vor Schmach,
Wenn ich ganz allein
Komm zum Ostertag!

Bringe Gaben mit
Vom Herzliebsten mein:
Im Gesichte Gram,
In der Seele Pein.

Ach, was frommt's, daß ich
Jetzt dem Schicksal flucht';
Glück durch Zauber mir
Anzuwünschen sucht'!

Kämen Schiffe auch
Aus dem weiten Meer,
Läg' das rothe Gold
Auf der Diel' umher: —

Nach dem Herbste wächst
Nimmermehr der Klee,
Und im Winter blüht
Keine Blum' im Schnee!



Anton Dvořák.

Von

Louis Ehlert.


Es hat immer etwas von Zeichendeuterei, einem Werdenden das Horoskop zu stellen. An tausend unsichtbaren Fäden spinnt sich das Schicksal des Menschen, des Künstlers ab. Wer vermöchte vorauszusehen, wohin der Weg sicher, ohne Fährniß führt! Als ich vor einiger Zeit in der „Nationalzeitung“ über den Künstler, dessen Name diesem kleinen Aufsatz überschrieben ist, berichtete und die Aufmerksamkeit der musikalischen Welt auf ihn zu lenken versuchte, lagen nur zwei Werke von ihm vor, die „Slavischen Tänze“ und die „Klänge aus Mähren“, dreizehn Duette für zwei Frauenstimmen. Ich hatte mich wohl gehütet, über den Componisten mehr zu sagen, als ich zu sagen berechtigt war, immerhin aber hatte ich eine Art von, wie soll ich sagen, „eingeschriebener“ Verantwortlichkeit für ihn übernommen. So etwas zu thun, ist nicht angenehm, weil das Publikum darin leicht Reclame oder Bevormundung sieht. Ein kritisches Pathenamt von solcher Natur zu übernehmen, konnte es für mich nur einen zwingenden Grund geben, das sichere Gefühl nämlich, daß wer diese beiden Werke geschrieben, kein unbedeutender Musiker sei. Ich glaubte mich einer kleinen Naturkraft gegenüber zu sehen, nicht einer jener gebildeten Halbheiten und künstlerischen Transfusionen, aus denen die gute Hälfte unserer heutigen Componisten besteht. Schon im Leben verlangen wir von einer neuen Bekanntschaft, daß sie uns auch einen neuen Eindruck mache, daß sie nicht aus bloßer Kreuzung zweier uns zum Ueberdruß bekannter Typen hervorgegangen sei, wie viel mehr in einer Kunst, welche der Gedankenlosigkeit durch tausend Conventionen Vorschub leistet. Man braucht in unseren Tagen nur ein geschickter Macher oder Nachempfinder zu sein, um bei einiger Intelligenz Werke zu Stande zu bringen, die denen, welche nicht gerade die Mittel kennen, aus denen sich solche Wirkungen destilliren lassen, einen gewissen Eindruck machen. Ich will, um nicht anzustoßen, hier keine Namen nennen, aber es giebt in unserer Kunst eine stattliche Reihe von Leuten, welche sich einreden, daß sie componiren, und die eigentlich nichts weiter thun, als aus den tausend Canälen der großen Kunst, so viel sie können, in ihre kleine Feder sickern zu lassen. Und ebenso schlimm wie mit dem Componiren steht es mit dem Urtheilen über Compositionen. Die Herren von der Tagespresse, einige glänzende Ausnahmen zugegeben, schreiben sich eine solche Fertigkeit im Urtheilen an, daß sie mit ihrer Meinung oft schon beim Amen sind, ehe die Messe noch ausgeklungen. Das Publikum theilt sich eigentlich nur noch in zwei Parteien, in Wagnerianer und Nichtwagnerianer, es urtheilt fractionsweise wie in der Politik. Der einzelne Mensch, der Wilde, wie man ihn im parlamentarischen Leben nennt, wird immer seltener, schwieriger, räthsel-

hafter. In dem großen Gruppenleben wird er nicht beachtet, weil seine Stimme als zersplittert nicht in die Wagschale fällt. Keine Clique urtheilt unbeirrt und sachlich, weil zu ihrem Bestande ein gewisses sacrifizio dell' intelletto gehört. Ein Mann von so stupender Genialität wie Wagner hat es dahin gebracht, weniger durch seine Werke als durch seine Partei, die Köpfe völlig zu verwirren. Es ist sehr spaßhaft, die künstlerischen Convulsionen zu beobachten, welche eine so fremdartige, schwer verständliche Musik in platten Köpfen, namentlich wenn sie zu sinnlicher Phantasie neigen, hervorruft; ruhige Bürger, welche kaum bis zum übermäßigen Sextaccord Mendelssohn's vorgedrungen waren, werden zu Meistersingern, Weiber zu Hyänen.

Außer diesen beiden Parteien giebt es noch eine, die diesen Namen verdient, die Partei Brahms, obschon viele Anhänger derselben mehr oder weniger auch Wagnerianer sind. Ein auffallendes Beispiel von Verquickung beider Richtungen war Tausig. Von den übrigen jetzt lebenden Componisten hat es keiner zu einer eigentlichen Partei gebracht, weder Kiel noch Raff, noch Rubinstein, noch Gade, ja selbst der abenteuerlichste und unruhigste von allen, Liszt, nicht. Zu ergründen, woran dies liegt, ist nicht Gegenstand dieser kleinen Betrachtung, welche sich mit einem böhmischen Musiker beschäftigen soll, der vor Jahr und Tag noch ein unbekannter Mann war. Daß er es nicht geblieben, hat er zwei Eigenschaften zu verdanken: er ist originell und naiv, naiv nicht nur im guten, sondern auch im schlimmen Sinne. Er brütet nicht, lügt nicht, und — dies ist etwas Wesentliches — er redet weder sich noch Anderen etwas ein. Es ist ein Unglück mancher Künstler, daß sie meinen, die Komödie, die sie mit sich spielen, würde von Niemandem bemerkt. Bei steigender Fertigkeit bringen sie es endlich dahin, sich selbst mit der Figur, die sie tragiren, zu verwechseln. Die Kunst im Spiegelzimmer ist Dvořak's Sache nicht. Er macht den Eindruck eines Menschen, der im Walde, in frischer, freier Luft groß geworden ist. Schlägt er manchmal wie ein Bauer derb drein, so hat er dafür den frischen Mund und die ehrlichen Augen eines Mannes aus dem Volke.

Als jenen ersten Publicationen andere folgten, befand ich mich ungefähr in der Lage eines Menschen, der die Schönheit eines Mädchens gepriesen und es nun in völlig veränderter Tracht und in anderer Beleuchtung wiedersehen sollte. Der Eindruck war zunächst ein sehr gemischter. Einzelne Züge erkannte ich wohl wieder, aber die Schleife hier, die Blume dort veränderten den Gesammteindruck. Unfertiges stand friedlich neben Fertigem, Instinct neben Rathlosigkeit, der Pfadfinder neben dem Entwegten. Naivetät schließt nicht immer, wie man meinen sollte, Urtheil aus. Es giebt auch ein naives Urtheil, welches den eigentlichen Kunstverstand zwar nicht ersetzt, aber ihn vicarirt. Ohne dasselbe ist jedes Kunstwerk, sobald es über die Liedform herausstrebt, unmöglich. Ein Tanz allenfalls noch ließe sich ganz spontan herstellen, jeder größere Instrumentalsatz würde zu reiner Mosaik, zu einem Ding ohne Plan und Ziel zerfallen. Kann Naivetät bei einem Künstler zum Danaergeschenk werden, so auch das Wurzeln in einem bestimmten, scharf articulirten Boden, im Nationalen also. Es ist damit wie mit dem Dialekt, welcher bis zu einem gewissen Grade der Sprache Farbe verleiht, darüber hinaus sie beeinträchtigt, oder, um ein anderes Bild zu brauchen, wie mit manchen Weinen, die auf einem so seltsamen Boden wachsen, daß ihrer Blume dadurch etwas Zudringliches und unerwünscht Haftendes verliehen wird. Wir können dieses Erdarom an vielen Meistern studiren, an Gade, Volkmann, neuerdings an Svendsen und Grieg. Wo es diesen Künstlern gelingt, das nationale Colorit als dunklen Untergrund wirken zu lassen, es geschickt mit den Weltfarben der idealen Kunst zu verbinden, bringen sie Werke hervor, die wie die „Ossian-Ouverture" von Gade eine besondere Gluth aushauchen. Das Fremdartige übt auf Menschen, die leicht erregbar und leicht gelangweilt sind — und die ganze geistige Minorität gehört zu ihnen —, immer einen berauschenden Reiz aus. Dvořak ist Böhme; seine Musik ist es zunächst auch. In zweien seiner Werke, dem Bedeutendsten, was er bisher geschaffen, nimmt das Volksthümliche aber bereits Weltform und Weltbedeutung an.

Ich möchte hier zunächst anführen, was seit jenen ersten beiden Werken von ihm im Druck erschienen ist. Für Gesang: Vier Lieder op. 6, vier Lieder op. 7, vier Duette op. 20, vier andere op. 38. Für Clavier: Dumka (Elegie) op. 35, Thema mit Variationen op. 36, Furiante op. 42, Bagatellen op. 47. Für Geige: Romanze mit Orchester op. 11, Mazurka mit Orchester op. 49. Für Orchester: Serenade für Streichinstrumente op. 22, Serenade für Blasinstrumente op. 44, drei slavische Rhapsodien op. 45, Ouverture zu einer komischen Oper (Der Bauer ein Schelm). Für Kammermusik: Trio für Clavier, Geige u. Cello op. 26, Sextett und Quartett für Streichinstrumente op. 48 und 51.

Die Lieder und Duette leiden an dem mißlichen Umstand, daß sie aus dem Serbischen und Mährischen von einem Herrn Debrnov ins Deutsche übertragen sind. Ich will nicht sagen, daß dies ungeschickt geschehen sei, aber die Hebungen und Senkungen der deutschen Sprache passen ganz und gar nicht zu den vermuthlich in der Ursprache componirten Gesängen. Arge Verstöße gegen lange und kurze Silben bringen an Stellen, wo der Sänger recht in sich gekehrt singen sollte, sehr bedenkliche Scharmützel hervor. Die Gedichte selbst haben den Fehler, oft ohne Pointe zu verlaufen, wo sie mit einiger Koketterie darauf hinzielen. Ich führe, der Curiosität wegen, hier eins an:

Das Mädchen und das Gras.

Einst schlief ein Mädchen ein,
Schlief ein im grünen Gras.
Da nahm das Gras dem Mädchen
Die Wangenröth',
Dem Gras das Mädchen nahm
Seine grüne Farb'.

Als nun das Mädchen drauf
Wachte vom Schlafe auf,
Da schalt es mit dem Gras,
Führt es zum Richter hin:
Gieb zurück, böses Gras,
Mir meine Wangenröth'!

Antwortend nun das Gras,
Spricht zu dem Mägdelein:
Gieb mir die grüne Farb',
Die du mir heimlich nahmst,
Dann geb' ich allsogleich,
Dir deine Wangenröth'.

Lange noch stritten sie,
Klagten sich Beide an,
Endlich vom Rath des Richters
Versöhnt schieden sie!

So schlimm ist serbische Volkspoesie nun nicht immer, aber ein Dichter wie Heine, wenn er überhaupt auf die Mischung von Roth und Grün eingegangen wäre, hätte als Pointe gewiß eine überraschende Compromißfarbe gefunden. Im Allgemeinen machen diese Gesänge, obschon sich einige sehr liebenswürdige und eigenthümliche darunter befinden, den Eindruck, als wären sie von der Hand eines Instrumentalisten geschrieben. Ich ziehe die ersten mährischen Duette schon deshalb vor, weil die Stimmen sich darin nicht Alles sagen. Sie verschweigen Manches und nöthigen den Hörer zu dem süßen Geschäft des Errathens. Ein musikalisches Zwiegespräch muß immer einen bestimmten Hauch tragen. Wo dieser fehlt, meine ich, daß die Kunst noch nicht zur Besinnung ihres wahren Berufs gelangt ist. Es giebt keine Kunst ohne Transsubstantiation. Hier erledigt sich ein für alle Mal die Frage nach den Grenzen des Realismus. Oblate oder Leib des Herrn: das ist der Unterschied.

Sehr hübsch sind die „Furiante“, böhmische Nationaltänze, in denen das stampfende Pathos und sein elegischer Gegensatz, die Ermattung, zu sprechendem Ausdruck gelangen. Bei dieser Gelegenheit sei es mir vergönnt, ein Wort in der ebenso widerwärtigen wie lächerlichen Streitfrage der „Ungarischen Tänze“ von Brahms zu sprechen. Diese Tänze tragen keine Opuszahl, sie sind, wie der Autor sich deutlich genug für Jeden, der Deutsch versteht, auf dem Titelblatte ausdrückt, von Brahms für Clavier „gesetzt“, nicht componirt. Da nun „setzen“ in diesem Fall so viel bedeutet wie „einrichten“, „arrangiren“, so hätte schon diese Bezeichnung, wie man glauben sollte, jedes Mißverständniß betreffs der Autorschaft derselben ausschließen müssen. In Amerika und späterhin in Deutschland haben sich nun Personen gefunden, welche die Lorbeeren, welche Brahms sich durch die meisterhafte Behandlung dieser Tänze errungen, nicht schlafen ließen. Wenn man ihm nicht geradezu vorwarf, daß er sie gestohlen, so geschah dies nur, weil es criminalrechtlich gar zu verfänglich gewesen wäre. Man griff also zu Verdächtigungen und fand es

nicht correct, daß die Namen der ungarischen Tonsetzer verschwiegen wurden. Nun denke man sich einfach den Vorgang, wie er gewesen ist. Brahms berührt auf einer Reise Ungarn. Er hört diese eigenthümlichen Weisen, sie prägen sich seinem Musikerhirn ein, und in der allseitig angenommenen Meinung, daß dieselben dem Volke angehören, bearbeitet er sie. Ein Interesse, nach ihrer Provenienz zu fragen, hat er nicht; in seiner Umgebung befindet sich zufällig Niemand, der diese Frage anregt. Jetzt kommen Leute, die man bisher kaum zu den Musikern gezählt hat, um uns zu erzählen, daß dieser Czardas von dem, ein anderer von jenem sei. Als ob Brahms jemals behauptet hätte, daß sie von ihm wären. Es kann Jemand dadurch berühmt werden, daß er Volkstänze oder zu Volkstänzen gewordene ungarische Themen so setzt wie Brahms, selbst wenn er es nicht schon durch einiges Andere wäre, daß aber Jemand berühmt zu werden hofft, der sonst keine Anwartschaft darauf hätte, bloß weil er seine Autorschaft an einigen Triolen dieses Werkes nachweist oder wenigstens nachzuweisen versucht, das ist doch zu albern. „Setzen" kann unter Umständen mehr bedeuten als „componiren".

Die „Furiante" von Dvořak tragen eine Opuszahl; ich schließe daraus, daß sie von ihm im Stil der Tanzliteratur seines Vaterlandes erfunden sind. Sie sind nicht ohne ein kleines, rührendes Ungeschick für Clavier gesetzt. Liszt würde das anders gemacht haben. Sehr hübsch, mit Ausnahme des hölzernen Kanons in der Mitte, sind die vierhändigen „Bagatellen". Sie erinnern an Volkmann. Schubert, Brahms und Volkmann sind die drei Meister, von denen Dvořak am meisten gelernt hat. Von Schubert hat er das flotte Musikantenblut, von Brahms die Kunst der Mittelstimmen, auch ein gewisses Opalisiren zwischen Dur und Moll, von Volkmann die graziösen kleinen Formen, überhaupt eine kleine Muttermilchverwandtschaft, die sich namentlich im Ansatz der Melodien zeigt. Wenn es nicht gar zu mysteriös klänge, so möchte ich sagen, Dvořak und Volkmann pflegten, ehe das eigentliche Kunstarbeiten begönne, eine ähnliche Form des Umgangs mit ihren prähistorischen Ideen, ihre Stimmungsschwingungen ließen annähernd in demselben Zahlenkreise um. Sowie sie aber zur Feder greifen, ist Dvořak männlicher, aufgeregter, oft auch gewaltthätiger als Volkmann, dessen Schwerpunkt mehr im Anmuthigen ruht.

Das „Thema mit Variationen" hätte der Componist nicht veröffentlichen sollen. Es ist eine Studie, aber keine glückliche, das Thema durch und durch krank, was fast niemals bei ihm vorkommt, die Variationen leider von der legitimsten Abstammung. Rob. Schumann sagte einmal zu einem mir nahe stehenden jungen Componisten: „Sie müssen recht fleißig schreiben, und wenn sie ein Stück fertig haben, es ins Kamin werfen. Nur immer in die Flammen, das ist eine Hauptsache." Das Verbrennen ist nicht Dvořak's Fall, wie hätte er sonst die Ouverture zum „Bauer ein Schelm", ein unruhiges Stück, in welchem Alles gährt, ohne Most abzusetzen, und die „Violinromanze" drucken lassen können! Man vergesse nicht, daß der Mann wie Byron über Nacht berühmt geworden ist. Die Folge davon war, daß es ihm an Verlagsanträgen nicht fehlte und er ohne viel Besinnung seine Manuscriptmappen zu räumen begann. Wenn nach einem dunklen Leben ganz unerwartet ein heller Morgen hereinbricht, so ist es menschlich, so zu handeln, aber unklug, denn es gehört viel dazu, Ruhm zu erwerben, wenig aber, um ihn wieder zu verlieren. Es braucht ein junger Künstler, dessen Erfolg sich nach Monaten bemessen läßt, nur hinter einander ein paar recht schlechte oder, was noch gefährlicher ist, unbedeutende Werke zu veröffentlichen, und das Mißtrauen gegen ihn schlägt Wurzel. Der Neid, welcher hinter allen raschen Erfolgen einherschleicht, verwandelt sich in eine kritische Macht, während er bis dahin nichts war als ein nützlicher Hemmschuh.

Glücklicherweise ist die Reihe der verfehlten und unreifen Werke Dvořak's hiermit geschlossen. Was der Mann weiter sündigen sollte, muß abgewartet werden, denn unberechenbar scheint er zu sein. Die Werke, welche ich jetzt dem Leser vorführe, athmen eine solche Höhenluft, daß man wohl annehmen darf, es ginge Jemand, der so bergan gestiegen,

nicht wieder thalwärts. Hier wären zuerst die beiden „Serenaden“ zu nennen, die eine für Streichorchester, die andere für Blasinstrumente mit Hinzuziehung von Contrabaß und Cello. Es ist vielleicht individuell, daß ich solcher Halbirung des Orchesters, der Beschränkung auf die Bogeninstrumente oder die Bläser, keinen Geschmack abgewinnen kann. Es giebt in der ganzen Welt kaum einen vollendeteren Apparat als unser heutiges Orchester. Selbst die Venetianer hatten auf ihrer Palette keine so unbegrenzte Fülle von Farbemitteln. Das Orchester kann so dunkel sein wie die Nacht und so hell wie ein Maimorgen; Sonne und Mond können darin auf- und untergehen. Nun giebt es zwar innerhalb derselben Klanggruppe Schattirungen genug, die weitaus größte Summe aller Farbenmischungen im Orchester entsteht aber aus dem Contact der drei großen, in der Erzeugung des Tons so wesentlich von einander abweichenden Gattungen, der Streicher, Bläser und Schläger. Warum also ohne stichhaltigen Grund auf solchen Reichthum verzichten? Man kann sich dies bei einem einzelnen Satz gefallen lassen; eine kurze Composition kann sich bei solchem Gelübde der Enthaltsamkeit vortrefflich ausnehmen. Eine viersätzige Serenade jedoch wird unter dem Gesetz eines halben Trappistenthums immer leiden. Streichorchester für sich allein ist darum etwas erträglicher, weil wir den Saitenklang vom Quartett her mehr gewöhnt sind, obwohl mir auch hier einfällt, daß Mendelssohn nach dem Anhören eines solchen Werkes einmal sagte: „Ich habe eine wahre Sehnsucht nach einem geblasenen Ton.“ Was der Genius der Instrumentalmusik zusammengefügt hat, soll der Mensch nicht trennen. Unter den beiden Serenaden gebe ich der für Bläser den Vorzug. Nicht daß ich sie für etwas Außergewöhnliches hielte, aber ich glaube, unter den lebenden Musikern könnten nur drei bis vier etwas Aehnliches schreiben. Es ist frisch aus dem Herzen quellende, nicht abgehorchte Musik. Nur einmal, im Trio des Menuets, findet sich ein Anklang an die kleinen Hausgeister Mendelssohn's. Das Andante ist, trotz alles aufgebotenen Lebens in der obligaten Behandlung der Instrumente, durch die Sprödigkeit ihrer mehr geseufzten als gesungenen Cantilene ein schwer zugängliches, aber mit reizender Klangwirkung componirtes Stück. Ich könnte mir denken, daß Franz Schubert's behaglicher Kopf wohlgefällig dazu genickt hätte. Das Finale halte ich für eine geniale Arbeit. Wie würde dasselbe, von der geschickt instrumentirenden Hand Dvořak's für volles Orchester gesetzt, mächtig wirken! Das erste, wie ein Meteor dreinfallende „Gis“ der Bässe schreibt nur ein Musiker von Gottes Gnaden.. Es giebt Zeitgenossen, die gleichmäßiger, gewissenhafter und überlegter schreiben; ich bezweifle aber, daß sich eine solche Note in ihren Partituren finden wird. Gegen diese Serenade nimmt sich ihre Schwester etwas matt aus. Es ist ein Unterschied wie zwischen dem Ständchen, das man seiner Tante und seiner Geliebten bringt.

Einen bedeutenden Ansatz zur Weltwirkung nehmen die „drei slavischen Rhapsodien“ für großes Orchester. Hier merkt wohl auch der ruhigere Beobachter, daß ein großes Talent vor ihm steht. Toll geht es freilich her wie beim wilden Jäger; ohne Sattel reitet er über die Haide hin, gefolgt von der kläffenden Meute und seinem phantastisch aufgeputzten Troß, aber mit klingenden Hufen, melodische Windsbraut in den flatternden Gewändern. Dazwischen die braune Maid, männlings zu Roß, Augen und Flechten dunkel wie Kohlen. Ich muß bei diesen Rhapsodien immer an ein nächtliches Feuer im Walde denken. Wie riesige Schatten huscht es um die bald aufgeschürten, bald erlöschenden Brände. Dann schlägt plötzlich die Flamme himmelhoch gegen die Sterne herauf, daß man den Wald sieht, feuergetränkt und still wie eine grüne Einsamkeit. Durch Dvořak's Musik geht ein einsamer nächtlicher Zug. Als man zu Goethe's siebzigstem Geburtstage das Monument in Frankfurt setzen wollte, dessen Reliefs Thorwaldsen herzustellen übernommen hatte, soll Goethe — Herr v. Loeper wird wissen, ob der Brief echt ist — geschrieben haben:

„Unter den plastischen Zierden jenes Monumentes gedenken Sie einer Lampe, welche als herkömmliches Zeichen eines geistigen Fleißes allerdings zu billigen ist. Nun mache ich aber die Bemer-

kung, daß ich weder Abends noch in der Nacht jemals gearbeitet habe, sondern nur Morgens, wo ich den Rahm des Tages abschöpfte, da dann die übrige Zeit zu Käse gerinnen mochte.“ (11. Sept. 1820.)

Es ist so bezeichnend, daß der Dichter des Tages und der vollen Wirklichkeit nur am Morgen arbeitete. Dvořak arbeitet gewiß nur Abends und Nachts, wie ich mir auch denke, daß Wagner seine besten Sachen bei künstlichem Lichte schreibt. An der Partitur von „Tristan und Isolde“ hat die Sonne gewiß keinen Antheil. Ich will damit nichts gegen Rembrandt und seine Kunst sagen, ebenso wenig wie gegen den Genuß von Wein und Tabak, wenn man derselben bedarf, um in künstlerische Stimmung zu gerathen oder sich in ihr zu behaupten. So viel aber scheint mir gewiß, daß der Dichter mehr, als man glaubt, von sinnlichen Constellationen abhängt.

In den Partituren der „slavischen Rhapsodien“ hat der Componist den Landsturm der orchestralen Kriegsmacht aufgeboten. Piccolo, Harfe, große Trommel, Becken, Triangel und Posaunen sind einem slavischen Rhapsoden so natürlich wie uns ein paar erbärmliche Hörner und Trompeten. Es kommt in allen diesen Dingen auf die Unterscheidung an, ob die zur sinnlichen Darstellung eines Tonwerkes herangezogenen Hülfsmittel natürliche sind oder nicht. Sie sind natürliche, wenn der instrumentale Ausdruck und der Gedanke, der ihm zu Grunde liegt, sich decken. Man wird in einer Schlacht den Kanonendonner nicht zu stark finden, während der Knall einer Zimmerpistole im geschlossenen Raum Unbehagen hervorrufen kann. Trotz aller drastischen Hülfsmittel ist es bei Dvořak nie, wie bei einigen Meistern der neudeutschen Schule, auf den Terrorismus des Hautschauders und des elektrischen Schlages abgesehen. Wenn die Lust ihn ergreift, schlägt er in die Becken, aber mit der Natürlichkeit des griechischen Fauns, nicht mit der angestellten Lüsternheit eines Balletttänzers. Er liebt, wie der Hirt die Hirtin, nicht wie der Mönch die Nonne. Bei ihm ist Alles naturgemäß, und da die Natur mitunter Lärm macht, so macht er ihn gelegentlich auch. Der Mann hat niemals in der großen Welt gelebt und das Flüstern nicht gelernt. Desto besser für ihn. Die gleißende Gewandtheit und der versilberte Ausdruck, die der Verkehr mit der sogenannten guten Gesellschaft einem Künstler verleiht, sind ein trauriger Ersatz für die Einbuße an Natur und Unbefangenheit, die damit verknüpft ist. Ich habe wohl erfahren, daß die Atmosphäre des Hofes und der ihm nahe stehenden Schichten einem Künstler nicht geschadet, niemals aber, daß sie ihm genützt hat. Sie vereitelt und bethört, sie verschiebt außerdem alle natürlichen Accente, welche die Grundlage der rhythmischen Gestaltung eines Menschen höherer Art sind. Dvořak's Künstlerbahn war echt und recht, ganz so, wie sie sein muß, wenn etwas Tüchtiges aus ihr hervorgehen sollte. Unablässig hat er gearbeitet, lange Jahre ohne den geringsten Erfolg, in Armuth und in Ehren. Da sah Brahms die Manuscripte der „slavischen Tänze“. Auf seinen Rath druckte sie Simrock. Dies und meine gering anzuschlagende Hülfe — ein Wort zur rechten Zeit, nichts weiter — war Alles, was ihm von außen zu Theil geworden. Kein Gönner- und kein Reclamethum waren dabei im Spiel.

Ich erwähne noch eines hübschen und flott gearbeiteten Claviertrios, dessen Scherzo namentlich durch eigenartige Rhythmik sich Freunde erwerben wird, um diesen Abriß mit einem Wort über diejenigen beiden Werke zu schließen, welche die eigentliche Veranlassung waren, für Dvořak wieder die Feder zu ergreifen. Diese beiden Arbeiten sind ein Quartett und Sextett für Saiteninstrumente. In ihnen zeigt sich der Beruf zu einem populären, weitgreifenden und dabei doch interessanten Künstler aufs eindringlichste. Ich will die Geduld des Lesers durch keine trockene Beschreibung derselben auf die Probe stellen; ohne Notenbeispiele giebt das doch kein deutliches Bild. Ich habe persönliche Erfahrungen an ihnen gemacht. Niemals habe ich gleichgültige oder gelangweilte Hörer bei ihnen erlebt, weil nichts einen so erquicklich labenden Eindruck macht wie originelle und spontane Musik. Man hat es endlich einmal nicht mit leeren Absichten zu thun, mit geistreich klingenden Programmen, hinter denen ein vor Kälte starrender, durch himmlische Sehnsucht

abgemagerter Musiker steht. Es riecht weder nach dem Parfumeur noch nach dem Circus, sondern nach frischer belebender Luft, bei der es Seele und Leib wohl wird. Man findet keine Themen, welche zwischen zwei Altern stehen und eine glühende Sehnsucht nach verlorener Jugend erwecken, keine abgefeimten Kunstschlösser, die man so lange für tiefsinnig hält, bis man bemerkt hat, daß sie durch den alltäglichsten aller Hausschlüssel zu öffnen sind, keine Leit- und keine Leidmotive darin. Gerade was man Erfindung nennt, ist bei Dvořak nicht „der Theil des kleinsten Widerstandes“. Eher könnte man ihm vorwerfen, daß er im Aufbau des Satzes, in der Durchführung und im Geschmack des Contrapunktirens noch nicht zur höchsten Meisterschaft gelangt wäre. Man hat ihm hierin oft Beethoven vorgehalten. Damit ist aber aller Nachkommenschaft der Garaus gemacht. Weil Jemand nicht ein Genie wie Beethoven ist, kann er immer noch ein großes Talent sein. Von Genie ist bei Dvořak überhaupt nicht die Rede; dazu fehlt ihm alles Profil und jener gottbegnadigte Spürsinn, der aus zwei Elementen, die wir alle kennen, ein drittes schafft, vor dem wir ahnungslos wie die Kinder stehen.

Im Schlußsatz des Sextetts ist es ihm passirt, daß er eine der Variationen aus Beethoven's Harfenquartett unbewußt copirt hat, und im Finale des Quartetts befindet sich eine Stelle, die mich zu hellem Lachen gebracht hat, weil sie für die naive Natur des Mannes so charakteristisch ist. Er imitirt nämlich eine kleine Phrase, fängt mit der Primgeige an, läßt die zweite folgen und gelangt nun an die Bratsche, welche unglücklicher-, jedenfalls unverabredeterweise den tiefsten Ton derselben (b) nicht besitzt. Was thut nun Dvořak? Er setzt seine Imitation ruhig bis c fort, auf dem er liegen bleibt, obwohl dasselbe nicht so recht zur Harmonie paßt. Was kann der Mann dafür, daß die Bratsche nicht einen Ton tiefer gestimmt ist? Ist das nicht ungefähr so, als ob Jemand beim Heraufsteigen einer immer enger werdenden Treppe den letzten Fuß nicht mehr setzen kann und nun auf einem Bein stehen bleibt?

Ich schließe. Zu spät für manchen Leser, zu früh für den Kritiker, der auf der Klippe des Worts sehnsüchtig dem verhallenden Tone lauscht.





Die Nordost-Durchfahrt.

Von

Josef Chavanne.



In der, Forscher wie Naturfreunde fesselnden Nordlichterscheinung, im tausend- und abertausendfachen, wechselvollen Spiele seiner Lichtwellen, dem zum Zenith emporstrebenden Strahlenkranze dieser Erscheinung, die von Schwedens Nordmarken aus in einer unseren Breiten fremden Pracht das Auge des Beschauers in bewunderndem Erstaunen erhält, ist vielleicht das Streben des Menschengeistes nach Erforschung und Entdeckung des Unbekannten treffend symbolisirt. Nicht im ersten Anlaufe ist hier wie dort das begehrte Ziel erreicht, der Erfolg fällt nicht mühelos als reife Frucht in den Schoß — nein, die Früchte frohen Gelingens auf den ersten Wurf, sie sind nur sporadisch im Buche der Geschichte der Menschheit verzeichnet; — dort ein ununterbrochenes Hüpfen und Huschen, ein unablässiges Drängen der Lichtwellen und Strahlen nach dem Zenith bis zur vollen Entwickelung der Erscheinung, der Bildung der Nordlichtkrone; hier ein von fruchtlosen Versuchen, zahllosen Enttäuschungen durchwobenes Ringen nach dem Ziele, bis unermüdliche Ausdauer und eiserne Energie das heiße Bemühen mit vollem Erfolge krönen.

Die Geschichte der Unternehmungen zur Entschleierung des hohen Nordens und, um in engerem Sinne zu sprechen, der Versuche zur Auffindung der Nordost-Durchfahrt illustrirt diesen Vergleich in beredtster Weise. Eines der vielen Probleme, welche der blendende Vorhang des Nordlichts dem Menschengeiste für längere oder kürzere Zeit verbirgt, ist durch die Nordost-Durchfahrt nun als Resultat mehr denn dreihundertzwanzigjähriger Anstrengungen und Opfer der eisumpanzerten Sphinx abgerungen worden. Einst mochte wohl die Frage, ob der Lohn aller Opfer und Bemühungen werth, manchen der auf materiellen Erfolg bedachten englischen und holländischen Kaufherren lebhaft beschäftigt haben, wenngleich es auch vor drei Jahrhunderten der hellsehenden und thatenlustigen Geister genug gab — heute ist die Frage müßig, — die Thatsache, der die kühnsten Erwartungen übertreffende Erfolg involvirt ihre Beantwortung.

Es ist eine in der Geschichte der großen geographischen Entdeckungen häufig auftretende Erscheinung, daß die Sucht nach reichlichem und möglichst mühe- und gefahrlosem Erwerb den Impuls zu großartigen Leistungen und Triumphen der Wissenschaft gab; ja wenn wir von den der modernen Zeit angehörenden Unternehmungen absehen, bei welchen allein die wissenschaftliche Ausbeute Zweck und Ziel derselben waren, so finden wir die Thatsache durchgängig bestätigt, daß nur die Perspective auf Gold- und andere Wunderländer den thatendurstigen und kühnen Entdeckern des 16. bis 18. Jahrhunderts die nöthigen Mittel zur Verwirklichung

ihrer weittragenden Pläne an die Hand gab; es genügt, hier nur der Entdecker des Seeweges nach Ostindien und Amerika's zu gedenken. Das Märchen von den fabelhaften Schätzen der beiden fernen Ostreiche Cathay und Cipangu hielt nicht nur einen großen Kreis von Fachmännern, Volk und Herrscher des Landes gefangen, sondern führte auch zu einer stattlichen Reihe von Versuchen, auf zwei neuen Wegen diese Länder zu erreichen, deren Vortheile von den Kosmographen und Navigatoren des 16. Jahrhunderts mit Feuereifer verfochten wurden. Die Lösung der beiden Schwesterprobleme, die Nordwest- und Nordost-Durchfahrt, bildete im 16. Jahrhundert einen der hervorragendsten Gesprächsstoffe an den Höfen Englands und Hollands. Erwerbssucht bevölkerte im 17. und 18. Jahrhundert die nordischen Meere mit ganzen Flotten, das Meer zwischen Grönland und Spitzbergen war nie belebter als zu jener Zeit der Blüthe des Wal- und Robbenfanges. Aus jenen Tagen besitzen wir denn auch eine Reihe von allerdings unverbürgten Nachrichten über kühne Vorstöße einzelner Walfänger bis tief in das Herz der Polarregion hinein, ja selbst über den Pol hinaus.

Diese innigen Wechselbeziehungen zwischen Handelsinteressen und dem Aufschwung der erdkundlichen Entdeckungen, sie gelangen auch in unseren Tagen auf afrikanischer Erde zu prägnanterem Ausdruck, sei es nun, daß der Trader oder der Forscher die Rolle des Pioniers übernimmt und den Pfad für die Nachfolgenden ebnet.

Der scharfe Contrast der physikalischen und klimatischen Verhältnisse im Norden Amerika's zu jenen der nordischen Meere der alten Welt, die auffällig günstigen Verhältnisse der unter der Einwirkung des mächtigen Golfstromes stehenden Gewässer in letzteren erklären es, daß die Versuche zur Auffindung der Nordwest-Passage nach den mißglückten Unternehmungen der beiden Brüder Cabot (John und Sebastian) sowie jener von Frobisher, Gilbert und Davis eingestellt wurden, um erst in unserem Jahrhundert in größerem Umfange wieder aufgenommen zu werden. Durch das unglückliche Ende der Franklin'schen Expedition führten sie 1845 bedingt zur Lösung des Problems, — allerdings nur in wissenschaftlichem Sinne, da Mac Clure, der Entdecker der Nordwest-Passage, die trostlose Strecke von Banks-Land bis zur Beechey-Insel im arktisch-amerikanischen Archipel bekanntlich im Jahre 1851 auf Schlitten zurücklegte.

Ein anderes Bild bietet uns die Entwickelung der Versuche zur Auffindung der Nordost-Durchfahrt. Die Gefahren, welche den um die Südspitze Afrika's nach Indien segelnden Schiffen theils durch die heftigen Stürme des indischen Oceans, die wir heute als gefürchtete Teifune kennen, theils durch die schwunghaft betriebene Piraterie in den ostindischen Gewässern drohten, hatten schon zu Beginn des 16. Jahrhunderts den Wunsch, das Bedürfniß erregt, auf einem näheren und gefahrloseren Wege die Schätze Indiens und Ostasiens auf die europäischen Märkte zu bringen. — Dieser kühne Gedanke nahm im Jahre 1551 eine greifbare Form an und führte in England zur Gründung einer Handelsgesellschaft, welche unter dem Namen der „Moscovitischen Compagnie" das Privilegium erhielt, nach dem hohen Norden Entdeckungsfahrten zu organisiren und mit den neu entdeckten Ländern Handel zu treiben.

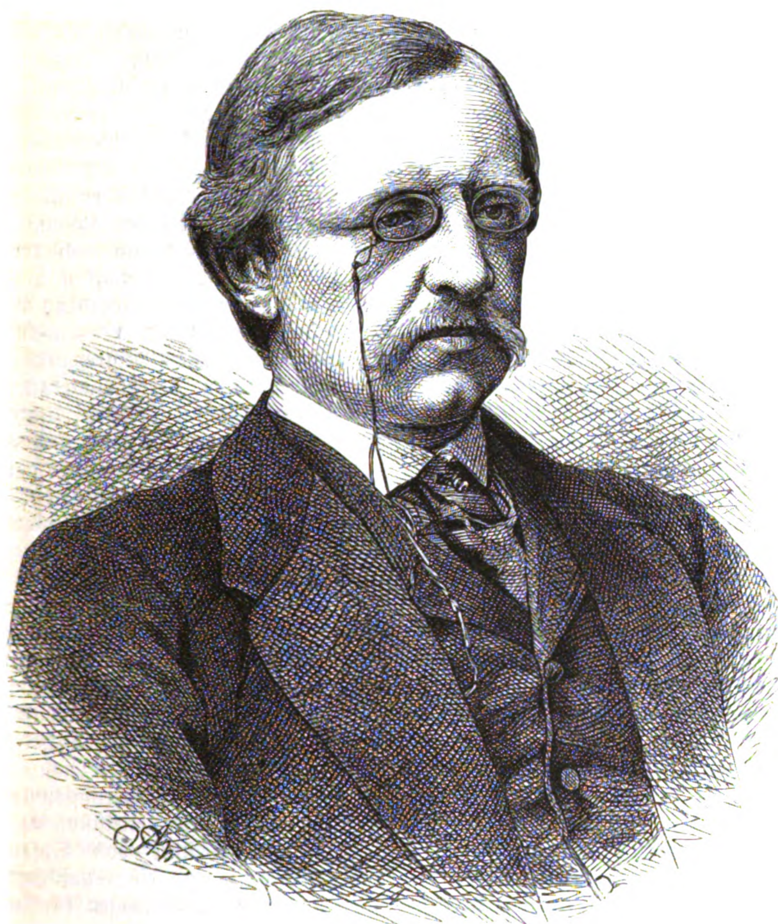
Schon zwei Jahre nach ihrer Gründung unternahm die Compagnie den ersten Schritt zur Ausbeutung ihres Privilegiums und entsandte 1553 Sir Hugh Willoughby, dem Richard Chancellor als Obersteuermann beigegeben war, mit drei Schiffen auf eine Entdeckungsfahrt nach dem hohen Norden.

Daß das Resultat die hochgespannten Erwartungen täuschte, daß die Expedition ein so trauriges Ende nahm, indem der Leiter derselben und die Besatzung zweier Schiffe nach Entdeckung des Gänse-Landes auf Nowaja-Semlja in einem Hafen der Halbinsel Kola der Kälte und dem Skorbut erlagen und nur Chancellor demselben Schicksale entrann, darf uns nicht Wunder nehmen, wir können heute erst die Kühnheit des ganzen Unternehmens richtig würdigen, wenn wir uns vor Augen halten, welcher langen und harten Schule, welcher großen Summe von traurigen Erfahrungen es bedurfte, um die Polarexpeditionen der Neuzeit den tausendfachen Gefahren und Schwierigkeiten gegenüber, welche die Natur den Menschen im

hohen Norden bereitet, widerstandsfähig zu machen und den Erfolg einigermaßen zu sichern.

Das unglückliche Ende des ersten Versuches ließ indeß den Eifer der Compagnie nicht erlahmen, nach kürzeren und längeren Pausen erneuerte sie diese Versuche bis zu Beginn des 17. Jahrhunderts immer ohne Erfolg; am Eise, jener Großmacht der Polarwelt, scheiterte alle Energie eines Burrough, Pet, Jackmann u. A.

Die Rivalität Englands und der Generalstaaten von Holland und Seeland führte schon im Jahre 1594 auch die Holländer auf den Schauplatz dieser Unternehmungen. Der Ehrgeiz der holländischen Kaufherren, Moucheron an ihrer Spitze, erwirkte von der Regierung der erwähnten Staaten die Ermächtigung, eine Expedition zu gleichem Zwecke ausrüsten zu dürfen. Barents, der Führer derselben, segelte denn auch im Jahre 1594 nach Norden; wenn auch glücklicher als seine Vorgänger — er erreichte die Oranieninseln an der Nordküste von Nowaja-Semlja —, das ferne Ziel blieb doch ein ferner Wunsch, und auf seiner zweiten Fahrt im Jahre 1596 fand der muthige Mann im Eishafen an der Ostküste der Nordinsel sein einsames Grab. Barents' Nachfolger, Cornelißon van Hoorn und Bosman, vermochten keine günstigeren Resultate zu erreichen, und die im Jahre 1614 gegründete „Nordische Compagnie“ gab diesen Bemühungen eine



Adolf Erik Nordenskiöld.

veränderte Richtung; für die nach materiellem Erfolge strebenden Handelsgesellschaften hatte das Problem an Anziehungskraft verloren, um so mehr, als der von Jahr zu Jahr reichlicheren Gewinn liefernde Walfang an den Küsten Spitzbergens und Grönlands ihren Unternehmungen ein höchst lohnendes Feld bot. Wohl gaben einzelne thaten- und wagelustige Seefahrer den Gedanken nicht auf und überflügelten, wie z. B. Vlamingh 1664, die Leistungen ihrer Vorgänger, mangelhafte Ausrüstung verhinderte sie jedoch, die Gunst der Eisverhältnisse auszubeuten, und nöthigte sie angesichts eines weithin offenen und schiffbaren Meeres zur Umkehr. Dies in kurzen Zügen die erste Phase in der Entdeckungsgeschichte der Nordost-Durchfahrt.

Als Erbe der Idee trat im 18. Jahrhundert Rußland als Führer auf den Schauplatz. Hier war es der Staat selbst, der alle Kräfte dem Unternehmen widmete und nach reiflich durchdachtem Plane den großen Wurf wagte. Der leitende Gedanke zur Ausführung jener Reihe großartig in Scene gesetzter Expeditionen in den Jahren 1734 bis 1743, welche wir unter dem Namen der „Großen Nordischen" kennen, war der Wunsch Peter's des Großen, seine östlichsten Besitzungen in Kamtschatka auf dem kürzesten Seewege mit dem weißen Meere in Verbindung zu bringen, zugleich aber auch die Ausdehnung der Nordgrenze seines weitläufigen Reiches festgestellt zu wissen.

Schon vorher im Zeitraume 1630 bis 1724 hatten Kronkosacken dem Reiche Peter's alles Land bis an die Gestade des stillen Oceans in friedlichen Zügen erobert, einzelne unter ihnen hatten bei dieser Gelegenheit die Nordküste Sibiriens streckenweise entdeckt, der kühnste unter denselben, Deschnew, sogar in den Jahren 1648 bis 1652 die ganze Nordküste von der Mündung der Lena bis zur Mündung des Anadyr befahren und dabei die Beringstraße entdeckt. Seine Berichte waren leider in den Archiven von Jakutsk begraben, und so kam es, daß die bewunderungswürdige Leistung dieses Mannes, der in gebrechlichen, zur Seefahrt im Eismeere gänzlich untauglichen, flachen Booten (Kotscher genannt) den Kampf mit dem Eise aufgenommen hatte, verschollen war und im Jahre 1728 der russische Seeoffizier Bering sich die Entdeckung der nach ihm benannten Straße zuschreiben konnte.

Nach dem Plane Bering's ging die Regierung der Kaiserin Anna an die Ausführung des großen Unternehmens. Von fünf verschiedenen Stellen, vorzüglich den Mündungen der großen Ströme der europäisch-asiatischen Nordküste, liefen die Fahrzeuge meist paarweise aus, um sich gegebenen Falls gegenseitig unterstützen zu können. Eine ganze Generation kühner, unermüdlicher, von Pflichteifer erfüllter und im Kampfe gegen die Unbilden der arktischen Natur gestählter russischer Seeoffiziere widmete sich der Lösung dieser einen Aufgabe. Es war nach dem damaligen Stande der Technik und Hülfsmittel nichts verabsäumt worden, um den Erfolg zu sichern, und doch — nach neunjährigen aufreibenden Anstrengungen der großen Expedition, deren Baarkosten sich auf 360 000 Rubel beliefen, und trotz der Verarmung der Ansiedler und Eingeborenen in Sibirien, welche unter der Last der Naturalleistungen schwer litten, blieb die Nordost-Durchfahrt ein ungelöstes Problem. Im Westen wie im Osten der Lena setzte eine Eisbarrière, hier nördlich der Jenissei-Mündung, dort am großen Baranow-Felsen, allen Bemühungen ein Ziel, spottete aller Energie und Anstrengung; die Resultate der Expedition jedoch bilden ein unvergängliches Verdienst eines Sterlegow, Prontschitschew, Tscheljuskin, Laptew, Minin u. s. w., bezeichnen eine Summe von bewunderungswürdigen wissenschaftlichen Einzelleistungen, ein denkwürdiges Beispiel von Opfermuth und Pflichttreue und einen unschätzbaren Reichthum von Erfahrungen für unsere Zeit, welcher die Lösung vorbehalten blieb. Als hervorragendste Leistung dieser zweiten Epoche in der Geschichte der Nordost-Durchfahrtsversuche verzeichnen wir Tscheljuskin's Umfahrung des nördlichsten, nach ihm benannten Caps der alten Welt am 21. Mai 1742.

Der Ausgang der großen nordischen Expedition lenkte die Aufmerksamkeit der russischen Regierung und Seefahrer auf die Nothwendigkeit, vorerst das Meer und die den Nordküsten des Reiches vorgelagerten Inseln kennen zu lernen. Alle fol-

genden Unternehmungen — und ihre Zahl ist im Zeitraume 1743 bis 1872 keine geringe — gelten der Entdeckung und Aufnahme der Doppelinsel Nowaja-Semlja, der neusibirischen und Bäreninseln. Besonderes Interesse erregten die dreijährigen, mit seltener Ausdauer und Opferwilligkeit ausgeführten Versuche der beiden russischen Seeoffiziere Anjou und Wrangel, das sagenhafte Land jenseits des Caps Jakan zu erreichen. Obwohl Wrangel in den drei auf einander folgenden Jahren 1821 bis 1823 nicht weniger als 5990 Werst (d. h. mehr als 850 deutsche geogr. Meilen) unter äußerst schwierigen Verhältnissen mit Hundeschlitten auf dem Eise zurücklegte, scheiterten seine Anstrengungen, nicht etwa an unüberwindlichen Schwierigkeiten, die ihm das Chaos der Torossy (Eisberge) bereiten konnte, sondern stets am offenen Meere, das ihm Halt gebot. Dies war die vielbestrittene „Polynia", deren Existenz bis in die jüngste Zeit von einer Seite ebenso hartnäckig bestritten, als sie von der anderen Seite unabläßig vertheidigt wurde. Was zu Schlitten an der mürben Beschaffenheit des Eises scheiterte, das vollführte 45 Jahre später ein amerikanischer Waler zu Schiff; im August 1869 sichtete Capitän Lang das neue Polarland und nannte es Wrangel-Land.

Wir gelangen nunmehr zu einer Phase in der Geschichte der Polarfahrten, welche für die Lösung der Nordost-Durchfahrt von glücklichster Vorbedeutung war und welche den Streit der Geographen über die Schiffbarkeit des Eismeeres von Neuem entfachte, in der Seele des Leiters der jüngsten schwedischen Expedition aber gewiß mit den Entschluß zur Inangriffnahme des Problems reifen ließ. Wir meinen die Fahrten norwegischer Waler und Fangmänner im karischen und ostspitzbergischen Meere. Wieder war es ein nationalökonomischer Impuls, der zu großen wissenschaftlichen Leistungen und Erfolgen den Grund legte, die ihrerseits wieder als Rückwirkung eminent praktische Bedeutung erlangen sollten. Die stetig zunehmende Armuth der spitzbergischen Küstengewässer an Thranthieren zwang die unternehmenden und erwerbslustigen norwegischen Fangmänner, sich nach neuen Jagdgründen umzusehen, und führte sie auf ein ihnen bisher gänzlich unbekanntes Feld, in das karische Meer. Der Name Kara-See hatte bei den Seefahrern keinen guten Klang. Die Ausführungen des russischen Akademikers und Gelehrten E. v. Baer hatten sie als „ewigen Eiskeller" in Bann gethan und arg verrufen. Kein Wunder, daß sie bisher sorglich gemieden war. Nun aber zwang der Erwerb zur Thatkraft und zum Versuche, und siehe da — der erste gelingt über alle Erwartung, — ohne nennenswerthe Schwierigkeit durchkreuzt Johannesen im Jahre 1869 das übel beleumdete Meer. Diese Erfahrung wiederholt sich in noch überraschenderer Weise in den beiden folgenden Jahren 1870 und 1871, so zwar, daß die zahlreichen Fahrten der Norweger in glänzendster Weise die Darstellungen des seiner Wissenschaft zu früh entrissenen A. Petermann rechtfertigten, dessen großes Verdienst es ist, die Schiffbarkeit des Polarmeeres unabläßig verfochten zu haben.

Die Gunst der Eisverhältnisse in diesem Zeitraume ermuthigte zu neuen Anstrengungen, die Zeit, das große Problem der Nordost-Durchfahrt wieder in Angriff zu nehmen, schien gekommen, und die österreichisch-ungarische Nordpolexpedition schrieb seine Lösung auf ihr Programm. Ein Unstern, eine jener zahllosen Constellationen des Eises, die so viele frohe Hoffnungen zu nichte gemacht, bannte den „Tegetthoff" auf der Schwelle der eigentlichen Aufgabe. Vom Eise in Fesseln geschlagen, folgten Schiff und Besatzung den Strömungen des Meeres und der Luft, die es an die Küste des Franz-Josefs-Landes führten.

Schon das Jahr 1874 indeß zeigte wieder völlig veränderte Verhältnisse, und die Fahrt des Capitän Wiggins im karischen Meere machte aller pessimistischen Auffassung ein Ende. Im folgenden Jahre 1875 betritt Prof. A. E. Nordenskiöld dieses Forschungsfeld, um gleich bei dem ersten Versuche den Erfolg an seine Fahne zu fesseln und einer richtigen Auffassung der physikalischen Verhältnisse dieses Meeres Bahn zu brechen. Bevor wir auf seine Leistungen näher eingehen, wollen wir hier ein Bild des Mannes und seiner wissenschaftlichen Laufbahn entwerfen, das uns die Bedeutung seiner späteren Leistungen in um so hellerem Lichte zeigen wird.

Adolf Erik Nordenskiöld wurde als Sohn des bekannten Mineralogen und Directors des finnländischen Bergwesens Nils Gustav Nordenskiöld am 18. November 1832 zu Helsingfors in Finnland geboren und verlebte seine erste Jugend auf dem väterlichen Gute Frugard in Nyland. Nach absolvirten Gymnasialstudien zu Borgo bezog er die Universität in Helsingfors, sich hier den Naturwissenschaften, speciell der Geologie, widmend. Eine anläßlich seiner Promotionsfeier im Jahre 1857 gehaltene Festrede wurde entscheidend für sein ganzes kommendes Leben. Von Begeisterung dictirt, die den Enthusiasmus des künftigen Polarforschers kennzeichnet, erregte sie bei den russischen Behörden, besonders bei dem damaligen Generalgouverneur Grafen v. Berg, Anstoß und ließ es Nordenskiöld gerathen erscheinen, dem kommenden Sturme auszuweichen und nach Schweden zu reisen. Hier fand er gastliche Aufnahme und wurde schon im folgenden Jahre zum Professor und Custos der mineralogischen Abtheilung des Reichsmuseums ernannt, eine Stelle, welche er noch gegenwärtig inne hat. Seine Heimath blieb ihm lange Zeit unzugänglich, und als er sich 1867 um die geologische Professur in Helsingfors bewarb, wurde er trotz der einstimmigen Befürwortung des akademischen Collegiums nicht ernannt.

Die Gastfreundschaft seiner Adoptivheimath war er bald in der Lage zu lohnen, denn seiner Energie verdankte das Stockholmer Museum seine Neugestaltung und außerordentliche Bereicherung. Zu diesem Zwecke unternahm er zahlreiche Reisen in Schweden und Norwegen, Finnland und im Ural und kehrte von jeder mit Schätzen reich beladen zurück.

Sein eigentliches und ihn zur größten Bedeutung emportragendes Arbeitsfeld waren aber die Polarländer, deren Erforschung er sich im Jahre 1858 zu widmen begann. Im genannten Jahre und dann wieder 1861 nahm er an den von Torell geleiteten Expeditionen nach Spitzbergen hervorragenden Antheil, im Jahre 1864 wurde ihm schon selbständig die Leitung einer neuen Expedition übertragen, deren Hauptzweck vorbereitende Untersuchungen für eine Gradmessung Spitzbergens waren und deren Resultate die kartographische Aufnahme des südlichen Theils von Spitzbergen sowie eine reiche Sammlung wichtiger Beiträge zur Kenntniß der Flora und Fauna dieser Inselgruppe bildeten. Nordenskiöld bewies sich aber hier nicht nur als Forscher, dessen umfassenden Untersuchungen wir eine genaue Kenntniß dieser Inselgruppe verdanken, sondern in der Folge auch als enthusiastischer und energischer Agitator für die Erforschung der Polarregionen. Diesen seinen Eigenschaften verdankt er die opferwillige Unterstützung aller seiner späteren Unternehmungen. Seinen energischen, durch die Mitwirkung der Regierung und einiger Förderer, besonders Gothenburger Rheder, unterstützten Bestrebungen gelang es, im Jahre 1868 eine neue Expedition nach Spitzbergen zu organisiren, deren naturhistorische Ausbeute eine äußerst reiche war. Kaum daß die Früchte dieser Forschungsreise geborgen und im Museum systematisch geordnet waren, finden wir Nordenskiöld im Sommer 1870 in Begleitung dreier junger Forscher an der Westküste von Grönland, um auf dem Binneneise die Zug- und Tragkraft der Hunde für Schlittenreisen zu erproben. Unter den auf dieser Reise gewonnenen naturhistorischen Objecten erregten mehrere große meteorische Eisenblöcke besonderes Aufsehen. Seiner rastlosen Thätigkeit und unabläßigen Aneiferung gelingt es, nach sorgfältigen Vorbereitungen im Jahre 1872 eine neue Expedition nach Spitzbergen in Scene zu setzen. Der Plan des Unternehmens ging dahin, mit Renthier-Schlitten von der Nordküste aus möglichst weit nach Norden vorzudringen. Die Absicht Nordenskiöld's scheiterte jedoch an einer Reihe von unvorhergesehenen Zufälligkeiten, die mitgebrachten Renthiere entflohen und das Schiff fror in der Mossel-Bai ein. Die Enttäuschung wurde indeß reichlich durch die wissenschaftlichen Resultate der Ueberwinterung entschädigt, unter denen die meteorologischen Beobachtungen von besonderem Werthe waren.

Der theilweise Mißerfolg dieser Expedition gab in Schweden und auch im Auslande zu manchen ungünstigen Bemerkungen und Bemäkelungen Anlaß; für den energischen Forscher waren sie nur ein Sporn, durch neue erfolgreiche und glänzende Leistungen diese Stimmen zum

Schweigen zu bringen. Seinem klaren und durchdringenden Forscherblick war es nicht entgangen, daß die Erfahrungen der norwegischen Thranjäger im karischen Meere in den Jahren 1869 bis 1871 keineswegs



Ein Samojedengrab auf der Waigatsch-Insel.

einer zufälligen Gunst der Eis- und Witterungsverhältnisse entsprangen, sondern durch physikalische Gesetze bedingt und geregelt sein mußten. Mit dem ihm eigenen Enthusiasmus, gepaart mit voller Energie und der reiflichem Studium entspringenden wissenschaftlichen Ueberzeugung, hatte Nordenskiöld sich dieses neue, in wissenschaftlicher Hinsicht beinahe ganz unerforschte Feld gewählt. Die Hochherzigkeit des Göteborgers Kaufherrn Dr. Oskar Dickson, der sich auch in der Folge als der uneigennützigste und ausdauernde Förderer der schwedischen Polarforschung bewies, setzte Nordenskiöld in den Stand, sein Vorhaben auszuführen. Im Juni 1875 verließ er, wie gewöhnlich von einigen jungen Gelehrten begleitet, mit dem Segelfahrzeuge „Pröven“ den Hafen von

Tromsö und traf schon nach sechstägiger Fahrt an der Westküste von Nowaja-Semlja ein. Durch die Jugor'sche Straße in die Kara-See eindringend, erreichte er schon am 15. August die Mündung des Jenissei und entdeckte dort den prachtvollen Hafen, den er dem Göteborger Kaufherrn zu Ehren Dicksons-Hafen nannte. Das Ergebniß der Reise war außer einer Fülle hochinteressanter Beobachtungen und Sammlungen die Auffindung eines Seeweges nach Sibirien. „Ich selbst" — schrieb Nordenskiöld an Dickson — „hege die lebendige Ueberzeugung, daß jetzt ein neuer Handelsweg eröffnet ist, von dessen Bedeutung man sich leicht eine Vorstellung machen kann, wenn man auf einer Karte von Asien das Flußgebiet des Ob und Jenissei und ihrer Nebenflüsse besonders bezeichnet." In der Jenissei-Mündung trennte sich Nordenskiöld mit einigen Begleitern vom Schiffe, um über Land durch Sibirien und Rußland die Heimreise anzutreten. Die schwedischen Reisenden wurden überall in Rußland enthusiastisch und festlich begrüßt — der freiwillig Verbannte mit Auszeichnung behandelt. Das Schiff hatte indeß die Rückreise in einer überraschend kurzen Zeit zurückgelegt.

Nordenskiöld begnügte sich jedoch nicht mit diesem einmaligen Erfolge, der leicht als eine launische Gabe des Geschicks gedeutet werden konnte und noch immer Zweifler fand, die an der alten überwundenen Hypothese von der unmöglichen Schiffbarkeit des Polarmeeres festhielten. Er war selbst der Erste, der die Richtigkeit seines Ausspruches und seiner Argumente im folgenden Jahre durch die That bewies. Dickson's und Sibiriakoff's, eines der ersten sibirischen Handelsherrn, Munificenz gaben ihm die nöthigen Mittel an die Hand. Mit dem Dampfer „Ymer" verließ er diesmal im Juli 1876 Tromsö und hatte schon nach fünf Tagen Matotschkin-Schar erreicht, welche Straße in einem Tage durchfahren wurde; an der Ostmündung angelangt, bot das karische Meer den Anblick einer einzigen Treibeisfläche dar. Nordenskiöld ließ sich jedoch nicht beirren, segelte im Küstenwasser der Ostküste von Nowaja-Semlja nach Süden zur karischen Pforte und brach sich durch das Treibeis ohne besondere Schwierigkeiten den Weg durch die Kara-See zur Jalmal-Halbinsel; je weiter er nun nach Norden kam, desto eisfreier wurde das Meer, so daß er trotz dieser Hindernisse den Weg von Matotschkin-Schar bis zur Jenissei-Mündung in fünfzehn Tagen zurücklegte. Unter weit günstigeren Verhältnissen wurde die Rückfahrt angetreten. Das muthige und bewußte Vorgehen Nordenskiöld's fand schon im selben und folgenden Jahre Nachahmer, indem Capitän Wiggins 1876 und drei andere Seecapitäne, darunter ein deutscher, 1877 nach der Ob- und Jenissei-Mündung segelten.

Der zweifache und unmittelbar nach einander errungene Erfolg hatte in Nordenskiöld den Plan zur Reise gebracht, das mehr als dreihundertjährige Problem der Nordost-Durchfahrt neuerdings in Angriff zu nehmen. Unbeirrt durch die auf Autorität pochenden Aussprüche mancher seiner Vorgänger von der Unmöglichkeit der Nordost-Durchfahrt, die Erfahrungen und Beobachtungen aller vorhergegangenen Versuche mit kritischem Scharfblicke prüfend, verstand es Nordenskiöld, die Frage über die Möglichkeit sich selbst aus einer ruhigen und objectiven Auffassung der physikalischen Verhältnisse des Meeres erschöpfend zu beantworten. Nordenskiöld zeigt sich hierin als echter Forscher, er unterläßt nichts, was ihm Aufklärung bringen könnte, er untersucht die Gründe des Mißerfolges so vieler mit bewunderungswürdiger Ausdauer und Muth unternommenen Versuche und beutet alle Vortheile aus, welche die moderne Wissenschaft uns bietet. Kein anderer unter den lebenden Naturforschern durfte in so vollem Maße auf einen vollen Erfolg rechnen als Nordenskiöld, der eben bei dem Antritt seiner epochemachenden Reise auf zwanzigjährige, der Entschleierung der Polarwelt gewidmete Thätigkeit zurückblicken konnte und sich dieser Aufgabe mit wahrhaft bewunderungswürdiger Hingabe gewidmet hatte.

Mit vollem Rechte durfte er in seiner den Plan der Expedition erläuternden Denkschrift an den hochsinnigen, Kunst und Wissenschaft fördernden König Oskar II. hervorheben, daß die Entdeckungsreisen, welche in den letzten Jahrzehnten von Schweden nach dem Norden gemacht wurden, schon seit Langem eine wirklich nationale Bedeutung erhalten haben durch

das lebhafte Interesse, das diesen sowohl im eigenen Lande als auch im Auslande entgegengebracht wurde, durch die bedeutenden Summen, welche für dieselben vom Staate und vor Allem von Privaten (in erster Linie von dem rühmlichst bekannten Förderer dieser Bestrebungen, Dr. O. Dickson) geopfert wurden, durch die praktische Schule, welche sie für mehr als dreißig schwedische Naturforscher gewesen sind, durch die wichtigen naturwissenschaftlichen und geographischen Resultate, welche sie ergaben, und durch das Material zu wissenschaftlichen Forschungen, welches durch dieselben dem schwedischen Reichsmuseum zugegangen ist und welches dieses, was arktische Naturobjecte betrifft, zu dem reichsten der Welt gemacht hat. Hierzu kamen Entdeckungen und Untersuchungen, welche entweder schon von praktischer Bedeutung geworden sind oder in Zukunft zu werden versprechen, so z. B. die meteorologischen und hydrographischen Arbeiten, die umfassenden Untersuchungen des Robben- und Walfanges in den Polarmeeren, der Nachweis des früher ungeahnten Fischreichthums an den Küsten Spitzbergens, die Entdeckungen bedeutender Kohlen- und Phosphatlager auf der Bäreninsel und Spitzbergen, welche einst von großer ökonomischer Bedeutung für nahe gelegene Länder werden können, und vor Allem das glückliche Vordringen der beiden letzten Expeditionen nach der Mündung der großen, bis zu den Grenzen China's schiffbaren sibirischen Flüsse Ob und Jenissei.

Die Geschichte der vor ihm unternommenen Versuche zur Ausführung der Nordost-Durchfahrt zeigte Nordenskiöld, daß der die Nordküste Sibiriens bespülende Ocean zwischen der Mündung des Jenissei und der Tschaunbai niemals von dem Kiel eines wirklich seetüchtigen Fahrzeugs gepflügt, viel weniger von einem für die Eisfahrt besonders ausgerüsteten Dampfer befahren wurde, daß die kleinen Fahrzeuge, mit welchen man diesen Theil des Weltmeeres bisher zu befahren suchte, sich niemals weit von der Küste ab gewagt haben, daß sie fast stets einen Winterhafen gerade zu der Zeit des Jahres aufsuchten, wo das Meer meistens eisfrei wird, nämlich im Spätsommer oder Herbst, daß dessen ungeachtet das Meer von Cap Tscheljuskin bis zur Beringstraße sehr oft befahren wurde, wenngleich es Keinem glückte, die ganze oder einen großen Theil der Strecke in einer Schifffahrtssaison zurückzulegen. Nordenskiöld zog weiter den Schluß, daß die während des Winters längs der Küste, aber vermuthlich nicht im offenen Meere gebildete Eisdecke jeden Sommer gebrochen wird und sich zu weit gestreckten Eisfeldern anhäuft, welche vom Seewind gegen die Küste, von südlichen (Land-)Winden hinausgetrieben werden, jedoch niemals weiter, als daß das Eis nach einige Tage anhaltendem Nordwinde zurückkommt, eine Erscheinung, die darauf hinweist, daß das sibirische Meer so zu sagen von dem eigentlichen Polarmeere durch eine Serie von Inseln abgesperrt ist, von welchen wir vorläufig nur Wrangel-Land und die neusibirischen Inseln kennen.

So wie in wissenschaftlicher Hinsicht nichts versäumt wurde, um die Chancen des Erfolges auszunutzen, ebenso große und minutiöse Sorgfalt wurde der Ausrüstung der Expedition zugewendet. Zwei opferfreudige und hochherzige Förderer sicherten die materielle Seite des Unternehmens und gaben dem Leiter der geplanten Expedition alle Mittel an die Hand, den schädlichen Einwirkungen des arktischen Klimas auf die Besatzung des Schiffes mit Erfolg zu begegnen. König Oskar ließ die „Vega“, das Expeditionsschiff, auf der Marinewerft Karlskrona speciell zu dem Zwecke der Eisschifffahrt ausrüsten und bewilligte dem Fahrzeuge die Führung der Kriegsflagge. Als wissenschaftlicher Leiter der Expedition umgab sich Nordenskiöld mit einem Stabe von Gelehrten, welche sich schon auf seinen früheren Forschungsreisen als tüchtige Männer bewiesen hatten, Dr. Almqvist, Dr. Stuxberg und Dr. Kjellmann, während das Commando der „Vega“ in der Hand des bewährten Lieutenants Palander lag, eines Seeoffiziers, dessen Navigationsgeschick der Leiter schon auf der Expedition nach Spitzbergen 1872 bis 1873 kennen gelernt hatte; ihm zur Seite standen die Lieutenants Hovgaard, Nordqvist, Brusewitz und der Lieutenant der königl. italienischen Kriegsmarine G. Bove.

So boten denn Alle vom Chef bis zum letzten Mann der Besatzung Gewähr, daß, mochte auch das weite und altberühmte

Ziel nicht erreicht werden, die Expedition der Wissenschaft reiche Früchte tragen würde, von Nordenskiöld aber durfte man hoffen, daß das Glück ihm treu bleiben und sein Enthusiasmus seine Energie und seine wissenschaftliche Ueberzeugung krönen werde.

Am 4. Juli 1878 verließ die „Vega" den Hafen von Göteborg, vereinigte sich am 18. Juli in Tromsö mit der „Lena", einem Schiffe, welches, auf Kosten Sibiriakoff's mit europäischen Waaren beladen, die „Vega" bis zur Mündung des Lenastromes begleiten, sodann aber stromaufwärts nach Jakutsk vordringen sollte, und wandte dann den Bug nach Nordosten zur Jugor'schen Straße. Ohne einer Spur von Eis zu begegnen, langten beide Schiffe in der Jugor'schen Straße an und ankerten am 30. Juli bei dem Samojedendorfe Chabarowa, woselbst sie die beiden für die Expedition mit Kohlen beladenen Dampfer „Expreß" und „Frazer" antrafen. Der zweitägige Aufenthalt der Expedition gab den Gelehrten vielfach Gelegenheit zu interessanten Forschungen. Das Schleppnetz lieferte reiche Ausbeute an Formen des submarinen Thierlebens, Dr. Kjellmann sammelte neue Beiträge zur arktischen Flora u. s. w. Großes archäologisches und ethnographisches Interesse bot der Besuch eines Opferhügels auf der Insel Waigatsch. Am 1. August setzte das kleine, aus vier Schiffen bestehende Geschwader die Fahrt fort und traf erst nördlich der weißen Insel auf Treibeis, das jedoch so zersplittert und porös war, daß es der Fahrt nicht das geringste Hemmniß verursachte; größeren Aufenthalt gebot ein dichter arktischer Nebel, der die äußerste Vorsicht in der Schifffahrt erheischte. Am 6. August erreichte die Expedition den Nordenskiöld schon wohlbekannten Dicksons-Hafen an der Jenissei-Mündung, der in seiner natürlichen Anlage nichts zu wünschen übrig läßt und voraussichtlich dazu bestimmt ist, in der Zukunft ein Hauptplatz für den Export der Producte Sibiriens zu werden.

Bis hierher war die Expedition zum mindesten auf hydrographisch bekanntem Gebiete vorgedrungen, nun aber führte sie ihre Aufgabe in ein unbekanntes, unerforschtes Meer voller Gefahren und Schwierigkeiten für die Schifffahrt. Am 10. August lichteten „Vega" und „Lena" die Anker und nahmen den Curs nach den an der Mündungsbucht der Pjasina liegenden Kameni-Inseln. Ein dichter Nebel nöthigte zur größten Vorsicht, um so mehr, als die Schiffe eine Menge kleiner, auf den bisherigen Seekarten nicht verzeichneter Inseln passirten. Am folgenden Tage zeigten sich vereinzelte Eisschollen, ohne jedoch die Fahrt zu hemmen, im Gegentheil boten sie den Vortheil, den Wellenschlag zu dämpfen, was die physikalischen Untersuchungen, die Arbeiten mit dem Schleppnetze und die Forschungen begünstigte, auch war das Eis ausschließlich sehr verwittertes Baieis. Trotz des ungewöhnlich dichten Nebels, der die Fahrt in dem seichten und holmenreichen Meere auf das äußerste erschwerte, wurde die Fahrt fortgesetzt. Lieutenant Palander bewies sich während derselben als ein Meister in der Navigation, und verdient diese außerordentliche Geschicklichkeit um so mehr unsere Anerkennung, als die ihm zu Gebote stehenden Seekarten die Küstenlinie um mehr als $4^1/_2$ Längengrade zu östlich angaben. Allmälig nahm der Salzgehalt des Meeres zu, die Temperatur desselben ab, während das organische Leben am Grunde des Meeres immer reicher wurde und dem Zoologen der Expedition, Dr. Stuxberg, eine Menge prachtvoller reiner Seesterne, darunter z. B. große Exemplare der merkwürdigen Crinoiden, lieferte, hingegen war das Meer an warmblütigen Thieren arm, das höhere Pflanzen- und Thierleben auf den Inseln, an welchen des Nebels wegen zuweilen angehalten wurde, äußerst dürftig. Für die Untersuchungen, welche seit längerer Zeit von den Naturforschern des Nordens über die an den Küsten vorkommenden lebenden und fossilen glacialen Thierformen angestellt werden, werden diese Sammlungen von Eismeerformen von großem wissenschaftlichen Interesse sein, indem sie Fragen berühren, welche für die Kenntniß des letzten Periodenwechsels der Geschichte unseres Erdkörpers von Wichtigkeit sind.

Am 14. August traf die Expedition im Sunde zwischen der Taimyr-Halbinsel und dem Festlande der westlichen Taimyr-Halbinsel ein und verweilte hier in einem ausgezeichneten Hafen, welcher der vielen vom Meeresgrunde heraufgeholten Actinien

halber Actinia-Hafen genannt wurde, bis zum 18. August klares Wetter abwartend. Das Land war schneefrei und mit einem grau-grünen Pflanzenteppich bedeckt, der aus einem dichten Gemisch von Grasarten, Moosen und sonstiger niederer Vegetation bestand.

Es war bisher eine unvergleichlich schöne Fahrt; im Süden stand das Taimyrland feuerroth in der Mitternachtssonne, welche von der Refraction hoch über den nördlichen Horizont gehoben wurde, während das Eis sich in den Lüften spiegelte und die phantastischsten Formen annahm. Am 18. August schlug der Wind um, das Eis trieb ab und gab der Expedition die Bahn frei. Ueber die Fahrt von Actinia-Hafen bis Cap Tscheljuskin, der Nordspitze der alten Welt, sei es uns gestattet, die Worte Dr. Stuxberg's hier anzuführen. „Endlich nahte der bedeutungsvolle Tag, der 19. August. Den 77. Grad nördl. Br. passirten wir zur Mitternachtszeit, und um 1 Uhr Morgens bekamen wir die Westküste



Das Samojedendorf Chabarowa in der Jugor'schen Straße. Nach einer Skizze des Lieutenants Hovgaard.

der östlichen Taimyr-Halbinsel in Sicht. Der arge Nebel, welcher uns seit unserer Abfahrt von der Mündung des Jenissei verfolgt hatte, dauerte an; nur dann und wann schob die niedrige Küstenstrecke ein schmales Eisband vor, welches noch mit dem Strande in Verbindung stand. Wir gingen den ganzen Tag auf dem Deck auf und ab, neugierig nach Nordosten ausspähend, um nicht des ersten möglichen Anblicks von Cap Tscheljuskin verlustig zu werden, dem Ziele unserer geistigen Träume, dem Gegenstande unserer täglichen Unterredungen und unserer Studien."

Ohne das Land selbst zu sehen, sondern dem Eisrande desselben folgend, steuerte die „Vega“ vorwärts und erreichte gegen Abend des 19. August die von Tscheljuskin angegebene kleine Bucht westlich von der Nordspitze Asiens. Mit wehender Flagge an allen Masten und die ehrwürdige Nordspitze der alten Welt mit fünf Schüssen salutirend, fuhr die „Vega“ stolz in die kleine Bucht hinein. Um das Fest zu einem vollständig freudigen zu machen, brach die Sonne durch den Nebel und begoß mit ihren dunkelglühenden Strahlen ein hohes, schneebedecktes Gebirge im Hintergrunde. Von der Spitze eines großen Eisbergs stierte ein Bär die seltsamen Gäste an, entzog sich aber schnell den Blicken, als ihn einige Schrammschüsse getroffen. Nach 136 Jahren betrat wieder eines Menschen Fuß dieses in nordische Einsamkeit versunkene Land. Die erste und wichtigste Etappe der Nordost-Durchfahrt war erreicht, unter Umständen, welche die kühnsten Hoffnungen überflügelten — vom Eise fast unbehelligt. Cap Tscheljuskin wird von einer niederen Landzunge gebildet, welche durch die Bucht, in der die „Vega“ Anker geworfen, in zwei Theile getheilt ist; die astronomische Bestimmung ergab für die nördlichere und östliche Spitze 77 Grad 40 Min. nördl. Br. und 104 Grad 1 Min. östl. L. von Greenwich. Eine Berghöhe säumte den östlichen Strand und erhob sich gegen das Innere des Landes scheinbar bis zu 1000 Fuß Höhe. Sowohl das Flachland als die Berge zeigten sich schneefrei. In landschaftlicher Hinsicht war das Bild von höchster arktischer Einsamkeit, das Thierleben auf dem Lande wetteiferte mit dem höheren Pflanzenleben an Dürftigkeit.

Am Mittag des 20. August setzten beide Schiffe ihre Fahrt in einem fast eisfreien Meere fort, so daß Nordenskiöld sich der Hoffnung hingab, in gerader östlicher Richtung bis zu den neusibirischen Inseln eine offene See zu finden. Doch schon in der Nacht des 22. August zwangen dichte und zusammenhängende Treibeisfelder die Expedition, den Curs nach Süden zu richten und der Ostküste der östlichen Taimyr-Halbinsel entlang zu segeln. Am Strande der Küste gewahrte die Expedition die Ruinen einer Hütte, welche Prontschitschew am 26. August 1736 besucht hatte. Die Fahrt gestaltete sich immer schwieriger, und in Sicht der Preobraschenski-Insel in der Mündungsbucht der Chatanga mußte Lieutenant Palander mit äußerster Vorsicht manövriren, da die Küste auf der Karte nahezu um 4 Längengrade zu weit nach Osten angegeben war, so daß die Expedition auf einer Strecke von 500 km über einen Raum segelte, welcher auf der Karte als Land bezeichnet war, und das Meer nur 5 bis 8 Faden Tiefe hatte. Das Wetter wurde immer besser und heller, das Meer vollkommen eisfrei; in entsprechender Entfernung von der Küste passirte die Expedition die Mündungen der sibirischen Flüsse Anabara und Olenek und traf am 27. August nördlich der Lena-Mündung wohlbehalten ein. Hier schied die „Vega“ von ihrem Begleitschiffe, der „Lena“, dem ersten europäischen Fahrzeuge, das die Fluthen der Lena bespülten; ihrer Bestimmung gemäß drang sie das Lena-Delta stromaufwärts vor, um Jakutsk zu erreichen und dort zu überwintern. Die „Vega“ setzte hingegen ihren Curs nach Osten fort, begünstigt von eisfreiem Meere und einer frischen Brise. Der Plan Nordenskiöld's, an einer der neusibirischen Inseln anzulegen und naturwissenschaftlichen Untersuchungen und Sammlungen zu obliegen, kam nicht zur Ausführung, denn die See wurde in Sicht dieser Inseln so seicht und war mit dünnem Eise belegt, daß der Versuch, sich den Inseln zu nähern, der tiefgehenden „Vega“ gefährlich werden konnte. Verlockend war der Besuch derselben für den Naturforscher Nordenskiöld jedenfalls, allein angesichts des nautischen Erfolges seiner Expedition, der leicht durch einen mehrtägigen Aufenthalt vereitelt war,

mußte das Interesse des Naturhistorikers zurücktreten. Häufiger als auf dem Festlande in den ausgedehnten Eiswüsten der sibirischen Tundra bedecken Mammuths-überreste den Strand dieser Inseln. Einige Sandbänke waren derart mit solchen Ueberresten angefüllt, daß sie Decennien hindurch den russischen Pelzjägern (Promyschlenniks) eine reiche und lohnende Ausbeute lieferten. Die Untersuchung dieser Lagerstätten ist für die Kenntniß der Geschichte unserer Erde von außerordentlicher Wichtigkeit, und es zeigt sich der selbstlose Forschungsdrang Nordenskiöld's im hellsten Lichte, wenn wir erfahren, daß er, kaum von seiner epochemachenden Reise zurückgekehrt, auch schon den Plan einer Forschungsreise nach diesen Mammuthlagern ins Auge faßt.

Ohne Schwierigkeit wurde noch der Sund zwischen dem Festlande und der südlichsten der neusibirischen Inseln durchschifft und die Bären-Inseln bei eingetretenem dichten Schneefall am 3. September erreicht, die über 300 Seemeilen lange Strecke von der Ljachow-Insel zu den Bären-Inseln in der überraschend kurzen Zeit von drei Tagen zurückgelegt, ein Beweis, daß die „Vega" vom Eise in kaum nennenswerther Weise belästigt wurde. Alle Versuche, nach Norden zu Vorstöße zu machen, scheiterten jedoch an undurchdringlichen Eismassen. Bis hierher glich die Fahrt der Expedition viel mehr einer Sommerfahrt an Europa's Nordküsten als einer arktischen — wir suchen in den Annalen der Polarexpeditionen vergebens nach ähnlich glücklichen Fahrten —, am 4. September jedoch begann das Eis seine Macht das Schiff fühlen zu lassen, es trat als Gebieter auf, dessen Willen der Mensch folgen mußte. Die „Vega" wurde nun genöthigt, das eisfreie Fahrwasser an der Küste aufzusuchen, aber auch dieses wurde immer schmaler und schmaler, die Tiefe des Meeres nahm zugleich in höchst beunruhigender Weise ab. Mit jeder weiter nach Osten zurückgelegten Seemeile wurden die Passagehindernisse immer größer, die Nächte wurden dunkel, das Meer so voll von Eis, daß die Fahrt während der Nacht eingestellt und das Schiff an einer oder der anderen Grundeisscholle festgeankert werden mußte. Kaum war die „Vega" dem Lande nahe gekommen, als zwei Boote von der Bauart der Aimaks der Eskimofrauen sich dem Schiffe näherten, — die ersten Menschenwesen, seitdem die Expedition das Samojedendorf Chabarowa verlassen hatte. Es waren Küsten-Tschuktschen; von der Besatzung des Schiffes freundlich empfangen, fühlten sie sich bald an Bord heimisch und begehrten lebhaft nach Tabak.

Da die Fahrt der beständig sich mehrenden Eishindernisse halber oft unterbrochen werden mußte, fanden Nordenskiöld und seine wissenschaftlichen Begleiter wiederholt Gelegenheit, ans Land zu setzen und mit den Eingeborenen in Verkehr zu treten. Die Aufnahme der Reisenden war überall eine sehr gastfreundliche, das Gerücht der Ankunft derselben hatte sich rasch verbreitet, und die Zahl der Besucher vermehrte sich sehr schnell. Für Geldgeschenke mangelte den Eingeborenen jeder Sinn, gierig griffen sie dagegen nach Wollhemden in glänzenden Farben, Tabak, Nadeln, Eisengeräthe — und Branntwein, für welchen sie Alles opferten. Nordenskiöld lernte in ihnen übrigens schlaue und berechnende Handelsleute kennen, die stets bemüht waren, die Europäer zu übervortheilen, und in kindischen Unwillen ausbrachen, wenn ihre List sich fruchtlos erwies. Eine interessante Entdeckung machte die Expedition in der Nähe des Caps Irkaipi, sie stieß hier auf die Ruinen eines Dorfes, das einst von einem Onkilon genannten Volke bewohnt war, dessen Bevölkerung vor mehreren Jahrhunderten von den Tschuktschen verdrängt wurde und über dessen letzte Kämpfe bei den Tschuktschen verschiedene romantische Sagen verbreitet sind.

In der Nacht zum 11. September bezog sich das Meer mit einer dicken Kruste von neuem Eis, und bald hemmte ein Gürtel dichten Eises die Fahrt gänzlich; erst nachdem in mehrstündiger mühseliger Arbeit mit den Aexten ein Canal durch denselben gehauen war, konnte die „Vega" die Fahrt fortsetzen; in stetem Kampfe mit dem Eise mußte das 16 bis 17 Fuß tief gehende Schiff oft in einer nur 3½ bis 4½ Faden tiefen, schmalen Rinne sich mit größter Vorsicht fortbewegen. Dank der über alles Lob erhabenen Führung des Schiffes durch Lieutenant Palander gelang es, wenn

auch unter großen Schwierigkeiten, die Koliutschin-Bai zu kreuzen, an deren Ostseite die „Vega“ vor Anker ging. Noch einige Tage des schönen Wetters und des Ansturms der eben herrschenden Südwinde, und die Pforte des stillen Oceans war erreicht, der Triumph ein vollständiger. Die Nacht auf den 28. September zerstörte indeß alle Hoffnungen, es trat Windstille ein, die Temperatur sank unter 0 Grad, das Meer bedeckte sich trotz der geringen Kälte mit neuem Eise, welches die vor der Küste angehäuften Treibeisfelder fest verband und die schmale eisfreie Rinne längs der Küste auf ein Minimum einschränkte. Am 28. Sept. gelang es noch der „Vega“, die Koliutschin-Bai zu passiren — weiter gab es aber keinen Weg mehr. Die folgende Nacht trieb ein starker nördlicher Wind immer größere Eismassen an die Küste, die Temperatur sank nach und nach bis zu 26 Grad Kälte. Das junge Eis wurde bald 2 Fuß dick und schlug die „Vega“ in Fesseln; die Hoffnung, noch in diesem Jahre befreit zu werden, war damit begraben. Hundertfünfzehn Meilen nur von der Beringstraße entfernt, unter 67 Grad 5 Min. nördl. Br. und 173 Grad 30 Min. westl. L. von Greenwich, in der Nachbarschaft der Tschuktschen-Zeltplätze Pitlekai und Jintlen, in der Entfernung einer Seemeile von der Küste an einer Eisscholle festgekoppelt, bezog die „Vega“ ihren Winterhafen.

„Diese Einschließung so nahe dem Ziele,“ schreibt Prof. Nordenskiöld, „ist das Mißgeschick gewesen, mit welchem ich mich während meiner Eismeerreise am schwersten versöhnen konnte, aber ich werde mich mit dem in der Geschichte der Eismeerreisen fast beispiellosen Resultate, welches bereits erreicht ist, mit unserem Winterhafen und mit der Aussicht, nächsten Sommer unsere Expedition fortsetzen zu können, trösten. Die meteorologischen und magnetischen Beobachtungen eines Winters an dieser Stelle, die geologischen, botanischen und zoologischen Untersuchungen, zu welchen die Ueberwinterung uns Anlaß giebt, haben übrigens genügendes Interesse, um die Beschwerden und Mühen zu vergessen, welche eine Ueberwinterung hier mit sich bringt.“

Das Erscheinen der „Vega“ rief unter den Insassen der beiden Tschuktschen-Zeltplätze große Erregung hervor, Männer, Frauen, Kinder und Hunde sprangen wie wild längs des Strandes auf und nieder und gaben ihren Wunsch, an Bord zu kommen, deutlich zu erkennen, um Branntwein und Tabak einzutauschen. Nach verschiedenen anfänglich mißglückten Versuchen gelang es schließlich einem überfüllten Lederboote, in die Nähe der „Vega“ zu kommen, und später, als das Eis sich stark genug erwies, wurde die „Vega“ von nah und fern sogleich von zahllosen Eingeborenen besucht. Die Besuche wurden immer gastlich aufgenommen, und dies um so mehr, als sich die Leute gutmüthig und ehrlich erwiesen, nur wurden sie später durch ihre jedes Selbstgefühl verleugnende Bettelei und ihre ebenso dreisten als thörichten Versuche, beim Tauschhandel zu übervortheilen, unbequem.

Es kann an dieser Stelle nicht unsere Absicht sein, eine ethnographische Schilderung dieses in vieler Hinsicht interessanten Volkes zu geben; Lieutenant Nordqvist, welcher sich der Aufgabe unterzog, die Sprache und das Volk selbst zu studiren, hat ein umfassendes Bild desselben ausgearbeitet, das der Veröffentlichung harrt.

Es bedarf keiner besonderen Betonung, daß die Ueberwinterung der „Vega“ an dieser Stelle die Wissenschaft mit den werthvollsten physikalischen und naturhistorischen Beobachtungen und Sammlungen bereicherte. Wir müssen uns hier darauf beschränken, die Resultate und ihre Bedeutung in kurzen Zügen zu erwähnen. In erster Linie sind die meteorologischen und magnetischen Beobachtungen hervorzuheben, welche den ersten ausführlichen Beitrag zur Kenntniß der Witterungsverhältnisse auf der Tschuktschen-Halbinsel liefern, die durch die Erscheinung monsunähnlicher Westwinde während des Winters sowohl für die Klimatologie Sibiriens als auch für das Studium der Teifune und Monsune an den Küsten Japans und China's von Bedeutung sind. Eine Serie stündlicher, allen Anforderungen der exacten Wissenschaft entsprechender meteorologischer Beobachtungen an einem der bisher unerforschtesten Thorwege in das Innere der Polarregion wird zuverlässig uns der Lösung mancher Fragen näher bringen, welche die Meteorologen des

Continents beschäftigen, Fragen, welche für das Studium der die Witterungsveränderungen bedingenden Gesetze von hervorragendster Bedeutung sind. Von großem Interesse sind die Beobachtungen, welche die Gelehrten der Expedition bei dem Gefrieren des Quecksilbers machten.

Trotz der relativ niedrigen Breite des Ueberwinterungshafens konnte die Expedition bedeutende Kältegrade verzeichnen, welche am 25. Januar 1879 45,7 Grad und am 2. Februar 43,8 Grad erreichten; Dank der umfassenden Fürsorge des Chefs der Expedition kam aber trotz solcher tiefen Temperaturgrade kein einziger Skorbutfall vor, wie denn überhaupt der gute Geist, der alle Theilnehmer der Expedition beseelte, die Beschwerden einer arktischen Ueberwinterung kaum fühlbar machte, eine Thatsache, die um so wohlthuender von den Erfahrungen vieler Expeditionen aus früheren Decennien absticht.

Eine äußerst wichtige Untersuchung stellte Lieutenant Palander an, indem er stündlich während der Dauer von sechs Monaten die Wasserhöhen messen ließ. Das Resultat dieser Messungen ergab, daß der Unterschied zwischen Ebbe und Fluth nicht mehr als 18 cm betrug, woraus sich leicht der Schluß ziehen läßt, daß das nördlich der Beringstraße befindliche Wasserbassin keine bedeutende Ausdehnung besitzen und mit dem großen Weltmeere nur durch schmale Straßen in Verbindung stehen kann. Von nicht minderer Bedeutung ist die Erfahrung der Expedition, daß selbst im Winter das Meer in einer gewissen Entfernung von der Küste und in beträchtlicher Ausdehnung offen bleibe; die mythische Polynia der sibirischen Eingeborenen ist keine Sage, sie darf nicht mehr als eine Reihe beschränkter offener Wacken aufgefaßt werden, sie ist thatsächlich eine offene und schiffbare Wasserstraße im Herzen des sibirischen Eismeeres. Welchen hydrographischen und physikalischen Verhältnissen sie ihre Entstehung verdankt, bleibt noch eine offene Frage, — doch die Thatsache kann fernerhin nicht mehr geleugnet werden.

Von größter Wichtigkeit für spätere Expeditionen nach und durch diesen Theil der Polarregion sind die von Lieutenant Nordqvist eingesammelten Nachrichten über die Eisverhältnisse in den einzelnen Jahreszeiten. Die Aussagen der an verschiedenen Abschnitten der Küste wohnenden Tschuktschen beweisen, daß das Meer hier vom Monat Mai oder Juni an bis Ende September oder spätestens Mitte October immer eisfrei sei und mit Sicherheit die Durchfahrt gestatte. Nur bei anhaltendem Nordwinde sammelt sich auch im Sommer zuweilen Eis in der Nähe des Strandes, verschwindet aber sogleich bei eintretendem Südwind wieder, und zwar selbst im Winter.

Von hohem Interesse und großer Wichtigkeit für die Lösung einer Reihe von Fragen pflanzen- und thiergeographischer Natur sind die zoologischen und botanischen Beobachtungen und Sammlungen, welche von der Expedition gemacht wurden. — Nach jeder Richtung war die herbe Geduldsprobe, welche die Ueberwinterung den Mitgliedern der Expedition auferlegte, der Wissenschaft nutzbringend.

Die etwas verworrenen Nachrichten amerikanischer Walfänger über das Schicksal der „Vega", welche im Winter 1878 bis 1879 von San Francisco aus durch Europa drangen, erweckten hier, besonders in Schweden, lebhafte Besorgnisse. Sowohl Sibiriakoff, welcher den Dampfer „Nordenskiöld" auf seine Kosten in Malmö ausrüsten ließ, als auch J. Gordon Bennett, der rühmlichst bekannte Herausgeber des „New-York Herald", der die „Jeanette" in San Francisco bereit halten ließ, wollten auf diese Nachrichten hin im Frühjahr 1879 der „Vega" zu Hülfe kommen. Glücklicherweise bedurfte dieselbe keiner Hülfs- oder Rettungsexpedition.

Am 18. Juli 1879 um 1½ Uhr Nachmittags lösten sich ganz unerwartet die Eisbande, welche 294 Tage hindurch die „Vega" gefangen gehalten hatten. Ohne einen einzigen Mann durch Krankheit oder Unglücksfälle verloren zu haben, trat die Expedition die Weiterfahrt an, die nunmehr nur eine Siegesfahrt war. Neue wissenschaftliche Untersuchungen waren die Veranlassung, daß die „Vega" nicht direct ihren Curs nach Japan nahm, sondern einige Wochen noch dem Studium von Land und Leuten an den Küsten der Beringstraße und auf den aleutischen Inseln opferte.

Am 20. Juli wurde das Ostcap erreicht, zur Feier des bedeutungsvollen

Momentes die schwedische Flagge gehißt, — nach 326 Jahren war endlich das Ziel erreicht, dem so viele Fahrzeuge und Menschenleben geopfert wurden, die Nordost-Durchfahrt, von so vielen und bedeutenden Seefahrern als unmöglich bezeichnet, eine vollendete Thatsache. Die „Vega“ steuerte nun zunächst nach der St. Lorenz-Bucht, welche etwas südlich der Beringstraße in die Tschuktschen-Halbinsel einschneidet, wandte sich von hier nach Port Clarence auf der amerikanischen Seite der Beringstraße, kehrte nach mehrtägigem Aufenthalte wieder zurück an die asiatische Seite und richtete den Curs nach der St. Lorenz-Insel und sodann nach der Beringsinsel, wo sie am 14. August eintraf. Hier endete der große Seefahrer des 18. Jahrhunderts, welchem die Insel und Straße ihren Namen verdanken. Von dem zu jener Zeit so häufigen Riesenthiere, der Seekuh (Rhytina Stellari), das seither gänzlich verschwunden ist, fand Nordenskiöld einige leidlich erhaltene Skelettheile.

Am 19. August verließ die „Vega“ die Beringsinsel und steuerte direct nach Jokohama. Der 31. August brachte ein heftiges Unwetter, bei welchem der Blitz den Hauptmast der „Vega“ spaltete und einige Matrosen leicht verwundete, ohne indeß weiteren Schaden anzurichten — es schien ein Grollen des Oceans ob des über ihn im Norden errungenen Sieges. Am 2. September in später Abendstunde warf die „Vega“ im Hafen von Jokohama die Anker, von den Flaggenzeichen aller dort ankernden Schiffe feierlich begrüßt.

Das ferne, fabelhafte Ostreich Cipangu des 16. Jahrhunderts bereitete der Expedition einen feierlichen und ehrenvollen Empfang, die neugegründete geographische Gesellschaft in Tokio bewillkommnete die modernen Argonauten in einer Festsitzung, — ein Bild, das den Fortschritt, die schöpferische Kraft der Civilisation, der Wissenschaft treffend illustrirt und zugleich die Kluft erhellt, welche unsere Tage von jener fernen Zeit trennt, in welcher der Traum von den Schätzen der Ostreiche so viele Geister umgaukelte.

Obwohl nun die eigentliche Mission der „Vega“ zu Ende ging, blieb die Expedition nicht unthätig; der durch die an der „Vega“ nothwendig gewordenen Reparaturen bedingte längere Aufenthalt in Japan trug reiche Früchte, und unter diesen sei die Acquisition einer großen Zahl (5000) alter japanischer Geschichtswerke hervorgehoben. Der Aufenthalt der „Vega“ in Singapore, auf Ceylon, in Suez und Kairo bezeichnete für die Expedition Tage des Triumphes, eine Reihe glänzender Anerkennungsacte. Im Augenblicke, da wir diese Zeilen schließen, bereitet Italien den nach mehr denn zwanzigmonatlicher Abwesenheit nach Europa heimgekehrten Pionieren der Erdkunde einen begeisterten Empfang auf dem classischen Boden Neapels, der nur von jenem überboten werden mag, welcher der Expedition in der Heimath harrt. Das vollbrachte Werk — eine Großthat ersten Ranges auf dem Gebiete rein menschlicher Geisteskraft und Ausdauer wie auf jenem der erdkundlichen Forschung — ist Gemeingut der ganzen gebildeten Welt, — sein Gelingen wird dem Meister unter allen Auszeichnungen und Ehrenbezeugungen der größte, der schönste Lohn sein.

Ueberblicken wir nun nochmals die Resultate dieser epochemachenden Fahrt, ihre Bedeutung und ihre Folgen. Da ihr Schwerpunkt in der nautischen Leistung liegt, deren Gelingen als maßgebender und leitender Gedanke das ganze Programm kennzeichnet, so mußte die Expedition, so verlockend auch zuweilen die Gelegenheit war, auf Entdeckungen neuer Landmassen im Inneren der Polarregion verzichten, deren Anzeichen die Expedition wiederholt gewahren konnte. Nichtsdestoweniger sind die geographischen Errungenschaften höchst werthvolle, indem die West- und Ostküste der Taimyr-Halbinsel wesentlich berichtigt wurden; minder erheblich sind die Berichtigungen an der Nordküste Ost-Sibiriens, ein Beweis des Pflichteifers und zugleich ein glänzendes Zeugniß für jene Schar russischer Seefahrer und Offiziere, welche im vorigen und zu Anfang des laufenden Jahrhunderts diese Küste erforschten. Von eminenter Bedeutung und größtem Werthe sind, wie wir bereits erwähnt, die geophysikalischen Beobachtungen und die naturhistorischen Untersuchungen und Sammlungen, welche sich über eine Gegend von 90 Längengraden und ein großes Meer erstrecken, das in dieser Beziehung bisher fast ganz unerforscht war.

Die Frage, welche Bedeutung die

Nordost-Durchfahrt für die Entwickelung des Welthandels hat, beantwortet Nordenskiöld in offener und objectiver Weise dahin, daß sie für die Schifffahrt aus dem atlantischen in den stillen Ocean oder umgekehrt niemals als Handelsweg benutzt werden kann, wenngleich es möglich ist, daß sie im Verlaufe weniger Wochen von einem geeigneten, mit erfahrenen Seeleuten bemannten Fahrzeuge noch oft zurückgelegt werden kann und auch werden wird. Ihre eigentliche Bedeutung liegt in der Thatsache, daß die Strecke von Europa nach dem Ob und Jenissei als brauchbarer Handelsweg nachgewiesen ist, der jedes Jahr, in günstigen selbst zweimal zurückgelegt werden kann, und dessen Wichtigkeit für den Aufschwung Sibiriens durch das Vorhandensein eines guten Hafens (Port Dickson) noch erhöht wird. Auch die Strecke Jenissei-Lenamündung hält Nordenskiöld in jedem Sommer practicabel, wenngleich die Wahrscheinlichkeit einer Rückfahrt im selben Jahre sehr gering ist. Die geringsten Chancen bietet die letzte Strecke, von der Lena zum stillen Ocean, und Nordenskiöld hält fortgesetzte Untersuchungen für nöthig, um die Brauchbarkeit dieser Strecke als Handelsweg festzustellen. Die von der Expedition gewonnene Erfahrung beweist aber jedenfalls, daß man vom stillen Ocean nach dem Flußgebiet der Lena billige und schwere Artikel leichter auf diesem Wege als zu Lande befördern könne. Nordenskiöld's Leistung kommt daher in überwiegendem Maße Sibirien zu Gute, seine reichen, zu großem Theile noch unbehobenen Bodenschätze und Naturproducte werden von nun an auf den Pulsadern des sibirischen Landverkehrs, auf der Lena, dem Ob und Jenissei, flußabwärts die Mündungen erreichen und auf dem billigen Seewege den europäischen Markt bereichern; umgekehrt werden die Erzeugnisse der europäischen Industrie, ohne die Schwierigkeiten und Gefahren des zeitraubenden Landtransports, bequem und in kurzer Zeit bis an die Grenzen China's bringen. Rußland aber, das einst dem jungen, aufstrebenden Gelehrten die Rückkehr in die Heimath verwehrte, es hat eine große Dankesschuld an den in voller Schaffenskraft dastehenden Mann abzutragen; seinen weitläufigen Gauen wird die Nachwirkung der That Nordenskiöld's Wohlstand und Gedeihen bringen — ob bald, wird Rußland beweisen müssen, indem es den gebahnten Pfad mit der im 18. Jahrhundert bewiesenen Energie und Ausdauer betritt und immer mehr erweitert. In seinem Interesse liegt es, daß die von Nordenskiöld für unerläßlich erachtete hydrographische Beschreibung der Malygin-Straße und des Insel-Archipels zwischen Port Dickson und Cap Taimyr, die Errichtung von Rettungsstationen längs der Strecke zur That werde, — den Nutzen heimst es ja allein ein.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß Nordenskiöld's Beispiel Nachahmer finden wird, wir sind überzeugt, in nicht zu ferner Zeit; er selbst giebt das Signal zu edlem Wetteifer, indem er kaum von den Mühsalen dieser Expedition sich erholt, schon wieder ein neues Unternehmen plant, das in das Dunkel so vieler wichtiger Fragen der arktischen Geographie Licht bringen soll. Doch nicht allein auf diese näher umschriebene Strecke wird die glückliche Lösung eines altberühmten Problems seine günstige Nachwirkung ausüben, die Polarforschung überhaupt wird neues, reges Leben entfalten, und alle Anzeichen sprechen dafür, daß die von A. Petermann mit voller Hingebung wachgerufene Polarforschung der neuesten Zeit bald die schönsten Früchte tragen wird. Nicht frivole Neugierde, nicht leichtfertige, unbesonnene Wagelust drängen dahin, das Herz der Polarregion der Kenntniß zu erschließen, es ist ein tief begründeter Zug des menschlichen Geistes, nach den innersten und verborgensten Ursachen einer sichtbaren Wirkung zu forschen; wenn dieses aber im Bereiche menschlicher Kraft liegt, warum sollte das Ziel unbegehrt bleiben? Es wird erreicht werden, sei es nun als letztes Resultat langjähriger Erfahrungen und Beobachtungen oder im kühnen, jedoch zweckbewußten Wurfe, und allen trüben Unkenrufen, allen Behauptungen der Unausführbarkeit entgegen, wird dieser Wurf gelingen!



Die orthographische Frage.

Von

Daniel Sanders.

Die „orthographische Frage“ bewegt und erregt augenblicklich nicht bloß die nächst betheiligten Kreise der Schule und des Druckgewerbes, sondern alle Gebildeten und Bildungsbeflissenen in unserem Volke. Die erregten Erörterungen weisen deutlich auf etwas Krankhaftes in dem augenblicklichen Zustande hin, wie ja bekanntlich über sein Befinden der Gesunde weit weniger denkt und spricht als der Kranke oder Kränkliche.

Man ist gewohnt, unsere im allgemeinen Gebrauch im Großen und Ganzen herrschende Schreibweise nach Adelung zu benennen, obgleich sie älter ist als der genannte Meister und dieser sich die Ehre einer solchen Benennung im Voraus verbeten hatte.

„Es ist“ — so sagt Adelung ausdrücklich in seiner vor fast hundert Jahren erschienenen „Vollständigen Anweisung zur deutschen Orthographie“ S. 9 — „es ist ein Irrthum, wenn man glaubt, unsere gewöhnliche Orthographie rühre von irgend einem oder dem anderen berühmten Sprachlehrer her. Besonders pflegt man sie in den neuern Zeiten gern die gottschedische zu nennen, weil man glaubt, Gottsched habe sie der Nation aufgedrungen, obgleich dieser, einige wenige ihm eigene Grillen abgerechnet, weiter Nichts that, als daß er die Orthographie, welche er schon in völligem Gange fand, nach Regeln zu bestimmen und auf zweifelhafte einzelne Fälle anwendbar zu machen suchte. So lang vor ihm Hier. Freyer's ‚Anweisung zur Teutschen Orthographie‘ die gangbarste war, nannte man die herrschende Orthographie die Freyer'sche oder wohl gar die hallische, weil Freyer Inspektor an dem Pädagogio zu Halle war, obgleich auch er sich ganz an die allgemein übliche Orthographie seiner Zeit band. . . Ich verbitte daher im Voraus sehr feierlich die Ehre, unsere allgemein übliche Orthographie, so wie ich sie vortragen werde, in der Folge nach meinem Namen zu benennen, indem ich im Grunde nichts Neues lehren, sondern mich nur bemühen werde, das Alte gründlicher, ausführlicher und fruchtbarer vorzutragen, als vor mir geschehen ist.“

Auch Gottsched hatte ausdrücklich in seiner „Sprachkunst“ (S. 21) erklärt: „Ich mag kein Neuling sein“ — und auch der ältere von Adelung angezogene Hieronymus Freyer sagt in der Vorrede seiner in Halle 1722 erschienenen „Anweisung zur Teutschen Ortographie“ (S. 3):

„Der geneigte Leser wird gar leicht wahrnehmen, daß ich mich bemühet, die ganze Anweisung auf einen gewissen Grund zu setzen und doch den eingeführten usum scribendi, so viel nur immer möglich, nicht nur beizubehalten, sondern demselben auch durch gute Gründe, insonderheit

aber durch eine hinlängliche Analogie, hie und da aufzuhelfen."

Das waren, wie schon diese wenigen Anführungen beweisen, gesunde Zustände einer allmählichen und stetigen Fortentwicklung unserer Rechtschreibung. Männer von anerkanntem Ansehen suchten nicht etwa das Gewordene und Bestehende gewaltsam umzustürzen und in Weisheitsdünkel wirklich oder vermeintlich Besseres dafür der Gesammtheit aufzuzwingen, sondern sie erkannten vielmehr ihre Aufgabe darin, den Schreibgebrauch, wie er allmählich sich entwickelt und geworden, in feste, bestimmte Regeln zu fassen und in diesen nach der Sprachähnlichkeit zugleich auch für die noch schwankenden und zweifelhaften Fälle eine Richtschnur zu finden und zu empfehlen.

Hierbei waren alle Betheiligten wohl berathen: Schreiber und Drucker hatten eine — wenigstens für alle Hauptfragen — feststehende Norm; die Gedanken der Leser wurden nicht durch ungewöhnte und störende Wortbilder von dem Inhalte abgelenkt, die überall oder doch fast überall gleichmäßig auftretenden und sich so dem Gedächtniß fest und sicher einprägenden Wortbilder boten auch für den orthographischen Unterricht die beste Hilfe und Stütze, und da so sich alle Betheiligten wohl befanden, so war — nach einer oben gemachten Bemerkung — damals schwerlich von einer weite und tiefe Schichten des Volkes erregenden orthographischen Frage die Rede.

Damit soll und kann nicht verschwiegen werden, daß sich auch damals orthographische Neuerer aufthaten, darunter manche, wohl geeignet, durch ihre sonstigen Verdienste und das Gewicht ihres Namens eine gewisse Wirkung auszuüben; aber diese Wirkung war und blieb damals doch nur auf enge litterarische Kreise beschränkt, die große Gesammtheit des Volkes blieb davon unberührt und belächelte oder verlachte die unvolksthümlichen Neuerungen, wo sie überhaupt davon erfuhr, als schnell vorübergehende gelehrte Schrullen, und doch werden wir sie später wieder auftauchen und nachwirken sehen.

Ich nenne zuerst Klopstock, der sich namentlich in seinem zuerst 1779 erschienenen Werke „Ueber Sprache und Dichtkunst" theoretisch und praktisch für den Grundsatz aussprach, zu schreiben, wie man spreche (s. meinen „Katechismus der Orthographie", 4. Aufl., S. 7, wo ich auch buchstäblich eine Stelle in seiner Schreibweise mitgetheilt). Er ersetzt die von ihm verworfenen Dehnungsbuchstaben durch ein Dehnungszeichen, nämlich durch ein unter den Vokal gesetztes Häkchen. Sein heutiger Nachfolger Frikke (s. u.) hat dafür den allerdings bequemeren Länge-Strich über dem Vokal gewählt, und mit dieser Abänderung lasse ich zur Veranschaulichung eine kurze Stelle über die großen Anfangsbuchstaben hier folgen:

„Di Alten fangen ni di Benennungen damit an. Di Neuern tūnſ nūr hīr und da, wiſ kömt. Wir schwankten emālſ auch so. Fileicht het ich di grōssen Būchstaben nicht beibehalten sollen. Es ist diſ einer fon dänen Punkten, bei welchen ich one Weitereſ der Mērheit der Stimmen folgen wärde."

Diese Klopstock'sche Schreibweise fand damals kaum Nachfolger, aber Klopstock's verlockendes Beispiel ermuthigte eine Menge der Unberufensten, sich zu sogenannten Sprach- und Schriftverbesserern aufzuwerfen, so daß Wieland 1783 sich veranlaßt sah, im „Deutschen Merkur" seine Stimme gegen die lächerliche und unsere ganze Nation beschimpfende Sprachverwirrung zu erheben, die daraus entstehe, daß nicht nur die Magnaten unserer gelehrten Republik (die dem Volk hierin mit keinem guten Beispiel vorgehen), sondern beinahe Jeder, der Etwas drucken lasse, sich eine eigene Sprache und eine eigene Unrechtschreibung mache.

Obgleich diese Schreibverwirrung, wie gesagt, damals (mit einem Unterschiede ist Alles schon da gewesen!) nicht eben tief in das Volk und in die Schulen eindrang, so weckte oder verstärkte sie doch in allen besseren Köpfen und bei allen wirklichen Vaterlandsfreunden die Erkenntnis, wie nothwendig eine feste Regelung sei, und ebnete so den grammatischen und den oben erwähnten orthographischen Schriften Adelung's die Bahn.

Ueber Wieland aber möge hier bemerkt sein, daß er die im Jahr 1794 begonnenen Ausgaben seiner „Sämmtlichen Werke" mit lateinischen Lettern erscheinen ließ, aber zugleich auch, daß er später,

durch Schaden gewitzigt, seinem Verleger über diesen Punkt schrieb:

„Was dem Unternehmen einer Gesammtausgabe meiner Werke sehr geschadet hat, sind die verwünschten lateinischen Lettern, die wir uns von den Liebhabern der geraden und halbrunden Linien haben aufschwatzen lassen. Ich habe seit drei bis vier Jahren Gelegenheiten genug gehabt, von Herren und Damen aller Klassen und Stände aus ihrem eigenen Munde die Versicherung zu hören, daß sie deutsche Werke lieber mit den sogenannten deutschen Lettern gedruckt lesen als mit lateinischen."*

Auch Joh. Heinr. Voß hat in seiner Homerübersetzung die lateinische Schrift angewandt und dazu noch den gewöhnlichen Hauptwörtern die großen Anfangsbuchstaben entzogen, die er dort nur für die Eigennamen und die Vers- und Satzanfänge (nach Punkt, Ausruf- und Fragezeichen) bewahrte. Aber bezeichnenderweise hat er sich später, z. B. in seinen „Sämmtlichen Gedichten" Auswahl letzter Hand, zu dem allgemein herrschenden Gebrauch, d. h. zu deutscher Schrift und zu großen Anfangsbuchstaben für die Hauptwörter, bekannt.

Im 19. Jahrhundert fand die Adelung'sche Rechtschreibung (wie sie trotz des Meisters Verwahrung überwiegend genannt wurde) in Adelung's Sinn und Geist ihre Aus- und Fortbildung durch eine Menge von Sprachlehrern, unter denen ich nur zwei als besonders wirksam und maßgebend hier namhaft mache: Theodor Heinsius und Joh. Christ. Aug. Heyse. Jener sagt in dem (zuerst 1807 erschienenen) ersten Bande seines „Teut" — hier angeführt nach der 1814 erschienenen 2. Ausg., Bd. 1, S. 421:

„Da also der Deutsche in seiner Rechtschreibung sich dem Ausspruche eines gemischten Gerichtshofes unterwerfen und mehrere Grundsätze zur Entscheidung in streitigen Fällen aufstellen muß, so kann der Grammatiker es auch nicht zugeben, daß die Umformung der Sprache von einem oder dem anderen dieser Grundsätze allein abhängig gemacht und der Gebrauch, dem alle Völker in allen Jahrhunderten gehuldigt, aufgehoben werde; vielmehr muß er solchen bewahren, weil er sich sonst des Mittels beraubt, auf die Veredelung der Sprache und Schrift zu wirken, die beide — nach allen Gesetzen der Natur — nur allmählich fortreisen können und auf dem Wege ihrer Bildung wohl den leitenden und warnenden Finger des Grammatikers, nicht aber die Ruthe des Zuchtmeisters ertragen mögen."

Aus des so umsichtigen und besonnenen Heyse's „Theoretisch-praktischer deutscher Grammatik" aber (zuerst 1814 erschienen) heben wir nach der von dem Sohne, Prof. Dr. K. W. L. Heyse, bearbeiteten 5. Ausg. (vom J. 1838) Bd. 1, S. 198 ff. folgende, sehr beachtenswerthe Worte heraus:

„Richte dich nach dem allgemeinen oder herrschenden Schreibgebrauche deiner Zeit! ...

„Die wenigen modernen Schriftsteller, welche von diesem herrschenden Schreibgebrauche abweichen, können dabei nicht in Betracht kommen... Eine solche auffallende Abweichung von dem durch die besten Schriftsteller einmal festgesetzten und festgehaltenen Schreibgebrauche ist an sich unrecht und allemal schädlich. Sie ist unrecht, weil in der Orthographie, so wie in der Sprache selbst, nicht ein einzelner Mensch, sondern nur die Nation und in dieser die meisten und gültigsten Stimmen entscheiden können, was richtig oder unrichtig ist. Sie ist aber auch immer schädlich, weil sie das an eine gewisse Form der Wörter einmal gewöhnte Auge des Lesers unangenehm stört, das Nachdenken von der Sache abzieht und gewöhnlich den für den Verfasser selbst nachtheiligen Verdacht erregt, daß er nicht wisse, wie man richtig schreibt... Man pflegt zwar solche Neuerungen mit dem Gesetze der Sparsamkeit zu rechtfertigen; aber es fragt sich, ob dieses Gesetz durch Weglassung einiger Buchstaben nicht noch mehr leidet. Was ein Schreiber vielleicht an Zeit dadurch gewinnt, das verlieren Hunderte seiner Leser doppelt und dreifach, wenn sie fast in jeder Zeile an der ungewohnten Form eines Wortes einen Anstoß finden und stolpern. Gewöhnlich sind auch solche Neuerungen nur Wiederholungen alter Vorschläge einzelner, noch dazu unberufener Schriftstel-

* S. meine „Vorschläge zur Feststellung einer einheitlichen Rechtschreibung" II, S. 99.

ler und wirken nicht viel mehr, als daß sie den in der Rechtschreibung Ungeübten nur noch mehr verwirren. Von Erfahrenern und Einsichtsvollern werden sie höchstens besprochen, belächelt und — vergessen. . . Das Auge soll und muß ohne Anstoß über die Schrift hinlaufen, damit der Geist sich ganz ungestört mit dem Vortrage der Sache beschäftigen kann. Dieser Endzweck wird aber am sichersten erreicht, wenn man nicht der Willkür oder dem Eigensinn und der Laune des Einzelnen, sondern dem herrschenden Schreibgebrauche folgt."

Und dabei erkennt Heyse bereitwilligst an, daß der Schreibgebrauch in einer lebenden Sprache kein starr unwandelbarer ist und sein kann, daß er sich vielmehr mit und nach der sich ändernden Aussprache umgestalten muß und daß auch ohnehin leise Berichtigungen und Verbesserungen statthaft und berechtigt sind, — natürlich (nach dem Obigen), so weit sie nicht dem Auge des Lesers sich befremdend und störend aufdrängen.

Der Sohn als Herausgeber und Umarbeiter verweist dazu in einer Anmerkung auf des vortrefflichen Karl Ferd. Becker's „Deutsche Grammatik" S. 400, und wir halten es für angemessen, diese Stelle auch hier einzuschalten.

„Jede Abweichung von dem Schriftgebrauche ist zwar so lange als ein Verstoß gegen die Gesetze der Orthographie anzusehen, als sie nicht von der Mehrzahl der besseren Schriftsteller aufgenommen ist. Eine Neuerung ist jedoch, in so fern sie als ein Versuch zu einer zweckmäßigen Abänderung des Schriftgebrauches anzusehen ist, nicht immer zu tadeln. Hat eine Neuerung wirklich eine größere Zweckmäßigkeit der Orthographie zum Gegenstande, ohne doch gegen die Grundgesetze derselben — das Gesetz der Aussprache und das der Abstammung — zu verstoßen, so wird sie leicht in den Schriftgebrauch aufgenommen. Ist sie aber dem eigentlichen Zweck der Schriftsprache nicht angemessen oder verstößt sie gegen die Grundgesetze der Orthographie, so bleibt sie, wie so viele in neuerer Zeit versuchte Neuerungen, dem Schriftgebrauche fremd."

Heyse hat denn auch bekanntlich in den späteren Auflagen seiner Grammatik (s. Bd. 1, S. 257 ff.) eine solche — von Anderen vorbereitete — Neuerung in dem Verhältnis des ss und ß ein- und durchzuführen gesucht, die dadurch eine weitreichende Verbreitung gefunden, ohne jedoch die herrschende Adelung'sche Schreibweise in diesem Punkte bisher aus dem Gebrauch der überwiegenden Mehrheit zu verdrängen.

Wenn aber Heyse in seinen obigen Aeußerungen von den aus übel angebrachter Sparsamkeit hervorgegangenen unrechten und schädlichen Neuerungen spricht, so hat er dabei, außer Klopstock (s. o.), wohl namentlich den wunderlichen Wolke im Auge gehabt, dessen „Anleit" ꝛc. zwei Jahre vor der 1. Auflage der Heyse'schen Grammatik erschienen war. Es wird genügen, den Titel des Werkes hier buchstäblich herzusetzen.

„Anleit zur deutschen Gesammtsprache oder zur Erkennung und Berichtigung einiger (zu wenigst 20) tausend Sprachfehler in der hochdeutschen Mundart; nebst dem Mittel, die zahllosen — in jedem Jahr den Deutschschreibenden 10000 Jahre Arbeit oder die Unkosten von 5000000 verursachenden — Schreibfehler zu vermeiden und zu ersparen, von Christian Hinrich Wolke. Den Deutschen und den Freunden ihrer Sprache gewidmet. Dresden 1812, empfanglich bei dem Verfasser und Verleger zu $2^2/_3$ Rthlr., bei C. H. Reclam in Leipsig und in jedem Buchladen zu 4 Rthlr."

Von einem solchen Werke, das damals viel Staub aufwirbelte, begreift man leicht, daß es — um Heyse's Worte zu gebrauchen — von Einsichtsvollern belächelt und dann schnell vergessen wurde.

Ein weit ernsterer und gefährlicherer, obgleich Anfangs wohl kaum in seiner nachhaltigen und fortdauernden Wirkung vollständig erkannter Gegner erwuchs dem herrschenden Schreibgebrauch in der „Deutschen Grammatik" von Jakob Grimm, namentlich von der 2. Auflage des 1. Bandes (1822) ab.

Dem unbestritten und unbestreitbar hohen Werthe und Verdienste dieses epochemachenden und bahnbrechenden Werkes, in welchem man mit Recht die Grundlage der heutigen germanistischen Philologie erkennt, soll hier mit keiner Silbe zu nahe getreten werden; aber es muß hier auch, ohne Ansehen der Person, der Wahrheit

zu Ehren, offen und rückhaltlos ausgesprochen werden, daß Jak. Grimm und die sich an ihn anlehnende sogenannte „historische Schule“ an der Erschütterung des von Adelung und dessen Nachfolgern fest geregelten und bis vor wenigen Jahrzehnten im Großen und Ganzen von der Gesammtheit des deutschen Volkes allgemein anerkannten Schreibgebrauches eine wesentliche Schuld tragen.

Zwei von Grimm's Hauptforderungen haben wir schon im vorigen Jahrhundert von Joh. Heinr. Voß in seiner Homerübersetzung in Anwendung gebracht, aber später nicht beibehalten gesehen: den Ersatz der deutschen Schrift durch die lateinische und den Wegfall der großen Anfangsbuchstaben für Substantiva, die nicht Eigennamen sind. Dazu kam als Neues bei Grimm die Forderung, die heutige Schreibweise aus der älteren Gestalt der Wörter nach den von Grimm aufgestellten Gesetzen des Lautwandels zu bestimmen, ohne Rücksicht auf die sich heute in der Aussprache und den Wortformen thatsächlich kundgebenden Kreuzungen, Störungen und Abweichungen von den theoretisch aufgestellten Gesetzen.

Mit welchen Mißständen und — selbst davon abgesehen — mit welchen unüberwindlichen Schwierigkeiten die Ausführung dieser Forderung verknüpft wäre, bedarf wohl keiner Auseinandersetzung; aber wie schwankend und zweifelhaft Jak. Grimm selbst sein ganzes Leben hindurch in der Orthographie gewesen ist, muß hier ausgesprochen werden. Ich führe hierüber einen gewiß unverdächtigen Zeugen an, einen von Jak. Grimm's wärmsten und eifrigsten Anhängern auch in der Rechtschreibung, Dr. K. G. Andresen. In seinem Buche: UEBER DEUTSCHE ORTHOGRAPHIE (Mainz 1855), worin er mit höchst anerkennenswerther Sorgfalt versucht hat, die Schwierigkeiten einer nach seines Meisters Forderungen streng „historischen“ Rechtschreibung möglichst zu überwinden, sagt er S. 8:*

„wie denn wirklich, wenn man ſich der mühe unterziehen will zu vergleichen, in J. Grimms zahlreichen ſchriften ſich kaum ein einziges als nicht unzweifelhaft geltendes wort findet, das immer in gleicher form dem leſer entgegentritt;“ und dazu fügt er in einer Anmerkung:

„Man findet: allmählich, allmälich, allmählig, allmälig; ſchmied, ſchmid, ſchmidt; eßich, eſſich, eßig, eſſig; paſt paſst, paßt; gröſte, gröſste, größte; weize, weizen, waize, weitzen; gewis, gewiſs, gewiß; vornehmlich, vornemlich, vornämlich; kenntnis, kentnis, kenntniſs; reiſich, reiſig, reißig; maß, maaß, mas; überſchwänklich, überſchwenklich, überſchwänglich.“

Alle Nicht-„Germanisten“ im deutschen Volke hatten und nahmen kaum unmittelbar Kenntnis von den gelehrten Arbeiten Grimm's; die „Haus- und Kindermärchen“ dagegen z. B. traten dem Volke in der gewohnten heimischen Schrift und in der allgemein geltenden Rechtschreibung vor die Augen. Aber man wird nach den obigen Mittheilungen begreifen und zugestehen, daß die nicht-germanistischen Leser der Grimm'schen gelehrten Schriften wohl die darin angewandte Schreibweise mit in den Kauf nehmen mochten, aber unmöglich darin ein Muster und eine Richtschnur für eine allgemeine Rechtschreibung des deutschen Volkes erblicken konnten und durften. Allmählich gewann natürlich bei der hohen Bedeutsamkeit Grimm's seine Schreibweise nicht nur bei vielen Germanisten, sondern auch außerdem in einzelnen gelehrten Kreisen etwas Boden; aber wenn Anderen, den Gebildeten wie dem gewöhnlichen Manne,

* Wie man sieht, wendet der auf dem Buchtitel so verschwenderisch mit den großen Buchstaben umgehende Verfasser im Buche selbst lateinische Lettern und für die Substantiva kleine Anfangsbuchstaben an; doch ist er, ähnlich wie J. H. Voß (s. o.), in späteren Schriften auf die deutsche Schrift und die großen Anfangsbuchstaben für die Hauptwörter zurückgekommen. Umgekehrt hat Jak. Grimm sich zuerst (1816 in den „Heidelberger Jahrbüchern“, S. 1092) gegen die lateinischen Buchstaben erklärt, während er sich späterhin — zuletzt in der Vorrede zum deutschen Wörterbuch (s. dort S. LIII) — gegen die „verschnörkelte und verknorzte“ deutsche Vulgarschrift ereifert, wie er an derselben Stelle auch sagt: „sie ist es, die den albernen gebrauch groszer buchstaben für alle substantiva veranlaszt hat,“ und wie er früher mit einem ähnlichen Kraftausdrucke den Ausspruch gethan: „wer grosze buchstaben für den anlaut der substantiva braucht, schreibt pedantisch.“ Bekannt ist W. Wackernagel's Entgegnung (in der Rede über Schulpedanterei): „Große Anfangsbuchstaben der Substantiva jetzt wiederum mit viel Aufhebens abzuschaffen, ist Pedanterei.“

ein deutsches Buch mit lateinischen Lettern, mit kleinen Anfangsbuchstaben für die Hauptwörter und mit allerlei sonstigen Absonderlichkeiten in der Schreibweise zu Gesicht kam, so schüttelten sie wohl verwundert oder lächelnd den Kopf über die „Schrullen" der „gelehrten Sonderlinge", ohne jedoch darin eine Gefahr für die allgemeine deutsche Rechtschreibung zu ahnen. Und eine solche Gefahr trat allerdings erst allmählich merkbar hervor, als zahlreiche Germanisten in den höheren Unterrichtsanstalten auftraten und ihren Schülern die neu erlernte Weisheit mitzutheilen und anzuempfehlen bestrebt waren, damit auch diese sich mit dem so wohlfeilen Ruhme schmücken könnten, sich durch lateinische Schrift, klein geschriebene Substantiva, durch Weglassung der „unorganischen" Dehnungsbuchstaben und Aehnliches mehr von der großen Masse der nicht „historisch richtig" schreibenden Deutschen zu unterscheiden.

Wer diese kleinliche Wirkung der großartigen sprachgeschichtlichen Forschungen Grimm's wahrnahm, mochte immerhin mit leichter Abänderung der bekannten Verse denken oder sagen:

> Wie er sich räuspert und wie er spuckt,
> Das habt ihr ihm glücklich abgeguckt;
> Aber sein Talent, ich meine: sein Geist,
> Sich nicht in solchen Aeußerlichkeiten weist;

jedenfalls aber mußte und muß zugestanden werden, daß hier in der hochmüthigen Absonderung der germanistisch Gelehrten oder gelehrt scheinen Wollenden eine Erschütterung der bis dahin im Großen und Ganzen feststehenden deutschen Rechtschreibung vorbereitet wurde oder für den Aufmerksamen bereits sichtbar hervortrat.

Als ich daher vor nahe einem viertel Jahrhundert (1856) als Vorbereitung und Vorläufer meines deutschen Wörterbuches die 1. Auflage meines „Katechismus der deutschen Orthographie" veröffentlichte, machte ich in dem Vorwort folgende Andeutungen, die hier zu wiederholen wohl verstattet sein wird:

„Hat man wohl hin und wieder die Orthographie ein Gewand der Sprache nennen wollen, so erscheint mir — man denke dies auch noch so eng dem Körper sich anschmiegend — die Bezeichnung jedenfalls zu äußerlich, zumal bei einer Schriftsprache mit ausgebreiteter Litteratur. Die Orthographie ist vielmehr die Form, in welcher die Sprache dem Auge sich darstellt mit derselben Deutlichkeit, Klarheit und Bestimmtheit, wie das gesprochene Wort dem Ohre. Aus dem innersten Wesen der Sprache hervorgegangen; mit der lebendig sich entwickelnden sich fort- und umbildend; nie getrennt und nie zu trennen von dem gesprochenen Wort, dessen stetige Einwirkung sie erfährt, indem sie gleichzeitig darauf — minder hervortretend freilich — zurückwirkt, ist diese Darstellungsform der Sprache für das Auge gewiß mehr als ein bloßes Gewand, das etwa mit einem anderen vertauscht werden könnte.

„Meinen hieraus wohl erkennbaren Standpunkt in Behandlung der Orthographie und — wie ich hinzufügen darf — der Sprache überhaupt würde ich gern als den geschichtlichen bezeichnen, müßte ich nicht die Mißdeutung befürchten, zu der sogenannten oder doch wenigstens so sich nennenden historischen Schule gezählt zu werden, die doch die lebendige Fortentwicklung der Sprache verkennt, indem sie die heutige nach der früheren modeln zu können wähnt und so in der Orthographie z. B. unsere deutschen Buchstaben, wie sie in und mit der Sprache sich entwickelt haben, ferner die großen Anfangsbuchstaben der Hauptwörter, die Dehnungsbuchstaben &c. verbannen will, ohne zu erwägen, daß, schon vom äußerlichsten Standpunkte aus, dem entwickelten Körper das Gewand des Kindes nicht mehr paßt. Mir erscheint es vielmehr als wahrhaft geschichtliche Behandlung der Sprache, anzugeben, wie sie sich in der That entwickelt hat, nicht, wie nach irgend einem ‚System' sie sich hätte entwickeln können; Sprach- und Schriftgebrauch gelten mir als Erzeugnis des rastlos wirkenden Volksgeistes, das der Sprachforscher nicht etwa ‚machen', sondern anerkennen und, so weit er kann, in seinen Gründen erkennen soll, überzeugt, daß der Volksgeist überall das Rechte schafft, das der modelnden und bessernden Hand des Einzelnen nicht bedarf. — Daß in der Orthographie der heutige Gebrauch, wobei Abweichungen Einzelner natürlich nicht in Anschlag kommen, im Großen und Ganzen feststehend, in Einzelheiten schwankt, wird dabei nicht verkannt; doch bekundet eben

darin die Sprache sich als organisch, da nur dem Unorganischen die starren, geraden Linien zukommen. In dem vorliegenden Katechismus habe ich den allgemeinen Gebrauch unbedingt als Richtschnur anerkannt; in den Fällen aber, wo noch Schwanken herrscht, mich, ohne die Berechtigung anderer Ansicht verkennen zu wollen, für die Schreibweise erklärt, die mir nach den Sprachgesetzen, wie sie sich in dem feststehenden Gebrauch kund geben, als die folgerichtigste erschien."

Diese Anschauungen — wie man sieht, sind es dieselben, denen Adelung und Heyse &c. gehuldigt — vertrete ich auch noch heute unverändert, und sie bildeten auch — wie ich mit Rücksicht auf das Folgende gleich vorweg bemerken möchte — die Grundlage der orthographischen Schriften des verstorbenen Rudolf von Raumer.

Für den nun wieder aufzunehmenden geschichtlichen Abriß bemerke ich, daß die Bestrebungen der „historischen Schule" in ganz natürlichem Rückschlage die Gegenstrebungen der „Phonetiker" wach riefen, als deren hauptsächlichen Vertreter in früherer Zeit wir bereits Klopstock kennen gelernt und für die Gegenwart den ebenfalls bereits erwähnten Dr. F. W. Frikke zu nennen haben. Man kann diesem Sprachforscher das Zugeständnis machen, daß, **wenn** es sich darum handelte und handeln könnte, den bisherigen Bau unserer Rechtschreibung ganz über den Haufen zu stürzen und an dessen Stelle mit Benutzung einzelner älteren Bausteine einen vollständig neuen Bau aufzuführen, Frikke's Vorschläge allen Anspruch auf Beachtung verdienen würden; aber allerdings die nothwendige Vorfrage, **ob** man einen solchen Neubau wolle, wird gewiß von dem gesammten deutschen Volke mit verschwindenden Ausnahmen höchst entschieden verneint, und sonach gestaltete sich die Forderung der praktischeren und minder durchgreifenden Phonetiker (oder folgerichtiger „Fonetiker") dahin, unsere deutsche Rechtschreibung allmählich nach den Grundsätzen der reinen Lautschrift umzuformen und sie somit einer fortwährenden Erschütterung auszusetzen. Die einander bekämpfenden „Historiker" und „Phonetiker" trafen übrigens in einzelnen ihrer Angriffspunkte zusammen, so namentlich in dem Kampfe gegen die deutsche Schrift, gegen die großen Anfangsbuchstaben der Substantiva und gegen die Dehnungsbuchstaben, von denen freilich die Phonetiker nicht nur die „unorganischen", sondern auch die organischen beseitigt wissen wollten. Im Einzelnen freilich herrschte unter den Angreifern des Bestehenden der größte Zwiespalt und Widerspruch; aber jedenfalls litt die bis dahin feststehende und im allgemeinen Gebrauch anerkannte deutsche Rechtschreibung empfindlich, und es drohte wieder eine Sprachverwirrung, wie die vor etwa hundert Jahren (1783) von Wieland gegeißelte (s. o.), wonach Jeder in Schrift und Druck sich „eine eigene Unrechtschreibung" zu machen für befugt erachtete.

In den zunächst und zumeist davon betroffenen Kreisen des Druckgewerbes und der Schule suchte man dagegen möglichst Abhilfe und, so weit eben der Einfluß Einzelner reichen konnte, Wiederherstellung eines einheitlichen, fest geordneten und geregelten Zustandes. Aus diesen Bestrebungen gingen die „Hausorthographien" namentlich der größeren Druckereien hervor und die „Regeln und Wörterverzeichnisse für die Schulen" einzelner Städte, Bezirke und Staaten.

Da erfolgte zu Aller Freude 1870 die Wiederherstellung des deutschen Reiches, und ich war wohl der Erste, der öffentlich in einer Schrift den naheliegenden Gedanken aussprach, hieran eine neue und durchgreifende Anstrengung zur Feststellung der deutschen Rechtschreibung zu knüpfen, s. meine „Vorschläge zur Feststellung einer einheitlichen Rechtschreibung für Alldeutschland" (Berlin 1873 und 1874) und vgl. dazu Du Bois-Reymond's Rede „Ueber eine Akademie der deutschen Sprache" (Berlin 1874), S. 20 u. 37 ff., und daran sich anreihend, mehrere Schriften und Aufsätze von mir aus dem folgenden Jahre, namentlich einen in dem von Dr. Franz von Holtzendorff herausgegebenen „Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Rechtspflege des deutschen Reichs" (1875, 1. Hälfte S. 214 ff.). Ich halte es für angemessen, hieraus wenigstens folgende Stellen anzuführen:

„In dieser Frage auch hier meine Stimme zu erheben, halte ich für eine

vaterländische Pflicht, weil eine einheitliche deutsche Rechtschreibung so recht eigentlich eine deutsche Reichsangelegenheit ist, die ohne das Zusammenwirken der verschiedenen Regierungen überhaupt nicht zu Stande kommen kann und auch dann nur in wahrhaft ersprießlicher und segensreicher Weise, wenn man auf das sorgfältigste bedacht ist, von vornherein verhängnisvolle Mißgriffe zu vermeiden und zu verhüten.

„Daß eine einheitliche deutsche Rechtschreibung etwas höchst Wünschens- und Erstrebenswerthes ist, darüber, glaub' ich, sind alle denkenden Vaterlandsfreunde unbedingt einig; aber über den Weg zu diesem erstrebenswerthen Ziele gingen und gehen die Ansichten aus einander, und zwar lassen sich hier drei Hauptrichtungen unterscheiden, von denen die eine nach der mittelhochdeutschen Schreibweise zurückstrebt, die andere der freilich mannigfach bedingten und beschränkten reinen Lautschrift sich allmählich mehr anzunähern sucht, während die letzte oder eigentlich mittlere Richtung an der heute herrschenden Schreibweise, wie sie in geschichtlicher Entwicklung allmählich geworden, festhält, nur bemüht, das noch Schwankende festzustellen und die nachweislich vorhandenen Lücken möglichst mit dem Uebrigen übereinstimmend auszufüllen.

„Welche von den drei bezeichneten Richtungen man zu wählen haben wird, das ist bei einer in Aussicht genommenen Regelung unserer Rechtschreibung die erste und zugleich die hauptsächlichste Frage, von der alles Uebrige abhängt und die man nicht sorgfältig und bedachtsam genug erwägen kann, weil ein Mißgriff hier von weit durchgreifenderer und verhängnisvollerer Wirkung wäre als ein etwa später bei der Ausführung im Einzelnen begangener.

„Die nach der mittelhochdeutschen Schreibweise zurückstrebende Richtung, von ihren Anhängern gern die historische, richtiger und sachgemäßer die rückschrittliche genannt, hatte noch vor Jahrzehnten gewichtige, eifrige und beredte Fürsprecher. Heute dagegen kann man für die allgemeine Regelung unserer Rechtschreibung diesen Standpunkt wohl nicht mit Unrecht als einen bereits überwundenen bezeichnen; durchaus aber noch nicht überwunden sind seine schädlichen Nachwirkungen. Denn namentlich unter dem gewichtigen Einfluß der sogenannten oder vielmehr so sich nennenden historischen Schule ist an der besonders durch die Bemühungen des vortrefflichen Adelung festgestellten deutschen Rechtschreibung hier und da gerüttelt und geschüttelt und allmählich dadurch in der That manches zumal von dem genannten Meister sorgsam Festgestellte erschüttert und ins Schwanken gebracht und eben dadurch die Nothwendigkeit einer neuen Feststellung hervorgerufen worden."

Auf Das, was ich dann über die von den einseitigen Phonetikern drohende Gefahr der das Auge störenden und befremdenden Wortbilder, der erhöheten Schwierigkeit und Unsicherheit für das Lesen, der Verdunklung des Verständnisses und endlich der fortwährenden und nachhaltigen Erschütterung unserer Rechtschreibung näher ausgeführt, muß ich die für das Einzelne dieser Frage sich Interessirenden auf den angeführten Aufsatz selbst* verweisen. Ich begnüge mich hier nur noch aus dem Schluß das Folgende anzuführen:

„Nach dem Gesagten brauche ich wohl kaum noch erst besonders auszusprechen, daß ich nach meiner innigen, fest und wohl begründeten Ueberzeugung den einzig praktisch aus- und durchführbaren Weg zu einer einheitlichen Regelung unserer Rechtschreibung in dem zu Anfang bezeichneten dritten erblicke, wonach man, unter voller und rückhaltloser Anerkennung des im allgemeinen Gebrauch Feststehenden, sich nur auf eine einheitliche Feststellung des noch Schwankenden und eine Ausfüllung der nachweislichen Lücken beschränkt, hier aber in jedem einzelnen Falle die beiden in unserer Rechtschreibung besonders hervortretenden Momente, nämlich die möglichst entsprechende und genaue Lautbezeichnung und die größte Deutlichkeit, den Ausschlag geben läßt."

Als dann im Januar 1876 der preußische Unterrichtsminister Dr. Falk im Einverständnis mit sämmtlichen Bundesregierungen die sogenannte „orthographische Konferenz" nach Berlin berief,

* Wieder abgedruckt auch in meinen „Deutschen Sprachbriefen", S. 255 ff.

glaubten die Freunde der einheitlichen deutschen Rechtschreibung sich dem ersehnten Ziele nahe, und auch ich ging mit freudigen Hoffnungen in die Konferenz, da die zur Grundlage der Verhandlungen zu dienen bestimmte Schrift des Professors Rudolf v. Raumer mit meinen Grundanschauungen übereinstimmend war und ich annahm, es würden alle Mitglieder der Versammlung ihre Abweichungen im Einzelnen der zu erringenden Einheit eben so bereitwillig zum Opfer bringen wollen, wie ich dazu fest entschlossen war.

Aber die Mehrheit in jener Versammlung bestand aus Phonetikern, welche sich nicht mit der bloßen einheitlichen Feststellung des Schwankenden begnügen wollten, sondern die Gelegenheit zu Neuerungen für günstig erachteten und unsere Rechtschreibung nach phonetischen Grundsätzen umgestalten wollten, die sofort vollständig durchzuführen sie freilich selbst als Unmöglichkeit erkannten, die sie aber doch bis auf das äußerste Maß des ihnen zur Zeit irgend erreichbar Scheinenden durchsetzen wollten und zu können hofften.

Leider hatte Prof. v. Raumer diesen umstürzenden Bestrebungen, wenn auch nicht in der zur Grundlage der Verhandlungen bestimmten Schrift („Regeln und Wörterverzeichnis für die deutsche Orthographie"), doch in der ihr beigegebenen „Begründung" eine begierig ergriffene Handhabe gegeben. Ich kann nicht umhin, die bereits von mir bei verschiedenen Gelegenheiten hervorgehobenen Worte Raumer's nach den im Auftrage des königl. preußischen Unterrichtsministers veröffentlichten „Verhandlungen der zur Herstellung größerer Einigung in der deutschen Rechtschreibung berufenen Konferenz" (Halle 1876), S. 53, auch hier wörtlich herzusetzen:

„Ich habe mich in den Regeln und dem Wörterverzeichnis möglichst an die herkömmliche Orthographie angeschlossen und nur an einzelnen besonders schadhaften Stellen zu bessern gesucht. In der hier folgenden Begründung dagegen habe ich hin und wieder darauf hingewiesen, welchen Weg wir einzuschlagen haben würden, wenn wir — und zwar gleich jetzt — in der Umwandlung unserer bisherigen Schreibweise noch weiter gehende Schritte thun wollten."

Diesen von Raumer nur bedingungsweise eingenommenen Standpunkt machte die Mehrheit zu ihrem Ausgangspunkt und riß dabei Raumer selbst mit fort. Wie weit dieser sich dabei von seinem ursprünglichen Standpunkt entfernte, muß hier wenigstens an einem kurzen Beispiele gezeigt werden. Nach Raumer's ursprünglicher Vorlage waren in dem „Wörterverzeichnis" (s. „Verhandlungen", S. 29) die ersten 3 Wörter: Aal, Aar, Aas. Nach den Umgestaltungen, welche die ursprüngliche Vorlage durch die Beschlüsse der Mehrheit erfahren, sucht man sie in dem „Wörterverzeichnis" (a. a. O., S. 153) vergebens am Anfange, findet sie vielmehr aus einander gerissen an späteren Stellen, nämlich: Al — dahinter Ale (statt des ursprünglichen Ahle). — Ar (Adler und Flächenmaß). — As, Ases und unmittelbar dahinter: As, Asse.

Vergeblich hatte in der Versammlung gegen solche Umgestaltung der geltenden Rechtschreibung die — aus Prof. Wilh. Scherer, Dr. Th. Toeche und mir bestehende — Minderheit ihre Stimme erhoben und beachtenswertherweise die ursprüngliche Raumer'sche Vorlage gegen Raumer selbst in Schutz genommen, der freilich schließlich gemeinsam mit Schulrath Klix, Dr. Frommann, O. Bertram und Prof. Kraz den mit 9 gegen 5 Stimmen angenommenen Antrag stellte, für den Fall, daß die über die Beseitigung der Dehnungsbuchstaben gefaßten Beschlüsse auf unüberwindliche Hindernisse stoßen sollten, auf die Bestimmungen hierüber in der ursprünglichen Vorlage zurückzukommen. Zu spät! — nachdem die mit so frohen Hoffnungen von den Regierungen und dem Volke begrüßte orthographische Konferenz unter dem gleichmäßigen Widerstande des Volkes und der Regierungen an den phonetischen Umgestaltungsbeschlüssen bereits gescheitert war.

Ueber die nun folgenden unerquicklichen Zustände kann ich schneller hinweggehen, da sie im Allgemeinen gewiß in Aller Gedächtnis sind und ich für das Einzelne die sich näher dafür Interessirenden auf einige Aufsätze von mir verweisen kann: (Augsburger) Allgemeine Zeitung vom

10. Dec. v. J. (No. 344), vom 5. und vom 11. Febr. d. J. (No. 36 und 42); und: Berliner Tageblatt vom 7. März (No. 113).

An Stelle der allseitig heiß ersehnten einheitlichen deutschen Rechtschreibung haben wir zur Zeit fünf verschiedene Orthographien: vier amtliche Schulorthographien (eine preußische, bairische, würtembergische und österreichische) und eine — von mir herausgegebene — von mehr als 400, zum Theil sehr bedeutenden Firmen angenommene gemeinsame Hausorthographie des Druckgewerbes.

So unerquicklich und trostlos nun auch diese Zustände des Zwiespalts und der Zerrissenheit auf den ersten Blick erscheinen, so bieten sie doch bei näherem Hinblick die tröstliche Aussicht, daß sich aus ihnen — hoffentlich sehr bald — die allseitig sehnlichst herbeigewünschte Einheitlichkeit entwickeln werde.

Denn erstens stehen im Großen und Ganzen sämmtliche genannten fünf Orthographien übereinstimmend auf dem von der Minderheit in der orthographischen Konferenz eingenommenen Standpunkte der ursprünglichen Raumer'schen Vorlage, und daher stimmen sie bereits in einer großen Anzahl bisher schwankender Punkte auf dem gemeinsamen Boden des herrschenden oder überwiegenden Gebrauches überein (nur etwa in Bezug auf das th haben die preußische und die bairische Schulorthographie vom phonetischen Standpunkte aus Feststellungen getroffen, die in entschiedenem Widerspruch mit dem herrschenden Gebrauche stehen, ohne jedoch die Forderungen der Phonetiker zu erfüllen).

Daher handelt es sich zweitens um eine beschränkte Anzahl von Punkten, für die es allerdings noch der Einigung bedarf. (Die bestimmte Formulirung dieser Punkte behalte ich mir für eine andere Gelegenheit vor.) Aber auf dem gemeinsamen Boden stehend und durch die Erfahrungen der orthographischen Konferenz gewitzigt, wird man sich über diese Punkte gewiß leicht einigen können und wollen. Ist doch eine Einheitlichkeit hier überhaupt nur möglich, wenn Jeder bereit und willig ist, einzelne ihm lieb gewordene Gewohnheiten oder selbst wohl begründete Ueberzeugungen zum Opfer zu bringen, wie ich dies z. B. in meinem Hilfsbuch für die Druckgewerbe mehrfach gethan habe.

Und letztens — aber nicht als Letztes — hat sich die Ueberzeugung von der Schmählichkeit und Unhaltbarkeit der jetzigen Zustände an maßgebender Stelle so entschieden Bahn gebrochen, daß wir ihrer rechtzeitigen Ordnung und Regelung von Reichswegen wohl entgegensehen dürfen; und so schließe ich denn diesen Aufsatz mit dem Wunsche und in der fröhlichen Erwartung, dem geneigten Leser in nicht zu ferner Zeit über die glücklich gewonnene einheitliche Rechtschreibung Bericht erstatten zu können.







Die Diatomeen.

Von

Ernst Hallier.



Große Entdeckungen auf dem Gebiete der Naturwissenschaften führen in der Regel zu augenblicklicher großer Erweiterung der Kenntnisse und des Ueberblicks; aber fast immer sind dieselben mit großen Irrthümern verknüpft, denn keine naturwissenschaftliche Arbeit kann sich rühmen, die Vorgänge in der Natur bis auf ihre letzten Endursachen zurückgeführt zu haben: überall bleiben noch Mängel zu ergänzen, Lücken auszufüllen, Fehler zu verbessern.

Die Fehler großer Entdecker sind aber für den Gang der Wissenschaft meist verhängnißvoll und verderblich und werden oft zu einem Hemmschuh, welcher auf längere Zeit jeden weiteren Fortschritt hindert; denn nun nimmt die wissenschaftliche Schule die Sache in die Hand, und nichts wird von der Schule eifriger verfochten als ihre Fehler.

Grobe Fehler haben fast immer ihren Grund darin, daß in den einfachsten fundamentalen Verhältnissen etwas versehen ist, sei es nun durch Verkennung der Thatsachen oder durch unrichtige theoretische Vorstellungen, die man mit den Thatsachen verbindet.

Auch die Diatomeenkunde ist diesem Schicksal der meisten naturwissenschaftlichen Disciplinen nicht entgangen.

Bevor wir diese Behauptung zu begründen suchen, orientiren wir uns zunächst ganz allgemein über die Frage: Was versteht man unter Diatomeen?

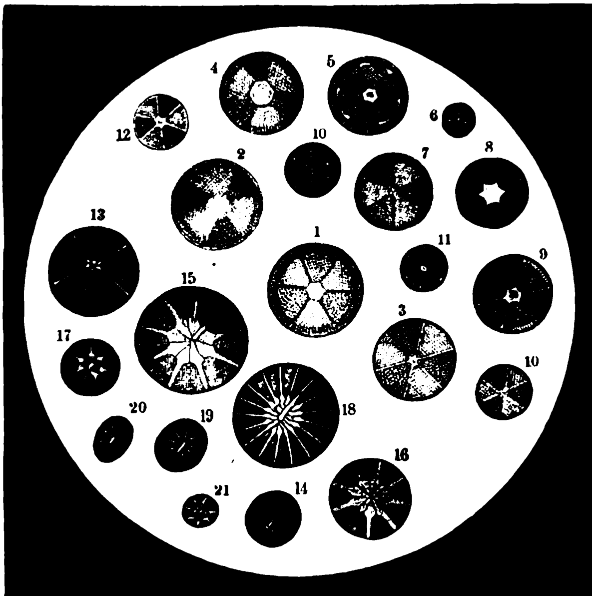
Die Diatomeen oder, wie sie auch wohl genannt werden, Bacillarien oder Stabthierchen — ein Name, der schon deshalb weniger passend erscheint, weil nur wenige Formen stabförmig sind und weil die meisten Forscher diese Organismen nicht mehr ins Thierreich stellen — gehören zu den kleinsten und zu den verbreitetsten aller Organismen, ja in der Zahl der von ihnen gebildeten Individuen dürften sie von keiner Organismengruppe übertroffen werden.

Als in den dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts das Mikroskop immer mehr und mehr als Handwerkszeug des Naturforschers in Anwendung kam, da gehörten die Diatomeen zu denjenigen Objecten, welche am eifrigsten zum Gegenstand genauer Untersuchungen gemacht wurden, und namentlich ist Ehrenberg's Name für alle Zeit mit dem der Diatomeen aufs ehrenvollste untrennbar verknüpft.

Nach Ehrenberg's Untersuchungen, welche in den Jahren 1836 bis 1854 veröffentlicht worden sind, finden sich diese kleinen Organismen, die er für eine Abtheilung der Infusorien hält, fast in allen Localitäten der Erde. Diatomeen finden sich in allen Gewässern, im Meerwasser wie in den süßen Gewässern, in geringer und in sehr beträchtlicher Wassertiefe, in jedem Landsee, Teich, Fluß, Bach, in jedem Brunnentrog, ja im

Glase mit Wasser, wenn es einige Zeit der atmosphärischen Luft ausgesetzt war. Diatomeen sind gefunden worden in fast allen lockeren und feuchten Bodenarten, oft mehrere Fuß unter der Bodenoberfläche in lebendem Zustande, im Schlick der Flußufer und des Meeresstrandes, im Guano der Guanoinseln, sogar im Schlamme, den bisweilen die Vulcane auswerfen. Wegen ihrer Kleinheit erheben sich die Diatomeen an austrocknenden Localitäten durch Vermittelung des Windes nicht selten in die Luft, werden vom Sturm oft viele Meilen weit hinweggeführt und fallen mit dem Staube wieder zur Erde nieder, fern vom Ort ihres Ursprunges ein neues Leben beginnend. Auf diese Weise kommen sie auch in unsere Zimmer. Bei mikroskopischer Untersuchung des in einem Wohnzimmer abgesetzten Staubes finden sich unter anderen Organismen und Organismenresten gar häufig Diatomeen vor. Keinen Augenblick unseres Lebens sind wir vor ihnen sicher: wir können nicht wissen, ob wir nicht in diesem Moment Diatomeen einathmen.

Fig. 1.



1 bis 21. Diatomeen-Formen aus den Gattungen Actinoptychus und Asteromphalus.*

Es bedarf wohl nicht erst der Versicherung, daß eine so allgemein verbreitete Gruppe von Organismen eine ganz eminente Bedeutung für das gesammte Erdenleben haben müsse.

Wir fragen daher unwillkürlich: Ist das von jeher so gewesen? Haben die Diatomeen durch alle Epochen der Erdgeschichte eine so große Rolle gespielt? Sind sie von jeher in so ungeheuren Massen verbreitet gewesen?

Auf diese Frage antworten die Untersuchungen von Ehrenberg bis auf die jüngste Zeit mit einem einfachen „Ja"!

Die Zellen der Diatomeen sind ausge-

* Dieses Rundbild sowie die folgenden sind ausgeführt nach Photogrammen, welche ich der Güte des Herrn Photographen Otto Wigand in Zeitz verdanke. Die Photogramme des Herrn Wigand, welche sich über das ganze Gebiet der Botanik erstrecken, sind die besten für Unterrichtszwecke, die ich kenne. Herr Wigand liefert ganz vorzügliche plastisch vortretende und entwickelungsgeschichtlich vollständige Glas-Photogramme für das Bild-Mikroskop (Scioptikon) zu sehr mäßigem Preis und außerdem von denselben Gegenständen Photogramme auf Papier, sauber auf Carton geklebt und genau bezeichnet, zu dem geringen Preise von 50 Pfennigen das Stück.

zeichnet durch einen hochgradigen Kieselgehalt. Aeschert man sie auf dem Platinblech ein oder überläßt sie der Fäulniß, so bleiben die zierlichsten Kieselskelete, sogenannte Kieselpanzer, zurück. Derselbe Proceß findet in der freien Natur beständig an zahllosen Localitäten statt. Im Uferschlick der Watten des Meeresstrandes, der Marschen, an Bach- und Flußufern, in Torfmooren, in feuchten Erdschichten — überall finden sich Diatomeen, in den oberen Schichten lebend, in den unteren absterbend und abgestorben und ihre Kieselskelete in so unglaublichen Mengen anhäufend, daß ganze Gebirge von ihnen aufgebaut werden. Viele Straßen unserer Reichshauptstadt liegen auf einem Thonlager von 2 bis 15 Fuß Mächtigkeit, welches mindestens zu $^2/_3$ aus Ueberresten von Diatomeen besteht. Da die obersten Schichten dieses Lagers leben, so sind mehrfach schon so bedeutende Niveauveränderungen eingetreten, daß Häuser eingestürzt sind — das Werk der kleinsten aller Lebewesen! Der Schlamm des Hafens von Pillnau und von Wismar besteht nach Ehrenberg zu $^1/_4$, ja an manchen Stellen bis zur Hälfte aus Diatomeen und anderen kleinen Organismen. In Schlesien bei Pentsch, $^1/_4$ Meile nordwestlich von Strehlen, entdeckte Dr. Bleisch ein Diatomeenlager von 25 Fuß Mächtigkeit in einer Tiefe von 10 Fuß unter der Oberfläche. Die Kieselskelete waren in kohlensauren Kalk eingehüllt, gemengt mit Blattresten, Samen, Wurzeln, Kalktuffröhren, Abdrücken von Pflanzentheilen und Fragmenten von Insecten. Es fanden sich 34 Arten von Diatomeen vor, welche sämmtlich noch jetzt in dortiger Gegend leben. Die Süßwasserkalke, welche sich beständig in den Seitenthälern des Saalthals bei Jena bilden, wimmeln von Diatomeen, so z. B. bei Ammerbach, im Fürstenbrunnenthal, im Gembdenthal, in der Gegend des Krankenhauses, ja man kann ohne Uebertreibung sagen, daß die Diatomeen die Stadt Jena aufgebaut haben, da die Ammerbacher Luftsteine das hier beliebteste Baumaterial sind.

Die Fortpflanzung der Diatomeen vollzieht sich oft so rapid, daß ein Individuum nach Ehrenberg nach vier Tagen eine Nachkommenschaft von 140 Billionen erzeugt haben kann. Ein Kubikzoll des Biliner Polirschiefers enthält nach demselben Forscher etwa 41000 Diatomeenpanzer, ein Kubikfuß also über 70 Millionen.

Aber greifen wir zurück in frühere Epochen der Erdgeschichte, so begegnet das Auge des aufmerksamen Forschers auch hier überall jener merkwürdigen Gruppe.

Fig. 2.

o a n m a z a h h b n b b H

Eine kleine Kette von **Melosira varians**, nach der Natur gezeichnet bei 1380facher Linearvergrößerung. Das Innere der Zellen ist der Einfachheit halber weggelassen. H ist die Hauptseite, von oben gesehen, h dieselbe von der Seite, n die Nebenseite, a b die Theilungsebene.

Ein großer Theil der Kreidefelsen der Erde und der sie begleitenden Thone besteht aus Diatomeen, andere aus Foraminiferen, noch andere sind frei von derartigen Resten und müssen daher auf andere Weise entstanden sein. Aber man denke sich Felsen von bis zu 1000 Fuß Mächtigkeit, gebildet aus den Ueberresten von Lebewesen, so klein, daß sie nur durch ihre große Anzahl dem bloßen Auge sichtbar werden!

Das Merkwürdigste dabei ist, daß diese Diatomeen der Kreidezeit, die so unendlich weit hinter uns liegt, völlig identisch sind mit noch jetzt auf der Erde lebenden Arten.

Vielleicht gehören hierher auch die Bactryllien der Triasepoche, welche freilich durch ihre verhältnißmäßig riesigen Formen und abweichende Gestalten von den gegenwärtig lebenden Diatomeen verschieden sind.

Wir können zurückgreifen bis zu der ältesten uns genauer bekannten Flora, bis

in die paläozoische Epoche: überall finden sich Diatomeen vor.

In der Steinkohle aus verschiedenen Gegenden Englands fand Castracane eine große Anzahl von Süßwasser-Diatomeen und einige wenige dem Meerwasser angehörende Formen, und zu seiner größten Ueberraschung waren sämmtliche Formen solche, die noch jetzt auf der Erde leben, darunter z. B. die Diatoma vulgare, eine in der Umgegend von Jena wie überhaupt auf dem größten Theil der Erde sehr verbreitete Art. Durch diese Milliarden und aber Milliarden von Jahren hat sich also diese Organismengruppe ganz unverändert erhalten.

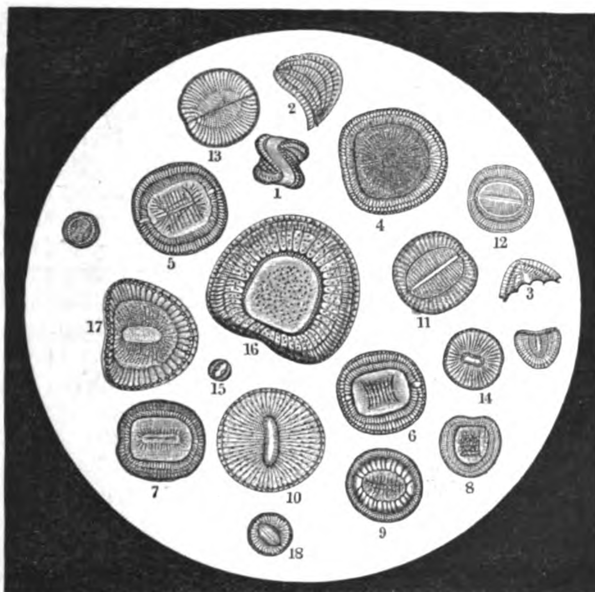
Die aus dem bisher Mitgetheilten sich ergebende allgemeine Bedeutung der Diatomeen für das Erdganze wie für die Erdgeschichte läßt es gewiß als durchaus gerechtfertigt erscheinen, daß von den dreißiger Jahren bis in die neueste Zeit zahlreiche Forscher sich dem Studium dieser Organismen zuwendeten. Wenn ich nun die Richtung dieses Studiums im Ganzen und Großen als eine verfehlte bezeichnen muß, so ist dieser Tadel näher zu begründen.

Die falsche Richtung, welche die Diatomeenforschung von vornherein einschlug, hat ihren Ursprung in der Zierlichkeit und Mannigfaltigkeit der Formen, wodurch die Diatomeenkunde lange Zeit zu einer mikroskopischen Spielerei herabgewürdigt worden ist.

Um zu begreifen, daß auch die bedeutendsten Forscher durch dieses mehr ästhetische Interesse von ihren eigentlichen Aufgaben auf längere Zeit abgelenkt werden konnten, müssen wir zunächst auf die Formen der Diatomeen einen Blick werfen, um zu lernen, daß sie an Zierlichkeit und Reichthum der Gestalten fast jeder anderen Organismengruppe den Rang streitig machen.

Die Formenmannigfaltigkeit der Diatomeen hängt von zwei Umständen ab: von den äußeren Umrissen und von den

Fig. 3.



1 bis 16. Sattelförmig gebogene Diatomeen aus der Gattung Campylodiscus.

1 C. biangulatus, Celebes. 2 Dieselbe von Yokahama. 3 Dieselbe von den Samoa-Inseln. 4, 6, 7 C. Ecclesianus aus der Campeche-Bai. 5 Dieselbe von Puerto Cabello. 8 Dieselbe von Java. 9 C. pacificus von den Samoa-Inseln. 10 C. Wallichianus von Celebes. 11 C. intermedius aus dem Golf von Mexiko. 12 C. circumactus von Celebes. 13 C. Lorenzianus aus dem Golf von Quarnero. 14 C. coruscus von Celebes. 15 C. panduniger von Yokahama. 16 C. ornatus von den Samoa-Inseln.

Sculpturen und Zeichnungen der Zellwand.

In erster Hinsicht kann man diese Gruppe getrost jeder anderen an die Seite stellen, bezüglich der Sculpturen übertrifft sie jede andere an Feinheit und Mannigfaltigkeit. Die Diatomeen sind einzellig. Die Hauptform ihrer Vermehrung ist ein Zerfall in zwei gleiche Tochterzellen in immer sich gleich bleibender Richtung. Bei der großen Mannigfaltigkeit der Gestaltung ist hier eine ganz strenge Bezeichnung nöthig, die man am leichtesten und einfachsten gewinnt, wenn man die Theilungsrichtung der Bezeichnung zu Grunde legt.

Nehmen wir ein bestimmtes Beispiel. Die Abtheilung der Melosireen bildet Formen, welche man mit Trommeln oder, wenn sie kürzer sind, mit Münzen vergleichen kann, d. h. sie sind von einer cylindrischen (n Fig. 2) und zwei fast ebenen Flächen (h und H Fig. 2) begrenzt. Die Theilungsebene (a b Fig. 2) ist nun parallel den beiden ebenen Flächen. Man nennt diese ebenen Flächen daher die Hauptseiten (H Fig. 2), die Cylinderfläche dagegen die Nebenseite (n Fig. 2). Sehr gut kann man eine Kette von Melosireen mit einer Geldrolle vergleichen: das Hauptgepräge der Münzen entspricht den Hauptseiten und den Theilungsebenen (H) der Melosireen, der Rand der Münzen dagegen den Nebenseiten (n). Natürlich braucht die Nebenseite nicht gerade cylindrisch zu sein.

Es giebt würfelförmige Diatomeen, bei denen die Hauptseiten zwei Quadrate darstellen und die Nebenseiten aus vier Quadraten von gleicher Größe zusammengesetzt sind. Am häufigsten besteht die Nebenseite aus zwei gebogenen Flächen. So in Fig. 4. Meistens sind Nebenseite und Hauptseite verschieden; bisweilen jedoch sind sie fast oder völlig gleich. Die äußere Gestalt der Diatomeen ist symmetrisch (Fig. 1) oder asymmetrisch (Fig. 3), verwickelt symmetrisch oder einfach symmetrisch. Die Zelle hat die Gestalt von Würfeln, Tafeln, Stäben, Fächern, von kreisrunden, ovalen, länglichen, elliptischen, lanzettlichen, leierförmigen (Fig. 5), ebenen oder sattelförmig gebogenen (Fig. 3) Scheiben oder von geraden oder gekrümmten Keilen. Sehr häufig hat die Hauptseite die Gestalt eines Schiffchens und die Nebenseite ist schmal parallelogrammatisch (Fig. 4).

Nach der Theilung trennen sich entweder die beiden neu entstandenen Tochterindividuen sofort von einander oder sie bleiben im Zusammenhang, so daß sie Bänder, Fäden, Fächer, Trichter oder Locken bilden. Dieser Zusammenhang wird veranlaßt durch Ausscheidung einer klebrigen Gelatine, durch gelatinöse Degeneration der äußeren Zellhautschichten. Diese findet bisweilen einseitig statt. Bei Bacillaria sind die Zellen stabförmig oder tafelförmig und scheiden an den Hauptseiten eine so weiche Gelatine aus, daß die Tafeln bei der geringsten Bewegung des Wassers an einander hin- und herrutschen wie Glastafeln, die man auf einander legte, nachdem man sie vorher mit Seifenwasser bestrichen hatte. Oft kleben die getrennten Tochterzellen noch mit einem Ende zusammen, weil manche Formen an den spitzen Enden oder an den Kanten vorwiegend Gelatine absondern. Auf diese Weise kleben auch manche Formen mittelst eines kleinen Gelatinefußes an irgend einer Unterlage fest. Sehr häufig sind es nicht bloß Gelatinefüße, welche ausgeschieden werden, sondern die Zelle kriecht an dem einen Ende, ähnlich wie die Oscillarien, aus einer röhrenförmigen Zellwandschicht heraus. Solcher Röhren können sich mehrere, ja oft viele mit einander verbinden, so daß ein zierliches Bäumchen entsteht. In noch anderen Fällen wird die Gelatine ringsum in großer Menge ausgeschieden, die Gelatine zahlreicher beisammenliegender Zellen fließt zusammen und so liegen oft viele Tausende von Diatomeen einer bestimmten Form in einer gestaltlosen, oft aber auch sehr zierlich gestalteten Gallerte. Häufig nehmen diese Gallertstöcke die Form der niedlichsten Bäumchen an, ähnlich wie die Colonien der Cölenteraten.

Noch mannigfaltiger zeigen sich die Diatomeen durch die Sculptur ihrer Zellmembranen (vgl. Fig. 5 u. 6). Diese muß man zunächst unterscheiden von denjenigen Zeichnungen, welche auf den feinsten molecularen Bau der Zellhaut zurückzuführen sind. Sculpturen treten nach außen vor als Längs- oder Querrippen, als Warzen, Stacheln, sternförmige Zeichnungen, Vorsprünge der verschiedensten Art. Ob

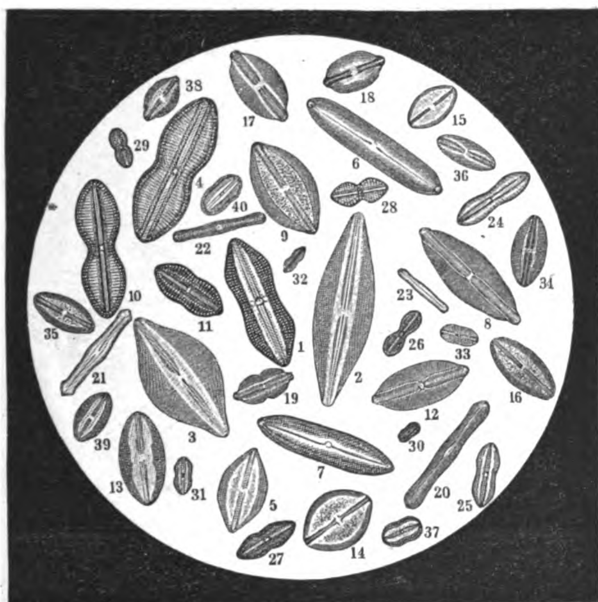
auch Sculpturen nach innen vorkommen, ist eine noch ungelöste Frage; überhaupt scheinen in den meisten Fällen die Rippen und Vorsprünge der Kieselsäure nicht über die Zellwand vorzutreten, sondern nur auf der Vertheilung der Kieselmolekeln im Inneren der Zellwand zu beruhen.

Die sehr feinen Zeichnungen, welche außer der groben Sculptur so viele Diatomeen zeigen, scheinen stets auf kugelige Molekeln zurückführbar, welche in Reihen geordnet sind, die einen bestimmten Winkel mit einander bilden. Sie sind also wahrscheinlich Andeutungen des molecularen Baues der Zellwand. Aber die hier einschlagenden Untersuchungen sind noch keineswegs als abgeschlossen zu betrachten.

Es ist sehr begreiflich, daß die Diatomeenforscher zuerst ihr Augenmerk auf die Unterscheidung der zierlichen Formen und auf das Studium ihres feineren Baues richteten, und es bildete sich hierin eine gewisse Virtuosität aus, weil die Diatomeenzellen zu den feinsten und schwierigsten Objecten gehören; ja diese Unterscheidung der Formen war gewissermaßen das unentbehrliche Alphabet der gesammten Diatomeenkunde. Leider aber blieb es lange Zeit bei dem Studium des Alphabets. Man kam keinen Schritt weiter. Das ging so zu: da man den molecularen Bau der Zellwand nur in der Vertheilung der Kieselmolekeln wahrnehmen konnte, so suchte man die Kieselskelete möglichst rein zu erhalten, indem man die Zellen einäscherte oder macerirte, und befolgte so in aller Strenge den Rath des Mephisto:

> Wer was Lebendiges will erkennen und beschreiben,
> Sucht erst den Geist herauszutreiben,
> Dann hat er die Theile in seiner Hand,
> Fehlt leider nur das geistige Band.

Fig. 4.



Schiffchenförmige Gestalten aus der Gattung Navicula.

1 N. lacrimans aus der Campeche-Bai. 2 N. Lyra aus dem Golf von Mexiko. 3 N. Kiatoniana von Rio de Janeiro. 4 N. multicostata. 5 N. Kennedyi var. cuneata von der Campeche-Bai. 6, 7 N. spec. von Demarara. 8 N. Robertsiana von Hull. 9 N. Kennedyi var. granulata von Yokahama. 10 N. multicostata von den Samoa-Inseln. 11 N. lacrimans vom Golf von Mexiko. 12 N. Lyra von der Campeche-Bank. 13 N. Kennedyi var. controversa von der Campeche-Bai. 14 N. californica von der Campeche-Bai. 15 Dieselbe von der Campeche-Bank. 16 Dieselbe von Yokahama. 17 N. dilatata aus dem Golf von Mexiko. 18 N. caribaea von der Campeche-Bank. 19 N. distenta von derselben. 20 N. conspicua von Demarara. 21 N. singularis von Celebes. 22 N. cuculenta von Kyan Zoo. 23 N. acrosphaeria von Java. 24 N. Praestes von Macellan. 25 bis 27 unbekannt. 28 N. multicostata von den Samoa-Inseln. 29, 30 unbekannt. 31 N. Donkinii von der Campeche-Bai. 32. N. laciniosa von Java. 33 unbekannt. 34 N. insignis von Yokahama. 35 N. clavata von den Samoa-Inseln. 36 N. abrupta von Hoidingsoe. 37 unbekannt. 38 N. indica von Yokahama. 39 N. bullata von den Samoa-Inseln. 40 N. vetula von Sansego.

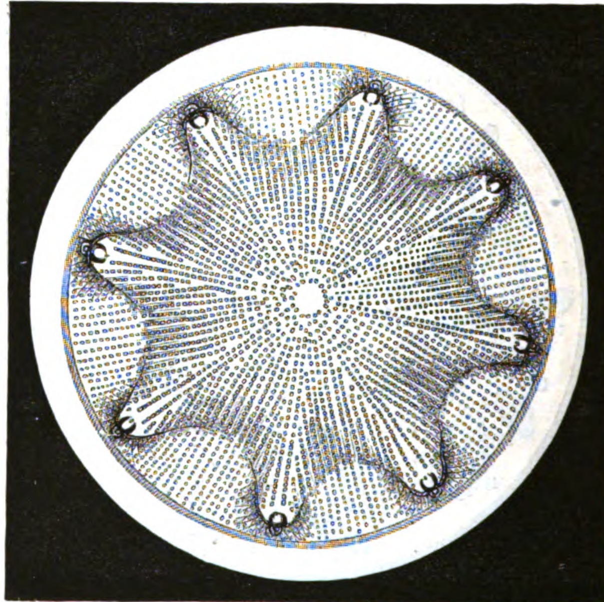
Man studirte die Kieselskelete und kümmerte sich nicht um das Innere der Zelle.

Davon war ein anderer, noch größerer Uebelstand abhängig. Die früheren Forscher, und namentlich Ehrenberg, glaubten, daß die Zellwand überhaupt reine Kieselsäure sei. Ehrenberg hielt die Diatomeen für Thiere und schrieb ihnen einen Kieselpanzer zu.

Wenn man auch später einsah, daß die Kieselmolekeln in einer organisirten Zellmembran liegen, so hat sich doch die Vorstellung von der Starrheit dieser Membran bis in die neueste Zeit erhalten, und diese Vorstellung hat zu den irrigsten und unbegründetsten Hypothesen geführt. Die beiden gröbsten Fehler in der Diatomeenkunde: die sogenannte Schachteltheorie und die von Max Schultze aufgestellte Theorie der Bewegung der Diatomeen, wurzeln unmittelbar in der falschen Vorstellung von der Starrheit der Zellmembran.

Die Schachtelhypothese ist von Wallich zuerst im Jahre 1858 aufgestellt worden. Danach soll jede Diatomeenzelle aus zwei Stücken bestehen, welche sich wie eine Schachtel zu ihrem Deckel verhalten, d. h. jede Hauptseite ist mit einer Nebenseite so verbunden wie der Boden oder Deckel einer Pappschachtel mit ihrem Umfang und beide sind fest in einander geschoben. Vor der Theilung sollen sich nun die beiden Schachtelstücke aus einander ziehen, an dem dadurch nackt werdenden Theil des plasmatischen Inhalts soll nachträglich neue Membran entstehen und dann soll in der Mitte durch Bildung einer Doppelwand die Theilung eingeleitet werden.

Fig. 5.



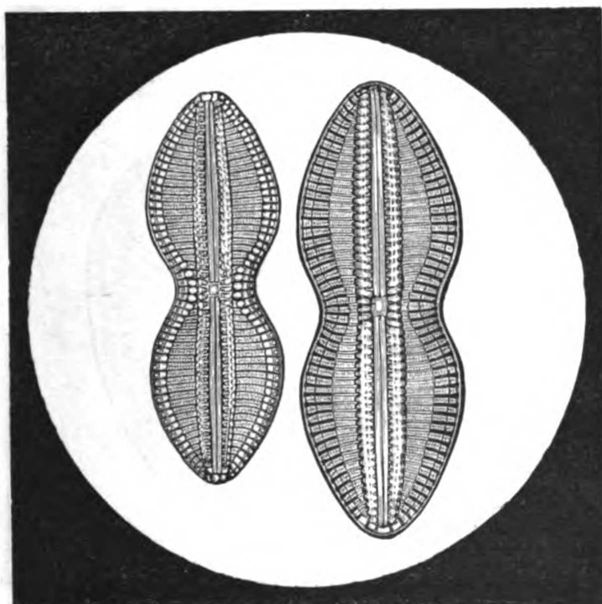
Sternförmige Sculptur von Aulacodiscus angulatus, bei 400facher Linearvergrößerung.

Diese von vornherein unwahrscheinliche Hypothese, deshalb unwahrscheinlich, weil sie im ganzen Organismenreich allein dastehen würde, hat in Deutschland an Pfitzer einen eifrigen Vertheidiger gefunden. Borscow hat schon im Jahre 1873 in einer mehr kritisch-historischen als wesentlich neue Thatsachen darbietenden Arbeit das gänzlich Unhaltbare dieser Hypothese schlagend nachgewiesen.

Sehen wir uns nun einmal in einem bestimmten Beispiele an, welche Vorgänge wirklich bei der Theilung der Diatomeenzelle stattfinden.

Als ich im Frühjahr 1879, zunächst nur, um die Jena'schen Vorkommnisse näher kennen zu lernen, angefangen hatte, mich etwas eingehender mit den Diatomeen zu beschäftigen, da gewahrte ich sehr bald die großen Lücken in den bisherigen Arbeiten. Die meisten Veröffentlichungen beschränken sich auf die Wiedergabe der Kieselskelete, auf deren Unterschiede bezüglich der Form und der Sculptur sich auch die ganze Systematik gründet. Auf den inneren Bau der Zelle wurde wenig Rücksicht genommen. Nur einige Arbeiten wie die von Focke, Wallich, Mac Donald, Pfitzer und Borscow machen eine rühmliche Ausnahme.

Fig. 6.



Rippenbildung bei Navicula multicostata von den Samoa-Inseln, bei 400facher Linearvergrößerung.

Bei intensiverer Beschäftigung mit den Diatomeen zogen dieselben mich in so hohem Grade an, daß ich mir vornahm, einige wichtige Fragen, namentlich aber die nach der Richtigkeit oder Unrichtigkeit der sogenannten Schachteltheorie und nach den Bewegungsvorgängen, ihrer Lösung wo möglich näher zu führen.

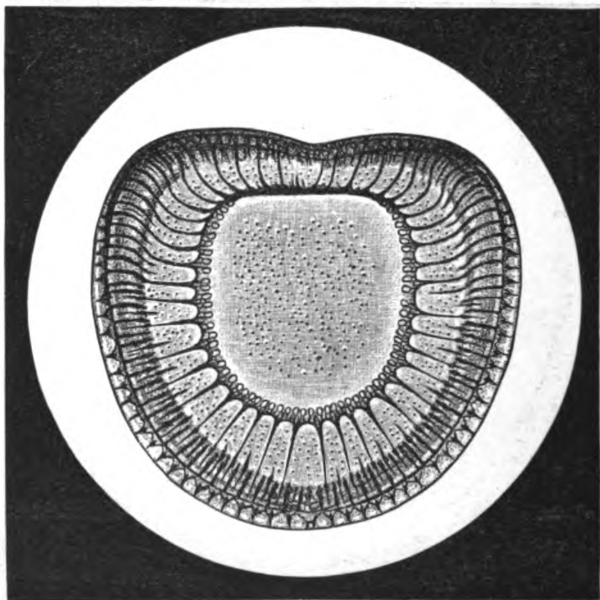
Sollte zunächst die Schachteltheorie geprüft werden, so mußte ich mich fragen: bei welchen Formen die fraglichen Schachteln wohl am leichtesten sichtbar zu machen seien. Selbstverständlich müssen das erstlich große Formen sein und zweitens solche, bei denen die Nebenseite möglichst lang entwickelt ist, denn an der Nebenseite müßten ja die Grenzen der Schachteln, wenn solche überhaupt existiren, beim Auseinanderweichen derselben sichtbar werden. Die früheren Forscher haben schon darin einen Fehler gemacht, daß sie ihre Hypothese auf Beobachtungen an den kahnförmigen Gestalten der Gattungen Navicula, Frustulia, Surirella etc. gestützt haben.

Kein Object unter den Süßwasser-Diatomeen eignet sich für diese Untersuchung besser als Melosira varians, eine überall verbreitete Form mit sehr langer trommelförmiger Nebenseite. Wäre die Schachtelhypothese richtig, d. h. steckten in der ausgewachsenen Zelle zwei Schachteln so vollständig in einander, daß sie sich überall innig berührten, so müßte beim Auseinanderweichen dieser Schachteln in der Nähe beider Enden die Grenzfläche sichtbar werden, diese beiden Grenzflächen müßten immer näher an einander rücken,

nach der Mitte zu, je mehr sich die Schachteln aus einander zögen, und zuletzt, wenn die Zelle gerade ihre doppelte Länge erreicht hätte, müßten beide Grenzflächen zusammenfallen (Fig. 9). Wie sehr mußte es mich in Erstaunen setzen, schon bei sehr mäßigen Vergrößerungen des Mikroskops zu constatiren, daß von dem allen gar nichts geschieht, daß vielmehr ein sehr einfacher Zelltheilungsproceß stattfindet, der von demjenigen bei anderen Pflanzenzellen, namentlich bei manchen Algen, nicht wesentlich abweicht. Der Vorgang ist einfach der folgende: die junge Zelle der Melosira besitzt eine sehr zarte und biegsame Wand; allmälig aber wird dieselbe derber, dicker, reicher an Kieselsäure. Jetzt häutet sich die Zelle, d. h. es bildet sich im Inneren der derben und starren Mutterwand ringsum eine zarte Innenwand, welche mit den schönen Zeiß'schen Immersionssystemen leicht sichtbar zu machen ist (Fig. 10).

Nun zerspringt die äußere Wand genau in der Mitte mit einem Cirkelschnitt und die innere Zelle dehnt sich in die Länge; es ist daher anfangs in der Mitte ein einfacher Ringeinschnitt sichtbar, sehr bald zwei sehr nahe bei einander, die nun immer weiter aus einander rücken und zwar so lange, bis sie durch die Länge der ursprünglichen Zelle von einander getrennt sind. Die ganze Zelle ist also jetzt doppelt so lang geworden und an beiden Enden mit den Hälften der ursprünglichen zersprungenen Mutterwand eng umkleidet. Nun bildet sich genau in der Mitte eine Scheidewand, welche sich gleich darauf in eine Doppelwand spaltet, wodurch die Zelle in zwei Tochterzellen getheilt wird (Fig. 2).

Fig. 7.



Gröbere und feinere Sculptur von Campylodiscus ornatus von den Samoa-Inseln, bei 400facher Linearvergrößerung.

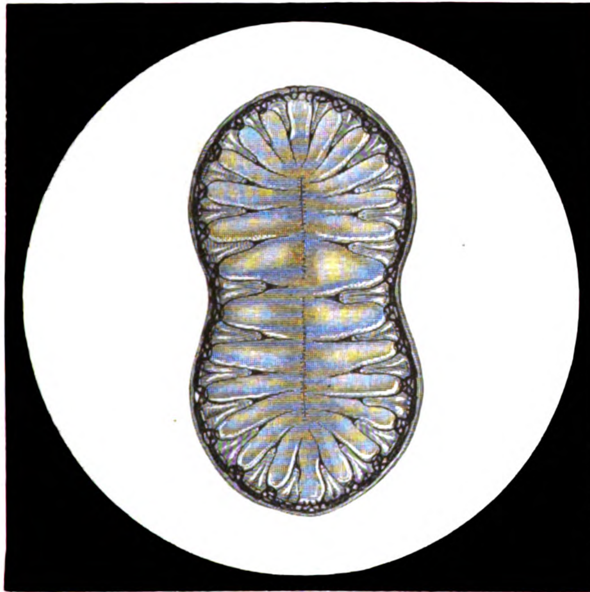
Alle diese Vorgänge, welche leicht und sicher zu constatiren sind, lassen sich mit der Schachtelhypothese absolut nicht vereinigen; diese ist also für Melosira ungültig.

Nun wäre es ja aber möglich, daß verschiedene Diatomeengruppen ganz verschiedene Theilungsformen besitzen; deshalb erschien es ganz unerläßlich, auch eine der schiffchenförmigen Gestalten genau zu untersuchen, auf welche die Vertheidiger

der Schachtelhypothese dieselbe hauptsächlich beziehen. Hierfür bot sich mir ein sehr geeignetes Material in der **Frustulia saxonica**, welche in der Umgebung von Jena in den Bächen sehr häufig ist und welche von Pfitzer, dem Hauptvertheidiger der Schachteltheorie, als Beispiel für dieselbe beschrieben und abgebildet wurde.

Da die Untersuchung hier weit größere Schwierigkeiten zu überwinden hat als bei Melosira, so mußte es für mich von bei Melosira, als er hier nicht mit einer Häutung verbunden ist. Die jugendliche Zelle ist dehnbar und weich und bleibt es auch in gewissem Grade bis zum Moment der Theilung. Vor und während der Theilung dehnt sich die Zelle um das Doppelte ihres schmalen Durchmessers der linealischen Nebenseite aus; darauf theilt sich das Plasma mit dem Endochrom in zwei parallele Bänder, getrennt durch eine in der Mitte entstehende, anfangs

Fig. 8.



Sculptur der **Surirella laxa** von der Leton-Bank, bei 400facher Vergrößerung.

besonderem Werth erscheinen, die herrlichen Oel-Immersionssysteme von Karl Zeiß benutzen zu können, welche bei dem hellsten Licht und der größten Schärfe der Bilder eine Vergrößerung von mehr als 2500 im Durchmesser zulassen.

Das glückliche Zusammenarbeiten des Mathematikers Professor Dr. Abbé und eines der ausgezeichnetsten Optiker hat die Zeiß'sche Werkstätte zu einer der ersten der Welt erhoben, ja man darf behaupten, daß die Oel-Immersionssysteme von keinem Optiker, selbst nicht von den Engländern und Amerikanern übertroffen werden.

Der Vorgang der Zelltheilung bei Frustulia ist insofern weit einfacher als völlig einfache und homogene Längswand, welche dann zuerst im Centrum und an beiden Enden, zuletzt ihrer ganzen Länge nach sich in zwei Lamellen spaltet. Nun ist der Zelltheilungsproceß vollendet.

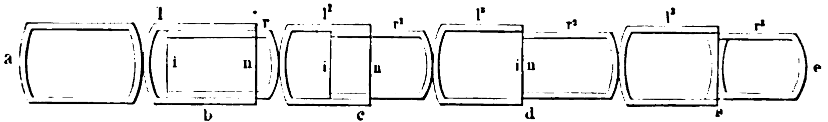
Von Schachtelbildung ist auch hier keine Spur aufzufinden; die Schachtelhypothese ist also als ein Irrthum zurückzuweisen. Die Frustulia bildet zugleich eines der besten Beispiele für das Studium der Bewegungserscheinungen. Um über deren Ursache ins Klare zu kommen, ist selbstverständlich zunächst ein länger fortgesetztes Studium der Form der Bewegung ganz unerläßlich. Alle bisherigen Angaben über diese sind durchaus unvollständig

und konnten daher nur zu unrichtigen Vorstellungen über die Bewegungsursache führen.

Studirt man die Bewegungen der Frustulia Wochen lang unausgesetzt, so kommt man zu dem Resultat, daß sie keineswegs eine einfache, vielmehr eine äußerst complicirte ist, ja so complicirt, wie sie im ganzen Pflanzenreich nicht vorkommt. Die Schiffchen bewegen sich oft in regelmäßigen Pausen hin und her. Dabei senken sie in der Regel die hintere Spitze abwärts, so daß es aussieht, als wenn sie auf der Glasplatte fortgleite und das Schiffchen sich mit dem Hinterende aufstütze. Seltener ist das Vorderende gesenkt. Fast immer bewegen sich während der Reise die Spitzen hin und her. Oft wird die Bewegung unregelmäßig. Dabei kann man sich oft des

Meistens liegt die kahnförmige Hauptseite der Wasserfläche parallel, aber nicht selten auch die Nebenseite, woraus allein schon, wie Borscow richtig bemerkt, die Falschheit der von Max Schultze aufgestellten Theorie der Bewegung folgt, wonach auf der Hauptseite ein Spalt vorhanden sein soll, aus dem das rotirende Plasma hervorrage. Von diesem Spalt ist mit den besten Systemen nichts zu sehen, und wenn die Rotation des Plasma die Bewegungsursache wäre, so könnte allerdings die Bewegung nur eine gleitende sein, was keineswegs der Fall ist. Das Auffallendste bei der Bewegung aber sind die Zuckungen. Nicht selten klebt der Kahn mit dem einen gelatinösen Ende an der Glasplatte oder an irgend einem Gegenstande fest; dann dreht sich in der Regel der ganze Kahn um diesen An-

Fig. 9.



Zeigt die Zellbildung bei Melosira im Schema, wie sie aussehen müßte, wenn die Schachtel-Hypothese richtig wäre.

In der Zelle a sind beide Schachteln noch so fest vereinigt, daß man sie nicht unterscheidet. In der Zelle b ist die Grenze der rechten kleineren Schachtelhälfte r bei i und die der linken größeren Schachtel l bei n sichtbar geworden; in der Zelle c haben sich diese beiden Grenzen i und n bereits genähert, die Schachteln l¹ und r¹ sind mehr aus einander gezogen; in der Zelle d sind sie völlig aus einander gezogen, so daß beide Grenzen bei i n zusammenfallen; die Zelle e hat bei s die Doppelwand ausgebildet.

Gedankens nicht erwehren, daß sie eine zweckmäßige, eine sogenannte willkürliche Bewegung sei. Stößt das Schiffchen auf Hindernisse, so schlägt es oft eine andere Richtung ein oder es kehrt um, oft aber rennt es, wie eigensinnig, immer wieder gegen die Hindernisse und sucht sich zwischen ihnen hindurchzudrängen. Ueberhaupt ist die Bewegung nur scheinbar eine gleitende oder rutschende, wie schon Borscow nachweist, der die Bewegungserscheinungen am gründlichsten studirt hat; vielmehr schwimmt die Zelle wie ein zierlicher Torpedo vorwärts und rückwärts, aufwärts und abwärts, mitunter mitten zwischen anderen Gegenständen hindurch. Nicht selten zieht das Schiffchen einen großen Bogen wie ein umwendendes Dampfschiff; überhaupt setzt es oft seine Reise auf längere Zeit in gleicher Richtung oder mit Richtungswechsel fort.

heftungspunkt hin und her, dabei aber treten häufig heftige Zuckungen ein, als wollte sich das Schiffchen mit Gewalt losreißen. Häufig wirft sich der Kahn während des ruhigen Fortschwimmens plötzlich von der Hauptseite auf die Nebenseite oder umgekehrt. Stößt ein Schiffchen mit der Spitze gegen den Leib eines anderen, so zuckt dieser plötzlich zusammen, als wenn er gekitzelt würde. Mitten auf der Reise schnellt das Schiffchen zuweilen mit einem plötzlichen Ruck sprungweise vorwärts.

Daß diese complicirten Bewegungen schlechterdings nicht durch einfache Rotationen des Plasma erzeugt werden können, die außerdem auch gar nicht existiren, wie sorgfältiges Studium des Zellinneren lehrt, liegt wohl auf flacher Hand. Noch weit weniger aber können sie Folge von Diffusionsvorgängen sein, wie Dippel

und Borscow annehmen; das würde sich mit den elementarsten chemisch-physikalischen Vorstellungen nicht vereinigen lassen.

Was ist denn die Ursache der Bewegung?

Um darüber ins Klare zu kommen, ist ein sorgfältiges Studium der jugendlichen Zellwand unerläßliche Vorbedingung. Fast alle bisherigen Forscher nehmen an, daß die Zelle von vornherein wegen ihres Kieselgehalts starr sei. Diese Annahme, welche zu der irrigen Schachteltheorie geführt hat, verhinderte auch die Einsicht in die wahre Ursache der Bewegung.

Beim Studium der jugendlichen Zelle von Frustulia ward ich gewahr, daß sie eine Zellwand im gewöhnlichen Sinne des Wortes noch gar nicht besitzt, daß vielmehr die Kieselsäure in einer äußeren derberen Hautschicht oder Mantelschicht des Plasma abgelagert ist. Um sich davon zu überzeugen, braucht man nur vorsichtig Chlorzinkjod auf die junge Zelle einwirken zu lassen. Die ganze Zelle, einschließlich des Kieselmantels, färbt sich braungelb, und es zieht sich kein Primordialschlauch von der Wand zurück, denn es ist gar keine Wand vorhanden. Diese wird erst später bei der alternden, zur Theilung sich anschickenden Zelle vom Plasma abgestoßen, und nun zieht sich auf Zusatz von Säuren oder Chlorzinkjod der Primordialschlauch von der Wand zurück, die sich durch Chlorzinkjod nun nicht mehr gelbbraun färbt.

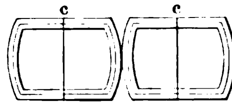
Läßt man auf die jungen Zellen Salpetersäure oder Chlorzinkjod einwirken, so nehmen sie beim geringsten Druck allerlei wunderliche Biegungen an, aber sie zerbrechen nicht, — der beste Beweis, daß keine starre Wand vorhanden ist.

Kehren wir nun zu den Bewegungserscheinungen zurück. Stößt ein Schiffchen bei seiner Bewegung mit der Spitze auf die Flanke eines anderen, so bringt es darin einen augenblicklichen Eindruck hervor, der sofort wieder verschwindet, wenn die Spitze des Schiffchens sich zurückzieht. Oefters fährt die Spitze eines Schiffchens an der ganzen Flanke eines anderen entlang; in diesem Falle wandert der Eindruck stetig mit dem Schiffchen fort, hinter demselben sofort sich wieder ausgleichend. Häufig schieben zwei Schiffchen mit den Flanken an einander vorbei und platten sich längs der ganzen Berührungsfläche an einander ab. Aus diesen Erscheinungen geht abermals hervor, daß die jungen Schiffchen von keiner starren Membran umschlossen sind, sondern daß ihre Außenfläche elastisch ist und biegsam.

Die fortgesetzte Beobachtung der Schiffchen mit den Oel-Immersionssystemen führte nun sehr deutlich zu dem überraschenden Resultat, daß der ganze jugendliche Körper des Schiffchens contractil beweglich ist in ganz ähnlicher Form wie bei den Flagellaten. Diese Bewegung kommt bei bisher zu den Pflanzen gerechneten Organismen nirgends vor, mit Ausnahme der auch in anderer Hinsicht den Diatomeen ähnlichen Oscillarineen.

Die Diatomeen sind also bezüglich ihrer Bewegungserscheinungen eher Thiere als Pflanzen.

Fig. 10.



Beginn der Neubildung von Zellen bei Melosira varians bei 1080facher Linearvergrößerung.

Im Inneren der alten Zellwand ist bereits eine neue entstanden und bei c hat die Mutterwand sich durch einen Cirkelschnitt in zwei Theile getheilt. Das Innere der Zellen ist in der Zeichnung weggelassen.

Sind sie es auch in anderer Beziehung?

Ja oder nein; wie man es nehmen will. Die Diatomeen führen ein Endochrom, identisch mit dem Chlorophyll oder ihm doch sehr nahe verwandt, bedeckt oder gemengt mit dem durch Säuren zerstörbaren, schön siennabraunen Phykoxanthin. Die Diatomeen assimiliren die Kohlensäure der Luft und der Gewässer sowie der gelösten doppelt kohlensauren Salze wie andere Pflanzen; aber ihr Chlorophyll ist nicht im Stande, Amylum zu bilden, vielmehr sind fette Oele die von ihm gebildete Reservenahrung.

Bezüglich ihrer Fortpflanzung durch Theilung und durch Sporenbildung stehen sie den Pflanzen näher als den Thieren. Die Sporen entstehen entweder durch bloße Häutung, Vergrößerung und Formänderung einer Zelle oder durch Vereinigung von Zellen als sogenannte Copulation.

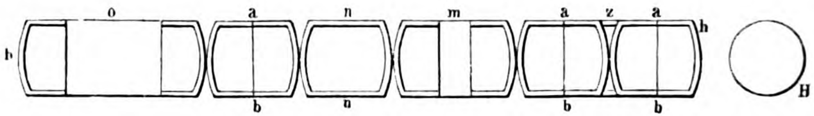
Wir stehen hier also vor der für die

Descendenzlehre gewiß nicht unwichtigen Thatsache, daß eine Gruppe niederer Organismen gewisse Eigenschaften: die Bewegung und die Form der Fettbildung dem Thierreich, andere: die Chlorophyllbildung und die Fortpflanzung dem Pflanzenreich entlehnt oder, richtiger ausgedrückt, daß sich in dieser Gruppe die verschiedenen Aufgaben der Thierwelt und der Pflanzenwelt noch nicht genügend differenzirt haben, daß die Arbeitstheilung noch nicht vollzogen ist und daß in diesem Sinne des Wortes die Diatomeen als Protisten angesehen werden können.

Dieser Proceß, den wir hier im Kleinen sehen, findet überall statt auf der ganzen Erde. So bauen die kleinsten Wesen Kreide- und Dolomitgebirge auf als riesige Leichenhäuser, im Vergleich mit welchen die Katakomben von Rom und Paris wahre Spielereien sind.

Aber noch in anderer Beziehung sind die Diatomeen von der größten Wichtigkeit für das Naturganze. Niedere Thiere, vor allen die Flagellaten, beziehen aus ihnen ihre Hauptnahrung. Da von den Flagellaten wieder größere Thiere leben, von diesen abermals u. s. f., so muß man die Diatomeen als eine der Grundlagen für sämmtliche Wasserorganismen, ganz besonders aber für die Meeresorganismen ansehen.

Fig. 2.



Die Zelle n n ist noch nicht in Theilung begriffen, drei Zellen haben bei a b den Cirkelschnitt ausgebildet, bei m haben sich die beiden Zellhälften der Mutterzelle schon von einander entfernt und die Innenhaut wird sichtbar, bei o haben sich die beiden Hälften der Mutterwand bis auf die doppelte Länge der Zelle entfernt; jetzt beginnt die Bildung der Querwand, welche sich bei z bereits zur Doppelwand gespalten hat.

Belauschen wir noch einen Augenblick die Diatomeen unserer nächsten Umgebung in ihrer stillen, aber sehr geschäftigen Assimilationsthätigkeit. In den Leitungsrohren des Oelmühlenbachs bei Jena leben Milliarden von Diatomeen. Sie zerlegen den doppelt kohlensauren Kalk, dessen Kohlensäure sie unter Ausscheidung von Sauerstoff zum Aufbau ihres Leibes benutzen. Der zurückbleibende einfach kohlensaure Kalk fällt in fester Form nieder, da er im Wasser unlöslich ist. Dieser Kalk hüllt die absterbenden Diatomeen Schicht auf Schicht ein. In wenigen Monaten ist das Brunnenrohr mit einer mehrere Zoll dicken Kalkkruste bedeckt.

Für den Naturforscher wie für den sinnenden und denkenden Menschen überhaupt ist es aber der erhebendste Gedanke, wie groß die Natur ist, daß sie durch die Arbeit so kleiner Wesen so Ungeheures vollbringt. Und diese kleinsten Wesen führen uns durch ihre wunderbare Schönheit zu einer Verehrung der Natur, ja alles dessen, was uns umgiebt, die am meisten veredelnd auf den Menschen wirkt, die an Religiosität grenzt, vielleicht mit ihr identisch ist.





Literarische Mittheilungen.

Die europäische Staatengeschichte.

Es ist nun schon eine lange Reihe von Jahren, seitdem der thätige, geistvolle Verleger Andreas Perthes den Entschluß faßte, eine Sammlung herauszugeben, welche die ausführliche Geschichte aller neueren Staaten von ihrem ersten Ursprunge ab umfaßte: **Geschichte der europäischen Staaten.** Herausgegeben von Heeren, Ukert, Giesebrecht. Gotha, Fr. Andr. Perthes. — Davon neu erschienen: Hertzberg, Geschichte Griechenlands. Band 3 und 4. — Riezler, Geschichte Baierns. Band 1. — Wenzelburger, Geschichte der Niederlande. Band 1. — In dieser Sammlung erschienen seiner Zeit diejenigen Werke, welche für die Geschichte verschiedener Staaten von geradezu grundlegender Bedeutung gewesen sind; so Stenzel's Geschichte des preußischen Staates, Geijer's Geschichte Schwedens, Dahlmann's Geschichte Dänemarks. Und diese große Sammlung erhielt sich lebendig, indem sie unermüdlich ihrem Abschluß entgegenstrebte und zugleich Veraltetes in ihr entsprechend zu erneuern wußte. Sie bildet das Hauptwerk, wenn man anders ein so vielbändiges Unternehmen als ein Werk bezeichnen kann, in dem unser gesammtes Wissen der Geschichte der neueren europäischen Staaten niedergelegt ist

Die Geschichte der Niederlande war ihrer Zeit durch Campen in dieser Sammlung sehr tüchtig vertreten. Es ist trotzdem sehr erfreulich, daß, nachdem Campen vergriffen war, Wenzelburger lieber eine neue Behandlung des Gegenstandes gab anstatt einer Verbesserung der alten. Der vorliegende erste Band reicht bis zu dem Regierungsantritt Philipp's II. von Spanien und dem Beginn derjenigen Verwickelungen, aus welchen die Befreiung der Niederlande entsprang. Dieser Band behandelt also Zeiten, denen die Geschichtschreibung nicht in demselben Maße ihre Gunst zugewandt hat, als dies in Bezug auf die glorreiche Befreiungsgeschichte der Niederlande der Fall ist. Erst das Urkundenbuch, welches im Auftrage der niederländischen Akademie der Wissenschaften publicirt worden ist, hat die Grundlage wirklicher Geschichtschreibung für diese Epoche geschaffen. Das vorliegende Werk beruht natürlich auf dieser großen Vorarbeit in erster Linie; eigene Quellenforschung für diese Epoche hat der Verfasser nicht vorgenommen, aber sein Werk entspricht auf eine höchst solide Weise dem Stande unserer gegenwärtigen Quellenkenntniß der älteren Geschichte dieses Landes, ohne diese Quellenkenntniß selbst vermehren zu wollen. Es hat insbesondere die Aufgabe glücklich gelöst, die Culturzustände zur Darstellung zu bringen. In dieser Beziehung bildet die Darlegung der politischen und ökonomischen Lage, der kirchlichen Kämpfe und der literarischen Zustände unter Karl V. einen besonders glänzenden Abschnitt des vorliegenden Bandes.

Der Werth der Geschichte Griechenlands von Hertzberg ist schon bei der Anzeige der beiden ersten Bände des Werkes in dieser Zeitschrift klargelegt worden.

Der vorliegende dritte Band umfaßt die Epoche der Osmanenherrschaft in diesem unglücklichen Lande; er beginnt in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, als die Eroberung des Peloponnes und der Insel Euböa durch die Osmanen das Schicksal des neueren Griechenland auf eine lange Zeit in ähnlicher Weise abgeschlossen hatte, wie einst die Niederwerfung des achäischen Bundes durch Mummius dies für das alte Griechenland gethan hatte. Es ist eine „geschichtslose Zeit“, wie sie Hertzberg geistvoll nennt, diese Zeit der osmanischen Herrschaft. Der Kampf der Os-

manen mit Venedig, dann der mit Rußland ziehen sich durch diese wüste Epoche. Anfangs ist die Türkenherrschaft noch erträglicher, so lange tüchtige Sultane und Minister in Konstantinopel walteten; dann wächst mit der Entartung und dem Niedergang der Osmanenherrschaft ihr Druck auf das unglückliche Land. Religionskampf und die Jagd auf die Mädchen und Knaben im Lande vergiften das Verhältniß gänzlich: damals bildete sich die verderbliche Sitte der Griechen aus, ihre Töchter noch fast als Kinder zu verheirathen, um sie den türkischen Jägern zu entziehen.

Der weitere vierte Band Hertzberg's giebt dann in spannender Erzählung die Geschichte der Befreiung Griechenlands und der Entwickelung des jungen Königreichs bis auf unsere Tage. Für diese Darstellung war insbesondere in dem bekannten Werke Mendelssohn's, welches auf sehr umfassenden archivalischen Studien und langer Beschäftigung beruhte, eine Grundlage gegeben. Die Gesinnung und das politische Urtheil, welche in der Erzählung walten, verkennen nicht die schlimmen Seiten der neugriechischen Gesellschaft: die Neigung für das Geld, wie sie in Gewinnsucht und Bestechlichkeit sich kundgiebt, und die Unterordnung aller sittlichen Anforderungen unter den Parteigeist, der das Staatsgefühl zerreißt, zwei Eigenschaften, welche schon die politischen Grundfehler des alten griechischen Staatslebens kennzeichnen und welche ein Unveränderliches in dieser Nation beweisen. Andererseits aber geht durch diese Erzählung der Glaube an die Zukunft des jungen Königreichs, gegründet auf die Reinheit des griechischen Familienlebens, den glühenden Nationalsinn, die Intelligenz und Rührigkeit der griechischen Gesellschaft.

Ein ganz neues Unternehmen tritt uns in dem ersten Bande von Riezler's Geschichte von Baiern entgegen. Das letzterschienene Werk von Riezler, welches die politischen und kirchlichen Theorien zum Gegenstande hatte, wie sie im Kampfe zwischen dem Reich und dem Papstthum sich gebildet haben, hat dem Verfasser rasch Anerkennung und eine feste Stellung unter den Historikern gebracht. Der vorliegende Band, welcher die Geschichte Baierns bis zum Jahre 1180 führt, reiht sich würdig an Arbeiten wie v. Stälin's Geschichte Württembergs. Besonders glänzend ist das den Band abschließende Bild des Zustandes der Cultur um 1180 in Baiern. Dasselbe ist von einer seltenen gründlichen Allseitigkeit.

Möchten wir bald wieder von gleich raschen und mannigfaltigen Fortschritten dieses Unternehmens zu berichten haben, welches eine einzige Buchhandlung begründete und erhält, und das sich doch getrost neben Unternehmungen wie die Geschichte der Wissenschaften in Deutschland oder die Allgemeine Biographie stellen kann, die doch getragen sind durch die Munificenz eines Königs und die Autorität einer ganzen historischen Commission.

Zur Literaturgeschichte.

Dante-Forschungen, Altes und Neues von K. Witte. 2. Band. (Heilbronn, Gebr. Henninger.) Neben einer Anzahl von Besprechungen, die in diese Sammlung aufgenommen sind — man wird immer streiten können, mit wie viel Recht dergleichen geschieht —, stehen einige schöne Abhandlungen, welche fundamentale Fragen erörtern, die sich auf die göttliche Komödie und Dante beziehen. Eine Reihe derselben bespricht die Dante-Handschriften und die Kritik des überlieferten Textes, sowie die Commentare zur divina commedia, deren zwei noch dem vierzehnten Jahrhundert angehören, also auch für die Texteskritik einen erheblichen Werth haben. In das Innere des Werkes selber führt der schöne Vortrag über Dante's Weltgebäude; bis in das sechzehnte Jahrhundert stand nach der allgemeinen Ueberzeugung, trotz der immer wieder von astronomischen Forschern entwickelten Bedenken, die Erde im Mittelpunkte des Weltalls, als das Centrum, um welches alle Himmel kreisen, als der unterste Punkt des Universums, zu dem Alles, was körperlich schwer ist, hinabstrebt. Auf dieser allgemeinen Grundlage bildet Dante seine Scenerie. Hier wird von Dante der Satan und der Fall der Engel zu geologischer Erklärung verwandt; der Sturz derselben auf die damals noch unbewohnte Erde ließ auf der entgegengesetzten Seite derselben Berge sich aufthürmen und verwandelte die Hälfte der Erdoberfläche in eine weite, öde Wasserwüste. Andere Abhandlungen derselben Classe behandeln das Sündensystem Dante's, welches ja mit der räumlichen Anordnung der Hölle so eng verbunden ist, alsdann die Thierwelt in der göttlichen Komödie.

Vom italienischen Volksliede handelt: **Das italienische Volk im Spiegel seiner Volkslieder.** Von Otto Badke. (Breslau, Schottlaender.) Nachdem die Italiener ihre Volkslieder gesammelt, manche schöne Uebertragung in unsere Sprache hervorgetreten, war es eine anmuthende Aufgabe, nun ein Bild der italienischen Volkspoesie zu entwerfen, und dies ist gleichzeitig in Italien durch Rubieri und in

leichterer Art von dem Verfasser dieser kleinen Schrift geschehen, der durch mehrjährigen Aufenthalt in Italien hierzu mannigfache Vorbereitung erworben hatte. Hübsche Vergleiche mit verwandten Volksliedern anderer Länder ergötzen besonders; denn das Volkslied läßt in das Herz jedes Volkes blicken. Daneben viele Uebertragungen durch den Verfasser.

Eine Auswahl der schönsten deutschen Lieder, welche zur Zeit der Blüthe mittelalterlicher Dichtung in Deutschland hervortraten, bietet in zweiter Auflage der unermüdlich forschende und mittheilende Karl Bartsch: **Deutsche Liederdichter des zwölften bis vierzehnten Jahrhunderts.** (Stuttgart, Goeschen'sche Verlagshdlg.) Die Sammlung umfaßt die drei Epochen unseres mittelalterlichen Liedes; zuerst treten einander volksthümliche Einfachheit und auf der anderen Seite der Einfluß der romanischen Lyrik mit ihren kunstvollen Formen gegenüber; in Heinrich von Veldeke vermitteln sich diese zwiefachen Anfänge, und im letzten Decennium des zwölften Jahrhunderts beginnt gleichzeitig mit der Blüthe unserer Epik die der ritterlichen Liederdichtung, welche so eng mit dem Lebensideal der damaligen ritterlichen Gesellschaft verkettet ist. Indem der bürgerliche Stand in den Städten sich geltend macht, sieht man eine andere Richtung der Poesie diese ritterliche ablösen, und während der höchste Glanz der mittelalterlichen dichterischen Phantasie in Epos und Lyrik erlischt, erheben sich der Verstand, den der Bürger in seinen Geschäften bedarf, und gesetzte Lebensweisheit in einer lehrhaften Dichtung. Diese ganze reiche Entwickelung überblickt man in den mit philologischer Genauigkeit in der Textgestaltung behandelten und mit sicherem Geschmack ausgewählten Dichtungen dieses Bandes.

Erzählung des Verlaufs deutscher Literatur und geistiger Bewegung mehrt sich von Jahr zu Jahr. Von der neuen Auflage der lange anerkannten **Geschichte der deutschen Literatur** von Wilhelm Wackernagel, welche Ernst Martin besorgt hat, liegt eine vierte Lieferung vor (Basel, Schweighauser); sie behandelt gerade die oben besprochene Blütheepoche mittelalterlicher Lyrik, und eben hier macht sich besonders geltend, wie feiner dichterischer Blick sich in Wackernagel mit philologischer Gründlichkeit verknüpfte. Hieran sei eine von Daniel Sanders veröffentlichte **Deutsche Literaturgeschichte** (Berlin, Langenscheidt) geschlossen, welche auf ein paar Bogen in knappster Form kurze Darlegung und treffende Charakteristik aller Haupterscheinungen bietet.

Ein Liederbuch, welches eine Reihe der schönsten deutschen Gedichte in einer ganz vorzüglichen, aus innigem Gefühl des Dichterischen entsprungenen englischen Uebertragung darbietet, tritt hervor in: **Translations from the german poets** by Edward Stanhope Pearson. (Dresden, Pierson.) Von Goethe reicht die Sammlung bis auf die gegenwärtig in Flor stehenden Poeten, und sie verschmäht auch die unbedeutenderen nicht, um ein belebtes Gesammtbild des deutschen Parnasses zu geben.

Romanliteratur.

Die Schwestern. Roman von Georg Ebers. Stuttgart und Leipzig, Verlag von Ed. Hallberger, 1880.

„Wer von Aegypten zu erzählen weiß, hat das Ohr aller Hörer", — mit diesen Worten lehnte einst Fürst Pückler-Muskau ein schmeichelhaftes Lob ab, welches man ihm um des Erfolges willen spendete, den er durch sein Buch „Aus Mehemed Ali's Reich" errungen, — mit einer an ihm ungewohnten Bescheidenheit so dem Stoffe den Hauptantheil an dem Erfolge zugestehend, den Freundeseifer ungetheilt seiner Erzählerkunst auf Rechnung setzen wollte. — In diesen Worten liegt Wahrheit. Von jeher ist Aegypten das Land gewesen, welches sich der Wissenstrieb der Menschen als bevorzugtes Object ersah, von dem zu erzählen der Kundige, von dem zu hören der Laie nicht müde wurde. Alles an ihm war interessant. Seine in Thier- und Pflanzenleben eigengeartete Natur; der wundersame Einfluß des Nils, des belebendsten aller Ströme, auf die Cultur des Volkes; der tiefsinnige Götterglaube der durch strengste Lebensformen gebundenen Bewohner; ihre geheimnißvolle Vertrautheit mit den exacten Wissenschaften; ihre großartige Kunstpflege, deren Ergebnisse noch in ihren Trümmern Wunder der Welt sind; die ans Phantastische streifenden Großthaten ihrer Pharaonen; die spätere Durchdringung des spröden nationalen Wesens durch jenen Träger eines neuen Culturlebens: das Griechenthum; die Regierung der Ptolemäer endlich und die durch sie bewirkte Erhebung Alexandrias zum Sitz einer Weltliteratur — alles das hat in alter wie in neuerer Zeit die Augen der Betrachtung auf Aegypten gelenkt; alles das zieht noch in unseren Tagen, wo eindringendere Forschung die Grenzen des Wissens hinausgerückt und das bisher Geheimnißvollste dem Verständniß erschlossen, wo gesteigerte Communicationsmittel die Entfernungen zu besiegen und örtliche Hin-

dernisse aus dem Wege zu räumen gewußt haben, das geistige Interesse der Gebildeten aller Nationen unwiderstehlich auf sich. Ein Buch, das von dem „Wunderlande der Pyramiden“ handelt, ein Bilderwerk, das uns Land und Leute am Nil sammt deren Kunstwerken und Denkmälern vors Auge rückt, sie dürfen von vornherein auf Beifall und Verbreitung rechnen; wie viel mehr die Dichtung, die den realen Reizen des Stoffes noch den verschönernden, verklärenden Zauber der Phantasie hinzufügt und uns vollends die Sinne mit Märchenduft und Märchenglanz umhüllt. Sie hat gewiß „das Ohr aller Hörer!“

Solche Gedanken und Erwägungen stiegen in mir auf, als mir nicht gar lange nach dem Erscheinen von Ebers' „Schwestern“ ein Exemplar des Romans zu Händen kam, dessen Titelblatt diese Ausgabe als die „zehnte“ bezeichnete. In der That — kein geringer Succeß in einer Zeit, wo oft die tiefsinnigsten und glänzendsten Offenbarungen des menschlichen Geistes fast unbeachtet bleiben, wo trefflichste Bücher auf eine zweite Auflage nicht selten Jahrzehnte lang harren müssen! — Ich konnte nicht umhin, jenes Goethe'schen Wortes zu gedenken: „Für den äußeren Erfolg kommt Alles darauf an, daß der Dichter die Bahn zu treffen wisse, die der Geschmack und das Interesse des Publikums genommen hat. Fällt die Richtung seines Talentes mit der des Publikums zusammen, so ist Alles gewonnen!“

Ich will mit diesem Citat ebenso wenig wie mit jenem Ausspruch des Fürsten Pückler und den daran geknüpften Betrachtungen die Verdienste Georg Ebers' herabsetzen, noch weniger ihm den Vorwurf machen, daß er, die Strömung des allgemeinen Interesses nutzend, in etwas monotoner Weise seit Jahrzehnten in derselben dichterischen Stoffgattung verharre. Einem Manne, dem die Durchforschung und geistige Neubelebung des alten, seit Jahrtausenden abgestorbenen Aegyptens Lebensberuf ist, darf es schwerlich verargt werden, wenn er, von poetischer Stimmung erfaßt, seine Stoffe fort und fort dem Gebiete entnimmt, mit welchem ihn langjährige erfolggekrönte Studien aufs innigste vertraut gemacht, welches er selbst als würdigsten Vorwurf für wissenschaftliche und künstlerische Behandlung erachten muß. Doch diesen von der unnachlassenden Theilnahme des Publikums getragenen Stoffen muß andererseits ihr voller Antheil an den äußeren Erfolgen der Ebers'schen Romane gewahrt bleiben! Man darf — bei aller Anerkennung von Ebers' dichterischer Gestaltungskraft — nicht zugeben, daß dieser allein die ungewöhnliche Verbreitung seiner Bücher auf Rechnung zu setzen sei; nicht zugeben, daß erst in Ebers' Romanen die deutsche Dichtung ihren Höhepunkt erreicht habe, in ihnen der epischen Poesie unserer Tage Regel und Richtschnur gegeben sei. Vielmehr bietet dieser Roman, wie seine Vorgänger, einer strengen Kritik Gelegenheit zu mancher Ausstellung, — vor Allem jener, daß nach Entkleidung des Objects von allem Zeitlichen und Costümhaften, von aller Tendenz und specialen Bedingung des zu allen Zeiten Gültigen, Anziehenden und Bewegenden doch nur ein ziemlich geringes Quantum übrig bleibt; daß die Dichtung, auf einem tiefdurcharbeiteten wissenschaftlichen Boden erwachsen, gar oft in dem prodesse viel mehr als in dem delectare ihr Ziel sucht; daß die überreichen culturhistorischen Accessoires den dichterischen Kern vielfach geradezu zu ersticken drohen!

Im Uebrigen darf man auch diesem neuesten Werke des trefflichen Aegyptologen viel Vorzügliches nachrühmen. Zwar ist die Handlung im Ganzen dürftig, doch gewährt sie dem Verfasser Gelegenheit zu recht gelungenen Porträts sowohl der historischen Personen wie einiger frei erfundener Gestalten, vornehmlich der beiden Schwestern Klea und Irene, auf welche die Dichtung das volle Licht fallen läßt. Auch dichterische Nebenfiguren, wie der Klausner Serapion, der Schmied Krates, sind zu loben. Höchst lebensvoll darf man die Schilderung der königlichen Geschwister, der Könige Ptolemäus VI. Philometor und Euergetes II. Physcon, sowie der Kleopatra, Philometor's Gemahlin, nennen: der erstere sanft und mild, der „freundlichste Mann des Reichs“, viel zu gut für seine verdorbene Umgebung; Euergetes ein seltsames, fast unwahrscheinliches Gemisch widersprechendster Eigenschaften, gleich Staunen erregend durch Stärke des Willens, rücksichtsloseste Thatkraft, höchste Schärfe und Schwungkraft des Geistes wie durch Maßlosigkeit im Laster und Lust am verworfenen Ungeheuerlichen, ein Jüngling, „der seinen Arm ebenso gern am stärksten Athleten wie seinen Witz am Feinsten und Kleinsten versucht“, und der in dem doppelten Bestreben, die eine der Schwestern seiner zügellosen Lust, die Krone seines Bruders seiner maßlosen Herrschgier zu gewinnen, der ruhigen Kraft des Römers Publius Cornelius Scipio Nasika (einer trefflich gezeichneten Charakterfigur) unterliegt. Interessant ist auch Kleopatra geschildert: die eitle, gefallsüchtige herrschbegierige Frau des gutherzigen Königs, unbefriedigt, in beständiger Aufregung, Anspannung und Hast; ruhelos an dem Besten vorübereilend, was das Dasein den Sterblichen bietet, „ein gespannter Bogen, dessen Pfeil entfliegt, wenn auch nur ein Lufthauch die Sehne trifft; ein überfülltes Gefäß, das ein Tropfen zum Ueberströmen bringt.“ — Ihre Zeichnung hat dem Verfasser unter Anderem Gelegenheit gegeben, uns durch seine Vertrautheit selbst mit intimsten Toilettenkünsten und Koketterien in Erstaunen zu setzen. Leider fällt

die Zeichnung zuletzt, wo Kleopatra an unerwiderter Liebe zu Scipio krankt und ihre Erregung zu blutgieriger Wuth steigert, einigermaßen ins Grobe. Auch sonst fehlt es nicht an der üblichen Staffage orientalischer Höfe: spitzbübischen Eunuchen und anderen Canaillen, die mit Gift und Dolch hantiren; aber ihnen allen wird endlich das Handwerk gelegt, und nachdem sich das Laster auf den letzten Seiten gehörig erbrochen hat, setzt sich die Tugend triumphirend zu Tisch. Der Schluß des Buches erscheint mir überhaupt als der schwächste Theil desselben; der Staatsstreich, den Euergetes gegen seinen milden Bruder ins Werk setzt und dessen Verlauf die eingesperrte Kleopatra mit ansieht, wirkt fast komisch durch die Dürftigkeit des Apparates und ruft dem Leser unwiderstehlich die bekannten Bühnenschlachten ins Gedächtniß, wo die feindlichen Heere, durch je drei oder vier „Reisige“ dargestellt, ein trauriges Geklapper mit den Schwertern gegen die Blechschilde verursachen. Hier eilte der Verfasser allzu hastig zum Schluß; hätte er früher hier und da an langathmigen Gesprächen, die den Kern der Dichtung doch nur wenig berührten, gespart, so wäre für ein aus der Fülle geschöpftes farbenreiches Bild einer in wilden Bürgerkampf ausartenden Palastrevolution überflüssig Raum gewonnen. Der Leser empfindet einen solchen Mangel am Schluß des Buches doppelt peinlich.

Ludwig Ziemssen.

Literarische Notizen.

Die Geschichte der neueren Philosophie, in ihrem Zusammenhang mit der allgemeinen Cultur und den besonderen Wissenschaften. Von Windelband. Bd. I. (Leipzig, Breitkopf & Härtel.) Diese neu hervortretende Geschichte der Philosophie ist auf zwei Bände berechnet, deren erster von der Renaissance bis auf Kant hinabgeht; der zweite soll dann die Schicksale der deutschen Philosophie, welche unter dem Einfluß der mit Kant eingetretenen localen Wendung steht, darstellen. Der Verfasser der vorliegenden Geschichte hat in einigen kleineren Abhandlungen sich als ein geistvoller Mitforscher auf philosophischem Gebiet erwiesen, und solche Autoren sind schließlich auch am besten befähigt, in die Geschichte einer Wissenschaft einzudringen. Gründliche Kenntniß und eine leichtflüssige Form verbinden sich in seiner Arbeit. Er stellt sich auf den Standpunkt einer Betrachtung der Philosophie in ihrem Zusammenhang mit der allgemeinen Cultur, welcher Standpunkt heute der einzig mögliche und von den besseren Arbeiten der letzten Jahrzehnte auch schon mit verschiedenem Erfolg eingenommen worden ist. Manches in seiner Darstellung erscheint uns allzu subjectiv noch, z. B. die Darstellung des Substanzbegriffs von Spinoza unter der Analogie des Raumbegriffs.

Geschichte und Kritik der Grundbegriffe der Gegenwart. Von Eucken. (Leipzig, Veit & Co.) Auch dieses Buch ist historisch-kritisch. In gewissen Grundbegriffen concentrirt sich der ganze geistige Erwerb einer Zeit, sie enthalten die leitenden Gesichtspunkte für ihr Weiterschreiten. Ihre Geschichte verfolgt Eucken in kritischem Geiste. Zweierlei ist also bei ihm ausgeschlossen. Er will nicht die in der strengen Wissenschaft und engeren Philosophie leitenden Begriffe seiner historischen Analyse unterwerfen, sondern sein Blick ist auf diejenigen Begriffe gerichtet, welche wie in der Wissenschaft so auch im Leben selber Macht ausüben, directe Macht. Als solche Begriffe sind aus dem Gebiet der Erkenntnißtheorie die von Subjectiv, Objectiv, Erfahrung, angeboren von ihm behandelt worden; aus dem Gebiet der Weltansicht selbst behandelt er u. A. die Begriffe Monismus, Gesetz, Entwickelung, mechanisch, organisch und teleologisch; aus dem des geistigen Lebens die der Individualität und der Cultur, der Humanität, des Optimismus und Pessimismus. Und seine Behandlungsweise selber ist hier ebenfalls nicht als eine streng fachmäßige zu denken, seine historische Analyse schreitet vielmehr in einem freien geistvollen Gange voran.

Neue Studien zur Geschichte der Begriffe. Von Teichmüller. (Gotha, F. A. Perthes.) Der Gedanke einer solchen Geschichte der Begriffe, den Trendelenburg wohl zuerst faßte und der auf die eben genannten beiden Schüler von ihm aus übergegangen ist, wurde noch vor Eucken in diesen Studien von Teichmüller zur Grundlage von Forschungen gemacht. Und zwar bedient sich Teichmüller desselben auch — dies möchte seine Methode am besten charakterisiren — zur Lösung der kritischen Fragen auf dem Gebiete der alten Philosophie. Diese Methode wendet er in der ersten hier vorliegenden Abhandlung an, deren Gegenstand die merkwürdige, dem Hippokrates zugeschriebene Schrift De diaeta ist. Andererseits sind seine Arbeiten von einem Gedanken geleitet, der sich mit demjenigen berührt, welchen Windelband zu Grunde legt. Er bemerkt mit Recht, daß die Systeme der älteren Philosophen von ihrer Anschauung der Natur ausgehen und daß

demgemäß diese die Grundlage auch der Darstellung ihrer Systeme bilden muß, während sie bis jetzt meist als ein gleichgültiger Anhang erscheint.

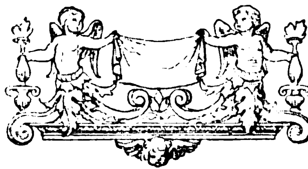
* * *

Erstes Jahres-Supplement (1879 bis 1880) zu Meyer's Conversations-Lexikon. (Leipzig, Verlag des Bibliographischen Instituts.) Ein dankenswerthes Unternehmen, das berufen ist, das große Conversationslexikon fortwährend zu ergänzen. In diesem ersten Bande des Ergänzungswerks finden wir nun in der That die bedeutenden Ereignisse auf allen Gebieten des Lebens, der Wissenschaften und Künste von sachkundigen Federn eingehend besprochen und auch angemessen illustrirt. Von besonderem Werthe sind die Artikel „Olympia" und „Theater" und die ausführlichen Berichte über den Zustand der verschiedenen Literaturen. Man darf dem Unternehmen — erhält es sich nur auf der Höhe dieses ersten Bandes — getrost eine Zukunft prognosticiren.

Illustrirtes Conversationslexikon der Gegenwart. (Leipzig, Verlag von Otto Spamer.) Von diesem auf zwei Bände angelegten Werke sind uns bis jetzt acht Lieferungen zugegangen, die etwa bis zum Schluß des Buchstabens A reichen. Das Originelle des Unternehmens besteht in den Illustrationen, von denen nach den Angaben des Prospects etwa 1500 dem Werke beigegeben werden sollen. Soweit man nach den bis jetzt erschienenen Heften urtheilen kann, dürfte die Aufgabe, die sich die Unternehmer gestellt, glänzend gelöst werden. Das Lexikon verspricht ein gutes Nachschlagebuch und durch die Illustrationen, Karten, Pläne eine unentbehrliche Zierde für den deutschen Bücherschrank zu werden. Nur glauben wir nicht, daß das ganze Material in 60 Heften — wie projectirt — erschöpft werden wird. Gelegentlich kommen wir auf das in vielen Beziehungen interessante Unternehmen noch zurück.

Illustrirte Musikgeschichte. Von Emil Naumann. (Stuttgart, Verlag von W. Spemann.) Eine illustrirte Geschichte der Tonkunst fehlte bis jetzt auf dem deutschen Büchermarkte, und da der Zug der Zeit einmal auf Verbildlichung geht, so hat die Verlagshandlung wohl daran gethan, einen hervorragenden Musikschriftsteller mit der Aufgabe zu betrauen, eine solche Musikgeschichte zu schreiben und ihrerseits mit zahlreichen Illustrationen und Porträts zu schmücken. Das uns vorliegende erste Heft enthält nach dieser Richtung hin schon viele vortreffliche Proben, so den Concertzettel der ersten Aufführung der „Schöpfung" von Haydn, eine Composition von Franz Schubert, ein Bild des siebenjährigen Mozart u. s. w. Nach Vollendung des Werkes werden wir von unserem musikalischen Kritiker eine ausführliche Besprechung desselben an dieser Stelle bringen.

Illustrirte Frauenzeitung und Modenwelt. Herausgegeben von Franz Lipperheide. (Berlin, Franz Lipperheide.) Das vorliegende erste Quartal des 7. Jahrgangs dieser beiden Zeitschriften veranlaßt uns zu einer warmen Empfehlung derselben. Auf dem großen weltbeherrschenden Gebiet der Mode ist die „Modenwelt" Siegerin über alle Concurrenzunternehmungen geblieben, und man darf ihr nachsagen, daß sie nicht auf ihren Lorbeeren ausruht, sondern durch fortgesetzte ernste Arbeit ihre Siege auszunutzen versteht. Die „Illustrirte Frauenzeitung" aber erweist sich immer mehr als eine interessante Beilage des Modejournals. Die tüchtige Redaction hat es verstanden, gute Kräfte heranzuziehen und durch sorgsame Auswahl anmuthiger Novellen, interessanter Essays und Skizzen über alles der Frauenwelt Wissenswerthe ihre Zeitschrift zu einem selbständigen guten Blatte zu machen. Von besonderem Werthe sind die „Blätter für Costümkunde", die unter der Leitung A. v. Heyden's erscheinen und der „Modenwelt" beigegeben werden.



Unter Verantwortung von Friedrich Westermann in Braunschweig. — Redacteur: Dr. Gustav Karpeles.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.





Blut um Blut.

Novelle

von

Claire v. Glümer.

„Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich hier."
(Antigone.)

Der Courierzug war angekommen; Omnibusse standen bereit, die Aussteigenden nach den Gasthöfen der kleinen Hafenstadt zu bringen; aber es war erst Mitte Mai, der Zuzug nach dem nahgelegenen, vielbesuchten Ostseebade hatte noch nicht begonnen und beinahe leer rasselten die Wagen nach der Stadt zurück.

In einem derselben, der die Aufschrift „Zum goldenen Anker" trug, saßen nur zwei Damen in Trauer. Die ältere, eine zarte Gestalt mit feinem, blassem Gesicht, lehnte sichtlich erschöpft zwischen Plaidbündeln und Reisetaschen, während die jüngere, ein schönes, blondes Mädchen, bald rechts, bald links aus dem Fenster sah. Endlich wendete sie sich zu ihrer Gefährtin und sagte:

„Mütterchen, sieh nur, wie hübsch es hier ist — wie still und freundlich; so recht zum Gesundwerden. Ganz heimisch mußt du dich hier fühlen."

Die blasse Frau fuhr auf.

„Heimisch fühlen!" wiederholte sie, und in die mattblauen Augen kam ein Ausdruck der Angst; „was willst du damit sagen?"

„Mein armes Mütterchen, wie nervös du noch immer bist!" antwortete das junge Mädchen, indem sie sich vorbeugte und die Hand der Mutter liebkosend zwischen ihre beiden Hände nahm. „Ich meinte nur, die breiten Straßen mit den kleinen, weißen Häusern, vor denen hin und wieder Bäume stehen, müßten dich an unsere Wohnung in Hoboken erinnern."

„Ja, es ist möglich ... du kannst Recht haben, liebe Käthe," sagte die

Mutter und warf einen zerstreuten Blick aus dem Wagenfenster; dann zog sie den Schleier herunter und sank mit einem Seufzer in ihre frühere Stellung zurück.

Die Tochter sah sie bekümmert an; aber jetzt bog der Wagen um die Straßenecke auf einen Platz, der, an drei Seiten von Häusern umschlossen, an der vierten vom Hafen begrenzt war. Ein Gewirr von Masten zeichnete sich auf dem Goldgrunde des Abendhimmels ab.

Käthe brach in einen Freudenruf aus: „Das Meer! dort drüben ist das Meer!“ sagte sie. „Wie lange haben wir es entbehren müssen! ... Sieh, dort kommen Fischerboote nach Haus ... und das Schiff da drüben macht sich bereit, in See zu stechen — hörst du, wie die Matrosen singen? — Und hier steht ein ganzer Trupp Theerjacken beisammen. Mütterchen, wie glücklich bin ich, dich hier zu haben und dem düsteren Berlin entronnen zu sein!“

Der Wagen hielt vor einem alten Hause, durch dessen Einfahrt ein winkeliger, nicht allzu sauberer Hof sichtbar wurde. Ein Kellner stürzte herbei, den Damen beim Aussteigen zu helfen.

„Die für Mrs. Brown bestellten Zimmer,“ sagte das junge Mädchen, bot der Mutter den Arm und führte sie sorgsam die schmale, knarrende Holztreppe hinauf und über einen Gang, an dessen Ende der Kellner ein Zimmer mit altmodisch dürftiger Einrichtung öffnete. Dumpfige Luft schlug den Eintretenden entgegen.

„Liebe Mutter, hier kannst du nicht wohnen!“ rief Käthe, und zu dem Kellner gewendet, fügte sie vorwurfsvoll hinzu: „Ich habe gute Zimmer bestellt.“

„Zu dienen, es sind unsere besten,“ gab er in gereiztem Tone zur Antwort. „Gnädige Frau wollen sich gefälligst überzeugen: Mittelsalon, Schlafzimmer rechts und links, ausgezeichnete Betten, Federmatratzen ...“

„Schon gut, lassen Sie das Gepäck heraufbringen,“ fiel die ältere Dame ein, und während sich der Kellner mit unmuthigem Serviettenschwenken entfernte, sank sie in die Sophaecke, zog fröstelnd ihr Tuch um die Schultern und sah mit starren Augen wie rathlos umher.

Die Tochter, die inzwischen beide Fenster geöffnet und den Platz, auf den sie hinausgingen, mit raschem Blick überflogen hatte, trat an ihre Seite.

„Du fühlst dich hier unbehaglich, liebe Mutter,“ sagte sie; „es soll nicht lange dauern; morgen quartieren wir uns um. Dort drüben steht ein neues, stattliches Hotel ... wie bist du nur dazu gekommen, dies elende Wirthshaus zu wählen? — ‚Zum goldenen Anker‘ — es klingt gleich nach dem, was es ist.“

„Zu meiner Zeit war es das beste,“ gab die Mutter zerstreut zur Antwort.

„Zu deiner Zeit!“ wiederholte das junge Mädchen. „Du bist schon hier gewesen? — warum hast du mir das nie gesagt?“

„Liebe Käthe, quäle mich nicht mit Fragen,“ fiel die Mutter ungeduldig ein. „Laß Thee bringen und packe das Nöthige aus, so daß ich mich gleich zurückziehen kann.“

Käthe gehorchte. Nach kurzer Zeit war der Theetisch servirt, aber die Mutter rührte die Speisen kaum an. Bald saß sie in sich zusammengesunken, wie in Gedanken verloren; bald sah sie mit unruhigen Blicken umher, und die Hände griffen nach diesem und jenem. Plötzlich stand sie auf.

„Ich möchte mich niederlegen,“ sagte sie; „aber was fange ich mit dir an? Hast du etwas zu lesen?“

„Sorge dich nicht um mich, ich werde schreiben,“ antwortete das junge Mädchen. „Martins haben gebeten, ihnen gleich Nachricht zu geben, wie du die Reise überstanden hast.“

Die Mutter zog die Brauen zusammen.

„Liebe Käthe," sagte sie, „ich habe natürlich nichts dagegen, daß du den Wunsch der guten Leute erfüllst, aber zu einer fortgesetzten Correspondenz zwischen euch möchte ich es nicht kommen sehen. Die Frau eines Subalternbeamten, die möblirte Zimmer vermiethet, ist kein Verkehr für dich."

Käthe sah die Mutter mit großen, erstaunten Augen an.

„Ich bin der Frau so sehr, sehr viel Dank schuldig," sagte sie. „Was hätte ich in dem wildfremden Berlin ohne ihre Hülfe angefangen? Wie manche Nacht hat sie an deinem Bette mit mir gewacht, wie unermüdlich für uns Beide gesorgt ..."

„Ja, ja, das Alles weiß ich," fiel die Mutter ein; „ich habe mich auch nach Kräften dankbar bewiesen ... du magst hin und wieder schreiben, wenn es dir Bedürfniß ist ... was ich wünsche, ist nur ... wir sind nun einmal nicht mehr in Amerika, wo Schuster und Schneider zu den höchsten Staatsämtern gelangen können. Die verschiedenen Rangclassen sind hier zu Lande scharf abgegrenzt."

„Aber warum sollen wir uns danach richten?" rief Käthe, indem sie mit einer ihr eigenen stolzen Bewegung den Kopf erhob. „Wir gehören ja doch in keine dieser Rangclassen hinein."

Die Mutter wechselte die Farbe.

„Was willst du damit sagen?" fragte sie gereizt. „Wozu sind wir denn herübergekommen? — Glaubst du etwa, daß wir deines Vaters Wunsch und Absicht erfüllen, wenn wir uns damit begnügen, auf deutschem Boden zu stehen? — Unseren Verwandten haben wir uns anzuschließen, haben Rücksicht zu nehmen auf ihre Position ..."

„Mütterchen, Mütterchen, rege dich nicht so auf!" bat die Tochter. „Du machst dich wieder krank. Ich habe dich nicht erzürnen wollen und werde gewiß Alles thun ..."

„Nun, so fange damit an, in deinen Freundschaften exclusiver zu sein," fiel ihr die Mutter ins Wort, indem sie dem Schlafzimmer zuging. „Gute Nacht!" fügte sie, über die Schwelle tretend, in milderem Tone hinzu, wies Käthe, die ihr folgen wollte, mit einer Handbewegung zurück, schloß die Thür und schob den Riegel vor.

Bestürzt blieb Käthe einen Augenblick stehen. Nie war die Mutter so heftig und ungerecht gewesen. Auf Verwandte sollte Käthe Rücksicht nehmen, von deren Dasein und Lebensstellung sie nie gehört hatte, und exclusiver in ihren Freundschaften sollte sie sein! Wußte denn die Mutter nicht, daß sie von Kindheit an nur einen Freund und Vertrauten gehabt hatte, den Vater, der vor acht Monaten gestorben war?

Sie setzte sich an das offene Fenster und sah in den verglimmenden Abendschein hinaus. Die Herzenseinsamkeit, in der sie des Vaters Tod zurückgelassen hatte, kam ihr zum Bewußtsein, wie lange nicht, denn in der Sorge um die kranke Mutter hatte sie seit Wochen und Monaten sich selbst vergessen. Nun drangen Sehnsucht und Erinnerung um so mächtiger auf sie ein. Sie sah des Vaters edle Züge wieder, das gütige, Vertrauen erweckende Lächeln, die geistsprühenden Augen. Sie rief sich zurück, wie er sie, so lange sie denken konnte, geistig und körperlich behütet hatte, wie er sie mehr und mehr an seinem inneren Leben Theil nehmen ließ und sie endlich seinen „guten Kameraden" zu nennen pflegte.

Sie hatte sich Mühe gegeben, den Namen zu verdienen, indem sie sich nach Kräften in seine Interessen und Arbeiten einlebte. Tage lang begleitete sie ihn zu Fuß, zu Wagen oder zu Pferde, wenn er den ärmeren Theil seiner Kranken besuchte, oder ging in seinem Auftrage Trost und Hülfe zu bringen, sorgte

für seine Bequemlichkeit im Hause, las mit ihm und half ihm seinen Blumengarten pflegen. Die Mutter kränkelte seit Jahren. „Sie hat Heimweh, die Aermste,“ hatte der Vater geantwortet, als ihn Käthe eines Tages nach dem Grunde ihrer Leiden gefragt. „Sag' nicht, daß wir es wissen,“ hatte er hinzugefügt, „es ist besser, daß sie sich uns gegenüber zu beherrschen sucht.“ — Ob er nicht ahnte, daß sie sich bei diesem Verschweigen und Vertuschen mehr und mehr von einander verlieren mußten? — Käthe hatte die Empfindung dafür, noch ehe sie es mit dem Verstande begriff, und fühlte sich dadurch um so mehr getrieben, dem Vater Alles zuzutragen, was sie bewegte und beschäftigte: jede Empfindung, jeden Gedanken, jedes kleine Erlebniß.

Auch von der einen Begegnung, die trotz ihrer Flüchtigkeit so tiefen Eindruck auf sie gemacht, hatte sie ihm erzählt, leider nur schriftlich, und was er darüber dachte, hatte sie nicht mehr erfahren. O, daß sie von ihm gegangen war, zum ersten Mal im Leben! Aber er selbst hatte es so gewollt, vielleicht in Voraussicht dessen, was geschah.

Ein Bekannter, der mehrere Meilen landeinwärts eine Farm besaß, war gekommen, hatte Käthe, wie schon oft, aufgefordert, seine Frau und Töchter zu besuchen, und zu ihrer Ueberraschung hatte diesmal der Vater die Einladung für sie angenommen.

Sie wäre lieber zu Haus geblieben, aber der Vater bestand auf seinem Willen. „Eine Luftveränderung wird dir gut thun,“ sagte er; „wenn ich irgend kann, hole ich dich in ein paar Wochen wieder ab.“ So mußte sie denn gehorchen, gab sich Mühe, zu verbergen, wie schwer es ihr fiel, und bis der Augenblick des Abschieds kam, gelang es ihr. Nun aber war es mit ihrer Selbstbeherrschung zu Ende. In Thränen ausbrechend, wollte sie dem Vater um den Hals fallen; er schob sie jedoch sanft zurück, drückte ihr die Hand, sagte lächelnd: „Sei tapfer, mein braver Kamerad!“ und hob sie in den Wagen. Noch einmal nickte er ihr zu; noch einmal sah sie in die leuchtenden, blauen Augen, aus denen plötzlich aller Glanz verschwand. Die Pferde zogen an. „Leb' wohl, Kind!“ rief er ihr nach; das war der letzte Gruß, den sie von der geliebten Stimme hören sollte.

Aber ahnungslos fuhr sie an der Seite ihres Gastfreundes dahin. Schon in der Unterhaltung mit ihm verklang die Wehmuth des Abschieds, und dann kam sie in ein heiteres, kinderreiches Haus, wurde von Alt und Jung herzlich aufgenommen und lernte zum ersten Mal die Schönheit des Landlebens kennen.

Einige Tage waren so vergangen, da klang Jubel durch das Haus. Der älteste Sohn war von seiner europäischen Tour zurückgekommen. Er brachte einen jungen Deutschen mit, den er während der Ueberfahrt kennen gelernt hatte; „the most glorious fellow“, wie er behauptete, und Käthe gab ihm Recht. Sie fand etwas von ihrem Vater in dem hochgewachsenen, blonden Deutschen, mit dem ernsten, stolzen Munde und den hellen Kinderaugen.

Nur wenige Tage waren sie zusammen, dann mußte er fort, nach Chicago, wohin ihn wichtige Geschäfte riefen. Sobald sie geordnet waren, wollte er wiederkommen. „Darf ich hoffen, Sie dann noch hier zu finden, Miß Brown?“ fragte er beim Abschiednehmen. „Und wenn nicht, darf ich Sie dann in Ihrem elterlichen Hause aufsuchen?“ — Sie hatte ohne Besinnen ja gesagt; erst als er fort war, fiel es ihr schwer aufs Herz, daß ihr Vater so viel als möglich jede Berührung mit seinen Landsleuten vermied. Nach dem Grunde zu fragen, hatte sie nie gewagt, aber sie wußte — woher hätte sie nicht zu sagen vermocht; wahrscheinlich hatte sie es

in frühester Kinderzeit aus unbewachten Aeußerungen der Eltern erfahren — sie wußte, daß ihr Vater, wie so viele Andere, im Jahre 1848 aus Deutschland geflüchtet und daß ihm die Mutter gegen den Willen der Ihrigen gefolgt war. Von der Vergangenheit hatten Beide nie mit Käthe gesprochen; aber alle Märchen, welche die Mutter erzählte, spielten in Deutschland; und des Vaters liebste Erholung, als die Tochter heranwuchs, war, deutsche Bücher mit ihr zu lesen, ihr die Schönheit der Muttersprache — die reichste, seelenvollste, kräftigste Sprache der Welt nannte er sie — zum Verständniß zu bringen, und immer waren die Nachrichten aus Deutschland das Erste, das er in jeder Zeitung las. So war eine Art Erbheimweh auf die Tochter übergegangen — ein Gefühl, das zwar nicht stark genug war, ihr die Sonne des fremden Landes zu verdunkeln, das aber doch ein festes Einwurzeln im fremden Boden verhinderte und den Träumen und Wünschen der jungen Seele die Richtung gab.

So glaubte sie denn anfangs auch, daß die Bewegung, die sie beim Anblick des jungen Deutschen gefühlt hatte und die mit jeder Stunde des Beisammenseins gewachsen war, nur dem fernen, gemeinsamen Vaterlande gelten könne, als dessen Verkörperung er ihr erschien, und mit zagendem Herzen fragte sie sich, ob der Vater auch ihm sein Haus verschließen würde?

Sie schrieb dem Vater ebenso rückhaltlos, wie sie mit ihm zu sprechen pflegte. Noch hatte sie keine Zeile von ihm erhalten — das Briefschreiben war ihm verhaßt —, aber nun mußte er antworten, oder er kam wohl selbst und holte sie heim. Sie hatte ihm gesagt, wie vereinsamt sie sich plötzlich unter den fremden Menschen fühle und wie sie danach verlange, wieder bei ihm zu sein.

Aber er kam nicht, schrieb auch nicht. Endlich wurde ihr ein Brief der Mutter gebracht, der nur die wenigen, mit zitternder Hand geschriebenen Zeilen enthielt:

„Dein Vater ist krank, und ich weiß mir nicht zu helfen. Er will nicht, daß du herkommst, so lange er die Blattern hat, die hier fürchterlich wüthen. Um dich davor zu bewahren, hat er dich fortgeschickt, und wenn ich mir vorstelle, daß auch du krank werden könntest, möchte ich verzweifeln. Dein Vater ist seit gestern bewußtlos; Dr. Harper zuckt die Achseln. Ich weiß nicht, was ich dir rathen soll. Thue, was du für das Beste hältst — krank werden darfst du aber nicht, also warte lieber auf den nächsten Brief deiner unglücklichen Mutter."

Käthe konnte nicht warten! Vergebens suchten ihre Gastfreunde sie zurückzuhalten, sie bat so lange, bis der Hausherr anspannen ließ, und dann gab sie dem Kutscher, was sie an Geld besaß, damit er die Pferde schneller, immer schneller vorwärts trieb.

Es war umsonst! der Vater war todt, als sie ankam, und Mutter und Arzt ließen sie nicht über die Schwelle des Sterbezimmers. „Wenn du mich lieb hast, gehst du gleich mit mir fort," bat die Mutter. „Dr. Harper wird hier Alles besorgen — laß uns gehen. Du erfüllst damit den letzten Wunsch deines Vaters, der in seinen Fieberphantasien beständig wiederholte: ‚Käthe soll nicht kommen — ich will es nicht!'"

Käthe fügte sich. Nun sie den Vater entbehren mußte, war ihr alles Andere gleichgültig. Sie zogen in ein Boardinghouse in Brooklyn, aber die Mutter hielt es dort nicht aus. Sehnsüchtiger als je verlangte sie nach der Heimath zurück. Auch der Verstorbene hatte in seinem Testamente die Uebersiedelung nach Deutschland befürwortet; sobald die Vermögensverhältnisse geordnet waren, traten Mutter und Tochter die Reise an und waren Ende October in Berlin.

„Ich glaube, daß du dich hier leichter einleben wirst als in einer kleinen Stadt," sagte die Mutter; „um so mehr, da uns hier die besten Anknüpfungen geboten sind." — Aber noch ehe sie ihre Empfehlungsbriefe abgeben konnten, wurde die Mutter krank, und so hatte Käthe von Berlin nichts kennen gelernt als einige Straßen und Plätze und die guten, freundlichen Menschen, die zufällig ihre Wirthe geworden waren.

Das Alles zog dem jungen Mädchen durch den Sinn, während sie in den verglimmenden Abendschein hinaussah, und dabei trat ihr, wie immer, wenn sie allein war, das Bild des blonden Deutschen, das sie über Meer und Land begleitet hatte, so lebendig vor Augen, als müßte sie die Hand nach ihm ausstrecken können und sagen: „Endlich, lieber Freund!" Ueberall, seitdem sie gelandet waren, hatte sie — den Einreden ihrer Vernunft zum Trotz — erwartet, ihm zu begegnen, und that das auch hier in diesem ablegenen Erdenwinkel. Es konnte ja nicht lügen, das mächtige Gefühl der Zusammengehörigkeit, das sie bei seinem Anblick gehabt hatte; er mußte nach ihr suchen, wie sie nach ihm. Hätten nur ihre Namen besseren Anhalt gegeben: Käthe Brown, Friedrich Richter, das sagte so gut wie nichts. — Aber sie war jung und frischen Herzens, und voll des Glaubens, der Berge versetzt.

* *
*

Auch die Mutter war, nachdem sie sich in ihrem Schlafzimmer eingeriegelt hatte, ans offene Fenster getreten. Bei der Ankunft hatte sie Alles nur undeutlich wie durch einen Nebel gesehen; jetzt erkannte sie den kleinen Hafenplatz, an den sich für sie tausend Erinnerungen knüpften. Bis auf das Hotel gegenüber standen die alten Häuser noch genau so da wie vor langen, langen Jahren, als die Frau, die jetzt mit frühergrautem Haar und müden Augen hier oben am Fenster lehnte, noch die kleine Christine war, die so oft als möglich der beängstigenden Stille des Vaterhauses und der Aufsicht der grämlichen Wirthschafterin entschlüpfte, um sich den Spielen der Nachbarkinder anzuschließen.

Still, wie ausgestorben sah es noch immer aus, das stattliche, durch ein Quergäßchen vom Gasthofe getrennte Haus mit dem hohen, dem Hafenplatze zugekehrten Giebel, der geschlossenen Hausthür und den tief herabfallenden, schneeweißen Vorhängen hinter den Spiegelscheiben. Ob die Menschen, die dort in den tiefen, düsteren Zimmern lebten, noch immer so ruhig neben einander hergingen? ihre Schmerzen und Leidenschaften noch immer so anstandsvoll verhüllten? — Lebten sie überhaupt noch, und würden sie der Langentfernten Herz und Haus wieder öffnen, wenn sie kam wie der verlorene Sohn im Evangelium? — Was hätte sie darum gegeben, ihnen jetzt gleich in die Augen sehen zu können und das Wort der Versöhnung von ihren Lippen zu hören!

Und warum sollte sie das nicht? Warum die Qual der Ungewißheit verlängern? Das Beste war, augenblicklich zu thun, was gethan werden mußte. Wenn es mißglückte, brauchte Käthe nichts davon zu wissen — aber vielleicht waren ihr Gott und Menschen gnädig und gaben ihr und ihrem Kinde die Heimath wieder.

Mit zitternden Händen griff sie nach Hut und Regenmantel, öffnete vorsichtig die nach dem Gange führende Thür und eilte die Hintertreppe hinunter, durch den menschenleeren Hof und das Quergäßchen in den Hof des Nachbarhauses hinüber.

Auch er war leer und still; nur der Hund schoß, mit wüthendem Gebell an der Kette reißend, aus seiner Hütte, während sie, an der Hinterthür des Hauses vorbei, an das nächste erleuchtete Fenster trat und hineinsah.

Es war noch das Comptoir von ehemals, mit den drei Pulten, der alten Wanduhr, dem Ledersopha und dem Geldschranke. Aber vergeblich suchte sie nach den bekannten Gesichtern. Nur ein sehr alter Mann mit kahlem, eckigem Schädel saß über ein Contobuch gebeugt. Jetzt hob er den Kopf; das fortgesetzte Bellen des Hundes mochte ihm auffallen. „Hellborn!“ flüsterte die Lauschende und wendete sich hastig, um zu gehen; der Muth war ihr plötzlich gesunken.

Aber es war zu spät; der alte Mann trat aus dem Hause und war, noch ehe sie das Hofthor erreichen konnte, an ihrer Seite.

„Wünschen Sie etwas? — Suchen Sie Jemand?“ fragte er höflich.

Sie wendete sich um; einen Moment sah sie ihn mit thränenvollen Augen an, dann streckte sie ihm die Hand entgegen.

„Du kennst mich wohl nicht mehr, Onkel Hellborn?“ flüsterte sie.

Auch er starrte sie an; eine jähe Röthe flog über sein hageres, runzeliges Gesicht.

„Stining! ist's denn menschenmöglich — unser Fräulein Stining!“ rief er, ihre Hand fassend.

Sie schüttelte den Kopf.

„Eure Stining ja, aber nicht mehr euer Fräulein,“ sagte sie; „ich heiße Mrs. Brown, bin Georg's Frau ... seine Wittwe!“ Bei diesen Worten brach sie in Thränen aus.

„Weinen Sie nicht so, weinen Sie nicht so!“ bat der alte Mann. „Noch dazu hier auf dem Hofe... wenn uns Jemand sähe... bitte, kommen Sie mit ins Comptoir, da können wir ungestört mit einander sprechen.“

Ohne Widerstreben ließ sie sich von ihm führen. Immer noch weinend, setzte sie sich auf das Sopha; der Alte nahm auf seinem Schreibstuhl Platz und sah sie bekümmert an. Wie hatte sie sich verändert! und was konnte er sagen, um sie zu trösten? Rathlos drückte er die Hände zusammen. Endlich erhob sie den Kopf und trocknete die Augen.

„Sag' mir, wie steht es hier im Hause,“ fing sie an. „Wen finde ich noch von den Meinen? — Um Gotteswillen sag' nicht, daß ich Niemand finde!“

„Nein, nein!“ antwortete der alte Mann. „Der Herr Consul befinden sich wohl . . . Sie sind, wie alle Abend, in den Club gegangen.“

„Der Herr Consul, ist das Bruder Anton?“ fragte sie.

„Ei versteht sich, wer denn sonst! Seit zehn Jahren ... nein, es muß schon länger sein, seit zwölf oder dreizehn Jahren haben der Herr Anton das Consulat für Südamerika.“

„Und meine Schwägerin?“ fiel sie ihm ins Wort. „Wie hat die arme Bertha den Tod ihres Mannes ertragen? — Ach, Hellborn, wie schrecklich ist das Alles! wie tritt es mir hier wieder nahe!“ Sie brach aufs Neue in Thränen aus.

Der Alte rieb sich wie in Verlegenheit die Hände.

„Frau Bertha,“ sagte er nach einer Pause, „Frau Bertha haben nach zwei Jahren oder so den Herrn Consul geheirathet; Consul sind Sie damals aber noch nicht gewesen.“

Christine fuhr auf.

„Bertha, meinen Bruder Anton geheirathet!“ rief sie. „Aber er war ihr ja geradezu verhaßt!“

Der Alte sah sich ängstlich um.

„Davon weiß ich nichts . . . geht Unsereins auch nichts an,“ sagte er abweisend. Sie beachtete das nicht.

„Wie, um des Himmels willen, ist denn diese Ehe geworden?“ fragte sie; „können sich die Beiden vertragen?“

„Ich habe nie was von Unfrieden gesehen,“ antwortete Hellborn; „und als die Frau Consul vor nun bald fünf Jahren gestorben sind, haben sich der

Herr Consul gar nicht zufrieden geben können."

Christine wechselte die Farbe. „Bertha todt!" flüsterte sie vor sich hin. Sie und die Schwägerin hatten sich nicht geliebt, aber es that ihr doch weh, sie nicht wiederzufinden.

„Was ist aus den Kindern geworden?" fragte sie nach einer Pause.

„Die Töchter sind verheirathet, gut verheirathet," gab Hellborn zur Antwort. „Die älteste in Hamburg, die zweite in Danzig und der junge Herr Friedrich sind hier im Geschäft — ein Prachtmensch, klug und schön, wie sein Herr Vater selig, und ebenso gut."

Christinens Gesicht verdüsterte sich.

„Gut! Bruder Richard gut!" sagte sie bitter. „Gegen mich ist er das nie gewesen. Und schön? — Von der Mutter wird er die Schönheit haben; sie ist Brauneck'sches Erbgut. Auch meiner Tochter ist es zu Theil geworden. . . Aber ich muß fort," fügte sie hinzu, indem sie aufstand. „Wenn Käthe meine Abwesenheit bemerkte... Nur eins noch, Hellborn: wie denkt mein Bruder über mich? ist er versöhnlich gestimmt?"

Auch der alte Mann war aufgestanden.

„Ja, wer das zu sagen wüßte!" antwortete er mit traurigem Kopfschütteln. „Keiner hat jemals errathen können, wie der Herr Consul denken, und gesprochen haben Sie niemals von den alten, bösen Geschichten ... nicht mit mir und nicht mit den Kindern. Die haben mich die erste Zeit schrecklich geplagt, daß ich ihnen sagen sollte, wo ihre Tante Stining geblieben wäre. Am meisten der Friedrich; der war ja schon zwischen fünf und sechs Jahre alt, als das Unglück passirt ist."

Christine hatte ihm mit thränenvollen Augen zugehört; als er schwieg, faßte sie seine Hand.

„Du bist immer in diesem unglücklichen Hause der Freund der Kinder gewesen," sagte sie. „Weißt du noch, wie auch ich in allen Bedrängnissen bei Onkel Hellborn Hülfe suchte? — Das thue ich jetzt wieder ... steh' mir bei, ich bitte dich!... sprich für mich mit meinem Bruder."

„Ich!" rief der alte Mann mit dem Ausdruck des Schreckens. „Nein, Fräulein ... gnädige Frau wollt' ich sagen... Sie werden das viel besser verstehen ... wissen viel besser die rechten Worte zu finden."

Sie schüttelte den Kopf.

„Nicht eins, Hellborn, ich versichere dich," unterbrach sie ihn. „Wenn ich mir vorstelle, wie mich die hellen, kalten, mitleidslosen Augen ansehen werden, erstirbt mir der Laut in der Kehle... Lieber, bester, einziger Freund ... wirklich der einzige, den ich habe, du mußt mir zu Hülfe kommen."

Er trocknete sich die Augen.

„Ja, was soll ich denn aber sagen?" fragte er mit gepreßter Stimme. „Damals, als das Unglück geschehen war, haben der Herr Consul gedroht, mich auf der Stelle fortzuschicken, wenn ich mich unterstände, mit einer Menschenseele davon zu sprechen, oder wenn ich auch nur Ihren Namen oder den des Herrn von Brauneck über die Lippen brächte. Und nun sollt' ich mit dem Herrn Consul selber ... nein, nein! dazu hab' ich nicht das Herz..."

„Du wirst es finden, mir zu Liebe," fiel sie dringend ein. „Besinne dich ... du brauchst die alten, schrecklichen Erlebnisse nicht zu berühren. Sage meinem Bruder einfach, daß ich gekommen bin, alt und müde, um meine letzten Lebensjahre in der Heimath zuzubringen und meinem Kinde eine Familie zu geben. Sag' ihm, daß ich Wittwe bin, daß Georg als hochangesehener Arzt in New-York gelebt und gewirkt hat, daß ihm seine Thätigkeit, seine Güte, seine offene Hand die Liebe Aller erworben haben,

mit denen er in Berührung gekommen, und daß er als ein Opfer seines Berufs gestorben ist ..."

In diesem Augenblicke klang ein schriller Glockenton durch die Stille des Hauses.

„Der Herr Consul!" rief Hellborn. „Wenn Sie nun selbst mit ihm sprächen."

Aber Christine stand schon an der Thür.

„Nein, nein, ich kann es nicht!" gab sie hastig zur Antwort. „Führe du meine Sache und bring' mir Bescheid ... drüben im goldenen Anker, Mrs. Brown ..." Mit diesen Worten eilte sie hinaus.

Es war höchste Zeit; Hellborn, der ihr gefolgt war, hatte eben die Hausthür hinter ihr geschlossen, als der Consul, der den Eingang des Comptoirs erreicht hatte, mit scharfer Stimme fragte:

„Wer ging da fort?"

Hellborn kam langsam näher. Seine Kniee zitterten; er rang vergebens nach Athem und blieb, nachdem er dem Consul in das Comptoir gefolgt war, an der Thür stehen.

„Nun, haben Sie meine Frage nicht gehört?" rief der Consul, und sich umwendend, fügte er hinzu: „Wie sehen Sie denn aus? ... was giebt es denn?"

„Herr Consul," stammelte Hellborn, sich gewaltsam zusammennehmend. „Die Dame, die da eben fortging ... es war ... es waren des Herrn Consuls Schwester!" und auf den nächsten Stuhl sinkend, trocknete sich der alte Mann den Angstschweiß von der Stirn.

Das blasse Gesicht des Consuls wurde aschfarben und die hellen, kalten, vorquellenden Augen — Christine hatte sie mit Recht mitleidslose Augen genannt — schienen noch weiter aus dem Kopfe zu treten.

„Ich habe keine Schwester!" sagte er hart, ging an sein Pult, nahm die dort liegenden, mit der Abendpost gekommenen Briefe zur Hand, sah die Adressen an und legte sie wieder hin.

„Was wollte die Person?" fragte er dann, ohne sich umzuwenden. „Eine Bettelei natürlich?"

„Das glaube ich nicht," antwortete Hellborn.

Der Consul drehte sich hastig um.

„Nun, was denn?" herrschte er den Alten an. „Nehmen Sie gefälligst Ihre Lebensgeister zusammen."

„Erlauben der Herr Consul," bat Hellborn, „ich werde versuchen, mich genau auf das zu besinnen, was mir unser ... was mir die Dame aufgetragen hat. Ja, nun weiß ich's wieder ... ich sollte sagen, sie wäre gekommen, um ihre letzten Lebenstage in der Heimath zu beschließen und ihrer Tochter eine Heimath zu geben ..."

Der Consul lachte höhnisch auf.

„Nicht übel!" sagte er, „sich und ihre Brut hier in das warme, behagliche Nest setzen ... und was weiter?"

„Ich sollte noch sagen," fuhr Hellborn fort, „daß Herr Georg in New-York große Kundschaft als Arzt gefunden hat und daß er in seinem Berufe gestorben ist ..."

„So! ist der Bursche todt!" sagte der Consul mit leiser, tonloser Stimme, und ein boshaftes Lächeln zuckte um die schmalen, blassen Lippen; dann ging er, wie er zu thun pflegte, mit gebeugtem Kopfe und emporgezogenen Schultern, die Hände auf dem Rücken verschränkt, ein paar Mal in dem langen, schmalen Zimmer auf und nieder. Plötzlich blieb er vor Hellborn stehen; der Alte, der mit auf die Kniee gestemmten Händen, in Gedanken versunken, dasaß, fuhr in die Höhe.

„Was habt ihr weiter mit einander ausgemacht?" fragte der Principal. „Wird die Person wiederkommen, mir vielleicht irgend wo auflauern? Daß Sie mir nicht zu solchen Dingen die Hand bieten, Hellborn, oder ..." Ein Blick vervollständigte die Drohung.

„Nein, Herr Consul, gewiß nicht, es ist von dergleichen gar nicht die Rede gewesen,“ antwortete der alte Mann noch verschüchterter als bisher. „Nur daß ich ihr Bescheid bringen sollte, hat sie gebeten; aber wenn es der Herr Consul nicht erlauben ...“

„Gewiß, Bescheid sollen Sie ihr bringen, und merken Sie auf, daß Sie ordentlich ausrichten, was ich Ihnen auftrage. Ich mache Sie dafür verantwortlich, wenn die Person mich weiter belästigt. Erfrecht sie sich noch einmal, mein Haus zu betreten, oder schreibt sie mir, oder sucht sie sich auf irgend eine andere Art an- und einzudrängen, so sind Sie auf der Stelle entlassen. Das sagen Sie ihr und sorgen Sie, daß die Person so bald als möglich von hier verschwindet.“

Hellborn war aufgestanden. „Herr Consul,“ begann er mit zitternder Stimme. Der Principal ließ ihn nicht weiter sprechen.

„Still, Hellborn; Sie haben nur anzuhören, was ich Ihnen auftrage ... Sie sagen der Person ... wo hat sie sich denn einquartiert?“

„Im goldenen Anker ...“

„Ich wußte es ja!“ rief der Consul. „Von dort aus kann sie mein Kommen und Gehen beobachten und wird mir nächstens in den Weg laufen. Aber das soll nicht sein, und ebenso wenig gebe ich zu, daß sie, unter meinem Namen oder als Frau von Brauneck auftretend, die Zungen der Stadt in Bewegung setzt.“

„Sie nennt sich Mrs. Brown,“ sagte Hellborn.

„So ... also hat sie's doch nicht gewagt!“ murmelte der Consul, indem er seine Wanderung wieder antrat. Hellborn sah ihm nach; das glattrasirte Gesicht mit den Fischaugen und dem zurückweichenden Kinn hatte wieder seinen gewöhnlichen Ausdruck frostiger Gleichgültigkeit und behielt ihn auch, als der Consul abermals vor dem Alten stehen blieb.

„Merken Sie auf,“ sagte er in scharfem Tone. „Sie werden Mrs. Brown erzählen, daß vor beinahe zweiundzwanzig Jahren der Mann, den meine Schwester abgöttisch liebte, sich eines Doppelverbrechens schuldig gemacht hat und geflüchtet ist. In Verzweiflung darüber hat sich das arme Mädchen den Tod gegeben. Ihr Hut ist am Ufer des damals hoch angeschwollenen Flüßchens, das unseren Garten begrenzt, gefunden worden, und ein Stück ihres Tuches hing an den Weiden am Ufer. Die ganze Stadt hat an dem Trauerfall Theil genommen, und wenn wir auch die Leiche nicht gefunden haben, weil sie von der heftigen Strömung ins Meer getragen ist, so steht doch der Name der Verunglückten auf der Gedenktafel unserer Familiengruft, und nur eine Betrügerin kann sich denselben anmaßen.“

Während dieser Auseinandersetzung hatte Hellborn den Principal mit immer größer und ängstlicher werdenden Augen angesehen; als derselbe schwieg, sagte der alte Mann:

„Aber, Herr Consul, das ist doch nur der Leute wegen so angestellt ... und ich habe doch aus Gothenburg den Brief bekommen und dem Herrn Consul eingehändigt ... den Brief, in dem Fräulein Stining schrieben, daß Sie mit Herrn Georg geflüchtet wären ... und daß ...“

„Unsinn!“ fiel der Consul ein, und seine Augen hefteten sich mit bösem Blick auf die des alten Mannes. „Ich weiß nichts von dem Briefe, will nichts davon wissen und rathe Ihnen, reinen Mund zu halten, denn Sie haben nicht den mindesten Beweis für Ihre Behauptung. Machen Sie das Ihrer Fremden klar... Gute Nacht!“

„Wünsche geruhsame Nacht!“ antwortete Hellborn, indem er mit zitternder

Hand nach der Thürklinke griff; der Principal rief ihn zurück.

„Sagten Sie nicht, daß die Fremde Georg Brauneck's Wittwe ist und daß sie ein Kind hat?“ fragte er.

„Jawohl, Herr Consul,“ antwortete der Alte; „eine Tochter. Sie soll ein schönes Mädchen sein ... ihrem Vater ähnlich ...“

„Gut denn,“ fiel ihm der Principal ins Wort, „für dies Kind, die Bruderstochter meiner verstorbenen Frau, bin ich bereit etwas zu thun. Aber nur unter der Bedingung, daß Mutter und Tochter sich verpflichten, unverzüglich nach Amerika zurückzukehren und sich nicht wieder hier sehen zu lassen, auch keinerlei Ansprüche mehr an mich oder meine Erben zu machen. Bieten Sie 3000 Thaler, 5000 meinetwegen, aber sorgen Sie, daß die Sache schnell und in der Stille geordnet wird.“

Eine Handbewegung entließ den Alten, und wie im Traume stieg er die Treppe zu der Dachkammer hinauf, die er seit einigen vierzig Jahren hier im Hause bewohnte.

* *
*

Am nächsten Morgen wurde Käthe gleich nach dem Frühstück von der Mutter aufgefordert, ins Freie zu gehen.

„Du sollst deine gute alte Gewohnheit der Morgenspaziergänge wieder aufnehmen,“ sagte sie, und als Käthe zur Antwort gab, sie wolle damit warten, bis sich die Mutter in behaglicherer Umgebung befände, erklärte diese, sie fühle sich hier vollkommen wohl, und war über den sanften Widerspruch der Tochter so gereizt, daß sich das junge Mädchen augenblicklich zum Fortgehen rüstete.

„Bleib' draußen, so lange es dir gefallt, liebes Kind,“ sagte die Mutter beim Abschied. „Du hast meinetwegen so lange im Käfig gesessen; nun sollst du wieder deine Freiheit haben wie sonst!“

Käthe vermochte sich eines Lächelns über die anbefohlene Freiheit nicht zu erwehren; aber als sie aus der dunkeln Einfahrt des Gasthauses in den Sonnenschein des frischen Maimorgens hinaustrat, gab sie der Mutter Recht. Ja, sie hatte entbehrt und athmete auf wie lange nicht, während sie — ungewiß, wohin sie ihre Schritte lenken sollte — einen Augenblick stehen blieb. Gleichgültig streifte ihr Blick einen alten Mann, der aus dem Giebelhause zur Linken kam; er dagegen starrte sie an und riß, als er an ihr vorbeiging, um ins Haus zu treten, den Hut vom Kopfe. Sie dankte, freundlich-verwundert, wendete sich dann aber, ohne ihn weiter zu beachten, dem Hafen zu und ging raschen, elastischen Schrittes am Quai entlang.

Hellborn war stehen geblieben und sah ihr nach.

„Wie Frau Bertha, als sie noch jung und glücklich war,“ dachte er, und indem er, der Weisung des Kellners folgend, in die erste Etage hinaufstieg, fragte er sich selbst, ob es nicht möglich wäre, daß der Consul durch die Aehnlichkeit des schönen Mädchens mit seiner verstorbenen Frau gerührt und bestimmt würde, sich mit der Schwester zu versöhnen. Jedenfalls wollte er sie auf diese Möglichkeit vertrösten. Sie ohne Trost und Hoffnung abzuweisen, brachte er nicht über das Herz. Vielleicht fanden sich Mittel und Wege, Onkel und Nichte zusammenzuführen. Er selbst konnte freilich, nach den gestrigen Drohungen des Principals, nichts dazu thun; aber vielleicht wußte Stining, wie er sie noch immer nannte, einen Rath, oder ihre schöne Tochter, die mit so fröhlicher Zuversicht ins Leben zu sehen schien. Und nun stand er an der bezeichneten Thür und scheute sich zu klopfen; aber schon wurde sie von innen geöffnet.

„Endlich, Hellborn! was bringst du mir?“ fragte eine blasse Frau mit grauem

Haar, in welcher er noch schwerer als am Abend zuvor die Christine von ehemals wiederfand. „Nichts Gutes, wie ich sehe!“ fügte sie schmerzlich hinzu, während er, ihren Blick vermeidend, über die Schwelle stolperte. Und dann drückte sie die Thür ins Schloß, und im Gange war nichts zu hören als leises Stimmengemurmel.

Als die Thür wieder geöffnet wurde, drückte Christine, die Hellborn das Geleit gab, das Taschentuch an die Augen. Der Alte blieb auf der Schwelle stehen.

„Weinen Sie nicht so ... o bitte, weinen Sie nicht so ... es kann ja noch Alles gut werden,“ sagte er. „Sie ziehen nach Fischdorf, wo es viel schöner ist als in der Stadt, und wo Sie doch so nahe bleiben, daß Sie immer Bescheid haben können, wie es hier steht. Der Herr Consul haben Zeit, den ersten Zorn und Schrecken zu verwinden, und vielleicht entschließen Sie sich, an unseren jungen Herrn zu schreiben. Wenn irgend Jemand den Herrn Consul herumkriegen kann, so ist's der Herr Friedrich ...“

„Laß es gut sein, lieber Hellborn,“ fiel sie ihm ins Wort, indem sie sich die Augen trocknete. „Du willst mich trösten, aber im Grunde weißt du, daß Alles umsonst ist. Oder hast du auch nur ein einziges Mal erlebt, daß mein Bruder eine Meinung geändert, einen Befehl zurückgenommen hätte?“

Hellborn nahm seufzend den Hut aus einer Hand in die andere und sah vor sich nieder.

„Siehst du wohl, du kannst mir nicht widersprechen,“ fuhr sie in steigender Erregung fort. „Das einzig Richtige wäre, ich machte mich auf und ginge, so weit mich meine Füße tragen wollten... Aber wie soll ich das meiner Käthe erklären? und wo sollen wir heimisch werden, nachdem Georg von uns gegangen ist, wenn nicht hier? ... Was meinst du ... wenn ich nun ohne Weiteres mit meinem Kinde hinüberginge?“

„Um Gotteswillen nicht!“ rief der alte Mann. „Sie hätten ja auch im letzten Augenblick nicht die Courage dazu ... und was sollte denn aus mir werden? — Nein, gehen Sie nach Fischdorf ... bitte, thun Sie das!“

„Du hast Recht, ich muß auch an dich denken,“ sagte sie mit bitterem Lächeln. „Ich gehe also nach Fischdorf; wenn du nicht zu viel dabei wagst, kommst du wohl mal heraus ... auf der Post kannst du meine Wohnung erfragen. Leb' wohl und verzeih', daß ich dich belästigt habe.“

Sie wollte ins Zimmer zurücktreten, er faßte ihre Hand.

„Nein, nein, sprechen Sie nicht so, als ob Sie mich nicht mehr für Ihren alten, treuen Hellborn hielten,“ bat er mit zitternder Stimme. „Es ist mir leid genug, daß ich so wenig thun kann... Wenn Sie doch mal an Herrn Friedrich schreiben wollten ...“

„Um noch Einen zu erschrecken, der sich vor Anton fürchtet!“ fiel sie ihm ins Wort. „Laß nur, ich werde mich schon in die Dinge finden ...“

Auf der Treppe wurden Schritte hörbar. Sie nickte dem Alten noch einmal zu, schloß die Thür und er ging langsam, mit trauriger Miene fort. Sie war ungerecht; er hätte ihr ja gern beigestanden, aber was konnte er thun? und was konnte überhaupt aus der ganzen unglücklichen Geschichte werden? — Wenn sie sich doch entschließen wollte, dem jungen Herrn zu schreiben. Der war ebenso gut als klug, und was das Fürchten anbetraf — Hellborn lächelte trotz aller Betrübniß, als er sich das vorzustellen suchte — nein, sich fürchten konnte Herr Friedrich nicht; hatte das schon als Kind nicht gethan; hatte aller Welt, auch dem finsteren Stiefvater, mit lachendem Freimuth ins Gesicht gesehen. Und jetzt, nun er selbst ein

Mann war, hatte der Consul mehr Respect vor ihm als vor jedem Anderen, und wenn ihn seine Tante Christine nur einmal sehen könnte, würde sie gewiß Vertrauen zu ihm fassen. So aber... Plötzlich athmete der Alte auf. Ja, das war ein guter Gedanke! wenn sie es nicht thun wollte, konnte er den jungen Herrn ins Vertrauen ziehen. Schade, daß derselbe von seinem Ausflug nach Berlin noch nicht zurückgekommen war, sonst hätte er der Tante noch vor der Uebersiedelung nach Fischdorf ein Wort des Trostes sagen können. Aber morgen kam er gewiß nach Haus; vielleicht heute schon... Und wenn auch er nichts erreichte, was bei dem Starrsinn des Consuls immerhin möglich war, nun, so hatte doch Hellborn nicht mehr allein der armen Christine gegenüber die Verantwortung zu tragen.

Um Vieles zuversichtlicher, als er gegangen war, kam er in das Giebelhaus zurück; der Consul saß bereits im Comptoir an seinem Pulte.

„Haben Sie meinen Auftrag ausgeführt?" fragte er, ohne aufzusehen, während der Alte Hut und Ueberzieher ablegte.

„Jawohl, Herr Consul; die Damen werden noch heute abreisen," gab er zur Antwort. Daß diese Reise nur bis nach Fischdorf ging, hielt er nicht für nöthig zu sagen.

Der Consul richtete sich auf. „Ich wußt' es ja!" murmelte er vor sich hin; und laut, mit häßlichem Lächeln fügte er hinzu: „Wie viel verlangt die Person? — Sie können es gleich hinüberschaffen."

Hellborn schüttelte mit stiller Schadenfreude den Kopf.

„Nein, Herr Consul, von einer Abfindung hat unser ... hat die Dame nichts wissen wollen," antwortete er. „Herr Georg hätte für sie und seine Tochter ausreichend gesorgt; sie wäre nicht als Bettlerin gekommen ..."

„Redensarten!" fiel der Consul ein. „Sie sind ungeschickt gewesen, Hellborn! ... Ich wünsche nicht ... es soll nicht heißen ... Sie werden in Erfahrung bringen, wohin die Fremde von hier aus gegangen ist ... die Geldgeschichte muß durchaus geordnet werden; aber es hat keine Eile ... Sie können jetzt an Ihre Arbeit gehen."

Mit diesen Worten beugte er sich wieder über seine Briefe. Hellborn, der in dem Gedanken Muth faßte, daß ihm auch in dieser neuen Schwierigkeit der junge Herr zu Hülfe kommen würde, setzte sich ebenfalls an sein Pult, und in Beider Händen fuhren die Federn so gleichmäßig kritzelnd über das Papier, als ob Alles im alten, gewohnten Geleise geblieben wäre.

Um so unruhvoller gestaltete sich der Tag für Christine und ihre Tochter. Als Käthe vom Spaziergange zurückkehrte, war der Wagen nach Fischdorf bestellt. Die Mutter erklärte, daß sie es nicht einen Tag länger hier auszuhalten vermöge; Käthe, die von jeher gewöhnt war, sich den Launen der kränklichen Frau anzupassen, that, was in ihren Kräften lag, den Aufbruch zu beschleunigen, und als sie nach einstündiger Fahrt ihr Ziel erreicht hatten, begann ein langes Wohnungssuchen, bei dem die Mutter seltsam unentschlossen, beinahe zaghaft war.

„Wie sich Fischdorf verändert hat; es ist nicht wiederzuerkennen!" sagte sie mit sichtlichem Unbehagen, sobald sie in den Badeort einfuhren. „Von diesen großen Hotels, diesen eleganten Villen war nicht die Rede, als ich es kannte; damals war es ein Schiffer- und Fischerdorf; jetzt ist es anspruchsvoll und langweilig geworden." Und unfähig, den Nachklang der letzten, schmerzlichen Erlebnisse ganz in sich zu verschließen, fügte sie hinzu: „Wären wir doch nie hierher gekommen!"

Käthe suchte sie zu beruhigen. Sie brauchten ja nicht mitten im Lärmen und

Treiben der Badegesellschaft zu wohnen, sagte sie; in dem weitgedehnten Orte, dessen Häuser auf und zwischen schönbewaldeten Dünen zerstreut lagen, wären sicherlich auch Einsamkeit und Stille zu finden; danach wollten sie suchen.

Aber so viele stille Waldwinkel sie auch fanden, immer schien es der Mutter nicht einsam genug. Eine krankhafte Scheu, beobachtet, erkannt, ihrem Bruder verrathen zu werden, war über sie gekommen. Jetzt war es noch ziemlich still in den Straßen; die meisten Läden waren noch geschlossen, an den meisten Häusern hingen noch die Wohnungszettel. Wenn aber erst alle diese großen und kleinen Gebäude bewohnt wurden, aus allen diesen Fenstern neugierige Augen sahen, konnte jeder Schritt durch die Dorfgassen neue Gefahren bringen. Was sie fürchtete, machte sie sich nicht klar; aber ebenso ungestüm, wie sie gestern danach verlangt hatte, dem Bruder zu begegnen, fühlte sie sich jetzt getrieben, sich und Käthe seinen Augen zu entziehen. Und Käthe war so auffallend in ihrer frischen, kraftvollen Schönheit, erinnerte so sehr an ihren Vater und seine Schwester Bertha, die Beide hier in der Gegend gewiß noch in vieler Menschen Erinnerung lebten. Wie war es möglich, daß sie das Alles bis jetzt außer Acht gelassen hatte?

„Du wirst sehen, wir finden keine Wohnung, in der ich mich behaglich fühlen kann," sagte sie immer wieder. „Das Beste ist, wir gehen fort von hier; es giebt eine Menge Seebäder in der Nähe."

Aber Käthe, der Fischdorf von dem Berliner Arzte besonders empfohlen war, wurde nicht müde, weiter zu suchen.

„Nur Geduld, Mütterchen, es wird sich etwas finden!" gab sie immer wieder zur Antwort, ließ den Wagen bald hier, bald dort von den Hauptstraßen abbiegen und hatte wirklich den Triumph, das Haus zu entdecken, das allen Einsamkeitswünschen der Mutter genügen mußte. Am äußersten Ende des Badeortes, wo, von Buchen beschattet, alte kleine Fischerhütten stehen, lag es seitab, von Wald umgeben, die Fronte mit großen Veranden dem Meere zugewendet, traumhaft still in der Mittagssonne.

Der Wagen hielt. Von einem schwarzweißen Spitz umbellt, stiegen Mutter und Tochter die Freitreppe hinauf. Eine knixende Alte in blendend weißer Haube erschien. Sie wäre die „Castellanin", erklärte sie voll Selbstgefühl. Die oberen Zimmer, fügte sie hinzu, ständen den Damen zu Diensten; das Erdgeschoß müßte jederzeit für den Hauseigenthümer, den Herrn Grafen, in Bereitschaft gehalten werden, obwohl er, alt und krank, seit Jahren nicht hier gewesen wäre und auch diesen Sommer schwerlich kommen würde. Die Einrichtung war eine der besten, die sie heute gesehen; für Bedienung wollte die Castellanin sorgen. Es ließ sich durchaus kein triftiger Grund für das Nichthierbleiben finden. Die Wohnung wurde gemiethet, und Käthe ging so emsig an das Auspacken und Einrichten, daß nach wenigen Stunden Alles geordnet war.

Sie hatte das Talent, mit Büchern und Albums, ein paar Photographien in Stellrahmen, ihrem Schreibzeug, ihrem Arbeitskästchen, den Schlummerrollen und Fußkissen, Riechfläschchen und Lichtschirmen der Mutter der fremden Umgebung ein behagliches Ansehen zu geben. Nur Blumen fehlten noch, als sie ihr Werk überschaute; die Mutter schien im Lehnstuhl auf der Veranda zu schlummern — leise schlich Käthe fort, auch für diesen Schmuck zu sorgen.

Die Mutter schlief jedoch nicht; sie hatte nur die Augen geschlossen, um ungestört ihren Gedanken nachzuhängen. Erst jetzt, nachdem ihre Hoffnung gescheitert war, wurde sie sich bewußt, wie fest sie auf die Versöhnung mit den Ihrigen

gebaut hatte, und vergebens fragte sie sich selbst, wo sie, da ihr die alte Heimath verschlossen blieb, für sich und ihre Tochter eine neue suchen sollte.

Ein Klopfen an der Thür entriß sie ihren Gedanken, und auf ihr „Herein!" trat ein junger Mann ins Zimmer, faßte sie einen Moment scharf ins Auge, trat rasch auf sie zu und bot ihr die Hand.

„Sie sind ... du bist Tante Stining," sagte er; „erkennst du mich nicht? ich bin dein wilder Fritz."

Sie war aufgestanden; ihr blasses Gesicht war noch blasser geworden.

„Fritz!" wiederholte sie, indem sie seine Hand mit ihren beiden Händen umklammerte. „Fritz, ist es möglich!"

Er drückte die zitternde Frau mit sanfter Gewalt in ihren Sessel zurück und zog einen Stuhl an ihre Seite.

„Ich hätte dich vorbereiten sollen," sagte er; „aber als ich von Hellborn hörte, was vorgefallen ist, ließ es mir keine Ruhe. Sobald ich ohne Aufsehen fort konnte, bin ich hergeritten. Von dem Kutscher, der dich gefahren hat, wußte Hellborn, wo ich dich finden würde ... und nun sei mir herzlich, herzlich willkommen!" Dabei faßte er wieder ihre Hand und sah ihr mit leuchtenden Augen ins Gesicht.

„Fritz, der kleine Fritz ... so groß geworden!" flüsterte sie, ihre Thränen trocknend. „Als ob es erst gestern gewesen wäre, steht mir Alles vor Augen: die Kinderstube, du, deine beiden Schwestern, deine Mutter ..." Sie brach in Thränen aus.

„Weine nicht! auch du bist unvergessen," sagte er. „Wie oft haben die Schwestern und ich von dir gesprochen und Hellborn ..."

„Hellborn," fiel sie ihm ins Wort. „Hellborn ist alt und feigherzig geworden, und die Kinder, die ich lieb hatte, sind meinen Augen entwachsen, und in meinem Vaterhause ist kein Platz mehr für mich. Hast du es nicht gehört? ... Mein Bruder verleugnet mich ... verbietet mir, seine Schwelle zu betreten."

„Das wird er zurücknehmen!" rief der junge Mann; „verlaß dich darauf, ich bringe ihn dazu."

„Versuche das lieber nicht," sagte sie; „du schadest dir, ohne mir zu nützen. Anton verzeiht es nicht, wenn man liebt, was ihm verhaßt ist. So war es mit mir und Georg, dem Hochverräther, wie er ihn verächtlich nannte."

„Aber Onkel Georg ist nun todt," antwortete Friedrich; „man wird doch sein Weib und Kind nicht für das büßen lassen, was er vor zweiundzwanzig Jahren gethan hat?"

Sie schüttelte traurig den Kopf.

„Das ist es nicht allein," sagte sie; „vergiß nicht, daß auch ich mich versündigt habe, indem ich, gegen den Willen der Meinigen, mit Georg in die Verbannung gegangen bin."

„Dein Wiederkommen macht das gut!" rief der junge Mann. „Laß nur dem Vater Zeit, sich zu besinnen. Er ist weder so kalt noch so unbeugsam, wie er gewöhnlich erscheint. Den Tod meiner Mutter hat er noch immer nicht verschmerzt; die Einsamkeit unseres Hauses ist ihm unerträglich; er wird es dankbar empfinden, wenn mit dir und deiner Tochter wieder Leben in die verödeten Räume kommt. Aber wo steckt denn mein Bäschen? — Hellborn sagt, sie wäre wunderschön."

„Da kommt sie eben," antwortete Christine, indem sie, sich vorbeugend, in das Zimmer sah. Käthe war mit einem mächtigen Blumenstrauß hereingetreten.

„Mütterchen, sieh doch!" fing sie fröhlich an, verstummte aber, als sie auf der Veranda einen Fremden erblickte.

„Komm nur, dir steht eine Freude bevor," sagte die Mutter. „Dein Vetter, Friedrich Richter ..."

Ein Jubelruf des jungen Mannes übertönte ihre Worte. Auf Käthe zustürzend, die den Blumenstrauß fallen ließ, faßte er ihre beiden Hände.

„Ist es möglich ... Sie, Sie Miß Kate!“ stieß er hervor.

Sie schüttelte lachend den Kopf, während ihr Thränen ins Auge traten.

„Nicht Miß Kate, ein deutsches Fräulein Käthe,“ sagte sie, sich gewaltsam bezwingend, und während sie ihm die Hände entzog, fügte sie, sich zu der Mutter wendend, hinzu: „Ich habe dir von einem Deutschen erzählt, den ich bei Barkers in Oakwood-Farm kennen lernte — das ist er.“

* *
*

Sie hatten sich viel zu erzählen, während sie auf der Veranda zusammensaßen: Käthe vom Tode des Vaters und Allem, was darauf gefolgt war; Friedrich von seinen vergeblichen Anstrengungen, sie zu finden, da sie in der Betäubung des Schmerzes versäumt hatte, den Freunden in Oakwood-Farm von ihrem veränderten Aufenthalt Nachricht zu geben. Er hatte endlich nach Europa zurückkehren müssen, sich aber brieflich wiederholt nach ihr erkundigt und endlich erfahren, daß auch sie nach Europa gegangen war.

„Seitdem habe ich täglich auf eine Begegnung gewartet, denn wiederfinden mußten wir uns!“ fügte er mit einem Aufleuchten der blauen Augen hinzu, vor dem Käthe die ihrigen niederschlug, während die Mutter beglückt von Einem zum Anderen sah und sich selbst nicht gestehen wollte, welche Zukunftshoffnungen plötzlich in ihr erwachten. Dazu sang und klang es fern und nah von Vogelstimmen und Meeresrauschen; Sonnenlicht spielte durch frischbelaubte, leichtbewegte Baumwipfel und blitzte in Millionen Funken auf der blauen, wallenden Wasserfläche; eine Fischerflotte mit rothen Segeln zog vorüber; Möven wiegten sich in der Luft und auf den Wellen; ein frischer Hauch wehte vom Meere herüber und mischte sich mit dem würzigen Tannengeruch des nahen Dickichts und dem Duft des Blumenstraußes, den Käthe auf den Tisch der Veranda gestellt hatte... Wer hätte in solcher Umgebung nicht von Liebe, Glück und „Frieden auf Erden“ geträumt!

Aber von Dauer ist das Träumen nur für junge Herzen; die Frau im weißen Haar erwachte schnell wieder zum Gefühl der Wirklichkeit. Während Friedrich schilderte, wie er sich für das lange Suchen schadlos halten und wohin er Tante und Cousine zu Wasser und zu Lande führen wolle, wurden ihre Augen wie ihre Gedanken immer trüber, und endlich war sie nicht mehr im Stande, sich zu beherrschen.

„Vergiß deinen Vater nicht,“ sagte sie; „wenn er von deinem Verkehr mit uns erfährt, wird er ihm schnell genug ein Ende machen.“

Käthe sah verwundert, fragend auf; Friedrich widersprach.

„Liebe Tante, was sind das für melancholische Gedanken!“ rief er. „Du wirst dich mit meinem Stiefvater versöhnen, davon bin ich überzeugt. Und selbst wenn ich mich täuschte, so bin ich doch kein Kind mehr und kann mir meine Freunde selber wählen.“

In Christine's Augen kam wieder der ängstliche Ausdruck, den Käthe seit gestern schon mehrmals darin gesehen hatte.

„Er duldet es nicht, glaube mir, er duldet es nicht!“ antwortete sie; „und wenn du seinem Willen Trotz bieten wolltest, ich könnte das nicht wünschen, für dich nicht und für uns nicht; ich habe schon zu schwer unter solchen Mißhelligkeiten gelitten.“

In dieser Stimmung blieb sie, trotz aller Mühe, die sich Friedrich gab, sie zu beruhigen. Als er beim Abschiednehmen sagte: „Ich komme morgen wieder und

kann dir dann vielleicht schon gute Nachricht bringen," bat sie seufzend, er möge sich keine Mühe geben, es wäre doch Alles umsonst. Sie hätte seit der Botschaft von heute Morgen jede Hoffnung verloren.

„Dazu ist noch kein Grund vorhanden," sagte er. „Noch hast du ja so gut wie nichts versucht . . . der alte Hellborn ist nicht zu rechnen. Denk' an den Spruch: ‚Man muß helfen, wenn Gott gutes Korn machen soll.' — Wir Alle wollen helfen!"

Mit diesen Worten reichte er Mutter und Tochter die Hand; die Tante schlug zögernd, Käthe voll Zuversicht ein. Aber als er gegangen war, wurde auch sie verzagt. Was hatten alle die Anspielungen zu bedeuten, die sie nicht verstand? was war der Mutter kürzlich widerfahren, das sie so muthlos gemacht hatte? und wie war es möglich, daß sie der Tochter etwas verschwieg, das so tief in ihr Leben einzugreifen schien?

Es war, als ob die Mutter ihre Gedanken errathen hätte; als Käthe zu ihr ins Zimmer trat, wo sie sich auf das Ruhebett gelegt hatte, sagte sie:

„Setze dich zu mir, ich will dir eine Geschichte erzählen, die du endlich wissen mußt. Deine verwunderten, fragenden Blicke haben mir heute mehr als einmal wehe gethan."

Käthe setzte sich, und die Mutter fing mit leiser, beinahe tonloser Stimme zu erzählen an.

„Hast du gestern oder heute das alte Haus bemerkt, das durch ein Quergäßchen vom goldenen Anker getrennt ist und seinen verschnörkelten Giebel dem Hafenplatze zukehrt?" fragte sie. „Das ist mein Vaterhaus. Ich war ein Nachkömmling der Familie; meine Brüder, Richard und Anton, waren vierundzwanzig und dreiundzwanzig Jahre alt, als ich geboren wurde. Die Mutter starb wenige Monate nach meiner Geburt, der Vater, als ich drei Jahre alt war; von Miethlingen gepflegt, von den Brüdern kaum beachtet, an Liebe darbend, wuchs ich auf, bis ich das Glück hatte, Georg Brauneck zu begegnen.

„Als ob es gestern gewesen wäre, steht mir Alles vor Augen, und doch werde ich damals nicht viel über sieben Jahre alt gewesen sein. Ich war, wie ich so oft als möglich zu thun pflegte, meiner Wärterin entschlüpft, um mich den Spielen der Nachbarkinder anzuschließen, war von der Hafenmauer ins Wasser gefallen und der zwölfjährige Georg, der zufällig des Weges kam, hatte mich gerettet.

„Von Stund' an gewann mein Leben eine andere Gestalt. Die unzuverlässige Wärterin, die zugleich meinen Brüdern die Wirthschaft führte, wurde entlassen, und Georg's Mutter entschloß sich, zu uns zu ziehen, um über mich und das Hauswesen Aufsicht zu führen.

„Sie stammte aus einer armen, altadeligen Familie, war eine Schönheit und machte eine sogenannte glänzende Partie, das heißt, sie heirathete den Erbherrn von Brauneck, einen jungen, schönen, reichen Cavalier, der sie sehr unglücklich machte und sich nach etwa zehnjähriger Ehe eine Kugel vor den Kopf schoß, nachdem er sein Vermögen in unwürdiger Weise vergeudet hatte. Seitdem lebte Frau von Brauneck in unserem Städtchen, stickte für Geld, um die paar tausend Thaler, die ihren Kindern geblieben waren, nicht angreifen zu müssen, und nahm die Zuflucht, die ihr in unserem Hause geboten wurde, dankbar an.

„Ihre Tochter Bertha dagegen, ein schönes, stolzes, damals schon erwachsenes Mädchen, war nicht damit einverstanden. Vom Morgen bis zum Abend saß sie in ihrem Giebelstübchen am Fenster und stickte. Sie wollte, wie sie sagte, weder reicher Leute Magd sein noch Almosen annehmen. Bei den Mahlzeiten saß sie stumm, mit niedergeschlagenen Augen, und gab, wenn

sie angeredet wurde, kurze, abweisende Antworten. Meine Brüder behandelten sie mit großer Förmlichkeit, die bei Anton — wie das selbst meine Kinderaugen erkannten — etwas Spöttisches hatte. Ich habe nie ein Herz zu ihr fassen können, und sie beachtete mich kaum.

„Um so liebevoller, wahrhaft mütterlich behandelte mich ihre Mutter, eine sanfte, stille Frau mit schönen, traurigen Augen. Ich glaube, die schwärmerische Zärtlichkeit, die ich für ihren Liebling, ihren Georg, empfand, war das Band zwischen uns. Er war bei einem Lehrer in Kost gegeben, kam aber täglich in unser Haus, spielte mit mir, beaufsichtigte meine Schularbeiten, neckte mich, erzog und verzog mich. Wie er als Mann war: sprühend von Geist und Leben, gütig, zuverlässig, enthusiastisch, thatkräftig, so war er schon als Knabe. Meine Bewunderung für ihn kannte keine Grenzen. Als ich vom heiligen Georg, dem Drachentödter, hörte, war ich überzeugt, daß ihm mein Georg vollkommen ebenbürtig sei.

„Aber ich habe dir noch nichts von meinen Brüdern gesagt. In der ersten Kindheit blieben sie mir, wie ich schon angedeutet habe, fern und fremd, und auch später, als mit Frau von Brauneck eine Art Familienleben in unser Haus gekommen war, wurde mein Verhältniß zu ihnen kein erquickliches. Ihr ernstes, gemessenes Wesen bedrückte mich, und ihre beständige Mahnung: ‚Christine, das schickt sich nicht!‘ nahm mir alle Unbefangenheit. Im Ganzen kümmerten sie sich nur wenig um mich. Frau von Brauneck — Tante Julie, wie ich sie nannte — hatte freie Hand, mir Alles zu gewähren, was der Tochter eines wohlhabenden Hauses zukam. Daß ein Kind der Liebe bedarf, ahnten sie nicht oder hatten nicht Zeit, sich darum zu kümmern. Sie galten für ausgezeichnete Geschäftsleute; man rühmte ihnen nach, daß sie den guten Namen ihrer Firma unter den schwierigsten Verhältnissen vor jedem Makel bewahrt und dabei ihr Vermögen von Jahr zu Jahr vergrößert hätten. So standen sie denn in hoher Achtung und bekleideten, trotz ihrer Jugend, schon damals allerlei Ehrenämter. Georg pflegte sie die Großväter der Stadt zu nennen. Bis er in unser Haus kam, hätte ich nicht für möglich gehalten, daß man anders als mit scheuer Ehrfurcht von meinen Brüdern zu sprechen vermöchte. Nun war es mir wie eine Erlösung, daß auch sie, wie andere Menschen, beurtheilt, getadelt werden konnten. ‚Dieser widerwärtige Anton mit seiner spöttischen Arroganz,‘ sagte Bertha eines Abends zu ihrer Mutter, als sie nicht bemerkt hatte, daß ich im Zimmer war. ‚Wenn Richard sich nicht so viel Mühe gäbe, die Impertinenzen seines Bruders gut zu machen, so wäre ich längst davongelaufen.‘ Ich habe diesen Ausspruch behalten, weil ich — so sonderbar dir das vorkommen mag — erst durch ihn auf die große Verschiedenheit der Brüder aufmerksam geworden bin. Richard war mit seiner stattlichen Größe, seinen schönen Haaren und Zähnen, dem wohlgepflegten Bart und der gesunden Farbe beinahe ein hübscher Mann zu nennen; er hielt auf elegante Toilette und hatte etwas Sicheres, Weltmännisches in Haltung und Benehmen. Anton dagegen war klein und dürftig von Gestalt, häßlich und der geborene Kleinstädter. Er war vielleicht nicht hochmüthiger als Richard, nicht härter gegen seine Untergebenen, nicht schroffer in seinen Urtheilen. Aber eine scharfe Stimme, ein spöttischer Zug um den großen Mund mit den eingekniffenen Lippen, vor Allem der kalte Blick der vortretenden glanzlosen, hellgrauen Augen ließen ihn viel unliebenswürdiger erscheinen als den älteren Bruder.

„Jahre vergingen. Das Zusammenleben mit Georg wurde mir zur Gewohnheit. Daß es jemals anders werden

könnte, kam mir nicht in den Sinn. Plötzlich hieß es, ein Vetter seines Vaters wolle die Sorge für ihn übernehmen, bis er als Offizier auf eigenen Füßen stehen könne. Die Mutter war überglücklich. Bertha schien förmlich gewachsen; Georg aber erklärte, davon könne nun und nimmer die Rede sein. Das Leben des armen Offiziers wäre eine Kette von Entbehrungen; außerdem hätte er keine Lust zum Soldaten — er wolle und müsse Medicin studiren; sein kleines väterliches Erbtheil würde dazu ausreichen. Die Mutter bat und weinte; Bertha war empört. ‚Du bist nicht werth, ein Brauneck zu sein; die unpassende Umgebung hat dich heruntergebracht,‘ sagte sie und war seitdem noch hochmüthiger als bisher. Georg aber blieb dabei: er könne nicht anders, er müsse Medicin studiren. Das schrieb er auch seinem Verwandten und fügte auf dringendes Bitten der Mutter hinzu, daß er ihm für seinen Beistand auf diesem Lebenswege herzlich dankbar sein würde. Der Vetter war jedoch Bertha's Ansicht und erklärte: ein Brauneck könne und dürfe nur Soldat sein, und damit waren diese Verhandlungen abgethan.

„Mit achtzehn Jahren ging Georg zur Universität. Mir war, als ob mir das Herz brechen sollte. ‚Wie kannst du so vergnügt sein!‘ rief ich, unfähig, mich zu beherrschen, als er kam, um Abschied zu nehmen. ‚Du bist ein falscher, kaltherziger Mensch, bist nicht werth, daß ich dich lieb habe.‘ Da sah er mich mit seinen leuchtenden Augen an und sagte: ‚Du wirst schon sehen, daß ich deine Liebe verdiene; ich werde arbeiten, so viel ich nur kann, und wenn ich Doctor bin, heirathen wir uns.‘ Von Stund' an — ich war damals dreizehn Jahre alt — betrachtete ich mich als seine Braut, und ich weiß, daß er so wenig wie ich jemals auch nur einen Augenblick an dem Ernst unseres Verlöbnisses gezweifelt hat.

„Wir schrieben uns — unschuldige Kinderbriefe, die durch die Hände seiner Mutter gingen. Aber dann wurde sie krank; es war noch im ersten Semester seiner Studienzeit, und ehe wir nur zum Bewußtsein einer Gefahr gekommen, war sie todt. Georg kam zum Begräbniß — es war ein trauriges Wiedersehen —, und dann fragte er seine Schwester, was sie nun anfangen wolle? und sie antwortete, daß sie meinen Bruder Richard heirathen würde. ‚Ich habe mich Jahre lang gesträubt gegen seine Wünsche und gegen mein eigenes Herz,‘ sagte sie und weinte, wie ich nie geglaubt hätte, daß sie weinen könnte. — Sie ging dann auf einige Zeit zu der Familie eines Geschäftsfreundes der Brüder. ‚Der Braut des reichen Kaufherrn stehen so und so viel Häuser offen; der armen Bertha Brauneck würde sich Niemand angenommen haben,‘ sagte sie bitter. Und dann war die Hochzeit, und Bertha saß fortan am Fenster der großen Wohnstube, trug Schmuck und seidene Kleider, und alle Honoratioren der Stadt erwiderten den Besuch des jungen Paares.

„Uebrigens ging das Leben im alten Geleise fort. Mir und Bruder Anton kam Bertha nicht näher, und selbst der Verkehr mit ihrem Manne blieb von einer Förmlichkeit, die mich beängstigte. So viel als möglich hielt ich mich von dem Familienkreise fern, saß in meinem Stübchen oder später, als die Kinder geboren waren, in der Kinderstube, und die Geschwister schienen auch mich noch immer für ein Kind zu halten.

„Nach vierjährigen Studien machte Georg sein Doctorexamen; auch sein Militärjahr hatte er in diesem Zeitraume abgedient. In den Ferien war er fast immer bei uns gewesen — obwohl die Aufnahme, die ihm von Schwester und Schwager zu Theil wurde, nicht die freundlichste war — und während der Trennungen schrie-

ben wir uns. Lange wußte ich nicht, ob die Geschwister unser Verhältniß ahnten; aber eines Tages erzählte mir der kleine Fritz in aller Unschuld: Mutting hätte gesagt, Vating müßte mir das Briefschreiben verbieten; aber Vating hätte gemeint, es wäre ja nur dummes Zeug.

„Wie Richard dazu kam, an Georg's Ernst und Beharrlichkeit zu zweifeln, weiß ich nicht; aber ich verstand das malitiöse Lächeln, mit dem er die Nachricht aufnahm, daß Georg auf ein Jahr nach Paris gehen wolle. Die Mittel dazu hatte er durch eine Preisschrift erworben.

„Es war ein schwerer Abschied, aber Georg sagte, diese lange, letzte Trennung wäre für seine künftige Stellung im Leben von unberechenbarem Werth. So gab ich mir denn Mühe, tapfer zu sein; Georg's Briefe halfen mir dazu, und auch dies schwere Jahr ging zu Ende.

„Kurz vor Weihnachten kam er wieder — es war 1847. Aus seinen letzten Briefen wußte ich, daß in Paris Unruhe und Unzufriedenheit herrschten; aber da er zurückkam, kümmerte mich das nicht weiter. Und nun war er da — ganz der alte, schöne, herrliche Georg! — auch seine Liebe war die alte, und doch war etwas Fremdes in ihm, das mich erschreckte: ein leidenschaftliches Interesse für politische Fragen, von denen ich nichts verstand und über die er mit den Brüdern immer heftiger und heftiger in Streit gerieth.

„Endlich kam es zum völligen Bruch. Am zweiten Weihnachtstage war es, während zur Kirche geläutet wurde. Die beiden ältesten Kinder spielten unter dem Weihnachtsbaume und hatten mich dazu gerufen. Plötzlich höre ich im Eßzimmer, wo die Anderen noch beim Frühstück saßen, einen lauter und lauter werdenden Wortwechsel; Stühle werden gerückt, Bruder Anton bricht in sein häßliches, hämisches Lachen aus und als ich bestürzt herbeieile, stehen sich die Männer gegenüber, Richard noch kälter und hochmüthiger als sonst, mit über der Brust gefalteten Armen, Anton mit höhnischem Lächeln die Hände reibend, Georg mit glühendem Gesicht und flammenden Augen, während Bertha, sich über den Tisch beugend, mit kaltem Tone sagt: ‚Du siehst wohl ein, Georg, daß hier kein Platz mehr für dich ist!‘ — ‚Gewiß, es hätte deiner Mahnung nicht bedurft!‘ fällt ihr Georg ins Wort und geht hinaus. Ich folge ihm nach. ‚Georg! Georg!‘ rufe ich außer mir, seinen Arm umklammernd; er aber macht sich von mir los. ‚Nicht hier, Christine, nicht hier ... heute Nachmittag vier Uhr in eurem Garten!‘ flüstert er mir zu; dann fällt die Hausthür hinter ihm ins Schloß, und er hat unsere Schwelle nie mehr betreten.

„Wie ich den schrecklichen Tag verlebt habe und wie es mir gelungen ist, mich den Augen der Meinigen zu entziehen, weiß ich nicht mehr; aber um vier Uhr war ich in unserem Garten vor dem Thor. Georg wartete schon. Meinen Arm in den seinigen ziehend, führte er mich in dem beschneiten Wege längs der Mauer auf und nieder und sprach mir zu, wie nur er es konnte. Ich solle mich nicht grämen, sagte er; wenn wir fest blieben in unserer Liebe, würde Alles gut. Er ginge jetzt nach Berlin, von dort würde ich Weiteres von ihm hören. Wenn unserem Briefwechsel Schwierigkeiten in den Weg gelegt würden, solle ich mich an den Fischer Hans Hinrichs wenden, der hätte mit ihm in einem Regiment gestanden und würde sich freuen, ihm und mir einen Dienst zu leisten. — Als ich weinend fragte, wie er glauben könne, mich zu erringen, wenn er mit den Meinigen verfeindet bliebe, küßte er mir die Thränen aus den Augen. ‚Sei ruhig,‘ sagte er; ‚um dich zu gewinnen, will ich versuchen, ob Versöhnung möglich ist;

wenn nicht, so müssen wir warten, bis du mündig wirst. Nein,‘ unterbrach er sich selbst, ‚drei Jahre noch, das halt’ ich nicht aus. Wenn sie dich mir nicht gutwillig geben, so kommst du heimlich, so entführe ich dich!‘ — Wer uns gesagt hätte, wie schrecklich sich dies übermüthige Wort erfüllen sollte.

„Georg hatte sich nicht getäuscht, der Verkehr mit ihm wurde mir verboten; aber ich fühlte mich so ganz als sein Eigenthum, hatte so gar kein Pietätsverhältniß zu den Brüdern, daß ich nicht einen Augenblick zu dem Bewußtsein eines Unrechts kam, als ich mit Hans Hinrichs’ Hülfe unseren Briefwechsel fortsetzte.

„Nach wenigen Wochen schrieb mir Georg, daß er im Begriff sei, nach Wien zu gehen, wohin er als Assistenzarzt an ein großes Hospital berufen war und wo wir, wie er sich ausdrückte, unser Nest bauen könnten, ohne von dem Krähengezücht unserer nordischen Heimath gestört zu werden.

„Kaum war er dort, als in Frankreich die Februarrevolution ausbrach. Den Jubel, womit er dies Ereigniß begrüßte, verstand ich nicht; denn wenn ich ihm auch diesmal, wie immer, aufs Wort glaubte, daß nun Vieles besser werden würde, im Grunde hatte ich wenig Sinn dafür. Unsere Liebe, die Sorge für unsere Zukunft war mir das Wichtigste, und auch für Georg, glaubte ich, müßte das so sein.

„Aber Männer fühlen und denken anders. — Wer das Herz auf dem rechten Flecke hätte, schrieb Georg, müsse jederzeit bereit sein, Alles für Vaterland, Recht und Freiheit hinzugeben. — Das war Mitte März, und beinahe gleichzeitig kam die Nachricht von dem Aufstande in Wien. Ich war in Todesangst, und meine Ahnung hatte mich nicht getäuscht: Georg hatte mitgekämpft und gehörte nun zu denen, die neue, bessere Zustände zu schaffen suchten.

„Es war eine merkwürdige Zeit. — Dein Vater hat dir davon erzählt; aber wer sie nicht erlebt hat, kann sich keinen Begriff davon machen. Bald hier, bald da brach ein Aufstand los, und wo heute Blut geflossen war, wurden morgen Versöhnungsfeste gefeiert. — Und dann wurde das Frankfurter Parlament eröffnet; nicht nur enthusiastische Naturen wie Georg jubelten und hofften auf bessere Zeiten, auch ganz einfache Menschen, wie Hans Hinrichs, gingen mit Feuereifer in die Volksversammlungen. Partei nehmen mußte Jeder.

„Meine Brüder waren natürlich gegen die Bewegung und sprachen sich, ohne daß Georg’s Name genannt wurde, so gehässig und verächtlich über ihn aus, daß ich mich in meinem Vaterhause mehr als je vereinsamt und unglücklich fühlte. Dazu kam nur zu bald meine wachsende Sorge um Georg. Was ich fürchtete, hätte ich nicht sagen können; es lag auf mir wie Gewitterangst; ich fühlte das Unheil kommen.

„Im October brach es herein. Wie ich es ausgehalten habe, dabei zu sitzen, während die Brüder triumphirend vorlasen, was die Zeitungen von den Wiener Schreckenstagen berichteten, und wie ich die langen, einsamen Stunden, die grauenvollen Nächte überstanden habe, in denen ich alle Gräuel des Straßenkampfes, der Belagerung, der kriegsrechtlichen Hinrichtungen vor Augen hatte, begreife ich nicht. Und dazu seit dem Ausbruch des Octoberaufstandes keine Nachricht von Georg, als hin und wieder die Erwähnung seines Namens in den Zeitungen, wenn die Hauptanführer der Insurgenten genannt wurden — und dann auch das nicht mehr! Vielleicht war er verwundet, oder gefangen, oder todt. Ich erwartete jeden Augenblick das Schlimmste zu hören.

„Endlich, an einem nebligen Novembermorgen, geht Hans Hinrichs pfeifend an unserem Hause vorüber, ein Zeichen, daß er Nachricht für mich hat. Seine Mutter, die früher als Tagelöhnerin bei uns gearbeitet hatte, lag seit Jahren an der Gicht danieder, und meine Gewohnheit, sie zuweilen zu besuchen, kam nun Georg und mir zu statten. So ging ich denn auch jetzt zu ihr. Hans war nicht zu Haus, und unter dem Blumentopfe, wo ich sonst meine Briefe zu finden pflegte, lag nur ein Zettel mit den Worten von Hinrichs' Hand: ‚Im Gartenhause sobald als möglich, Vorsicht.‘

„Das konnte nichts Anderes heißen, als daß Georg gekommen war. Und nun da sitzen müssen und die endlosen Klagen der Kranken anhören und dann ruhigen Schrittes durch die Straßen gehen, wo mir aus so und so vielen Fenstern neugierige Augen nachblicken — und als ich endlich an der Gartenthür stehe, ist sie verschlossen, und ich habe in meiner Sehnsucht und Ungeduld nicht an den Schlüssel gedacht.

„Aber als ich rathlos dastehe und nicht weiß, was ich beginnen soll, wird vorsichtig der Laden des Gartenhauses geöffnet. ‚Komm ans Pförtchen!‘ ruft mir die geliebteste Stimme zu, und als ich athemlos, kaum fähig, mich aufrecht zu halten, die andere Seite des Gartens erreiche, geht die Pforte auf und Georg schließt mich in die Arme.

„Nun wußte ich nur noch, daß ich ihn wieder hatte; jubelnd und weinend hing ich an seinem Halse. Aber er war vorsichtiger als ich. ‚Still, daß uns kein Vorübergehender hört!‘ sagte er, verriegelte die Pforte und bat mich, ihn in das Gartenhaus zu begleiten; wir hätten viel und Wichtiges zu besprechen. Unterwegs erzählte er mir, daß er, um seine Verfolger irre zu führen, auf den seltsamsten Kreuz- und Querzügen hergekommen sei. ‚Du hättest überhaupt nicht hierher kommen sollen, wo dich Jeder kennt!‘ rief ich von plötzlicher Angst erfaßt. ‚Ich konnte nicht anders — ehe ich Deutschland und vielleicht Europa verlasse, mußte ich dich sehen und aus deinem Munde hören, ob du trotz alledem an mir festhältst,‘ antwortete er, und dabei sahen mich die treuen Augen so schmerzlich fragend an, daß ich, ihm abermals um den Hals fallend, versicherte, er dürfe nie, unter keinen Umständen an mir zweifeln. ‚Was auch geschehen ist und noch geschehen kann, wir gehören zusammen,‘ fügte ich hinzu.

„Wir hatten das Gartenhaus erreicht. Es war ein Pavillon, in dessen Erdgeschoß Gartengeräthschaften, Bänke, Leitern und dergleichen aufbewahrt wurden; der obere Theil, zu dem eine steinerne Freitreppe hinaufführte, enthielt ein dürftig möblirtes Zimmer und eine durch den kleinen Flur davon getrennte Küche. Auf der Mitte der Treppe blieb Georg plötzlich stehen. ‚Was ist dir?‘ fragte ich. ‚Nichts, man wird schreckhaft wie ein gejagtes Wild,‘ gab er zur Antwort, indem er mich die letzten Stufen hinaufführte; ‚mir war, als ob ich beim Fortgehen die Thür zugemacht hätte, nun steht sie offen; ich muß mich wohl geirrt haben.‘ — Ich zögerte, einzutreten; er lachte mich aus. ‚Nun habe ich dich angesteckt, und wir fürchten uns wie die Kinder im Walde,‘ sagte er, und in die müden Augen kam etwas von dem alten Uebermuth. ‚Komm!‘ fügte er hinzu; ‚sieh dir mal an, wie ich die Nacht campirt habe; Hans Hinrichs wagte nicht, mich zu beherbergen.‘

„Er hatte die Zimmerthür geöffnet und ließ mich vorangehen. Im ersten Augenblick sah ich nichts — die Läden waren geschlossen; aber Georg packte meinen Arm. ‚Zurück!‘ rief er, sich vor mich drängend; eine Gestalt trat aus dem dunkeln Hintergrunde auf uns zu.

„‚Also wirklich ... du erfrechst dich, hierher zu kommen!‘ sagte Anton's hämische Stimme; in demselben Moment knarrte hinter uns die Küchenthür. Richard trat heraus und schnell auf uns zu.

„‚Christine, schämst du dich nicht!‘ rief er, die Hand nach mir ausstreckend. Georg, der meinen Arm noch immer festhielt, wich zur Seite und zog mich mit fort. Aufrecht stand er da, und seine Augen blitzten im Halbdunkel.

„‚Sie hat sich nicht zu schämen,‘ sagte er mit zornig bebender Stimme. ‚Auch wenn sie nicht meine Braut wäre.‘ — Er konnte nicht weiter sprechen.

„‚Deine Braut!‘ riefen die Brüder wie aus einem Munde; Anton lachte laut auf, und aus dem wüsten Durcheinander ihrer Anklagen, Beschimpfungen und Drohungen wurde mir nur noch Einzelnes verständlich. Aus Habsucht sollte Georg meine Jugend und Unerfahrenheit benutzt haben, um mich an sich zu fesseln, aber er würde sich getäuscht sehen, sagten sie; Bettler und Hochverräther nannten sie ihn, wiesen ihn fort aus unserem Hause, das durch seine Gegenwart beschmutzt würde, und drohten, ihn verhaften zu lassen, wenn er sich nicht augenblicklich aus Stadt und Umgegend entferne.

„Mit flammenden Augen, ohne ein Wort zu sagen, hatte Georg die Brüder angehört. Jetzt rief er, verächtlich die Achseln zuckend: ‚Nur zu, verrathet mich, das ist eurer werth — und damit ihr nicht umsonst zu suchen habt, bei Hans Hinrichs bin ich zu finden!‘ Dabei ließ er mich los und wendete sich der Thür zu; aber ich warf mich an seine Brust. Was ich wollte, weiß ich nicht; ich war außer mir.

„‚Geh' nicht so, ich ertrag' es nicht!‘ bat ich weinend, indem ich ihn mit beiden Armen umklammerte. Er ließ sich nicht halten und zog mich mit fort. Richard sprang zu und trat uns in den Weg. ‚Christine!‘ schrie er und riß mich zur Seite, daß ich halb besinnungslos hintaumelte ... und dann ...“

Die Erzählerin schwieg; sie hatte sich bei der Schilderung der letzten Scene aufgerichtet und mit weit offenen Augen vor sich hingestarrt. Jetzt schlug sie zusammenschaudernd die Hände vor das Gesicht, und ihr Aufseufzen war fast ein Stöhnen zu nennen.

Käthe sprang auf und umfaßte die Mutter. „Was ist dir?“ rief sie erschreckt, „du darfst nicht weiter erzählen!“

Die Mutter machte sich von ihr los.

„Laß mich, laß mich — ich muß zu Ende kommen ... es ist bald geschehen,“ sagte sie, und nach einer Pause fuhr sie, sich wieder in die Kissen lehnend, fort:

„Gesehen habe ich's nicht, wie das Schreckliche geschehen ist. Als mich Richard zu Boden geschleudert hatte, höre ich einen Schrei, dann noch einen, und als ich mich, noch halb betäubt, aufrichte, liegt Richard, der in seiner blinden Wuth über die Schwelle gestolpert sein mußte, am Boden — sein Blut rieselt über die Steinplatten des Flurs — Anton und Georg knieen neben ihm ... er war besinnungslos.

„Der eigenen Gefahr nicht achtend, lief Georg zum nächsten Arzt; dann schickte er Hinrichs mit ein paar anderen Männern, um den Verunglückten fortzuschaffen; er selbst kam nicht wieder. Richard wurde in die Stadt getragen; da lag er auf seinem Bette, besinnungslos, mit weit offenen Augen und warf den Kopf beständig hin und her. Gehirnerschütterung sagte der Arzt. Es war entsetzlich! und dazu die Vorwürfe, mit denen mich Anton und Bertha überhäuften, und die Angst um Georg, dessen Anwesenheit, wie ich mir sagen mußte, nun nicht länger verborgen bleiben konnte.

„Sie war jedoch schon vorher bekannt gewesen. Ich erfuhr, daß ein anonymes

Billet die Brüder von Georg's Aufenthalt im Gartenhause benachrichtigt hatte. Darauf waren sie hingegangen, ihn fortzuweisen. Und wo war er jetzt? Was hätte ich darum gegeben, es zu erfahren! Aber ich wagte nicht, zu Hans Hinrichs zu gehen, wanderte ruhelos aus einem Zimmer ins andere und fühlte mich überall fortgetrieben, bald durch Bertha's harte Worte, bald durch den herzzerreißenden Anblick des Kranken oder durch die ahnungslose Fröhlichkeit der Kinder.

„So war langsam, qualvoll der Tag zu Ende gegangen; eine finstere Nacht brach herein; ich stand am Fenster der Wohnstube; heulend fuhr der Wind über den Hafenplatz und peitschte ein Gemisch von Schnee und Regen gegen die Scheiben. Da klang plötzlich Hans Hinrichs' Pfeifen vor dem Hause. — Ich war allein; Niemand gab Acht auf mich. Leise huschte ich aus dem Zimmer, der Flur war leer; leise öffnete ich die Hausthür und eilte hinaus in das Unwetter dem Pfeifenden entgegen, der eben zum zweiten Male am Hause vorübergehen wollte. Noch ehe ich fragen konnte, sagte er mir, daß Georg in Sicherheit sei und daß er ihn noch heute Nacht fortbringen werde nach der schwedischen Küste hinüber. In seinem Auftrage wäre er gekommen, mir das mitzutheilen, sich zu erkundigen, wie es mit Richard stände und einen Abschiedsgruß für den Scheidenden zu erbitten.

„Ich aber klammerte mich an seinen Arm und beschwor ihn, mich zu Georg zu bringen. Anfangs weigerte er sich. Georg wäre nicht mehr in der Stadt, sagte er; und das Wetter wäre zu schlecht — ich hätte ja nicht einmal einen Mantel — und was die Meinigen sagen würden, und wie ich allein, bei Nacht und Nebel, den Rückweg finden wolle? — Ich bat jedoch so lange, bis er sich erweichen ließ. Unter dem Kirchenportal mußte ich warten, während er den Mantel und ein Kopftuch seiner Mutter holte. So war ich unkenntlich, wenn uns Jemand begegnete, und einigermaßen gegen Wind und Regen geschützt.

„Wir eilten vorwärts, zur Stadt hinaus, an unserem Garten vorbei, die Chaussee entlang, dann rechts in den Wald, auf und ab, ohne Weg und Steg. Aber Hinrichs schien seiner Sache ganz sicher zu sein, und endlich, als wir wieder einen sandigen Abhang hinunterkletterten, hörte ich deutlich durch das Brausen des Windes das gleichmäßige Rauschen des Meeres; und dann sah ich Lichter schimmern, das mußte Waalbek sein.

„Wir steuerten darauf los; am ersten Hause — es war nur eine kleine, elende Hütte — klopfte Hinrichs ans Fenster und nannte seinen Namen. ‚Komm herein, Alles klar!‘ rief eine rauhe Männerstimme. Hinrichs öffnete die Hausthür, zog mich in den finsteren Gang und ließ mich da stehen, während er in die Stube ging. ‚Alles klar!‘ sagte auch er, als er wieder herauskam, faßte meine Hand und führte mich an das andere Ende des Ganges, wo er eine Thür aufstieß.

„‚Ich bin's, Herr von Brauneck, und noch Jemand,‘ sagte er; aber schon war ich an ihm vorbeigestürzt und warf mich aufschluchzend Georg ans Herz.

„‚Christine!‘ rief er in einem Tone, den ich noch immer höre, ‚du — du kommst zu mir!‘ und dann sank er, in sich zusammenbrechend, auf den nächsten Schemel und drückte die geballten Hände an die Stirn. ‚Wenn ich es ungeschehen machen könnte, mein Leben wollte ich dafür geben!‘ murmelte er, und dann mußt' ich berichten, wie es mit Richard stand. Ich sagte, obwohl ich es selbst nicht glaubte, daß noch nicht alle Hoffnung verloren sei; und dann fragte Georg wie am Morgen: ob ich auch jetzt noch an ihm festhalten wolle? Und ich versicherte, wie das erste Mal, daß wir — was auch geschehen sei — zu-

sammengehörten. — Wenn ich noch hundert Mal jenen Tag mit allen seinen Schrecknissen erlebt hätte, ich hätte hundert Mal dasselbe gesagt wie damals und dasselbe gethan.

„Georg wurde nach und nach ruhiger; er sagte mir, daß er — da es gefährlich sein würde, sich in einem deutschen Hafen nach Amerika einzuschiffen — vorläufig nach Schweden übersetzen und einen Universitätsfreund aufsuchen wolle, einen Gutsbesitzer, der in der Nähe von Gothenburg lebe. Vor der Zukunft bangte ihm nicht; wer seine Kräfte zu gebrauchen wisse, fände überall sein Brot, sagte er.

„Hinrichs kam und mahnte zum Aufbruch. Die schwatzhafte Frau des alten Peter könne jeden Augenblick nach Haus kommen, die dürfe uns hier nicht finden, fügte er hinzu. Dem Alten aber dürfe ich vertrauen; der würde mich sicher nach der Stadt zurückbringen und nie ein Wort davon verrathen.

„Georg stand auf; jetzt erst sah ich im matten Schein des Oellämpchens, daß er Schifferkleider trug. Hans Hinrichs betrachtete ihn von allen Seiten. ‚Wie ein richtiger Seemann, Herr von Brauneck,‘ versicherte er; ‚soll keiner verrathen, daß ein Herr Doctor dahintersteckt — noch dazu, da Sie mit Ruder und Segel Bescheid wissen wie Unsereins — diese Nacht können wir's gebrauchen.‘

„Georg hatte den Südwester aufgesetzt. Eine Weile stand er wie in tiefen Gedanken, dann faßte er meine beiden Hände und fragte: ‚Christine, kannst du zurückgehen zu denen, die mich verabscheuen und verfluchen.‘

„Nein, das konnt' ich nicht! wie Todesangst überfiel es mich bei dem Gedanken.

„‚Ich gehe mit dir! nimm mich mit!‘ gab ich zur Antwort; ‚in Noth und Kampf, wenn es sein muß, aber laß mich bei dir!‘

„‚Komm!‘ sagte er einfach, hüllte mich wieder in den nassen Mantel und so gingen wir hinaus in die stürmische Regennacht, der unsicheren Zukunft entgegen.

„Georg's Freund nahm uns gastfreundlich auf. In seinem Hause wurden wir getraut, und dann schrieb ich den Meinigen und bat sie, mir zu verzeihen. — Sie haben mir nicht geantwortet; nur Hellborn, ein guter, treuer Mensch, der schon zu meines Vaters Zeiten im Geschäft gewesen war, schrieb mir, ich würde für todt ausgegeben, die Meinigen sagten, ich wäre verunglückt; in der Stadt aber flüstere man sich zu, ich hätte mich aus Verzweiflung über Georg's Schicksal ertränkt.

„Wir gingen nach Amerika; Georg's schwedischer Freund hatte ihm die Mittel dazu vorgestreckt. Noch ehe wir abreisten, erfuhren wir, daß Richard gestorben war; aber erst seit gestern weiß ich, daß Bertha meinen Bruder Anton geheirathet hat und daß auch sie seit Jahren todt ist ... und heute hat mir Anton sagen lassen, daß er mir nie vergeben hat und nie vergeben wird ... ich hätte nicht hierher kommen sollen!“

Sie drückte das Taschentuch an die Augen; Käthe umfaßte sie.

„Gieb die Hoffnung nicht auf,“ sagte sie tröstend. „Noch ist nichts verloren... Friedrich hat versprochen, dir zu helfen.“

Die Mutter weinte still vor sich hin.

„Ich fürchte,“ flüsterte sie wie mit sich selber sprechend, „ich fürchte, auch um Friedrich's willen hätten wir nicht kommen sollen!“

* *
*

Käthe war am nächsten Morgen nicht so frisch und lebensmuthig wie sonst. Die Geschichte der Mutter bedrückte ihr Herz, und beständig klangen ihr die Worte: „Auch um Friedrich's willen hätten wir nicht kommen sollen,“ im Ohr und verbitterten ihr das Glück des Wieder-



sehens. Wußte sie doch nicht, ob dies Glück Friedrich werth genug war, um dafür den Kampf mit dem Stiefvater aufzunehmen. — Und stand nicht vielleicht Schwereres zwischen ihr und dem Freunde als der Haß und Starrsinn eines alten Mannes? Immer wieder stellte sie sich die Scene im Gartenhause vor und fragte sich, ob ihr die Mutter das letzte Wort darüber gesagt hätte. Aber dann stieg das Bild des Vaters vor ihr auf, und ihre Furcht erschien ihr wie eine Versündigung an seinem Andenken.

So innerlich hin und her geworfen, ging sie einsam den Strand entlang. Die Mutter hatte sie auch heute zum Morgenspaziergang fortgetrieben. Sonnenschein und Sonntagsstille lagen über Meer und Land, aber sie hatte keine Empfindung dafür.

Plötzlich klang aus der Ferne ein Ruf an ihr Ohr; achtlos ging sie weiter; aber nun klang es deutlicher: „Käthe, Käthe!" und als sie unwillkürlich den Kopf wendete, sah sie Friedrich mit raschen Schritten daherkommen.

Er hätte sie und die Tante zu einer Kahnfahrt abholen wollen, sagte er, so wär's jedoch noch besser. Von der Castellanin hätte er erfahren, daß Käthe an den Strand gegangen sei, und wäre ihr nachgeeilt, ohne erst die Tante zu begrüßen. „Und nun habe ich dich," fügte er hinzu — die Mutter hatte gestern verlangt, daß sie sich du nennen sollten, und wie gern hatten sie es gethan —, „nun habe ich dich; aber was ist dir? du bist nicht froh?"

Sie scheute sich, von dem zu sprechen, was sie bedrückte, und doch war sie nicht im Stande, zu leugnen oder eine ausweichende Antwort zu geben. Friedrich's Augen schienen ihr, wie einst die des Vaters, ins Herz zu sehen. An seiner Seite weiter gehend, gab sie zur Antwort:

„Die Mutter hat mir gestern zum ersten Male von ihrer Jugend erzählt ..."

„Und hat dich mit ihren Befürchtungen angesteckt," fiel er ein. „Mache dich davon los! Die Geschwister müssen sich ja versöhnen, und sie werden es um so leichter thun, wenn wir die Gespenster der vergangenen Zeiten ruhen lassen."

„Glaubst du nicht, daß es Gespenster giebt, die ungerufen kommen?" fragte das junge Mädchen. „Ich fürchte, daß die Kinder dafür büßen müssen, wenn die Eltern ein Unrecht begangen haben."

„Sagst du das in Bezug auf uns?" fragte er.

Sie nickte; sprechen konnte sie nicht.

„Käthe, liebe Käthe, ich kenne dich nicht wieder!" sagte er. „Daß deine Mutter Georg Braunecck in die Verbannung gefolgt ist, hat die Ihrigen verletzen, kränken, erzürnen können, aber ein unverzeihliches Unrecht, für das wir noch büßen müßten, war es nicht."

Käthe athmete schwer. Nach einer Pause fragte sie kaum hörbar:

„Hast du nie gehört, daß noch Anderes geschehen ist? — Ich weiß es nicht ... ich fürchte nur ... habe vielleicht falsch verstanden."

Sein Gesicht war sehr ernst geworden.

„Nein, Bestimmtes habe ich nie gehört," antwortete er. „Eine Ahnung hat mich zuweilen beschlichen, aber ich habe nicht geforscht, ob sie begründet ist. Wozu auch? Dem Besten kann es widerfahren, daß er im Augenblicke der Leidenschaft thut, was im engeren Sinne nicht gut zu machen ist — aber im weiteren Sinne wird er es gut machen. Seine Buße wird für Alles, was ihn umgiebt, zum Segen werden."

Käthe athmete auf. Ein Segen für Alles, was ihn umgab — ja, das war ihres Vaters Leben gewesen.

„Als ich dich in Hoboken suchte," fuhr Friedrich nach einer Pause fort, „hörte

ich, ohne Ahnung, daß er Georg Brauneck gewesen, wie unermüdlich dein Vater im Dienste aller Nothleidenden war, ein Arzt des Leibes und der Seele. Wem solcher Nachruf bleibt, wem so die Armen und Hülfsbedürftigen nachweinen, der hat seinem Kinde nur Segen hinterlassen, was auch jemals geschehen sein mag."

Käthe sah zu ihm auf; ihre Augen leuchteten durch Thränen.

„Ich danke dir!" flüsterte sie; „ja, so war er ... du hast ihn erkannt ... ich danke dir!"

Er zog ihren Arm in den seinigen; eine Weile gingen sie stumm neben einander hin; dann sagte er, und seine tiefe, klangvolle Stimme zitterte vor innerer Bewegung:

„Käthe, schon in Oakwood-Farm hatte ich die Ueberzeugung, daß wir zusammengehören, und weder die schnelle Trennung noch die Schwierigkeit, dich wiederzufinden, hat mich auch nur einen Augenblick darin wankend gemacht. Nun habe ich dich wieder ... habe ich dich wirklich?"

Er war stehen geblieben; sie sank an sein Herz, und ihre Augen und Lippen gaben stumm selige Antwort; Sonnenschein lag über Meer und Land, und in der Ferne läuteten die Sonntagsglocken.

Als sie endlich zurückkehrten und hinter der Düne das Dach der Strandvilla auftauchte, warf ihm Käthe einen zaghaften Blick zu.

„Was wird die Mutter sagen?" fragte sie. „Ich fürchte, sie macht sich neue Sorgen."

„So laß uns verschweigen, daß es zwischen uns zur Aussprache gekommen ist, bis sie und mein Vater versöhnt sind," antwortete Friedrich. „Wie wir innerlich zu einander stehen, wird sie freilich doch erkennen, aber laß uns schweigen." Und nach einer Pause fügte er hinzu: „Ich hätte auch vielleicht noch nicht gesprochen, hätte dir Zeit gelassen, dich in die Verhältnisse zu finden, aber deine Andeutungen haben mich erschreckt. Ich fürchtete, daß man dich in eine falsche Ansicht der Dinge, wohl gar in ein falsches Pflichtgefühl hineinpeinigen könnte. Darum mußte zwischen uns Alles fest und klar sein. Versprichst du mir nun aber auch, dich durch nichts und Niemand irre machen zu lassen?"

„Gewiß, das verspreche ich dir!" antwortete Käthe mit festem Händedruck.

Heiter kamen sie zu der Mutter.

„Gott sei Dank!" sagte diese zu sich selbst, „ich habe mich gestern nicht verrathen." Wie es oft geschieht, half ihr die eine Sorge die andere tragen. Als sie die Augen der Tochter wieder leuchten sah, schien ihr die eigene Last leichter geworden, und als sie von Friedrich erfuhr, daß ihr Bruder plötzlich nach Hamburg gereist sei, empfand sie die Frist, die ihr bis zu neuen Kämpfen gegeben wurde, wie eine Wohlthat.

Auch Friedrich war glücklich darüber.

„Ich habe mich oft über Schwager Leopold geärgert, aber nun soll ihm Alles, das Vergangene wie das Zukünftige, vergeben sein," sagte er. „Leopold, der Mann meiner Schwester Bertha, ist nämlich ein arger Projectenmacher; wenn er dabei ins Bodenlose geräth, fährt der Papa jedesmal hin, ihn zur Vernunft zu bringen, und das Ende vom Liede ist dann eine Reihenfolge jener Hamburger Diners, die nur ein Eingeborener ungestraft durchessen kann. — Das ist jedoch des alten Herrn eigene Sache. Wir wollen hier unsere Freiheit genießen, wie er es dort thut, und wenn er wiederkommt, ist unser verwandtschaftlicher Verkehr ein fait accompli, der sich nicht ungeschehen machen läßt. Also nicht wahr, liebe Tante — meine Geschäftsstunden muß ich selbstverständlich einhalten — aber Nachmittags darf ich herauskommen?"

Es waren glückselige Tage! Der schöne Wald am schönen Meer; ein Mai, der

wirklich einmal den Namen Wonnemond verdiente; überall sprossendes, blühendes, jubelndes Frühlingsleben, und in dieser Umgebung zwei junge Herzen, die sich immer inniger verstehen lernten.

Friedrich hatte richtig geahnt: die Mutter erkannte bald, wie er und Käthe zu einander standen. Zuweilen überfiel sie eine herzbeklemmende Angst vor den Schwierigkeiten, die sich den Wünschen der Beiden entgegenstellten — aber was sollte sie thun? — An sich selbst hatte sie erfahren, daß Liebe nicht zu lenken und zu löschen ist.

So ließ sie denn den Herzensfrühling der Tochter ungestört grünen und blühen, und das Schicksal schien dieselbe Nachsicht üben zu wollen, denn die Rückkehr des Consuls verzögerte sich von einer Woche zur anderen.

„Schwager Leopold muß ihn mit seiner Projectenmacherei angesteckt haben," sagte Friedrich. „Sie sind mit einander nach England gereist und versprechen sich Wunderdinge. Mir ist's recht; je länger der Vater ausbleibt, um so besser für uns."

Der Mai verging, der Juni brachte Sommerwärme und Sommergäste. In allen Häusern und Häuschen Fischdorfs waren Fremde einquartiert; Damen mit aufgelöstem nassen Haar wandelten am Strande in der Morgensonne; Scharen von Kindern spielten im feuchten Sande; Vergnügungsboote mit rothen und weißen Segeln fuhren hin und her; im Cursaale gab es Table d'hôte, Concerte, Reunions, und alle Seltsamkeiten der Mode wurden am Strande, im Wald und auf der Düne spazieren getragen.

Käthe und ihre Mutter hielten sich von dem Allen fern; den größten Theil des Tages brachten sie auf der kühlen Veranda zu; erst wenn Friedrich kam, ging es ins Freie; auch die Mutter, die täglich kräftiger wurde, ging mit. Es gab noch einsame Plätzchen in Menge, und Friedrich hatte das Talent, sie zu finden. Da saßen sie dann, von grüner Waldesdämmerung eingehegt oder den Ausblick auf das blaue Meer genießend, erzählten von vergangenen Tagen, empfanden das stille Glück der Gegenwart und schienen die Zukunft vergessen zu haben. Es war, als lebten sie, der Wirklichkeit entrückt, im Lande der Märchen.

Aber, „es ist gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen." Eines Nachmittags, es war schon in der zweiten Juliwoche, brachte Friedrich die Nachricht, daß der Stiefvater zurückgekommen war.

„Er ist mehr als je nach den Hamburger Diners mit seiner Leber brouillirt und daher sehr übler Laune," sagte der junge Mann. „Ich habe ihm aus diesem Grunde noch keine Eröffnungen gemacht; er soll sich erst wohler fühlen."

Aber Tag um Tag verging, ohne daß sich die Laune des alten Herrn gebessert hätte. Jeden Morgen nahm sich Friedrich vor, heute mit ihm zu sprechen; sobald er ihm jedoch gegenüber saß und die Falte zwischen den Brauen noch tiefer, die Züge um den Mund noch herber fand als sonst, gab er es wieder auf. Nicht aus Feigheit, aber weil es ihm unerträglich schien, Käthe's Namen von diesen spöttischen Lippen nennen zu hören.

Endlich kam ihm der Stiefvater zuvor.

„Was hast du immer in Fischdorf zu suchen?" sagte er eines Mittags, nachdem die aufwartende Magd das Dessert auf den Tisch gestellt und sich entfernt hatte. „So oft ich nach dir frage, heißt es, du wärst hinausgeritten."

„Ich wollte längst mit dir darüber sprechen," antwortete Friedrich; „du hast gehört, daß deine Schwester Wittwe geworden und zurückgekommen ist; sie und ihre Tochter wohnen in Fischdorf."

„So!" sagte der Consul mit seiner harten, leidenschaftslosen Stimme. „Das nennt Hellborn, der alte Heuchler, abge-

reist sein! Natürlich hat er auch die Anknüpfung zwischen euch vermittelt."

„Einer Vermittelung hat es nicht weiter bedurft," gab Friedrich, der Hellborn nicht verrathen wollte, ausweichend zur Antwort. „Schon die Pflicht der Verwandtschaft würde mich getrieben haben, die Tante aufzusuchen; außerdem war es mir aber eine große Freude, sie wiederzusehen."

„So!" sagte der Consul wieder; „und was soll nun weiter aus der Geschichte werden? — Du weißt, wir haben meine Schwester todt gesagt..."

„Lieber Vater," rief der junge Mann, „ich will nicht darüber urtheilen, ob die Komödie jemals nöthig war. Jedenfalls kann sie nicht weiter gespielt werden."

Der Consul zuckte die Achseln.

„Sollen unsere Familienangelegenheiten zum zweiten Male zu Scandal und Stadtgespräch Anlaß geben?" fragte er.

„Was käme darauf an!" antwortete Friedrich. „Uebrigens weiß ich nicht, welchen Scandal du fürchtest. Es wäre ja möglich, daß wir bis jetzt an Tante Christinens Tod geglaubt hätten. Nun ist sie Wittwe geworden, fühlt sich unglücklich in der Fremde und kommt zurück. Das Alles liegt ganz einfach, wenn wir es nur einfach nehmen wollen."

Der Consul hob die kalten Augen vom Teller und starrte Friedrich an.

„Darüber kannst du nicht urtheilen," sagte er. „Nach dem, was geschehen ist und wie Christine unser Haus verlassen hat, ist ihr Wiederkommen durchaus nicht so einfach, wie du annimmst. Ich werde ihr nie verzeihen, mich nie mit ihr versöhnen ... und selbst wenn ich es wollte ... es wäre unrecht gegen unsere Todten."

„Unsere Todten!" sagte Friedrich, „unseren Todten schreiben wir aufs Grab: Hier ruhet in Frieden — wenn wir das glauben, dürfen wir auch annehmen, daß sie uns Frieden gönnen, soweit er auf Erden möglich ist."

„Und weil ich ihn haben und behalten will," rief der Consul, indem er sich erhob, „schaffe ich mir die Ruhestörerin aus dem Wege... Und nun genug; ich will nichts weiter davon hören!"

Auch Friedrich war aufgestanden.

„Nur ein Wort noch," sagte er in seiner ruhig-bestimmten Weise. „Außer der Gemüthsfrage ist auch die geschäftliche in Betracht zu ziehen: wie steht es mit Tante Christinens Erbansprüchen?"

„Rückt sie nun doch damit heraus?" rief der Consul, spöttisch auflachend. „Natürlich hält sie sich für eine Erbin, wie man sie in der Stadt dafür gehalten hat. Aber laß dir von Hellborn sagen, wie es beim Tode unseres Vaters um uns stand. Nur der alte gute Namen der Firma Friedrich Anton Richter hielt uns noch. Hätte unser Vater mit seinem Gehenlassen, Zaudern und dann wieder tollkühn darauf Losstürmen die Leitung der Geschäfte nur noch drei Monate in der Hand behalten, so war der Zusammensturz unvermeidlich. Frage Hellborn, was wir fanden, als wir Beiden, Richard und ich, das Geschäft übernahmen! — Schulden und unsichere Außenstände. — Nur Richard's großem kaufmännischen Talent und unserer unermüdlichen Arbeit ist es zu danken, daß wir wieder dastehen wie in der ersten Glanzzeit der Firma. — Das Erbtheil unserer Schwester aber war wie das unserige gleich Null; Ansprüche an unseren Erwerb hat sie natürlich nicht zu machen. Trotzdem habe ich ihr durch Hellborn eine Geldsumme bieten lassen... sie hat sie ausgeschlagen."

„Das weiß ich von ihr selbst," antwortete Friedrich, während der Consul mit den Händen auf dem Rücken und gesenktem Kopfe im Zimmer auf und nieder ging. „Um Geld ist es ihr nicht zu thun, sondern um eine Heimath, um das alte Familiennest . . ."

„Hat man sie daraus vertrieben oder hat sie's aus freien Stücken aufgegeben?" schaltete der Consul ein. Friedrich beachtete den Einwand nicht.

„Auch für uns würde das verödete Haus wieder heimisch werden, wenn Tante Christine und ihre Tochter darin wohnten," fügte er hinzu.

„Für das verödete Haus sorge du nur selbst," gab der Stiefvater zur Antwort. „Heirathe endlich! du weißt, ich wünsche das seit Jahren."

Friedrich war ans Fenster getreten, jetzt wendete er sich um.

„Ich bin bereit, deinen Wunsch zu erfüllen," sagte er mit einem leisen Beben der Stimme. „Die Schwiegertochter, die ich dir zuführen werde, ist aber deiner Schwester Kind. In Amerika schon habe ich sie kennen gelernt; damals nannte sie sich Miß Brown. Wir Beide hatten keine Ahnung von unserer Verwandtschaft, haben uns aber damals schon geliebt..."

„Daher pfeift der Wind!" fiel der Consul ein, indem er vor dem Stiefsohne stehen blieb. „Und bis zur Erklärung ist's auch schon gekommen ... und meine saubere Frau Schwester hat wohl auch schon ihren Segen gegeben?"

„Wir haben sie noch nicht darum gebeten," antwortete Friedrich; „wir wollten eure Versöhnung vorhergehen lassen."

Der Consul lachte leise vor sich hin.

„Rücksichtsvoll, sehr rücksichtsvoll!" sagte er. „Zum Dank dafür werde ich dir ohne Zaudern reinen Wein einschenken, dir von vornherein erklären, daß du auf meine Einwilligung zu dieser Heirath nie zu rechnen hast. Das ist freilich Nebensache; du bist mündig, kannst thun und lassen, was dir gefällt. Dem Stiefvater gegenüber ist ja ohnehin von Pflicht oder Pietät nicht die Rede ..."

„Ich glaube, lieber Vater, daß ich dir ein guter Sohn gewesen bin," fiel Friedrich ein. „Aber vergiß nicht, daß mir auch meine Liebe Pflichten auferlegt."

„Natürlich!" rief der Consul in spöttischem Tone. „Das ist die beliebte neumodische Heuchelei. Man wirft nicht mehr — wie es ehemals die Jugend in Uebermuth, oder Leichtsinn, oder Leidenschaft zu thun pflegte — die unbequemen Fesseln einfach ab; man steckt sich vielmehr hinter allerhand neucreirte Pflichten, durch die man sich der alten enthoben fühlt. Bist du in den Selbstbetrug einmal hineingerathen, so wirst du darin immer weiter gehen. Aber wie steht es denn mit dem Mädchen ... mit Christinens Tochter, meine ich ... hat sie die Mutter lieb? kennt und befolgt sie das vierte Gebot?"

„Lerne sie nur kennen," antwortete Friedrich; „du wirst mit ihr zufrieden sein. Ihren Vater betet sie an, die Mutter trägt sie auf Händen ..."

Der Consul lachte wieder vor sich hin.

„Nun denn, mein Junge," sagte er, „so wird sie thun, was nöthig ist, das heißt, sie wird dich aufgeben, denn die Einwilligung ihrer Mutter erhaltet ihr nie und nimmermehr, darauf kannst du dich verlassen... Ich selbst werde Christine fragen, womöglich heute noch!"

Mit diesen Worten ging er hinaus und schlug krachend die Thür hinter sich zu.

* *
*

Im ersten Augenblick war Friedrich über die Abweisung bestürzt; aber dann sagte er sich selbst, daß damit nicht das letzte Wort gesprochen sei und daß, wenn es ihm heute nicht gelungen war, den mehr als zweiundzwanzigjährigen Groll des Stiefvaters zu besiegen, er darum die Hoffnung nicht aufzugeben brauche, den alten Herrn nach und nach umzustimmen.

War es nicht schon ein Schritt zum Guten, daß er sich entschlossen hatte, die

Schwester zu sprechen? Deutlich stand sie Friedrich vor Augen, wie sie vor der Katastrophe gewesen war: ein elfenhaftes Geschöpf mit schwärmerischen Vergißmeinnichtaugen, glänzenden braunen Locken und feinem, rosig angehauchtem Gesichtchen. Mußte nicht das Herz des Bruders weich werden, wenn er sie bleich und vergrämt wiederfand, mit thränenmüden Augen und weißem Haar? Und wenn er dann neben ihr die schöne, lebensvolle Tochter sah, für die sie Schutz und Heimath bei ihm suchte, wie konnte er anders, als Beide willkommen heißen? Je länger Friedrich darüber nachdachte, um so glaublicher erschien ihm diese Lösung.

Früher als gewöhnlich machte er sich heute auf den Weg nach Fischdorf. Er wollte dem Stiefvater zuvorkommen und Tante Christine auf seinen Besuch vorbereiten. Aber während er hinausritt, wurde ihm zweifelhaft, ob dies das Richtige sei. Möglicherweise hatte der alte Herr den im Zorn gefaßten Entschluß wieder aufgegeben; als Friedrich aufs Pferd gestiegen war, hatte er ihn im Comptoir an seinem Pulte gesehen. Und selbst wenn er kam, war es vielleicht besser, die leicht erregte Tante nicht im Voraus zu ängstigen. Auch über sein eigenes Verhalten war Friedrich unsicher. Sollte er bleiben, bis der Stiefvater herauskam? — er hätte gern das erste Zusammentreffen beobachtet; aber vielleicht verdroß es den Vater, wenn er ihn fand. Friedrich beschloß endlich, den Augenblick walten zu lassen, und spornte den Braunen ungeduldig an.

Drückende Schwüle lag über Strand und Meer, als er sein Ziel erreichte. Käthe, die seinen Schritt auf der Treppe erkannt hatte, kam ihm winkend entgegen, schön wie der Sommertag, in ihrem weißen Kleide, eine weiße Rose im lockigen Haar.

„Leise, leise, die Mutter scheint zu schlafen," flüsterte sie; „wenigstens ist sie noch in ihrem Zimmer. Komm auf die Veranda."

Arm in Arm traten sie hinaus, und für eine Weile war über das seltene Glück des Alleinseins alles Andere vergessen.

Endlich riefen sie fröhliche Stimmen, die vom Strande heraufklangen, in die Wirklichkeit zurück; Käthe machte sich aus Friedrich's Armen los, und während die Spaziergänger vorüberzogen, sah er die Geliebte prüfend darauf an, wie sie dem Stiefvater erscheinen würde. Mehr als je fiel ihm auf, wie viel sie von seiner verstorbenen Mutter hatte: es war dieselbe hohe, edle Gestalt, nur schlanker, elastischer; dieselbe freie Haltung des Kopfes, dasselbe leichtgelockte, dunkelblonde Haar. Auch die schönen Züge glichen denen seiner Mutter, nur in Farbe und Ausdruck waren die Gesichter verschieden. Bertha Brauneck war marmorweiß gewesen, der feine Mund, das große Auge stolz und kalt, während Käthe's frisches Gesicht von Lebenslust und Wärme durchleuchtet schien. Gewiß, sie mußte auf den ersten Blick des Onkels Herz gewinnen, wenn es ihr nur möglich war, ihn unbefangen freundlich zu begrüßen. Friedrich bereute, ihr nicht mehr von dem Stiefvater erzählt zu haben. Durch ihre Mutter hatte sie sicherlich nur von seiner Härte, seinem Starrsinn, seiner scheinbaren Lieblosigkeit gehört, und sein Aeußeres war ganz dazu gemacht, jede vorgefaßte ungünstige Meinung zu bestätigen. Aber Friedrich kannte ihn anders, hatte von Kindheit auf in einem herzlichen Verhältniß zu ihm gestanden, und ebenso, davon war er überzeugt, würde sich Käthe zu ihm stellen können.

Eine leichte Hand strich über seine Stirn.

„Wo bist du mit deinen Gedanken?" fragte Käthe; in demselben Augenblick öffnete die Mutter ihre Thür und rief: „Du bist da, Friedrich — bitte, komm einmal herein."

Er gehorchte; verwundert sah ihm Käthe nach. Was war geschehen, daß die Mutter mit Friedrich Heimliches zu besprechen hatte?

Was ist geschehen? hätte auch er fragen mögen, als er der Tante in das bleiche, verstörte Gesicht sah. Sie kam ihm zuvor.

„Lies!" sagte sie, ihm ein Briefblatt reichend. Es war von seinem Stiefvater und enthielt nur die Worte:

„Ich habe mit dir zu sprechen; sage mir, ob ich heute Nachmittag halb sechs Uhr kommen soll, das heißt, ob du mir versprechen kannst, daß wir dann allein sind und bleiben. Auch deine Tochter darf nicht da sein. Anton."

„Was hast du geantwortet?" fragte der junge Mann.

„Daß er kommen soll," erwiderte sie. „Ich zählte dabei auf dich, habe für fünf Uhr den alten Klaus mit dem Boote bestellt und bitte dich, Käthe zu begleiten, während ich Kopfschmerzen vorschützen und hier bleiben werde. . . Wie habe ich ein Zusammentreffen mit Anton herbeigewünscht . . . nun fürchte ich mich!"

Friedrich suchte ihr Muth einzusprechen, aber es war ihm selbst nicht wohl dabei. Daß der Stiefvater Käthe's Entfernung verlangt hatte, warf alle seine Hoffnungen über den Haufen, und es fiel ihm schwer, unbefangen zu scheinen, während er mit der Tante auf die Veranda zurückging, um die Kahnfahrt zur Sprache zu bringen.

Anfangs sträubte sich Käthe, die Mutter, die ungewöhnlich leidend aussah, allein zu lassen. Das Boot könne fortgeschickt werden, sagte sie; es wäre ihr auch zu früh und zu heiß zur Wasserfahrt. Außerdem würde sie sich draußen fortwährend um die Mutter sorgen; auf der Veranda wär's am besten für sie Alle. Erst Friedrich's leise Bitte, ihm die ungestörte Plauderstunde zu gönnen, besiegte ihren Widerstand.

Das Boot kam; aber als Käthe beim Abschiednehmen fühlte, wie die Hand der Mutter zitterte und glühte, wurde sie aufs Neue unsicher, ob sie gehen dürfe. Die Mutter trieb sie jedoch beinahe unfreundlich fort, und Käthe fügte sich.

Nun schien die Mutter wieder freundlich gestimmt; sie stand auf der Veranda, als der alte Klaus vom Ufer stieß, und winkte mit dem Taschentuche, bis ihr das Boot aus den Augen entschwand.

„Gott Dank, daß die Kinder fort sind!" murmelte sie, und doch war es ihr schrecklich, allein zu sein, wenn der Bruder kam. Sie fürchtete sich vor seinen Augen, vor dem Ton seiner Stimme, vor jedem Worte, das er sagen würde. Vielleicht kam er nicht; die von ihm bestimmte Stunde mußte längst vorüber sein.

Sie ging ins Wohnzimmer, nach der Uhr zu sehen. Eben kam ein schwerer Schritt über den Vorplatz. Jetzt wurde angeklopft. Konnte das Anton sein?

Ja, er war es! Auf ihr „Herein" trat er ins Zimmer und blieb einen Augenblick an der Thür stehen, während sie sich zitternd an einen Tisch lehnte und ihn mit einer Mischung von Furcht und Rührung ansah: es war das harte, herbe Gesicht von ehedem, nur älter geworden.

Nach kurzer Pause kam er auf sie zu; sie streckte ihm die Hand entgegen; er sah es nicht oder wollte nicht sehen.

„Christine — ich hätte dich kaum erkannt," sagte er, sie mit den kalten Augen fixirend; „du hast dich sehr verändert..."

„Ich habe so viel gelitten," antwortete sie; „erst an Heimweh . . . und dann bin ich Wittwe geworden!" Dabei brach sie in Thränen aus.

Er stand ruhig vor ihr mit dem Hut in der Hand; nach einer Pause sagte er:

„Rege dich nicht so auf und laß die Vergangenheit ruhen; wir haben genug mit der Gegenwart zu thun."

Sie nahm sich gewaltsam zusammen.

„Setz' dich!" bat sie, die Augen trocknend, indem sie selbst auf der Chaise-longue am Mitteltische Platz nahm; er setzte sich ihr gegenüber.

„Du weißt, es ist von jeher mein Grundsatz gewesen, die Dinge beim rechten Namen zu nennen," fing er an. „Das thue ich auch jetzt und erkläre dir ohne sentimentale Umschweife, daß ich mit deiner Rückkehr sehr unzufrieden bin. Wie hast du dich nach Allem, was geschehen ist, dazu entschließen können?"

„Ich sagte dir schon, ich hatte Heimweh," gab sie schüchtern zur Antwort. „Außerdem hat es Georg gewünscht..."

„Georg und immer wieder Georg!" fiel der Consul bitter ein. „Da er es wünschte, mußtest du natürlich kommen. Wie mir dabei zu Muth ist — was geht's dich an!"

„O Anton!" rief sie weinend, „ich hoffte, du würdest mir verzeihen ... ich bringe dir meine Tochter ..."

„Deine Tochter!" unterbrach er die Schwester; „ihretwegen hauptsächlich muß ich mit dir sprechen, so gern ich dir und mir dies Wiedersehen erspart hätte! — Ein unglücklicher Zufall hat sie und Friedrich schon in Amerika zusammengeführt, und sie haben sich in einander verliebt. Aber das weißt du natürlich, und ebenso gut wird dir bekannt sein, daß sie hier weiterspinnen, was dort begonnen hat. Natürlich weißt du das?"

„Ich ... ich habe es wenigstens geahnt," stammelte sie.

„Und läßt es gehen, protegirst es wohl gar?" fiel er ein. „Da hätten wir denn die alte Unglücksgeschichte zum zweiten Male! ... Aber täusche dich nicht — diesmal nimmt die Sache ein anderes Ende. Friedrich ist kein Mädchenentführer ... auch habe ich ein Mittel, ihn von deiner Tochter zu trennen, und ehe ich diese verbrecherische Neigung dulde ..."

„Anton, ich bitte dich!" rief die Schwester mit aufgehobenen Händen, und dann fügte sie mit erzwungener Ruhe hinzu: „Versuche doch die Sache anders anzusehen. Wenn sich die Eltern gegen euch vergangen haben, die Tochter macht es wieder gut, bringt wieder Glück und Freude in euer Haus ..."

„Glück!" fiel er mit spöttischem Auflachen ein. „Ich danke für das Glück, die Tochter Georg's tagtäglich vor Augen zu haben. — Aber meine Empfindung ist Nebensache. Den Hauptgrund, warum von einer Heirath zwischen dem Sohne Richard's und Georg's Tochter nie und nimmer die Rede sein darf, kennst du so gut wie ich."

„Hast du nicht Georg's Schwester geheirathet!" rief Christine.

„Gott sei's geklagt, das habe ich gethan!" antwortete er, und zum ersten Mal war auch sein Ton bewegt. „Meinst du, ich hätte es jemals überwunden, daß ich mir unser Familienunglück zu Nutze gemacht, um auch einmal glücklich zu sein! ... Warum siehst du mich so verwundert an? — Weißt du nicht, daß ich Bertha schon vor ihrer Verheirathung mit Richard geliebt habe, und daß sie mich damals seinetwegen zurückgewiesen hat?"

Christine schüttelte den Kopf. „Nein," sagte sie, „das habe ich nicht gewußt; ich war so jung, so unerfahren ..."

„Und ich so häßlich!" fiel der Bruder ein. „Wer hätte glauben sollen, daß ein Menschenkind wie ich Liebe fühlen und auf Liebe Anspruch machen könnte? — Als sich Bertha, nachdem sie Wittwe geworden war, herbeiließ, meine Wünsche zu erfüllen, hat sie's — das ist mir nur zu bald klar geworden — allein um der Kinder willen gethan. Ich sollte ihnen den Vater ersetzen, ihnen das Vaterhaus erhalten. Bertha's Herz ist dem Todten treu geblieben; bis zu ihrer letzten Lebensstunde hat er zwischen ihr und mir ge-

standen, und es hat Zeiten gegeben, wo ich sie darum haßte und in ihr nur noch die Schwester des Mannes sah, der meinen Bruder ermordet hat."

„Das hat er nicht!" schrie Christine auf. „Ich ertrage es nicht, daß du ihm das nachsagst ..."

„Aber daß er es gethan hat, wissen wir, du so gut wie ich!" fiel der Consul ein.

„Nein, das hat er nicht!" rief Christine wieder. „Richard hat mich von Georg fortgerissen, ist dabei ausgeglitten, gefallen ..."

„So wird es dargestellt," sagte der Consul kalt; „aber du weißt recht gut, daß Georg auf Richard zugestürzt ist, ihn gepackt und mit seiner Riesenkraft zu Boden geschleudert hat."

Christine drückte das Taschentuch an die Augen.

„Ich habe nichts gesehen," antwortete sie, leise weinend. „Ich lag selbst am Boden."

„Nun, so hast du gehört, daß ich Georg Richard's Mörder nannte," fiel der Bruder ein. „Hat er damals nur ein Wort dagegen zu sagen gewagt? ... Später wird er es freilich zurecht gelegt und anders gedeutet und seine Schuld abgestritten haben. Ist's nicht so? hat er das nicht gethan?"

„Nichts hat er abgestritten," antwortete sie, noch immer weinend. „Aber selbst wenn er ... wenn er am Tode Richard's schuld gewesen wäre, ein Mörder ist er nicht... Er hat ja das Entsetzliche nicht gewollt ... nur mich schützen wollte er ..."

„Sophistereien!" rief der Consul.

„Und als das Schreckliche geschehen war," fuhr Christine fort, ohne seinen Einwand zu beachten, „als es geschehen war, hat er sich selbst vergessen und deine Anklage überhört, und nur daran gedacht, dem Verunglückten beizuspringen. Ich sehe ihn noch, wie er neben Richard kniete, selbst bleich wie der Tod."

„Wie das böse Gewissen, solltest du sagen," schaltete der Bruder ein.

Sie beachtete das nicht und fuhr mit steigender Aufregung fort: „Und Abends, als ich zu ihm ging, ihm Lebewohl zu sagen, wie war er da gebrochen! weder sich selbst noch mir hat er etwas abzuleugnen gesucht — er wäre, wie gern, an Richard's Stelle gestorben ..."

„Was er dadurch bewiesen hat, daß er die Schwester des Sterbenden entführte, um mit ihr vergnügt weiter zu leben!" sagte der Consul.

„Vergnügt!" wiederholte Christine. „Ach nein, nichts weniger als das! Wüßtest du, wie ich ihm mit Klagen und Selbstvorwürfen das Leben verbittert habe — und wie schwer die ersten Jahre in Amerika gewesen sind, ehe es ihm gelang, als Arzt festen Fuß zu fassen — und wie wir Beide gelitten haben, als uns die ersten Kinder starben ..."

„Die Strafe des Himmels!" rief der Consul. „Habt ihr euch das nicht gesagt?"

Sie brach aufs Neue in Thränen aus.

„Ja, ja, ich habe mir das lange eingeredet," antwortete sie; „und ich habe Georg damit gequält, bis unser drittes Kind, unsere Käthe, so herrlich gedieh, daß ich an keinen Fluch mehr glauben konnte. O Anton, Anton! seitdem habe ich gehofft, daß auch du vergeben könntest — mir vergeben, daß ich euch damals verlassen habe, und Georg, daß er mich mitgehen ließ, denn das Andere war ein Unglück, keine Schuld... O Anton! wenn du das einsehen könntest ... es glauben wolltest ..."

Er war aufgestanden und ans Fenster getreten; mit den letzten Worten ging sie ihm nach, aber im Begriff, die Hand auf seinen Arm zu legen, ließ sie dieselbe zaghaft wieder sinken.

„Und wenn ich es glaubte — aber ich glaube es nicht," antwortete er nach einer Pause, indem er sich umwendete

und sie mit bösen Augen ansah; „wenn ich es glaubte, was wäre damit gewonnen? Richard's Tod trennt die Beiden so wie so. Friedrich soll nicht, wie es mir geschehen ist, in seinen glücklichsten Stunden durch das Gespenst seines Vaters aufgestört werden."

„Weiß er denn ..." fing Christine an; der Bruder fiel ihr ins Wort:

„Nein, noch weiß er nichts; ich habe mich bis jetzt nicht entschließen können, ihm die Gedanken zu vergiften. Aber ehe ich das Bündniß zwischen ihm und deiner Tochter zugebe, soll er Alles erfahren ..."

„Anton, ich bitte dich!" rief Christine.

„Spare deine Bitten," sagte der Consul. „Du weißt, umzustimmen bin ich nicht. Ich gebe dies Bündniß nicht zu und würde — das versichere ich dich — Friedrich lieber todt im Sarge liegen sehen, als ihn an die Tochter meines Todfeindes zu verlieren. So lange ich denken kann, haben mich nur zwei Menschen lieb gehabt: der erste war Richard, der zweite ist Friedrich. Von frühester Kindheit an hat er sich mir vertraulich, herzlich angeschlossen. Für alle Anderen — das hast du an dir selbst erfahren — bin ich mehr oder weniger ein Popanz gewesen."

„War das nicht, zum Theil wenigstens, deine eigene Schuld?" fragte die Schwester.

„Natürlich!" rief er mit seinem spöttischen Auflachen. „Ich war ein so häßliches, ungeschicktes Kind, daß mich Niemand leiden mochte und mir jede Unart schwerer angerechnet wurde als Anderen. Als mich das menschenscheu und mißtrauisch machte, hieß es, ich wäre herzlos, boshaft — was weiß ich Alles! ... So ist es fortgegangen. Nein, sage mir nichts dagegen! Respect habe ich mir erzwungen, aber Zuneigung hat Niemand für mich als Friedrich."

„Käthe würde sie haben, würde mit Friedrich's Augen sehen," warf Christine ein.

„Sehr unwahrscheinlich, da sie deine Tochter ist und, wie mir Friedrich sagt, ihren Vater anbetet!" rief der Consul. „Aber genug von dem Allen. Dies Hin und Her ist peinlich für uns Beide und kann zu nichts führen. Es handelt sich einfach um die Frage: willst du mir helfen, Friedrich und deine Tochter zu trennen? — Es muß aber energisch und auf immer geschehen."

„Das kann ich nicht!" sagte Christine.

„Gut, so muß ich können," antwortete der Consul. „Ich will dir ein paar Tage Bedenkzeit lassen; bist du dann nicht anderen Sinnes geworden, so muß ich Friedrich offenbaren, wie sein Vater gestorben ist — und glaube mir, er ist ein zu guter Sohn, um dann nicht seiner unglücklichen Herzensverirrung auf der Stelle zu entsagen. Da ich aber nicht will, daß er treulos und wortbrüchig erscheint, so muß auch deine Tochter wissen, warum er sie aufgiebt. Ich werde sie darüber aufklären ..."

„Anton ... nein, das wirst du nicht thun!" rief Christine, indem sie, alle Scheu vergessend, den Arm des Bruders mit beiden Händen umklammerte. „Du hörst, daß Käthe ihren Vater anbetet. Du kannst ihr diesen Herzenscultus nicht rauben ... du darfst es nicht ..."

Der Bruder hatte sich von ihr losgemacht, nun zuckte er die Achseln und sagte:

„Was ich thun darf, ist meine Sache, und was ich thun werde, steht bei dir. Erkläre deiner Tochter, daß du zu der Heirath mit Friedrich deine Einwilligung nicht geben kannst, daß sie auch Georg nie gegeben hätte. Geh' fort von hier, weit genug, um eine zufällige Begegnung zu vermeiden. Sorge, daß die jungen Leute keinerlei schriftlichen Verkehr unterhalten und daß Friedrich eure Spur verliert — dann soll dein und deiner Tochter Götze unangetastet bleiben. Kannst du das nicht versprechen, so muß ich thun,

was nöthig ist ... ich muß, Christine! ganz abgesehen von mir selbst, glaube mir das! — Eine Ehe zwischen diesen Beiden wäre geradezu eine Sünde gegen die Natur ... das werden deine Tochter und Friedrich selbst empfinden, wenn du mich zwingst, ihnen die Augen zu öffnen. Entschließe dich ... wähle den milderen Weg, sie zu trennen."

Christine war auf den nächsten Stuhl gesunken, preßte die Hände zusammen und starrte vor sich nieder.

„Beides ist grausam — grausam und ungerecht!" rief sie. „Was haben die Kinder gethan ..."

„Sie büßen für Georg und dich!" sagte der Consul hart. „Vergiß nicht, daß geschrieben steht, ‚die Sünden der Väter will ich heimsuchen bis ins dritte und vierte Glied.'"

Sie beugte den Kopf; ihre Thränen flossen auf die im Schoß gefalteten Hände. Einen Augenblick sah er sie schweigend an; sie that ihm plötzlich leid; aber dann schämte er sich der weichen Regung, nahm seinen Hut und sagte kalt wie immer:

„Ich gehe jetzt und hoffe, daß du nach reiflichem Ueberlegen das Rechte erwählst — lebe wohl!"

Und ohne ihr die Hand zu reichen, ging er hinaus. Sie brach aufschluchzend in sich zusammen.

* *
*

Als das junge Paar zurückkam, hatte sich die Mutter niedergelegt. Friedrich, der vor Ungeduld brannte, etwas über die Unterredung mit seinem Stiefvater zu hören, ließ bitten, einen Augenblick zu ihr kommen zu dürfen, aber sie schlug es ab. Ihre Migräne wäre zu heftig, ließ sie ihm durch Käthe sagen; morgen hoffe sie jedoch ihn sprechen zu können.

„Für heute werde auch ich dich fortschicken müssen," fügte Käthe hinzu. „Die Migräne scheint mir nur Vorwand zu sein ... es liegt der Mutter etwas auf der Seele, und sie wird am besten damit fertig, wenn ich mich zu ihr setze, daß sie sich ausklagen kann."

Friedrich nahm Abschied und jagte nach der Stadt, um von dem Vater etwas zu erfahren; er fand aber nur Hellborn zu Haus.

„Der Herr Consul sahen aus wie gewöhnlich, als Sie aus dem Wagen stiegen," berichtete er, „und gesagt haben Sie über das Wiedersehen nicht ein Sterbenswörtchen. Sie sind dann noch in den Club gegangen; es sollen ja schlimme Nachrichten gekommen sein ... die Leute reden von Krieg."

Auch der Consul sprach nur davon, als er spät Abends nach Haus kam. Die Scene in Ems zwischen König Wilhelm und Benedetti wurde von allen Seiten in ihrer vollen Bedeutung aufgefaßt. Der Consul hielt den Zusammenstoß zwischen Deutschland und Frankreich für unvermeidlich, und als Friedrich nach seiner Unterredung mit der Schwester fragte, sagte er kurz: er hoffe, daß sie zur Vernunft gekommen sei und daß er mit dieser Geschichte nicht weiter belästigt würde, es gäbe jetzt Wichtigeres zu bedenken. Und dann erwog er, welche Schädigungen dem Handel im Allgemeinen sowie der eigenen Firma drohten, und welche Maßregeln getroffen werden müßten, um den eingegangenen Verpflichtungen vor einer möglichen Sperrung der Ostsee genügen zu können.

Friedrich war zu sehr Kaufmann, um nicht von der Bedeutung dieser Fragen erfaßt zu werden. Sein weiter Blick, sein schnelles Urtheil, seine Thatkraft und Entschlossenheit waren wie immer auch heute des Stiefvaters Stolz und Freude; der junge Mann aber sah inmitten aller politischen und mercantilischen Berechnungen, wie Käthe mit angstvollen Augen

am Bette der Mutter saß; in seine nächtlichen Träume folgte ihm das Bild, und als er am nächsten Morgen aus unruhigem Schlaf erwachte, war es wieder da.

Am liebsten wäre er gleich hinausgeritten, sich Nachricht zu holen; aber es gab ungewöhnlich viel zu thun. Von früh an war ein beständiges Kommen und Gehen. Briefe und Telegramme trafen in größerer Anzahl ein als sonst; Kaufleute, Rheder, Schiffsmakler, Landwirthe erbaten sich Auskunft und Rath und brachten die widersprechendsten Nachrichten: der Krieg wäre erklärt; — die Franzosen ständen am Rhein; — sie hätten ihn bereits überschritten; — England würde mit Frankreich gehen, Italien mit Deutschland; — nein, umgekehrt! — Oesterreich hätte sich mit dem Feinde verbündet, Rußland würde uns zu Hülfe kommen, und so weiter. An die Unvermeidlichkeit des Krieges glaubten Alle — und Alle waren kampf- und opferbereit.

In dies Berichten, Fragen, Berathen und Streiten fiel ein Brief aus Fischdorf. „Der Bote wartet," sagte Hellborn, der Friedrich das zierliche Couvert mit der schönen, klaren Handschrift brachte — den ersten schriftlichen Gruß, den Friedrich von der Geliebten erhielt. An sein Pult tretend, während der Vater die Unterhaltung weiterführte, durchflog er die eng beschriebenen Blätter. Sie lauteten:

„Lieber Friedrich! Nach unruhvoller, schlafloser Nacht ist die Mutter endlich in unruhvollen Schlaf gesunken. Sie fiebert und macht mir um so größere Sorge, da sie trotz ihres Unwohlseins darauf besteht, Fischdorf noch heut' im Tage zu verlassen.

„Die Unterredung mit Onkel Anton ist jedenfalls sehr schmerzlich für sie gewesen. Sie klagt, er wäre härter als je; behauptet, ihre Rückkehr in die Heimath wäre ein Unrecht, eine Thorheit, und will sobald als möglich wieder nach Amerika. Onkel Anton hat ihr gesagt, daß wir uns lieben, und nun erklärt sie, es ständen unüberwindliche Hindernisse zwischen dir und mir; weder sie noch Onkel Anton könnten unsere Verlobung zugeben; auch mein verstorbener Vater würde niemals eingewilligt haben — wir müßten uns trennen. Wenn du sie dabei gesehen hättest! es war, als ob sie sich todtweinen, als ob ihr das Herz brechen müßte. Hätte ich's gelitten, sie hätte mir flehend die Hände geküßt.

„Stunden lang haben wir hin und her gesprochen, und ich habe gethan, was ich konnte, um unsere Herzensrechte zu vertheidigen. Ich habe der Mutter gesagt, daß ohne dich nicht nur von keinem Glück, sondern überhaupt von keinem Leben für mich die Rede sein könne; ich habe sie gefragt, wie sie, die Alles für ihre Liebe gethan und hingegeben hat, von uns Entsagung verlangen dürfe — es war umsonst. Sie gerieth bei meinem Widerspruch in eine Aufregung, die mich das Schlimmste befürchten ließ, und so blieb mir endlich nichts Anderes übrig, als mich zu fügen, das heißt, in unsere Abreise zu willigen und für eine Weile jeden Verkehr mit dir aufzugeben.

„Du wirst mich hoffentlich nicht falsch verstehen, geliebter Friedrich! Ich weiß, daß der Versuch, mich von dir loszumachen, vergeblich ist; aber um der Mutter willen muß ich ihn machen oder vielmehr den Anschein annehmen, als ob ich ihn machte, bis sie sich gefaßt und beruhigt hat. Jetzt ist sie krank vor Angst, daß Onkel Anton ausführen könnte, was er ihr oder vielmehr dir und mir angedroht hat. Was es ist, will die Mutter nicht sagen; aber so groß ist ihre Furcht, daß ich sie kaum daran hindern konnte, bei Nacht und Nebel aufzubrechen, um sich den Augen des Bruders zu entziehen, und leider

auch den deinigen. Du müßtest unsere Spur verlieren, dürftest nie wieder von mir hören, sagte sie; das hätte Onkel Anton zur Bedingung gemacht.

„Es ist vielleicht ein Unrecht gegen die Mutter, daß ich dir das schreibe. Aber es wäre meinem Gefühl nach ein ebenso großes Unrecht, heimlich fortzugehen und dich in der Qual der Ungewißheit zu lassen. Ach, Friedrich, Friedrich! ich weiß so nicht, wie ich es aushalten soll, auf unbestimmte Zeit von dir getrennt zu sein und nicht einmal brieflich einen Liebesgruß mit dir austauschen zu können. Wäre die Mutter nicht so ganz vereinsamt, ich hätte mich nicht dazu bringen lassen.

„Später. Die Mutter ist erwacht; ihr Fieber ist stärker geworden und ebenso ihre Unruhe. Ich habe zum Arzt geschickt. Er erklärt, daß an Reisen nicht zu denken ist; aber die Kranke bleibt dabei, daß wir noch heute aufbrechen müßten. Geschieht es, so bekommst du schriftlich oder telegraphisch Nachricht. — Ach! ich habe ja versprochen, den Verkehr mit dir abzubrechen. Sag' mir, was ich thun soll, sag' mir, was Recht ist — ich weiß es nicht mehr.

„Leb' wohl, die Mutter ruft. Wenn ich dich jetzt nicht wiedersehe — der Mutter wegen muß ich auf deinen Abschiedsbesuch verzichten —, so bleibe mir wenigstens in Gedanken nahe. — Leb' wohl, leb' wohl! Glaube an deine Käthe."

Friedrich antwortete in fliegender Eile:

„Wenn Alles wäre wie sonst, meine Käthe, käme ich augenblicklich selbst statt dieser Zeilen, denn ich gestehe keinem Menschen weder das Recht zu noch die Macht, uns zu trennen. Aber es liegen heute so wichtige Aufgaben vor, daß ich mich nicht sogleich frei machen kann und dich jetzt nur schriftlich bitte, Alles zu thun, um deine Mutter, wenigstens so lange sie krank ist, von ihren Reiseplänen abzubringen. Das Weitere findet sich dann.

„Ich glaube zu wissen, Geliebte, womit mein Vater deine arme Mutter bedroht hat. Wenn ich es aber weiß, wenn wir es wissen und ich ihm das sage, so ist ihm die Waffe genommen. Sobald ich ihn allein habe, werde ich mit ihm sprechen. Auf Wiedersehen heute Abend — ich hoffe deine Mutter dann schon von den Gespenstern, die sie schrecken, befreien zu können. Fasse Muth, geliebtes Herz — auf Wiedersehen!"

Das sollte ihnen heute jedoch nicht zu Theil werden. Die Kriegsnachrichten wuchsen von Stunde zu Stunde und mit ihnen sowohl die Aufregung in Stadt und Umgegend wie das Zusammenströmen der Geschäftsfreunde im Hause des Consuls. Selbst bei Tisch waren Vater und Sohn nicht allein. Friedrich mußte darauf verzichten, zur Sprache zu bringen, was ihm so sehr am Herzen lag. Es war schon viel, wenn er zu dem Ritt nach Fischdorf Zeit fand. Aber ehe er sie fand, kam ein zweiter Brief von Käthe, der ihn bewog, auf den Besuch zu verzichten.

„Lieber Friedrich!" schrieb sie, „wir bleiben vorläufig hier; die Mutter fühlt selbst, daß sie nicht reisen kann. Zu ihrer Beruhigung habe ich das dem Onkel geschrieben — du glaubst nicht, wie schwer mir die paar Zeilen geworden sind! — Laß mich wissen, wie er sie aufnimmt, und ob ich hoffen darf, daß er die Mutter jetzt nicht weiter quält. Jede Gemüthsbewegung, sagt der Arzt, könnte schlimme Folgen haben. Darum muß ich dich auch, so weh es mir thut, inständig bitten, komm heute nicht! — ich darf die Mutter nicht verlassen, nicht auf eine Viertelstunde.

„Du glaubst zu wissen, womit Onkel Anton die Mutter bedroht hat? Ist es das Ende der Gartenscene, das wir Beide ahnen? — Meinst du, daß Onkel Anton

meinem Vater ...? Ich kann's nicht ausschreiben, und wenn ich mir vorstelle, daß es von Anderen ausgesprochen werden könnte ... Friedrich! glaubst du wirklich, daß wir diesen Erinnerungen Trotz bieten dürfen? — haben nicht die Unserigen Recht, wenn sie sagen, daß wir dadurch auf immer geschieden sind?

„Da wurde ich abgerufen — ich schreibe mit immerwährenden Unterbrechungen — nun ist die Verzagtheit überwunden und ich glaube wieder, daß wir gegen das Verhängniß ankämpfen dürfen, das uns zu trennen droht.

„So einfach, wie du dir vorstellst, wird es aber nicht zu besiegen sein. Wie soll ich, wenn sich das Schreckliche bestätigt, das wir ahnen, den Muth finden, der Mutter zu gestehen, daß ich die ganze Wahrheit kenne? — Mir ist, als ob sie daran sterben könnte, und jedenfalls würde sie durch diese Mittheilung noch einsamer und ärmer, als sie bis jetzt schon ist. Sie würde nicht glauben, daß meine Liebe und Verehrung für den Vater dieselben geblieben sind wie früher; würde nicht mehr in der alten Weise, als von einem Manne ohne Furcht und Tadel, von ihm zu sprechen wagen; würde gleichsam eine Schranke zwischen ihrer Empfindung und der meinigen fühlen, während wir bisher im Cultus unseres geliebten Todten ein Herz und eine Seele gewesen sind.

„Die Mutter ruft und der Brief muß fort. Leb' wohl! ich lege dir meine Sorgen und Zweifel ans Herz — vielleicht findest du einen Ausweg."

Im ersten Moment war Friedrich in Versuchung, trotz Käthe's Verbot nach Fischdorf hinauszureiten, um sie zu überzeugen, daß sie in der Rücksicht für die Mutter zu weit gehe; aber dann sagte er sich selbst, daß sie gewiß nicht ohne Noth auf sein Kommen verzichtet hätte, und bezwang sein Verlangen. Wenn er gewußt hätte, wie oft sie ans Fenster trat, als die Stunde kam, die ihn sonst zu ihr brachte!

Aber er blieb gehorsam, und Beiden verging der Abend in schweren Gedanken und wachsender Sehnsucht. Und dann kam eine qualvolle Nacht für Käthe und die Kranke, die in ihren Fieberphantasien immer wieder fragte: ob ihr Bruder noch nicht geschrieben hätte? oder ihn am Bette stehen sah, sich beschwerte, daß ihr seine Augen weh thäten, und ungestüm fort verlangte. Erst gegen Morgen wurde sie ruhiger und schlief ein.

Käthe machte sich Vorwürfe, dem Ausspruch des Arztes nicht zuwider gehandelt und die Mutter in andere Umgebung gebracht zu haben. Wenn es irgend möglich war, wollte sie das im Lauf des heutigen Tages thun. Aber die Morgenpost brachte eine Antwort des Onkels, die Käthe dieser Aufgabe enthob.

Es war ein großes, an Mrs. Brown adressirtes, mit dem Consulatssiegel geschlossenes Couvert; das einliegende Briefblatt, ohne Anrede und Unterschrift, enthielt nur die Worte:

„Unter den jetzt eingetretenen Verhältnissen habe ich nichts dagegen einzuwenden, daß meine Schwester ihre Genesung in Fischdorf abwartet."

Die Augen der Kranken leuchteten auf, als sie die Zeilen las.

„Nun bleiben wir, liebe Käthe," sagte sie; „nun kann noch Alles gut werden! Es thut Anton leid, so hart gegen mich gewesen zu sein . . . dies ist der erste Schritt zur Versöhnung."

Käthe schwieg; sie war anderer Ansicht, hatte eine andere Antwort erwartet. So schwer es ihr geworden war, an den Onkel zu schreiben, sie hatte sich doch bittend an ihn gewendet, sich als seine Nichte unterzeichnet, und nun ignorirte er sie so vollständig! Immer unfreundlicher erschien ihr das Bild des unbekannten Onkels, und

wie unfreundlich war sein Brief! — oder hatte sie falsch gelesen? — Während die Mutter wieder einschlief und die bisherige Spannung ihrer Züge in ein sanftes Lächeln überging, nahm Käthe das Blatt und las noch einmal die wenigen, mit steifen, eckigen Zügen geschriebenen Zeilen:

„Unter den jetzt eingetretenen Verhältnissen habe ich nichts dagegen einzuwenden, daß meine Schwester ihre Genesung in Fischdorf abwartet.“

„Unter den jetzt eingetretenen Verhältnissen!“ wiederholte Käthe. Was wollte der Onkel damit sagen? — was war anders geworden, seit er die Schwester gesehen hatte?

Plötzlich fuhr sie aus ihren Gedanken auf; war das nicht Friedrich's Schritt im Wohnzimmer? Geräuschlos eilte sie an die Thür, öffnete leise und lag im nächsten Augenblick in seinen Armen.

„Du! Du!“ mehr konnte sie nicht sagen; alle Angst und Qual der letzten Stunden schien noch einmal auf sie einzustürmen; das Gesicht an seine Schulter drückend, brach sie in Thränen aus.

„Geliebte, fasse dich!“ bat er, sie zum Sopha führend, wo er sich an ihre Seite setzte; „für den Abschiedsschmerz ist später Zeit. In dieser letzten Stunde des Beisammenseins haben wir viel zu besprechen.“

Sie starrte ihn an.

„In dieser letzten Stunde,“ wiederholte sie; „was soll das heißen?“

„Hast du es nicht erfahren? weinst du nicht darum?“ fragte er; und sie an sich ziehend, fügte er hinzu: „Ich komme, dir Lebewohl zu sagen; es wird mobil gemacht ... du weißt, ich bin Landwehroffizier ... morgen muß ich mich beim Regimente einstellen. Sei mein tapferes Herz!“

„Krieg!“ rief Käthe; „ich habe bis jetzt nicht daran glauben können ... und du mußt mit?“ — Wie in Todesangst krampfte sich ihr Herz zusammen, aber sie bezwang sich; Friedrich hatte Recht — sie mußte tapfer sein, wie er es war. Alle Kraft und Selbstbeherrschung aufbietend, erzählte sie ihm von des Onkels Brief, dessen Bedeutung ihr jetzt klar wurde.

„Nur weil du fortgehst, läßt er uns hier,“ fügte sie hinzu; „meine Mutter hatte schon große Hoffnungen auf diese Erlaubniß zum Hierbleiben gebaut.“

„Auch mir erleichtert sie den Abschied,“ sagte Friedrich. „Mir ist, als wären wir uns näher, so lange dich meine Gedanken in bekannter Umgebung aufsuchen können. Wenn es im Spätherbst und Winter nicht zu unwirthlich wäre, würde ich deine Mutter bitten, sich hier festzusetzen, damit ich euch bei der Rückkehr wiederfände.“

„Hältst du das für möglich?“ fragte sie. „Wenn deine Rückkehr in Aussicht steht, werden wir sicherlich vom Onkel fortgetrieben, und wie weit die Mutter in ihrer Angst dann flüchtet ...“

„Dazu darf es nicht kommen,“ fiel Friedrich ein. „Zur Aussprache mit dem Vater habe ich bis jetzt leider nicht Zeit gefunden, und es ist möglich, daß ich sie vor dem Abschied nicht mehr finde. Aber Hellborn, der um Alles Bescheid weiß, wird ihm, wenn es Noth thut, die Eröffnung machen, daß auch wir Beiden längst schon Alles wissen.“

Käthe wechselte die Farbe. „Also ist es ... ist es wahr?“ flüsterte sie; „woher weißt du das?“

„Hellborn hat es mir heute früh auf dringendes Verlangen eingestanden,“ antwortete Friedrich. „Dein Vater hat dem treuen Menschen von Schweden aus, gleich nachdem mein Vater gestorben war, einen verzweiflungsvollen Brief geschrieben, durch den alle Anklagen seines Schwagers Anton bestätigt wurden... Sieh nicht so unglücklich aus, Geliebte,“ fügte er hinzu, indem er sie in die Arme zog. „Bedenke, es ist im Grunde nichts anders gewor-

den. . . Was wir Ahnung nannten, war schon mehr als das, war so gut wie Gewißheit. Hat sie bisher unsere Liebe nicht gestört, so soll sie das auch ferner nicht thun. Versprich mir, dich nicht wankend machen zu lassen, nicht einem falschen Pflichtgefühl unser Glück zum Opfer zu bringen . . . versprich vor Allem, daß du nicht — wie es deine Mutter verlangt — fortgehen wirst, ohne mir Nachricht zu geben."

„Gewiß nicht, du kannst auf mich bauen," antwortete sie; „ich werde dir schreiben, wo ich auch sein mag. . . Aber du weißt, wie leicht in Kriegszeiten Briefe verloren gehen. So können wir uns doch aus den Augen kommen . . ."

„Du hast Recht, von den Zufälligkeiten der Feldpost darf unser Wiedersehen nicht abhängen," sagte Friedrich, und nach einer Pause fuhr er fort: „Hellborn wird uns beistehen; er ist zwar feige, aber sonst zuverlässig und meint es gut mit dir und mir. Gieb auch ihm Nachricht, wenn ihr den Aufenthalt wechseln solltet. Ich hoffe, daß es nicht geschieht — aber wenn du gehst, laß diese Vorsichtsmaßregel nicht außer Acht."

„Gewiß nicht, du kannst darauf rechnen, ich schreibe dem alten Herrn," antwortete Käthe. „Wenn er mir, wie du sagst, freundlich gesinnt ist, thut er mir vielleicht auch etwas zu Liebe. . . Bitte ihn," fügte sie, mit ihren Thränen kämpfend, hinzu, „bitte ihn, mir gleich Nachricht zu geben, wenn dir . . . wenn dir etwas zustoßen sollte . . . wenn du verwundet würdest oder krank . . . Onkel Anton würde das wohl gleich erfahren . . ."

Friedrich hatte ihre Hände erfaßt: „Liebes Herz," fing er an; aber mit einem Schreckensruf machte sie sich los, sprang auf und eilte auf die Thür des Nebenzimmers zu. Auf der Schwelle erschien ihre Mutter im langen, weißen Peignoir, mit blassem Gesicht und fieberheißen Augen.

„Mütterchen, wie konntest du aufstehen!" sagte Käthe, umfaßte die wankende Gestalt und wollte sie ins Schlafzimmer zurückführen; aber sie sträubte sich dagegen.

„Nein, nein, es kommt ein Gewitter, ich fühle es deutlich . . . du weißt, dann habe ich keine Ruhe . . . laß mich hier bei euch," bat sie, und zu Friedrich gewendet, der ebenfalls herangetreten war und die Kranke nach dem Ruhebett führen half, fügte sie hinzu: „Wie kommst du um diese Stunde nach Fischdorf? — bringst du mir etwa Botschaft von Anton?" Und während Käthe sie sorgsam in die Kissen bettete, sah sie mit erwartungsvollem Blick zu dem jungen Manne auf.

„Nein, liebe Tante, ich habe den Vater heute Morgen kaum gesehen," antwortete er. „Es gehen wichtige Dinge vor. Von der feindlichen Haltung Frankreichs hast du gelesen . . . es wird mobil gemacht . . . ich bin hier, um Abschied zu nehmen."

„Hoffentlich nur blinder Lärm!" sagte die Tante.

„Schwerlich!" antwortete Friedrich. „Wie du jetzt das kommende Gewitter empfindest, so glaube ich den nahen Ausbruch des Krieges zu fühlen."

Er schwieg einen Augenblick, dann fuhr er, Käthe's Hand erfassend, mit bewegter Stimme fort:

„Ehe ich so ernsten Dingen entgegengehe, möchte ich hier Alles geordnet haben. Mein Vater hat dir gesagt, daß wir uns lieben . . . er sträubt sich noch gegen unseren Bund, aber du . . . gieb du uns deinen Segen!"

Sie hatte sich aufgerichtet.

„Nein, nein!" sagte sie und streckte abwehrend die Hände aus; „ich kann es nicht . . . es wäre kein Heil für euch. Vergiß nicht, daß geschrieben steht: ‚Der Mutter Segen baut den Kindern Häuser, aber des Vaters Fluch reißt sie nieder.'"

„Der Vater wird anderen Sinnes werden," fing Friedrich an.

„Niemals!“ fiel ihm die Tante ins Wort. „Diesen Morgen, als sein Brief kam, habe ich das auch gehofft, aber nun sehe ich, warum er uns hier läßt! ... Nein, nein, er ist unbeugsam ... meine arme Käthe ist ihm verhaßt ... lieber als dich an sie verlieren, sagte er neulich, würde er dich todt im Sarge sehen ...“

„Mutter!“ rief Käthe vorwurfsvoll.

Die Kranke sank in die Kissen zurück.

„Ich hätte das wohl nicht sagen sollen?“ fragte sie mit verstörter Miene. „Lieber Friedrich, du wirst doch keine schlimme Vorbedeutung darin sehen?“

„Sei ruhig!“ bat der junge Mann; „ich habe keinerlei Aberglauben, und so schlimm, wie es klingt, hat es der Vater sicher nicht gemeint. Und wenn er es hätte ... darauf Rücksicht nehmen kann und will ich nicht. Wenn ich wiederkomme — Gott gebe, daß es in nicht zu ferner Zeit geschieht — dann, liebe Käthe, ‚gehör' ich mein und dein‘, wie es im Volksliede heißt.“

Er wollte sie an sich ziehen, aber unfähig, ihre Thränen zurückzuhalten, machte sie sich los und eilte auf die Veranda.

Friedrich ging ihr nach, trat an ihre Seite und sah — während sie, an seine Schulter gelehnt, die Angst ihres Herzens ausweinte — in das schnell aufsteigende Gewitter hinaus.

Es war drückend schwül, jede Spur von Sonnenschein war verschwunden; das Meer lag in weißlich metallischem Glanze unter tiefdunklen, sich lautlos vordrängenden und durch einander schiebenden Wolkenmassen. Fern am Horizonte entdeckten Friedrich's scharfe Augen ein Schiff, einen Dreimaster; er hatte die Segel eingezogen und schien nicht von der Stelle zu rücken. Kein Lufthauch war zu spüren, kein Blatt bewegte sich an Baum und Strauch, nur der Schrei der Möven schrillte hin und wieder durch die unheimliche Stille. — Nun aber zuckte ein Blitz grellfarbig durch das Gewölk, ein Donnerschlag folgte, der Wind brach heulend los und aufrauschend antwortete das Meer, das plötzlich in breiten, dunklen, schaumgekrönten Wogen heranrollte, während eine Regenfluth niederrauschte, ein Blitz dem anderen folgte, der Donner krachte und vergrollte und vom wachsenden Wellengebraus verschlungen wurde, bis ein neuer Donnerschlag Wind und Wasser übertönte.

Aufathmend sah Friedrich in den Kampf der Elemente hinaus.

„Wie das wohl thut!“ sagte er; „nimmt es dir nicht den Druck von der Seele?“

„Nein,“ antwortete sie, sich enger an ihn schmiegend; „es ängstigt mich ... die Mutter hat mich angesteckt ... sie hat vorhin schon von schlimmen Vorbedeutungen gesprochen ... was wird sie nun erst sagen!“

„So laß uns der guten Vorbedeutung trauen,“ fiel Friedrich ein. „Sieh' dort!“ er deutete auf das Schiff, das jetzt unter dem Druck des Windes mit vollen Segeln schnell und sicher über die Wellen dahinflog.

„Kinder, wo bleibt ihr denn?“ rief die ängstliche Stimme der Kranken.

„Wir kommen!“ rief Friedrich zurück; dann schloß er Käthe in die Arme und küßte sie auf den Mund.

„So nehme ich Abschied von dir und so werde ich dich wieder begrüßen,“ sagte er; „denk' an meinen Spruch: ‚Man muß helfen, wenn Gott gutes Korn machen soll.‘“

Sie sah durch Thränen lächelnd zu ihm auf; der alte, fröhliche Muth war wieder in ihren Augen.

„Du sollst mit mir zufrieden sein; ich will mich tapfer halten,“ sagte sie, dann gingen sie zu der Mutter zurück.

* * *

Friedrich war fort; der Krieg war zum Ausbruch gekommen, und auch für Käthe hatte jenes schwere Tagewerk begonnen, das sie mit Hunderttausenden theilte: die Aufgabe, ihre Sorgenlast von Stunde zu Stunde, von Post zu Post zu tragen. Aber sie hielt Wort, sie blieb tapfer, auch als das Armeecorps, dem Friedrich angehörte und das anfangs zur Vertheidigung des Landes bestimmt gewesen war, nach dem Kriegsschauplatze berufen wurde. — Sie gab Friedrich Recht, daß es ein Segen war, den Feind in Feindesland bekämpfen zu dürfen, statt ihm auf heimischem Boden zu begegnen. Mehr und mehr sah sie mit Friedrich's Augen, urtheilte wie er, hoffte wie er und fühlte in jedem Worte, das er schrieb, seinen warmen, treuen Herzschlag.

Aeußerlich gingen ihre Tage gleichförmig hin. Die Mutter wurde zwar besser, blieb aber schwach und kleinmüthig. Käthe verließ sie nur, um auf der Post Briefe und Zeitungen gleich nach der Ankunft in Empfang zu nehmen. Und dann eilte sie an den einsamen Strand hinunter — die meisten Badegäste waren nach Haus zurückgekehrt — und las, langsam den Rückweg verfolgend, die Liebesgrüße des geliebten Mannes oder die Zeitungsberichte über die Waffenthaten unserer Heere.

So hatte sie in Sonnenschein und Regen, bei Wind- und Wellenbrausen von den Kämpfen bei Saarbrücken und Spicheren, der Erstürmung des Geisbergs und der Entscheidungsschlacht bei Wörth gelesen, die den Elsaß an Deutschland zurückgab. Dann war, nach Tagen vergeblichen Wartens, einmal wieder ein Brief von Friedrich gekommen, aus einem kleinen französischen Grenzorte datirt. Er schrieb, daß sein im eiligen Vormarsch begriffenes Corps sich in den nächsten Tagen mit der zweiten Armee zu vereinigen und endlich in die Action einzutreten hoffe. Dann wurde am 16. August die Schlacht von Mars-la-Tour mit dem furchtbaren Waldgefecht von Vionville geschlagen, und zwei Tage später kam der heiße, blutige Tag von Gravelotte, zu dessen siegreichem Ausgang — wie die Telegramme berichteten — zuletzt noch die Pommern entscheidend mitgewirkt hatten.

So war denn Friedrich's Wunsch erfüllt, er hatte im Feuer gestanden! Wie im Fieber las Käthe, was die Zeitungen in den nächsten Tagen von den Episoden der Schlacht erzählten, in der auf allen Seiten mit Heldenmuth gekämpft worden war, und mit quälender Deutlichkeit zeigte ihr die Phantasie, was sie gelesen hatte, so daß es wie die Erinnerung an Selbsterlebtes vor ihr stand.

Am schlimmsten war es Nachts, wenn sie, plötzlich aus dem Schlafe aufschreckend, dalag und lauschte. Dann klang es durch das Rauschen der Meereswogen wie das Getöse einer fernen Schlacht, das näher und näher kam, bis sie die einzelnen Stimmen der gewaltigen Todessymphonie unterscheiden konnte: den Donner der Kanonen, das Knattern des Gewehrfeuers, Trommelwirbel, Trompetensignale, Wuthgeschrei und Todesröcheln.

Dabei stiegen im Dämmerschein der Sommernacht Bilder um Bilder auf; ein nebelhaftes Durcheinanderdrängen unfaßbarer Schemen, das sich nach und nach zu festumrissenen Gestalten, Gruppen und Scenen verdichtete. Bald war es die Einnahme von St. Marie aux Chenes, bald der hartnäckige Kampf um den Wald von Genivaux oder die Erstürmung von St. Privat und der Höhen von Armanvillers. Am deutlichsten aber sah oder vielmehr durchlebte sie die letzte Episode der Schlacht, den Kampf der Pommern bei Gravelotte, dessen Beschreibung sich ihr bis auf jede Einzelheit eingeprägt hatte.

Zwischen bewaldeten Höhen, durch den engen Thaleinschnitt der Mance stürmen sie heran, über die Brücke von St. Hubert, dem mörderischen Feuer der Mitrailleusen und Chassepots entgegen, womit sie der Feind von der Höhe des Plateaus Moscou-la-ferme begrüßt. „Festgeschlossen, Leute, vorwärts!“ rufen die Offiziere; die Tambours schlagen Sturmmarsch, die Hornisten blasen „schnell avanciren“, aus allen Reihen erschallt nicht endendes Hurrah!

So geht es die Höhe hinan, während die feindlichen Kugeln verderbenbringend in die Reihen der Anstürmenden einschlagen und ihre eigene Corpsbatterie über ihre Köpfe hinweg das Plateau beschießt. Ein mörderischer Kampf beginnt. Die Sonne geht unter, die Dunkelheit bricht herein; auf allen Punkten des weiten Schlachtfeldes wird es ruhig — nur hier oben dauert das wüthende Ringen noch Stunde um Stunde fort, beleuchtet durch die Flammen des brennenden Gehöftes von Point du jour, und das immer wieder ausbrechende Mitrailleusen- und Chassepotsfeuer des Feindes, der langsam, jeden Fuß breit Erde vertheidigend, zurückweicht, und endlich, endlich, nach einer abermaligen Massensalve, plötzlich verstummt. — Auch dies Stück des Schlachtfeldes ist unser! und nun wird es auch hier oben still — nur das Aechzen der Verwundeten steigt zu dem dunklen Nachthimmel auf. Ist Friedrich's Stimme darunter? oder liegt er, auf immer verstummt, unter den Haufen von Leichen, die den blutgetränkten Boden bedecken? — Mit einem Angstschrei fährt Käthe empor — und plötzlich ist der Spuk verschwunden, nur das gleichmäßige Rauschen der See ist zu hören, und der stille Dämmerschein der Sommernacht liegt über Meer und Land.

Und dann kam der Morgen wieder, und das Hoffen und Warten von Post zu Post begann aufs Neue. — Und endlich — Käthe war zu Muth, als hätte sie seit Monaten vergebens gewartet — wurde ihr am Postschalter ein Couvert mit der geliebten Handschrift gereicht. Sie mußte allein sein, ehe sie lesen konnte, und eilte, achtlos für Alles, was sie umgab, zum Strande hinunter. So sah sie auch nicht, daß am Gasthause ein alter Herr, der eben einem Einspänner entstiegen war, Miene machte, auf sie zuzutreten.

Erst am Meere unten hemmte sie den Schritt und erbrach den Brief; aber ihre Erwartung wurde getäuscht — er war vor der Schlacht von Gravelotte geschrieben und enthielt nur die Worte:

„Eben haben wir Befehl erhalten, in den Kampf mit einzugreifen. Wir Alle sind von dem Verlangen erfüllt, unsere Pflicht zu thun, und von der Hoffnung begeistert, endlich auch zum Siege unserer Waffen helfen zu dürfen. Laß dich in dieser ernsten, schönen Stunde innig grüßen, meine Käthe, und vergiß nicht, daß wir im Leben wie im Tode in Gottes Hand sind.“

„Im Leben wie im Tode!“ wiederholte Käthe, während sie mit zitterndem Herzen über das ruhig wallende, von Sonnenlichtern überstreute Meer hinaussah. War es möglich, daß er, dessen Bild ihr so lebensvoll vor der Seele stand, nicht mehr in dies schöne, sonnige Leben hineingehörte?

Eine fremde Stimme, die ihren Namen nannte, entriß sie ihren Gedanken; sich hastig umsehend, erblickte sie einen alten, hageren, kahlköpfigen Mann, der mit dem Hut in der Hand ehrfurchtsvoll wiederholte:

„Miß Kate Brown, nicht wahr? . . . Ich bin Hellborn,“ fügte er hinzu.

Käthe's Herz stand still.

„Sie haben Nachricht . . . er ist todt?“ fragte sie kaum hörbar.

„Nein, Gott sei Dank, so schlimm ist es nicht!“ antwortete Hellborn; „nur verwundet ist der junge Herr ... der Herr Consul haben heute früh die Nachricht bekommen.“

„Verwundet!“ wiederholte Käthe, und ihre Augen füllten sich mit Thränen, obwohl diese Kunde nach dem, was sie einen Augenblick gefürchtet hatte, wie Erlösung klang. Das sagte sie sich auch selbst, und sich gewaltsam zusammennehmend, fügte sie hinzu: „Was wissen Sie sonst noch? ist er schwer verwundet? — wo ist er? — bitte, sagen Sie mir Alles!“

Hellborn schüttelte den Kopf.

„Ich weiß nicht viel mehr, als was ich schon gesagt habe,“ gab er zur Antwort. „Der Herr Consul haben mich den Brief nicht lesen lassen, den ein Kamerad des jungen Herrn geschrieben hatte; auch den Ort, wo sich das Feldlazareth befindet, haben der Herr Consul nicht genannt ...“

„Aber die Art der Verwundung kennen Sie doch wohl?“ fiel Käthe ein.

„Ja, eine Beinwunde ist's,“ antwortete Hellborn; „ob aber leicht oder schwer, weiß ich nicht zu sagen. Nur daß Herr Friedrich starkes Wundfieber hat, steht noch in dem Briefe, und daß sich die Anverwandten nicht ängstigen möchten — seine gute Natur würde gewiß Alles überwinden, und für die rechte Pflege wäre gesorgt ... so wollen wir denn das Beste hoffen!“ Der alte Mann trocknete sich die Augen.

„Das wollen wir!“ sagte Käthe, ihm die Hand reichend. „Und nun kommen Sie mit zur Mutter. Sie hat oft von Ihnen gesprochen und wird sich freuen, Sie einmal wiederzusehen.“

Hellborn hatte zögernd Käthe's Hand erfaßt und schnell wieder losgelassen. Er sah noch verschüchterter aus als gewöhnlich.

„Mitgehen ... sehr gern ... es wird mir eine Ehre sein!“ antwortete er, an ihrer Seite hinschreitend. „Ich wäre gern schon mal gekommen, aber der Herr Consul hätten es nicht gern gesehen ...“

„Um so gütiger ist es von Ihnen, daß Sie mir heute Nachricht gebracht haben,“ sagte Käthe, als Hellborn plötzlich abbrach. Er nahm den Hut ab und trocknete sich die Stirn.

„Nein, ich kann's nicht aushalten, daß Sie mich darum loben!“ rief er; „und wenn Sie mich dabei mit den guten Augen so freundlich ansehen ... nein, lieber will ich's gleich eingestehen, daß ich nicht aus Freundschaft für Herrn Friedrich gekommen bin und auch nicht, um Ihnen was zu Liebe zu thun, sondern weil mich der Herr Consul hergeschickt haben.“

„Onkel Anton!“ sagte Käthe und ihre Augen leuchteten auf. „Hat ihn die Sorge um Friedrich versöhnlich gestimmt?“

Hellborn schüttelte den Kopf.

„Ach nein, Fräulein Käthe, der Herr Consul sind nicht von denen, die im Unglück demüthig werden,“ antwortete er; „im Gegentheil, Sie steifen sich dann erst recht auf und wollen nichts von Nachgeben wissen... Hierher haben Sie mich auch nicht aus gutem Herzen geschickt ... Sie haben mir vielmehr einen Auftrag gegeben ... ich hätte ihn gar nicht annehmen sollen... Aber der Herr Consul haben eine Art zu befehlen und Einen dabei anzusehen ...“

„Hat er plötzlich wieder Lust, uns hier fortzutreiben?“ fragte Käthe. „Wenn Sie das etwa der Mutter sagen sollen ...“

„Durchaus nicht!“ fiel Hellborn ein. „Im Gegentheil — wenn ich den Herrn Consul richtig verstanden habe, so liegt Ihnen gerade daran, daß Sie hier bleiben. Ich sollte nämlich ausspioniren, ob Herr Friedrich auch Ihnen Nachricht geschickt hätte und ob Sie etwa daran dächten, hinzureisen, um ihn zu pflegen... Der Herr Consul würden dann Schritte thun, um dies zu verhindern.“

„Die Mühe kann sich der Onkel ersparen," sagte Käthe halb bitter, halb verächtlich. „Auch spioniren zu lassen, ist nicht nöthig. Sagen Sie ihm, daß ich keine Nachricht von Friedrich habe, daß ich nicht weiß, wo er ist, aber auch, wenn ich's wüßte, der Mutter wegen nicht daran denken dürfte, zu ihm zu gehen... Nachgesonnen, wie es möglich zu machen wäre, wenn er verwundet werden sollte, und mich gesehnt, es zu können, habe ich, seit ich weiß, daß er im Kampfe gewesen ist... Und wenn es schlimmer mit ihm werden sollte, wenn er ja nach mir verlangt ..."

Ihre Stimme versagte; eine Zeit lang gingen sie schweigend weiter.

„Fräulein Käthe!" fing Hellborn endlich schüchtern an; sie schrak zusammen, ihre Gedanken waren weitab gewesen. „Fräulein Käthe, ich möchte mich Ihnen hier empfehlen," fuhr er fort. „Sie haben eine schlechte Meinung von mir gefaßt... Sagen Sie mir nichts dagegen, es ist nicht anders möglich! Und nun zu der Frau Mutter zu gehen und bei jedem Worte denken zu müssen, Sie könnten das wieder für ein Aushorchen halten ..."

„Kommen Sie nur," sagte Käthe, die mit dem alten verängstigten Manne Mitleid fühlte. „Kommen Sie, die Mutter wird sich freuen."

Er schüttelte den Kopf.

„Heute nicht!" bat er in einem Tone, der Käthe zu Herzen ging. „Mir ist zu schlecht zu Muth ... ein Kreuz ist's, wenn man keine Courage hat! Wenn ich nur einmal zu dem Herrn Consul sagen könnte: das thue ich nicht! — Aber wenn Sie mich mit den strengen Augen ansehen ... in ein Mauseloch möcht' ich mich verkriechen. So habe ich auch diesmal den Auftrag angenommen... Das muß ich erst gut machen, damit Sie Vertrauen zu mir haben können."

„Das habe ich jetzt schon," sagte Käthe und reichte ihm die Hand. „Ich habe ja gesehen, daß Ihre Liebe für Friedrich sogar die Furcht vor Onkel Anton überwindet."

„Wie gut Sie sind!" rief Hellborn. „Ganz wie Herr Georg, der wußte Einen auch immer aufzurichten ... wenn ich nur mal was für Sie thun könnte!"

„Das können Sie," sagte Käthe; „geben Sie mir Bescheid, wenn Nachricht von Friedrich kommt ... sagen Sie mir Alles, auch das Schlimmste."

„Gewiß und wahrhaftig, Sie sollen Alles hören, was ich erfahre," gelobte Hellborn. „Vor dem Schlimmsten wird uns ja Gott der Herr in Gnaden behüten."

So schieden sie, und Käthe ging zu der Mutter, ihr die eben empfangene Nachricht mitzutheilen. Christine brach in Thränen aus.

„Meine arme Käthe," sagte sie, „du wirst ihn verlieren; mache dich nur gleich darauf gefaßt! Ich habe das gewußt, sobald ich erfuhr, daß er mit mußte... Wir sind nun einmal zum Unglück auserlesen ... wenn wir nur nicht hierher gekommen wären."

In dieser Stimmung blieb sie, und ihre Verzagtheit machte Käthe's Aufgabe noch schwerer. Aber sie gab sich redlich Mühe, auch jetzt noch tapfer zu bleiben, und wenn ihre Kraft zusammenzubrechen drohte, wiederholte sie sich Friedrich's Worte, die letzten vielleicht, die er für sie geschrieben hatte: „Vergiß nicht, daß wir im Leben wie im Tode in Gottes Hand sind."

Endlich, nach langem, bangem Warten bekam auch Käthe Nachricht von dem Verwundeten. Er war mit einem der ersten Transporte in ein Heidelberger Hospital gebracht und befand sich, wie er Käthe durch einen Leidensgefährten schreiben ließ, in bester Pflege. Die Heilung der Wunde nahm erwünschten Verlauf, nur die Kräfte wollten nicht wiederkommen. Er hatte

starken Blutverlust gehabt und eine ganze Nacht hülflos auf dem Schlachtfelde gelegen. Käthe solle sich aber nicht sorgen, fügte der Briefschreiber hinzu, er hätte ohne Friedrich's Vorwissen den Arzt gefragt und die tröstlichsten Zusicherungen erhalten. Briefe dürfe Friedrich empfangen und sehne sich sehr danach.

So war denn wieder ein Verkehr von Herz zu Herzen hergestellt! Käthe schrieb dem Geliebten lange, glückselige Briefe, und schon dem nächsten Krankenbericht waren von Friedrich's Hand ein paar Worte beigefügt. Aus den Worten wurden Zeilen, endlich kam ein Brief, der nur noch von fremder Hand adressirt war.

Friedrich schrieb, es gehe ihm so viel besser, daß sein Weitertransport in Aussicht genommen sei; wahrscheinlich würde er nach Berlin gebracht und dort hoffe er die Geliebte zu sehen. Sobald er Bestimmtes wüßte, sollte sie Bescheid haben.

Käthe war selig. Wenn sie Friedrich wieder hatte, war Alles gut — was weiter geschehen würde, fragte sie nicht.

Die Mutter erklärte sich zu der Uebersiedelung nach Berlin bereit; der Aufenthalt in Fischdorf war ihr längst unbehaglich, nur vor der Reise ins Unbestimmte, Zweck- und Ziellose hatte sie sich noch immer gescheut.

„Ich bin mit Allem einverstanden, was dir Trost und Freude geben kann," sagte sie; „aber hoffe nicht zu fest . . . du sollst sehen, es kommt noch etwas dazwischen."

Diesmal sollte sie Recht behalten; in der Abenddämmerung des nächsten Tages — Käthe hatte ein Telegramm erhalten, das Friedrich's Abreise von Heidelberg meldete, und war schon mit Packen beschäftigt — kam ein expresser Brief von Hellborn. Auf die Nachricht, daß Friedrich nach Berlin geschafft werden solle, schrieb der alte Mann, wäre der Consul, wahrscheinlich in der Besorgniß, daß seine Schwester und Käthe dorthin gehen könnten, heute Nachmittag abgereist, um den Verwundeten nach Haus zu holen.

Nach Haus! damit war Käthe von ihm abgeschnitten, wenigstens von dem persönlichen Verkehr mit ihm, und dazu bestand die Mutter darauf, trotz dieses Zwischenfalls die beabsichtigte Uebersiedelung nach Berlin auszuführen.

„Du wirst es leichter ertragen, Friedrich nicht zu sehen, wenn du durch eine weitere Entfernung von ihm geschieden bist," sagte sie. „Ueberhaupt wirst du dir deine Liebe aus dem Sinne schlagen müssen, armes Kind! — Je schneller und energischer du es thust, um so besser für uns Alle."

Aber Käthe hoffte noch immer — auf was, hätte sie freilich nicht zu sagen gewußt — und bestürmte die Mutter so lange, bis sie wenigstens einen Aufschub der Reise erlangte.

„Ich will ja nur hören, wie Friedrich den weiten Transport überstanden hat," sagte sie, und dann schrieb sie an Hellborn und bat ihn dringend, ihr Alles mitzutheilen, was er von dem Kranken erfahren würde.

Am nächsten Morgen bekam sie die Nachricht, daß Friedrich in Berlin angekommen war. Hellborn schrieb, der Consul hätte telegraphirt, daß er dem Verwundeten einen Ruhetag geben müsse; erst zu dem Nachmittagszuge des folgenden Tages sollte der Wagen nach dem Bahnhofe geschickt werden. Sobald Friedrich angekommen wäre, fügte Hellborn hinzu, würde er telegraphiren und später ausführlich schreiben oder mündlich Nachricht bringen.

In der ganzen Trennungszeit war Käthe keine Nacht so lang und schwer geworden wie diese. Wie sie es ertragen sollte, Friedrich so nahe zu wissen, ohne ihn zu sehen, begriff sie nicht, und ebenso unmöglich schien es ihr, den Willen der Mutter zu erfüllen und abzureisen.

Die abenteuerlichsten Pläne, wie sie sich unter irgend einer Verkleidung in das Haus des Onkels wagen und Zutritt im Krankenzimmer erlangen könnte, gingen ihr durch den Sinn, aber im nüchternen Tageslicht gab sie dieselben wieder auf. Sie dachte auch daran, dem Onkel zu schreiben, ihn um eine, wenn auch noch so kurze Unterredung mit Friedrich zu bitten, war jedoch schon im nächsten Augenblick von der Erfolglosigkeit dieses Versuchs überzeugt.

Und dann kam die Zeit, in der Friedrich von Berlin abfahren mußte. Immer größer wurde Käthe's Unruhe, ihre Sehnsucht, von ihm zu hören, und die Sorge um ihn.

Aber „die Stunde rinnt auch durch den rauhsten Tag" — und so kam auch die Zeit heran, in welcher Friedrich das Vaterhaus erreicht haben mußte und das versprochene Telegramm eintreffen konnte. Warum kam es nicht! Wieder und wieder sah Käthe nach der Uhr, las Hellborn's Brief und studirte das Coursbuch; aber es blieb dabei: Hellborn hatte gleich nach Friedrich's Ankunft zu telegraphiren versprochen, und der Nachmittagszug mußte längst schon angekommen sein. Endlich hielt es Käthe nicht mehr aus; sie kam auf die Vermuthung, das Telegramm könnte liegen geblieben sein, und machte sich auf den Weg, danach zu fragen.

In Gedanken verloren, eilte sie vorwärts und trat, als ihr in der engen Dorfgasse ein Wagen begegnete, ohne aufzusehen bei Seite; aber eine bekannte Stimme rief ihren Namen, der Wagen hielt und Hellborn stieg aus, mit so verstörter Miene, daß Käthe, schon ehe er sprach, auf Schlimmes gefaßt sein mußte.

„Was ist geschehen?" fragte sie, schnell herantretend, während er ihr die zitternde Hand entgegenstreckte.

„O Fräulein Käthe ... das Unglück!" rief er. „Aber der Herr Consul sind selber schuld — hätten Sie Herrn Friedrich in Berlin gelassen . . ."

„Was ist geschehen?" wiederholte Käthe; ihr Gesicht war marmorweiß, sie war wie versteinert vor Angst und Schrecken.

„Die Wunde ist wieder aufgebrochen," antwortete Hellborn. „Man hat Herrn Friedrich nicht bis nach Haus bringen können ... er liegt im Bahnwärterhäuschen an der Waldstation ... ein Herr, der bis dahin mit im Coupé war, hat mir Bescheid gebracht. Zum Glück ist unter den Reisenden ein junger Arzt gewesen, der ist dort geblieben ... aber unser Herr Medicinalrath fährt auch noch mit dem nächsten Zuge hin ..."

„Ich fahre mit!" fiel Käthe ein. Hellborn sah nach der Uhr.

„Wenn Sie nur noch hinkommen," sagte er; „ich habe eine halbe Stunde verfahren, ehe ich den Herrn Medicinalrath antraf. Aber später geht noch ein Packzug ..."

„Warten kann ich nicht!" fiel Käthe wieder ein. „Geben Sie mir Ihren Wagen, lieber Hellborn, und gehen Sie zur Mutter, ihr Bescheid zu bringen. . . Vielleicht kommen Sie mir nach... Wie heißt die Station?"

„Waldstation ... es ist die zweite von hier ab," antwortete Hellborn, und ihre Hand erfassend, fügte er ängstlich hinzu: „Sie können doch nicht allein hinfahren ... fürchten Sie sich denn nicht vor dem Herrn Consul?"

Sie sah ihn mit großen Augen an.

„Nein!" sagte sie, „ich fürchte nur ..." Damit brach sie ab, machte sich los und stieg in den Wagen. „Schnell nach der Stadt zurück, nach dem Bahnhofe!" rief sie dem Kutscher zu, und während dieser umlenkte, sah Hellborn, wie sie, die Hände im Schoß gefaltet, unbeweglich dasaß und vor sich hinstarrte.

„Die stirbt Herrn Friedrich nach, wenn wir das Unglück haben sollten!" sagte

Hellborn zu sich selbst und schlug schweren Herzens den Weg zur Strandvilla ein.

— — — — — — — — — — — —

„Lebt er noch?“ fragte sich Käthe, als sie im stillen, goldigen Herbstsonnenschein dahinfuhr. Aber während sie nichts Anderes denken konnte und jeder Schlag ihres Herzens diese bange Frage wiederholte, blieben ihre Sinne für jeden Eindruck empfänglich. Sie spürte den kräftigen Geruch des Tannenwaldes, den die Straße durchschneidet; sie sah, wie in der klaren Luft weiße Fäden hinzogen und wie die Ebereschen zur Seite des Weges im rothen Beerenschmuck prangten; sie hörte das süße Singen der Staare, die hin und wieder auf den Bäumen rasteten, das Krächzen einer vorüberfliegenden Krähenschar und das langgezogene Rauschen der Tannenwipfel.

Und dann kam sie an freies Feld; ein Schäfer trieb seine Heerde darauf hin. Und dann kamen Gartenhecken und kleine Häuser, und eine Gartenmauer mit eisernem Gitterthor, und ein Pavillon mit geschlossenen Fensterläden. Das war der Schauplatz jener Unglücksscene, die Onkel Anton's Antipathie zum Haß gesteigert hatte und vielleicht heute noch — nach beinahe zweiundzwanzig Jahren — ein neues Opfer forderte.

Und nun rasselte der Wagen über das Pflaster der Stadt; da war der Hafenplatz wieder, dort das Fenster, an dem Käthe an jenem Maiabend gesessen und von Friedrich geträumt hatte; da war sein Vaterhaus ... ob er es jemals wiedersah?

Weiter ging es, zur anderen Seite der Stadt hinaus, und endlich war der Bahnhof erreicht. Der Zug stand da, und bald saß auch Käthe in einem der Coupés — wie sie dahin gekommen war, wußte sie nicht — und die theilnehmend-neugierigen Blicke der Mitreisenden thaten ihr weh, und der Lärm der Abfahrt drang betäubend auf sie ein; und während sie wieder jede Einzelheit unterschied: das Laufen und Rufen der Schaffner, das Rollen der Gepäckkarren, das Zuschlagen der Thüren, den grellen Klang der Perronglocke, das Zischen, Puffen und Pfeifen der Maschine, hörte sie immer das Schreckliche: „Lebt er noch?“ — und dann bildeten die rasselnden Schläge des schneller und schneller fortschießenden Zuges die tactmäßige Begleitung dazu, während Felder, Wälder und Dörfer auftauchten und verschwanden, und immer neue Felder, Wälder und Dörfer — — stundenlang, tagelang, eine Ewigkeit — wie es ihr schien — und immer dasselbe tactmäßige Rasseln und Schlagen zu der Frage: „Lebt er noch? — lebt er noch?“

Endlich hieß es: „Waldstation!“ Käthe stand auf dem Perron und der Zug brauste weiter. Da war eine kleine, offene Wartehalle, ein kleines Gelaß für den Billetverkauf und jenseit eines Fahrweges, der sich zur Rechten und Linken der Bahn im Walde verlor, ein Wärterhäuschen.

Sich gewaltsam aufraffend, ging Käthe darauf zu; ein corpulenter Herr in mittleren Jahren, der mit ihr ausgestiegen war, überholte sie und trat hinein.

„Der Medicinalrath!“ sagte sie zu sich selbst. Jetzt hatte auch sie die offene Thür erreicht; Stimmengemurmel war zu hören. „Lebt er noch?“ schrie ihr Herz, und die Hände zusammenpressend, trat sie über die Schwelle.

Der enge Raum war ganz erfüllt von Sonnenlicht; es überströmte auch das Lager, auf dem Friedrich gebettet war; bleich, regungslos, mit geschlossenen Augen lag er da. Der Medicinalrath und ein junger, dunkelhaariger Mann — wahrscheinlich der Arzt, der, wie Hellborn erzählt hatte, zum Beistande des Verwundeten hier geblieben — waren um ihn beschäftigt. Der Consul — Käthe ahnte,

daß er es war — stand, ihr den Rücken zuwendend, am Fußende des Bettes.

Käthe blieb athemlos lauschend am Eingange stehen, und wieder sah und hörte sie Alles, was vorging, obwohl ihre ganze Seele von der tödtlichen Angst um Friedrich erfüllt war.

„Der Blutverlust ist schon während der Fahrt sehr bedeutend gewesen, und ich habe Mühe gehabt, ihm Einhalt zu thun," sagte der junge Arzt. „Jetzt ist der Verband wieder in Ordnung, aber..."

„Sie haben doch keine ernsten Befürchtungen, Herr Medicinalrath? — Herr Doctor?" fiel der Consul ein, und die sonst so harte, kalte Stimme bebte.

Der Medicinalrath zuckte die Achseln. Er prüfte nochmals Puls und Herzschlag, dann richtete er sich auf und sagte dem jüngeren Collegen ein paar lateinische Worte, die Käthe nicht verstand.

„Wenn ich nur einen jungen, kräftigen Menschen herbeizuschaffen wüßte," antwortete der jüngere Arzt. „Ich möchte eine Transfusion vorschlagen ... die nöthigen Instrumente habe ich zufällig im Handkoffer. Aber die nächste Ortschaft ist, wie ich höre, anderthalb Stunden weit, und der Bahnwärter kann seiner Function wegen nicht fort."

Transfusion — das Wort mußte Käthe vom Vater gehört haben ... ja, ja, sie besann sich auf die Bedeutung desselben: in die Adern des an Erschöpfung Hinsterbenden sollte Blut eingespritzt werden.

Aufathmend trat sie heran — „Gott Dank, daß ich zur rechten Zeit gekommen bin!" sagte sie zu sich selbst und laut fügte sie hinzu: „Ich bitte Sie, mein Blut zu nehmen."

Ueberrascht sahen sich die drei Männer nach ihr um, sie aber beugte sich, alles Andere vergessend, über den Geliebten.

„Friedrich ... lieber Friedrich!" flüsterte sie; er schien sie nicht zu hören; die Augen blieben geschlossen, die Hände lagen wie leblos auf der Decke, sein Athem war kaum zu spüren.

Käthe richtete sich auf; die kostbare Zeit durfte nicht mit Klagen verschwendet werden.

Der Consul trat auf sie zu; sein böser Blick lag fest auf ihr; sie hielt ihn aus.

Seine Absicht war, das junge Mädchen zurückzuweisen; aber war es die Sorge um Friedrich, die ihn lähmte, oder scheute er sich, den neuen Familienzwist vor Fremden zu zeigen, oder rührte ihn Käthe's Anblick, die heute ihres Vaters Schwester ähnlicher sah als je — er konnte nicht und ließ es geschehen, daß Käthe seine Hand ergriff.

„Lieber Onkel, gestatten Sie den Versuch," fing sie an; der junge Arzt fiel ihr ins Wort.

„Es ist die einzige Möglichkeit der Rettung," sagte er dringend. Der Consul wendete sich zu dem Medicinalrath.

„Ihre Meinung, lieber Doctor?" fragte er mit erstickter Stimme.

Der Medicinalrath schüttelte den Kopf.

„Ich habe wenig Hoffnung," sagte er; „aber wir können es versuchen... Es fehlt hier freilich an allen Hülfsmitteln: Gefäßen zum Auffangen des Blutes, warmem Wasser, Leinwand zum Verbinden."

Es wurde Alles herbeigeschafft. Der Bahnwärter, der sich wie gerufen in diesem Augenblicke einfand, stellte zur Verfügung, was er an Tellern und Tassen besaß, holte Wasser und machte Feuer in seinem kleinen Ofen, während Käthe einige Taschentücher des jungen Arztes zu Binden zerschnitt und er selbst seine Instrumente auspackte und in Stand setzte. Nach kurzer Zeit war Alles in Bereitschaft.

„Ich bemerke nochmals, daß ich wenig Hoffnung habe," sagte der Medicinalrath. Aber Käthe wiederholte in Gedanken die

Worte Friedrich's: „Im Leben wie im Tode sind wir in Gottes Hand," und reichte vertrauensvoll den Arm hin zum Oeffnen der Ader.

— — — — — — — — — — — —

Wieder kam es dröhnend, rasselnd, keuchend auf dem Schienenwege heran. Es war der Güterzug. Die Fahne in der Hand, stand der Bahnwärter auf seinem Posten und sah voll Erstaunen, daß der Zug, der sonst vorüberbrauste, anhielt, um einen alten, hageren Mann und eine schwarzgekleidete Frau absteigen zu lassen.

Sie kamen auf das Häuschen zu, der Bahnwärter ging ihnen entgegen.

„Liegt nicht bei Ihnen ein Verwundeter?" fragte der Mann.

„Ist nicht eine junge Dame gekommen?" fiel ihm die Frau ins Wort.

„Jawohl, jawohl, die Herrschaften sind alle da," antwortete der Bahnwärter. „Spazieren Sie nur gefälligst hinein, wenn noch Platz ist... Der junge Herr ist glücklich wieder zum Leben gekommen und das Fräulein ..."

Christine hörte nicht weiter; sie eilte der offenen Thür zu. Noch immer war der kleine Raum von Sonnenschein durchleuchtet. Im Hintergrunde lag Friedrich mit blassem, stillem Gesicht, die Augen auf Käthe gerichtet, die neben ihm auf einer Bank saß, dem einzigen Sitz des ärmlichen Gemaches. Aber was war ihr geschehen? — halb ohnmächtig in sich zusammengesunken, lehnte sie an der Schulter des Onkels, der sie sorglich stützte, während ein Unbekannter mit blutbefleckter Binde ihren Arm umwand.

Die Mutter stürzte auf sie zu.

„Käthe! um Gotteswillen, sie stirbt!" rief sie und wollte die Tochter umfassen, der Bruder hielt sie zurück.

„Sei ruhig, Christine," sagte er, ihre Hand ergreifend, und nie — so lange sie denken konnte — hatte sie seine Stimme so weich und freundlich gehört. „Sei ruhig ... dein Kind hat Friedrich gerettet ... wenn er gestorben wäre durch meine Schuld!" ... Seine Stimme versagte, aber nach kurzer Pause fügte er, den Kopf erhebend, leise hinzu: „Die Vergangenheit ist ausgelöscht, ich hoffe, sie werden für einander leben und glücklich sein."

— — — — — — — — — — — —

Die Hoffnung des alten Herrn ist in Erfüllung gegangen. Friedrich, seit Jahren der einzige Inhaber der Firma **Friedrich Anton Richter**, ist wieder frisch und kräftig wie vor dem Kriege und glücklich im Besitz der geliebten Frau und seiner drei schönen, begabten Kinder, die von Großmutter Christine und dem alten Hellborn um die Wette verzogen werden.

Der Consul hat, nachdem er sich aus dem Geschäft zurückgezogen, lange den Plan gehabt, nach Hamburg überzusiedeln. Er kann sich in das neue, fröhliche Leben im alten Giebelhause nicht recht einfügen, und zwischen ihm und Christine sind, trotz aller guten Vorsätze, die Schatten der Vergangenheit geblieben. Aber Käthe hat es ihm angethan, obwohl er das nicht zugiebt und mehr förmlich als herzlich mit ihr verkehrt; daß es ihm schwer fallen würde, Friedrich zu entbehren, gesteht er jedoch selbst, und seitdem sich zu dem blonden Schwesterpaare Bertha und Christine ein kleiner Anton gesellt hat, ist das Hamburger Project so gut wie aufgegeben.

„Wer weiß," sagt der alte Herr hin und wieder zu Hellborn, „wer weiß, wie bald ich aus dem lauten Hause in das allerstillste übersiedeln darf. So will ich denn die kurze Spanne Zeit noch aushalten."

Im Grunde wünscht er, daß diese Spanne nicht zu kurz sein möge.



Goethe und die Geschmacksmoral.

Von

Jürgen Bona Meyer.



In seinem neuesten Werk: „Phänomenologie des sittlichen Bewußtseins“, hat Eduard v. Hartmann in einem besonderen Capitel Goethe als eigentlichen Vertreter der eine Zeit lang herrschenden Geschmacksmoral bezeichnet und den Ausdruck derselben besonders im Wilhelm Meister finden zu können gemeint, den er gleichsam als einen Tendenzroman zur Verkörperung dieser rein ästhetischen Lebensauffassung betrachten will.

Hartmann entwickelt den Inhalt dieser Lebensauffassung etwa folgendermaßen: An der Spitze steht die Forderung, daß der Mensch seine sittliche Lebensaufgabe in der Verwirklichung des seiner Natur und seinem Lebensgang entsprechenden Ideals sucht, derart, daß er das Ideal sich selbst erst gestaltet und fortbildet, indem er sein concretes Handeln demgemäß bestimmt oder doch zu bestimmen bemüht ist. Die künstlerische Ausgestaltung des Lebens wird zum höchsten Begriff, zu dem wir auf diesem Wege gelangen; er schließt die ästhetischen Forderungen des Innehaltens der rechten Mitte und des schönen Maßes, der Herstellung des Ebenmaßes oder der Harmonie innerhalb der eigenen Seele und in Beziehung zur umgebenden Natur und Gesellschaft ein. „Es ist in der That ein selbstloses ideales Interesse, welches dieser herrliche Gedanke erweckt;“ — sagt Hartmann — „nicht im Gegensatz zu der Natur, sondern aus der kerngesunden Natur heraus erwächst diese Sittlichkeit, und doch erhebt sie sich über die Natur, indem sie dieselbe ins Ideale verklärt, indem sie den natürlichen Menschen zum Ideal der schönen Humanität emporläutert. Ohne sich auf den Egoismus zu stützen, sucht sie sich doch mit demselben abzufinden, indem sie die so errungene Harmonie als den auch ihm wünschenswerthesten Zustand bezeichnet, wobei freilich die Schärfe des Conflictes zwischen Egoismus und Sittlichkeit vertuscht wird. Aber für jedes künstlerisch auch nur angehauchte Gemüth muß die Idee des Lebenskunstwerks einen bezaubernden Reiz haben.“

Wenn nun auch — meint Hartmann, diesen Standpunkt kritisirend — diese

Lebenskunst als künstlerische Ausgestaltung des Lebens zum schönen Kunstwerk die zarteste und duftigste Blüthe der praktischen Philosophie bleiben werde, so habe ihr Standpunkt doch offenbare Mängel und Gebrechen in unmittelbarem Gefolge. Zunächst also werde die Schärfe des Conflictes zwischen Selbstsucht und Sittlichkeit vertuscht, sodann sei überall die ästhetische Cultur nur um den Preis der Energie des Charakters zu erkaufen. Ferner sei gegen das ästhetische Moralprincip das schwere Bedenken zu erheben, daß, wie die Schönheit auf der Form beruhe und erst durch Rückschluß von der Form auf das Wesen eine geistige Idee ahnen lasse, so die ästhetische Moral Gefahr laufe, über dem auf die Form der Selbstdarstellung und Erscheinung gelegten Gewicht das Wesen zu vernachlässigen. Das ästhetische Moralprincip führe somit nothwendig zu einer Ueberschätzung der äußerlichen Manieren im Verhältniß zum inneren Werth des Menschen. So entspringe aus der Geschmacksmoral in ihrer Isolirung unausbleiblich Hohlheit und Leerheit der überschätzten Form; an Stelle echter Empfindungstiefe trete ästhetische Anempfindung, und das Streben nach künstlerischer Lebensgestaltung schlage in gleißnerische Schauspielerei um, welche zuletzt jede echte und wahre Sittlichkeit untergrabe. Denn der Schauspieler sei ja in der That der reinste Repräsentant der künstlerischen Selbstdarstellung. Wilhelm Meister wisse das sehr wohl und dränge deshalb immer zum Theater; die inneren Gründe, warum er sich von demselben entferne, ließen hingegen an Klarheit sehr zu wünschen übrig, und heimlich bleibe er seiner alten Liebe doch sein Leben lang treu. Die empörende Unbeständigkeit und Unwahrheit in den realen Gefühlen und Leidenschaften hervorragender Dichter, Schauspieler u. s. w. entspringe gerade aus der in ihnen lebendigen Kraft der Anempfindung und dem Princip der künstlerischen Lebensgestaltung, durch welche sie auch für das praktische Leben zu Schauspielern wider Willen gemacht würden und die Unterscheidungsfähigkeit zwischen anempfundenen und wirklichen Gefühlen und Leidenschaften verlören. Wenn man bei echten Künstlern solche Lebensirrungen, die ihrer höheren künstlerischen Aufgabe förderlich seien, nachsichtig beurtheilen dürfe, so müsse man doch desto mißtrauischer gegen ein Princip werden, dessen übeln Folgen nur in den seltensten Fällen solche Milderungsgründe zur Seite ständen. Das Princip der Geschmacksmoral erscheine, wie schon Schiller mit Recht bemerkt habe, nur so lange brauchbar, als Pflicht und Neigung harmoniren; im Fall eines Gegensatzes beider aber sei der Geschmack in der Regel Sophist genug, um Vorwände zu finden, welche ihm erlauben, sich auf die Seite der Neigung gegen die Pflicht zu stellen. Aber selbst wenn der Geschmack auch wirklich die Partei der Pflicht ergreife, so bleibe doch der neue Uebelstand zu beachten, daß der Geschmack im Vergleich mit den Naturtrieben ein schwaches, gebrechliches Ding sei, und daß das Interesse des Geschmacks ziemlich ohnmächtig sei gegenüber den mächtigen Impulsen, welche den Menschen zum Bösen drängen. Habe also das Sittliche keine andere Stütze als den Geschmack, so erscheine es in der That überall da als sehr schlecht gestützt, wo noch ein ungebrochener Rest von natürlichen Triebfedern zum Bösen vorhanden sei. Endlich aber documentire sich die Haltlosigkeit der Geschmacksmoral auch in ihrer ausschließlichen Subjectivität. Chacun à son goût, heiße es hier. Opponiren Andere meinen Geschmacksurtheilen, so sei das einfach ebenso als Thatsache hinzunehmen wie die Aussagen meines Geschmackes; davon, daß ein Geschmack Recht und der andere Unrecht hätte, könne, wo der Geschmack als letztes und ausschließliches Princip gelte, selbstverständlich nicht die Rede sein. Jeder Geschmack habe Recht für sich, aber auch für Niemand weiter. Ein solches ästhetisches Moralprincip möge immerhin unentbehrlich sein als Ornament am Rohbau eines ethischen Systems, aber ohne festen sittlichen Unterbau schwebe es haltlos in der Luft und führe zu gefährlichen Consequenzen.

Zu solcher Geschmacksmoral soll nun Goethe besonders den Grund gelegt haben durch seinen Wilhelm Meister, den er einmal ausrufen läßt: „O, der unnöthigen Strenge der Moral, da die Natur uns auf ihre liebliche Weise zu Allem bildet, was wir sein sollen.“ Die Romantiker sollen sich dann nach Goethe

auf den Standpunkt dieser Moral gestellt haben, und wenn sie schlechter damit fuhren als Goethe, so soll der Grund nur in einem geringeren Grade von Geschmack gesucht werden, der bei Goethe so rein, edel und kräftig gewesen, daß er wirklich den Mangel festerer Moralprincipien beinahe zu ersetzen schien.

So die Betrachtungen Hartmann's über Goethe's sittliche Lebensanschauung. — Wäre diese Darstellung richtig, so würden — besorge ich — gewiß bald diejenigen Splitterrichter nicht ausbleiben, welche Goethe selbst nicht mit Hartmann als den Mann betrachten möchten, der nur den fehlerhaften Standpunkt einnimmt, ohne selbst den fehlerhaften Consequenzen zu verfallen. Vielmehr bin ich überzeugt, daß die Verkleinerer des Menschen Goethe sehr bald in dem von Hartmann sein dargelegten Bilde der bedenklichen Consequenzen des falschen Standpunktes der Geschmacksmoral erst recht das Abbild Goethe's werden erkennen, es als das philosophische Facit der schon längst im Umlauf befindlichen Vorurtheile werden betrachten wollen. Und eben deshalb lege ich Gewicht darauf, darzuthun, daß dieses ganze Raisonnement Hartmann's, soweit es auf Goethe bezogen wird, grundfalsch ist, nur mit einem blendenden Schein von Recht, aber ohne Rückhalt an der Wahrheit der Natur.

Zuvörderst müssen wir dem Philosophen Hartmann das Recht bestreiten, den Standpunkt des Dichters nach den Auslassungen nur eines seiner Dichtwerke zu formuliren. Ein Dichter legt in alle seine Dichtungen etwas vom eigensten Ich, aber ich wüßte kein Beispiel, daß es einem Dichter je gefallen hätte, sein eigenes Fühlen und Denken ganz, ohne Abzug oder Zusatz getreu in einer Person zu schildern oder seine ganze Weltanschauung einem Dichtwerk in unverändertem Abdruck zu übergeben. Die schöpferische Gestaltungskraft des Dichters liebt es nicht, sich selbst oder seine Umgebung einfach zu copiren, sie nimmt nur Züge aus dem Selbsterlebten und Erfahrenen zu einem neuen Bilde zusammen, das ganz so in Wirklichkeit nicht da war. Man darf daher dichterische Aeußerungen eines Kunstwerks niemals ohne Weiteres als Ausdruck der philosophisch feststehenden Ansicht des Dichters selbst verwerthen. Eben deshalb ist es nie ganz leicht, mit Bestimmtheit zu unterscheiden, was ein Dichter oder ein Dichter-Philosoph, wie z. B. Platon, wirklich selbst gedacht hat oder nur Andere im Gedicht hat denken und sagen lassen. Man muß zuvor Aeußerungen seines wirklichen Lebens in Briefen und Handlungen zu Rathe ziehen, um klar zu sehen. Thut man nun dies bei Goethe, so erkennt man leicht, daß Wilhelm Meister zwar manche Züge des werdenden Goethe selbst in sich trägt, aber doch Goethe keineswegs gewillt sein konnte, für Alles, was Wilhelm Meister denkt und sagt, mit eigenster Person einzustehen. Auch der Oheim und andere Personen des Romans sprechen manche echt Goethe'sche Gesinnung aus. Es ist ganz ebenso im Tasso, in dem Goethe von sich selbst auf Antonio und Tasso Manches vertheilt hat; es ist nicht anders im Werther. Kurz — wenn Wilhelm Meister einmal gelegentlich sich auf den Standpunkt der bloßen Geschmacksmoral stellt, so ist damit noch nicht einmal gesagt, daß es die Tendenz des Romans ist, diesen Standpunkt zu billigen, und noch viel weniger, daß dieser Standpunkt derjenige Goethe's war. Beides war sicherlich nicht der Fall.

Was zunächst den Roman selbst betrifft, so bleibt echt künstlerisch das sittliche Verhältniß des Dichters zu den verschlungenen Lebensschicksalen, die er uns vorführt, so verschwiegen, daß es fast scheint, als liege ihm nur daran, zu zeigen, wie verschieden nun einmal die Menschen sind und wie sein Ziel doch ein Jeder nur erreicht, wenn er, gleichviel ob recht oder schlecht, nur strebt, das ihm gegebene Talent thunlichst zu vollenden. „Ueber dem thatenreichen Leben seiner Erzählung vergißt Goethe ganz, einen moralischen Wahrspruch zu fällen," — bemerkt Lewes vom Meister treffend — „das Gute wirkt wohlthätig, aber es wird weiter nicht gelobt; das Schlechte hat böse Folgen, aber es wird sonst nicht gebrandmarkt. Wir sehen in eine Welt, wo der Priester fehlt und nicht einmal der Zipfel seines Talars hineinweht. Für manche Leser ist das ein Mangel, als wenn bei Tisch das Salz fehlt; gegen so einfache, rein sachliche Darstellungen hegen sie eine

förmliche Abneigung, sie werden ganz irre dabei."

Zu solchen irre Gewordenen gehörte auch Goethe's Freund Jakobi, der bedauernd an Goethe über den Roman schrieb, denselben durchziehe ein gewisser unsauberer Geist. Ungemein treffend bemerkte Schiller zu dieser Kritik: „Jakobi ist einer von denen, die in den Darstellungen des Dichters nur ihre Idee suchen, und das, was sein soll, höher halten als das, was ist; der Grund des Streites liegt also hier schon in den ersten Principien, und es ist völlig unmöglich, daß man einander versteht. Sobald mich Einer merken läßt, daß ihm in poetischen Darstellungen irgend etwas näher anliegt als die innere Nothwendigkeit und Wahrheit, so gebe ich ihn auf. Könnte er Ihnen zeigen, daß die Unsittlichkeit Ihrer Gemälde nicht aus der Natur des Objects fließt und daß die Art, wie Sie dasselbe behandeln, nur von Ihrem Subject sich herschreibt, so würden Sie allerdings dafür verantwortlich sein, aber nicht deswegen, weil Sie vor dem moralischen, sondern weil Sie vor dem ästhetischen Forum fehlten."

Und demgemäß macht Schiller nun freilich selbst das Bedenken geltend, daß Wilhelm Meister kein Recht habe, sich auf die Sicherheit der Geschmacksmoral zu berufen, weil er „jene ästhetische Freiheit noch nicht so ganz besitze, die ihn vollkommen sicher stellte, in gewisse Verlegenheiten nie zu gerathen, gewisser Hülfsmittel (der Speculation) nie zu bedürfen." — Uebrigens giebt Schiller zu, daß die ästhetische Geistesstimmung Selbständigkeit, Unendlichkeit in sich habe; die gesunde und schöne Natur brauche, wie Goethe sage, keine Moral, kein Naturrecht, keine politische Metaphysik. Goethe hätte ebenso gut auch hinzusetzen können, sie brauche keine Gottheit, keine Unsterblichkeit, um sich zu stützen und zu halten.

Nach dieser Aeußerung Schiller's sieht es fast aus, als habe er, Hartmann ähnlich, Goethe selbst als den Vertreter der sogenannten Geschmacksmoral angesehen und als bestreite er ihm nur das Paßliche, den in seiner Natur selbst unsicheren Wilhelm Meister zum Vertreter dieses Standpunktes zu machen. — Um so mehr muß auch Schiller gegenüber Gewicht darauf gelegt werden, das Recht solcher Auffassung zu prüfen.

Auf die unsichere Führung der subjectiv gültigen Geschmacksmoral im Leben berufen sich allezeit diejenigen Geister gern, denen das Bewußtsein der Gültigkeit fester allgemeiner Grundsätze fehlt oder noch fehlt. Das sind in der Regel geniale, leichtlebige, unfertige, aber nicht unedle Naturen. Als ein solcher noch unsicherer, sich entwickelnder Mensch mit guten Anlagen wird Wilhelm Meister geschildert, und deshalb legt ihm Goethe mit voller Naturwahrheit jenen Ausruf der Geschmacksmoral in den Mund. Daß dieser Standpunkt auch ihm die nöthige Sicherheit im Leben nicht bietet, läßt Goethe den Wilhelm Meister selbst erkennen und aussprechen, als er für Therese seine Lebensgeschichte aufsetzt und in derselben seine Unzufriedenheit mit sich selbst, mit seinem gehaltleeren Leben darlegt. Den eigentlichen Grundgedanken des Romans hat Schiller gewiß treffend herausgehoben in der anderen brieflichen Aeußerung: „Wenn ich das Ziel, bei welchem Wilhelm nach einer langen Reihe von Verirrungen endlich anlangt, mit dürren Worten auszusprechen hätte, so würde ich sagen: er tritt von einem leeren und unbestimmten Ideal in ein bestimmtes thätiges Leben, aber ohne die idealisirende Kraft dabei einzubüßen."

Das war offenbar bewußt oder unbewußt die Goethe'sche Idee des Romans, wie es ebenso die verbindende Idee zwischen dem ersten und zweiten Theil des Faust ist, nicht war es die beiläufig von Wilhelm Meister geäußerte Geschmacksmoral, für die wohl Anklänge in Goethe's wechselnder Lebensstimmung sich finden lassen mögen, die aber keineswegs zu Goethe's durchschlagendem Lebensstandpunkt gemacht werden darf, wenn man ihn als Menschen nicht gründlich verkennen will.

Der Anhänger der Geschmacks- oder Geniemoral anerkennt streng genommen keine allgemein bindenden Regeln sittlichen Verhaltens im Menschenleben, sondern nur das Belieben der sich auslebenden Einzelnatur selbst, deren harmonische Vollendung in sich das Schöne und Gute oder, richtiger gesagt, ein Schönes und Gutes schaffen werde. Derselbe kennt nur den Trieb der für ihn genußreichen Selbst-

vollendung und hofft nur besten Falls durch sie auch Anderen Freude zu machen oder nützlich zu sein. Vor Allem faßt er diese Rücksicht auf Andere auch bei seiner Selbstvollendung nicht als Entwickelung der ihm verliehenen Gaben im Dienste menschlicher Pflichterfüllung auf. In ihren Consequenzen verfolgt, muß diese Ansicht zu der individuell genialen Willkürmoral der Romantiker oder zu ganz ähnlichen Folgerungen führen wie die sittliche Weltanschauung des Materialismus, die alle Gebilde des Menschenlebens mit gleicher Billigung wie die Gebilde der Natur ansehen will, nach der es kein allgemeines Sollen, sondern nur ein naturgemäß verschiedenes Müssen und Wollen geben kann.

So manche Anklänge an solchen Standpunkt sich nun auch wohl in einzelnen Aeußerungen Goethe's finden mögen, so wird man doch kein Recht haben, diesen Standpunkt als seine eigentliche Welt- und Lebensansicht zu proclamiren. Goethe versucht in der That nicht mit solcher Geniemoral aus dem allgemeinen Menschenthum herauszutreten, vielmehr hat er stets sein Leben im Ganzen wie eine ernste sittliche Pflichterfüllung angesehen und war unglücklich nur in Zeiten, in denen er über die Aufgabe seines Lebens unsicher war.

„Die Mittelstraße zu treffen, wollen wir nicht verlangen, so lange wir jung sind“ — schrieb Goethe 1770 — „lassen Sie uns unser Tagewerk verrichten und dem Alter nicht in das Handwerk pfuschen. Die Sachen anzusehen, so gut wir können, sie in unser Gedächtniß schreiben, aufmerksam zu sein und keinen Tag, ohne etwas zu sammeln, vorübergehen lassen; dann jenen Wissenschaften obliegen, die dem Geist eine gewisse Richte geben, Dinge zu vergleichen, jedes an seinen Platz zu stellen, jedes Werth zu bestimmen — das ist's, was wir jetzt zu thun haben. Dabei müssen wir nichts sein, sondern Alles werden wollen, und besonders nicht öfter stille stehen und ruhen, als die Nothdurft eines müden Geistes und Körpers erfordert. Ich weiß wohl, daß man nicht jederzeit aufgeräumt ist, zu thun, was wir sollen. Aber wenn man ein wenig seinen Verstand kennt und Kräfte hat, so erweckt eine edle Empfindung leicht den Muth wieder. Die Morgenträgheit ist bald weg, wenn man sich nur einmal überwunden hat, den Fuß aus dem Bette zu setzen.“

Wenige Jahre später schreibt Goethe einmal an Lavater: „Bruder, was neckst du mich wegen meiner Amüsements. Ich wollt', ich hätt' eine höhere Idee von mir und meiner Bestimmung, so wollt' ich weder meine Handlungen Amüsements nennen noch mich, statt zu handeln, amüsiren.“ — Wiederum einige Jahre später, im August 1780, schreibt Goethe an Lavater: „Das Tagewerk, das mir aufgetragen ist, das mir täglich leichter und schwerer wird, erfordert wachend und träumend meine Gegenwart. Diese Pflicht wird mir täglich theurer, und darin wünschte ich's den größten Menschen gleich zu thun und in nichts Größerem. Diese Begierde, die Pyramide meines Daseins, deren Basis nur angegeben und gegründet ist, so hoch als möglich in die Luft zu spitzen, überwiegt alles Andere und läßt kaum augenblickliches Vergessen zu. Ich darf mich nicht säumen, ich bin schon weit in Jahren vor, und vielleicht bricht mich das Schicksal in der Mitte und der Babylon-Thurm bleibt stumpf und unvollendet. Wenigstens soll man sagen, es war kühn entworfen, und wenn ich lebe, sollen, will's Gott, die Kräfte bis hinaufreichen.“

Es war dasselbe Jahr, in dem Goethe am Pfingstsonntag an Kästner schrieb: „Uebrigens steh' ich sehr gut mit den Menschen hier, gewinne täglich mehr Liebe und Zutrauen und es wird nur von mir abhängen, zu nützen und glücklich zu sein. — Meine Schriftstellerei subordinirt sich dem Leben, doch erlaube ich mir, nach dem Beispiel des großen Königs, der täglich einige Stunden auf die Flöte wandte, auch manchmal eine Uebung in dem Talente, das mir eigen ist.“ — Und ein Jahr zuvor pries Goethe sogar das Glück der ihm zugewiesenen Amtsgeschäfte: „Der Druck der Geschäfte ist sehr schön der Seele“ — schrieb er 1779 in sein Tagebuch — „Wenn sie entladen ist, spielt sie freier und genießt des Lebens. Elender ist nichts als der behagliche Mensch ohne Arbeit, das Schönste der Gaben wird ihm ekel.“ — Ein entsprechender Vers Goethe's lautet:

Gebt mir zu thun,
Das sind reiche Gaben!
Das Herz kann nicht ruh'n,
Will zu schaffen haben.

Allerdings wurden der ihm aufgeladenen Geschäfte in Weimar bald zu viele und zu viele, die ihm nicht passen konnten. Beim Messen und Einkleiden der Recruten zugegen sein und zwischendurch dichten, kann schwerlich als harmonische Lebensexistenz erscheinen. Es ist daher verständlich, daß Goethe in solcher unharmonischen Vielgeschäftigkeit dauernd kein Behagen finden konnte. Man versteht die Stimmung, die ihn am 17. November 1782 an Frau von Stein schreiben läßt: „Seit einigen Tagen seh' ich die Briefe durch, die an mich seit zehn Jahren geschrieben wurden, und begreife immer weniger, was ich bin und was ich soll.“ — Es erscheint auch vollständig gerechtfertigt, daß Goethe, als er sich dann in Italien, wie er selbst schreibt, als Künstler wiedergefunden hatte, von seinem Herzog nur diejenige Erleichterung seiner Geschäfte erbittet, die seiner eigentlichen Berufsbestimmung entsprechen; seine Bitte geht nur auf Erleichterung, durchaus nicht auf völlige Entlastung von allem Geschäft. Goethe wünscht keineswegs bloß seinem dichterischen Berufe zu leben, er möchte sein amtliches Wirken nur auf diejenigen Gebiete beschränkt sehen, in denen er glauben konnte, mit seinen Kräften wahrhaft zu nützen. Nur in diesem Sinne schreibt Goethe am 21. Mai von Neapel an den Herzog: „Wie jetzt unsere Sachen stehen, können Sie es ohne Nachtheil der Geschäfte; ja, ich werde Ihnen mehr werden, als ich oft bisher war, wenn Sie mich nur Das thun lassen, was Niemand als ich thun kann, und das Uebrige Anderen auftragen. Mein Verhältniß zu den Geschäften ist aus meinem persönlichen zu Ihnen entstanden, lassen Sie nun ein Verhältniß zu Ihnen nach so manchen Jahren aus dem bisherigen Geschäftsverhältniß entstehen. Ich bin zu Allem und Jedem bereit, wo und wie Sie mich brauchen wollen. — Geben Sie mich mir selbst, meinem Vaterlande, geben Sie mich Sich selbst wieder, daß ich ein neues Leben mit Ihnen anfange! Ich lege mein Schicksal zutraulich in Ihre Hände. Ich habe so ein großes und schönes Stück Welt gesehen, und das Resultat ist, daß ich nur mit Ihnen und in dem Ihrigen leben mag. Kann ich es weniger von Detail überhäuft, zu dem ich nicht geboren bin, so kann ich zu Ihrer und zu vieler Menschen Freude leben.“ — Und bald darauf, am 23. October 1787, schrieb er von Rom aus an den Herzog: „Nur zu sehr spüre ich in diesem fremden Lande, daß ich älter bin. Alle Verhältnisse knüpfen sich langsamer und loser, meine beste Zeit habe ich mit Ihnen, mit den Ihrigen gelebt, und dort ist auch mein Herz und Sinn, wenn sich gleich die Trümmer einer Welt in die andere Wagschale legen. Der Mensch bedarf wenig; Liebe und Sicherheit seines Verhältnisses zu dem einmal Erwählten und Gegebenen kann er nicht entbehren.“

So erbat sich Goethe nicht ein dichterisches Otium, sondern nur so viel Freiheit, daß er auf den ihm entsprechenden Gebieten mit voller Kraft nützen könne. Er dachte keineswegs bloß an seine künstlerische Selbstvollendung, er wollte gern auch zum Nutzen des Ländchens und des Fürsten, die ihn aufgenommen, seine Kräfte zur Verfügung stellen, nur das Zuviel der Geschäftslast wünschte er beseitigt zu sehen. „Das Bedürfniß meiner Natur“ — schrieb er schon 1781 einmal an Knebel — „zwingt mich zu einer vermannigfaltigten Thätigkeit, und ich würde in dem geringsten Dorfe und auf einer wüsten Insel ebenso betriebsam sein müssen, um nur zu leben. Sind dann auch Dinge, die mir nicht anstehen, so komme ich darüber gar leicht weg, weil es ein Artikel meines Glaubens ist, daß wir durch Standhaftigkeit und Treue in dem gegenwärtigen Zustand ganz allein der höheren Stufe eines folgenden werth und sie zu betreten fähig werden, es sei hier zeitlich oder dort ewig.“

Gewiß mit Recht hat man das Verweilen Goethe's an dem kleinen Fürstenhofe, dem er seine Dienste widmete, als ein Zeichen thätiger Dankbarkeit hervorgehoben, und gerade in diesem seinem Weimaraner Wirken und Schaffen hat Goethe bewiesen, wie wenig wahr die Behauptung ist, er habe stets nur an sich gedacht und sich sonst mit der Hoffnung begnügt, daß das Erwirkte wohl auch Anderen zu Gute kommen werde. Goethe zeigte stets, aber ganz besonders gerade in seiner dortigen Stellung, eine ungewöhnlich hohe und reine Theilnahme auch für das Wohl Anderer.

Man kann wohl sagen, wenn solche Theilnahme sich besonders denen gegenüber zeigt, die uns blutsverwandt sind oder durch Freundschaft und Liebe nahe stehen, so steckt in dieser Theilnahme vielleicht immer noch ein Stück Selbstliebe. Es spricht jedenfalls die Beziehung zu uns mit bei der Theilnahme für die Anderen. Das rein menschliche Mitfühlen tritt noch klarer dort hervor, wo von gar keiner solchen Beziehung des Gemüthes die Rede sein kann. Es läßt sich zeigen, daß Goethe an solchem rein menschlichen Mitempfinden ebenso wenig arm war wie an lebhaftester Theilnahme für die Besserung des Geschickes derer, die ihm näher standen. Aus dem reichen Schatz seiner menschlichen Mitempfindung sei nur Einiges angeführt.

Am 31. Juli 1774 schrieb Goethe an Sophie von La Roche von Ems aus: „Dienstag werden wir kommen, bei Ihnen zu Mittag zu essen, um mit wahrer Freude zusammen zu sein, so viel die Welt giebt. Mein Sinn hat sich noch nicht ganz erholt, da vier Knaben gestern Nacht ertranken und keiner gerettet wurde. Nur in solchen Augenblicken fühlt der Mensch, wie wenig er ist und mit heißem Athmen und Schweiß und Thränen nichts wirkt."

Wir wissen, daß dieses Unglück sich am Tage zuvor ereignete, daß vier Knaben, die krebsen wollten, in der Lahn ertranken. Die Wiederbelebungsversuche, an denen sich Goethe betheiligte, blieben vergebens. Einen wie großen Eindruck das Ereigniß auf Goethe's Empfindung machte, zeigt, daß er nach einem halben Jahrhundert derselben im 11. Capitel des zweiten Buches der Wanderjahre Ausdruck gab, indem er Wilhelm Meister das Gleiche erleben läßt.

Beredter noch spricht der Besuch des mit sich und der Welt zerfallenen Menschenfeindes Plessing, den Goethe auf der Harzreise im Winter 1771 aufsuchte. Von seinen Jagdgenossen entfernte sich Goethe, um durch die Einsamkeit der Winternatur hindurch zu dem Manne zu gelangen, der, ihm völlig unbekannt, sich vertrauensvoll an ihn gewandt hatte um Rath und innere Hülfe. Mit welcher Stimmung Goethe zu ihm ging, sagt uns sein Gedicht „Harzreise im Winter":

Ach, wer heilet die Schmerzen
Deß, dem Balsam zu Gift ward?
Der sich Menschenhaß
Aus der Fülle der Liebe trank!
Erst verachtet, nun ein Verächter,
Zehrt er heimlich auf
Seinen eigenen Werth
In ungenügender Selbstsucht.

Ist auf deinem Psalter,
Vater der Liebe, ein Ton
Seinem Ohre vernehmlich,
So erquicke sein Herz!
Oeffne dem umwölkten Blick
Ueber die tausend Quellen
Neben dem Dürstenden
In der Wüste.

Ungekannt geht er zu ihm, redet ihm zu, bleibt dann auch ferner mit ihm in Verbindung. Es gelingt ihm, ein verirrtes Menschenleben wieder in die Richt zu bringen, und er hat die Freude, den Geretteten als fleißigen Professor, mit antediluvianischen Studien beschäftigt, später auf einer Rheinreise in Duisburg wiederzufinden.

Noch allgemeiner redet für seine unbefangene Theilnahme an Menschenwohl die Art, wie er in seinem Amt als weimarischer Minister gelegentlich die Noth des Landes mitempfand und für die Abstellung von Uebelständen eintrat.

Lewes hat schon darauf hingewiesen, wie ihn beim Schreiben der Iphigenie das Elend der Arbeiter in Apolda stört. „Hier will das Drama gar nicht fort" — schreibt Goethe — „es ist verflucht, der König von Tauris soll reden, als wenn kein Strumpfwirker in Apolda hungerte."

Herrlicher noch spricht für Goethe's Theilnahme am Volkswohl die Art, wie er sich wiederholt beim Herzog für die Abstellung des Jagdschadens durch die Wildschweine verwendet. Die veröffentlichte Correspondenz Goethe's mit dem Herzog theilt darüber folgenden köstlichen Brief des Dichters vom 26. December 1784 mit:

„Auch die Jagdlust gönne ich Ihnen von Herzen und nähre die Hoffnung, daß Sie dagegen nach Ihrer Rückkunft die Ihrigen von der Sorge eines drohenden Uebels befreien werden. Ich meine die wühlenden Bewohner des Ettersberges. Ungern erwähne ich dieser Thiere, weil ich gleich anfangs gegen deren Einquartierung protestirt und es einer Recht-

haberei ähnlich sehen könnte, daß ich nun wieder gegen sie zu Felde ziehe. Nur die allgemeine Aufforderung kann mich bewegen, ein fest gelobtes Stillschweigen zu brechen, und ich schreibe lieber, denn es wird eine der ersten Sachen sein, die Ihnen bei Ihrer Rückkunft vorgebracht werden. Von dem Schaden selbst und dem Verhältniß einer solchen Heerde zu unserer Gegend sage ich nichts, ich rede nur von dem Eindruck, den es auf die Menschen macht. Noch habe ich nichts so allgemein mißbilligen sehen; es ist darüber nur eine Stimme.

„Was mir dabei aufgefallen ist und was ich Ihnen gern sage, sind die Gesinnungen der Menschen gegen Sie, die sich dabei offenbaren. Die meisten sind wie erstaunt, als wenn die Thiere wie Hagel vom Himmel fielen. Die Menge schreibt Ihnen nicht das Uebel zu, Andere gleichsam nur ungern und Alle vereinigen sich darinnen, daß die Schuld an denen liege, die, statt Vorstellungen zu machen, Sie durch gefälliges Vorspiegeln verhinderten, das Unheil, das dadurch angerichtet werde, einzusehen. Niemand kann sich denken, daß Sie durch eine Leidenschaft in einen solchen Irrthum geführt werden könnten, um etwas zu beschließen und vorzunehmen, was Ihrer übrigen Denkens- und Handelnsart, Ihren bekannten Absichten und Wünschen geradezu widerspricht. Der Landcommissär hat mir gerade ins Gesicht gesagt, daß es unmöglich sei, und ich glaube, er hätte mir die Existenz dieser Creaturen völlig geleugnet, wenn sie ihm nicht bei Lützendorf eine Reihe frisch gesetzter Bäume gleich die Nacht darauf zusammt den Pfählen ausgehoben und umgelegt hätten.

„Könnten meine Wünsche erfüllt werden, so würden diese Erbfeinde der Cultur ohne Jagdgeräusch, in der Stille nach und nach der Tafel aufgeopfert, daß mit der zurückkehrenden Frühlingssonne die Umwohner des Ettersberges wieder mit frohem Gemüthe ihre Felder ansehen könnten.

„Man beschreibt den Zustand des Landmanns kläglich, und er ist's gewiß; mit welchen Uebeln hat er zu kämpfen! — Ich mag nichts hinzusetzen, was Sie selbst wissen. Ich habe Sie so Manchem entsagen sehen und hoffe, Sie werden mit dieser Leidenschaft den Ihrigen ein Neujahrsgeschenk machen, und bitte mir für die Beunruhigung des Gemüths, die mir die Colonie seit ihrer Entstehung verursacht, nur den Schädel der gemeinsamen Mutter des verhaßten Geschlechtes aus, um ihn in meinem Cabinet mit doppelter Freude aufzustellen.

„Möge das Blatt, was ich eben endige, Ihnen zur guten Stunde in die Hand kommen."

So sprach Goethe, der selbst die Freuden der Jagd wohl kannte und schätzte, aus Interesse für das geschädigte Gemeinwohl des Landvolks mit freiem Mannesmuth gegen die schon wiederholt bekämpfte Leidenschaft seines Herzogs. Man hört dieselbe Stimme wieder, die schon ein Jahr zuvor in dem Gedicht „Ilmenau" vom 3. September 1783 dem Fürsten zurief:

So mög', o Fürst, der Winkel deines Landes
Ein Vorbild deiner Tage sein!
Du kennest lang' die Pflichten deines Standes
Und schränkest nach und nach die freie Seele ein.
Der kann sich manchen Wunsch gewähren,
Der kalt sich selbst und seinem Willen lebt;
Allein wer Andre wohl zu leiten strebt,
Muß fähig sein, viel zu entbehren."

Nicht minder hervorragend ist die Art, wie sich Goethe der inneren und äußeren Verbesserung der Lage Herder's wiederholt annimmt. So schreibt er einmal am 12. Mai 1789 an Carl August: „Eine meiner vorzüglichsten Sorgen ist nun Herder's Schicksal. Sie werden mir erlauben, daß ich einmal gelegentlich über diesen Fall und verwandte Fälle ein Wort aus dem Herzen sage. Es wird einem Fürsten, der so mancherlei Mittel in Händen hat, leicht, das Glück von Manchem, besonders dem Nächsten zu machen, wenn er es wie eine Baumschule behandelt, nach und nach, und immer so fort, wenig, aber das Wenige zur rechten Zeit thut. So kann der Mensch, dem nachgeholfen wird, von sich selber wachsen. Und am Ende von Allem, was unterscheidet den Mächtigen, als daß er das Schicksal der Seinigen macht, es bequem, mannigfaltig und im Großen machen kann, anstatt daß ein Particulier sein ganzes Leben sich durchdrücken muß, um ein paar Kinder oder Verwandte in einige Aisance zu versetzen."

Mit vollem Rechte hat Riemer darauf hingewiesen, daß Goethe sich ähnlich lebhaft für eine ganze Reihe literarischer Freunde verwandt hat; Lewes ferner theilte ein redendes Beispiel mit, wie wohlthätig und zart zugleich Goethe in gleicher Weise aus eigenen Mitteln die verkommende Kraft unterstützte und hob. Nach alle dem dürfen wir Goethe schon glauben, daß es wahr und tief empfunden war, wenn er am 2. April 1782 von Eisenach an Frau von Stein schreibt:

„Von Gotha, wo es mir so weich wie einem Schoßkinde ergangen, komme ich hierher, wo mich die Sorgen wie hungerige Löwen anfallen. Hätte ich die Angelegenheiten unseres Fürstenthums auf so einem guten Fuß als meine eigene, so könnten wir von Glück sagen, und wäre alsdann das Glück uns so treu und hold, wie du mir bist, würde man uns vor dem Tode selig preisen können.

„Liebste Lotte, daß doch der Mensch so viel für sich thun kann und so wenig für Andere, daß es doch ein fast nie befriedigter Wunsch ist, Menschen zu nützen. Das Meiste, dessen ich persönlich fähig war, habe ich auf den Gipfel des Glücks gebracht, oder sehe vor mir, es wird werden. Für Andere arbeit' ich mich ab und erlange nichts, für mich mag ich kaum einen Finger rühren, und es wird mir Alles auf einem Kissen überreicht."

Von einem Manne, der solchen Schmerz darüber empfindet, daß er Anderen nicht so helfen kann wie sich, kann man gewiß nicht sagen, daß er nur der eigenen künstlerischen Selbstvollendung gelebt hat, noch weniger, daß er Anderen gegenüber ein theilnahmloser Egoist war. — Zu einem solchen stimmt weiter auch die andere briefliche Aeußerung nicht, die Goethe einen Monat zuvor (am 31. März) gegen Frau von Stein that:

„Wenn man in Liebe und Freundschaft glücklich ist, daß unser Herz in der weiten Welt nichts zu suchen braucht, so hat man mit den Menschen einen guten Stand und man kann sich der Wahrheit gemäß mit ihnen betragen, eben als wenn man nichts politisch von ihnen will." — Ueberhaupt, kann wohl ein kalter Egoist, der nur an sich denkt, so viel Freundschaft und Liebe finden in der Menschenwelt, wie doch Goethe thatsächlich fand?

Aber freilich, gerade hier hat wiederholt der Tadel des Menschen Goethe angesetzt mit der Behauptung, auch in Freundschaft und Liebe habe er vor Allem sich und seinen Genuß gesucht und eben deshalb so oft untreu in Freundschaft und Liebe gewechselt. Genaue Kenntniß seines Lebens zwingt, wie mir scheint, auch in diesem Punkte zu einer anderen Auffassung.

Das lebhafte Bedürfniß nach freundschaftlicher Mittheilung und Theilnahme hat Goethe allezeit empfunden. „Es geht uns der ganze Gewinn des Lebens verloren" — sagte er einmal zu seinem Freunde Meyer 1796 — „wenn wir uns nicht mittheilen können, und eben in den zartesten Sachen, an denen man so selten Theilnehmer findet, wünscht man sie am lebhaftesten." Goethe wußte auch recht gut, was wahre Freundschaften gründet und dauernd bindet. „Die Menschen werden durch Gesinnungen vereinigt, durch Meinungen getrennt" — schreibt er einmal an Jacobi 1813 — „jene sind ein Einfaches, in dem wir uns zusammenfinden, diese ein Mannigfaltiges, in das wir uns zerstreuen. Die Freundschaften der Jugend gründen sich aufs Erste, an den Spaltungen des Alters haben die letzteren Schuld. Würde man dieses früher gewahr, verschaffte man sich bald, indem man seine eigene Denkweise ausbildet, eine liberale Ansicht der übrigen, ja der entgegengesetzten, so würde man viel verträglicher sein und würde durch Gesinnung das wieder zu sammeln suchen, was die Meinung zersplittert hat."

Mir scheint, Goethe hat im Leben nach solcher Ansicht thatsächlich seine Freundschaften gehegt und gepflegt, wie dies die dauernden Freundschaftsverhältnisse zu Kästner, Jacobi, Carl August und vor Allem Schiller beweisen.

Zur Freundschaft gehört nicht Uebereinstimmung der Ansichten, aber wohl der lebhafte Wunsch wechselseitigen Verständnisses und das Bedürfniß wechselseitiger Anerkennung der unterschiedenen Eigenart, Beides hervorgehend aus dem Bedürfniß nach voller Theilnahme an dem Wohl und Wehe des Anderen. Solche echte Freundschaften hat Goethe allezeit mehr besessen als viele Andere, und in seinem Leben den Beweis geliefert, daß,

je voller ein Mensch — Mensch ist, um so weniger wahr das Wort ist, mehr als einen wahren Freund könne der Mensch kaum besitzen, und wahr sei die Witzrede: meine lieben Freunde, es giebt keinen Freund. Viel wahrer bewährt sich an seinem Leben das Wort aus dem Tasso, das Leonore zur Prinzessin spricht:

Sehr leicht zerstreut der Zufall, was er sammelt.
Ein edler Mensch zieht edle Menschen an
Und weiß sie festzuhalten, wie ihr thut.

Die Gemeinschaft der Schlechten kann nur von kurzgemessener Dauer sein, denn sie gründet sich nur auf die jeweilig zusammenstimmenden Zwecke der berechnenden Selbstsucht; die innige Gemeinschaft der Guten oder richtiger gesagt der Liebhaber des Guten kann von weiterem Umfang und langer Dauer sein, denn sie gründet sich auf die gemeinsame Liebe zu einem selbst Unvergänglichen. Das beste Mittel, an Freundschaft reich durchs Leben zu gehen, liegt deshalb in dem aufrichtigen Streben nach dem Guten und Schönen. Und man darf daher auch mit Zuversicht umgekehrt schließen, wer im Leben viel wahre Freunde fand, wird auch dieses Streben besessen haben, und seine Seele kann nicht von kleinlicher oder auch großartiger Selbstsucht erfüllt gewesen sein.

Goethe hat wohl gesehen, daß die Menschen diesen Vorwurf oft gegen einander erheben, daß dieser Vorwurf auch ihm gemacht ward, und er hat selbst darauf das Gebührende geantwortet:

„Die Narren von Deutschen“ — schreibt er 1809 — „schreien noch immer gegen den Egoismus, — wollte Gott, man hätte seit langer Zeit für sich und die Seinigen redlich und dann für die Nächsten und immer wieder Nächsten redlich gesorgt. So sähe vielleicht Alles anders aus. Jetzt wollen wir uns nicht irre machen lassen und im alten Wesen verharren.“

Und in einem Verse sagt Goethe noch deutlicher:

Sie schelten einander Egoisten,
Will Jeder doch nur sein Leben fristen;
Wenn der und der ein Egoist,
So denke, daß du es selber bist.
Du willst nach deiner Art bestehen,
Mußt selbst auf deinen Nutzen sehen!
Dann werdet ihr das Geheimniß besitzen,
Euch sämmtlich unter einander zu nützen!
Doch den laßt nicht zu euch herein,
Der Andern schadet, um etwas zu sein.

Damit zieht Goethe treffend die Grenzlinie zwischen erlaubter und unerlaubter Selbstsucht. Der Mensch soll zunächst für sich und die Seinigen sorgen, und wenn er dies recht thut und es ihm gut gelingt, darf er hoffen, damit auch Anderen zu dienen. Goethe denkt, was Rückert ebenso in dem Gedicht ausgesprochen hat, das mit den Worten schließt:

Wenn die Rose selbst sich schmückt,
Schmückt sie auch den Garten.

Die Selbstvollendung des Einzelnen kann auch Schmuck und Nutzen des Ganzen sein. Unrecht ist nur dasjenige Streben für sich, das nur durch gewollte Schädigung eines Anderen erreicht werden kann, das durch neidische Verkleinerung und boshafte Herabziehung des Werthes Anderer den eigenen Vortheil sucht. Von solcher Selbstsucht war Goethe ungemein fern, viel weiter als viele Menschen. Mit berechtigtem Selbstgefühl konnte er dichten:

Ich Egoist! — Wenn ich's nicht besser wüßte!
Der Neid, das ist der Egoiste.
Und was ich auch für Wege geloffen,
Auf'm Neidpfad habt ihr mich nie betroffen.

Das ist wahr, Neid kannte seine Seele nicht, an Verkleinerungssucht Anderen gegenüber litt er nicht. Mit vollem Rechte konnte er von sich sagen: „Es giebt Menschen, die auf die Mängel ihrer Freunde sinnen; dabei kommt nichts heraus. Ich habe immer auf die Verdienste meiner Widersacher Acht gehabt und davon Vortheil gezogen.“ — Gegen große Vorzüge eines Anderen wollte er kein anderes Rettungsmittel kennen als die Liebe und die wahre Liberalität suchen in der Anerkennung. Sein Leben straft diese Gesinnung nicht Lügen, ich erinnere nur an die neidlose Anerkennung der Verdienste Schiller's und an die darauf gegründete andauernde Freundschaft, die gerade zu einer Zeit geschlossen wurde, als der Ruhm Schiller's im großen Publikum höher stand als der Goethe's.

In solchem Streben ohne Rücksicht auf das Glück des Erfolges an sich und für Andere zu arbeiten hat Goethe bis an sein Lebensende ausgeharrt.

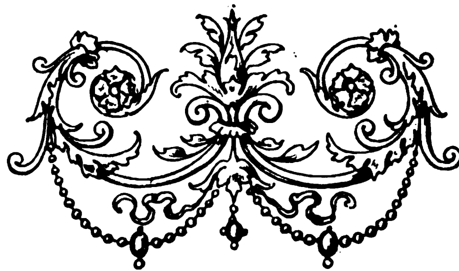
„Wenn man alt ist, muß man mehr thun, als da man jung war“ — lesen wir in seinen Sprüchen in Prosa; und ebenda: „Es ist besser, das geringste Ding

von der Welt zu thun, als eine halbe Stunde für gering halten." Und: „Alles, was wir treiben und thun, ist ein Abmüden; wohl dem, der nicht müde wird." — Stets hielt er dabei fest daran, daß es „dem thätigen Menschen darauf ankomme, daß er das Rechte thue, ob aber das Rechte geschehe, ihn nicht kümmern solle."

Noch im Alter schreibt Goethe einmal 1830 an seinen Freund Zelter: „Nemo ante obitum beatus, ist ein Wort, das in der Weltgeschichte figurirt, aber eigentlich nichts sagen will. Sollte es mit einiger Gründlichkeit ausgesprochen werden, so müßte es heißen: Prüfungen erwarte bis zuletzt! Auch mir hat es nicht daran gefehlt, und es scheint, als wenn das Schicksal die Ueberzeugung habe, man sei nicht aus Nerven, Venen, Arterien und anderen daher abgeleiteten Organen, sondern aus Draht zusammengeflochten. Das eigentlich Wunderliche und Bedeutende dieser Prüfung ist, daß ich alle Lasten, die ich zunächst je mit dem neuen Jahre abzustreifen und einem Jüngerlebigen zu übertragen glaubte, nunmehr selbst fortzuschleppen und sogar schwieriger weiterzutragen habe. Hier nur allein kann der große Begriff der Pflicht uns aufrecht erhalten. Ich habe keine Sorge, als mich physisch im Gleichgewicht zu bewegen; alles Andere giebt sich von selbst. Der Körper muß, der Geist will, und wer seinem Wollen die nothwendigste Bahn vorgeschrieben sieht, der braucht sich nicht viel zu besinnen."

So redet von der Pflicht einer thätigen und nützlichen Lebenserfüllung kein Anhänger der Geschmacksmoral, am wenigsten im hohen Alter.

Goethe lag nur daran, „Schönheit und Sittlichkeit im Einklange zu sehen"; — „das" — sagt er einmal — „ist die unerläßliche Forderung des gebildeten Menschen." — Darin also stimmte er mit Schiller überein, der auch nicht mit Kant nur das pflichtgemäße Handeln als ein sittliches anerkennen wollte, der auch forderte, daß das Gute nicht bloß aus Pflicht, sondern zugleich aus Neigung gethan werden müsse, und der nur demjenigen Menschen die Vollendung einer schönen Seele zugestehen wollte, bei welchem Pflicht und Neigung in schönster Harmonie geeignet erscheinen, bei welchem das Gute sich in der Form einer ungezwungenen schönen Natur äußern möchte. Nur in diesem Sinne verlangte auch Goethe, das Gute solle auch als Schönes den Geschmack befriedigen; ein Anhänger einseitiger Geschmacksmoral war er weder im Princip noch im Leben.





Die Wanderungen der Thiere

in ihrem Verhältniß

zu der jetzigen und früheren Vertheilung derselben auf der Erdfläche.

Von

Carl Vogt.

II. Die früheren Wanderungen im Verhältniß zur jetzigen Verbreitung.*

Um sich eine Vorstellung von der Wichtigkeit der Thierwanderungen, welche namentlich auf dem Festlande während früherer geologischer Epochen stattgefunden haben müssen, machen zu können, müßte man die jetzige geographische Vertheilung sämmtlicher Typen mit denjenigen Ausbreitungen vergleichen können, welche man in den früher abgelagerten Erdschichten nachweisen kann. Das wäre eine Riesenarbeit, zu welcher uns auch, offen gestanden, noch viele nothwendige Nachweise fehlen; unsere Kenntniß in Beziehung auf die geographische Verbreitung der Thiere in früheren Epochen ist noch weit lückenhafter, als wenn es sich um die heutigen Faunen handelt, und außerdem wäre es auch unmöglich, in dem uns zugewiesenen Raume die Aufgabe zu bewältigen, selbst wenn nur die wesentlichsten Typen des Thierreiches in die Betrachtung gezogen würden. Ich beschränke mich deshalb in meinen Ausführungen einzig und allein auf die Landsäugethiere und beziehe mich, was die heutige Verbreitung dieser Gruppe betrifft, auf das treffliche, von Meyer in das Deutsche übersetzte Werk von Alfred Russel Wallace: „Die geographische Verbreitung der Thiere.“

Wallace theilt hinsichtlich der Verbreitung der Thiere die Erdoberfläche in sechs große Regionen, die selbst wieder je in mehrere Subregionen zerfallen. Die Hauptregionen sind: 1) Die paläarktische Region, welche Europa mit der ganzen Umgebung des Mittelmeeres und Asien etwa bis zum Nordabhange der großen Centralketten umfaßt; 2) die

* Siehe Monatshefte Bd. XLVII, S. 49.

äthiopische Region, ganz Afrika im Süden des Atlas, Südarabien und Madagaskar; 3) die orientalische Region, Asien im Süden des Himalaya, Ceylon und die Sunda-Inseln bis nach Timor; 4) die australische Region, Australien, Neu-Guinea und die übrigen Inseln östlich von Timor; 5) die neotropische Region, Südamerika bis zum Isthmus von Panama; 6) die nearktische Region, Nordamerika vom Isthmus an.

Die Begrenzung von größeren Faunengebieten hat immer etwas Mißliches und Willkürliches, einmal wegen der Mischung der Typen an den Grenzen der Gebiete und außerdem wegen der Verschiedenheit der Ausbreitung der einzelnen Arten — Tiger und Gespenstaffe (Tarsius spectrum) gehören derselben orientalischen Region an; aber während der erstere von der Südspitze Indiens bis zu den Ufern des Amur in Sibirien seine Wohnstätten hat, ist der Gespenstaffe auf einige Inseln beschränkt. Je nachdem man der einen oder anderen Art eine größere, allgemeinere Bedeutung zuschreibt, werden also die Grenzen einer Region weiter sich ausdehnen oder enger zusammenziehen.

Sieht man aber von diesen und manchen anderen Ausstellungen ab, so muß man anerkennen, daß jede der Wallace'schen Regionen gegenwärtig in der That einen specifischen Charakter ihrer Thiergesellschaft zeigt, sei es durch die Entwickelung besonderer, der Region eigenthümlicher Typen, sei es durch den Mangel anderer, die in einer anderen Region ausgiebig vertreten sind. Betrachtet man die heutige Thierverbreitung allein, so hat Wallace vielleicht zu wenig Regionen aufgestellt; man könnte z. B. leicht nachweisen, daß Madagaskar ebenso gut wie die Polarregionen der beiden Continente sehr wohl eigene Regionen bilden können; faßt man aber dagegen die frühere Vertheilung der Thiergruppen, aus welchen die heutige Schöpfung sich entwickelt hat, vorzugsweise in das Auge, so wird man zugeben müssen, daß die Specialisation der großen, oben angeführten Regionen in vieler Beziehung zu weit geht, indem die drei Hauptregionen, in welche die alte Welt getheilt wird, viel enger mit einander zusammenfließen, als Madagaskar, das doch nur als Subregion der äthiopischen Hauptregion behandelt wird, mit Afrika übereinstimmt.

Wie es sich nun auch mit diesen Begrenzungen, auf die wir noch zurückkommen werden, verhalten möge, so viel wird man immerhin zugestehen müssen, daß die heutige Verbreitung der Landsäugethiere nicht ein für sich bestehendes, unabhängiges Factum sein kann, sondern daß sie als nothwendige Folgerung sich aus früheren geologischen Epochen her entwickelt haben muß, die wir bis in die ältesten Tertiärschichten hinauf verfolgen können. Mit diesen hören aber auch unsere thatsächlichen Kenntnisse auf. Wir wissen absolut nichts von den Säugethieren, die während der Periode der Kreideablagerungen gelebt haben müssen, sehr wenig von denjenigen, die während der Epochen des Jura und des Trias bis zum bunten Sandsteine hinauf gelebt haben; wir müßten diese Lücken mit Geschöpfen unserer Phantasie füllen und überlassen solche Spielereien gern denjenigen, die eine besondere Neigung dafür empfinden.

Der jetzige Zustand unserer Kenntnisse erlaubt uns weder die Annahme besonderer Schöpfungscentren für die einzelnen Typen noch diejenige einziger Urväter für diese Typen. Ich will diese Behauptung, die im schneidenden Gegensatze zu den von Haeckel aufgestellten Ansichten steht, durch ein Beispiel erläutern. Die Wiederkäuer sind eine sehr wohl charakterisirte Ordnung unserer Landsäugethiere; man findet sie in unzweifelhaften Gattungen und Arten bis zu den mittleren Tertiärgebilden, bis zum Miocen. In den älteren Tertiärgebilden finden sich Typen, welche sich zu ihnen hinneigen; die Gattung Oromeryx aus dem amerikanischen Eocen wird von Marsh, einem ausgezeichneten Forscher, zwar, wenn auch in zweifelhafter Weise, als der Stammvater der Hirsche angesehen, ist aber noch ebenso wenig ein wahrer Wiederkäuer als die gleichalterige Gattung Xiphodon aus dem Gypse von Montmartre bei Paris, von welcher Gaudry, der Professor am Pflanzengarten, sagt, daß sie mit ebenso viel Recht den Dickhäutern als den Wiederkäuern zugetheilt werden könnte. Welche von beiden Gattungen ist nun der Stamm-

vater der Wiederkäuer? Wo ist das Schöpfungscentrum der Wiederkäuer zu suchen, in Europa oder in Amerika? Die Wiederkäuer besitzen in den halbmondförmigen Schmelzleisten ihrer Zähne einen so eigenthümlichen Charakter, daß man sie auch Selenodonten (Mondzähner) genannt hat; derselbe Selenodontentypus findet sich aber schon bei einer Anzahl von Dickhäutern mit paarigen Zehen aus dem Eocen — welche von diesen Gattungen hat den Charakter auf die Wiederkäuer vererbt? Jede und keine, kann man antworten. Man befindet sich den alten Wiederkäuern aus dem Miocen gegenüber in derselben Verlegenheit; Kowalewski, der so schöne Studien darüber veröffentlicht hat, erklärt eine kleine Gattung aus dem Miocen der Auvergne, Gelocus, für den Stammvater aller Wiederkäuer — aber Marsh zählt uns aus Amerika, Gaudry aus Europa Dutzende von Gattungen auf, die nicht geringere Ansprüche erheben können. „Unsere Verlegenheit," sagt Gaudry ausdrücklich, „besteht in der Wahl; wenn wir die Bezahnung in das Auge fassen (oder die Hörner und Glieder), so nähern sich so viele Dickhäuter den Wiederkäuern, daß wir durchaus nicht diejenigen Gattungen von Dickhäutern bezeichnen können, welche als die Stammeltern der Wiederkäuer angesehen zu werden das meiste Recht hätten."

So weit für den Stammvater der Wiederkäuer. Was aber nun das Schöpfungscentrum für dieselben betrifft, so sind die Wiederkäuer über die ganze Erde verbreitet, mit Ausnahme von Madagaskar und Australien; aber während der Perioden des Eocen und Miocen besitzen die alte und neue Welt durchaus verschiedene Gattungen von Wiederkäuern oder dazu neigenden Typen, so daß also in dieser Beziehung Europa und Amerika nicht minder von einander getrennt waren, als sie es heute sind — wo entstanden nun die Wiederkäuer und wie kommen sie, von ihrem etwaigen Entstehungscentrum aus, nach dem anderen Welttheil hinüber? Nach Marsh soll sich die Familie der Kameele aus einem im oberen Eocen Amerika's gefundenen Typus, Parameryx, entwickelt haben. Kann man nun annehmen, daß während der Miocenperiode die Kameele von Nordamerika aus nach der alten Welt, die Lamas nach Südamerika ausgewandert seien, indessen die Ziegen und Schafe in der alten Welt blieben und die Antilopen, welche unsere Continente bevölkerten und noch bevölkern, nur einen einzigen Reisenden, die Gabelgemse, in die Felsengebirge Amerika's entsandten?

Gehen wir noch genauer auf die Thatsachen ein. Nach Marsh wäre die Gattung Parameryx aus dem oberen Eocen Amerika's der Stammvater der Kameele, mit welchen die Gattung die nächste Verwandtschaft zeigt, und müßte damit auch, als die älteste Gattung, der Ahne aller Wiederkäuer sein. Die Nachkommen dieses Parameryx konnten während der Miocenzeit nicht nach Südamerika auswandern, um dort Lamas zu werden, denn nach dem eigenen Geständniß von Marsh „stand damals der Isthmus von Darien unter Wasser" und tauchte erst gegen das Ende der Tertiärperiode aus den Fluthen hervor. Diese Nachkommen hätten also nach Ost und West auswandern und während der Miocenperiode alle jene zahlreichen Familien der Wiederkäuer hervorbilden müssen, welche (mit Ausnahme der Ziegen) dem Miocen entstammen. Zwerghirsche (Traguliden), Moschusthiere, Hirsche, Giraffen, Ochsen und Sivatheriden, die jetzt ausgestorben sind — alle diese lebenden und fossilen Familien müßten, der Einstammtheorie nach, während der Miocenperiode in der alten und neuen Welt dem einzigen Stammthiere Parameryx entsprossen sein. Aber nur einige dieser Nachkommen wären während der Pliocenperiode nach Amerika zurückgekehrt, wo sich unterdessen die Lamas entwickelt hätten, um längs der Felsengebirge nach dem Süden auszuwandern. Die Hirsche wären nachgekommen; die Zwerghirsche, Giraffen, Sivatherien, die Antilopen (mit einziger Ausnahme der Gabelgemse) wären in der alten Welt geblieben, die Ochsen und Schafe dagegen auf der Wanderung zurückgeblieben und erst in der jüngsten Zeit hinübergewandert.

Welche Schwierigkeiten! Welche Anhäufung von Unwahrscheinlichkeiten! Aber alle diese Schwierigkeiten verschwinden in dem Augenblicke, wo man annimmt, daß die Wiederkäuer sich aus verschiedenen Stammtypen entwickelten, die ihren Familien und Unterfamilien entsprechen.

Warum konnten die Kameele der alten Welt sich nicht ebenso gut aus einem besonderen Stamm entwickeln wie die Lamas der neuen Welt? Warum können die Zwerghirsche, die Moschusthiere, die Antilopen sich nicht aus Dickhäutergattungen entwickelt haben, die der alten Welt eigenthümlich waren? Es fehlt deshalb noch nicht an Wanderungen; Bison, Renthier, Elen, Moschusochse u. s. w. sind während der Epochen des oberen Pliocen und des Postpliocen zwischen alter und neuer Welt hin- und hergewandert! Wenn aber diese Arten und Gattungen identisch oder kaum als Varietäten verschieden sind, so haben wir während der Epochen des Miocen und unteren Pliocen nicht eine einzige Gattung, welche beiden Continenten gemeinsam wäre, was doch der Fall sein müßte, wenn so zahlreiche Wanderungen zwischen denselben stattgefunden hätten, wie man sie bei Annahme eines einzigen Schöpfungscentrums nothwendig statuiren muß.

Wir können aus dieser und einer Menge anderer Thatsachen schließen, daß die geographische Vertheilung von Familien, die einander nahe stehen und zu derselben Ordnung der Säugethiere gehören, aber in entfernten Regionen sich finden, durchaus nicht als ein bindender Beweis für ausgebreitete, von einem Mittelpunkte ausstrahlende Wanderungen aufgefaßt werden kann und darf; daß vielmehr diese Verbreitung auch das Resultat einer an Ort und Stelle stattfindenden Entwickelung sein kann, welche von verschiedenen Wurzeln ausgeht und auf diese Weise Stammbäume erzeugt, deren Aeste sich von verschiedenen Stämmen her gegen einander neigen und sich stets mehr und mehr nähern, statt stets fort aus einander zu weichen, wie es die heutige Theorie verlangt. Nichts leichter, als Brücken und Viaducte in der Einbildung zu errichten, welche heute durch Meere getrennte Continente mit einander verbinden, oder versunkene Continente zu erfinden, deren Spitzen nur noch als Inseln aus den Fluthen hervorragen. Die Frage ist nur die, ob solche oft sehr gewagte Annahmen auch die Schlüsse, die man auf sie stützt, rechtfertigen oder nöthig machen.

Wenn man die Faunen der Landsäugethiere früherer Epochen mit denjenigen vergleicht, die sich heute auf der Erde zeigen, und die Verschiedenheiten der jetzt existirenden Verbreitungsgebiete zugleich in das Auge faßt, so fallen unmittelbar zwei Regionen auf, die eine ganz besondere Physiognomie besitzen und deren abgeschlossene Eigenthümlichkeit fast durch keine fremde Beimischung getrübt ist, nämlich einerseits Madagaskar, andererseits der australische Continent mit seinem Anhängsel Vandiemensland.

Beschäftigen wir uns zuerst mit Madagaskar, das Wallace nur als ein Untergebiet seiner äthiopischen Hauptregion auffaßt, während Haeckel und Andere aus der großen ostafrikanischen Insel den Rest eines weiten Continents machen, Lemurien genannt, der wahrscheinlich zur Strafe für die Erzeugung eines so ungefügen Geschöpfes, wie der Mensch ist, größtentheils im Meere ersäuft wurde.

In Madagaskar sind die Landsäugethiere durch Repräsentanten von nur sechs Ordnungen vertreten, durch Halbaffen, Fledermäuse, Insectenfresser, Fleischfresser, Nager und paarzehige Hufthiere (Artiodactylen). Die Hufthiere zeigen nur eine Schweinegattung (Potamochaerus), die Fleischfresser nur einige kleine Arten, während drei Ordnungen zahlreiche Gattungen und Arten bieten.

Untersuchen wir diese Landsäugethiere im Einzelnen in Beziehung auf etwaige Wanderungen. Die Fledermäuse können uns über diesen Punkt nichts sagen. Die früchtefressenden fliegenden Hunde sind über die Tropenzone der ganzen alten Welt verbreitet, die Hufeisennasen und Speckmäuse finden sich überall, die Mopsfledermäuse (Molossus) bewohnen die ganze Tropenzone — alle diese Thiere fliegen vortrefflich und können deshalb wohl den Meeresarm zwischen der Insel und dem Festlande überfliegen. Außerdem sind die Fledermäuse vom ältesten Säugethieradel, da sie schon im Eocen gefunden werden. Wenn also vor dem Eocen, während der jüngsten Kreidezeit, eine Verbindung mit dem Festlande vorhanden war, so können die Stammeltern der Fledermäuse damals übergewandert sein.

Das Flußschwein (Potamochaerus) schwimmt vortrefflich. Es lebt halb im Wasser. Eine der Art von Madagaskar ähnliche Art findet sich auf der benach-

barten Küste. Der Stammbaum der Schweine reicht aber noch weiter zurück als derjenige der Fledermäuse — schon in der Kreidezeit müssen schweineartige, paarige Hufzeher existirt haben.

Die Insectenfresser entstammen dem Eocen. Außer einigen Spitzmäusen, deren Gattungen über die ganze Erde mit Ausnahme Australiens und Südamerika's verbreitet sind, hat Madagaskar noch eine besondere Familie von igelähnlichen Geschöpfen, Centetiden genannt, aufzuweisen, die sonst auf der ganzen Erde nicht vorkommt. Man hat zwar dieser Familie einen eigenthümlichen Insectenfresser der Antillen (Solenodon) anreihen und zwischen ihnen und einer fossilen Gattung aus dem Miocen Südfrankreichs einige Beziehung entdecken wollen — aber diese Verwandtschaften sind doch nicht ausgesprochen genug, um den Madagaskar-Igeln ihre ganz gesonderte Stellung rauben zu können.

Die einheimischen Nager gehören alle der über die ganze Erde verbreiteten Familie der Mäuse an, welche ebenfalls schon im Eocen auftritt. Die vorgefundenen Gattungen aber sind auf Madagaskar beschränkt und sonst nirgends entdeckt worden.

Aehnlich verhält es sich mit den Fleischfressern. Ein eigenthümliches Thier, Cryptoprocta ferox, bildet eine besondere Familie; die anderen kleinen Fleischfresser gehören den Familien der Marder und der Zibethkatzen an, die fast über die ganze Erde verbreitet sind und dem Eocen entstammen, also von den ältesten Fleischfressern ihren Stammbaum herleiten.

Es bleiben somit nur noch die Halbaffen oder Lemuriden übrig, von welchen Madagaskar mehr einheimische Gattungen und Arten zählt, als alle übrigen Länder der Erde zusammengenommen. In diesem Sinne kann man die Insel wohl, nach der Hauptgattung der Halbaffen, Lemurien nennen. Es giebt zwar außerdem noch sowohl einerseits im tropischen Afrika, andererseits in Ostindien und den Sunda-Inseln Halbaffen, und auf diese Thatsache allein stützt sich auch die Annahme, daß Madagaskar früher mit dem Tropengürtel nach Ost und West in continuirlicher Verbindung gewesen sei. Aber man darf dabei nicht aus den Augen verlieren, daß alle Familien, Unterfamilien, Gattungen und Arten, welche in Madagaskar vorkommen, auch der Insel eigenthümlich sind. Die Indris (Lichanotus), die eigentlichen Makis oder Lemuren, der Aye-Aye (Chiromys) bewohnen ausschließlich Madagaskar, die Loris (Stenops) und Gespenstaffen (Tarsius) Ostindien und die Sunda-Inseln, die Pottos (Perodicticus) und Galagos (Otolicnus) Afrika, und nirgends hat man auch nur ähnliche Arten in zweien dieser Verbreitungsbezirke gesehen. Wollte man nun behaupten, daß ein Zusammenhang zwischen diesen Ländern deshalb existirt haben müsse, weil dieselbe Ordnung der Säugethiere in ihnen vertreten sei, so müßte man folgerichtig auch die Annahme vertheidigen, daß das Cap der guten Hoffnung und Südamerika durch eine Brücke deshalb mit einander verbunden gewesen sein müßten, weil die im ersteren Lande vorkommenden Erdferkel (Orycteropus) und die in Brasilien einheimischen Ameisenbären beide der Ordnung der Zahnarmen oder Edentaten angehören.

Man hat in dem Eocen der alten wie der neuen Welt, und namentlich in letzterem, eine Menge von höchst merkwürdigen Gattungen gefunden, welche, allen bisherigen Ansichten entgegen, Verbindungsglieder zwischen den Halbaffen einerseits und den Hufthieren oder Dickhäutern andererseits herstellen. Kein Mensch hätte noch vor zehn Jahren eine solche Verwandtschaft ahnen können! Aber während in Amerika noch kein eigentlicher fossiler Halbaffe gefunden wurde, hat man einen solchen in den Phosphoriten von Quercy im Südwesten Frankreichs gefunden, die als natürlicher Dünger ausgebeutet werden und zum oberen Eocen gehören. Filhol, der dieses Fossil untersucht, abgebildet und unter dem Namen Necrolemur beschrieben hat, behauptet, es stehe in enger Verwandtschaft zu den afrikanischen Galagos und zeige nur entfernte Beziehungen zu einer in Madagaskar lebenden Gattung, Lepilemur.

Fasse ich nun alle diese Thatsachen zusammen, so komme ich zu dem Schlusse, daß Madagaskar nur von solchen Landsäugethieren bewohnt wird, welche ihre Stammlinien bis zu dem Eocen zurück-

führen lassen, daß selbst die über die ganze Erde verbreiteten Familien, welche auf der Insel vertreten sind, wie die insectenfressenden Fledermäuse und die Mäuse, diesem alten eocenen Adel angehören und daß Madagaskar wenigstens seit dieser Zeit von dem übrigen Festlande getrennt sein mußte, seine Fauna demnach einen besonderen, von dem der übrigen Länder verschiedenen Entwickelungsgang einschlagen konnte.

Ueber die Fortdauer dieser Trennung während der ganzen Tertiärperiode kann gar kein Zweifel aufkommen. Keine einzige der dem Miocen entstammenden Säugethierordnungen ist auf der Insel vertreten; selbst diejenigen Ordnungen, welche über die ganze Erde oder wenigstens über die benachbarten Continente Indiens oder Afrika's verbreitet sind, fehlen vollständig. Es giebt in Madagaskar weder Affen noch Igel; keine Katzen, Hyänen, Hunde oder Bären; die Nashörner fehlen dort ebenso gut als die Elephanten und Flußpferde; man würde vergebens nach Wiederkäuern oder Pferden suchen. Nun sind aber alle diese genannten Ordnungen und Familien nicht nur in den benachbarten Gegenden, womit man Madagaskar hat zusammenschweißen wollen, vertreten, einige von ihnen wimmeln sogar dort in Menge und unternehmen alljährlich ausgedehnte Wanderungen. Es wäre wahrlich unbegreiflich, warum Katzen, Hyänen und Hunde nicht die Heerden von Springböcken und anderen Antilopen bis auf die Insel hinüber verfolgt haben sollten, wenn ein Landweg zwischen ihr und dem Festlande bestanden hätte.

Wir können sogar noch weiter gehen. Madagaskar und Australien sind bis jetzt die einzigen Länder, in welchen gewisse Abkömmlinge der alten eocenen Ahnen fehlen, die sonst überall vorkommen und deren Ahnenformen auch überall gefunden wurden, wo man bisher die ältesten Tertiärschichten untersuchen konnte. Die Hunde unter den Fleischfressern, die ungleichzehigen Hufthiere (Perissodactylen), zu welchen die Nashörner, Tapire und Pferde gehören, die Eichhörnchen unter den Nagern entstammen alle dem Eocen, haben sich in beiden Hemisphären seit jener Zeit bis in die Jetztwelt fortentwickelt, fehlen aber gänzlich in Madagaskar. Ich will hier nur auf die Thatsache aufmerksam machen, daß die ältesten Ungleichzeher, Coryphodon, im unteren Eocen beider Hemisphären gefunden wurden, daß die tapirähnlichen Thiere im Eocen an beiden Ufern des Oceans wimmeln, daß ihre directen heutigen Nachkommen, die Tapire, noch heute sowohl in Südamerika als auch in Ostindien und den Sunda-Inseln leben. Ja, man kann behaupten, daß mit Ausnahme Australiens und Madagaskars es kein einziges Land giebt, in welchem seit der Eocenperiode keine Ungleichzeher gelebt hätten; denn wenn Afrika keine Tapire aufzuweisen hat, so besitzt es dagegen Nashörner und Pferde die Menge. Wie kommt es, daß so allgemein verbreitete Typen von Madagaskar ausgeschlossen blieben? Warum hat die große Fauna des tropischen Afrika's sich nicht in gleicher Weise nach Madagaskar ergossen wie diejenige Ostindiens nach Ceylon? Von Paarzehern ist nur die alte und wenig differenzirte Familie der Schweine in Madagaskar vertreten, und das Flußschwein (Potamochaerus), der einzige Repräsentant dieser Ordnung, aus welcher sich die Wiederkäuer entwickelten, kann ebenso gut das Endresultat einer an Ort und Stelle stattgefundenen Entwickelung als dasjenige einer durchaus unabhängigen Einwanderung sein, die selbst zu einer dem Eocen vorhergegangenen Epoche stattgefunden haben kann.

In der That könnten uns diese Thatsachen noch über die Tertiärbildungen hinausführen und die Annahme rechtfertigen, daß die Trennung schon vor deren Ablagerung gegen das Ende der Kreideperiode stattgefunden habe. Bevor man indessen eine solche Ansicht behaupten wollte, müßte man noch weitere Beweise abwarten, welche durch geologische Untersuchungen sowohl des benachbarten Festlandes als auch der Insel selbst zu liefern wären. Die bis jetzt constatirten Thatsachen können nur eine Vermuthung begründen. Sie genügen aber, um den unwiderleglichen Beweis zu liefern, daß alle jene Hypothesen über die Existenz eines Continents, der in den neueren Erdepochen Madagaskar mit dem übrigen Festlande verbunden und sogar

dem Menschengeschlechte als Wiege gedient haben soll, eben nur Träumereien ohne irgend thatsächliche Begründung sind und daß das herrliche Lemurien mit seinen Wäldern und den darin umherkletternden Ahnen des Menschen niemals eine andere Existenz gehabt haben kann, als die es noch heute auf dem Boden des Meeres hat.

Fasse ich die Resultate dieser Untersuchung zusammen, so erscheint Madagaskar als eine seit der Eocenzeit durchaus unabhängige zoographische Region, welche wohl einige Einwanderungen aufnehmen konnte, aber niemals eine Auswanderung geliefert hat. Diese große Insel bot dem Kampfe um das Leben hinreichenden Spielraum dar, um die Entwickelung einiger alten placentalen Säugethierfamilien zu ermöglichen, die aber so zu sagen an der Schwelle der Miocenperiode stehen blieb und dieselbe nicht zu überschreiten vermochte.

Australien führt uns zu noch auffallenderen Schlüssen. Nimmt man den Dingo, diesen einheimischen, aber höchst wahrscheinlich von dem Menschen eingeführten Hund aus (Thatsachen und Ansichten der gewiegtesten Autoritäten stimmen in diesem Punkte überein), so finden sich auf dem ganzen australischen Continente, Tasmanien mit einbegriffen, das erst in jüngster Zeit davon abgetrennt wurde, nur zwei Ordnungen placentaler Säugethiere vertreten, die Fledermäuse und die Nager — Beides alte Typen, deren Wurzel ohne Zweifel bis in die Kreideperiode zurückreicht. Was nun die Fledermäuse betrifft, so finden wir, mit Ausnahme der Noctilioniden, alle schon in Madagaskar vorhandenen Familien repräsentirt, die fast kosmopolitischen Speckmäuse und Hufeisennasen wie die tropischen fliegenden Hunde. Die Nager sind durch drei ausschließlich australische Gattungen vertreten, die der über die ganze Erde verbreiteten Familie der Mäuse angehören; die Gattung Hapalotis, die dreizehn Arten zählt, scheint die typische Form des Continentes. Die Fledermäuse können noch leichter nach Australien eingewandert sein als nach Madagaskar; die Mäuse können eingewandert sein oder sich direct aus Stammformen entwickelt haben, welche den Beutelthieren angehörten. Erstere Annahme ist die wahrscheinlichere.

Die Geographie der australischen Säugethiere beschränkt sich also auf die Beutelthiere und die Monotremen. Wir wissen, daß erstere ihre Stammbäume bis auf die Triasbildungen beider Erdhälften, bis auf den bunten Sandstein zurückführen lassen, während die beiden einzigen Gattungen der Monotremen, die Schnabelthiere und Schnabeligel (Echidna), ausschließlich australische Typen sind, sowohl ihrer jetzigen Verbreitung als auch ihrer Geschichte nach, die sich nicht weiter als bis zu den Diluvialbildungen ihres Vaterlandes zurückführen läßt.

Anders verhält es sich mit den Beutelthieren. Eine einzige Familie derselben, die der Opossums oder Beutelratzen (Didelphyida), ist ausschließlich südamerikanisch und selbst noch über den Süden der Vereinigten Staaten verbreitet; alle übrigen lebenden Familien sind australisch.

Die beuteltragenden Ameisenfresser (Myrmecobius) und Nagethiere, die Wombats (Phascolomys), finden sich nur auf dem Continent. Die bis jetzt bekannten Beutelthiere aus der Trias haben die nächste Verwandtschaft zu Myrmecobius; das kleine Thierchen kann sich also des ältesten Adels unter den Säugethieren rühmen.

Wenn ich die genannten beiden Gattungen, die eigene Familien bilden, und die amerikanischen Beutelratzen bei Seite lasse, so besteht das übrige Heer der Beutelthiere aus 4 Familien, 31 Gattungen und 123 Arten. Davon bewohnen 24 Gattungen mit 85 Arten ausschließlich den Continent, 3 Gattungen mit 5 Arten ausschließlich die zur australischen Region theilweise gehörenden Inseln, während 6 Gattungen mit 37 Arten den beiden Regionen gemeinsam sind. Unter den ausschließlichen Inselbewohnern finden sich die sogenannten Baum-Känguruhs (Dendrolagus und Dorcopsis), höchst seltsame, dem Klettern auf Bäumen angepaßte Springer, während die dritte Gattung (Myoictis) den fleischfressenden Dasyuriden angehört. Die gemeinsamen Gattungen gehören zu diesen Fleischfressern, zu den Beuteldachsen (Peramelida) und den Fingerbeutlern (Phalangida).

Vergleichen wir diese jetzige Vertheilung

mit derjenigen der fossilen Beutelthiere, so finden wir vor allen Dingen, daß die heute aus Australien ausgeschlossene und nur in Amerika einheimische Familie der Beutelratzen im Eocen von Europa und Amerika fossil vorhanden ist. Es kann also keinem Zweifel unterliegen, daß dieser Typus ein ausschließlich occidentaler ist, daß die eocenen amerikanisch-europäischen Beutelratzen in keiner Weise als die Stammeltern der übrigen australischen Beutelthiere betrachtet, sondern als gänzlich getrennte Zweige eines älteren Stammes angesehen werden müssen. Ich bin also in dieser Beziehung ganz mit Wallace einverstanden, wenn er sagt, daß die australischen Beutelthiere niemals, unter keinen Umständen etwas mit den amerikanischen gemeinsam hatten.

Das australische Gebiet war demnach wenigstens seit der Eocenzeit von Amerika aus unerreichbar. Es muß aber auch seit derselben Zeit nicht nur von den übrigen Continenten, sondern auch von den Sunda-Inseln, Celebes und Timor mit einbegriffen, scharf getrennt gewesen sein, während es mit Neu-Guinea und den benachbarten Inseln wahrscheinlich in Zusammenhang stand. Wie wäre es sonst möglich, daß alle placentalen Säugethiere, die Fledermäuse und Mäuse ausgenommen, von dem australischen Continent wie von Neu-Guinea ausgeschlossen sind, während Affen, Schweine, Raubthiere, Eichhörnchen und Ochsen bis nach Celebes und Hirsche bis nach Timor gelangt sind? Dagegen finden sich nur einige Fingerbeutler (Cuscus) in Celebes und auf den Molukken. Diese Einwanderung kann sehr frischen Datums, vielleicht selbst durch den Menschen vermittelt sein.

Diese Thatsachen zwingen uns einfach die Schlußfolgerung auf, daß eine scharfe, seit dem Beginne der Tertiärzeit aufrecht erhaltene Trennungslinie zwischen Celebes und Timor einerseits, Neuholland und Neu-Guinea andererseits durchgeht und daß östlich von dieser Linie die Entwickelung der Säugethiere niemals das Niveau der Beutelthiere überschritten hat. Da aber die höher gestellten placentalen Säugethiere schon in den ältesten Eocenschichten gefunden werden, so muß die Trennung wenigstens aus der Kreideperiode her datiren. Ohne die Annahme dieser Trennung wäre die Abwesenheit placentaler Säugethiere, die angeführten Ordnungen ausgenommen, absolut unerklärlich.

Die einzige Frage, welche noch zu erörtern bleibt, liegt im Verhältniß von Australien zu Neu-Guinea. Waren diese Erdtheile in der Weise verbunden, daß Wanderungen stattfinden konnten, oder waren sie, wie jetzt, durch die Torresstraße getrennt? Eine definitive Antwort läßt sich noch nicht geben. Aber die große Anzahl dem Continent ausschließlich angehörender Gattungen und Arten, die eigenthümliche Anpassung einiger, die Inseln ausschließlich oder auch den Norden des Continents mitbewohnenden Typen zu einem Baumleben in den Wäldern spricht für die Annahme, daß die Torresstraße schon während der Tertiärzeit durchgerissen wurde. Wenn die Inselgruppe von Neu-Guinea noch während der Eocenperiode, ja selbst während des Miocen mit dem Continent zusammenhing, so konnten die verschiedenen Typen sich auf der ganzen Fläche so weit differenziren, um nach der Trennung ihre eigenen Wege zu gehen, indem der Waldreichthum der Inseln die Anpassung zum Kletterleben beförderte, während auf dem reicher gegliederten Continente verschiedene andere Richtungen Platz greifen konnten.

Wie dem auch sei, so hat diese Frage doch nur eine untergeordnete Bedeutung gegenüber dem Hauptergebniß unserer Untersuchung, wonach die australische Region mit dem Continent und Neu-Guinea als Mittelpunkt von den übrigen Continenten schon vor Entstehung der placentalen Säugethiere, also jedenfalls vor der Tertiärperiode, vollkommen getrennt sein mußte. Daraus folgt dann wieder, daß die Beutelthiere Amerika's einerseits und die Australiens andererseits zwei seit jener Zeit getrennten Stämmen entsprossen sein müssen.

Man sieht aus den angeführten Betrachtungen, daß Wanderungen und Ortsveränderungen überhaupt in den Regionen von Madagaskar und Australien keine sehr bedeutende Rolle gespielt haben können. Die primitiven Faunen der beiden Regionen konnten nicht über die sie abtrennenden Meeresarme hinüber sich verbreiten, da dieselben zu breit waren, um von gewöhnlichen Landsäugethieren über-

schritten werden zu können; dieselben Hindernisse stellten sich Einwanderungen entgegen. Die Faunen beider Regionen stellen also reine, primitive Stämme dar, welche sich an Ort und Stelle entwickelten und differenzirten, aber verschiedenen geologischen Epochen entstammten.

Anders, ganz anders verhält es sich mit den Thiergesellschaften, welche heute die großen Continentalmassen bevölkern, die alte Welt einerseits, die neue Welt andererseits. Alle Thiergeographen, Wallace zuletzt, haben hier verschiedene Regionen angenommen, deren Grenzen ich hier nicht weiter discutiren will. Ich halte mich vorläufig an diejenige Begrenzung, die Wallace angenommen hat und die ich im Eingange mit einigen Strichen skizzirt habe.

Können wir, auf die bis jetzt gewonnenen zoologischen und paläontologischen Thatsachen gestützt, verschiedene Schöpfungsmittelpunkte annehmen, welche den großen zoologischen Provinzen entsprechen und von denen aus die verschiedenen Typen sich ausgebreitet hätten? Können wir einen einzigen Schöpfungsmittelpunkt für alle diese Faunen annehmen, irgendwo gelegen, von welchem aus die verschiedenen Stammformen sich ausgebreitet hätten, stets mehr und mehr sich umwandelnd auf ihren Wanderungen, welche die ganze Erde umfassen und also auch nothwendig eine ungemessene Zeit in Anspruch nehmen mußten?

Die Annahme der letzteren Hypothese zwingt uns auch nothwendig zur Annahme einer einzigen Stammform aller Säugethiere, eines Haeckel'schen Promammale, und dieses Stammthier, das, einem Amphibium entsprossen, alle Charaktere der Amnioten im Allgemeinen und der Säugethiere im Besonderen enthalten muß, kann in keine spätere Zeit als die untere Trias oder selbst die paläozoische Gruppe zurückverlegt werden. Da unzweifelhafte Reste von Beutelthieren in der oberen Trias beider Hemisphären gefunden worden sind, die verschiedenen Gattungen angehören (Microlestes im schwäbischen Keuper, Dromotherium in Amerika), also schon bedeutend differenzirt sind, so müssen wir nothwendig die Stammform weit genug zurückverlegen, damit ihren Nachkommen Zeit gelassen werde, um die halbe Erde, von Europa nach Amerika oder umgekehrt, herumzuwandern und sich während dieser Zeit der Wanderung in verschiedene Formen zu zersplittern.

Wer das für wahrscheinlich oder möglich hält, mag es glauben. Es fehlen alle Thatsachen, die zur Entscheidung nöthig wären.

Ebenso fehlen uns alle Thatsachen über die Ausbildung der Säugethiere während der Kreideperiode. Aus der Juraperiode sind einige Beutelthiere bekannt, die in England und Nordamerika gefunden wurden. Diese Reste können wohl einige Fingerzeige über die Ausbildung der Typen der Beutelthiere an und für sich, aber keine über Wanderungen und Ausbreitungen der Säugethiere geben.

Die thatsächlichen Kenntnisse beginnen erst mit dem Eocen — sind aber immerhin noch sehr fragmentarisch, obgleich die Neuzeit uns die schönen Entdeckungen der Amerikaner aus den Tertiärgebilden zu beiden Seiten der Felsengebirge gebracht hat. O. W. Marsh hat dieselben in einem sehr werthvollen Aufsatze resumirt (Introduction and Succession of Vertebral life in America), Gaudry hat die europäischen Säugethiere in einem schönen Werke behandelt (Les enchainements du monde animal. Mammifères tertiaires. Paris, Savy, 1878) und Filhol hat durch die Bearbeitung der Knochenreste aus den Phosphoriten von Quercy (Recherches sur les phosphorites du Quercy. Paris, Masson, 1877) unsere bisherigen Kenntnisse nicht wenig bereichert. Ich habe hauptsächlich, außer den älteren Werken, diese drei Quellenschriften benutzt und mir zuerst eine Liste aller Ordnungen, Familien und Gattungen von Landsäugethieren angelegt, welche in den verschiedenen Tertiärschichten gefunden worden sind. Diese Liste ist nothwendiger Weise unvollständig und auch wohl fehlerhaft, da die dem oberen Eocen zugezählten Phosphorite wahrscheinlich auch miocene Thiere beigemengt haben — sie genügt aber einstweilen für meine Zwecke.

Ich finde vor allen Dingen eine gewisse Anzahl von Ordnungen und Familien, die in den Eocenschichten auf beiden Seiten des Oceans, in der alten Welt wie in Europa, constatirt wurden. Die Halbaffen erscheinen beiderseits in jenen

sonderbaren Uebergangstypen, welche zwischen Hufthieren und Halbaffen mitten inne stehen und die von Filhol Pachylemuren und Pachysimiaden, von Marsh Lemuraviden und Limnotheriden genannt werden. Auf beiden Erdhälften giebt es im Eocen Fledermäuse, Insectenfresser, Fleischfresser, Unpaarzeher und Paarzeher, Nager und Beutelthiere. Dagegen hat die alte Welt bis jetzt allein Affen und Zahnarme auffinden lassen, während die neue Welt höchst eigenthümliche Typen hervorgebracht hat, die man Tillodonten, Dinoceraten, Brontotheriden u. s. w. genannt hat und die, ohne Nachkommen zu hinterlassen, verschwinden, wie sie gekommen sind.

Ich zähle etwa 70 Gattungen im Eocen der alten und etwa ebenso viel in demjenigen der neuen Welt.

Von diesen sind nur drei, der Ordnung der unpaarzehigen Hufthiere (Perissodactylen) angehörige Gattungen in beiden Erdhälften gefunden worden: die Gattung Coryphodon, ein großes plumpes Thier, ohne nachweisliche Abkömmlinge, im unteren Eocen, die Gattung Lophiotherium im mittleren und oberen, die Gattung Chalicotherium im obersten Eocen. Letztere beiden Gattungen gehören den tapirähnlichen Thieren an. Europa hat 67 eigenthümliche Gattungen, Amerika ebenso viel.

Kann man nun angesichts dieser Zahlen an einen Zusammenhang beider Erdhälften während der Eocenperiode glauben, welcher den Landsäugethieren gestattet hätte, von dem einen Continente in den anderen zu wandern und sich dort zu modificiren? Die Raubthiere, welche so gern wandern, sind in beiden Continenten durch zahlreiche Gattungen repräsentirt; die Familie der Hyänodonten, deren Charaktere so verschieden aufgefaßt wurden, weil ihre Bezahnung viele Aehnlichkeiten mit derjenigen der Beutelthiere bietet, ist beiderseits zahlreich, aber keine einzige Gattung dieser Familie ist über beide Erdhälften verbreitet. Ebenso verhält es sich mit den Fledermäusen, die doch so weite Strecken überfliegen — ihre Gattungen sind auf die Hemisphären beschränkt. In Amerika wie in Europa finden sich zahlreiche Gattungen jener Familien, die zwischen Hufthieren und Halbaffen mitten inne stehen — keine einzige ist identisch. In den Phosphoriten hat man einen echten Halbaffen gefunden — er hat seines Gleichen nicht in Amerika, wo die Halbaffen zu allen Zeiten gefehlt haben und noch heute fehlen. Die Hunde und Zibethkatzen sind im Eocen der beiden Hemisphären vertreten — keine Gattung ist gleich. Schweine und Nager verhalten sich ebenso. Unsere Anoplotherien fehlen in Amerika, die amerikanischen Brontotherien, Oreodonten, Tillodonten und Dinoceraten bei uns. Wenn Amerika allein, nach Marsh, im Eocen schon die Stammeltern der Pferde, der Kameele und der Hirsche zeigt, so dürfen wir nicht vergessen, daß wir ebenfalls eine Entwickelungsreihe des Pferdes besitzen, welche zwar nicht so alt als die im unteren Eocen beginnende amerikanische Entwickelungsreihe ist, aber doch mit den Gattungen Anchitherium und Anchilophus in unabhängiger Weise beginnt. Die Tapiriden endlich zeigen neben den gemeinsamen, oben genannten Gattungen eine Menge anderer, die jeder der beiden Erdhälften eigenthümlich sind.

Es ist möglich, daß die drei perissodactylen, gemeinschaftlichen Gattungen Coryphodon, Chalicotherium, Lophiotherium einer einzigen, gemeinsamen Stammform entstammen, aber wenn dies der Fall ist, so müssen wir diese Stammform nothwendig weit zurück in die Kreideperiode versetzen, das heißt in den hypothetischen Nebel des Unbekannten. Wie dem aber auch sei, so zeigt die durchgängige Verschiedenheit aller anderen Gattungen mit äußerster Evidenz, daß während der Eocenperiode keine Wanderungen von einer Erdhälfte zur anderen statt hatten und daß die Entwickelung der Säugethiere während dieser langen Periode beiderseits in solcher Weise sich ausbildete, als ob der Erdtheil allein vorhanden gewesen wäre. Wir können vor der Hand nicht wissen, ob die aufgezählten Ordnungen, Familien und Gattungen während der früheren und namentlich während der Kreideperiode sich aus einer einzigen oder aus getrennten Stammformen entwickelten; aber so viel können wir als eine wissenschaftlich festgestellte Thatsache ansehen, daß die Säugethiere während der Eocenperiode sich auf beiden Erdhälften in un-

abhängiger Weise und häufig in parallelen Richtungen ausbildeten.

Außerdem können wir wohl sagen, daß gewisse Thatsachen der Analogie nach für die Vielfältigkeit der ursprünglichen Stammformen und die allmälige Convergenz der daraus abgeleiteten Typen sprechen, die sich im Laufe der Entwickelung durch die geologischen Epochen herausstellte. Die einander zugeneigten Stammlinien der Pferde lassen sich in Amerika in zusammenhängender Vollständigkeit vom Eohippus des untersten Eocen bis zum krummzahnigen Pferd (Equus curvidens) verfolgen, das in der Diluvialzeit Nord- und Südamerika durchstreifte; auf der alten Welt läßt sich die Linie, wenn auch noch mit Unterbrechungen, vom Anchitherium des oberen Eocen durch Hipparion und andere Gattungen bis zu den heutigen Pferden und Zebras verfolgen — die Abkömmlinge gleichen einander mehr als die Stammformen. Die Tapire haben ebenfalls zwei Stammlinien, die in Amerika mit den Gattungen Helaletes und Hyrachyus, in Europa mit den Lophiodonten beginnen und drüben mit dem gewöhnlichen Tapir und der Gattung Elasmognathus, in der alten Welt mit dem Schabrackentapir der Sunda-Inseln enden; die Schweine entwickeln sich in Amerika von der eocenen Gattung Eohyus bis zu den heutigen Pecaris, in der alten Welt von Chaeropotamus des Eocen bis zu den heutigen Schweinen, deren verschiedene Gattungen noch immer unter sich und mit den Pecaris weit mehr Aehnlichkeiten haben, als die Stammformen unter sich zeigen. Kurz, wo man noch unter den Säugethieren ausgesprochene und leicht darzulegende Ahnenreihen nachgewiesen hat, da hat sich auch die Beobachtung bestätigt, daß die Stammformen eine große Verschiedenheit zeigen, die Endglieder der Reihen in der heutigen Schöpfung hingegen einander weit mehr genähert sind.

Kehren wir zu unserem Ausgangspunkte zurück. Ich sehe nicht ein, warum die drei gemeinsamen Gattungen des beiderseitigen Eocen gewandert haben sollen, statt sich an Ort und Stelle zu entwickeln, während jederseits 67 Gattungen offenbar nicht gewandert, sondern im Lande geblieben sind.

Ich darf hier nicht verschweigen, daß über allen diesen Schlußfolgerungen eine gewisse, durch die Unzulänglichkeit der paläontologischen Archive bedingte Unsicherheit schwebt. Wir kennen heutzutage fast nur in Nordamerika und Europa eocene Ablagerungen mit Säugethierresten, und es könnte wohl sein, daß spätere Entdeckungen, besonders in den Tropengegenden von Asien, Afrika und Amerika, die thatsächlichen Grundlagen unserer Schlüsse theilweise oder ganz umgestalteten.

Bevor ich zu der Betrachtung der mittleren Tertiärzeit, des Miocen, übergehe, scheint es mir zweckmäßig, einen Blick auf die Beziehungen der noch jetzt lebenden Familien zu denen zu werfen, die im Eocen auftraten.

Wenn ich, wie es vor der Hand nicht anders möglich ist, Europa als Repräsentanten der ganzen alten Welt betrachte, so finde ich, daß von allen im Eocen vorhandenen und heute noch lebenden Familien nur eine einzige, die der Beutelratzen, gänzlich von unserem Continente verschwunden ist, während sie in der neuen Welt fortlebt. Dagegen leben die im europäischen Eocen vorhandenen Familien der schmalnasigen Affen (Catarrhinen), der wahren Nachtaffen, der Hufeisennasen und Speckmäuse, der Maulwürfe, Zibethkatzen, Hunde, Pferde, Tapire, Schweine, Mäuse, Siebenschläfer, Eichhörnchen und Stachelratten (Echimyida) noch heute in der alten Welt fort. Freilich sind die Affen, Nachtaffen und Stachelmäuse nach Afrika, die Tapire nach Ostindien zurückgewichen.

Im Eocen Nordamerika's hat man etwa dieselbe Zahl von noch heute lebenden Familien (16) nachgewiesen, aber ihr definitives Schicksal ist sehr verschieden. Speckmäuse, Maulwürfe, Katzen, Hunde, Schweine, Hirsche, Mäuse und Eichhörnchen wohnen noch heute in beiden Amerikas; Solenodon, jener eigenthümliche Insectenfresser der Antillen, welcher vielleicht den Madagaskar-Igeln (Centetiden?) angehört, Tapire und Kameele leben nur noch in Südamerika; die Zibethkatzen, Pferde und Nashörner sind dagegen in Amerika ausgestorben und leben noch in der alten Welt, wo die beiden ersteren Familien sich auch schon im Eocen, die Nashörner erst im Miocen finden. Dagegen sind die in Amerika jetzt lebenden Stachelratten

und Beutelratzen bis jetzt noch nicht dort im Eocen nachgewiesen worden, scheinen also der alten Welt zu entstammen.

Die Anzahl der Familien und Gattungen von Landsäugethieren nimmt im Miocen bedeutend zu. Diese Ablagerungen haben uns zugleich durch die berühmten Funde in den Sivalikhügeln am Fuße des Himalaya und von Pikermi in Griechenland höchst werthvolle Vergleichungspunkte mit den amerikanischen Funden einerseits und den europäischen andererseits geliefert. Man könnte hier also eine weit reichere Liste von Familien aufstellen; aber ich gestehe offen, daß meine Kenntnisse zur Einreihung der miocenen Nager in Familien nicht ausreichen. Ich lasse also im Nachfolgenden diese Ordnung außer Acht, indem ich nur bemerke, daß dieselbe in allen miocenen Ablagerungen sehr ausgiebig vertreten ist und daß wahrscheinlich alle noch jetzt in den beiden Erdhälften lebenden Familien schon im Miocen der betreffenden Länder vertreten sind.

Was die übrigen Landsäugethiere betrifft, so finde ich, daß zwölf dem Miocen entstammende Familien noch heute in beiden Erdhälften leben. Vier von ihnen, die Katzen, Hunde, Schweine und Hirsche, finden sich im Miocen beider Hemisphären; zwei, die Marder und hohlhörnigen Wiederkäuer, in Europa und Asien; eine, die Igel, nur in Europa und Amerika; vier endlich, die Speckmäuse, Hufeisennasen, Maulwürfe und Spitzmäuse, nur im Miocen Europa's, während die Bären allein in Asien vorkommen.

Zwei Familien, die Meerkatzen (Semnopithecus) und Zibethkatzen, leben in Europa, Asien und Afrika. Die erstere Familie entstammt dem Miocen Asiens und Europa's, die zweite demjenigen Europa's.

Asien und Afrika haben sieben Familien gemeinschaftlich, von denen zwei, die Pferde und Nashörner, im Miocen der beiden Erdhälften gefunden werden; die anthropomorphen Affen, die Hyänen und Rüsselthiere, jetzt in Asien und Afrika einheimisch, entstammen dem Miocen Europa's und Asiens; die Kameele entstammen Asien und Amerika, die Paviane einzig Asien.

Europa und Amerika haben keine dem Miocen entstammende Familie gemeinschaftlich; Asien und Amerika sind von Tapiren bewohnt, die dem Eocen beider Länder entstammen.

Die Tenrecs (Tupajida) und die Zwerghirsche (Tragulida), welche dem Miocen Europa's entstammen, leben heute ausschließlich in Asien; die dem asiatischen Miocen entstammenden Flußpferde, die aus Europa und Asien stammenden Giraffen und die Europa entstammenden Erdferkel (Orycteropus) finden sich einzig in Afrika lebend; unter den in Amerika lebenden Familien entstammen die breitnasigen Affen (Platyrrhinen) auch dem amerikanischen Miocen allein, während die Madagaskar-Igel vielleicht schon im Miocen Europa's gefunden werden.

Welches sind nun, diesen Thatsachen zufolge, die Wanderungen, welche innerhalb der geologischen Epochen stattgefunden haben mögen? Ich übergehe bei Beantwortung dieser Frage das obere tertiäre Stockwerk, den Pliocen; es hat keine Bedeutung als Schöpfungsperiode, wenn ich mich so ausdrücken kann, hat keine neuen Typen erzeugt, sondern dient nur als vermittelndes Glied zwischen dem Miocen und der Neuzeit.

Die Affen zeigen keine Wanderung von einer Hemisphäre zur anderen; so wie heute noch sind Schmalnasen und Breitnasen von ihrer ersten Erscheinung an auf ihre respectiven Erdhälften beschränkt. Dagegen mögen die Affen der miocenen Lagerstätten von Pikermi in Griechenland und Sansans in Südfrankreich weiter nach Süden hin in die Tropengegenden Afrika's übergewandert sein; der Dryopithecus von Sansans ist den großen Menschenaffen am Gabon, dem Gorilla und Schimpanse, nahe genug verwandt, um als ihr Ahn betrachtet werden zu können, und der große Affe von Sivalik könnte ähnliche Beziehungen zum Orang haben.

Genau so verhält es sich mit den Halbaffen. Die zwischen ihnen und den Hufthieren schwankenden Gattungen sind auf ihre Hemisphären beschränkt, dagegen kann der Necrolemur von Quercy nach Alt-Celebes ausgewandert und dort Potto geworden sein. Aber die Halbaffen ähnlichen Thiere verschwinden von der amerikanischen Scene mit dem Eocen — kein eigentlicher Halbaffe ist übergewandert.

Die Fledermäuse erscheinen in gleichalterigen Schichten zu beiden Seiten des Oceans — sie können uns also nichts sagen.

Unter den Nagern finden sich die Eichhörnchen, Siebenschläfer und Mäuse im Eocen beider Hemisphären; diese Typen können sich also in beiden Erdhälften in parallelen Linien ohne Austausch entwickelt haben. An einen Austausch kann man um so weniger glauben, als Nord- und Südamerika selbst im Pliocen in Beziehung auf diese Familien vollkommen getrennt sind.

Die Insectenfresser erscheinen im mittleren Eocen beider Hemisphären mit den Maulwürfen, im Miocen mit den Igeln; man kann also durchaus keine Wanderung in querer Richtung, den Breitegraden nach, bei dieser Ordnung constatiren, während wohl die miocenen Tenrecs den Längegraden nach gegen Indien ausgewandert sind.

Die im Ganzen noch wenig differenzirten Raubthiere des Eocen, deren Familiencharaktere noch nicht ausgesprochen sind, zeigen keine einzige gemeinschaftliche Gattung in beiden Hemisphären. Anders verhält es sich im Miocen. Die Hunde und Katzen, sowie die heute ausgestorbenen Hyänodonten zeigen mehrere gemeinsame Gattungen; wie Machairodus, Hyaenodon, Amphicyon, Pseudalurus, Canis und Felis. Wenn nun diese Raubthiere, wie angenommen wird, ihre Beute über beide Hemisphären verfolgten, so sollte man sich denn doch fragen, ob wir auch Beweise haben, daß die Beutethiere in gleicher Richtung vor ihnen geflohen sind? Wie es ferner kommt, daß die Hyänen und Zibethkatzen, die in der Miocenzeit über die ganze alte Welt verbreitet sind, sich nicht ebenfalls auf den Weg machten, während sie im Gegentheil der neuen Welt zu allen Zeiten fremd geblieben sind? Wie kommt es ferner, daß die Marder, in den Tertiärgebilden der alten Welt und im heutigen Amerika so außerordentlich häufig, in den Tertiärschichten des letzteren Continents aber so selten sind? Wie ferner wären diese Wanderungen bei den Bären anzunehmen, die im Miocen Indiens schon auftreten, in Amerika aber erst mit den Diluvialgebilden erscheinen?

Alle diese Thatsachen machen, meines Erachtens, die Wanderungen der Raubthiere während der Tertiärzeiten sehr unwahrscheinlich. Ich glaube vielmehr, daß aus den eocenen, so wenig differenzirten und doch in beiden Hemisphären so verschiedenen Stammformen der Fleischfresser sich nach und nach die scharf geschiedenen Familien der heutigen Raubthiere in parallelen Richtungen entwickelten.

Die unpaarzehigen Hufthiere (Perissodactylen) führen zu denselben Schlüssen. Die Pferde zeigen hüben und drüben zwei scharf geschiedene, aber parallele Entwickelungsreihen; wie schon bemerkt, ist diejenige Amerika's vollständiger und beginnt schon im unteren, die etwas unvollständigere europäische Reihe erst im mittleren Eocen; aber beide Reihen zeigen nicht eine gemeinschaftliche Gattung, sie zeigen wohl manche correspondirende. So entspricht das europäische Anchitherium dem amerikanischen Miohippus, das europäische Hipparion dem amerikanischen Protohippus, und bis zu den Endpunkten der Serien, dem europäischen Pferd der Diluvialperiode und dem gleichalterigen krummzahnigen Pferd (Equus curvidens), zeigt sich eine durchgreifende Verschiedenheit. Wahrlich, wenn man diesen Thatsachen gegenüber nur eine Ahnenreihe statuiren wollte, so müßte man auch annehmen, daß die Glieder derselben während der ganzen Tertiärzeit nur damit beschäftigt gewesen sein müßten, von einem Welttheil in den anderen kreuzweise zu galoppiren!

Die Tapire bewohnen heutzutage Südamerika und Indien. Sind sie nach einer oder der anderen Gegend ausgewandert? Es läßt sich dies um so weniger behaupten, als die Stammformen dieser Familie in beiden Hemisphären wenigstens vom mittleren Eocen an förmlich wimmeln. Warum kann der Schabrackentapir Ostindiens und Sumatra's nicht ebenso gut ein Nachkomme der Gattungen Lophiodon, Tapirulus oder Protapirus der alten Welt sein, wie der Tapir Brasiliens und der Elasmognathus Guatemala's ein Abkömmling der amerikanischen Gattungen Helaletes und Hyrachyus? In diesem Falle hätte sich in beiden Hemisphären dieselbe Erscheinung einer Auswanderung nach dem Süden wiederholt.

Die letzte Familie der Perissodactylen, die Nashörner, befinden sich in gleichem

Falle. Marsh nimmt an, daß die amerikanische Gattung Amynodon aus dem oberen Eocen die Stammform sei; aber die unzweifelhaft zu der Familie gehörige europäische Gattung Aceratherium findet sich schon in den gleichalterigen Phosphoriten von Quercy, und wenn die eigentlichen Nashörner in Amerika mit dem Pliocen ausstarben, so leben sie in der alten Welt heutigen Tages noch fort, aber, wie die Tapire, nur in tropischen Gegenden.

Coryphodon und Chalicotherium sind Perissodactylen, welche sich in beiden Erdhälften finden. Da wir aber weder ihre Vorfahren noch ihre Nachkommen kennen und beide hüben und drüben in gleichalterigen Schichten auftreten, so können wir aus diesem Auftreten keine Schlüsse auf etwaige Wanderungen ziehen.

Die paarzehigen Hufthiere (Artiodactylen) zeigen während der beiden Perioden des Eocen und Miocen durchaus getrennte Typen in beiden Hemisphären. Die Anoplotherien des Eocen, die Flußpferde des Miocen gehören ebenso ausschließlich der alten Welt an wie die Oreodontiden der neuen; die Familie der Schweine, welche beiderseits vertreten ist, zeigt durchaus getrennte Gattungen, deren Entwickelungsreihe in Amerika zu den Bisamschweinen oder Pecaris, in der alten Welt zu unseren Gattungen Schwein, Hirscheber, Flußschwein und Kafferschwein (Phacochoerus) führt. Nirgends eine Spur von Austausch.

Die Wiederkäuer führen zu denselben Resultaten. Ihre noch wenig differenzirten Stammformen sind in beiden Erdhälften während der Tertiärzeit so häufig, daß Gaudry über die Schwierigkeit klagt, Gelocus, Lophiomeryx, Tragulohyus und so viele andere Zwischenformen den verschiedenen später differenzirten Familien als Stammformen anzuschließen. Ganz so verhält es sich mit den amerikanischen Gattungen Hyopotamus, Eomeryx, Homacodon. Wenn Marsh in dem eocenen Parameryx die Stammform der Kameele, in Oromeryx derselben Schichten diejenige der Hirsche sieht, so stellt er doch diese Ansicht nicht ohne Zweifel auf. Wie dem aber auch sein mag, so erscheinen die ausgesprochenen Familiencharaktere der Wiederkäuer erst mit dem Miocen beider Erdhälften, und sobald diese Differenzirung der Typen aufgetreten ist, findet sich eine vollständige Trennung aller Gattungen und der meisten Familien. Die Zwerghirsche (Tragulida), die Moschusthiere, die Giraffen und Hohlhörner sind während der Miocenzeit ausschließlich auf die alte Welt beschränkt; die Kameele und Hirsche finden sich beiderseits, aber mit durchaus verschiedenen Gattungen. Wenn diese beiden letzteren Familien, wie Marsh will, aus Amerika nach der alten Welt übergewandert sind, wie kommt es dann, daß die Zwerghirsche und Giraffen nicht denselben Weg hinübergefunden haben und daß die Hohlhörner erst in der Pliocenperiode nach Amerika gekommen sind? Ich rede hier nicht von dem schwer hinwandelnden Rindvieh, aber von den leichtfüßigen Antilopen und Ziegen, deren Heerden in Pikermi, Sivalik und Sansans begraben sind und deren Nachkommen jetzt noch so große Wanderungen ausführen — hätten die nicht die Wege der Hirsche und Kameele wandeln können?

Die Rüsselthiere gehören während der Miocenperiode ausschließlich der alten Welt an; sie erscheinen mit den Mastodonten in Amerika erst in dem Pliocen, und nur im jüngsten Pliocen gesellen sich zu ihnen die Elephanten. Wir dürfen also annehmen, daß die alte Welt die Geburtsstätte der Rüsselthiere ist und daß sie von Indien aus nach und nach über die Erde sich verbreiteten, um in der Pliocenperiode in Amerika anzulangen.

„Die Edentaten (Zahnarme),“ sagt Marsh, „sind offenbar ein amerikanischer Typus.“ Ich bin weit entfernt, dieser Wahrheit entgegenzutreten, welche in der heutigen Verbreitung, in den riesigen Faul- und Gürtelthieren der Pampas-Ablagerungen und in der Gattung Moropus aus dem mittleren Miocen Amerika's, ihre Bestätigung findet. Aber ich behaupte, daß die Edentaten auch ein altweltlicher Typus sind — das Ancylotherium der Phosphorite von Quercy ist wenigstens ebenso alt als der amerikanische Stammvater Moropus, und wenn die Macrotherien von Pikermi und Sansans etwas jünger sind, so haben sie doch das unzweifelhafte Verdienst, sich eng an das afrikanische Erdferkel anzuschließen und auf diese Weise eine rein altweltliche

Entwickelungsreihe anzudeuten. Ich will auch gar nicht leugnen, daß die nordamerikanischen Edentaten nach Trockenlegung der Landenge von Panama im Beginn der Pliocenzeit nach Südamerika hinüberwanderten — aber was ich durchaus in Abrede stelle, das ist eine Ueberwanderung der Edentaten von der neuen in die alte Welt. Marsh nimmt an, daß diese Wanderung über die während der Miocenperiode trocken gelegte Behringsstraße erfolgt sei — aber wenn man auch zugeben wollte, daß die Phosphorite von Quercy mit den Schichten in Oregon, wo Moropus gefunden wurde, gleichalterig seien (sie sind eher älter), so müßte man dann folgerichtig annehmen, daß die langsamen, schwerfälligen Edentaten während dieser Periode des mittleren Miocen eine Reise um die halbe Erde gemacht hätten, von Oregon aus über die Behringsstraße durch ganz Asien und Europa hindurch bis an die Westküste von Frankreich, während zugleich eine ihrer Seitencolonnen nach Ostindien, eine andere nach dem Cap der guten Hoffnung abgeschwenkt wäre! Ist dies glaublich? Ist dies möglich?

Damit könnten wir uns einstweilen zufrieden stellen. Aber durch Heer's und anderer Botaniker Arbeiten wissen wir, daß zur Miocenzeit in den Polarländern, in Spitzbergen, Grönland und Grinnellsland, eine Vegetation existirte, welche dem heutigen Klima von Süd-Californien und Texas entspricht. Das Klima konnte also in dieser Epoche den Wanderungen der zahlreichen, an beiden Ufern der Behringsstraße lebenden Thieren kein Hinderniß in den Weg legen, vorausgesetzt, daß die Behringsstraße trocken gewesen wäre. Was finden wir nun in Wirklichkeit? Eine vollkommene Sonderung der Typen, mit einigen wenigen Ausnahmen, die sich unmittelbar und in leichter Weise erklären lassen, wenn man annimmt, daß die gemeinsamen Typen (Raubthiere und Unpaarzeher) sich aus indifferenten Stammformen nach gleichen Zielen hin auf beiden Erdhälften in unabhängiger Weise entwickelten.

Ich stehe also in dieser Hinsicht in directem Widerspruche zu Herrn Marsh. Was er durch Wanderungen, suche ich durch die parallele Entwickelung und schließlich durch die Convergenz der Typen zu erklären, die er selbst bei seinen Arbeiten über die zahntragenden Vögel der Kreide so schön in das Licht gestellt hat; meiner Ansicht nach haben sich die Stämme in ihrer Entwickelung sehr häufig genähert und schließlich sehr nahe verwandte, ja selbst identische Formen erzeugt, wenn sie gleich von verschiedenen Punkten ausgingen.

Wenn ich aber die vollkommene Trennung der beiden Erdhälften während der Eocen- und Miocenperiode festhalte, so bin ich dagegen weit entfernt, behaupten zu wollen, daß keine ausgedehnten Wanderungen auf diesen Erdhälften selbst während dieser Epochen stattgefunden hätten. Die Elephanten, Flußpferde und noch manche andere Formen scheinen in ähnlicher Weise von Ostindien aus nach den übrigen Theilen der alten Welt ausgewandert zu sein, wie die Edentaten und Lamas von Nord- nach Südamerika. Aber auch hier müssen wir eingestehen, daß wir diese Wanderungen nur deshalb statuiren, weil wir keine bessere Hypothese an die Stelle zu setzen wissen. Ein Beispiel mag dies erläutern. Wenn wir in dem Miocen eines Landes X einen Typus A entdecken, dessen nächsten Verwandten (oder ihn selbst) wir in einem anderen Lande Y in dem älteren Eocen finden, so nehmen wir an, daß in der Zeit, welche zwischen dem Eocen und dem Miocen verstrichen ist, A von Y nach X gewandert sei; sobald wir aber den Typus A auch in dem Eocen des Landes X finden, so fällt die Annahme der Wanderung nothwendig dahin. So betrachten wir die miocenen Flußpferde der Sivalikhügel als die Stammväter der pliocenen Flußpferde Europa's und diese als die Ahnen der jetzt lebenden Flußpferde Afrika's — wir nehmen also eine successive Wanderung der Thiere von Ostindien nach Europa und Afrika an, die sich durch zwei geologische Epochen durchzieht und während welcher die Thiere einige Veränderungen erlitten; wir werden diese Hypothese als die wahrscheinlichste Erklärung der Thatsachen so lange aufrecht erhalten, bis man vielleicht in Afrika miocene Flußpferde findet — von dem Tage an, wo dieses geschähe, hätte die Annahme einer Wanderung keinen Boden mehr.

Kehren wir nun auf den Boden der

bis jetzt bekannt gewordenen Thatsachen zurück, so glauben wir, daß Alles für gegenseitigen Austausch zwischen beiden Hemisphären in der pliocenen und postpliocenen Periode spricht. Die Rüsselthiere scheinen für eine Wanderung im Beginn der pliocenen Periode zu zeugen. Wie die im ersten Theile angeführten Beobachtungen von Lyell am Crag beweisen, drang die Kälte langsam und schrittweise während der pliocenen Periode vor. Nun sind alle in der heutigen Periode Nordamerika und Europa gemeinsamen Thiere solche, welche kälteren Klimaten mit rauhen Wintern angepaßt sind, wie der Bison (Auerochs), der Bär (Grizzli), das Renthier, das Elen, der Fuchs, der Wolf, der Luchs, die Marder u. s. w. Alle diese Typen sind zwar in der That ein wenig modificirt, aber nichtsdestoweniger einander doch in beiden Erdhälften so ähnlich, daß die Naturforscher beständig darüber streiten, ob sie Varietäten oder wirklich getrennte Arten darstellen. Mastodonten und Elephanten, die in Amerika noch in der Diluvialperiode existirten, waren gewiß ebenso gegen den Frost geschützt wie das Mammuth des alten Continents, das bis nach Alaska vorgedrungen ist.

Während dieser, der heutigen vorangegangenen geologischen Epoche müssen also zu beiden Seiten von Nordamerika breite Landwege nach den benachbarten Continenten existirt haben, über die trocken gelegte Behringsstraße nach Sibirien, über Island, die Faröer und Shetland nach Europa. Auf diesem letzteren Wege, dem die Vögel noch heute auf ihren Wanderungen folgen, mag sich der Moschusochse zurückgezogen haben. Dieses seltsame Thier bietet uns, meiner Ansicht nach, eines der schönsten Beispiele von Ueberwanderung aus einem Continent auf den anderen. Früher, während der Eiszeit, war der Moschusochse über das ganze nördliche Europa und Asien verbreitet — heute bewohnt er ausschließlich die amerikanischen Polarländer; er muß also ausgewandert sein, denn die klimatischen Verhältnisse an den Ufern des Obi oder der Lena haben ihm dort gewiß nicht das Leben unmöglich gemacht.

An diesem Punkte angelangt, können wir unsere Anschauungen dahin zusammenfassen, daß die Wanderungen während der geologischen Epochen eine bedeutende Rolle in der geographischen Verbreitung der Thiere wie der Pflanzen gespielt haben müssen, daß solche Wanderungen im Meere wie auf dem Festlande Platz gegriffen haben müssen, daß aber unsere geologischen und paläontologischen Kenntnisse noch nicht genügen, um daraus hinlänglich begründete Schlußfolgerungen ziehen zu können. Gehe ich aber auf das beschränktere Gebiet über, dasjenige der Vertheilung der Landsäugethiere, das ich in der zweiten Hälfte dieser Arbeit zu beleuchten versuchte, so glaube ich durch die vergleichende Untersuchung der Verbreitung dieser Gruppe während der verschiedenen geologischen Epochen gezeigt zu haben, daß unsere heutige Fauna aus vier verschiedenen Regionen besteht, die zu verschiedenen Zeiten sich von einander trennten, nämlich: die australische Region, die am frühesten selbständig ward und von den übrigen Welttheilen wenigstens seit dem Beginne der Tertiärzeit, jedenfalls vor der Entstehung der placentalen Säugethiere getrennt war; die Region von Madagaskar, die seit der Periode des unteren Eocen, jedenfalls aber nach der Erscheinung der ersten placentalen Säugethiere isolirt geblieben ist; ferner die Regionen der alten und der neuen Welt, welche während der eocenen und miocenen Periode von einander getrennt waren, aber später, in der Pliocen- und Postpliocenzeit, durch trockenes Land mit einander zusammenhingen, über welches hin Wanderungen stattfinden konnten. Während der Eocen- und Miocenperiode waren demnach die Thierwanderungen in ähnlicher Weise wie heute durch die Existenz der beiden Oceane beschränkt und konnten nur auf der Oberfläche dieser Continente, und zwar hauptsächlich in der Richtung der Meridiane, stattfinden.



Die Turkomanensteppe und ihre Bewohner.

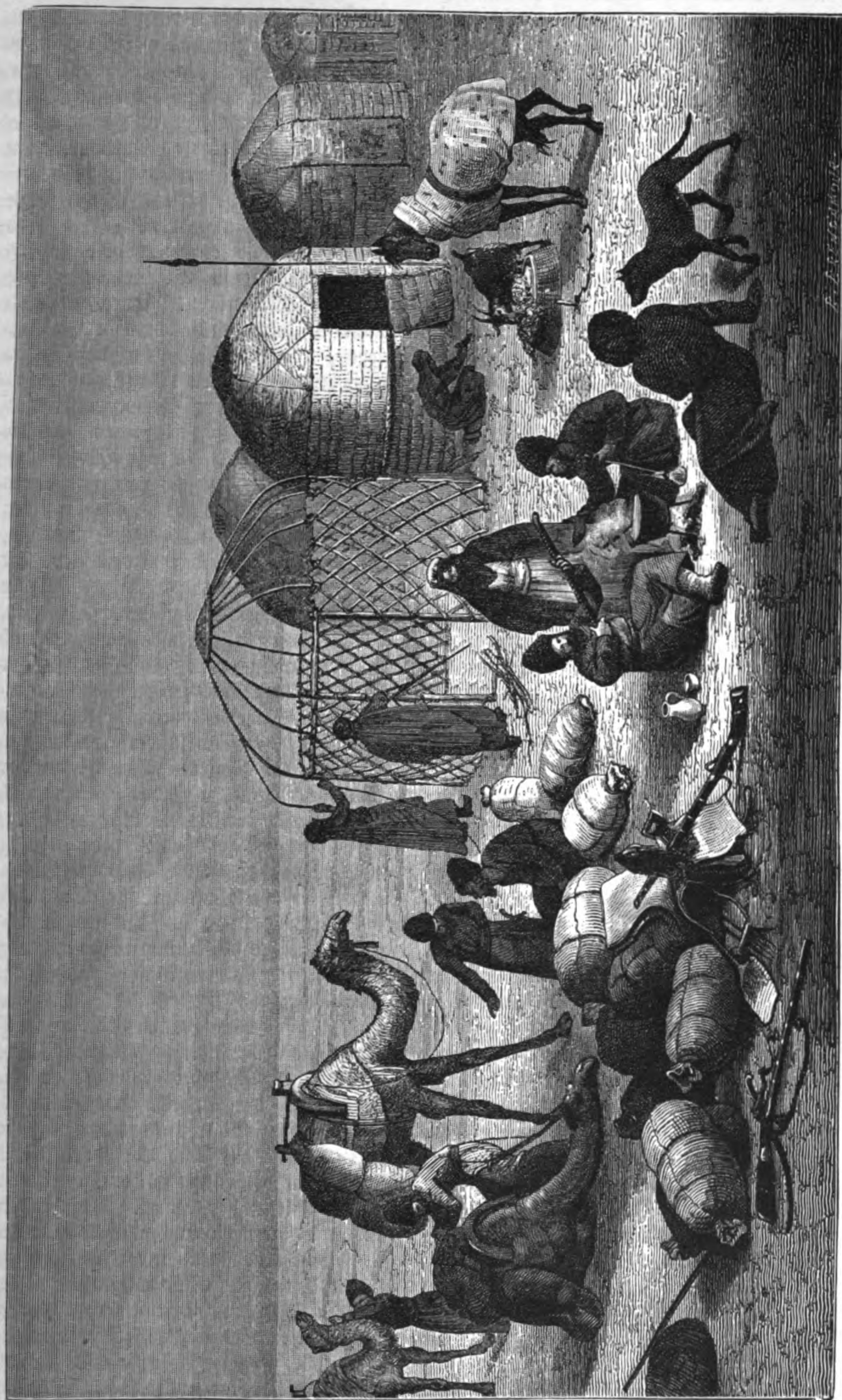
Von

Hermann Vambéry.

So ziehen sie einer nach dem anderen den Weg alles Irdischen, jene mittelasiatischen Staaten und Fürsten, die ich in meiner Jugend aus persönlicher Anschauung kennen lernte! Beinahe insgesammt sind sie von der erdrückenden Macht europäischen Einflusses ihrer Selbständigkeit beraubt, theils dem großen Czarenreiche einverleibt, theils auf das Niveau des Vasallenthums herabgesunken! An die Stelle der uralten, barbarischen, primitiven Zustände treten nun allmälig geregelte Verhältnisse. Der Asiatismus muß dem regen Geiste des Abendlandes weichen, und ich fühle auch nicht die mindeste Spur des Bedauerns über die Veränderungen, die in jenen Ländern eingetreten. Seitdem ich von den Oxusgestaden heimgekehrt, hat der stolze Fürst von Buchara, der in seinem Wahne sich einen Weltenherrscher dünkte, der in seinem Hochmuth Keinen neben sich aufkommen lassen wollte, sich vor dem weißen Czaren an der Newa beugen und die Machtbefehle der Gouverneure von Taschkend anerkennen müssen. Das Chanat von Chokand im äußersten Osten der centralasiatischen Steppenländer ist gänzlich dem Staatenverbande des Reiches an der Newa einverleibt worden, und über jene Städte und Gegenden, die wir bis vor etwa fünfzehn Jahren nur noch nach einer dreihundertjährigen Beschreibung kannten, ist ein neues Licht aufgegangen. Die merkwürdigen Schilderungen Baber's, des Begründers der Mongolenherrschaft in Indien, werden durch die Reisebeschreibungen neuerer Erforscher commentirt, und was ehedem eine in Nebel gehüllte Fabel war, das tritt nun sonnenklar vor unsere Augen. So ist auch Chiwa, das alte Charezen, das kleine Ländchen am unteren Oxuslaufe, das letzte Bollwerk tatarischen Staatswesens und altasiatischer Denkungsweise, gefallen, und der jugendliche Fürst dieses Landes, in dessen Vater ich noch einen schrecklichen Despoten kennen lernte, muß heute nach jenen Edicten und Verordnungen sich richten, die ihm von einem russischen Major oder Obersten, der am rechten Ufer des Oxus amtirt, ertheilt werden. Ueberall und überall ist der gewaltige

Stoß jenes Geistes empfunden worden, der von dem ewig rastlosen, immer vordringenden Geiste des Abendlandes nach dem morschen Gebäude der alten Asia ausgeht. Kein Wunder daher, wenn endlose schreckliche Steppen trotz der grauenvollen Natur und trotz der verwilderten Nomaden, die dieselben bewohnen, dem Zauberbanne dieses mächtigen Motors sich erschließen! Ganz in neuester Zeit sind auch die Turkomanen zum Gegenstande der Aufmerksamkeit jener Macht geworden, die mit Hülfe moderner Kriegskunst und europaisirten Staatswesens immer siegreicher in die alte Welt vordringt. Die Turkomanen habe ich noch vor sechzehn Jahren ungefähr in derselben Lage angetroffen, in der sie etwa zur Zeit der Geburt Christi sich befunden haben mögen.

Wenn ich mir nun in meinem stillen Studirzimmer jene Zeit vergegenwärtige, wo ich, am Ufer des Görgenz oder Etrek unter Turkomanenzelten weilend, das sonderbare Gemisch der von unerhörter Rauhheit und auffallendem patriarchalischen Geiste beseelten Sitten beobachtete; wenn ich mir jene Erlebnisse in die Erinnerung zurückrufe, die damals mein jugendliches Gemüth zur Verwunderung hinrissen, so kann ich es kaum glauben, daß auch dort Neuerungen um sich gegriffen haben und daß auch diese Gesellschaft von dem mächtigen Wogenandrange abendländischer Culturbestrebungen wenngleich noch nicht fortgerissen, doch berührt worden sei. Und dennoch ist es so. Es ist noch nicht lange her, daß eine russische Armee, bestehend aus 20000 Mann, unter Leitung des Generals Lomakin, begleitet von Männern der Wissenschaft und Zeitungscorrespondenten, auf dem Wege nach Merw vordrang, um die Turkomanen zu züchtigen, wie das diplomatische Kunstwort lautet, richtiger gesagt aber, um sie zu besiegen und die große hyrkanische Steppe dem gigantisch anwachsenden Reiche des Czaren anzugliedern. Die hyrkanische Steppe dehnt sich, wie dies den geneigten Leser ein Blick auf die Karte lehren wird, von den nördlichen Grenzen Persiens bis nahe an das Chanat von Chiwa und von der Ostküste des Kaspisee bis zu jenen Bergen hin, die als eine Fortsetzung des Hindukusch ihre westlichen Ausläufer gegen die Sandwüste schicken. Es ist ein schreckliches Stück Land, das nur in einzelnen Theilen von Europäern durchschritten und nur theilweise beschrieben worden ist; ein Stück Land, das selbst im Alterthum den Griechen, den Römern und Sassaniden sowohl als auch den später auf die Bühne der Weltgeschichte tretenden Arabern nur im grauen Schleier der Mythen erschien, das sowohl wegen der furchtbaren Einöde als auch wegen der Schrecknisse, die von den dort hausenden Nomaden verübt wurden, immer nur mit Grauen betreten und stets nur sporadisch besucht worden ist. Am südlichen und südöstlichen Rande hat der Einfluß des Hügellandes sich von jeher nur insoweit fühlbar gemacht, daß das kostbare Naß, einige Meilen weit tief ins Land geleitet, Vegetation und Cultur ermöglichte, so daß in alten Zeiten hier einige Städte von Bedeutung, ja einige sogar als Sitz der Bildung, des Handels und der Industrie bekannt waren. Zu den besseren Zuständen des Alterthumes dürfte auch nicht wenig der Umstand beigetragen haben, daß der Oxus, der heute in den Aralsee mündet, vor mehreren hundert Jahren noch, anstatt nach Nordwesten zu fließen, nach Südwesten und zwar durch die Steppe seine Richtung gegen das kaspische Meer nahm, wie dies die noch heute sichtbaren leeren Flußbetten, die auf viele Meilen weit im Sande zu erkennen sind, deutlich beweisen. Es ist allerdings eine seltene Erscheinung in der Natur, daß ein mächtiger Strom, wie der Oxus, so verschiedenartig seinen Lauf richte; doch wie Centralasien von jeher das Land der politischen Stürme, der gesellschaftlichen Umwälzungen war, so hat auch die Natur sich dort in größeren Revolutionen gefallen als in anderen Erdtheilen. Ungestüme Leidenschaft des Menschen, unbändiger Barbarismus gepaart mit merkwürdigen Umwälzungen der Natur mußten nothgedrungen ihre Früchte tragen, und seit den Tagen geschichtlicher Erinnerung ist die hyrkanische Steppe einer der verödetsten Landstriche auf Gottes Erdboden, auf dem seit nahezu zwei Jahrtausenden turkomanische Nomadenhorden ihr Unwesen treiben. Die Turkomanen mögen in der Vergangenheit wohl in mehrere Stämme und Unterabtheilungen sich getheilt haben, heute



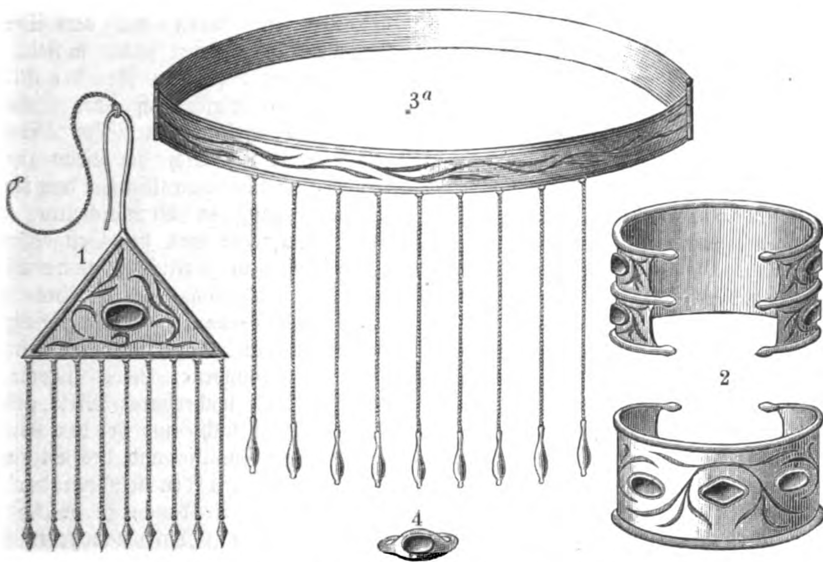
Turkomanisches Lager.

sind nur folgende Hauptstämme bekannt: nämlich die Tschaudurs im Nordwesten, die Imraili ebendaselbst, die Jomuten entlang der ganzen Ostküste des Kaspimeeres vom Oxus bis nahe an Astrabad, die Göklens, ein kleiner Stamm im Norden Persiens, die Tekkes, deren Heimath sich beinahe den ganzen Nordrand Irans bis zu den früher erwähnten Bergausläufern entlang zieht, und schließlich noch die Sarik-, Salor-, Alieli- und Ersari-Turkomanen. Alles in Allem kaum eine Million Einwohner, soweit statistische Angaben in jenen Gegenden zuverlässig sind, vielleicht auch etwas mehr als eine Million, — doch vom Standpunkte des ethnographischen Interesses und des allgemein culturhistorischen Gesichtspunktes entschieden das interessanteste Völkchen, das ich in Asien kennen gelernt habe.

Wollten wir nun das Gesammtbild der Sitten und des Lebens dieser Nomaden entwerfen, so wären für eine solche Schilderung in Anbetracht der in jeder Hinsicht markanten Züge wie der Verschiedenheit von der Lebensweise anderer Steppenbewohner die Grenzen dieser Zeitschrift wohl zu beschränkt. Ich will daher nur die interessantesten Seiten dieses Themas skizziren und den Turkomanen nur in jenem Lichte darstellen, in welchem er seinem ansässigen Glaubens- und Stammesgenossen in den Chanaten, sowie auch seinem nomadischen Bruder in der großen Steppe im Norden des Jaxartes, nämlich dem Kirgisen, auffallen muß. An Letzterem zieht der Einfluß der abendländischen Welt schon mehr als ein Jahrhundert vorüber und hat durch gewaltsame Eingriffe mehr als eine Spur der Umgestaltung zurückgelassen, während für Ersteren erst in der jüngsten Vergangenheit die Morgenröthe der neuen Welt zu dämmern begonnen und bis jetzt nur hier und da ein schwaches Licht verbreitet hat.

In der Behausung, d. h. im schlichten Zelte und seiner Umgebung, treten diese Symptome der Verschiedenheit nur insofern hervor, als der Turkomane ärmer wie der Kirgise und nur Besitzer von kleineren Heerden, von engeren Weideplätzen ist, deshalb gebietet er über weniger Mittel des Comforts und kann der Ausschmückung seiner Filzwohnung nur geringere Sorge zuwenden. Weder bunten Gürtelbändern noch kunstvoll geschnitzten Zeltgerippen oder grell bemalten Truhen und Schränken wird das Auge im Zelte des Turkomanen begegnen, um so mehr aber Hau-, Stich- und Stoßwaffen jeglicher Art und Gattung, desto mehr verschiedenartigem Reit- und Sattelzeuge und einer besonders reichen Auswahl von Fesseln und Ketten, Arm- und Fußbändern, mit einem Worte solchen Geräthen, die zum Sclavenwesen und Sclavenhandel gehören. Denn der Turkomane ist durch und durch ein wilder Krieger, ein Mensch, dem der ewige Kampf mit der rauhen Natur den Stempel der Wildheit, der Verwegenheit und des unbändigen Freiheitssinnes auf die Stirn gedrückt hat. Sein Auge schimmert und funkelt wie ein rastloser Stern aus der Dunkelheit seines sonnegebräunten Antlitzes hervor; er ist behend, unruhig, leicht beweglich wie der Vierfüßler, der vom Winde auf dem flüchtigen Sande seiner Steppenheimath einhergejagt wird, dabei mit einer beispiellosen Gesichts- und Gehörkraft ausgerüstet, so zwar, daß er in stundenweiter Entfernung solche Gegenstände zu unterscheiden vermag, die unserem Auge sich nur in sehr schwachen Umrissen darstellen. Auf längeren Märschen in der wasserlosen Ebene, auf der Suche nach einem Tropfen trinkbaren Wassers pflegt der Nomade am frühen Morgen auf die mit Thau bestreute Umgebung zu blicken. Sein Auge weilt nur einige Secunden am Horizont, und wo andere Sterbliche auch nicht die geringste Entdeckung machen, dort hat er sofort die Fußspuren irgend eines ebenfalls nach einem Trunk Wasser hinjagenden Thieres entdeckt. Aus einer winzig kleinen Fläche der trockenen Fußspur erkennt er die Gattung, ja die Species des Thieres, verfolgt dessen Spur und stößt in den meisten Fällen auf eine Lache trinkbaren Wassers, das von einem vor einigen Tagen gefallenen Regen herstammt. Wer längere Zeit unter diesen Nomaden gelebt, wird ihre seltene Ausdauer und ihren Gleichmuth in Ertragung aller möglichen Strapazen nicht genug bewundern können. Verzehrende Sonnengluth, erstarrende Winterkälte, Hunger, Durst und Schlaflosigkeit gelten ihm nicht als Mühsale. Eine Hand voll Mehls, ein Bissen rohen

Fettes vom Fettschwanz der Schafe kann ihm für einen ganzen Tag Nahrung gewähren, und wenn ich mir jene staubbedeckten, abgemagerten Gestalten vergegenwärtige, wie sie, mit Fetzen ehemaliger Kleider bedeckt, von irgend einem kühnen Abenteuer heimkehrend, den Ihrigen sich vorstellten, so dünkt es mir auch jetzt noch unglaublich, daß dies dieselben kühnen Horden seien, die auf flüchtigen Rossen weit in das Innere Persiens dringen, überall Schrecken verbreiten, Dörfer und Städte verwüsten, ja aus Kämpfen siegreich hervorgehen, wo auf einen Turkomanen oft zwanzig Iranier fallen und wo, was noch mehr, ein Turkomane drei bis vier gefangene Perser mit sich heimbringt.



1 Ohrringe. 2 Armband. 3a Halsband. 4 Ring.

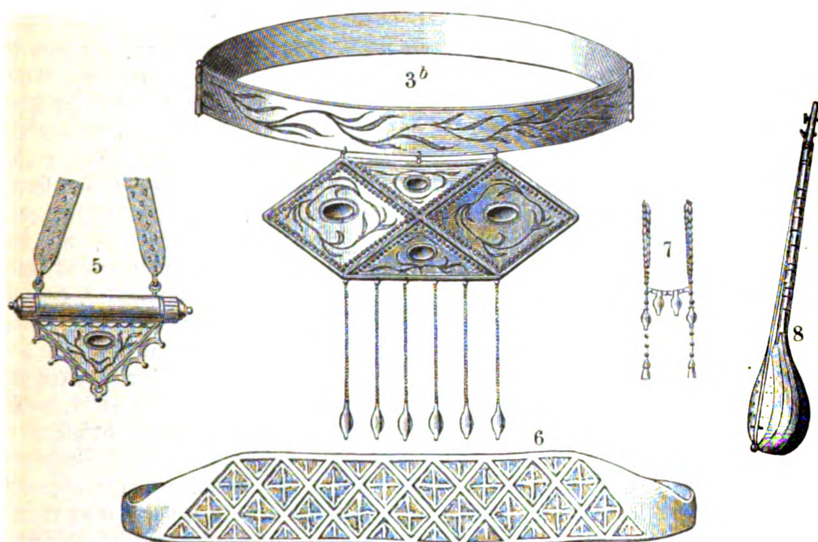
So merkwürdig wie die physische Stärke dieser Kinder der Steppe, so unbändig und wild ist auch ihr Geist. Es wird sich auf dem ganzen Erdboden nicht leicht eine Gesellschaft vorfinden, deren Verfassung so viele Anzeichen der Halsstarrigkeit, so viele Beweise einer unbezähmbaren individuellen Freiheit an sich trägt, als wir denselben im socialen Leben der Turkomanen begegnen. Unterwürfigkeit unter ein Oberhaupt, Ergebenheit einem Vorgesetzten gegenüber, Anerkennung irgend welcher Suprematie immer sind für den Turkomanen Begriffe, die ihm zu allen Zeiten und unter allen Umständen fremd geblieben. Es ist sehr bezeichnend, daß die Kämpfe, welche uns zwischen Turkomanen und den benachbarten Ländern vor dreihundert Jahren von persischen und tatarischen Geschichtschreibern geschildert werden, sich noch heute bis auf jede Einzelheit wiederholen. Wenn auch zeitweise von der Uebermacht zum Weichen gebracht und zur Anerkennung einer souveränen Macht gezwungen, hat letztere mit dem Eintreiben der Steuern und Abgaben immer ihre schwere Noth, denn der Turkomane wird sich nie herbeilassen, die Obrigkeit eines fremden oder auch eines einheimischen Vorgesetzten anzuerkennen. Grenzenlos wie seine Steppenheimath ist auch sein Freiheitssinn, und unstät wie der Sand der Steppe ist die Sympathie, die ihn an die eine oder andere Nachbarmacht knüpft. Er ist auch gleich dem Wild auf der Einöde von allen Fürsten der benachbarten seßhaften Völker im Laufe der vergangenen Jahrhunderte gejagt und gehetzt worden, und wenn der Turkomanenhaß sich heute vorzüglich gegen Persien wendet, wo der Glaubensfanatismus im schiitischen Ketzerthum eine Handhabe findet, so hatten sich

Bochara und Chiwa auch nie seiner besonderen Liebe und Anhänglichkeit zu erfreuen. Nur das Pferd, das wunderbare Pferd der Turkomanen ist es, worauf die Steppensöhne ihre Zuversicht setzen, nur die Schärfe des Schwertes und des Beiles, dem sie vertrauen; daher bilden Roß und Waffen ihr ganzes Sinnen und Trachten, daher wenden sie denselben viel mehr Sorgfalt zu als der eigenen Familie, dem Haus und Herde. Die beste und weichste Wolle wird nicht zur Bekleidung der Frau und der Kinder, sondern zur Verfertigung der Pferdedecken genommen; so wie der Turkomane selbst die feste Wohnung verschmäht, dieser das Zelt und dem Zelte den freien Himmel vorzieht, ebenso glaubt er seinem Lieblingsthier eine besondere Freude zu machen, wenn er es bei Hitze und Kälte unter freiem Himmel gut in Decken gehüllt stehen läßt. Eines Stalles ist das Pferd des Seßhaften würdig, nicht aber das eines Nomaden. Ebenso wird im Hause das erste Geld nicht auf Schmuckgegenstände für Frauen, sondern auf gute Waffen und Zierrathen für Pferde verwendet, und ich habe zugesehen, wie ein Nomade, um sich das Herz zu erfreuen, stundenlang sein geschirrtes Pferd betrachtete und bewunderte.

Rauhe Gesellen, gefährliche Räuberbanden mag der Leser in den Turkomanen aber immerhin erblicken. Das sind sie auch, obwohl andererseits diesen abgehärteten Bewohnern einer wüsten Natur auch eine Seele, empfänglich für die zarten Eindrücke des patriarchalischen Lebens, innewohnt. Die Stellung der Frauen unter den Turkomanen habe ich viel freier und geachteter gefunden als bei anderen Nomaden, ja mehr als bei manchen seßhaften Moslimen, die auf ihre Sittenfeinheit sich nicht wenig einbilden. So lange sie jung und kräftig, haben die Frauen der ärmeren Classe wohl die ganze Haushaltung zu besorgen; sie müssen die Speisen bereiten, das Vieh melken, mit der Fabrication von Filz und Teppichen sich abmühen, die Kinder pflegen, ja bisweilen sogar das Pferd ihres Herrn abwirthen und seine Waffen in Stand halten. Doch in den meisten Fällen wird ihnen zur Aushülfe ein Sclave oder ein anderer Diener beigegeben. Sie obliegen ihren Pflichten mit merklicher Munterkeit und heimsen dafür den Lohn der Achtung seitens der männlichen Mitglieder der Familie ein. Dieses Gefühl manifestirt sich in Geschenken, aus Schmuckgegenständen bestehend als: große silberne Schnallen, Armringe, Halsbänder und große silberne, bisweilen auch goldene Etuis, in welchen die Talismane gegen ein böses Auge, gegen Schlangenbiß und verschiedene Krankheiten bewahrt werden. Der Turkomane ist in den meisten Fällen zärtlich gegen seine Ehehälfte und liebevoll gegen seine Geschwister, und selbst der verwildertste Menschenräuber kehrt selten in sein Zelt zurück, ohne der Frau oder der Mutter irgend einen Kleiderstoff oder Schmuckgegenstand mitzubringen. In ähnlicher Weise zeigt sich auch die Liebe zu den Kindern, welche namentlich bei den kleinen Knaben häufig in Verhätschelung ausartet. So nennt man den Erstgeborenen zumeist mit dem Zärtlichkeitsnamen Baba-dschan, Ata-dschan, d. h. Vaterseele, auch Dede-dschan, Großvaterseele, als wenn man auf die Kinder die zu den Eltern empfundene Liebe übertragen möchte! Und sonderbarer Weise gelangt dieses Gefühl nicht nur bei den Kindern der eigenen Familie und des Stammes, sondern auch bei den Kindern der Gefangenen zum Ausdruck, ja es hat sich oft ereignet, daß Turkomanen, nachdem sie ein Dorf überfallen, ausgeplündert und die erwachsene Bevölkerung in Fesseln geschlagen, zur Sicherung der übrig gebliebenen Kinder sich der größten Gefahr ausgesetzt haben.

Dieses Bild der grellsten Widersprüche habe ich im Sittenleben aller Nomaden, besonders aber in dem der Turkomanen vorgefunden. Unter gewissen Verhältnissen zärtlich und liebevoll, zeigt sich der Sohn der Steppe wieder anderswo als der abgehärtetste Tyrann, als ein Mensch, dem Mitleid und Rührung ebenso wenig innewohnen wie einem Thiere. Es kehrt z. B. ein Troß mit reicher Sclavenbeute heim. Die armen, unglücklichen Opfer, die, inmitten einer friedlichen Existenz überfallen, von Haus und Herd, den Eltern, Geschwistern oder Kindern entrissen, tagelang unter allen erdenklichen Plagen aus dem benachbarten Perserlande in die öde

Steppe geschleppt worden, liegen oder kauern vor dem Eingange des Zeltes fürchterlich ermattet, mit Staub und Blut bedeckt, stöhnen, klagen und schluchzen, daß es ein Herz von Stein rühren würde. Der Eine erzählt von dem schrecklichen Ende, das die Seinigen unterwegs ereilt, der Andere beklagt mit bitteren Worten und unter heftigem Thränenguß das traurige Los seiner daheim Zurückgelassenen, während ein Dritter mit todesbleichen Zügen die klaffenden Wunden, die Säbel



3b Halsgehänge 5 Etui für Talisman. 6 Stirnband. 7 Zopfflechte. 8 Guitarre.

und Lanze ihm beigebracht, befühlt und um Hülfe fleht. Inmitten derartiger Scenen — und ich habe deren so manche erlebt — geht der Turkomane mit eiskalter Indifferenz an den Unglücklichen vorüber. Er wird von nichts bewegt oder gerührt, und wenn ein weibliches Mitglied seiner Familie, infolge ihres schwächeren Nervensystems zu Mitleid gebracht, Beileid bezeigen oder Trost spenden sollte, da wirft er derselben einen verächtlichen Blick zu und sagt in seiner gewohnten drastischen Weise: „Behei! kümmert Euch um diese ungläubigen Hunde nicht."

Leider ist es auch ein alter Glaubenshaß zwischen den beiden Hauptsecten des Islam, der, vom Herde des Fanatismus in Bochara angefacht, seit einigen Jahrhunderten im Busen der Steppenbewohner solche abscheuliche Gefühle erweckt und zu empörender Rauhheit geführt hat. Und hier begegnen wir wieder den auffallendsten Contrasten. Während die Religion einerseits den Sectenhaß schürt, die Verfolgung, Bestrafung und Ausrottung der angeblichen Ketzer anordnet, will eben dieselbe Religion wieder andererseits den Menschen zur Milde stimmen; sie will aus ihm einen Philosophen machen, der auf alles Vergängliche, alle Reichthümer und Schätze der Erde mit souveräner Verachtung herabblicken, Hab und Gut verschmähen und die Welt als eine Herberge betrachten soll, in welcher der Eine nach kurzem Aufenthalte dem Anderen Platz machen muß. Derartige Lebensnormen wenigstens stellt der Nationalbarde Machdumkuli in seinem dem Gottesbuche gleich geachteten Divan auf, indem er sagt:

„In Trug ist diese schwarze Welt,
Nur in Wahngebilden der Mensch;
Ein toller Lärm ist diese Welt,
In hundert Aengsten ein Jeder."

Ebenso merkwürdig dünkt es uns, daß der Nationaldichter der Turkomanen, die doch als die Verkörperung des Diebstahls und des Raubes in Asien angesehen werden, gerade seine Landsleute vor Aneig-

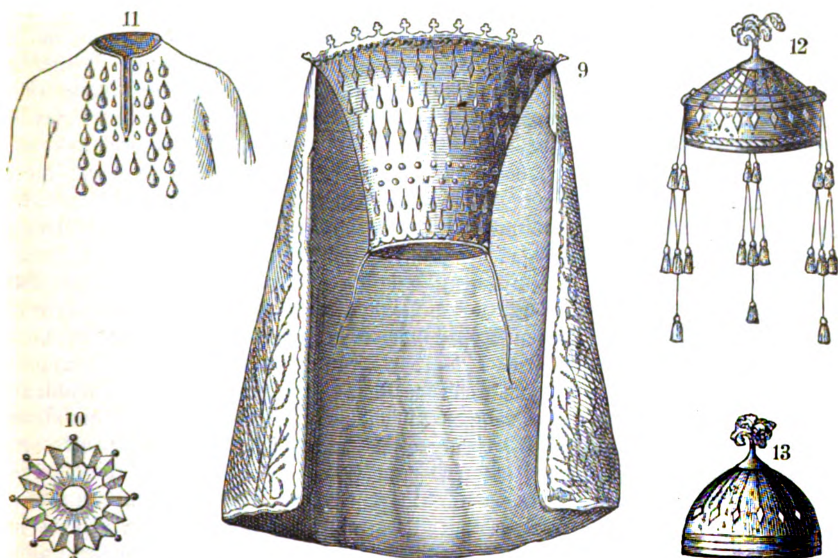
nung fremden Gutes warnt und zu ihnen folgendermaßen spricht:

„Wirst du ein Dieb, so höre, wie es dir ergehen wird:
An fremder Leute Gut wird dein Auge, dein Herz und all dein Thun haften.
Gleich dem Teufel ist nur Täuschen und Betrügen dein Thun.
Verbring in Lügenhaftigkeit doch nicht dein Leben!
Bei Gott! in die Hölle schnurgerad' führt dich dein Weg.
Ein Hund des jüngsten Tages wirst du, der bellend sein eigenes Fleisch frißt.
Schmutzig ist dein Antlitz, dich sieht Mohamed nicht an;
Denn in jener Welt frommt dein Erdengut dir nicht.
Von Stunde zu Stunde nimmt dein Kummer zu,
In dieser Beängstigung greifen die Würgeengel rechts und links dich an.
Du weinst, doch anstatt Thränen entquillt Blut deinen Augen.
So viel Trübsal leidend, schwindest in Sehnsucht du hin."

Was hier von den Turkomanen gesagt wird, könnte wohl leicht auch von allen übrigen Nomaden Centralasiens bemerkt werden; doch haben wir diese Gegensätze nur deshalb in einem schärferen Colorit hervortreten lassen, weil gerade die Wüstenbewohner an der Ostküste des Kaspisees, unbehelligt von dem Einflusse europäischer gesellschaftlicher Umwälzungen, ja verhältnißmäßig am wenigsten berührt selbst von den zahlreichen Revolutionen der asiatischen Welt, das jahrtausend alte Bild der primitiven Lebensweise bewahrt haben. Für den Schreiber dieser Zeilen, der die Turkomanen in seinen Jugendjahren sah, hatte das bizarre Bild ein besonderes Interesse, und dessen einzelne Züge konnten selbst später bei Wahrnehmung anderer Lebensverhältnisse unter Ozbegen, Kirgisen und Karakalpaks von ihrer Originalität nichts einbüßen. Wenn ich in frühen Morgenstunden in Begleitung anderer Gefährten eine Wanderung zu den am Saume der Sandflächen befindlichen vereinzelten Zeltengruppen antrat, da wußte ich immer, daß eine ungeahnte Begebenheit oder irgend ein Abenteuer meiner wartete. Wir hatten bei solchen Gelegenheiten größere Säcke umgelegt, um die für die feilgebotenen Gebete und Wundercuren erhaltenen Kameelhaare, Wolle oder Filzstücke nach Hause zu schaffen. An Waffen dachten wir nie, solche waren auch nicht nöthig, denn zunächst war kein Angriff vorauszusetzen, wäre aber auch ein solcher ausnahmsweise vorgefallen, so hätte die Vertheidigung wohl wenig gefrommt. Am freundlichsten begegneten uns überall die Frauen und die ältere Männerwelt des Zeltes. Erstere suchten aus den bunten Teppichsäcken ihre Tumars (Amulette) hervor, reichten uns die in denselben enthaltenen Papierstreifen dar, damit wir dieselben mit neuen kabbalistischen Schrift- und Wortzeichen vermehren sollten. Andere wieder, die im Besitze eines Tumars, aber noch ohne wunderwirkende Papierstreifen waren, forderten uns zur Anfertigung solcher auf. Wir ließen uns vor dem Eingange des Zeltes nieder, schrieben die einzelnen Koranworte und kabbalistischen Buchstaben in rother und schwarzer Tinte auf, und wenn ich bei einer solchen Beschäftigung den Kopf erhob und die über mich sich hinneigende Menge der Beobachter gewahrte, wie sie jede Bewegung der Hand sorgfältig verfolgte, wie aus ihren Augen Furcht, Hoffnung und Freude strahlte, so war dies ein Anblick, der mir nie aus der Erinnerung schwinden wird. Wie der Arzt bei uns in Europa dem Patienten zum Gebrauch der Medicin und Diät die nöthige Anweisung giebt, welche letzterer auch gewissenhaft befolgen zu müssen glaubt, ebenso muß der Seelenarzt dem Kinde der schlichten Natur über An- und Ablegen des Talismans, über Werth, Kraft und Verwendungsmethode desselben Aufschluß geben. Wie bei den Frauen die äußerlichen Ceremonien und der religiöse Hokuspokus maßgebend sind, so wirkt auf die ältere Männerwelt eine kräftige Intonirung der Koranverse und ein geläufiges Recitiren der heiligen Kassiden (Lobgesänge). Der turkomanische Graubart, der in der Jugend und in männlicher Vollkraft sich nur mit Waffen, Pferden und Raubzügen beschäftigte, wird beim Herannahen seines Lebensendes wie der moderne Culturmensch von Reue und Gewissensbissen geplagt, liebt es, sich mit frommen Männern zu umgeben, setzt sich daher gern in die Mitte betender Derwische oder Pilger in der sicheren Ueberzeugung, daß die aus dem Munde der letzteren unmittelbar auf ihn fallenden heiligen Worte ihre sühnende Wirkung nicht verfehlen können.

Ich könnte dieses Bild wohl noch weit in die Länge ziehen, doch glaube ich, daß

es für den Leser von größerem Interesse sein wird, die Ursachen zu erfahren, die dieses Bild der Sonderlichkeiten so lange Zeit von fremdem Einfluß unversehrt zu erhalten vermochten, richtiger gesagt: welches denn eigentlich die Schutzmauer war, die die Turkomanen bisher in ihrer Isolirtheit erhalten hat. Nun, diese bestand, wie gesagt, nicht so sehr in den politischen Verhältnissen als in der überaus rauhen Natur der Steppenheimath, in der Beschaffenheit der öden Steppe, verschiedene andere Plagen als: Sand, Mücken und Durst. Man braucht nur einige Secunden im Freien zu weilen und sogleich hat man Nase, Augen, Ohren und Mund, ja jeden exponirten Körpertheil voll von dem dünnen Sandstaube. Uebrigens geht es den im Schutze des Zeltes sich Befindlichen auch nicht besser. Die Geräthschaften, die Kleider, das Bettzeug, ja Alles ist von dem überall eindringenden Flugsande bedeckt, und wenn man des Morgens aus dem Schlafe erwacht, findet



9 Kopfputz der Frauen. 10 Halsschmuck. 11 Frauenhemd. 12 Kopfputz junger Mädchen. 13 Knabenkappe.

die der abgehärtete Mensch jener Gegenden wohl ertragen kann, die dem Fremden aber unerträglich, ja verhängnißvoll wird. Von den Strapazen, Entbehrungen und harten Qualen, welchen der Reisende in diesen Steppen ausgesetzt ist, kann sich der Europäer nur schwer einen Begriff machen. Der Verkehr, der im Winter stockt, ist nur im Früh- oder Spätsommer einigermaßen ermöglicht. Doch auch zu dieser Zeit ist der äußerst rasche Temperaturwechsel voll unsäglicher Gefahren. Von Ende Mai bis Ende September stellt das Thermometer sich zuweilen auf 50 bis 54^0 über Null, und selbst unter dem schattigen und luftigen Zelte ist man einer constanten Hitze von 30^0 ausgesetzt. Zu dieser klimatischen Abnormität gesellen sich noch man Gesicht, Bart und Kopfhaar mit einer Sandkruste überzogen, welche keine Seife der Welt zu entfernen im Stande wäre. Der Turkomane, dessen sonnegebräunte Haut dem unliebsamen Eindringling dennoch Widerstand zu leisten vermag, empfindet diese Plage weniger, der Europäer jedoch leidet schrecklich darunter, und selbst bei meinem für alle möglichen Strapazen abgehärteten Körper hat es mich lange Mühe gekostet, um mich an das Knirschen des Sandes zwischen den Zähnen zu gewöhnen, der mit jedem Bissen Brotes, jedem Trunke Wassers, ja mit jedem Athemzuge mir in den Mund drang.

Wasser, um sich den Mund auszuspülen, um sich zu waschen, ist das größte und erste Bedürfniß, wonach der Mensch

sich sehnt. Wohl fehlt es nicht an Naß; doch was für ein Wasser ist es, das dem armen Menschensohn der Steppe geboten wird! Es giebt Stellen in der Wüste, wo man nach Belieben, höchstens eine Klafter, oft noch weniger zu graben braucht, um ein ziemlich kühles Wasser anzutreffen. Der erste Anblick dieses ein Labetrunk sein sollenden Wassers ist allerdings nicht sehr einladend, nicht besonders belebend, denn was durch den Sand hervorsickert, ist von dunkelgelblicher Farbe und dem abscheulichsten Geschmack. Beim ersten Schluck ist es schwer zu unterscheiden, ob Schwefel, Salz oder Pech die vorherrschenden Bestandtheile sind, und wenngleich der Durst allen Widerwillen besiegt und einige Tropfen durch die lechzende Kehle hinabjagt, so empfindet man doch anstatt der gehofften Labung nur Ekel, Uebelkeiten und einen noch quälenderen Durst. Keine Kunstvorrichtung, kein Filter, nichts auf der Welt vermag dieses Wasser zu verbessern, man gebraucht es zum Kochen, man trinkt davon, trotzdem man sich vollauf bewußt ist, daß die Folgen Kopfschmerz und Schwindel sein müssen.

Als dritte Plage stellen sich während der heißeren Jahreszeit die riesigen Schwärme von Insecten dar, welche ebenso wie der Sand die äußeren und inneren Lufträume erfüllen und von ersterem sich nur insofern unterscheiden, als sie zudringlicher und schmerzhafter sind. Es giebt Insecten, von denen man bei jedem Athemzuge eine bedeutende Anzahl schluckt, andere wieder, deren Stachel den Menschen aufs empfindlichste quälen und peinigen, und da selbst der Nomade mit seiner abgehärteten Epidermis mittelst eines Grasgeflechtes gegen dieselben Schutz sucht, so wird es leicht begreiflich, was der Europäer von diesen ewig summenden Thierchen zu leiden hat. Keine Decke, kein Flor, nichts schützt vor ihnen, die Schlaflosigkeit der Nächte macht jeden Fremden fieberkrank, und selbst das Kameel, dieses geduldigste der Thiere, wälzt sich wie wüthend im Sande oder läuft wie besessen davon. In besagte Kategorie der Plagen gehört auch noch die stete Gefahr vor den tödtlichen Stichen der Tarantel und Skorpionen, die namentlich in der Nähe von Ruinen sich vorfinden und jahraus jahrein unter den Steppenbewohnern arge Verwüstungen anrichten. Und schließlich zähle man zu diesen Unannehmlichkeiten noch die Ubiquität der leicht berittenen, mit den Terrainverhältnissen genau vertrauten turkomanischen Krieger, die in kleinen und größern Haufen die dahinziehende Truppe umschwärmen und zumeist dort auftauchen, wo der Zug entweder im Sande stecken geblieben oder, des Weges unkundig, rathlos dasteht. In einen solchen Zustand mußten die Russen mehr als einmal gerathen, da ihre Wegweiser und Kameeltreiber, ebenfalls Turkomanen, trotz des gegebenen Wortes und der daheimgelassenen Geißeln, in den meisten Fällen sich als unzuverlässig erwiesen. So hat es sich im Laufe des jetzigen Feldzuges mehrfach ereignet, daß während des Marsches lange Kameelreihen, mit Proviant oder Munition beladen, plötzlich ohne Führer angetroffen wurden. Der schlaue Steppenbewohner braucht bei solcher Gelegenheit nur das leitende männliche Kameel mit sich zu nehmen und die ganze lange Reihe der Lastthiere wird so zu sagen wie verirrt dastehen. Hierzu kommt noch, daß der Russe, jener Laute unkundig, mit welchen das Kameel vom Turkomanen angespornt wird, die Thiere oft auch keinen Schritt vorwärts zu bringen vermag, und man kann sich das Chaos einer solchen Lage leicht vergegenwärtigen, wenn obendrein etwa zufällig noch der Sturm mit den einhergepeitschten Sandwolken sich dazugesellt, oder wenn ein solcher Unfall während der Morgen- oder Abenddämmerung sich ereignet, welche Zeit bekanntermaßen von den Turkomanen am liebsten zu Ueberrumpelungen gewählt wird.

Nach Gesagtem wird es dem Leser wohl einleuchten, warum die von den Russen im vergangenen Herbst gegen die Tekke-Turkomanen von Achal unternommene Expedition mißlang und warum die aus 20,000 Mann bestehende russische Armee aus dem Inneren der Steppe an die Küste des Kaspisees unverrichteter Dinge zurückkehren mußte. Der an Strapazen zumeist gewöhnte russische Soldat hatte hier Erfahrungen zu machen, die seinen Standes- und Landesgenossen in keinem Theile des großen Czarenreiches bisher begegnet waren. Was am meisten auffiel, das war der eiserne Trotz und der heroische Widerstand, mit dem den eindringenden Fremd-

lingen begegnet wurde. Wenn die Russen bei irgend einer Zeltgruppe anlangten, war außer alten Männern, Weibern und Kindern Niemand mehr anzutreffen, und auf die Frage: „Wo sind denn eure Angehörigen?“ antwortete man mit naiver Offenheit: „Ziehet nur weiter, ihr werdet da ihre geschlossenen Scharen schon antreffen.“ Mehr als einmal sahen die russischen Offiziere mit Verwunderung, wie gleichgültig ihr Erscheinen in der Mitte dieser Leute, die noch nie einen Fremden gesehen, aufgenommen wurde. Die Mädchen scheuerten ihre Kessel, die Frauen reinigten die Kameelhaare und die Kinder spielten im Sande weiter, als wenn gar nichts vorgefallen wäre, und doch waren diese Leute von ihrem Erzfeind überrascht worden und ihre Angehörigen standen in einiger Entfernung zum Todeskampfe gerüstet da. Dieser Kampf war es auch in der That, der den Russen zumeist imponirte. Schon im Jahre 1873 hatten die Russen ein ganz bedeutendes Pröbchen von turkomanischer Tapferkeit erfahren. Es war in der Steppe bei Jilali in Chiwa, wo das Corps des Generals Golowatschof, in grauer Morgendämmerung überrascht, in die äußerste Gefahr gerieth. Barhaupt, mit aufgeschürzten Armen, wuthschnaubend und feuersprühend stürzten sich dort die Jomuten auf den Gegner, während viele der Anstürmenden entweder im Sattel oder zu Fuß hinter sich ihr Weib oder ihre Schwester führten, die den Kämpfenden immer frische Waffen reichten, ihren Angriff unterstützten oder die Wunden verbanden. Und was bei Jilali geschah, das hat nun bei Göktepe sich wiederholt; auch hier begegnete man auf Schritt und Tritt glänzenden Beweisen persönlichen Muthes, dreimal stürmten die Russen die primitiven Lehmmauern einer Festung und mußten stets mit blutigen Köpfen abziehen. Hier stellt sich ein einzelner Reiter einer ganzen russischen Schwadron gegenüber; man glaubt, er wolle sich ergeben, doch der Mann feuert und wird von Dutzenden von Kugeln zu Boden gestreckt. Dort beschießen die Russen eine ärmliche Hütte mehrere Stunden hindurch, sie wird umringt, in Brand gesteckt und aus derselben tritt ein einzelner Turkomane hervor, der noch immer den Angreifer spielt und selbstverständlich sofort massacrirt wird.

Wir könnten noch zahlreiche und wunderbare Beweise turkomanischer Tapferkeit anführen, doch ist dies nicht das Ziel unserer Schilderung; wir wollten nur jene Schwierigkeiten hervorheben, auf welche die in dieser Gegend als Eroberer auftretenden Russen gestoßen sind. Und dennoch sind diese Schwierigkeiten im Verhältniß zu den großen Hindernissen der Natur kaum in Betracht zu ziehen. Mit den Steppensöhnen wird Rußland schließlich fertig werden, doch der Steppe selber ist keine irdische Macht gewachsen, sie wird ihre Natur nie ablegen, ihren grauenvollen, schrecklichen Anblick nie verlieren und allen Culturbestrebungen noch lange, lange Trotz bieten.





Hochgebirgsstudien.

Von

Friedrich Ratzel.

Der Reiz des Hochgebirges.



Die Frage, ob Hochgebirge oder Meer mächtigere Eindrücke an unsere Seele heranbringen, gehört zu denen, die nie ganz entschieden werden, denn der Entscheid liegt bei einer Instanz, von der es keine Berufung giebt, nämlich bei dem Gefühl des einzelnen Menschen. Es hängt von der Besaitung unseres Inneren ab, welche Eindrücke harmonische Klänge ertönen lassen, wenn sie durch das Thor der Sinne den Weg in unser Inneres gefunden haben, und welche nicht. Einige Menschen fühlen sich dem Meere näher, andere dem Gebirge. Man hat gesagt, es giebt „Meernaturen" und „Gebirgsnaturen". Manches von diesen Unterschieden ruht nun freilich mehr auf Erziehung und Uebung als auf Anlage und Einiges wohl auch auf Uebertreibung. Wenn es auch gewiß ist, daß Einige fürs Meer und Andere fürs Gebirge organisirt sind, so dürfte es doch kaum Einen geben, bei dem der Sinn für das eine so stark entwickelt ist, daß er den für das andere ausschließt. Wo solche Schroffheiten der Empfindung vorkommen, sind es doch meist künstliche Auftreibungen kleiner Anlagen, die mehr mit Einbildung und Ueberbildung zu thun haben als mit irgend etwas Anderem. Immerhin bleibt es interessant, zu sehen, wie die verschiedenen Charaktere und Neigungen sich in die Vorliebe für Eines oder das Andere theilen. Ich glaube erfahren zu haben, daß für contemplative Naturen das Meer, für thätige das Gebirge eine größere Anziehung besitzt. Ganz natürlich! Das Meer ist selbst bewegt, und es führt mit seiner ewigen Unruhe gewissermaßen Schauspiele vor uns auf, bei denen wir rein Zuschauer bleiben können. In den stürmischen Phasen seiner Bewegtheit weist es uns mit brüllender Gewalt zur Unthätigkeit zurück und in den ruhigeren wiegt es uns ein. Das Gebirge aber ist oder scheint starr, und um es kennen zu lernen, muß man sich in Bewegung setzen und zwar so, daß oft alle Kräfte anzuspannen sind, ehe man einen Triumph zu ernten, einen tiefen Blick ins Ganze zu thun im Stande ist. Das Meer duldet recht wohl, daß wir an seinem Ufer ruhen und unsere Seele von der Gewalt seines Wesens erweitern und ganz erfüllen lassen. Aber am Fuß des Gebirges zu liegen und hinauf- oder in die Thäler hineinzuschauen, das erträgt man nicht ohne das Gefühl eines Druckes von oben herab, und man fühlt, daß man sich regen muß, um das Lastende zu überwinden. Dem Regsamen kommt diese Aufforderung erwünscht, den Freund der Ruhe und des Träumens bedrückt sie. Er flieht lieber in die Ebene hinaus, als daß er sie dauernd ertrüge.

Auch in anderer Richtung bewegt uns das Gebirge und regt an, wo das Meer eher abschließt und einschränkt. Ich meine die Aufforderung zum Beobachten, zum Oeffnen aller Sinne, welche in dem ungemein erscheinungsreichen Gebirge unabweislich an uns herantritt, während das Meer in seiner großartigen Einförmigkeit mehr an die Fähigkeit der ganzen und tiefen Aufnahme eines bedeutenden Eindruckes als an die Neigung zur Sammlung einzelner Beobachtungen sich wendet. Kurz, man kann sagen, das Gebirge beschäftigt, regt und treibt an, zertheilt unsere Fähigkeiten; das Meer dagegen beruhigt und concentrirt mehr. Dieses übt einfachere und durchaus große, jenes mannigfaltigere Eindrücke von wechselnder Stärke auf uns aus.

Nun giebt sich dieser Gegensatz freilich nicht immer so scharf, wie er hier hingestellt ist, denn am Ende sind eben doch so Meer wie Gebirge Natur und als solche gemeinsam allem Menschlichen entgegengesetzt. Und wenn das eine mehr zur Ruhe und das andere zum beobachtenden Nachaußengehen auffordert, so läuft doch in seinen letzten Resultaten dieses auch wieder auf stille, geistige und gemüthliche Arbeit zurück, und es hängt oft nur von dem Seelenzustand ab, den man hinzubringt, ob nicht diese Beobachtung und sonstige Thätigkeit wieder ganz von selbst zurückfließt in unser Inneres und durch Beziehung auf unser Selbst zur Beschauung wird. Hat doch aller betrachtende Verkehr mit der Außenwelt etwas Beschauliches, bei dem der Weg zum Spiegel unseres Selbstbewußtseins kein weiter zu sein pflegt.

Viel hängt hier immer von der Stärke der Eindrücke ab. Manches von dem vor Allem, was wir an und in den Gebirgen fühlen, ist nur möglich bei unserem flüchtigen Durchwandern derselben oder bei kurzem Aufenthalt in guter Jahreszeit. Es würde sich bald anders gestalten, wenn wir gezwungen wären, minder liebliche Monate oder selbst Jahre in ihnen zu verweilen. Wenn wir aus volkreichen Städten und weiten Ebenen oder einförmigen Hügelländern hereinkommen in diese Fels- und Bergumschlossenheit, empfinden wir nur wohlthuend die Abgeschiedenheit der Thäler, deren enge Gründe oft von der Ruhe sind, die über halbverwilderten, einsamen Gärten in hohen Klostermauern schwebt. Aber wenn wir uns ausgeruht, ausgeschwiegen und ausempfunden in dieser Stille und ihren engen Umkreis durchmessen haben und der Trieb nach weiter bewegter und bewegender Thätigkeit von Neuem erwacht, fühlen wir mehr die Mauern, die uns einschließen, als die Auen, auf denen wir gehen, es kommt ein Gefühl von Gefangenheit über uns, und wir sehen dann lieber thalabwärts, wo sich die Thore nach der Welt zu öffnen, als thalaufwärts, wo sich eine Schnee- und Eisschranke zwischen diese umfriedigte Welt und Alles aufrichtet, was drüber hinaus ist. Wer nicht zum Klosterbruder bestimmt ist, hält es dann nicht mehr lange aus, und so beseligt er ins Thal einzog, so freudig eilt er wieder der Welt entgegen, wo es Dinge giebt, die auf den Menschen mit menschlichen Interessen hereindrängen und ihn ausfüllen, wo er nicht bloß auf beschauliches Ausnehmen und Aussichherausspinnen angewiesen sein wird.

Feine Naturen haben von Anfang das Gefühl des Befangenseins zu verwinden, das in Fels- und Bergumhegung sie bedrängt. „Dieses Gefühl ist in der Ordnung," sagt Goethe zu Eckermann, dem als Tieflandgeborenen die düstere Erhabenheit solcher Massen eine unheimliche Empfindung erregte. „Denn im Grunde ist dem Menschen nur der Zustand gemäß, worin und wofür er geboren worden. Wen nicht große Zwecke in die Ferne treiben, der bleibt weit glücklicher zu Hause. Die Schweiz machte anfänglich auf mich so großen Eindruck, daß ich dadurch verwirrt und beunruhigt wurde; erst bei wiederholtem Aufenthalt, erst in späteren Jahren, wo ich die Gebirge bloß in mineralogischer Hinsicht betrachtete, konnte ich mich ruhig mit ihnen befassen." Er hat einem ähnlichen Gefühl schon in seinen Briefen aus der Schweiz Ausdruck verliehen, wo dasselbe allerdings unmittelbarer, fast leidenschaftlicher sich ausspricht: „Wenn wir einen solchen Gegenstand zum ersten Mal erblicken, so weitet sich die ungewohnte Seele erst aus, und es macht dies ein schmerzlich Vergnügen, eine Ueberfülle, die die Seele bewegt und uns wollüstige Thränen ablockt.

Durch diese Operation wird die Seele in sich größer, ohne es zu wissen, und ist jener ersten Empfindung nicht mehr fähig. Der Mensch glaubt verloren zu haben, er hat aber gewonnen. Was er an Wollust verliert, gewinnt er an innerem Wachsthum. Hätte mich nur das Schicksal in einer großen Gegend heißen wohnen, ich wollte mit jedem Morgen Nahrung der Großheit aus ihr saugen, wie aus einem lieblichen Thale Geduld und Stille." Goethe's zahlreiche Beobachtungen über das Gebirge, die vorzüglich in den Briefen aus der Schweiz niedergelegt sind, und die packenden Schilderungen desselben, die in vielen seiner Dichtungen wiederkehren, zeigen zur Genüge, daß er sie endlich gründlich genug beherrschte, um jene erste Befangenheit wieder los zu werden. Uebrigens mag es wohl sein, daß der Greis die Macht dieses Eindruckes etwas überschätzte, als er ihn beim Rückblick von der Höhe des Alters in die Thäler der Jugend wieder erfaßte.

Wir ahmen den großen Kenner der Natur und des Herzens hierin nach, ohne es zu wissen und zu wollen. Wir gelangen auf unseren kleineren Wegen nicht zu so schönen Früchten, wie er sie zu pflücken vermochte, aber wir suchen ebenfalls durch Beobachtung die Schranken der Gebirgsumschlossenheit möglichst zu erweitern und das Fremdartige und Befangende ihres Eindruckes zu überwinden. In dem tiefer gehenden Naturgenuß ist überall Beobachtung und Vergleichung thätig, und es wäre ohne Zwang der Zusammenhang nachzuweisen, welcher zwischen der Entwickelung der beobachtenden und beschreibenden Naturwissenschaften und der Entfaltung der Genußfähigkeit für die Schönheit des Hochgebirges immer bestanden hat. J. J. Rousseau, der in diesem Processe eine so tief anregende Rolle spielte, hat auf Beides zugleich gewirkt. Verband er doch beide Fähigkeiten in sich selber. Sein in den Erziehungsschriften des vorigen Jahrhunderts so oft citirter Satz aus den Lettres élémentaires sur la botanique: „In jedem Alter verdrängt das Studium der Natur den Geschmack für frivole Genüsse, dämpft den Aufruhr der Leidenschaften und bietet der Seele eine Nahrung, welche ihr von Nutzen wird, indem sie dieselbe mit dem würdigsten Gegenstand der Betrachtung anfüllt," hat einen sehr großen Einfluß auf die Entwickelung des Natursinnes geübt. Auch tragen die Schilderungen, die Rousseau von der Hochgebirgsnatur entwirft, vollkommen den Stempel der beobachtenden Naturfreude, wie man diese Mischung von geistigem und ästhetischem Interesse an den Dingen wohl nennen kann. Er geht darin genau dieselben Wege wie Goethe, und gleich ihm verknüpft er Schilderung und Schlußfolgerung. So, wenn er im XXIII. Brief der Nouvelle Héloise von dem malerischen Gegensatz zwischen Berg und Ebene sagt: „Indem die Gebirgsperspective eine senkrechte ist, läßt sie die Bilder zumal und viel kräftiger an uns herantreten als die der Ebene, von welcher man nur sieht, wie sie sich weit hinauszieht, und in welcher dir immer ein Gegenstand den anderen verdeckt," oder wenn er in demselben Briefe beschreibt, wie bei der Gebirgswanderung die Dinge sich an ihn herandrängen und aus seinen Träumen reißen: „Ich wollte träumen und wurde immer wieder durch irgend ein unerwartetes Schauspiel abgezogen. Bald hingen mächtige Felsen wie Ruinen über meinem Haupt, bald durchfeuchteten mich hoch herabrauschende Wasserfälle mit ihrem dicken Nebel, bald öffnete ein Sturzbach neben mir einen Abgrund, dessen Tiefe ich nicht zu ermessen wagte. Dann wieder verlor ich mich im Dunkel eines dichten Waldes, oder es erfreute meinen Blick eine freundliche Wiese, wenn ich aus einer Schlucht herausbog." Der Reichthum der Gebirgsnatur spielt in den Schilderungen Rousseau's, entsprechend dieser Richtung des Naturgenusses, überall eine große Rolle.

* * *

In der That, ihr Reichthum an Erscheinungen gehört zu dem, was am mächtigsten in ihrem ganzen Wesen uns anzieht. Der Reichthum? Die Gebirge sind doch arm. Das nahrhafte Tiefland ist es und die Hügelländer voll Eisen und Kohlen, die man reich nennen darf. Die Gebirge sind freilich nicht reich an dem, was mit Silber und Gold zu bezahlen ist, und ihre Bewohner, wenn ihnen auch

oftmals auf Grundlage ihres Fleißes und ihrer genügsamen Sitten ein beneidenswerth stetiger und wohl zusammengehaltener Wohlstand eigen ist, gehören selten zu den im großen Stile Reichen. Das suchen wir aber auch nicht in ihnen. Von dem Reichthum ihrer Natur ist die Rede. Schon die Bodenform bedingt eine größere Oberfläche als im flachen oder flachwelligen Lande. Würde man die Alpen aus ihrer Zusammengeschobenheit, Stauung und Aufrichtung herauslösen können, sie würden wohl einen fast doppelt so großen Raum einnehmen, als sie es heute thun. Mit anderen Worten: sie haben auf demselben Raum fast doppelt so viel Bodenfläche wie ein Flachland. Damit ist also für alle Formen, die diese Fläche annehmen, und für Alles, was auf ihr sich bewegen und was aus ihr hervorsprossen kann, ein viel weiteres Feld gewonnen. Wäre das Ganze auch nur eine einzige Fläche, so würde sie trotzdem auf so viel größerem Raum um so viel mehr Zufälligkeiten der Bodengestaltung, wie Anschwellungen und Senkungen, um so viel mehr fließendes und stehendes Wasser, um so viel mehr Pflanzen und Thiere beherbergen. Nun ist sie aber von vornherein in Falten gelegt, welche die reichste Entfaltung aller Möglichkeiten gewähren, die der Boden an Gestaltenreichthum birgt. Rings um das Gebirge sind sie erst flachere Wellen des Bodens — Hügelland, Vorberge —, dann werden sie höher und steiler, endlich sind sie hoch aufgetrieben, daß sie überkippen, sich über einander legen, aus einander gesprengt werden, wobei zudem der faltende Druck nicht bloß von einer, sondern von mehreren Seiten kommen kann, so daß das denkbar bunteste Gewirr entsteht. Rechnet man noch hinzu, daß mit der geologischen Geschichte eines solchen Hochgebirgsgebietes eng verbunden ist ein großer Reichthum von verschiedenen Gesteinen und verschiedenalterigen geologischen Formationen, so daß z. B. der Deutsche, wenn er gewisse Gesteine und Formationen sehen will, unbedingt in seine Alpen reisen muß, so wird man diesen Vorzug nicht gering anschlagen. Es treten ja auch mit Vorliebe gerade hier Gesteine auf, welche für die äußeren Formen einer Landschaft so bedeutend werden, wie der phantastische, scharfkantige Dolomit, der zu hohen Wänden und Säulen neigende und dazu farbenreiche Porphyr, die mehr zur Rundung strebenden und oft prächtig gewölbten Granite, Gneise und Glimmerschiefer, dann die Serpentine, Gabbros, Marmore, die klippigen, zerblockenden Nagelfluen u. s. f. Dem Bewohner des norddeutschen Tieflandes ist das ein ganz neuer Reiz, von dem seine heimische Naturumgebung ihm keine Ahnung giebt, aber auch der aus Mittelgebirge und Hügelland Kommende hat solchen Reichthum nirgends gesehen.

Was nun auf diesem zusammengeschobenen und zerklüfteten Boden gedeiht, würde auf den Natureindruck von geringer Wirkung sein, wenn es nur der Menge nach um so viel mehr wäre, als eben die Flächen geräumiger sind. Es giebt aber verschiedene Gründe, die das Gebirge weit über dieses Maß hinaus reicher an Geschöpfen organischer Natur sein lassen, als die Fläche ist.

Jede Höhe hat bekanntlich ihren Pflanzengürtel, der nicht nur bezeichnet ist durch ganz eigene Arten, sondern auch durch gewisse gemeinsame Charakterzüge der ihm eigenen Pflanzen. In unseren Alpen durchschreiten wir im Gebiet der Vorberge zunächst die reich bewässerten, saftigen Wiesen, deren Blüthenreichthum außerordentlich ist und theilweise schon alpine Formen mit umschließt, die entweder ihr Wohngebiet gesetzmäßig so weit ausdehnen oder zufällig mit Wasser und Schutt der Flüsse so weit herabgewandert sind. Herrlicher Baumwuchs von Ahorn, Buche und Eiche beschattet die Gehänge, Getreide und Obst gedeihen noch fröhlich. Man durchschreitet Buchenwälder oder Ahornhaine, bis Fichten, Tannen und Lärchen, die erst vereinzelt auftreten, in immer größerer Menge erscheinen, um zuletzt fast die Alleinherrscher zu sein. In diesem Walde, der noch immer kräftig, sogar majestätisch ist, aber wegen des Vorwaltens der Nadelhölzer zugleich auch etwas Starres und Düsteres hat, begegnet man endlich nur noch niederen und verbogenen Buchen und Ahornen, die zuletzt mehr strauch- als baumartig sind, und endlich sieht man von Laubbäumen nur noch die Eberesche, die mit ihren Fiederblättern und leuchtend rothen Beerenbüscheln freilich einer der fröhlich-

sten Vertreter derselben ist. In dieser Zone sind auch die Sträucher und Kräuter schon ganz anders als in der nächst tieferen. Man begegnet hier der Preisel- und Moosbeere, zahlreichen Enzianen — der aromatische, aus dem der berühmte Schnaps gebrannt wird, wächst ausschließlich an der oberen Grenze dieses Gürtels —, Eisenhüten, dem Veratrum mit den fast tropisch großen und üppigen Blättern, einigen Primeln, worunter die ebenso häufige als zierliche Primula farinosa, u. a. Während die Tannen und Fichten kleiner und buschiger werden nach oben hin, bleibt gewöhnlich die Lärche bis zu ihrer oberen Grenze der stolze, aufrechte Baum.

Endlich treten wir aus diesem wohlthätigen Schatten heraus auf die Alpenmatten, wo die Sennhütten stehen und das bunte Vieh weidet. Hier stellen sich schon vereinzelte Alpenrosen ein, die höher hinauf zu weiten Feldern sich ausbreiten, und mit ihnen die ganze Schar der echt alpinen, niedrigen, nach dem warmen Boden zu zusammengedrängten, aber blüthenreichen und oft herrlich duftenden Gewächse, wie gelbe Alpenveilchen, leuchtender Alpenmohn, die Enziane, deren Blüthen unmittelbar dem Boden aufzusitzen scheinen, der vanilleduftende Speik, die zahlreichen Steinbreche und Primeln, das viel begehrte Edelweiß nicht zu vergessen. Man sollte in diese Region zum ersten Male hinaufgeführt werden in der Zeit der ersten jugendlichen Pflanzenleidenschaft, wo man einer Seltenheit zu Liebe Tage lang die Wälder und Felder durchstreift und keinen größeren Ehrgeiz kennt, als die Nummern des Herbariums wieder um eine zu vermehren. In diesem noch nicht abgestumpften Alter steht man vor den vielen neuen und meist zugleich sehr schönen und reizenden Erscheinungen wie vor einem Märchenschatze. Man bebt vor Freude und wagt kaum zuzugreifen. Aber Jedem, auch dem der sonst wenig Sinn für solche Dinge hat, macht der unerwartete Farben- und Formenreichthum und das viele Ungewohnte, ganz Neue in der Flora dieser Höhen Eindruck. Die Kraft der Vegetation schien an der Waldgrenze, wo Alles kleiner und ärmer ward, sich zum Ende zu neigen, nun aber ist es, als flammte sie in diesem Blüthenreichthum noch einmal frisch auf. Nicht umsonst sind Alpenrosen und Edelweiß in einer Art geliebt und verherrlicht, wie es keine Blume der Ebenen ist. Es prägt sich darin eine gewisse Zärtlichkeit aus, die sich gewiß nicht so sehr gerade an diese Formen und Farben als daran heftet, daß sie als so unverhofft liebliche Erscheinungen eben in einer Region auftreten, in der man starre Felsen und graue Flechtenvegetation viel eher erwartete. Selbst die Wissenschaft, die sonst kühl an der Frage vorübergeht, ob schön oder häßlich, hat sich von diesem ungewöhnlichen Farbenreichthum und dieser auffallenden Größe der Hochalpenpflanzen Rechenschaft zu geben versucht. Sie sah sich um so mehr dazu aufgefordert, als die gleiche Erscheinung den Pflanzen der ebenso kalten oder noch kälteren, schneereichen, unwirthlichen Polargegenden eigen ist. Man sprach von der reinen, würzigen Luft, der größeren Lichtfülle und der Sonnennähe. Aber warum sollte das Alles nur den Blüthen zukommen, die doch bloß der letzte Abschluß einer langen Wurzel-, Stamm- und Blätterentwickelung sind, gewissermaßen die Triumphfanfare nach glücklich vollbrachtem Lebenskampfe? Bleibt doch alles Andere an diesen Pflanzen verkümmert. Die Wurzel ist stark, denn sie muß das Ganze fest- und zusammenhalten, aber Stengel und Blätter fehlen nahezu, die Blumen sitzen fast unmittelbar der Wurzel auf. Man kann sagen, das ganze Geschöpf ist auf das Nothwendigste reducirt: Wurzeln, um nicht fortgeweht zu werden und um Nahrung zu saugen, Blüthen, um sich fortzupflanzen, von Allem, was dazwischen liegt, nur was unentbehrlichst ist. Aber warum nun dieser Luxus der schönen, großen Blumen? Die faßlichste Antwort sagt, daß das Vertragen des Blüthenstaubes von einer Blüthe zur anderen nothwendig sei zur Fortpflanzung, weil nur die wenigsten Pflanzen, obgleich doppelgeschlechtig, sich selbst befruchten können. Diesen Verkehr besorgen Insecten, besonders die bienenartigen, und die Größe und Farbigkeit der Blüthen alpiner Gewächse sei ein Lockmittel für diese kleinen Liebesboten. Die Erklärung ist sinnreich und dazu nicht unwahrscheinlich, aber sie ist jung und wird sich noch durch einige kritische

Angriffe und Experimente durchzuschlagen haben, ehe man sie als Wahrheit annimmt.

* *
*

Andere seltsame, wechselreiche Gebilde, die in der Ebene hoch über uns schweben und weben und manchmal so fern scheinen wie Sonne, Mond und Sterne, bringt das Gebirge nahe, führt es bis zu unseren Füßen herab. Chateaubriand sagt in seiner „Voyage au Mont-Blanc“ (Oeuvres VII), daß es zwei verschiedene Arten gebe, die Berge zu betrachten, nämlich mit und ohne Wolken. „Mit Wolken,“ meint er, „ist das Schauspiel belebter, aber es ist zugleich auch verdunkelt, und manchmal herrscht eine solche Verwirrung, daß man Mühe hat, einige Züge zu unterscheiden.“ Er fährt dann fort, die mannigfaltigen Bilder zu zeichnen, welche da erscheinen, wo die Wolken ihre leichten beweglichen Schleier um die Berge winden, bald den Fuß derselben einhüllend, bald um die Gipfel sich schichtend oder an sie sich anlehnend, und wo die Gipfel ganz unverhüllt aus der reinen Luft ihrer Höhen herabschauen, findet er sie von einer Reinheit des Umrisses und einer Schärfe des Profils, wie sie den Dingen in der Ebene nicht zukommen. Er ist nach seiner Art etwas weitgreifend und übertrieben, wenn er sie „herrlichen Naturseltenheiten, schönen Korallenbäumen, Tropfsteingruppen, unter einer Halbkugel des reinsten Krystalls verwahrt,“ vergleicht. Aber man fühlt in diesem Falle etwas Richtiges aus diesen Bildern heraus, wenn sie auch nicht überzeugend und schlagend sind. Er will offenbar das Gefühl ausdrücken, welches gegenüber einer klaren, sonnenbestrahlten Hochgebirgsgruppe uns erfaßt, wo wir etwas Hochedles, Kostbares, mehr der Klarheit des Himmels als dem trüben Boden der Erde Verwandtes in ihnen empfinden.

Jene Bemerkung Chateaubriand's, die, wie alles in diesem wenig bekannten Aufsatze Gesagte, sehr treffend ist — die Reise zum Mont-Blanc, d. h. zum Fuße des Riesen, machte der Dichter Atala's im Spätsommer 1805, und diese Beschreibung davon erschien 1806 kurz vor dem Antritt seiner Reise nach Griechenland. An Klarheit und Maß der Gedanken und des Stils steht sie fast beispiellos unter allen seinen Naturschilderungen da und gewinnt dadurch ein besonderes Interesse — erlaubt eine breitere Anwendung. Nicht bloß mit oder ohne Wolken, sondern in zwanzig verschiedenen Erscheinungsweisen, und wenn man ins Einzelne geht, noch in viel mehr, können die Berge gesehen werden. Das gehört ja gerade so recht zu ihrem eigensten Wesen, daß sie gleichsam Rieseninstrumente sind, auf denen Luft, Sonne, Mond, Wolken, kurz alles Atmosphärische, ihre höchst mannigfaltigen Weisen spielen. Ihre Umrisse bleiben unverändert, aber innerhalb derselben ist nichts, was nicht unter der Berührung dieser oft aus weiter Ferne fast geisterhaft herwirkenden Kräfte des Luftkreises sich änderte. Man denke an das Näher- und Fernerrücken, das Heraufheben und Hinabsinken, Beides beim Wechsel feuchten und trockenen Wetters, an die Bläue in der Ferne und das allmälige Hervortreten bei der Annäherung bis auf einzelne mit blauem Ton erfüllte bleibende tiefere Schluchten oder Klüfte, an das Alpglühen, das magische Aufleuchten der Gipfel bei Sonnenauf- oder Untergang, oder wenn der Mond oder der Abendstern hinter ihnen hervortritt, an die Wolkenverhüllungen, die Nebelmäntel und Windhüte. Man kann ohne jegliche Uebertreibung sagen, daß ein hoher Berg auch selbst am heitersten und ruhigsten Tag gleichsam sein eigenes Leben hat, das vom Morgenstern und Sonnenaufgang bis zum dämmernden Versinken in die blaue Nacht keine Stunde dasselbe ist. Ein oft gar nicht erkannter Grund des Behagens, mit dem wir Tage in der Gebirgseinsamkeit zu verträumen vermögen, hängt mit dieser Thatsache zusammen. Mit Staunen fragen wir uns selbst, wenn wir wieder in die Gewohnheit des alltäglichen Daseins zurückkehren, die nach solcher Abschweifung nicht immer gerade süß erscheint: wie konnte man nur so lange in diesen menschenleeren Oeden verweilen, ohne sich zu langweilen? Welcher Geist umschwebt diese Berge und Thäler, der die gährende unwillkürliche Bewegung unserer Gedanken und Gefühle besänftigte und den Spiegel der Selbstbeschauung und Selbstzersetzung,

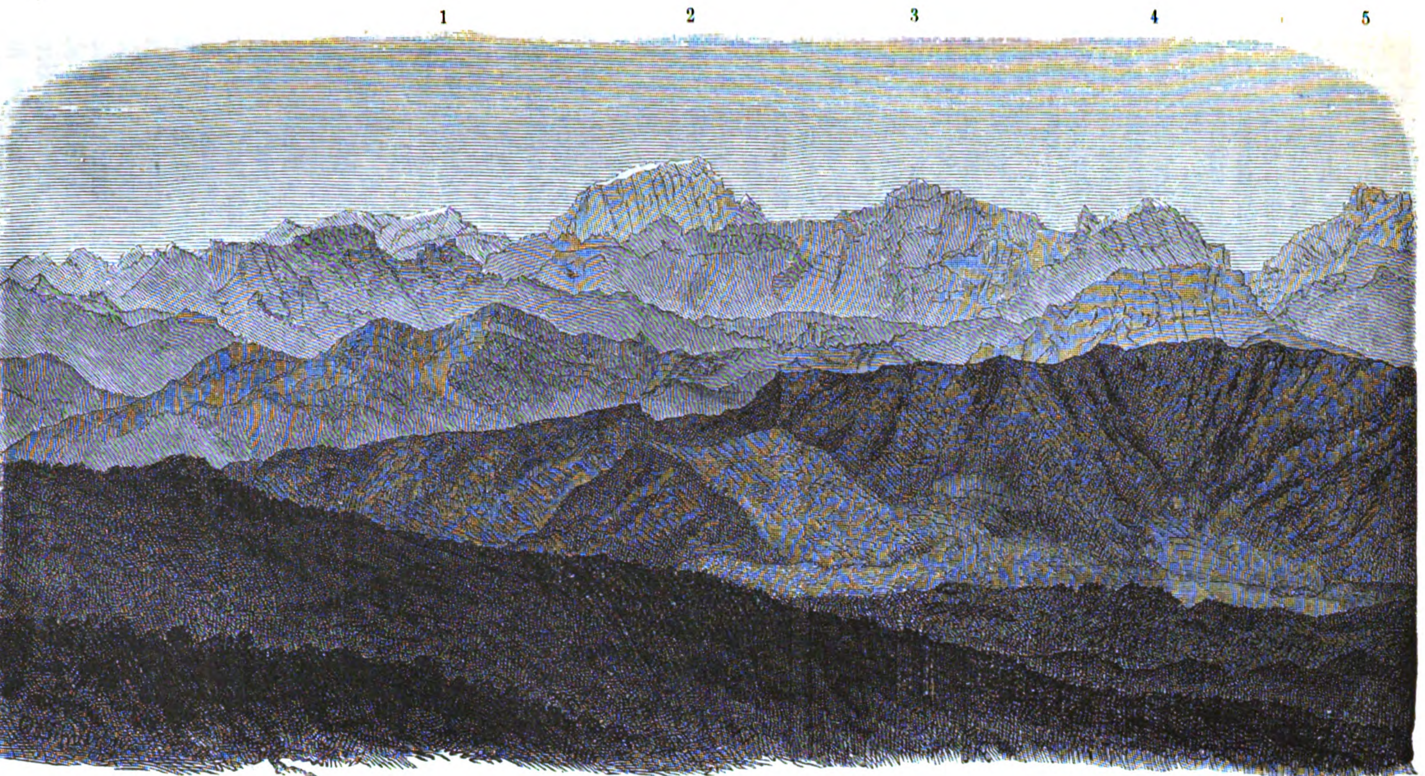
diesen Fluch des überreizten Lebens, verhängte? Vielleicht versteht es ein Musiker am ehesten, was es hiermit für eine Bewandtniß hat, denn diese sanft in einander übergehenden Variationen über die Form- und Farbenthemata des Gebirges haben das Wohlthuende einer Kette von unmerklich verknüpften Variationen über ein bekanntes Thema, das sich öfters zu verlieren scheint, aber immer wieder in seinen allgemeinsten Umrissen als etwas Bekanntes erfreuend hervortritt.

Hier kommt man zur Erkenntniß, daß das Hochgebirge ebensowohl als atmosphärische Erscheinung wie als eigenthümliche Entwickelung des Erdbodens zu betrachten ist. Es ist in Wirklichkeit Beides, eines so gut wie das andere: ein Stück Erde, das hoch in den Luftkreis ragt, und ein Stück Atmosphäre, das in der Erde wurzelt. In der Ebene und im Hügelland sehen wir außer Sonne, Mond und Sternen und gelegentlich einmal einem Raubvogel, der wie ein Pünktchen ins Himmelsgewölbe verschwindet, kaum irgend etwas über der Horizontlinie. Unten die Erde, darüber der Himmel, und nichts, um die glatte Grenzlinie zwischen beiden zu unterbrechen. Wenn man in einem flachhügeligen Lande lebt und Tag für Tag die regelmäßige Wellenlinie des Horizontes vor Augen hat, mag man wohl Betrachtungen anstellen über den sehr verschiedenen Eindruck, den diese Schönheitslinie je nach dem Orte macht, an dem sie erscheint. Sie mag an Göttern und Menschen herrlich sein — hier, immer in derselben Höhe sich hebend und senkend, unveränderlich, unklar, muß sie entschieden zu den langweiligsten Dingen gerechnet werden, und das eingeschläferte Auge begrüßt gewiß mit einem frohen Aufleuchten die erste kühnere Hervorragung, welche diese allzu beständige Schönheit unterbricht.

Was für ein ganz anderer Ausblick mit dem Gebirgsprofil am Horizont! Hier ist doch etwas zwischen Himmel und Erde, etwas Seltsames, zwischen beiden Schwebendes, von unten her irdisch Angebräuntes und mit grünem Waldkleid Verhülltes, von oben her Vergoldetes, Verklärtes! Was sind das herrliche Horste für die jungen Adler hoher Gefühle, die in die Ferne schweifen, diese Zinken und Grate! Was läßt sich nicht hineindichten in diese tiefblauen Gruben und Höhlen der Klüfte und Thalschlünde! Wie läßt sich nicht alles Schöne und Herrliche vermuthen hinter diesen schneegesäumten Kämmen und jenseits dieser Felsenpässe?

* * *

Es macht offenbar einige Schwierigkeiten, die Herrlichkeit eines Hochgebirgspanoramas in Worte zu fassen. Dem, der so etwas nie gesehen, die Sache zu schildern, sollte man einfach unterlassen, denn man wird es doch nie fertig bringen. Giebt es aber nicht, um die Erinnerung an das einmal Gesehene zu wecken, irgend einen bestimmten zusammenfassenden und zugleich schlagend, unmißverständlich den Kern davon klarlegenden Ausdruck, so wie es einen solchen für andere Naturbilder giebt? Ich meine einen von der Art, die in drei oder sechs oder zehn Worten, kurzum in nicht vielen, womöglich in einem einzigen Satze Alles sagen ohne Erläuterung, ohne was Wesentliches zu vergessen, rund, fertig, cursirfähig. Stifter sagt einmal von einem Aehrenfeld, daß es mit seinem Wallen und Wogen sich „so weich ans Herz" lege. Dieser Ausdruck vergißt sich nicht leicht wieder. Oder Goethe's „Thäler grünen, Hügel schwellen, buschen sich zu Schattenruh'." Das „Kennst du den Berg mit seinem Wolkensteg, das Maulthier sucht im Nebel seinen Weg" gehört mit Hunderten von Goethe's Naturbildern in diese Gruppe. Für den Eindruck des Hochgebirges etwas gleich Bezeichnendes zu sagen, ist nicht leicht. Zwar hat auch hier Goethe aufs treffendste das geistige Gesammtergebniß der Betrachtung zusammengefaßt, wenn er in den „Briefen aus der Schweiz" sagt: „Man fühlt tief, hier ist nichts Willkürliches, hier wirkt ein Alles langsam bewegendes, ewiges Gesetz, und nur von Menschenhand ist der bequeme Weg, über den man diese seltsamen Gegenden durchschleicht." Aber das ist das Geistige und nicht dieses, sondern das Bild ist es, was wir suchen. Am nächsten scheint für Alle, die nicht tiefer schöpfen, das „erstarrte Meer" zu liegen. Der Vergleich der Hochgebirgsfernsichten mit dem unendlich reichen und mannigfaltigen Spiele sturmgepeitschter,



Die Tödi- und Windgällen-Gruppe im Fernblick von Zürich aus.
Hauptgipfel von links nach rechts: 1 Biferten, 2 Tödi, 3 Glariden, 4 Kammlistock, 5 Scherhorn (Windgälle).

schaumgekrönter Wellen ist für Touristen, die dann später ihre Wahrnehmungen in den verschiedenen Alpenzeitschriften niederlegen, gewissermaßen officiell. Man findet ihn immer wieder. Und in der That, er liegt auf den ersten Blick immer am nächsten. Aber daß man das Meer erst erstarren lassen muß, ehe man es zum Vergleich heranzieht, ist doch bedenklich. Wer von uns hat in ihrem vollen Wellenschlag erstarrte Meere gesehen? Julius Payer, der mit derselben Sicherheit von den Alpen wie vom Eismeer sprechen darf, kann sich bei einem solchen Vergleiche etwas Wirkliches denken. Er darf ihn sich erlauben. Wir Anderen sagen etwas, was wir nicht verstehen und nicht kennen, um eine Sache zu verdeutlichen, die wir kennen. Das kann nicht richtig sein. Diesen Vergleich kann man in der That zu jenen rechnen, die man so von der Oberfläche nehmen muß; denn sobald man tiefer über sie nachzudenken versucht, kommt man an Klüfte, die zu Luftsprüngen auffordern.

J. G. Kohl war kein Dichter, aber er hatte genug poetisches Gefühl, um mitunter in seinen Beschreibungen den wahren Ton, gewissermaßen den Naturlaut zu finden, und er hatte auch den scharfen Verstand und die reiche Erfahrung, die zu anregender, vielseitigen Aufgaben gerecht werdender Naturschilderung gehören. Er hat in seinen „Naturansichten aus den Alpen“ (1851) einen Abschnitt über die Fernblicke auf das Hochgebirge gegeben, welcher zum Vortrefflichsten in dieser Art gehört. Das Buch ist vergessen, wie ja die meisten dieser Gattung stets sehr rasch von neueren modischeren Erscheinungen überholt werden, auch wenn sie zehnmal besser sind, als was nach ihnen kommt. Aber es verdient noch gelesen zu werden, eben wegen seiner Schilderungen, die, man fühlt es gleich heraus, gar nichts Conventionelles oder Bücherhaftes an sich haben, sondern frisch aus der Natur und nur aus ihr heraus geschrieben sind. Und sie sind manchmal nicht bloß geschrieben, sondern aus echtem Gefühl heraus gedichtet, und das trotz der schlichten Prosa, in die sie sich kleiden. Nun ist es merkwürdig, wie dieser Schilderer immer wieder auf das Ruinenhafte der Bilder zurückkommt, welche die Alpengebirge beim Fernanblick bieten. Man sollte wohl meinen, daß diese Neigung zu einem bestimmten Bilde auf einem ganz besonders tiefen Eindruck beruhe, daß dasselbe bei jedem Anblick der Gebirge von selbst sich wieder in den Vordergrund drängte. Vielleicht ist es aber auch seine Wahrheit, welche es so werthvoll erscheinen ließ, daß es allen anderen vorgezogen wurde? Wahr ist es. Ja, man kann sagen: kein Bild der Hochgebirgswelt kann wahrer sein als dasjenige, welches sie mit einem großen Ruinen- und Trümmerfeld vergleicht. Ich denke dabei noch nicht einmal an die modernste Phase der Alpengeologie, welche der Zertrümmerung besonders gerade in der Gestaltung der äußeren Umrisse der Hochgebirge die erste und eingreifendste Rolle zuweist. Die Bedeutung dieses Factors könnte eine viel oberflächlichere sein, und er würde dennoch genügen, um jenes Bild wahr zu machen. Für unsere Anschauung ist das Hervortretendste, daß keine von den Formen, die dort vor uns auftauchen, ganz sind. Das Bedeutende und Schöne in ihrem Eindruck liegt eben zum Theil darin, daß sie das nicht sind. Wie könnten sie es auch sein? Die Schwerkraft ihrer Massen strebt nach unten, sie sind nicht so dicht aufgebaut, daß kein Theilchen sich loszulösen vermöchte, das Wasser schlägt mit derselben Nothwendigkeit die Wege ein, die nach unten führen, und folgt ihnen selbst dann, wenn es vom Frost in Fesseln geschlagen ist. Häufig gehen die Winde denselben Weg. Alle das hat gezerrt und gerüttelt an den Bergen, seitdem sie bestehen, und hat sie derart verändert, daß ihre ursprüngliche Gestalt nur in den seltensten Fällen noch zu errathen ist. Aus Pyramiden, Kegeln, Domen, aufgewulsteten Schichtenlagen sind die zerklüfteten, gespaltenen, abgeschälten, da abgetragenen und dort wieder aufgeschütteten Massen entstanden — Ruinen im wahrsten Sinne des Wortes, Reste, Trümmer eines gewesenen Ganzen und Runden, aber gewiß darum nicht Schöneren. Kein Wunder, wenn ein Beobachter, der die Bilder denkend betrachtet, die vor seine Augen treten, auf diesen Vergleich von selbst verfällt. Sogar die älteren Alpenschilderer, z. B. Rousseau, Gruner, Ebel (der öfters einfach von „der Ruine

des Alpengebirges“ wie von etwas Selbstverständlichem spricht), haben ihn gebraucht, wenn auch nicht mit der bewußten Vorliebe wie Kohl.

Vielleicht spricht es die Phantasie mehr an, wenn man mit Edgar Quinet den Montblanc nennt „einen Helden, der, um zu kämpfen, seinen Mantel vor die Füße wirft“ (Die Schöpfung, 1. Cap.), oder sonst ein Bild zu ersinnen, das dazu bestimmt ist, nur leicht wie mit flüchtigem Fittich die Oberfläche unserer Gedanken zu streifen und weit hinausziehende Wellenkreise zu erzeugen, die rasch wieder in Nichts zurücksinken. Aber in der Naturschilderung hat die Wahrheit des Bildes einen entschiedenen Werth neben und über dem Glanze seiner Schönheit oder Originalität. Der Schilderer seelischer Vorgänge mag unbefangen seine Bilder nehmen, wo er sie findet, im Schilderer der Natur wünschen wir, wenn auch nur im Nachklang, die Verbindung des Gedankens und des Gefühles, der Wahrheit und der Schönheit, des Denkers und des Dichters wiederzufinden, welche im Alterthum an der gemeinsamen Wiege der Wissenschaft und Poesie saß und in der Neuzeit Goethe zum größten Dichter der Natur gemacht hat. Nenne man diese Forderung nicht übertrieben, sie ist längst von allen guten Schilderern erfüllt, und man könnte nachweisen, daß wissenschaftliche und künstlerische Naturbetrachtung sich mit und an einander entwickelt haben und nirgends so entschieden wie in Allem, was auf das Hochgebirge Bezug hat.

Hier würde es nun vielleicht am Platze sein, auf jene so merkwürdigen Wechselwirkungen zwischen Verständniß der Gebirgsnatur und verständnißvoller Auffassung und Darstellung der Natur im Allgemeinen zurückzukommen, welche uns bei der Betrachtung jeder Gattung beschreibender Literatur entgegentreten und denen wir in der Literatur jedes Volkes begegnen. Haller und Rousseau, diese großen Schweizer des 18. Jahrhunderts, beide Kenner des Hochgebirges, beide Naturforscher, bezeichnen für die deutsche wie die französische Literatur die Wendung zur naturwahren Schilderung, die auf Beobachtung, auf Selbstkennen und Selbsterfahrung begründet ist, und zugleich die entschiedene Abkehr von der künstlichen, am Herkömmlichen klebenden und mit dem Hörensagen sich begnügenden Dichtung. Gewiß kein Zufall, dieses Zusammentreffen!

„Die Rührung macht den Vers, und nicht gezählte Töne“ —

singt Haller in den „Alpen“ von seinem Hirten, in dessen Adern „Natur und Liebe gießt ein heimlich Feuer“. Rousseau haben wir vorhin vernommen. Aber der Nachweis dieser Wechselwirkungen, der gewiß zu den interessantesten Aufgaben der Literaturgeschichte gehört, würde uns von Haller ebenso rasch zu Schiller, wie von Rousseau zu allen dichterischen und wissenschaftlichen Naturschilderern der letzten hundert Jahre führen. Brechen wir ab. Ich denke, es ist besser für jetzt, diese große Perspective aus der Ferne zu genießen, als sich auf einen Weg zu begeben, der weiter zu wenig betretenen Gebieten führen müßte.





Dampf und Segel.

Von

Auguste Lammers.



ie der Eisenbahnzug den Frachtwagen verdrängt hat, erst von den Hauptstraßenzügen des Waarenverkehrs auf die Nebenwege, dann selbst von diesen bis auf geringe Reste, — so ist das Dampfschiff jetzt dabei, sich völlig an die Stelle des Segelschiffs zu setzen. Die Passagierbeförderung hat es ihm bereits entwunden, des Gütertransports bemächtigt es sich täglich mehr. Nicht allein da, wo ein starker regelmäßiger Austausch feste Linien in bestimmten Zwischenräumen einzuhalten erlaubt, auch in der unregelmäßigen Fahrt auf Bestellung, als sogenannte Seedroschken (im Gegensatz zu Seeomnibus) beginnen die Dampfschiffe den Segelschiffen ihre erdrückende Ueberlegenheit zu beweisen.

In gewissem Sinne liegt darin eine Umkehr. Mit dem Dampfe wird an die Stelle des Windes, den das Segel einzufangen hat, wieder eine dem Menschen ganz unterworfene Naturkraft gesetzt wie beim Rudern, welches dem Segeln voraufging. Aber die menschliche Muskelkraft läßt sich im engbeschränkten Raume nicht entfernt auf einen so hohen Grad steigern wie die Spannung der Wassergase durch Kohlenfeuerung. Das Ruderboot wurde durch das Segelschiff verdrängt, sobald man in der Benutzung des Windes für das Vorwärtskommen eines vom Wasser getragenen Gehäuses weit genug gelangt war; ähnlich wie die Zähmung des Pferdes einen Fortschritt über die Tragfähigkeit menschlicher Beine hinaus zu machen gestattete. An die Stelle der Pferde tritt nun die Locomotive, an die Stelle des in die Segel drückenden Windes der Rad oder Schraube im Wasser umdrehende Dampf.

Der Hauptgrund, welcher diese Ersetzung des einen Bewegungsmittels durch das andere schließlich herbeigeführt hat, ist nicht so sehr, wie man auf den ersten Blick annehmen sollte, die höhere Geschwindigkeit der Dampfbeförderung als vielmehr ihre größere Sicherheit und Berechenbarkeit. Wie über den atlantischen Ocean noch lediglich Segelschiffe fuhren, kamen wochenlange Verspätungen bei den wichtigsten Sendungen vor. Während der Geschäftskrisis von 1837 fallirten in London einige amerikanische Häuser, weil anhaltender Ostwind die Schiffe zu landen hinderte, die ihnen von drüben Goldsendungen bringen sollten, groß genug, um allen fälligen Verbindlichkeiten nachzukommen, nun aber zu spät eintrafen. Nicht selten mußte ein Schiff damals ganz wieder umkehren, nachdem es der Küste Amerika's bereits vielleicht bis auf hundert Seemeilen oder so nahe gekommen war. Schiffe, die an demselben Tage von einem europäischen Hafen nach dem gleichen jenseitigen Bestimmungsorte abgesegelt waren,

trafen dort um ganze Tage verschieden ein, — nicht bloß wegen des Unterschiedes der Bauart, sondern auch je nachdem das eine etwas südlicher, das andere etwas nördlicher gegangen war. Der Wind ist eben eine sehr selbständige, unabhängige Hülfskraft und war vor dem Dampfzeitalter auch noch weit weniger erkannt in den Gesetzen, welche ihn beherrschen und regeln. Noch hatte kein Maury seine Segelanweisungen herausgegeben, noch war Dove's Wissenschaft für die Schifffahrt nicht nutzbar gemacht worden, und keine Seewarten regulirten Schiffsinstrumente, abstrahirten Normen aus Mengen zusammengestellter Capitäns-Tagebücher und brachten allmälig durch ihre geduldige Arbeit Licht in das trübe, wirre Chaos des Luftmeerwogenschwalls.

Allein auch mit diesen Vorzügen heutiger Segelschifffahrt vor der alten ist sie dem Wettlauf der Dampfschifffahrt nicht gewachsen; denn auch damit hört nicht ganz der Nachtheil auf, daß man bei ihr die bewegende Kraft nicht vollständig in der Gewalt hat. Eine Weile konnte dieser Unterschied in seiner entscheidenden Bedeutung noch dadurch aufgehalten werden, daß der Wind wenigstens, *wenn* er weht und in der rechten Richtung weht, eine umsonst zu habende Kraft ist, während man die dampferzeugenden Feuerungsmittel bezahlen muß. Aber die Zunahme des Verkehrs, das wachsende Gewicht, welches der Weltmarkt auf rasche und pünktliche Ablieferung seiner Waaren legen muß, hat diesen Vortheil der Segelkraft in den Hintergrund gedrängt. Gerade aus den letzten Jahren eingeschränkten und schlecht lohnenden Verkehrs hat sich das bemerkenswerthe Resultat ergeben, daß *Dampffrachtfahrt im Ganzen immer noch besser lohnte als Segelfrachtfahrt.* Die Engländer, nach wie vor an der Spitze alles nautischen Fortschritts, haben dieses Ergebniß so zu sagen fast schon vorweggenommen durch umfassenden Uebergang zum Gebrauch des Dampfes auf ihrer Kauffahrteiflotte. Wir Deutschen hinken hinterdrein, aber das Bewußtsein von der Nothwendigkeit dieses Uebergangs ist doch nachgerade auch in unseren Rhedereikreisen allenthalben erwacht.

Ein paar Zahlen werden das Verhältniß rasch veranschaulichen. Mitte 1876 bestand die englische Handelsflotte dem Raume nach zu etwas mehr als einem Viertel, genauer zu 27 bis 28 Proc. aus Dampfern, die zusammen 2216606 Register-Tons einnahmen von 8023791 Register-Tons überhaupt; Mitte 1879 waren es von 8139703 Register-Tons 2555575 oder 31 bis 32 Proc., d. h. der Antheil der Dampfer an der gesammten Ladefähigkeit nähert sich einem Drittel. Dagegen betrug der Dampferbestand dem Laderaum nach in der deutschen Kauffahrteiflotte im Jahre 1879 nicht mehr als im Jahre 1876: 1876 nämlich 176322 Tons von 1052317 oder 16,76 Proc.; 1879 aber 184526 Tons von 1112510 oder 16,59 Proc. Dort rascher Fortschritt, hier vorläufig noch beinahe Stillstand. Während England am 1. Juli 1879 nicht weniger als 3452 Seedampfer besaß, zählten wir ihrer nur erst 244!

In Bewegung sind wir jedoch ebenfalls nachgerade. Auf deutschen Werften wurden 1877 neun, 1878 elf, 1879 zwanzig Dampfer gebaut, — gegen elf, elf und drei eiserne Segelschiffe, welche letztere nur 2237 Tons repräsentiren gegen 14449 Tons der zwanzig neugebauten Dampfer.

In den größeren Ostseeplätzen, Danzig z. B., ist allerdings die Ueberzahl der dort verkehrenden englischen Dampfer gegen die deutschen noch ziemlich stehend, ja wachsend, indem sie seit 1874, wo die Ziffer ungefähr gleich war, auf 146 gegen 118 im folgenden Jahre, 313 gegen 186 im Jahre 1878 und 329 gegen 196 im Jahre 1879 gestiegen ist. Aber an der Nordsee stellt das Verhältniß sich für unsere Flagge günstiger. Wenn 1876 von Hamburg abgingen 1847 englische und 659 deutsche Dampfer, so gingen 1878 hingegen nur 1786 englische und schon 708 deutsche ab. Hamburg besitzt selbst jetzt 125 Dampfschiffe; Bremen 56. Der Dampferbesitz hat sich indessen auch in den beiden (oder jetzt drei) altpreußischen Ostsee-Provinzen im Verhältniß zum Segelschiffsbesitz schon seit Jahren stetig gehoben. In dem Jahrzehnt 1860 bis 1869 wurden dort 505 Segelschiffe neugebaut; in dem Jahrzehnt 1870 bis 1879 nur 355. Anfangs 1871 gab es in

Pommern und Preußen 29 Seedampfer nebst 80 Bugsir- und Flußdampfern, anfangs 1880 aber 56 der ersteren und 145 der letzteren Kategorie.

Die ersten Dampfer, welche Deutschland in regelmäßige Verbindung mit einem transatlantischen Lande zu setzen suchten, den Vereinigten Staaten nämlich, waren amerikanische: der „Washington“ und der „Hermann“, deren Erscheinen auf der Weser in den ersten fünfziger Jahren Aufsehen genug erregte. Aber bald holte hansischer Unternehmungsgeist diesen Vorsprung ein. In Bremen entstand der Norddeutsche Lloyd, in Hamburg die Hamburg-Amerikanische Packetfahrt-Actien-Gesellschaft, deren Leistungen, als von keiner Staatsgewalt unterstützt, sogar die ihrer englischen Vorläuferinnen hinter sich zurückließen und mit denselben gemeinschaftlich die amerikanische Rhederei ganz aus den atlantischen Linien verdrängten. Ihnen gereichte die starke und ziemlich constante deutsche Auswanderung nach den Vereinigten Staaten zum Hauptvortheil, indem sie an ihr eine lohnende Hinfracht hatten, um diesseits begehrte amerikanische Rohstoffe wie Tabak, Baumwolle, Kaffee, Reis u. s. f. zurückzuholen. Sowohl diese Rückfrachten wie jene Hinfracht entrissen sie den Seglern immer vollständiger.

Ein ehemaliger Hamburger Schiffscapitän schilderte unlängst im Bremer Handelsblatt diese Hinausdrängung der Segelschiffe fast elegisch. „Welch eine schöne Fahrt,“ rief er aus, „bestand nicht zwischen Hamburg und Rio de Janeiro! Die herrlichsten Klipperschiffe wie ‚Cid‘, ‚Bielefeld‘, ‚Oscar‘, ‚Mary Roß‘, ‚Flying Dutchman‘ und eine ganze Reihe anderer hatten damals zweimal, ja oft dreimal im Jahre ihre Stückgutladung hinaus und ihre Kaffeeladung zurück. Das Alles ist jetzt anders. Wenn auch die Segelschiffe sich die größte Mühe geben und die besten Reisen machen — Capitän Henert machte z. B. einmal mit der ‚Bielefeld‘ die Tour hin und zurück in 103 Tagen —: als die Dampfer kamen, waren sie verloren.“ Der Verfasser sagt uns aber auch, warum: „Der Exporteur zahlt gern einige Schilling per Ton mehr für den Dampfer, hat er dann doch das angelegte Capital in der halben Zeit, ja oft in einem Drittel der Zeit wieder in Händen, kann dasselbe also um so viel öfter benutzen. Obendrein können heutzutage Dampfer fast billiger fahren als Segelschiffe, denn wenn sie auch bei weitem größere Kosten haben, so nehmen sie dafür eine um so größere Ladung ein und brauchen zur Beförderung derselben verhältnißmäßig geringere Mannschaft als Segelschiffe. Der Dampfer ‚Bahia‘ von der Hamburg-Südamerikanischen Dampfschifffahrts-Gesellschaft brachte z. B. einmal die Kleinigkeit von 36000 Sack Rio-Kaffee an die Stadt und hatte noch genug Beiladung, um eine anständige Bark damit anzufüllen; hätte die ganze Ladung im Segelschiff befördert werden sollen, so wären dazu fünf bis sechs der Hamburger Durchschnittsgröße nöthig gewesen, mit Gesammtmannschaften von mindestens fünfundsiebzig Köpfen, während der Dampfer nur etwa vierzig Mann in Allem führt.“

Bei kürzeren Reisen macht sich die Schwerfälligkeit des Segelschiffs im Vergleich zum Dampfer noch unangenehmer geltend. Es fährt nicht bloß so viel langsamer, es kann auch nicht so rasch Ladung einnehmen und wieder los werden, weil ihm die Dampfwinden fehlen. Man rechnet, daß, während ein Kohlendampfer die Fahrt zwischen der Elbe und England 35- bis 40mal im Jahre macht, ein Segelschiff höchstens acht oder neun Reisen zu vollbringen im Stande ist.

Auf diese Art zieht die Dampfschifffahrt nach und nach fast alle Gegenstände des Weltverkehrs in ihre Kreise. „In den Gewässern Europa's,“ sagt der eben erwähnte kundige Fachmann, „giebt es fast keine Ladung mehr, welche nicht, falls nur in genügender Menge vorhanden, ihren Dampfer fände. Schwellen, Dielen, Planken, Schwefelkies, — kurz, was es auch sein möge, es geht bereits mit Dampf, und selbst der ‚schwarze Diamant‘, die Steinkohle, ist seit Jahren zu dem Range der Dampferladung aufgestiegen und hat hier in Hamburg schon mehr als einen Mann auf diese Weise reich gemacht.“

Das Welthandelsereigniß, welches den Uebergang zur Dampffrachtfahrt unwiderstehlich nach sich zog, war die Eröffnung des Suez-Canals. Bis dahin hatten die Rheder der verschiedenen mit Ostasien handelnden Völker sich durch schnelle,

scharfgebaute Segler zu überbieten gesucht, und der Thee-Klipper, der in der kürzesten Frist von Hongkong oder Singapore ums Cap der Guten Hoffnung herum nach der Themse kam, stand auf der Höhe zeitgenössischer Bewunderung. Als Herr v. Lesseps sein Riesenwerk vollendet hatte, änderte sich das Ding. Die gewaltige Abkürzung des Weges zog von selbst die Anwendung des schnellsten Beförderungsmittels nach sich, und es stellte sich auch bald heraus, daß nur Dampfer eigentlich die Canalabgaben bezahlen konnten. Die Länge der früheren Fahrt gerade hatte Segelschifffahrt gegen Dampfschifffahrt noch lohnend gemacht, weil da die Unentgeltlichkeit der bewegenden Kraft schwerer ins Gewicht fiel und eine besondere Gunst der Windrichtung den Zeitunterschied auch jeweils wirksamer ausgleichen konnte. Nun aber war auf der zweitwichtigsten Welthandelsstraße das Segel definitiv geschlagen.

Auf der wichtigsten, dem Wege zwischen Europa und Nordamerika, hatte der Dampf sich wenigstens der einträglichsten Hinbeförderung, derjenigen der Auswanderer, bereits so gut wie ganz bemächtigt. Der Hauptplatz für ihre Einschiffung in Deutschland ist bekanntlich Bremen, dem Umstande gemäß, daß Bremens überseeische Beziehungen hauptsächlich nach den Vereinigten Staaten gehen, welche mehr als jedes andere Land die sogenannten Europamüden anziehen. 1856 war dort die regelmäßige Dampferlinie nach New-York im Entstehen: so gingen denn 1856 nur erst 1409 Personen oder 4 Proc. der Gesammtzahl unter Dampf hinüber. Aber der Norddeutsche Lloyd hatte nicht umsonst die Zwischendecks seiner Dampfer für die Massenauswanderung eingerichtet. Sehr bald lernte diese den Vorzug der schnelleren, pünktlicheren und sichereren Reise würdigen, obwohl er mit höherer Fracht vergütet werden mußte. In zehn bis längstens vierzehn Tagen hinüberzukommen statt der dreifachen oder noch längeren Zeit, hieß Arbeitszeit gewinnen, die Seereise gesunder überstehen und nicht entfernt derselben Lebensgefahr ausgesetzt sein, wogegen der geringe Preisunterschied nicht in Betracht kam. So ging schon nach fünf Jahren, 1861, ein Sechstel aller von Bremen aus beförderten Auswanderer unter Dampf hinüber; nach weiteren fünf Jahren, 1866, bereits fast die Hälfte oder 46 Proc.; 1871 aber nicht weniger als 84 Proc., 1876 sogar 99,86 Proc. oder so gut wie die Gesammtheit. Das heißt: für die transatlantische Auswanderung existirt die Segelschifffahrt nicht mehr. Unter ganz besonderen Umständen geht wohl noch einmal ein einzelner Mensch oder eine Familie dieser Kategorie unter Segel hinüber, aber im Allgemeinen zieht man unbedingt und unbeschränkt die Dampfer vor.

Natürlich ist die Auswandererbeförderung dadurch für die deutsch-amerikanische Dampfschifffahrt eine Art Lebensfrage geworden. Als sie infolge des Krachs, der drüben im September 1873 erfolgte, Jahre lang stark abfiel, hörten der Norddeutsche Lloyd und seine Hamburger Schwestergesellschaft auf, Dividenden zu zahlen. Ein Concurrenzunternehmen der letzteren, die sogenannte Adler-Linie, gegründet, als die Hamburg-Amerikanische Packetfahrt-Actien-Gesellschaft bis auf 20 Proc. Dividende gediehen war, mußte mit schweren Verlusten wieder eingehen. Aber aus der Noth entwickelten sich neue Betriebsmethoden. Die beiden Gesellschaften fingen an, ihre vorzugsweise auf Reisende eingerichteten Dampfer allmälig in Frachtdampfer umzuwandeln; und statt bloß in bestimmter, vorher öffentlich angekündigter Linie von dem einen festen Hafen zum anderen zu fahren, gaben sie die aufgelegten Schiffe, um sie nur nicht länger still liegen zu lassen, wie Segler in Fracht nach beliebigen Plätzen der Welt. Zuerst war es vielleicht mehr Gefälligkeit des einen oder anderen an der Spitze eines großen Handelshauses stehenden Verwaltungsraths-Mitgliedes, was solche Extrafahrten ermöglichte; mit der Zeit aber ergab sich daraus eine neue Verwendung für Dampfer überhaupt.

Die Deutsche Dampfschiffs-Rhederei in Hamburg, 1871 gebildet, legt ihre Schiffe hin nach Ostindien und China für feste Häfen zu bestimmter Zeit in Ladung, rückwärts aber nimmt sie unter Umständen beliebige Aufträge an.

Die Flensburger Dampfschifffahrts-Gesellschaft von 1869 ist sogar ganz auf freie Frachtfahrt begründet. Mit einem

Capital von kaum 100000 Thalern und mit einem einzigen Schiffe ins Leben getreten, hat sie jetzt zehn zum Theil recht große Schiffe und ist trotz der letzterlebten schlechten Geschäftszeit bei großen Abschreibungen und Zurücklegungen noch immer fähig gewesen, gute Dividenden zu vertheilen. Alle ihre Dampfer gehen auf die Frachtsuche, theils in Nord- und Ostsee, theils aber auch in den ostindischen und chinesischen Gewässern.

In seiner letzten erfolgreichen Schrift über den Nord-Ostsee-Canal bringt Herr H. Dahlström die Abrechnung eines Dampfers bei, der bis Ende Februar 1879 in nur fünf Jahren den Kaufpreis von 348000 Mark abverdient hatte und der Rhederei nach Zurückstellung von 50000 Mark Reservefonds noch 42000 Mark Reingewinn zu vertheilen gestattete.

Herr Robert Miles Sloman in Hamburg, der 1871 eine Dampferlinie nach dem Mittelmeer geschaffen hat, welche von vier ziemlich kleinen Schiffen schon auf acht leidlich große gekommen ist, ließ dort vor ein paar Jahren öffentlich den Ruf erschallen, daß es Zeit sei, allgemein zur Dampfschifffahrt überzugehen. Er ist nicht ungehört verhallt, dieser Ruf. Im Laufe des letzten Jahres ist eine ganze Reihe neuer Dampfschiffs-Rhedereien in Hamburg entstanden, nicht durch neugegründete Actien- oder Commandit-Gesellschaften, sondern gleich Segelschiffs-Rhedereien auf Rechnung einzelner Häuser, welche nun diese ihre Dampfer in den verschiedensten Richtungen auf gut Glück hin und her fahren lassen.

Ein ähnliches und ebenfalls sehr gewinnbringendes Unternehmen ist der „Neptun“ in Bremen, dessen Dampfer die Weser mit den verschiedensten europäischen Plätzen in Beziehung setzen. Auch ihm hat während der flauesten Zeit der Reinertrag nie gefehlt. Wie viel Segelschiffs-Rhedereien werden das von sich sagen können!

„Das Uebergewicht des Frachtdampfers über den Segler“ — schreibt Herr Dahlström im Bremer Handelsblatt — „erklärt sich durch die höhere Leistungsfähigkeit und Sicherheit der Disposition. Fällt die Annahme einer Fracht einmal schlecht aus, so hat das Segelschiff lange daran zu tragen, während der Dampfer den Schaden schneller überwindet und im Stande ist, durch seine Geschwindigkeit und die größere Anzahl der Reisen öfter eine Chance lohnender Thätigkeit zu finden. Erhält ein Dampfer an dem Platze, wohin er Ausfracht genommen, keine Ladung, so geht er in Ballast nach jenem Hafen, wohin ihn die inzwischen von dem Rheder durch den Telegraphen abgeschlossene Charter beordert, kommt also schnell wieder in Verdienst, — das Segelschiff hingegen wird in solchen Fällen mitunter durch Wind und Wetter aufgehalten und gebraucht da Wochen, wo für den Dampfer Tage hinreichen. Auch wächst die Leistungsfähigkeit des Dampfers noch durch die schnellere Expedition, welche durch die Furcht vor der Zahlung beträchtlicherer Liegegelder erzwungen wird.

„Gegen die hölzernen Segelschiffe insbesondere ist der eiserne Frachtdampfer noch dadurch im Vortheil, daß bei ersterem die Abnutzung bedeutender, und nachdem die Classe abgefahren ist“ — d. h. nach Ablauf der Zeit, für welche ein anerkanntes Schiffsbesichtigungs-Institut den Versicherungsanstalten die Seetüchtigkeit des Schiffes durch Zuerkennung einer bestimmten Classe bezeugt hat —, „die dann von Zeit zu Zeit zur Erneuerung der Classe vorzunehmenden Reparaturen oft recht viele Kosten verursachen, wogegen der eiserne Dampfer seine Classe behält.“

Eben deswegen wird nun allerdings auch für den Bau von Segelschiffen das Eisen immer mehr bevorzugt. Eisenbau ist gar nicht so viel theurer mehr als Holzbau. Im vorigen Jahre baute man ein eisernes Schiff für 260 bis 280 Mark die Register-Ton, ein hölzernes für 240 bis 250 Mark. Wählt man aber einmal das Eisen als Material, so ist es nur ein kleiner und täglich mehr sich empfehlender Schritt weiter, eine Dampfmaschine ein- statt volles Segelwerk aufsetzen zu lassen.

Zur Beförderung dieses von der Zeit erheischten Fortschritts ist auf Herrn Dahlström's Betrieb und nachdrücklich unterstützt von dem Präsidenten des Deutschen Nautischen Vereins, Commercienrath J. Gibsone in Danzig, soeben eine bankmäßige Beleihung von Schiffen ins Leben getreten. Die Norddeutsche Bank in Hamburg hat durch eine eigene Abtheilung dies Geschäft aufgenommen und will, wenn es hinlänglichen Umfang gewonnen

haben wird, dafür ein selbständiges Credit-institut zu Stande zu bringen suchen. Durch Vorschüsse auf einmal vorhandene Segelschiffe, also durch creditmäßige Mobilisirung eines festgelegten Capitals, soll — das ist die Idee dabei — den Rhedern ermöglicht werden, desto eher und umfassender zum Dampferbetriebe überzugehen.

Was das Geschäft gewinnt, wird freilich die Poesie verlieren. Der stolzeste transatlantische Dampfer ist nur ein nüchterner Anblick gegen ein Segelschiff in voller Fahrt, das alle seine Leinwand aufgehängt hat, um den wehenden günstigen Wind bis auf den letzten Hauch für seine Zwecke einzufangen. Jenes schöne Lied, das schon so manches Herz für Seefahrt oder selbst für Seemannsleben begeistert hat:

„Auf, Matrosen, die Anker gelichtet,
Segel gespannt und den Compaß gerichtet!“

— wie ließe es sich auf Dampferfahrt umstimmen? Gegen die weißen, sich ruhig blähenden Segel fällt der emporpuffende schwarze qualmige Rauch des Dampferschornsteins häßlich ab.

Und nicht allein das Gemüth des Menschen, wie es jetzt wenigstens nun einmal besaitet ist, verliert bei dem so unaufhaltsam eingeleiteten Tausche. Auch eine so gute nautische Schule ist das Dampfschiff nicht wie das Segelschiff. Braucht jenes sich weniger an Wind und Wellen zu kehren, so lehrt es auch nicht so wirksam, Wind und Wellen den Absichten menschlicher Kunst und Wirthschaft unterwerfen. Die besten Seeleute liefert die Hochsee-Fischerei, Segelfahrt aber immerhin weit besser und allseitiger ausgebildete als Dampffahrt, zumal wenn die letztere in Linien immer nur von dem einen bestimmten Hafen zum anderen geht. Die neuerdings aufkommende freie Frachtfahrt der Dampfschiffe lehrt ihre Besatzungen mindestens mehr Meere, Küstengewässer und Häfen kennen.

Mit der Beschleunigung des Betriebes, die der Dampf herbeiführt, treten endlich auch neue und erhöhte Gefahren auf. Je mehr, Dank dem Dampfe, auf pünktliche Ankunft und Ablieferung gehalten werden kann, desto weniger lassen die Schiffsführer sich auch durch Nebel, Dichtigkeit des Verkehrs oder verhältnißmäßige Unbekanntheit des Fahrwassers hindern, mit voller Kraft zu fahren, desto leichter rennen sie selbst also mit ihrem Fahrzeuge auf Sandbank oder Felsklippe und stoßen sie mit einem Fahrzeug zerstörend zusammen. Zahlreiche schwere Unfälle sind auf diese Art schon vorgekommen, deren unmittelbare oder mittelbare Ursache die Anwendung des Dampfes war. Pessimistisch denkende oder gern nach rückwärts schauende Seelen mögen deshalb in dieser großen Verbesserung ihr Haar finden. Die Menschheit als Ganzes, ihrem treibenden Geiste und ihrer bewußten Mehrzahl nach, wird sich dadurch nicht beirren lassen. Mit dem Dampfe wird sie vorwärts streben, und wenn nicht immer mit Dampf, so doch bei jedem halbwegs günstigen Winde unter vollen Segeln ihrer winkenden goldenen Zukunft entgegeneilen.





Die Ausgrabungen von Olympia.

Von

Prof. Friedrich Thiersch.



Wer den Peloponnes von Nauplia aus nach Westen hin durchwandern will, den führt der Weg zunächst durch großartige und öde Gebirgslandschaften in das Innere von Arkadien, auf die Hochebene von Tripolitsa. Hier lag einst die mächtige Tegea mit dem berühmten Athenetempel, den Skopas in drei verschiedenen Säulenordnungen erbaut hatte.

Die unscheinbaren, dort zerstreut liegenden Dörfchen, welche äußerst spärliche Reste der alten Stadt aufweisen, geben wohl einen Begriff von ihrer früheren Ausdehnung, doch lassen sie die verschwundene Pracht kaum ahnen.

Bei dem nahegelegenen Tripolitsa, der alten Tripolis, führt der Saumpfad wiederum in schroffes Gebirge. Es gilt nun jene Bergkette zu übersteigen, welche Arkadien nach Westen hin einschließt und von Elis trennt. Der überraschende Wechsel von düsterer Oede und Nacktheit der zackigen Kalkformationen mit grünenden Niederungen und Waldungen von mächtigen Föhren und Edeltannen bietet dem Wanderer reichlichen Ersatz für die Strapazen des Weges.

Bei Dimitsana, welches inmitten einer kahlen Gebirgslandschaft kühn auf steilem Felskegel thront, wird die Wasserscheide erreicht, und plötzlich ändert sich die landschaftliche Scenerie. Das öde Gestein verschwindet, und in ungehemmtem Flug überschaut das Auge das weite Thal des Alpheios und die Höhen des Olympos und Erymanthos. Aus dem weithin schimmernden Meere aber tauchen die hellen Küsten von Zante auf. Nun senkt sich der Pfad allmälig zum Flußbette hinab, den Windungen des Thales folgend. Zahlreiche Bäche und Quellen, die unter Platanen und Stechpalmen versteckt dahinsprudeln, werden überschritten. Mit ungeahnter Schwierigkeit aber und sogar mit Lebensgefahr ist der Uebergang über den Ladon und den Erymanthos verbunden, die als mächtigste Nebenflüsse dem Alpheios von Norden her zufließen. Da keine Brücken mehr vorhanden sind, so muß der Pferdetreiber, auf dem größten der Thiere vorausreitend, das Pferd des in Angst schwebenden Reisenden an der Leine durch den Fluß ziehen. Sind auch diese Gefahren glücklich überstanden, so wird nach wenigen Stunden der ersehnte heilige Boden von Olympia erreicht, besonders ersehnt von dem müden Wanderer, wenn ihm hier nicht nur der Einblick in eine der wichtigsten Stätten des Alterthums, sondern auch ein gastfreundlicher Empfang im „deutschen Haus“ der Ausgrabungscolonie bevorsteht.

Die Ureinwohner von Elis sollen, wie uns die Sage berichtet, Pelasger gewesen sein. Sie verehrten den Zeus als ihren höchsten Gott. Oinomaos, ihr König, gründete die Hauptstadt Pisa. Zwei fremde Stämme, von denen der eine, von

Aetolien herkommend, unter Oxilos die Stadt Elis gründete, der andere: das achäische Geschlecht der Pelopiden, vermischten sich mit den pelasgischen Ureinwohnern. Hieraus mag sich auch die merkwürdige Mischung von Sagen der einzelnen Stämme erklären, die sich an diesen Boden knüpfen. Pisäer und Eläer geriethen in Streit, Pisa unterlag und wurde zerstört, doch blieb der Zeuscultus in dem benachbarten Olympia unversehrt.

Eine Hauptrolle in der Sagengeschichte fällt bekanntlich Herakles zu. Er soll die Spiele in Olympia eingerichtet, die Rennbahn abgesteckt und die Umfassungsmauer der „Altis" — so wurde der heilige Tempelbezirk genannt — gegründet haben.

Wie die Geschichte uns lehrt, schlossen zuerst Sparta und Elis einen Bund, worin Olympia zum Bundesheiligthum ernannt wurde. Ihnen schließen sich bald die übrigen Staaten des Peloponnes und des Festlandes an. Zur Zeit der Festspiele, welche alle vier Jahre abgehalten wurden, kamen sogar von den entlegensten griechischen Colonien Abgesandte herbei. So oft sich um die Frühjahrs-Sonnenwende jene Tage nahten, gingen Boten in das ganze Land aus, um die frohe Kunde der Wiederkehr des fünftägigen Festes auszubreiten und Waffenstillstand zu gebieten. Elis, welchem die Verwaltung des Nationalheiligthums oblag, wurde ewige Waffenruhe zugesichert. Auch wurde streng darauf gesehen, daß sich keine festen Niederlassungen um die Mauern von Olympia bildeten. Nirgends zeigt sich die edle Gesinnung der Hellenen deutlicher als in diesem großartigen und charakteristischen Zuge, welcher sich in jener periodischen Vereinigung zu Opfern und Spielen ausdrückt. Die Erreichung der höchsten körperlichen und geistigen Tüchtigkeit wird als Ideal angestrebt und hier gewissermaßen den Göttern als schönstes Opfer dargebracht. Daß man der Wichtigkeit des Festes gemäß die gesammte Zeitrechnung in vierjährige Epochen, Olympiaden, eintheilte, kann daher nicht verwundern. Wer sich an dem Penthatlon, dem fünffachen Wettkampf zu Fuß (Wettlauf, Faust- und Ringkampf, Discuswerfen und Springen), oder einer der anderen Kampfweisen betheiligen wollte, hatte vor den Preisrichtern, den Hellanodiken, zuvor seine Tüchtigkeit darzuthun und mußte auch den Nachweis für seine Ausbildung in einem griechischen Gymnasium liefern. Die Sieger wurden der höchsten irdischen Ehre theilhaftig. Im Triumphzug wurden sie durch die Altis geführt, im Zeustempel vor dem Standbild des Gottes mit Zweigen vom heiligen Oelbaum gekrönt und im Prytaneion gespeist. Durch Lobgesänge verkündeten die Dichter ihren Ruhm, und die Bildhauer wetteiferten darum, ihren Sieg durch Aufstellung der Monumente in der Altis zu verewigen.

Die erste Olympiade fällt in das Jahr 776 vor Chr. Von da ab dauern die Spiele bis in das 4. Jahrhundert nach Chr. fort, und es finden sich 293 Olympiaden in den Inschriften der Altis aufgezeichnet, welche dem Bestehen von Olympia während eines Zeitraums von 1172 Jahren entsprechen.

Mit dem Sinken des Griechenthums verlor sich auch der Ernst und die Bedeutung der olympischen Feste. Justinian unterdrückte die Spiele, als sie nach ihrem ersten Erlöschen wieder aufgekommen waren.

Die goldelfenbeinerne Kolossalstatue des Zeus soll nach Byzanz entführt worden sein, wo sie wahrscheinlich ein Raub der Flammen geworden ist. Als die Gothen im Winter des Jahres 396 im Olymposgebirge hausten, werden sie mit ihren Plünderungen und Streifzügen auch Olympia nicht verschont haben. Es folgten später slavische und fränkische Ansiedelungen, über welche uns die Geschichte kein Licht giebt. Auch wird es schwer festzustellen sein, was abendländische Ritter, die auf ihren Kreuzzügen jene Stätte berührten, dort noch vorfanden oder mitnahmen. In den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts fiel der Peloponnes nach langem Schmachten unter dem türkischen Joch seinem rechtmäßigen Besitzer, dem neuerstandenen griechischen Staate, wieder zu.

In den alten Schriftstellern finden sich wenig ausführliche Notizen über Olympia. Nur Pausanias, ein kleinasiatischer Grieche, der im 2. Jahrhundert nach Chr. sein Vaterland bereiste und eine Geographie Griechenlands herausgab, berichtet uns in seinem 5. und 6. Buch ausführlich von

dem Festplatz. Sein Werk, die Hauptquelle für das Studium der alten Topographie Griechenlands, ist auch bei den Ausgrabungen in Olympia fast zur alleinigen Stütze der Erklärung geworden. Man möchte fast die Frage aufwerfen, ob sich die Ausgrabungen, wenn uns seine Berichte gefehlt, überhaupt gelohnt hätten.

An jener Stelle, wo Pausanias in seiner umständlichen Beschreibung in den Zeustempel eintritt, da theilt er beim Anblick der goldelfenbeinernen Zeusstatue des Phidias mit allen Griechen die lebendige Begeisterung für diese höchste Kunstleistung aller Zeiten.

Der Thron, auf welchem das Herrscherbild saß, erhob sich über einem 12 Fuß hohen, mit vergoldeten Figuren aus der Sage geschmückten Postament. Reicher figürlicher Schmuck zierte auch den Thron selbst, welcher aus Gold, Ebenholz, Elfenbein und Edelgestein zusammengesetzt war. Vielleicht haben jene sagenhaften Darstellungen, ähnlich dem Schmuck an persischen und assyrischen Thronen, die Felder zwischen den horizontalen Sprossen ausgefüllt. Sphinxen, Horen und Chariten bekrönten Armlehnen und Rückwand. Die Figur des Allbeherrschers selbst muß von überwältigendem Eindruck gewesen sein. Dem Künstler soll jener Moment vorgeschwebt haben, in welchem Zeus, wie es Homer schildert, der Thetis zunickte:

„Und die ambrosischen Locken des Königs wallten nach vorne
Von dem unsterblichen Haupt, es bebten die Höh'n des Olympos."

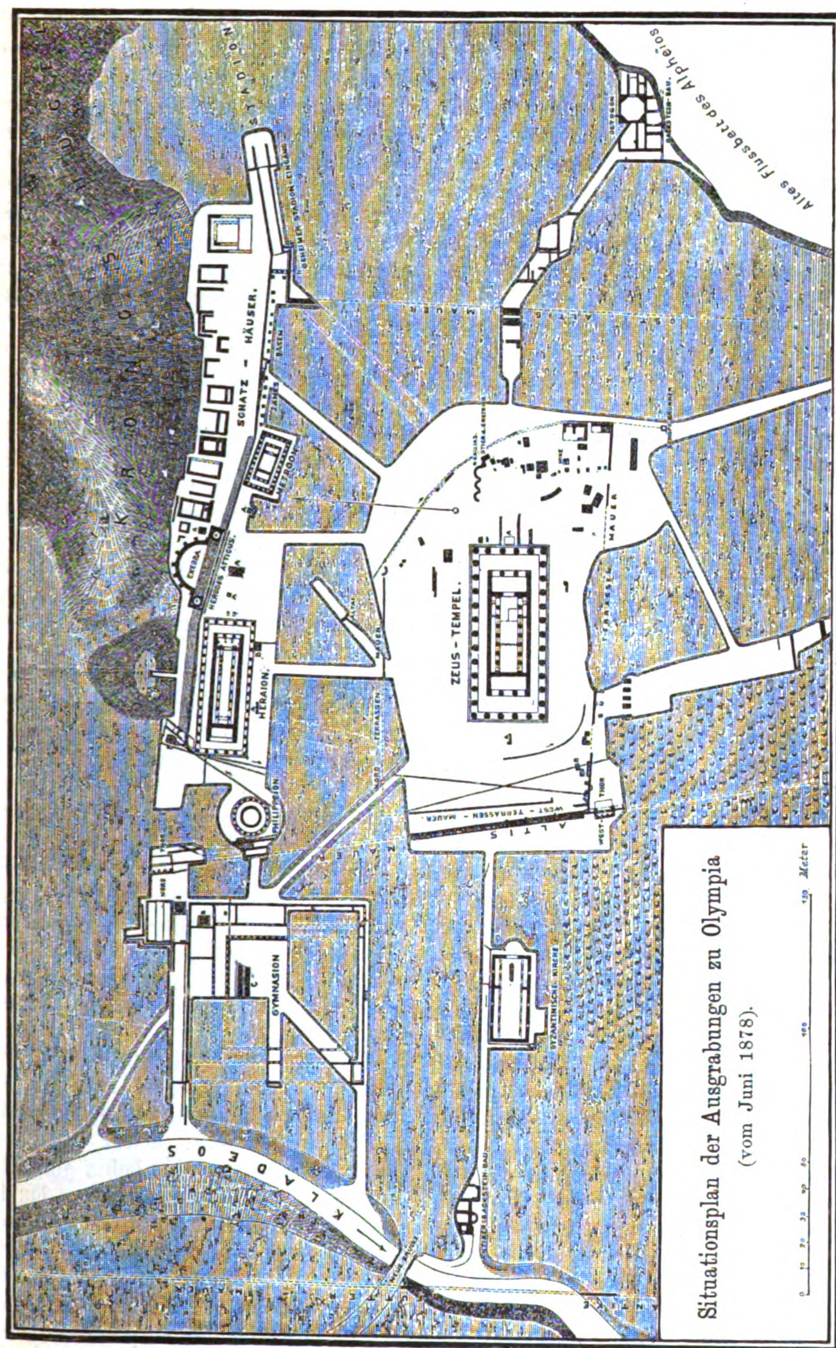
In der Linken trug er den mit dem Adler bekrönten Scepter, in der Rechten eine goldene Nike.

Nördlich vom Olympieion (dem Zeustempel) stand nach Pausanias das Heraion, der Tempel der Hera, der zweitgrößte Tempelbau innerhalb der Altis. Zwischen beiden befand sich das Heiligthum des Pelops, eine Reliquie vom Palast des Oinomaos in Form einer alten, von vielen Klammern zusammengehaltenen und durch einen viersäuligen Baldachin geschützten Holzsäule, und der große Zeusaltar, dessen Steinbau von 20 Fuß Höhe sich noch auf einem umfangreichen Aschenhügel erhob. Pausanias erwähnt ferner das Philippeion, das Metroon, die Schatzhäuser und außerhalb der Altis das Gymnasion, das Prytaneion, das Theater, die Tempel der Eileithyia und des Kronion auf dem Hügel, das Stadion, den Hippodrom, das Bouleuterion und andere weniger wichtige Gebäude. Mit besonderer Liebe aber verweilt er bei der Schilderung der zahlreichen Weihgeschenke, Sculpturen, Inschrifttafeln und Monumente der verschiedensten Art. Er beschreibt deren nicht weniger als 234. Wenn wir aber den Angaben des Plinius Glauben schenken dürfen, so hat sich die Anzahl derselben auf das Acht- bis Zehnfache belaufen. Die Zahl der Kunstwerke vermehrte sich so stark, daß man sogar die Altismauer mit ihnen besetzen mußte. Die Tempel wurden zu förmlichen Museen eingerichtet, und selbst Pausanias fand noch so viel vor, daß er stellenweise Mühe hatte, sich hindurchzuwinden. „Welch eine Fülle von Bau- und Bildwerken, zu Gruppen geordnet, durch Straßen getheilt, von hochragenden Platanen und Weißpappeln, Cypressen und Oelbäumen beschattet, stand hier zusammengedrängt auf engem Raum."

Als die erste der Forschungen aus unserer Zeit, welche sich auf Olympia bezogen, ist der Bericht des Engländers Chandler vom Jahre 1766 zu nennen.

Winckelmann aber war es, welcher vor Allem durch seine Absichten und Wünsche die Aufmerksamkeit der gebildeten Welt wiederum dorthin lenkte. Eine Reise nach Griechenland führte er jedoch nicht aus, sie mochte damals noch als ein ganz unerhörtes Unternehmen erschienen sein. Weiteren Bericht über die Localität geben uns Stanhope und Allason im Jahre 1813.

Nachdem sich Griechenland vom türkischen Joch befreit hatte, wurde von Frankreich aus unter Blouet im Jahre 1829 eine wissenschaftliche Erforschung des Peloponnes unternommen, deren Resultate in dem schönen Werke „Expédition de Morée" niedergelegt sind. Die Arbeiten der Franzosen in Olympia genügten jedoch, infolge der kurzen Dauer und der großen Schwierigkeiten, nicht einmal zur vollständigen Auffindung des Zeustempels und der sogenannten byzantinischen Kirche. — Die Absichten des Fürsten Pückler-Muskau, der Olympia



Situationsplan der Ausgrabungen zu Olympia
(vom Juni 1878).

ausgraben und in einen Garten verwandeln wollte, scheiterten an der Unausführbarkeit.

Selbst die Bestrebungen des hochverdienten Ludwig Roß haben keinen praktischen Erfolg aufzuweisen. Das große Verdienst, die Ausführung des Planes angeregt und die jüngst eingetretene Verwirklichung der Ausgrabungen durchgesetzt zu haben, muß Professor Ernst Curtius zugestanden werden, der schon vor achtundzwanzig Jahren durch eine feurige Rede von Neuem die Begeisterung anfachte.

Am 25. April 1874 kam ein Vertrag zwischen der griechischen und deutschen Regierung zu Stande, nach welchem Deutschland die Gesammtkosten des Unternehmens trägt, die zu Tage geförderten Gegenstände jedoch bleiben, gemäß dem griechischen Gesetz, welches die Ausfuhr der Alterthümer verbietet, im Besitz von Griechenland. Den Deutschen ist jedoch die Publication und die Vervielfältigung der Funde während der ersten fünf Jahre nach ihrer Aufdeckung vorbehalten.

Die Höhenzüge und Hügelketten, zwischen denen der Alpheios dem Meere zufließt, werden thalabwärts allmälig niederer und unbedeutender. Sie bestehen aus einer ziemlich weichen Lehmformation, die bei der spärlichen Vertheilung der Vegetation dem Abschwemmen durch die Regengüsse im hohen Grade ausgesetzt ist.

Das Erdreich, welches sich so auf der Thalsohle ansammelt, wird von den trüben Wellen des Flusses, der sein Bett bald nach dieser, bald nach jener Seite hin verschiebt, im Laufe der Jahre thalabwärts geschwemmt und weiter unterhalb abgesetzt. Auf diese Weise und vielleicht auch durch wiederkehrende Ueberschwemmungen wird das Anwachsen der Erdschichte zu erklären sein, unter welcher selbst eine so bedeutende Ruinengruppe wie die von Olympia fast spurlos verschwinden konnte.

Dort, wo der Kladeos, ein wilder Bergbach, sich von Norden her in den Alpheios ergießt (letzterer ist auf unserem Situationsplan unterhalb nicht mehr sichtbar), liegt auf seinem rechten Ufer Olympia, nach Süden und Westen hin durch jene beiden Gewässer geschützt. Seine nördliche Grenze ist durch den Kronoshügel bezeichnet.

Im December des Jahres 1875 wurde die Ausgrabung begonnen. Das erste Ziel war die völlige Freilegung des Zeustempels und seiner Trümmer. Von dieser mit unendlicher Mühe gegrabenen Hauptvertiefung aus wurden nach verschiedenen Richtungen hin Untersuchungs- und Entwässerungsgräben, ähnlich Fühlhörnern, strahlenförmig angelegt. Sie führten zu einer raschen Aufdeckung der Gebäudegruppe am Kronion und zur progressiven Bestimmung des Altisumfangs.

Die Höhe der von feinen Kieslagen durchsetzten lehmartigen Erdschicht, deren Wegschaffung es gilt, differirt zwischen 3 und 7 m. Innerhalb dieser Schicht liegen die Bau- und Sculpturreste je nach ihrer Gründung oder ihrem Sturz in ganz verschiedenen Höhen, so daß, abgesehen von der großen Grabarbeit und dem enormen Erdtransport, auch noch die Aufräumung dieser Steinmassen mit all ihren Schwierigkeiten bewältigt werden muß.

Interessant ist der Anblick der 300 Mann starken Arbeiterschar, die, in ihre malerische Landestracht gekleidet, emsig in den tiefen Baugruben arbeiten. Sie sind in Gruppen eingetheilt, welche unter steter Ueberwachung und Controle einzelner Aufseher stehen.

Die Erde wird in Schub- oder Pferdekarren vom Ausgrabungsplatz nach den Niederungen des Alpheios oder denen des Kladeos fortgeschafft, ein Verfahren, das vielleicht schwer zu umgehen war, welches jedoch unverhältnißmäßig viel Zeit in Anspruch nimmt.

Es würde sich trotz der billigen Arbeitskräfte der Transport und die Anwendung von Rollbahnen gelohnt haben.

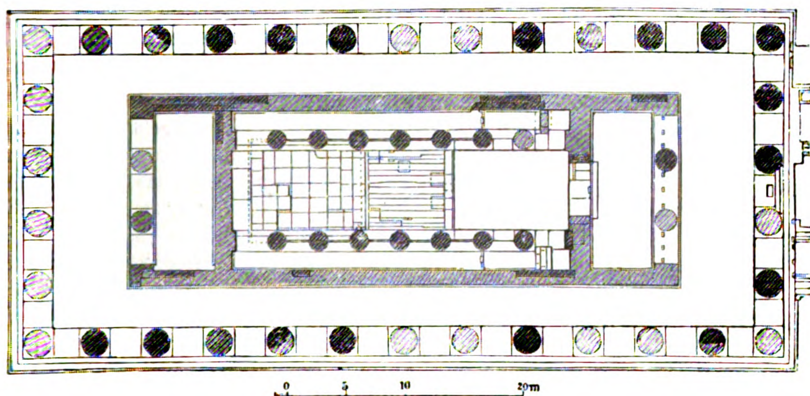
Als unausführbar wurde ein Vorschlag betrachtet, welcher dahin ging, den Kladeos oberhalb abzudämmen, ihn in gemauertem Canal durch das Ausgrabungsfeld zu führen und seine Wasserkraft zur Wegspülung der ausgegrabenen Erde zu benutzen.

Daß dieser unscheinbare Bach in dieser Beziehung viel zu leisten im Stande ist, davon kann man sich Abends überzeugen, wenn er mit großer Hast den hohen

Damm des ihm vorgeschütteten Erdreichs, die Arbeit eines Tages, hinwegschwemmt.

Unter den Bauwerken der Altis nimmt der bereits erwähnte Zeustempel durch seine Größe und Bedeutung die erste Stelle ein. Noch zur Zeit des Wettstreites zwischen Pisa und Elis muß ein altes Zeusheiligthum (vermuthlich ein Holzbau) existirt haben. Erst nach der Niederlage der Pisäer gründete Elis in der 50. Olympiade ein neues Olympieion, dessen Bauzeit nach gewissen Annahmen bis in die 80. Olympiade gedauert haben soll. So viel steht fest, daß um diese Zeit ein Umbau des Heiligthums vorgenommen wurde. Phidias von Athen und die Bildhauer Paionios und Alkamenes wurden berufen, um das Heiligthum mit figürlichem Schmuck auszustatten. Der Zeustempel ist eines der besten Beispiele aus der Blüthezeit des dorischen Stils, die Echinuslinie des Capitäls zeigt eine schöne und kraftvolle Zeichnung. Bei aller Wucht und Massigkeit, welche jener Kraftepoche des 6. Jahrhunderts eigen ist, herrscht mehr Eleganz als bei den sicilianischen Kolossalbauten, welche zum Theil unser Beispiel an Größe übertreffen. Am ehesten ist er dem schönen Tempel des Poseidon zu Paestum zu vergleichen, der allerdings an Umfang hinter ihm zurücksteht. Als „Peripteros Hexastylos“ hat er sechs Säulen auf der Giebelseite und dreizehn auf der Langseite.

Die oberste der drei Stufen an seinem Unterbau mißt 64,10 m auf 27,73 m. Die Säulenhöhe beträgt 10,50 m bei dem gewaltigen unteren Durchmesser von 2,20 m. Das Durchschnittsmaß des Intervolumniums ist 2,98 m. Das Gebälk hat zwei Durchmesser zur Höhe, so daß bei einem ebenso hohen Giebeldreieck eine Gesammthöhe von ca. 21 m auf der Schmalseite resultirt. Das Material des Tempels, sowie der olympischen Bauten überhaupt, ist der einheimische Poros, ein grober, poröser Muschelkalk von gelbgrauer Farbe. Seine ganze Oberfläche aber war ehemals mit einer außerordentlich feinen und schönbemalten Stuckschicht überzogen. Die Giebelsculpturen, die verzierten Metopen und das Dach waren aus Marmor, die Akroterien aus vergoldeter Bronze. Der Anblick der ihres Ueberzuges beraubten Trümmer kann allerdings den Vergleich mit den herrlichen Ruinen aus pentelischem Marmor auf der Akropolis zu Athen nicht aushalten, doch darf man wohl behaupten, daß solche Bauwerke in ihrem ehemaligen Zustande den Marmortempeln wenig nachgegeben haben.



Grundriß des Zeustempels zu Olympia.

Vor den Tempelstufen unter dem östlichen Giebel liegt eine sanft ansteigende, gemauerte Terrasse, auf welcher sich die Reste eines großen Altars und die Standspuren mehrerer Weihgeschenkbasen zeigen. Daß sie nicht als Aufgang, sondern als Opferplatz diente, scheint aus ihrer ganzen Beschaffenheit hervorzugehen.

Die innere Anlage des Zeustempels

hat sich weit einfacher herausgestellt, als nach der französischen Publication zu erwarten stand. Durch den Pronaos, dessen berühmtes Fußbodenmosaik aus Alphaioskieseln jetzt leider einem raschen Verfall entgegengeht, gelangt man in die Cella, die durch zwei Reihen von je sieben Säulen in drei Schiffe getheilt ist. Der Durchmesser der inneren Säulenstellung beträgt 1,5 m, ebenso viel als die lichte Weite der verhältnißmäßig schmalen Seitenschiffe, so daß auf die Breite des Mittelschiffes 6,5 m kommen. Zu beiden Seiten der Cellathür führten in den Seitenschiffen hölzerne Treppen auf die Emporen, deren schlankere Säulen nur in einzelnen Fragmenten vorgefunden wurden. Noch sieht man vor der Rückwand der Cella eine Sockelschichte von dem Postament der verschwundenen Zeusstatue. Auch die schwarze Pflasterung vor demselben sammt der Einfassung aus pentelischem Marmor ist noch erhalten. Sie diente nach Pausanias dazu, das abfließende Oel, welches zur Erhaltung des Elfenbeins angewandt wurde, zu sammeln.

Am Boden des Mittelschiffes sind die Spuren der Marmor- und Metallschranken deutlich zu erkennen, welche dieses der Quere nach in drei Abschnitte theilten.

Der erste dieser Theile war vom Eingang aus direct zugänglich und mag sammt den Emporen und Seitenschiffen der Menge als Versammlungsort gedient haben. In der mittleren Abtheilung waren Urkundeninschriften und Weihgeschenke in großer Anzahl aufgestellt, wie dies aus ihrer dicht mit Bettungen für Statuen und Stelen übersäeten Pflasterung hervorgeht. Der letzte Schrankenraum umschloß das Zeusbild.

Der Boden der Seitenschiffe ist um Weniges über den des Mittelschiffes erhaben und aus einem vorzüglichen, großentheils noch erhaltenen Traß gebildet. Ueber die höchst wichtige Frage des oberen Raumabschlusses hat die Ausgrabung leider kein neues Licht gegeben. Gegen die früher allgemeine Annahme eines großen offenen Oberlichtes spricht auch hier außer verschiedenen Bedenken namentlich das Fehlen eines Impluviums. Am ehesten könnte man das Hyperoon des Pausanias mit der Restauration Fergusson's in Einklang bringen, welches das Licht durch verticale Fensteröffnungen über den Säulen der Emporen, also nach basilikaler Art, einfallen läßt.

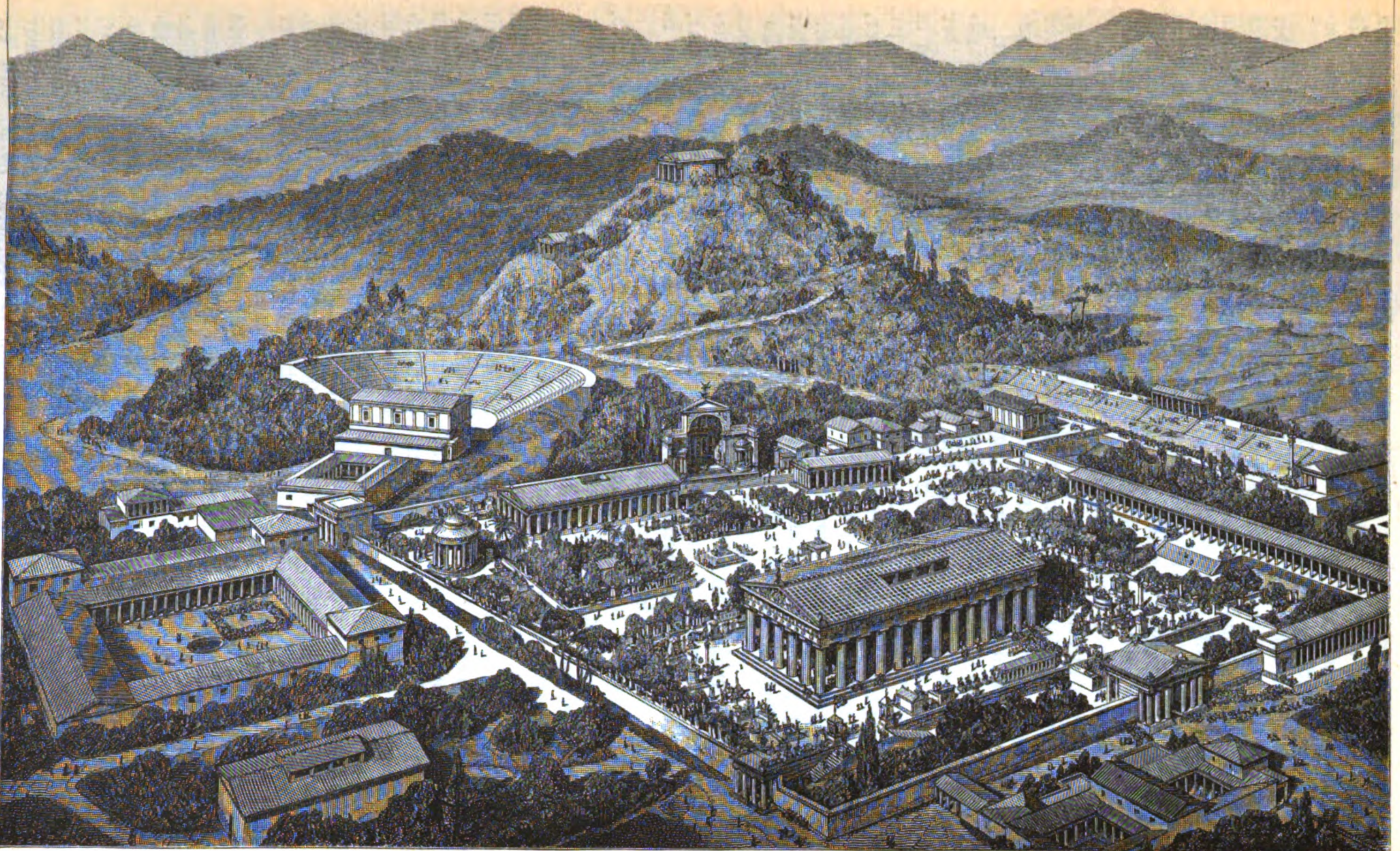
Es findet sich schon bei den altägyptischen Tempelhallen eine ähnliche Beleuchtungsweise. Auch das Atrium testudinatum des Vitruv wird sein Licht auf diese Art erhalten haben.

Die schreckliche Zerstörung, in welcher der Tempelbau jetzt vor Augen liegt, scheint zu nicht geringem Theil durch gewaltige Erdbeben verursacht worden zu sein. Von den Säulen steht durchschnittlich nur noch die unterste Trommel, von der Cellamauer stellenweise die Schichte der hochkantig gestellten Sockelplinthen.

Zu einer Zeit, als die Ost- und Westcolonnade noch aufrecht stand, wurde der Tempel von barbarischen Einwanderern zu einer Bastion umgewandelt. Aus den verschiedenen Materialien, welche die naheliegenden Gebäude und Monumente darboten, aus Säulentrommeln, Plinthen, Gebälkstücken, Postamenten, Sculpturen, Inschrifttafeln u. s. f., errichteten diese eine ca. 2 m starke Mauer, welche die Bastion nach Osten und Süden hin abschloß. Die Aufdeckung und Zerlegung dieser Mauer war eine der schwierigsten und zugleich wichtigsten Aufgaben der Ausgrabung. Es fanden sich Reste von nicht weniger als vierzig verschiedenen größeren und kleineren dorischen Bauten darin vor, deren Zugehörigkeit zu den später aufgedeckten, fast gänzlich zerstörten Bauwerken, Dank der Gesetzmäßigkeit jenes Stils, bestimmt werden konnte. Die unter Anderem sich hierbei ergebende Thatsache, daß zu guter griechischer Zeit die weitsäulige und schlanke dorische Ordnung mit Holzgebälk bei weniger monumentalen Bauten Verwendung fand, ist gewiß von nicht geringem kunstgeschichtlichen Interesse.

Im Norden vom Zeustempel, nahe dem Abhang des Kronion, liegt der Heratempel. Der Richtigkeit seiner Benennung ist gemäß der übereinstimmenden Angabe des Pausanias kein Zweifel entgegenzustellen. Obwohl bedeutend kleiner als das Olympieion, ist das Heraion der zweitgrößte Tempel der Altis.

Ein ganz besonderes Interesse beansprucht dieser Bau durch seine Unregelmäßigkeiten, welche auf ein hohes Alter hinweisen. Beim Aufblühen Olympia's



Olympia. Reconstruirt von Fr. Thiersch.

wurde der Hera nicht wie dem Zeus ein neues Heiligthum errichtet, sondern man begnügte sich damit, den ursprünglichen, großentheils noch aus Holz bestehenden Bau zeitweise zu restauriren.

Der Tempel zeigt das auffallende Verhältniß von sechs auf sechzehn Säulen. Sein Unterbau mißt 18 m auf 51 m. Die Cella, von nur 8,3 m gesammter lichter Weite, ist, ähnlich der Grundform der Außenseite, ein langgezogenes Rechteck und zeigt wiederum in consequenter Weise die Eintheilung in drei Schiffe.

Die Säulen der äußeren Ordnung, von denen einzelne noch bis zum Capitäl aufrecht stehen, weichen sowohl in Bezug auf die Anzahl ihrer Caneluren, den Durchmesser, das Intercolumnium und namentlich die Echinusbildung stark von einander ab. Die Abaken der Capitäle differiren um 0,32 m. Da nun auch keine Reste von einem zugehörigen steinernen Gebälk vorgefunden wurden, so liegt die Vermuthung sehr nahe, daß dieses bis zur Zerstörung des Tempels aus Holz bestanden hat.

Pausanias berichtet, es sei im Opistodomos des Heraion eine Säule noch aus Holz gewesen. Die Wiederaufdeckung zeigte auch hier keine Spur einer Steinsäule. Wenn nun das Gebälk des Pronaos und die Ueberdeckung der Tempelhalle aus Holz gezimmert waren, so macht dies die Annahme eines hölzernen Gebälkes auch im Aeußeren nur um so wahrscheinlicher. Man wird sogar genöthigt, anzunehmen, daß die Säulen der äußeren Ordnung selbst ursprünglich aus Holz waren. Als sie nach und nach baufällig wurden, kamen zu verschiedenen Zeiten, vielleicht durch milde Stiftungen, steinerne Säulen an ihre Stelle, wodurch sich wohl allein die Verschiedenheit ihrer Bildung und ihres Materials erklären läßt. Auf dem Boden der Cella wurde hier der Hermes des Praxiteles (?) ans Licht gezogen. Von dem Postament der Herastatue sind vor der Rückwand des Raumes die Spuren noch vorhanden.

Oestlich vom Heratempel zieht sich eine Terrasse am Fuß des Kronion hin. Sie erhebt sich um eine Reihe von Stufen über den Altisboden und trägt die Ruinen von dreizehn kleinen Schatzhäusern, den sogenannten Thesauren. Sie dienten dazu, um die Weihgeschenke der verschiedenen Griechenstämme in sich aufzunehmen, als in den Tempelcellen und auf den Emporen kein Raum mehr war.

Oestlich vom Heraion, dicht an der Thesaurenterrasse, sind die Reste eines kleinen dorischen Tempels zum Vorschein gekommen, dem die Bezeichnung als Metroon oder Tempel der Göttermutter beigelegt werden muß. Er ist das dritte Beispiel der dorischen Peripteralanlage innerhalb der Altis.

Trotz der durchgreifenden Zerstörung, welche selbst sein Unterbau aufweist, wurde seine ideale Reconstruction aus den zugehörigen Fragmenten zur Möglichkeit.

An diesem Gebäude vorbei führt ostwärts, entlang den Terrassenstufen, der Weg nach dem unterirdischen Eingang in das Stadion. Zu beiden Seiten dieser Straße waren die ehernen Zeusbilder, die sogenannten Zanes, aufgestellt, welche als Bestrafung für Vergehen beim Wettkampfe gestiftet werden mußten. Leider fanden sich von ihnen auch nur die Postamente vor. Durch den unterirdischen Thorweg, der mit keilförmig geschnittenen Quadern als Tonne überwölbt war, traten die Wettläufer aus der Altis in das Stadion ein.

Auf der Terrasse am Kronion stand, den Raum zwischen Heraion und Metroon beherrschend, ein als Architekturnische durchgebildeter Prachtbrunnen in römischem Stil, die sogenannte Exedra des Herodes Atticus. Sie war reich mit Figuren geschmückt, und zwei runde Baldachine mit je acht korinthischen Säulen flankirten das Bassin, welches, unmittelbar vor die Nische gelegt, aus dem Maul eines Marmorstiers sein Wasser empfing. Von hier aus verzweigt sich das weitläufige Netz der unterirdischen Leitung, welche Herodes zur Bewässerung der Altis stiftete.

Vor der Westfronte des Heratempels stand das Philippeion, ein dreistufiger runder Peripteraltempel. Seine cylindrische Cellawand war nach Pausanias aus Backsteinen erbaut, und die Sparren des Zeltdaches, welches den Kernbau bekrönte, faßte ein eherner Knauf zusammen. Hier tritt uns zum ersten Mal der Rundbau auf classischem Boden entgegen, und zwar in schon so vollendeter Form, daß die

Entlehnung dieses fertigen Motivs von auswärts unzweifelhaft wird.

Von Gebäuden innerhalb der Altismauer ist noch die jüngst zu Tage getretene Halle des Echo, die sogenannte Stoa poikile zu nennen. An die östliche Altismauer angelehnt, öffnet sie sich in zweischiffiger Anlage. Den Haupteingang der Altis bildete das sogenannte Pompenthor, ungefähr in der Mitte der südlichen Begrenzungsmauer. Die vom östlich gelegenen Hippodrom und Stadion kommenden Festzüge bewegten sich durch diese Thoranlage nach der Terrasse des Zeustempels.

Unweit von diesem Hauptthor lehnte sich eine korinthische Säulenhalle, gegen den Alpheios schauend, an die Altismauer an. Vielleicht bot sie den besten Blick auf die Festzüge. Auch das Leonidaion, eine Anlage aus späterer Zeit, befand sich in der Nähe dieses Thores und diente namentlich den vornehmen Römern zu des Pausanias Zeit als Absteigequartier.

Die Westmauer der Altis weist zwei Thore auf. Das südliche, neben welchem die Pferdetränke heute noch erhalten ist, führte zu dem Bauwerke, welches schon durch die französische Expedition als byzantinische Kirche aufgedeckt wurde. Die Vermuthung, daß dieser Bau aus dem 5. Jahrhundert nach Chr. die Umwandlung einer ursprünglich antiken Anlage sei, hatte schon in seiner tiefen Lage ihre Berechtigung, und sie erwies sich auch als richtig; denn nachdem man die aus antikem Material gefertigten Schranken, Pavimentplatten und Gräber der christlichen Zeit entfernt hatte, erschienen die Säulenreste und Mauern eines dreischiffigen dorischen Raumes.

Die lichte Weite des alten Mittelschiffes stimmt hier nun auffallend mit der des Zeustempels, so daß wir diesen Bau mit fast unzweifelhafter Bestimmtheit als die Werkstätte des Phidias bezeichnen müssen, in welcher die goldelfenbeinerne Zeusstatue entstand. Auch die Lage ist mit der Angabe des Pausanias zu vereinbaren. Es habe in diesem Ergasterion, so erzählt er, auch ein allen Göttern geweihter Altar gestanden, auf welchem Phidias und die nach ihm kommenden Künstler geopfert hätten.

Das obere Thor der westlichen Altismauer führte nach dem Gymnasion, den Wohnungen der Athleten, dem Prytaneion, dem Theater und nach dem Platanenwald des Kladeosthales.

Die Anlage des geräumigen Gymnasions ist ihrem ganzen Umfange nach durch die Ausgrabung zu Tage gefördert worden. Um einen nahezu quadratischen, mit Ziegelplatten gepflasterten Hof zieht sich nach Art der Kreuzgänge eine weitgestellte Säulenhalle, von welcher aus die Säle und Zimmer zugänglich sind. Von den übrigen genannten Bauwerken sind noch spärliche Reste auf uns gekommen. Theater, Stadion und Hippodrom müssen der Hauptsache nach Erdbauten gewesen sein; es hätte sich sonst ihre Spur nicht in diesem Grade verwischen können.

Von geringer Bedeutung waren jedenfalls die Wohnungen der Beamten und Fremdenführer. Ein ganzer Schwarm von mobilen Verkaufsbuden, Schenken u. s. f. lagerte sich zur Zeit der Spiele um die Mauern der Altis und wird viel dazu beigetragen haben, dem Fest den Charakter des Außergewöhnlichen zu verleihen.

Wenn die Resultate der Ausgrabung hinsichtlich der Sculpturfunde nicht den gehegten Erwartungen entsprachen, so ist der Grund hierfür in verschiedenen Umständen zu suchen.

Die Beraubung Griechenlands von seinen Kunstwerken wurde unter römischer Herrschaft systematisch betrieben. Trotzdem unter Nero schon Vieles aus dem olympischen Hain nach Rom gewandert war, fand Pausanias noch jene reiche Besetzung der Altis vor. Eine Hauptanziehungskraft scheint das Metall auf die barbarischen Geschlechter der späteren Plünderungen ausgeübt zu haben, denn gerade von den zahlreichen Bronzestatuen ist auch nicht eine einzige auf uns gekommen. Zum Glück war, wie es scheint, jenem Volk, welches sich um den Zeustempel her verschanzte, die Bereitung des Mörtels aus Kalk oder Marmor nicht bekannt. Es würden sonst auch noch so manche von den uns erhaltenen Marmorsculpturen verschwunden sein.

Schon während der Arbeiten bei der Aufräumung am Zeustempel begann die Auffindung der Metopen und Giebel-

sculpturen. Einiges von den Metopentafeln über dem Pronaos und dem Opistodomos, auf welchen die Thaten des Herakles dargestellt sind, war schon bei der französischen Ausgrabung ans Licht gekommen. Nun sind sie fast vollständig und stimmen mit den Nummern des Pausanias überein.

Bei dem Sturz der Tempelfronten wurden auch die Giebelsculpturen unter dem Trümmermeer begraben. Trotz der hieraus hervorgegangenen argen Zerstörung der einzelnen Figuren und Gruppen ist es dennoch jetzt möglich geworden, mit Hülfe des Fundortes und der Beschreibung des Pausanias die Compositionen der beiden Giebelfüllungen bis auf Unwesentliches zu restauriren.

Im Ostgiebel war die Vorbereitung zum Wettrennen des Pelops und des Oinomaos dargestellt.

Pelops, welcher der Sage nach aus Kleinasien nach Griechenland eingewandert war, bewarb sich um die Hand der Hippodameia, der Tochter des Königs Oinomaos, welcher Elis gründete. Er mußte, um sie zu erhalten, gleich den früheren Freiern ein Wettrennen mit dem Vater eingehen. Durch List brachte er Oinomaos zu Fall, und als Sieger wurde ihm sein Wunsch erfüllt.

In der Mitte des Giebels steht Apollo mit dem Scepter, hier wohl als Schiedsrichter gedacht; zu seiner Rechten Oinomaos und sein Weib Sterope und zur Linken Pelops und Hippodameia. Dann schließen sich auf beiden Seiten die Gruppen der Pferde mit den kauernden Wagenlenkern und Knechten an. Die beiden Giebelenden werden durch lagernde Flußgötter, den Alpheios und den Kladeos, ausgefüllt. Der ganze Aufbau dieser Giebelfüllung ist von auffallend strenger Symmetrie und erhabener Ruhe.

Die Gruppe des westlichen Giebels zeigt uns den Kampf der Lapithen und Centauren bei der Hochzeit des Peirithoos. Dieser ist hier Mittelfigur; zu seiner Linken schützt Kaineos die Braut, während Theseus zu seiner Rechten mit der Axt einen Centauren erschlägt.

Die Lapithen, welche den Frauen- und Knabenraub der Centauren zu verhindern suchen, reihen sich in wildbewegten Gruppen zu beiden Seiten an. In den Giebelenden liegen Sterbende und Gefallene. Im Gegensatz zu der Ruhe des Ostgiebels erschließt sich hier der stärkste Ausdruck von Leben und dramatischer Heftigkeit.

Nach Pausanias soll die Composition des Ostgiebels ein Werk des Paionios sein, die westliche aber dem Alkamenes angehören. Ein Blick aber auf diese Sculpturen, selbst wie sie jetzt in kläglicher Verfassung in der hölzernen Baracke liegen, und der Vergleich mit der Nike des Paionios lehren deutlich, daß hier bei Pausanias ein Irrthum vorliegen muß.

Sie sind offenbar Kunsterzeugnisse des einheimischen alten Stils, welcher hier zur Vollendung gebracht ist, und nicht Werke seines vollendeten Ueberganges zu jener höchsten Blüthe der griechischen Sculptur. Das attische Element liegt hier so fern, daß selbst die Möglichkeit des Entwurfes durch jene beiden Künstler abgeschnitten ist.

Die übliche Bemalung des Marmors hat auch hier nicht gefehlt. Die Haare waren meist glatt gelassen, um gefärbt zu werden, Waffen, Zügel, Kopfschmuck u. s. f. waren aus Metall, wahrscheinlich vergoldeter Bronze, angesetzt, wie sich aus den zahlreich vorhandenen Dübellöchern leicht erkennen läßt.

Der Nike des Paionios wurde im vorigen Jahrgang dieser Zeitschrift eine ausführliche Besprechung gewidmet. Die Inschrift auf ihrem Postament scheint für Pausanias zu sprechen, indem sie sagt, daß der Künstler bei den Giebelfeldern den Preis davongetragen habe. Die vorgefundenen Giebelsculpturen können, wie gesagt, nicht die Arbeit des Paionios sein, hingegen bleibt es unentschieden, ob sich jene Bemerkung auf eine beabsichtigte Neubesetzung der Giebelfelder oder auf die als Akroterien aufgestellten Niken und Preisgefäße aus vergoldeter Bronze bezieht.

Die Krone aller plastischen Funde ist der ebenfalls schon erwähnte Hermes. Die bereits überall durch Abguß und Abbildung verbreiteten Publicationen sowie die über dieses Kunstwerk entstehende Literatur lassen eine eingehende Berührung hier unnöthig erscheinen. Die archäologischen Zweifel, welche neuerdings

die Autorschaft des Praxiteles in Frage stellen, sind zum Glück ohne Einfluß auf den idealen Werth dieser herrlichen Antike.

Eine ganze Reihe von römischen Sculpturen hat die Exedra des Herodes Atticus ergeben. Es sind Imperatoren in reichem Panzer und weibliche Gewandstatuen von durchschnittlich geringem künstlerischen Werth.

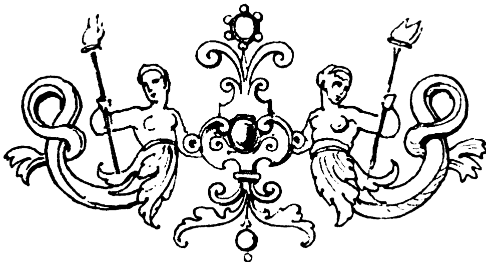
Außer den sonstigen plastischen Funden, welche sich dem oben Angeführten unterordnen, hätte hier noch der zahlreichen Bronzen und Terracotten Erwähnung zu geschehen; doch muß für die eingehendere Kenntnißnahme derselben auf die jährlichen Publicationen der Ausgrabung hingewiesen werden.

Faßt man die Resultate zusammen, welche das Unternehmen von Olympia für Kunst und Wissenschaft geliefert hat, so muß der Erfolg als ein höchst erfreulicher bezeichnet werden. Die Aufopferung, mit welcher Deutschland bei dieser idealen Aufgabe zu Werke gegangen ist, wird stets die Anerkennung des ehrenvollen Verdienstes sichern. Besonders haben sich die verdienstvollen Männer, welche sich der mühevollen Arbeit unterzogen, den Dank und die Anerkennung der gesammten gebildeten Welt im hohen Maße erworben.

Zu den großen Hindernissen, mit welchen die praktische Ausführung zu kämpfen hatte, gehört auch der Umstand, daß viele Erfahrungen erst im Verlauf einer so außergewöhnlichen Arbeit gesammelt werden. So drängt sich die Frage auf, ob es nicht richtiger gewesen wäre, eine einzige Autorität, die in gleicher Weise das Technische, Künstlerische und Wissenschaftliche beherrscht, zur Oberleitung der Ausgrabung an Ort und Stelle zu verpflichten. Die Erfahrung hat ferner darauf hingewiesen, daß allzu häufige Berichte und Publicationen (wie sie hier vielleicht aus gewissen anderen Gründen nothwendig waren) dem allgemeinen Interesse für solche Unternehmungen nicht förderlich sind. Wir glauben annehmen zu dürfen, daß auch aus diesem Grunde mit der Veröffentlichung der pergamenischen Funde gezögert wird.

Es sei zum Schluß noch der Wunsch gestattet, daß es gelingen möge, der erschöpfenden Schlußpublication von Olympia, welcher wir mit Spannung entgegensehen, Darstellungen beizufügen, welche der Wichtigkeit der Sache und der Höhe der modernen Technik vollkommen entsprechen.*

* Unsere Abbildung S. 397 ist eine Verkleinerung des in dem Prachtwerk „Hellas und Rom" (Verlag von W. Spemann in Stuttgart) erschienenen Originals, dessen Copie von dem Herrn Verleger gütigst gestattet wurde. Die Red.





François Coppée.

Von

Robert Waldmüller.



Als Victor Hugo, der Nestor der französischen Poeten, ohnlängst der Mittelpunkt einer glänzenden Huldigung war, hatte ein Dichter, von dem in Deutschland bis jetzt nur erst Weniges bekannt ist, sich der hohen Auszeichnung zu erfreuen, mit der poetischen Verherrlichung des Altmeisters betraut zu werden. Wie in gut unterrichteten Pariser Kreisen verlautet, wartet seiner demnächst überdies die Ehre, in die Akademie aufgenommen zu werden. Es wird daher an der Zeit sein, sich mit ihm und seinen Leistungen in ein etwas klareres Verhältniß zu setzen.

Die folgenden Aufzeichnungen mögen dazu dienen.

François Coppée ist im Jahre 1842 in Paris geboren, und zwar als jüngstes von vier Geschwistern. Von seinen drei Schwestern ist eine gestorben, eine hat sich verheirathet, die dritte lebt ihm zur Seite. Sein Vater, ein Beamter im Kriegsministerium, war ein feuriger Legitimist aus der alten Schule, übrigens ohne selbstsüchtiges Partei-Interesse. Er hatte einen lebhaften Geist, liebte die Literatur, war aber, obschon er einige selbstverfaßte literarische Essais im Pulte liegen hatte, nicht bis in die Oeffentlichkeit durchgedrungen, genügte sich in seinen Ansprüchen auch selbst nicht ganz. Als das Alter ihn endlich nöthigte, nach langem, treuem Büreaudienst um seine Pensionirung einzukommen, befand sich die Familie in sehr beschränkten Verhältnissen. Der Knabe François — damals fünfzehn Jahre alt — mußte seine Studien aufgeben und sich um eine Anstellung bewerben. Auf Verwendung von Freunden wurde sein Gesuch bewilligt, und nicht lange darauf durfte er in den Posten einrücken, den sein Vater hatte räumen müssen. Lange, traurige Jahre hat François Coppée in dieser seinen Wünschen und Hoffnungen so wenig entsprechenden Stellung verbracht, denn erst kurz vor dem Ausbruch des siebziger Krieges verschaffte ihm die Prinzessin Mathilde, auf Empfehlung seines Gönners Theophile Gautier, einen besseren Posten — er wurde Bibliothekar des Senats. Ich weiß nicht, ob die Republik ihn im Besitz dieses Amtes gelassen haben würde. Jedenfalls hielt Coppée sich für verpflichtet, nach dem Sturz der Napoleoniden auf einen Posten zu verzichten, den er der Gunst einer derselben verdankte. Er gab seine Demission ein und bat nur, das Amt womöglich an seinen Freund und Lehrer, den geschätzten Poeten Leconte de Lisle, zu übertragen, da sich derselbe ebenfalls in wenig gesicherten Verhältnissen befand. Diesem Wunsche wurde entsprochen.

Die lyrische Begabung Coppée's hatte inzwischen gerade unter dem Drucke widriger Schicksale — die förderndste Schule der meisten Lyriker — sich rasch und

nachhaltig entwickelt. Im Jahre 1866 trat er mit einer kleinen Gedichtsammlung „Le Reliquaire“ in die Oeffentlichkeit. Es machte sich in derselben der Einfluß einer Tendenz bemerkbar, welche, gegenüber der eingerissenen poetischen Verwilderung, die schöne Form wieder zu Ehren bringen wollte, ein Bestreben, das den vornehmlichen Inhalt der Poetengenossenschaft „Les Parnassiens“ bildete, deren Mitglied Coppée war, als deren Haupt er jetzt meines Wissens gilt. Ich komme auf diese und die weiteren Poesien Coppée's zu sprechen, nachdem ich über seine Erlebnisse noch das Wesentlichste hier nachgetragen haben werde. Weder dieses Erstlingswerk noch die im folgenden Jahre (1867) erschienenen „Intimités“ — nach Einigen sein Meisterwerk — fanden eine hinreichend beifällige Aufnahme, daß die Aufmerksamkeit mehr als einzelner literarisch empfänglicher Kreise sich ihm zugewendet hätte. Es gehört eben das Zusammentreffen günstiger Umstände dazu, um das Gesammtinteresse auf einen Autor so zu concentriren, daß er plötzlich Aller Blicke auf sich zieht und nun auch denen, die kein eigenes Urtheil haben, als Berühmtheit gilt. Zu diesem Erfolg verhalfen ihm ein hübsches dramatisches Gedicht und eine junge, bis dahin ebenfalls unbeachtet gebliebene Schauspielerin. An dem Abend, wo unter einem besonders glücklichen Stern das kleine Drama „Le Passant“ im Odeon-Theater rauschend beklatscht worden war, ging Paris mit dem stolzen Gefühl schlafen: wir haben wieder einen großen Dichter entdeckt und nicht minder eine große Schauspielerin. Die letztere hieß Sarah Bernhardt, die seitdem so oft genannte, gegenwärtig mit den Parisern grollende Schauspielerin des Théâtre français, von der ihre etwas geräuschvollen Bewunderer erzählen, sie stehe als Bildhauerin dicht neben Pigalle, als Märchendichterin neben Perault, die nämliche Schauspielerin, welche bei dem Victor Hugo-Bankett ohnlängst das Festgedicht Coppée's vortrug.

Jener Abend — es war im Jahre 1869 — öffnete dem Dichter auf einmal eine Menge Häuser und hatte auch seine schon erwähnte Befreiung aus dem Büreau im Kriegsministerium zur Folge; zugleich aber erwies sich der plötzliche Glückswechsel als verhängnißvoll für seine durch lange Entbehrungen und Leiden erschütterte Gesundheit: er bekam einen Blutsturz. Die Aerzte schickten ihn nach dem Süden — wohl sein erster größerer Ausflug aus Paris — und er erholte sich einigermaßen. Wirklich genesen ist er aber nicht, und es bleibt fraglich, ob er je die Folgen jener Krise ganz überwinden wird.

Kurz vorher war Coppée's Vater gestorben. Der alte Herr hatte seit seiner Pensionirung sich nur noch schlechter befunden als zur Zeit seines geisttödtenden Büreaudienstes. Er wurde nach und nach kindisch, durfte nicht einen Augenblick unbewacht bleiben und verhängte solcher Art über den kleinen bescheidenen Haushalt Heimsuchungen und Verstimmungen in erdrückender Menge. Auch die Gesundheit der Mutter begann darunter zu leiden, und die ihr noch gegönnte Lebensfrist — sie starb 1876 — wurde durch zunehmendes Siechthum eine auch für ihre Kinder nur zu freudenarme Zeit.

Wenn ich noch erwähne, daß Coppée vor zwei Jahren Bibliothekar des Théâtre français geworden ist, so habe ich ungefähr Alles gesagt, was über seine äußere Lebenslage gesagt zu werden braucht, und ich kann die für sein Bild nöthige weitere Beleuchtung seinen Dichtungen entlehnen.

Es wird zunächst gut sein, daß man das oben berührte Streben der Parnassiens nicht nach dem uns in Deutschland geläufigsten Maßstabe messe, also nicht nach der den Inhalt in die zweite Linie hinabrückenden Formvollendung Platen's. Obschon gleich die Widmung des ersten Bändchens der Gedichte Coppée's sich in Terzinen bewegt und auch später die häufige Verwendung der Sonettform als eine Huldigung gelten mag, welche der Parnassien dem Cultus der künstlich verschlungenen Reime darbringt, so ist doch augenscheinlich kein einziges Gedicht der schönen oder seltenen Form wegen entstanden, und die herkömmlichen Formen der französischen Poetik überwiegen. Wie die freudlose Jugend Coppée's dies erklärlich macht, ist seine Muse schon in den ersten Gedichten eine verdüsterte, umflorte. Er hat diese erste Spende den „Reliquienschrein“ betitelt, weil er seine zu Grabe

getragenen Träume und Wünsche hier wie in einer Capelle bestatten will:

Dans ces poëmes je veux faire

A tous mes beaux rêves défunts,
A toutes mes chères reliques
Une chapelle de parfums

Et de cierges mélancoliques.

Gleich das zweite Gedicht „Vers le passé“ richtet sich dann gegen die eigene, in Herzensverirrungen verbrachte Vergangenheit. Er seufzt:

En d'indignes plaisirs à jamais j'ai flétri
Les saintes blancheurs de mon âme.

Und er klagt sich an, daß er, trotz dem seelischen Widerwillen gegen

Ces débauches qu'on fait à la fin malgré soi
Comme de hideuses besognes
Sans cesse je retourne à mon passé riant,

wie die Störche, fügt er hinzu, sobald es frostig wird, immer wieder den Flug nach dem Orient nehmen.

Und in dem folgenden Gedicht vergleicht er eine durch den Selbstmord eines Priesters entweihte Capelle mit seinem Inneren:

Ma conscience est cette église de scandales;
Mes remords affolés bondissent sur les dalles,
Le doute, qui faisait mon orgueil, me punit.

Zu einer ergreifenden Energie des Ausdrucks steigert sich diese schwarze Melancholie in dem Gedicht „L'Étape“. Der Caserne und der Schenke mit ihrem warmen Ofen und ihrem Behagen, heißt es, mußt du jetzt Valet sagen, Soldat. Schnür' deinen Tornister! Auf! Es giebt Garnisonwechsel! Der Weg ist staubig und ermüdend und lang; vorwärts! — Und aus der zweiten in die erste Person umspringend, fährt er fort:

Je suis du régiment de misère. La tombe,
Dernière étape, est loin encore, et je succombe
De fatigue, de faim, de soif et de chaleur.

Ohne Hoffnung, daß die Qual sich lindere, heißt es zum Schluß, gehe ich meine Straße, und wie der Soldat seine Waffe, so kann ich meinen Schmerz nur von einer Schulter auf die andere wälzen.

Je ne puis que changer d'épaule ma douleur.

Auch das größte Gedicht dieser Sammlung, „Le justicier“, ist ein einziges düsteres Schreckensbild. Ein grausamer Baron von Hildburghausen, hundert Jahre alt, die Geißel seiner Unterthanen, stirbt endlich oder vielmehr man hält ihn für todt. Der an seinem Sarge betende Priester sieht den gefürchteten Unmenschen wieder die Augen aufschlagen, und er sucht ihn nun zur Buße zu bekehren. Als Beide in langem und leidenschaftlichem Für und Wider sich erschöpft haben und der scheintodt Gewesene dabei beharrt, sein altes fluchbeladenes Dasein mit neuen Verbrechen beginnen zu wollen, erdrosselt ihn der Priester, kniet dann nieder und legt die Entscheidung über seinen eben begangenen Todtschlag als bußfertiger Sünder in die Hände Gottes.

In der Sammlung „Intimités“ kehrt der Dichter nochmals zu jenen Seiten seiner Jünglingsjahre zurück, die er zwar als passé riant bezeichnete, die er aber als sein Unglück betrachtet:

Passé, passé fatal, par qui ma vie est prise,
Poison amer et doux, dont on meurt, mais qui grise.

Dies „bittersüße Gift, an dem man stirbt, aber das in Rausch versetzt“, — das Liebeständeln ohne tiefe Neigung, das Vergeuden von Gefühlen, die für ein ganzes Leben ausreichen sollen und ohne deren dauerndes Geleit das Dasein reizlos wird und schal, — dies bittersüße, berauschende Gift ist selten in so bezaubernder Weise zum Inhalt kleiner erotischer Bilder gemacht worden wie in den „Intimités“. Die berühmte Lesescene aus Dante's großem Gedicht hat häufig Nachahmungen gefunden. Wenige derselben sind von einem so lieblichen Reiz wie in der elften Nummer der „Intimités“ die Schilderung des gemeinsamen Lesens des Dichters und seiner Geliebten. Die letztere ist ein klein wenig „pedantisch“, und während sie ihre Pantoffelchen an der Kaminglut rösten läßt, entschlüpft ihren Lippen wohl „un fin mot de critique“, was er nicht immer ernsthaft parirt, denn „Verliebte sind unter Umständen recht feige“. Sie hält es mit den sanften und leidenden Poeten, sie schätzt solche Eigenschaften an St. Beuve, Musset und Beaudelaire:

Moi, je lis à ses pieds et relis le passage
Où, comme elle l'a dit, l'auteur n'était pas sage,
Doux nids de vers où les baisers étaient tapis.

Et le livre souvent tombe sur le tapis.

Die Unzulänglichkeit einer bloß prosaischen Wiedergabe solcher Poesien und andererseits die Entstellung, welcher sich in solchem Genre jede rhythmische Uebertragung schuldig machen müßte — denn immer bleiben metrische Uebersetzungen derartiger Gedichte unerquickliche Nothbehelfe —, verbieten ein weiteres Eingehen auf diese Seite der Coppée'schen Muse. Genüge es, zu betonen, daß der Genuß derselben einigermaßen beeinträchtigt wird durch das Reuegefühl, das die Leier des Dichters immer von Neuem durchzittert, oft in so herben und hart realistischen Tönen, daß es uns weh thut. Aber zugestanden werden muß, daß dies Hinausgreifen über die Grenzen des poetisch noch Wohlthuenden doch auch interessante stark individuelle Züge zum Ausdruck bringt und sich kaum auf Vorgänger und Wegbahner berufen kann. Zu dem unsympathisch Berührenden dieser Art gehört so manche Zeile, die von Ermattung nicht bloß im Sinne eines allgemeinen Verblassens glühender Ekstasen spricht und nicht minder das zwar ungemein zutreffende, aber herabziehende Bild, in welchem er seine aus dem Reinen plötzlich ins Unreine umschlagenden Gedanken in dieser ihrer letzteren Sphäre mit dem Treiben von frechen Spatzen vergleicht, die im Rosenmonat den Garten eines Mädchenpensionats zu ihrem Tummelplatze machen:



François Coppée.

. . . Comme des moineaux qui, dans le mois des roses,
S'installeraient, parmi tous les autres jardins,
Pour prendre leurs ébats effrontés et badins,
Se becqueter à l'aise et palpiter des ailes,
Dans un pensionnat de jeunes demoiselles.

Die folgende Sammlung „Poëmes modernes“ (1867 bis 1869) lenkt auf dasjenige Gebiet über, auf welchem Coppée sich die meisten Freunde gewonnen hat: die liebevolle Vertiefung in das Leben des Volks und einzelne unbeachtete, durch den Dichter erst in ein helles Licht gebrachte Existenzen. Ein großes Gedicht, „Angelus“ betitelt, schildert das Stillleben zweier Greise, eines katholischen Dorfgeistlichen und seines Freundes, des Todtengräbers. Sie finden ein weggesetztes Kind und leben in der Pflege und im liebenden Hüten desselben nun erst wieder auf. Aber der Knabe gedeiht nicht. Ohne daß sie etwas versäumen und ohne daß es ihm an gesunden Säften fehlt, verfällt er in ein langsames Siechthum und löscht zum Schrecken der beiden Alten plötzlich wie ein Licht aus. Was hat ihm gefehlt? Sie sehen es zu spät ein: die Hut einer Mutter, die Entwickelung, wie die Natur sie will. „Ein simples Matrosenweib, der Alles obliegt: Waschen, Flicken, Stricken, Kochen, Spinnen, Scheuern, Säugen — die bringt ihre sechs Schlingel gesund in die Höhe, während die Liebe dieser zwei Greise das Kind getödtet hat.“ Und so fühlen die beiden wieder Vereinsamten, „daß Jeder in seinem Leben ein Weib lieben und Vater werden soll; daß das Gesetz der Pflicht zugleich ein Gesetz der Liebe ist; daß Alleinsein tödtet; daß die Familie Vaterland und Kirche zugleich ist“ —

Que l'absurde consigne et la vaine prière,
Auxquelles ils avaient donné leur vie entière,
Avaient fait leur malheur et leur aveuglement.

Diese gegen das geistliche und weltliche Cölibat gerichtete Dichtung ist mit großer Lebenswahrheit durchgeführt und hinterläßt eine sanfte Rührung, wie etwa die ähnliche kleine Geschichte des polnischen Dichters Kraszewski: Jermola, der Töpfer, worin auch das einsame Leben eines armen unnützen Alten plötzlich durch einen Findling, dessen sich der Alte annimmt, einen Inhalt gewinnt, dessen beglückende Wärme sich freilich in um so erstarrendere Frostkälte verkehrt, als die vornehmen Eltern des Findlings denselben, nun er zum Jüngling heranwuchs, seinem Pfleger grausam entreißen.

Coppée's Strike der Schmiede — „La grève des forgerons“ — aus 1869 datirend — kann hier übergangen werden, da Eduard Mauthner's Uebersetzung dem Gedicht auch in Deutschland große Verbreitung verschafft hat. Es ist, wie man weiß, sehr ergreifend und hat manche Nachahmung gefunden. Einen versöhnenden Abschluß läßt der Stoff nicht zu; die poetische Bewältigung desselben ist aber fast durchweg von wirklicher Meisterschaft. In diese Zeit fällt, wie schon erwähnt, der erste theatralische Erfolg Coppée's: „Le passant.“ Aus Mangel an Raum kann hier weder auf dies Stück noch auf die demselben gefolgten übrigen Dramen: „Deux douleurs“, „Fais ce que dois“, „L'Abandonnée“, „Les bijoux de la délivrance“, „Le Rendez-vous“, „Le luthier de Cremone“, „Le trésor“, näher eingegangen werden. Drei derselben sind übrigens in Deutschland mit Beifall gegeben worden. Auch der kleine Roman „Un idylle pendant le siège“ — das einzige Prosawerk Coppée's — mag hier nur beiläufig genannt werden, ebenso wie sein im Druck erschienenes, aber nicht auf die Bretter gelangtes Drama „Duguesclin“ und das noch im Manuscript befindliche Bühnenstück „Madame de Maintenon“.

Dagegen wird aus den Gedichtsammlungen noch Einiges nachzutragen sein. „Les humbles“ erschienen 1872. Wie oben schon angedeutet, sind unscheinbare Personen der Mittelpunkt dieser überaus ansprechenden kleinen Genrebilder. Coppée beobachtet mit ungemein aufmerksamem Auge. Er hat eine sehr farbenreiche Palette und verfährt bei diesen Skizzen wie ein Maler, der mit Aufgebot aller seiner Uebung im raschen Schauen eine Studie malt. Aber auch der Duft, der Klang, der flüchtige Lichtblitz eines Fensters, in dem sich die Sonne spiegelt, nichts ist Coppée unbedeutend, und dieser Mannigfaltigkeit seiner Mittel braucht sich kaum mehr zu gesellen als das liebevolle treue Conterfei eines menschlichen Wesens, um unsere Phantasie zu theilnehmendem Wohlgefallen zu stimmen. Nicht alle diese Bilder geben sich übrigens als bloße Studien;

viele verschmähen keineswegs das völlige Lüften der Schleier, welche den dunklen Hintergrund dieser demüthigen Existenzen verhüllen. „La nourrice“, die Amme, sehen wir als robuste Dorfmagd sich unvorsichtig mit einem früheren Husar vergehen, dann, nachdem sie Mutter geworden, schweren Herzens sich von ihrem Säugling trennen, nach Paris fahren, in dem Hause eines vergnügungssüchtigen Paares aus der haute finance Ammendienst nehmen, nach dem Tode des blutarmen vornehmen Schwächlings voll mütterlicher Sehnsucht heim eilen und daheim ihr Kind todt und dessen Vater im Wirthshaus als Trunkenbold finden. — In dem „petit épicier“ werden wir in das freudlose Stillleben eines kleinen Krämers aus der Vorstadt eingeführt, der mit seinem Geschäft eine unangenehme Frau geheirathet hat und in kinderloser Ehe jetzt dahinvegetirt, höchstens einmal auflebend, wenn ein armes Kind in seinen Laden kommt und für einen Sou einen Bonbon kaufen möchte. Dann ist er glücklich

tout en souriant
Il donne le bonbon et refuse le sou.

„Un fils“ enthält die ganze, wohl recht alltägliche Lebensgeschichte eines alternden Junggesellen, der als strebsamer Gymnasiast plötzlich seine Studien abbrechen und Schreiber in einem Büreau werden mußte, um seine kränkelnde Mutter durchzubringen, und der im Laufe der Zeit so völlig in sich selbst verschrumpft ist, daß der Concierge des Hauses, wo der Junggesell im fünften Stock seit undenklichen Zeiten wohnt, so oft er ihn Abends heimkommen hört, noch immer zu sagen pflegt:

C'est le petit garçon du cinquième qui rentre.

Die Perle dieser Sammlung möchte das Gedicht „En province“ sein, die Geschichte zweier Kinder, eines armen Knaben und eines adeligen Töchterchens, die als gealterte Leute, er als armer Pfarrer, sie als ehrbares Fräulein, einander, ohne daß es je zum Aussprechen kam, im Herzen tragen. So macht er ihr denn Tag für Tag eine Stunde nach der Messe seinen feierlichen Besuch, den sie erröthend empfängt und der Beiden zu dem unentbehrlichen Sonnenblick ihres sonst lichtarmen Daseins geworden ist. Aber wie wenig das Gefühl des ältlichen Fräuleins unter der Asche der Jahre erstorben ist, beweist ein Umstand: zum Beichtvater genommen hat sie ihren Freund noch nicht —

Elle n'a jamais pris l'abbé pour confesseur.

Unter den „Récits et élegies“, welche im Jahre 1878 erschienen, sind einige Legenden und Sagen in eine Form gegossen, die sich als so dauerhaft wie manche Lafontaine'sche Fabel erweisen dürfte. So z. B. die „Schwalbe des Budda“, die „Spinne Muhamed's“, die „Beschämung“ und eine trefflich erzählte Scene zwischen einer Schönen, welche den heiligen Ephraim abseits locken will und ihn auf seinen Wink mitten auf den Markt begleitet, wo er, plötzlich stehen bleibend, sie durch die Worte verwirrt:

Arretons nous,
Afin que sur le champ j'aie avec toi commerce.

Ihre entsetzte Gegenfrage: „vor allen Leuten?!“ ruft dann seinerseits den Hinweis auf Gott hervor:

Dont le regard connait toute chose cachée.

Und so bereut sie und weiht sich einem heiligen Lebenswandel.

Rührend wiederum ist die Geschichte der „zwei Parias“. Der Rajah von Dinapour hat den jungen Paria Sangor durch Abschneiden von Ohren und Nase verstümmeln lassen. Der Unglückliche entzieht sich durch die Flucht dem Begegnen Djola's, seiner Geliebten. Diese hat von seiner grausigen Entstellung gehört und will lieber das Augenlicht missen, als daß sein Anblick sie zurückschaudern mache; sie fleht zum Himmel, der Blitz möge sie erblinden lassen. Ihr Gebet wird erhört, und jetzt pilgert sie als arme Blinde umher, bis sie Sangor findet, dessen Dasein nun durch ihre Nähe wieder ein freundliches wird, während sie des Glückes genießt, ihn als Führer zu haben.

Endlich sei noch der „Nachtwache“ erwähnt, eines Gedichtes von mächtiger Wucht, denn es spitzt sich zu auf den Seelenkampf einer während des letzten Krieges zur Krankenpflegerin gewordenen französischen Braut, die einen tödtlich verwundeten deutschen Offizier dadurch, daß sie während einer ganzen Nacht seinen Zustand vor dem Fiebern behütet, zu retten übernommen hat und die inmitten der Er-

füllung dieser Liebespflicht aus seinen arglosen Mittheilungen die Schreckensnachricht schöpft, daß ihr Bräutigam nicht nur todt, nein, daß er auch von der Hand des deutschen Offiziers fiel. Sie erfüllt dennoch ihre Pflicht, und als der Arzt Morgens die Runde macht, ist der Offizier gerettet, aber ihre Haare hat diese Nacht gebleicht.

Man sieht, dem Dichter sind nur solche Lebensschicksale sympathisch, die von Trauer umrändert sind. Selbst wo der Stoff aber mehr aus der großen Fundgrube menschlicher Thorheiten entlehnt ist, wird es Coppée schwer, sich der düsteren Farben zu entschlagen. „Le duel de Raffinés“ hätte ein heiterer beanlagter Dichter recht wohl, ohne daß der eine der Duellanten sein Leben dabei einbüßt, zu Ende führen können. Bei Coppée geht das nicht. Als der Sieger dann seinen Degen vom Blute rein gewischt hat, fragt ihn der Secundant: „Warum schlugt ihr euch eigentlich?“ — „Wegen Blond und Schwarz,“ lautet die Antwort. „Er war fürs Schwarze, ich fürs Blonde.“ — „Allons,“ sagt der Secundant, „verlohnte sich's der Mühe, darum zu fechten?“ — „'s ist wahr,“ räumt der Sieger ein, „denn die Haare meiner Geliebten sind — roth.“

C'est vrai, dit le bretteur, car ma maîtresse
est rousse.

In derselben Gedichtsammlung sind noch drei Abtheilungen vorwiegend erotisch-melancholischen Inhalts: „L'Exilée“, „Les mois“, „Jeunes filles“. In anderer Reihenfolge würden sie noch mehr zum Herzen sprechen, denn das Interesse, welches eine unglückliche Liebe einflößt, verfliegt rasch, wenn die Phantasie des Dichters, wie dies in den „Jeunes filles“ der Fall ist, schon wieder in anderer Richtung Luftschlösser baut. Jene Exilée, eine junge Norwegerin, welche Coppée in der Schweiz kennen gelernt hatte, tritt übrigens insofern wohlthuend in die von qualvollen Erinnerungen verdüsterte Empfindungswelt des Dichters, als er durch sie dem Glauben an seine Liebe zurückgegeben wird —

Que je pouvais aimer encore et pour toujours.
Et je ne dis pas que c'est une folie,
Que j'avais dix-sept ans le jour où tu naquis;
Car le triste passé, je l'efface et l'oublie.

Damit ist hoffentlich jene unerquickliche retrospective Richtung überwunden, welche auch Coppée's schönes erzählendes Gedicht „Olivier“ zum Theil um seine Wirkung gebracht hat. Dasselbe erfreut sich sonst, außer großer eigener Schönheiten, des Vorzugs einer sorgfältigen und fließenden Verdeutschung, für die wir keinem Geringeren zu Dank verpflichtet sind als dem ohnlängst aus dem Leben geschiedenen trefflichen Shakespeare- und Molière-Uebersetzer Grafen Wolf Baudissin, der auch schon jene drei Dramen übersetzte, von denen oben, als in Deutschland aufgeführt, die Rede war. Es sei mir gestattet, aus dem „Olivier“ hier die Schilderung einzuschalten, welche der Dichter von seinem Vater und von seiner eigenen Kindheit entwirft:

Mitunter, Leser, weißt du, geh' ich einsam
Spazieren da, wo vormals die Barriere
Du Maine gestanden; 's ist sehr häßlich dort,
Zumal seit der Belag'rung von Paris.
Man hat verkümmert Strauchwerk hingepflanzt
Auf all' die langen Boulevards, wo sonst
Zweihundertjähr'ge Ulmen ihre Wipfel
Verschränkten. Die Stadtmauer fürs Octroi
Ist fort, und das Quartier wird ausgebaut.
Doch als ich noch ganz klein war, ein sehr schwaches
Kränkliches Bübchen, führte mich mein Vater
Oftmals um Sonnenuntergang spazieren
Auf diese stillen Boulevards. Da fühlte
Der ehrenhafte, reine, schlichte Mann,
Der gut war wie ein Heil'ger, gottesfürchtig
Und kindlich wie ein Dichter — dem, obgleich
Er arm, im Herzen steter Sonntag war,
Wenn er den ganzen Tag im dumpfen, heißen
Büreau verbracht — genugsam sich belohnt
Durch jene sanfte Wärme, die die Hand
Des Jüngstgeborenen, des einz'gen Sohnes,
Der Seele mittheilt. Dorthin führt' er mich.
Wir wanderten, der Ochsen lange Heerden
Zu sehn, wie man sie treibt zum Abattoir,
Und waren meine Füßchen stark genug,
Gelangten wir mitunter bis zum Dom
Der Invaliden; folgten, in Gesellschaft
Der Gasser aus der Vorstadt, der Retraite
Und ihren kleinen Trommlern, traten dann,
Sobald der Mond kam, unsern Heimweg an.
Langsam erstiegen wir den fünften Stock;
Ich küßte meine Mutter dann und meine
Drei Schwestern, die um eine Kerze saßen
Und nähten. — Nun, wenn jetzt auf Augenblicke
Die Kraft mir fehlt, der Spleen mich allzu sehr
Entmuthigt, wandr' ich ganz allein zur Zeit
Des Sonnenuntergangs hinaus zum stillen
Quartier, wohin mein Vater mich geführt;
Und immer wirkt der Zauber dieser theuern
Erinn'rung. Dann betracht' ich, was er that,
Der pflichtgetreue, starke Mann, der stolze,
Rechtschaffne Arme: wie viel christliche
Resignation ihm Noth that und Geduld,
Uns Brot zu schaffen Tag für Tag, und Alles
Sich zu versagen, ohne je zu murren.
Dann trag' ich jede Sorge, die mich drückt,
Und fühle den erstaunten Lippen wieder

Sich die Gebete nah'n, die er den Knaben
Gelehrt. Ich sehe ihn vor mir, fast noch jung,
Doch etwas vorgebeugt, wenn er die Kleinen
An seiner Seite führte; und ich will
Aufs Neue wieder lieben, hoffen, glauben.

Mit diesen einfachen Worten, die so warm zum Herzen sprechen, will ich dies freilich immer noch sehr unvollständige Bild des Dichters schließen. Es wurde ihm das Glück zu Theil, dem Grafen Wolf Baudissin, der ja als musterhafter Uebersetzer, aber weit mehr noch als edler, unübertrefflich liebenswürdiger Mensch so Vielen ein weithin leuchtendes Vorbild gewesen ist und bleiben wird, in guter Zeit herzlich befreundet zu werden. Im Sommer 1873 waren Coppée und sein Freund, der selbst poesiereiche Paul Haag, ein Schwestersohn der Gräfin, auf dem schönen holsteinischen Gute Ranzau die Gäste des gräflichen Paares. Nach genußvollen Tageswanderungen wurden Abends zumeist ältere französische Dramen im engen Kreise vorgelesen, und auch Coppée, obschon wegen seiner Gesundheit zu großer Vorsicht verpflichtet, erwies sich dabei als ein ebenso eifriger wie begreiflicher Weise verständnißvoller Vorleser. Es fehlt hier der Raum, um bei diesen schönen Abenden zu verweilen. Wie gut die Rast auf Schloß Ranzau auch dem schwermüthigen Coppée zusagte, geht aus den dort von ihm verfaßten Abschiedsworten hervor, die in der Uebertragung des Grafen Baudissin wie folgt lauten:

Sehr alt sind Ranzau's Bäume, doch das Mark
In ihrem Stamm ist noch so jung und stark,
Daß dich's gemahnt, als hätten sie gestanden
Zur Zeit des Attila und seiner Banden
Und jener alten erzumhüllten Recken,
Deren Gebein die Hünengräber decken.

Sehr mild und freundlich sind sie. Ruh' und Frieden
Ward unter ihren Zweigen mir beschieden.
Wie oft, von ihres Laubes Duft erquickt,
Ward träumend mir die Zeit im Flug entrückt,
Und meine Stirn, von langen Müh'n ermattet,
Genas, von ihrem tiefen Grün umschattet.

Sehr gastlich seid ihr, Ranzau's schöne Bäume!
Die kleinen Vögel nisten tausendfach
In eurem Schutz, und wie des Schlosses Räume
Den Dichter, schirmt den Hänfling euer Dach.

Seid mir gesegnet, dieser Wälder Ahnen,
Für euren Duft, für eurer Nester Sang,
Für euer Willkommsäuseln habet Dank!
Ihr sollt zugleich mich ans Gedächtniß mahnen
Des güt'gen Wirths, der gern dem Gast gewährt,
Sich auszuruhn an seines Hauses Herd.

Zeuge verklungner Zeiten, Freund der Dichter,
Bewegt und warm, als zählt' er zwanzig Jahr',
In Poesie und Kunst ein würd'ger Richter,
Erschien sein Blick mir ungetrübt und klar.

Es wolle Gott noch spät dem edlen Greise
Die Kraft, die er den Eichen schenkt, erhalten!
Behütet seien seines Lebens Gleise,
Möge kein Gram ihm je die Stirne falten.
Wie seine schönen Bäume frisch und stark,
Und treu umschirmt von seines Hauses Laren,
Durchschreit' er Ranzau's dunkelgrünen Park
Noch oft mit seinen jungen, weißen Haaren.





Literarische Mittheilungen.

Einige neuere psychologische und ästhetische Schriften.



Der Blick in das Innere des Menschen, das Studium der psychischen Zustände zieht in immer höherem Grade das Auge der Gebildeten auf sich, und diese Studien beginnen sich eine Stellung neben den Naturwissenschaften im allgemeinen Interesse zu erwerben. In dieser Richtung anzuregen, sei es auch vielfach zum Widerspruch, ist das Werk von Friedrich Nietzsche: **Menschliches, allzu Menschliches**, ein Buch für freie Geister (Chemnitz, Schmeitzner), nebst seinem Anhang wohl geeignet. In Nietzsche, den jeder unabhängig über die Gegenwart Nachdenkende respectiren muß wegen seiner geistigen Selbständigkeit und einem oft die Mitte der Sache treffenden Blick, hat sich eine merkwürdige Umwandlung vollzogen, wenn wir das neue Buch recht verstehen. Er entwickelte sich als ein Schüler Schopenhauer's, ist aber nunmehr dessen metaphysischen Fehlschlüssen entwachsen, und nur der großartige Blick Schopenhauer's in Menschennatur und menschliches Schicksal verbindet ihn noch mit demselben. Dagegen richtet sich jetzt sein mehr selbständig gewordenes philosophisches Nachdenken auf die psychologische Forschung, sofern sie sich den Weg zum Verständniß der Cultur in ihren Haupterscheinungen zu bahnen sucht. Wir begrüßen ihn mit Freude auf diesem Wege, auf welchem psychologisches Gewahrwerden und historisches Forschen ihn leiten.

Als eine Einleitung anderer Art in psychologische Studien mag man ein nicht minder paradoxes Werk betrachten, das freilich weitaus nicht von demselben Werthe: Max Perty, **Erinnerungen aus dem Leben eines Natur- und Seelenforschers**. (Leipzig, Winter.) Der bekannte Schriftsteller, dem seine Untersuchungen über das Seelenleben der Thiere und die somnambulen Zustände des Menschen seinen Namen verschafft haben, giebt hier ein Bild der allgemeinen Zustände, unter denen er lebte, und seiner persönlichen Schicksale. Das konnte von größerem Interesse sein, hätte es ihm nur gefallen, in seinen Erinnerungen allgemein Interessantes vom Gleichgültigen zu sondern und in der Darstellung der allgemeinen Zustände sich auf das einzuschränken, was wirklich für sein eigenes Leben von Belang war.

Eine bedeutende Förderung der psychologischen Forschung selber enthält das Werk von Robert Proelß: **Vom Ursprung der menschlichen Erkenntniß**. Eine psychologische Untersuchung. (Leipzig, Schlicke.) Die hier gegebenen Untersuchungen können als ein Versuch bezeichnet werden, der gegenwärtig seit den Arbeiten von A. Weber, Helmholtz und Wundt herrschenden Erklärung unserer Sinneswahrnehmungen und Vorstellungen eine sehr wesentlich abweichende gegenüberzustellen. Die gegenwärtig verbreitete Lehre geht von Empfindungen als dem, was die Erregungen der Sinnesorgane hervorbringen und was alsdann der Wahrnehmung zu Grunde liegt, aus. Das Subject soll nur vorstellen können, was ihm zuvor als Empfindung und in ihr gegeben ist; alsdann lassen die Einen aus diesem Material durch die Wirksamkeit von dem Geiste angeborenen Begriffen oder Anschauungen unsere Wahrnehmung entstehen, Andere vermöge von Erfahrungen, welche aus jenen Empfindungen gewonnen werden; oder es werden die Verhältnisse, in welche wir die Thatsachen, die wir deshalb als Vorstellungen ansprechen, zu uns gesetzt finden, als eine Sache des Urtheils betrachtet, dessen Material jene Empfindungen sind. Der Ver-

fasser versucht in höchst beachtenswerther Weise den Nachweis, daß unsere Wahrnehmungen gar nicht aus solchen Empfindungen entstehen; vielmehr behauptet er ursprüngliche freie Objectsvorstellungen und betrachtet also in Bezug auf die Elemente unserer Wahrnehmungen den Charakter, durch welchen sie eben Wahrnehmungen oder Objectsvorstellungen sind, als ursprünglich, nicht als ein Ergebniß weiterer, so oder anders aufzufassender geistiger Processe. Und zwar stützt er sich hierbei hauptsächlich auf das Studium des Gefühlssinnes und seiner Bedeutung für die Entstehung der Grundlagen unseres geistigen Lebens. Die einzelnen Sinnesgebiete gewähren bis auf nur eine Ausnahme entweder ausschließlich freie Objectsvorstellungen oder Empfindungsvorstellungen, so der Geruch und der Geschmack nur Empfindungsvorstellungen, das Gesicht und Gehör nur freie Objectsvorstellungen. Der Gefühlssinn macht hiervon allein eine Ausnahme, indem er, entsprechend seiner Stellung als Grundsinn des Menschen, demselben sowohl die einen als auch die anderen vermittelt. Zugleich lassen sich dessen Empfindungsvorstellungen noch als Gemeingefühls- und als Temperaturgefühlsvorstellungen, dessen freie Objectsvorstellungen als Tast- und als Lage- oder Bewegungsgefühlsvorstellungen unterscheiden, wonach sein ganzes Gebiet in vier Untergebiete zerfallen würde, entsprechend den vier oberen Sinnesgebieten. Vermöge dieser vierfachen Thätigkeit ist der Gefühlssinn der Grundsinn des Menschen. Er fehlt auf keiner Stufe animaler Entwickelung. Er ist es allein, der auf der niedrigsten noch Bewußtsein, Empfindung vermittelt, und auf der höchsten ist er es wieder allein, welcher dem einzelnen Individuum nicht ganz fehlen zu können scheint, wogegen es immer einzelne Menschen gegeben hat, welche einen der anderen Sinne ganz, ja welche selbst aller übrigen fast ganz entbehrten. Schon durch die Ausbreitung seiner peripherischen Organe über fast alle Theile des Körpers und durch die Association derselben mit denen aller übrigen Sinne stellt der Gefühlssinn sich auch äußerlich als die Grundlage des ganzen Sinnen- und Geisteslebens des Menschen dar. Seine Thätigkeit verfolgt die vorliegende Untersuchung demnach durch die mit ihm zusammenwirkenden beiden höheren Sinne des Gesichts und Gehörs und ihre Leistungen hindurch. Jede künftige Arbeit über die Psychologie der Sinne wird die treffliche Schrift von Proelß berücksichtigen müssen.

Hier mag zugleich zweier populärer Werke über psychologische Fragen gedacht werden. Körner, **Die Seele und ihre Thätigkeiten** (Leipzig, Eigendorf) versucht den Theologen, Pädagogen, Juristen, den Gebildeten aller Berufsarten die Ergebnisse der gegenwärtigen psychologischen Forschungen zugänglich zu machen. Der Standpunkt der Schrift ist ein vermittelnder. Sie geht davon aus, alle psychologischen Thätigkeiten auf die Existenz einer Seele als den ersten Antrieb alles Geschehens in ihr zurückzuführen, glaubt aber, Lange, Horwicz und anderen Forschern folgend, nun bei der Nervenphysiologie Aufschluß über ihr Wesen und ihre Natur suchen zu dürfen. Ein sonderbarer Widerspruch.

Die andere Schrift faßt einen sehr interessanten Punkt ins Auge, welcher auf das Gebiet ästhetischer Fragen hinüberführt: Carl du Prel, **Psychologie der Lyrik.** Beiträge zur Analyse der dichterischen Phantasie. (Leipzig, Günther.) Leider nimmt die Ausführung es mit einem psychologischen Beweis nicht genau genug. Das Unbewußte in dem Vorgang dichterischen Schaffens, das Hineinragen des primitiven Menschen und seiner Art von Fühlen und Vorstellen in die Gegenwart, wie es sich in der anthropomorphistischen Auffassung des Dichters, seinem so zu sagen mythologischen Schauen darstellt, wird schön gesehen, aber mangelhaft wissenschaftlich entwickelt. Es verbleibt bei einigen Aperçus.

Zwei Studien über das Verständniß der Einbildungskraft von Seiten der psychologischen und philosophischen Untersuchung bieten sich dar in: **Ueber die Bedeutung der Einbildungskraft Kant's und Spinoza's.** Von J. Frohschammer. (München, Theodor Ackermann.) Frohschammer ist bekanntlich seit längerer Zeit eifrig bemüht, die Bedeutung der Phantasie, in welcher er den letzten Erklärungsgrund selber sieht, hervorzuheben. Sodann: Dr. G. Neudecker, **Studien zur Geschichte der deutschen Aesthetik seit Kant.** (Würzburg, Stahel'sche Buchhandlung.) Die historische Uebersicht der ästhetischen Versuche, welche hier gegeben wird, gipfelt in der Darstellung einer Aesthetik, welche bisher in der Geschichte dieser Wissenschaft kaum eine Erwähnung gefunden hat: es ist die von Deutinger.

Ein neuer, ebenso edler als geistvoller Versuch, in die Natur des künstlerischen Vorgangs einzudringen, liegt vor in: **Vom künstlerischen Schaffen in der bildenden Kunst.** Eine ästhetische Studie vom Freiherrn von Friesen. (Dresden, Wilhelm Baensch.) Das Verfahren ist ein richtiger Griff, eine bestimmte Classe künstlerischen Schaffens ins Auge zu fassen, und so weit wir die Literatur kennen, begegnen wir einer umfassenden Aesthetik der bildenden Kunst in monographischer Bearbeitung hier zum ersten Mal. Die Untersuchung selber würde sehr gewonnen haben, wenn die physiologischen Bedingungen des Genies in der bildenden Kunst ins Auge gefaßt worden wären. Der Verfasser geht von den

Ideen der speculativen Philosophie aus. Die Durchdringung des Stoffes durch den Geist, die Belebung desselben in der Natur deutet auf das Ziel des Künstlers. Diese Uebereinstimmung der äußeren Erscheinung mit dem ihr zu Grunde liegenden sie belebenden Geiste kann man als die Wahrheit bezeichnen. Und so ist ihm die Schönheit die dem Menschen erkennbare Form oder Erscheinung der Wahrheit. Vermöge des Triebes zur Mittheilung, welcher in jedem Menschen thätig ist, entspringt die Kunst als das Verfahren, welches in bewußter Weise zu dem Zwecke angewendet wird, das Gefühl der Schönheit in Anderen zu erregen. In jeder Gattung der Kunst verbleibt ihr Zweck derselbe. Aber je nachdem sie in dem Mittel der Sprache wirkt oder in Tönen vernehmlich, in bildlicher Darstellung sichtbar ist, entstehen ihre drei Arten: Poesie, Musik, bildende Kunst. So ist die Aufgabe der letzteren die Herstellung sichtbarer Werke zu dem Zwecke, um durch den Anblick derselben in dem Gemüthe Anderer das Gefühl der Schönheit zu erregen.

Den Ausgangspunkt in der Thätigkeit des Künstlers bildet der Gegenstand, der ihn ergreift; aber als ein dem anregenden Gegenstande unendlich überlegenes geistiges Wesen bemächtigt er sich schöpferisch wirksam desselben und gestaltet ihn durch eigene innere Thätigkeit zu einer Idee, die alle Bedingungen erfüllt, welche vorhanden sein müssen, um das Gefühl der Schönheit zu erregen. Nunmehr tritt diese Idee dem Künstler an die Stelle des ursprünglich anregenden Gegenstandes, führt in ihm ihr eigenes inneres Leben und verkörpert sich im Kunstwerk. So bildet der Gegenstand den Ausgangspunkt im künstlerischen Vorgang und seinen End- und Zielpunkt: das Kunstwerk; in der Mitte zwischen beiden waltet die Idee.

Wir bestimmen den Vorgang genauer. Im Gegenstand lag der Ausgangspunkt. Die Thätigkeit, welche die Idee entwickelt, aus ihm das zu Grunde liegende Geistige herauszuempfinden und den Zusammenhang der Erscheinung mit demselben sich zum Bewußtsein zu bringen, ist die künstlerische Auffassung. Diese bildet also den Uebergang, durch welchen aus dem Gegenstande die Idee entwickelt wird. Anders ausgedrückt: aus dem Gegenstande wird durch die künstlerische Auffassung die Idee geboren; dieselbe vermittelnde Stellung in dem nunmehr folgenden Proceß, vermöge dessen aus der Idee das Kunstwerk gestaltet wird, nimmt die stilisirende Thätigkeit oder der künstlerische Stil ein. Demgemäß handelt Friesen in geistvoller Darlegung von der Aufgabe des bildenden Künstlers, der Auffassung derselben, der so entspringenden Idee, dem in ihr gegebenen Stil und endlich dem sich so gestaltenden Kunstwerk. In diesen Ausführungen tritt am meisten der künstlerisch durchgebildete Geist, das tiefe Auge für das Kunstwerk hervor. Es weht ein edler Geist durch diese Schrift, und der Ton derselben gemahnte uns nicht selten an die berühmte Rede Schelling's über die bildende Kunst.



Unter Verantwortung von Friedrich Westermann in Braunschweig. — Redacteur: Dr. Gustav Karpeles.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.





Die Zuflucht der Sünder.

Eine Erzählung aus den Alpen

von

P. K. Rosegger.


Der übliche Pfingstmontagsmarkt in Seekirchen am Ellersee war zu Ende. Auf dem weiten Platz vor der zweithürigen Kirche standen noch die Gerüste der Buden, unter welchen mehrere Knaben herumschlüpften, um allfällige Brosamen und verstreute Schätze aus dem Staube zu suchen. Das Volk hatte sich verlaufen, die Krämer saßen in den Wirthshäusern und machten Gemeinschaft mit den lustigen Gesellen und Dirnen, die unter Trinken, Jubeln, Schäkern und Poltern den Kirchtag feierten.

Vor dem Gasthause „Zum schwarzen Ochsen" auf der Holzbank saß ganz einsam und traurig ein Mädchen. Es war halb bäuerlich und halb bürgerlich gekleidet, trug über Nacken und Busen ein violettrothes Seidentuch mit Fransen und auf dem Köpfchen ein feines, flaumiges Hütchen aus Hasenhaar mit einem über die Schulter wehenden schwarzseidenen Band. Die Hände mit den schneeweißen Aermlingspitzen lagen auf dem Schoß, und die weißen Fingerchen zerpflückten eine rosenrothe Nelke, so daß die gezähnten Blätter zerstreut auf der schwarztaffetnen Schürze lagen. Das blühende Gesichtchen war so anmuthig, daß die Vorübergehenden hinschielten und ihren Theil dachten: Was mag's da gegeben haben, daß ein solch Dirndl allein vor der Thür sitzt und Wasser in den Augen hat?

Ja, trotz der ins Gesichtchen gedrückten Hutkrempe, trotz der langen Wimpern sah man's doch, sie hatte Thau in den Augen, als wäre dem heißen Tag auf einmal ein kühler Abend gefolgt.

Dieses schöne Mädchen ist die Schulmeisterstochter von der Sandau. Sie

war heute früh mit ihrem Oheim, dem „Uhren-Osel“, wie er genannt, über den See zum Kirchtag gefahren. Der Osel ging auf alle Jahrmärkte und war ein wunderlicher Geselle. Seine Rock-, Hosen- und Westensäcke waren voll Taschenuhren; um den Hals trug er auch noch welche hängen; um die Lenden hatte er eine Binde, da drinnen lagen Uhren; in seinem cylinderartigen Filzhut stak ein rothes Tuch, dahinter lagen Uhren; an der linken Seite hatte er eine Ledertasche hängen, da tickte, schwirrte und röchelte es, und Uhren, nichts als Uhren. Um den ganzen rothbackigen und falbhaarigen Kerl war es lebendig, und es gab kein Fleckchen am Osel, wo nicht eine Uhr säuselte.

Wenn er dann in den Ort kam, so ließ er sich ein leeres Bierfaß auf den Marktplatz rollen, stülpte dasselbe als Tisch auf und legte auf der Bodenscheibe seine Uhren aus. Jede befestigte er mittelst der Silberkette oder der Kameelhaarschnur am Faß, denn manche Uhr geht so gut, daß sie im Gewirr des Kirchtags leicht davongehen könnte, wenn sie nicht wie ein Kettenhund sichergestellt wäre. Der Osel verkaufte Uhren, kaufte Uhren, vertauschte Uhren und tauschte Uhren ein: alte und neue, silberne, goldene, pakfongene, blecherne, Spindeluhren, Ankeruhren, Cylinderuhren, Repetiruhren und Chronometer. Der Osel war eigentlich ein gelernter Glaser, durch den Handel von Uhrengläsern war er auf die Uhren selber verfallen, verstand sie auch zu behandeln, zu curiren, zu versilbern — und lebte davon.

Heute am Pfingstmontag zu Seekirchen mochte er ein gutes Geschäft gemacht haben, denn er war jetzt so tief ins Wirthshaus gerathen, daß Schulmeisters Luischen rathlos war, wie sie den Oheim herauskriegen sollte. Er hatte nämlich heute auf dem Jahrmarkt eine gute alte Bekannte gefunden, die Eierliesel aus dem Asank herüber, die mit Eiern, Küchlein und Anderem handelte und heute heilsame Wurzeln und Kräuter feilgeboten hatte. Vor Jahren waren die Beiden, der Osel und die Liesel, auf eine Weile „mit einander gegangen“, wie die Leute sagen, und heute nun saßen sie neben einander, und der Osel ließ ihr warmen Wein und Kaffee auftragen, und die Liesel saß mit bauschigem Kleid auf der breiten Bank und machte ein breites, strahlendes Gesicht, machte Späße gleich einem Mann und sang mit dem Osel allerlei kecke Liedchen, wie sie deren voreinst mit einander gesungen. Ihr Kopftuch war längst in den Nacken gerutscht, und ihre röthlichen Haare waren nach und nach ein wenig arg verwirrt worden.

Jetzt hatte sich der Osel einen Augenblick von seiner Trauten losgerissen, kam vor das Haus und sagte zum Mädchen auf der Bank: „Aber geh', Luise, sei gescheidt und geh' mit hinein. Was wirst da eine Weil' sitzen, daß dich die Leut' angaffen, drinnen ist's so lustig.“

„Ich will heim,“ schluchzte das Mädchen.

„Schau, ich geh' ja bald mit,“ versetzte der Osel mit etwas unsicherer Stimme, „sei jetzt nicht kindisch und komm in die Stube. Ich hab' just noch eine Flasche wärmen lassen, auf die müssen wir warten, nachher geht's um so lustiger über den See.“

Aber er mußte unverrichteter Sache wieder in die Wirthsstube; Luise blieb auf der Bank sitzen und weinte vor Aerger. Wehmüthig schaute sie dann zwischen die Häuser hinaus auf den weiten, glatten See, sah jenseits das Thal und die Waldberge von der Sandau, sah über die Waldhöhen die senkrechte Felswand des Helm blauen, an dessen Fuß das heimathliche Dorf lag. Es war ihr so fremd, so beklommen heute in Seekirchen; sie sehnte sich wie selten noch ins stille Schulhaus der Sandau, von dem sie an diesem

Morgen so heiter fortgegangen war. Der Kahn harrte nun am Landungsplatz, aber allein konnte sie die Fahrt über den See nicht wagen; sie war seeunkundig und erinnerte sich an manches Unglück, das sich auf dem Ellersee zugetragen. Auf ein Umgehen des Wassers durch den Ellerwald konnte des allzu großen, stundenlangen Umweges halber nicht gedacht werden.

Jetzt kamen etliche angeheiterte Burschen daher und wollten mit dem Mädchen anbinden. Luise drückte sich wie eine zitternde Taube an die Wand und entkam den tollen Gesellen nur mit Mühe, indem sie ins Haus flüchtete. In der Zechstube fand sie Andere, aber der Oheim war nicht da, der war mit der Eierliesel sachte verschwunden; die Wirthin vermuthete, die Liesel würde sich auf den Heimweg gemacht, der Osel jedoch dürfte sich in die Strohscheune verkrochen haben; sie hätte eben seine Uhren, die er heute seltsamer Weise aus den Augen gelassen, in Sicherheit gebracht. Sie glaube, bei dem Osel könne heute an eine Ueberfahrt nicht mehr gedacht werden.

Jetzt knüpfte Luise ihr seidenes Halstuch fester, drückte ihr Hütchen auf das Haupt, band es mit den Schleifen unter dem Kinn fest und ging gegen den See hinab. Sie war entschlossen, die Ueberfahrt allein zu unternehmen.

Als sie aus dem Orte trat, begegnete ihr der Bachruck Julian aus der Sandau. Er lüftete vor ihr ein wenig seinen Hut, sie dankte mit einem stummen Kopfnicken, dann war er vorüber. Sie stellte sich hinter eine Pappel und blickte ihm nach. An den hätte sie eigentlich was auszurichten. Aber sein Gruß war so fremd und ernsthaft gewesen, und er war doch Einer aus ihrer Sandau — dort ein Dorfkind wie sie. Freilich, so war er immer, schon als sie mit einander in der Schulstube saßen, der lustigste und flinkste unter den Jungen, aber der trotzigste gegen die Mädchen. Andere thaten dem Töchterlein des Schulmeisters schön, vielleicht weil sie die Sittsamste, Fleißigste und Hübscheste war, vielleicht auch, um sich bei dem gestrengen Herrn Schulmeister in Gunst zu setzen. Der Julian verschmähte sie. Die Namen der Anderen hat sie vergessen, den seinen weiß sie noch. Freilich ist der auch ganz besonders aufgefrischt worden. Im vorigen Herbst, am Kirchweihsonntag, ist der Seemüller todt in der Eller gefunden worden. Mehrere, die mit ihm im Wirthshause toller Weise gestritten hatten und spät Abends mit ihm fortgegangen waren, wurden eingezogen, darunter auch der Julian, der an jenem Festtage einmal ein wenig gezecht, sich aber weiter nicht in die Sache gemischt hatte. Es war kaum glaublich, daß der heitere, sonst so sanfte und gemüthliche achtzehnjährige Bursche an einem Verbrechen betheiligt sein konnte; aber er brachte die unbeholfenste Vertheidigung vor, weil er selbst nicht recht wußte, wo er, vom Weine überlistet, die Nacht zugebracht hatte; man hielt ihn zurück, und erst jetzt, vor wenigen Wochen, kam er heim. Sein Gesicht war nicht mehr so frisch als sonst, sein Blick war ernst und fast betrübt, und er schloß sich nicht an seine ehemaligen Kameraden, sondern ging seines Weges allein. Seine Mutter, die Bachruckwittwe genannt, eine Häuslerin in der Sandau, war während seiner Haft gestorben.

— Ist wohl ein armer Bursch! dachte sich Luise und ging vollends zum See hinab.

Da sollte nun in den Schlamm gestiegen werden, um den Kahn loszubinden; es sollte das Wasser aus dem kleinen Fahrzeuge geschöpft werden und es sollte mit kundigen Ruderschlägen auf die weite Fläche hinausgehen. Der See ist über eine Stunde breit, und was in seinen

Tiefen ist, das weiß man nicht. Luise stand da und blickte zagend um sich. Auf einmal kam Julian geradenwegs auf sie zu und sagte: „Wenn ich von Schulzeiten wegen noch Du sagen darf, Luise Ebner; willst du allein fahren?"

„Das will ich auch," antwortete das Mädchen; „mein Oheim ist da, aber der soll meinetwegen im Wirthshaus bleiben."

„Ich rathe dir, daß du auf ihn warten sollst; du kennst das Wasser nicht, und es kann heut' noch ein Gewitter geben."

Das Mädchen blickte ins Weite hinaus, und ohne den Julian anzusehen, fragte es zögernd: „Willst du heute nicht mehr in die Sandau hinüber?"

„Ich gehe durch den Ellerwald, weil ich nicht fahren kann."

„Kannst du nicht rudern?" fragte sie und schaute ihn jetzt an, wie er in seinem schmucken Feiertagsgewand und mit seinem blassen, aber offenen Angesicht vor ihr stand. Er konnte noch nicht neunzehn Jahre sein, aber er war so schlank und ernsthaft und hatte nichts Knabenhaftes mehr.

„Rudern, das schon," antwortete er, „aber es hilft mir nichts, ich habe kein Schiff."

„So fahre mit mir," sagte sie.

„Wäre dir meine Gesellschaft gut, Luise Ebner?"

„Warum sollte mir deine Gesellschaft nicht gut sein?" fragte sie.

„Ich meine nur, weil ich eingesperrt gewesen bin," versetzte er nicht ohne Bitterkeit.

„Sie haben dich ja wieder ausgelassen, und ich hab's nie geglaubt, was man dir nachgesagt hat, und jetzt sollt' man dir's ja um so besser meinen, weil du unschuldig hast leiden müssen."

„Ich hab' das verhofft, und kannst mir's nicht glauben, Luise, wie lustig ich von der Stadt in die Sandau zurückgegangen bin. Aber da hat mich Keiner mehr angeschaut, meine besten Freunde von ehemals haben sich mit einer halben Ansprache: wie so, daß ich wieder da wär? an mir vorbeigeduckt. Der ist im Arrest gesessen, heißt's, wenn er auch wieder los ist, etwas muß doch dran gewesen sein. Es ist am besten, mit so einem Menschen macht man nicht viel. Was hilft mir dieses Papier!" er zog ein Blatt aus der Tasche; „wenn du es lesen willst. ‚Sichergestellt, daß der Seemüller in jener Nacht verunglückt und Niemandem eine Schuld zur Last gelegt werden kann, wird Julian Bachruck aus der Haft entlassen.' Und das ist die Genugthuung!" Er zerballte das Papier in seiner Faust und warf es in das Wasser.

„Geh', Julian, gräm' dich nicht drüber," sagte das Mädchen und legte die Hand auf seine geballte Faust, „du stehst auf so was nicht an, auf der Leut' Reden stehst auch nicht an. Wenn der Mensch nur selber weiß, daß er brav ist, hat meine Mutter gern gesagt, so braucht er's von anderen Leuten nicht zu hören. Nun, wenn du so gut bist und mit mir fahrst..."

Sie machten den Kahn flott, stiegen ein und stießen ab. Sanft glitt das Fahrzeug hinaus auf die glatte Fläche, und eine linde Luft strich an die Wangen der beiden jungen Menschen, die, erst kaum aus den Kinderjahren getreten, so still und ernst sich auf dem Schiffchen gegenübersaßen.

„Ist mir schon die Sandau nicht lieb, so ist mir heute doch der Weg dahin lieb," sagte Julian.

„Hättest du unser Dorf nicht mehr gern?" fragte das Mädchen.

„Nur daß ich morgen beim Standwirth in Arbeit einsteh', weil er in der Hinterlenten Holz schlagen läßt, sonst habe ich seit meiner Mutter Tod in der Sandau nichts mehr zu suchen. — Meinen Augapfel wollt' ich dafür geben, wenn —"

Der Bursche brach ab und schlug mit dem Ruder ins Wasser, daß es hoch aufspritzte.

„Wenn was wäre?“ fragte Luise.

„Wenn sie meine Unschuld noch erlebt hätt',“ murmelte er.

„Die habe ich ihr ja gesagt,“ versetzte die Schulmeisterstochter.

„Wem?“

„Du sprichst doch von deiner Mutter?“

„Hast du mit ihr geredet?“

„Sie war nicht alleweil so stolz gegen mich wie ihr Sohn, und so bin ich in ihrer Krankheit gern bei ihr gesessen und hab' ihr's gesagt, daß du ganz gewiß unschuldig bist, und es könnt' gar nicht anders sein. So thäte sie es wohl auch selber glauben, und so fest wie an Gott im Himmel, hat sie oft gesagt; aber gefreut hat sie's doch allemal, wenn ich davon gesprochen hab'.“

„Jesus Maria!“ rief der Bursche, ließ das Ruder los und schlug seine Hände zusammen. Bald ergriff er es wieder und holte weit aus, daß der Kahn rasch dahinglitt. Seine Wangen waren roth, seine Lippen waren roth, seine großen blauen Augen schimmerten durch Thränen in hellster Jugend.

„Und ist's mir so weit recht, daß wir heute zusammengekommen sind,“ sagte endlich das Mädchen wieder, „so kann ich dir's ausrichten, was sie für dich gesagt hat. Aber hau' nicht so stark in den See, es spritzt mir das Wasser ins Gesicht.“

Er ruhte aus und schaute sie an. Und sie erzählte von seiner Mutter. „Du kennst ihn, Luise, hatte die kranke Frau gesagt, bist doch mit ihm in der Schule gewesen. So richte ihm aus, daß er sich nicht mit dem Gedanken peinigen sollt', ich hätt's geglaubt oder wäre gar daran gestorben. Ich kenne mein Kind. Kann ich es auf dieser Welt nicht mehr sehen, so ist mein letztes Gebet, daß seine Unschuld möcht' an den Tag kommen. — Daß du's weißt, Julian, was du für eine Mutter gehabt hast.“

Er fiel ihr an die Brust, zwei Thränen rieselten auf ihr rothseidenes Tuch, dann wendete er sich weg und sagte: „Mußt mir's nicht verdenken, Luise, das ist mir schon lange nicht passirt, daß ich wie ein Kind ... aber das letzte Mutterwort, wenn man das hört! ... Ich dank' dir's, Luise, ich dank' dir's, du bist mein einziger Freund auf der Welt.“

„Ist ja gern geschehen, achte doch auf die Stange, der Kahn dreht sich wie nicht gescheidt um und um, und so kommen wir nicht weiter. Schau einmal auf den Helm hin, Julian, dort hinten im Gebirg' steigt ein Wetter auf.“

Das Gewölk, das über dem Gebirge stand, war so finsterblau, daß davor die hohen Wände des Helm wie in Silber schimmerten.

„Das kommt heute noch heraus,“ sagte Julian, „es ist so viel heiß gewesen den ganzen Tag.“ Und jetzt noch, wo sich der Himmel überzog, standen ihm die Tropfen auf der Stirn.

„Es geht auch gar kein Lüftel,“ meinte das Mädchen; „jetzt lange einmal ins Wasser, wie das warm ist!“

„Und wie die Fische nach Luft schnappen,“ versetzte Julian, um was zu sagen, „schau, da — dort. Mir geht's auch nicht besser. 's ist mir ganz wunderlich — so hart und leicht — so heiß ist mir, daß ich in den See hinab möchte.“

„Das thut die Seeluft,“ sagte sie, „wir wollen aber doch machen, daß wir hinüberkommen. Kannst mir's gar nicht glauben, Julian, was ich für Angst habe.“

„In einer Viertelstunde sind wir auf trockenem Land,“ sagte er.

„Ich fürchte mich nicht vor dem Wetter — vor ganz was Anderem.“

Auf dieses Wort schwieg er eine Weile, dann versetzte er: „Was soll dir denn geschehen, wenn ich bei dir bin? Ich führe dich heim.“

„Das Heim, das fürchte ich,“ sagte das Mädchen; „so arg es mich noch vor

einer Stund' in die Sandau gezogen hat, so arg schiebt's mich jetzt davon hinweg. Es ist gerad', als ob mir ein eiskalter Wind entgegenginge, der mich weiter in den See hinein, anstatt dem Land zu trägt."

Das rasche Hingleiten des Kahnes und das sichtliche Wachsen und Herannahen der Sträuche am Ufer bewies das Gegentheil von dem, was sie sagte.

„Was wird mein Vater sagen, wenn ich ohne Osel heimkomme?" bemerkte Luise zaghaft.

„Bist du zu seinem Hüter aufgestellt worden?"

„Ich glaube gerade das Gegentheil."

„So geht's dich nicht an und sollte nur er nicht ohne dich heimkommen."

„Das schon, aber mein Vater ist so viel streng, und wenn er hört, daß ich dem Oheim so davongelaufen bin ... Thät' ich nur den Herrn Pfarrer antreffen, der redet mir allemal das Wort, wenn mein Vater gar zu hart ist."

„Ja, der Sandauer Pfarrer ist ein guter alter Herr, hat, wie ich gehört hab', auch meiner Mutter beigestanden und hat sie mit schönen Ehren begraben, gleichwohl er gewußt, daß er keinen Groschen dafür kriegen wird. Das ist schon was, an so einem Herrn."

„Alle Tage bete ich," sagte das Mädchen, „daß er noch lange leben soll. Meine Mutter ist vorzeit verstorben, mein Vater... Nein, ich will nicht schlecht sein und meinem Vater was nachsagen; er hat halt auch allerlei Hartes erlebt und kann nicht dafür, daß er so herb ist — thut ihm selber weh. Nun, vielleicht schläft er schon heute, bis ich heimkomme."

„Schau!" sagte Julian und wies gegen den Bergwald hinan, wo sich auf einmal die Baumwipfel zu biegen begannen; plötzlich fuhr es auch in die Weidenbüsche des nahen Ufers, da wurde der See lebendig. Der junge Mann kämpfte mit aller Kraft gegen die vom Ufer herauffahrenden Wellen, die zischend an das kleine Fahrzeug schlugen und dasselbe seeeinwärts zu treiben begannen.

„Leg' dich auf den Boden, Luise!" rief Julian und arbeitete mit übermenschlicher Anstrengung, ohne auf die Fragen und Klagen des Mädchens auch nur eine Silbe zu entgegnen. Sein Hut war dahingeflogen, der Wind wühlte in seinen nußbraunen Haaren und warf sie über die Stirn und Augen hinab. — Ein augenblickliches Aufzucken des Sturmes, eine Rückwelle, und der Kahn schoß hin auf den Ufersand.

„So," sagte Julian, als sie auf den Rasen hingeschleudert dasaßen und er sich Seewasser und Schweiß aus dem Gesicht wischte, „da wären wir."

„O meine liebe himmlische Mutter Maria in der heiligen Grotten!" rief Luise mit gefalteten Händen, „den heutigen Pfingstmontag vergesse ich mein Lebtag nicht."

„Es ist noch gut ausgegangen," meinte der Bursche, „wir hätten über und über naß werden können."

„Das sind wir ja schon!" lachte das Mädchen aus ihrem Weinen hervor, „jetzt möcht' ich nur wissen, wie es mir allein ergangen wär' auf dem See, wenn mir mein Gott keinen Schutzengel geschickt hätte!"

Julian blickte ihr auf dieses Wort ganz seltsam in die Augen. Was war das für ein kindlicher, treuer, warmer Blick! Ein so schönes Wort war wohl in seinem Leben nicht zu ihm gesagt worden. Und ihr war wohl, daß sie es gesagt hatte; so wohl that ihr's, daß sie dem armen Burschen gut war.

Noch band er rasch den Kahn an einen Weidenstrunk, dann machten sie sich eilig auf, um im grünen Thale zu Fuß das noch eine Stunde ferne Sandau zu erreichen. An beiden Seiten standen die

finsteren, rauschenden Waldberge, aber den Helm sahen sie nicht mehr, der war bereits in die schweren, grollenden Nebel gehüllt, und über die Sandau entlud sich das Gewitter.

„Halte dich nur an mich," sagte Julian, und den Arm um das Mädchen gelegt, zog er es rasch mit sich fort, „wir müssen noch die Heuhütte dort erlangen."

„Mein Gott, sie wird versperrt sein," sagte Luise.

„Ich glaube nicht; im Frühjahr ist ja kein Heu drin."

Das Wetter wogte schwer heran, der Wind schlug den Eilenden schon große Tropfen ins Angesicht, auf dem Boden hüpften Eiskörner — da erreichten sie die mitten auf den Wiesen stehende Bretterhütte. Das Thor wich einem leichten Ruck, die dunkle Scheune war mehr als zur Hälfte mit Heu gefüllt. Kaum daß sie unter Dach waren, schmetterte ein Donnerschlag und die Fluth brach los. Auf dem Dache knatterte das Eis, unter der Wand brach das Wasser herein und zwang die Unterstehenden, auf der Heuschichte trockenen Platz zu suchen.

„Schon gar ein ungestimmer Abend," sagte Luise, „ein rechtes Glück, daß ich nicht allein bin."

„Du wirst naß, Luise, wenn du nicht noch weiter heraufsteigst," sagte Julian.

„Wo bist denn? Reiche mir die Hand, es ist ja schier finster."

Der Hagel verstummte bald, aber das Rauschen des Regens währte lang. Die Düsterniß des Gewitters ging in die Abenddämmerung über, durch die Fugen der Bretterwand strich kühle Luft. Das Mädchen fieberte.

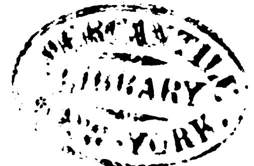
— Als sie aus der Hütte traten, um endlich der Sandau zuzugehen, standen auf Wegen und Wiesen die Tümpel. Die Eller rauschte laut, aber in der Luft war es gar still und kühl, und am Himmel funkelten Sterne.

Julian und Luise gingen schweigsam neben einander her. Er wollte sie bis zum Schulhause begleiten, aber als sie an das Lindenkreuz kamen, wo das Dorf anfing, blieb das Mädchen stehen und sagte: „Es ist besser, Julian, wir gehen nicht mit einander durchs Dorf."

„So will ich da zurückbleiben," sagte er. „Behüt' dich Gott, Luise."

„Behüt' dich Gott," sagte sie flüsternd. Weiter hatte sie kein Dankeswort, daß er sie über den See geführt. Rasch ging sie zwischen den Häusern hin, leise schlich sie in das Schulhaus und in ihr Stübchen.

Der Vater schlief.



* *

Nachdem Luise Stunden lang in ihrem Bette gelegen war, wenig geschlafen, aber viel geträumt hatte, klopfte es an ihr Fensterchen. Es schien schon die Morgenröthe herein. Draußen stand ein Mann und fragte zischelnd, ob sie drinnen wäre?

Der Oheim war's.

Sie hatte sich gestern vorgenommen, ihm's recht entgelten zu lassen, aber seitdem war ihr der Zorn vergangen. Sie erzählte ihm durch das Fenster, daß sie spät Abends nach Hause gekommen sei und der Vater schon geschlafen habe.

„So könntest mir wohl einen Gefallen thun, Luise," bat er, „schau, ich hab' auf diesem vermaledeiten Kirchtag ohnehin Malheur gehabt, und sollt' ich mich von deinem Vater auch noch heruntermachen lassen wie ein Zigeunerbub'! Geh', sei gescheidt, Dirndl, und sag', wir wären hübsch mit einander heimkommen — wenn er dich fragt."

„Wenn du ihn anlügen willst! ich thu's nicht," sagte das Mädchen; „fragt er nicht, so werd' ich still sein, und sonst kann ich nicht helfen."

„Der Kuckuck soll das ganze Seekirchen

holen!“ knirschte der Osel, „weißt du, daß mir meine Uhren gestohlen worden sind?“

„Wo denn?“

„Beim schwarzen Ochsenwirth. Alle sind hin bis auf eine, die Repetiruhr, die ich schlafen mitgenommen hab' und die die halbe Nacht repetirt hat — mag meinetwegen auch beim Teufel sein.“

„Hast du die Wirthin gefragt?“

„Was geht mich die Wirthin an, leicht will sie mir die Zech' zwiefach aufrechnen, wo ich in ihrem Haus das Malheur hab' gehabt.“

„Du bist ein Lapp, Oheim, deine Uhren hat die Wirthin aufgehoben.“

„Ist das wahr, Mädel? ist's gewiß wahr? So will ich dir aber einmal einen Schmatz auf dein Göschel geben!“

„Geh' und laß mich in Frieden, deinen Schmatz brauch' ich nicht.“

Der Oheim torkelte beglückt davon — wohl dem Ochsenwirth von Seekirchen zu.

Luise fand sich mit ihrem Vater zum Frühstück ein. Er war mürrisch wie gewöhnlich und fragte weder nach dem Gottesdienste von Seekirchen, noch nach dem Jahrmarkt, noch nach der Heimfahrt im Wettersturm. So schwieg auch sie, und der Tag nahm seinen Gang wie gewöhnlich. Und es vergingen die Wochen.

Bisweilen, wenn Luise im Garten das Gemüse pflegte und die Blumen zügelte, die Nelken und die Reseden und den Rosmarin, kam der alte Herr Pfarrer, setzte sich auf das Bänklein und schaute ihr zu. Er, dem der Garten dieser Welt von jeher eine Sandwüste sein mußte, mochte sich freuen im Anschauen des siebzehnjährigen, der Jungfrau entgegenblühenden Kindes. Vielleicht mochte er sich in ihrem Anblicke erinnern an flüchtige Träume vergangener Zeiten. Und oft, wenn er das treuherzige, so offen und vertrauend in das Leben blickende Waisenkind betrachtete, das zarte, holde Wesen mit dem liebevollen, opferfreudigen Gemüth, da wollte ihn fast Bangigkeit beschleichen. Einmal trat er zu ihr hin, legte seine Hand auf ihr dunkellockiges Köpfchen und sagte: „Luise!“

Mehr sagte er nicht. Er, der Schriftkundige und Prediger, fand nicht das rechte Wort, um das arglose, kindliche Wesen zu mahnen, zu warnen. Zart ist das jungfräuliche Herz...

Am besten, man schweigt und wacht und betet. — —

Zur Zeit, als die rosenrothen Doppelnelken sich zu entfalten begannen, stand Luise oft bewegungslos am Gartenzaune und blickte hinaus auf die Wiesen und Waldberge und in den Duft, der über dem Ellersee lag. Sie war schweigsam und suchte keine Genossin mehr, die mit ihr an Feierabenden die Kränze für den Hochaltar flocht und Marienlieder sang. Sie wand die Kränze allein und flocht mehr Blumen und Rosen hinein als sonst. Manches Marienlied hub sie an zu singen, kam aber mit keinem eigentlich zu Ende. Ihre Stimme war nicht mehr zum Singen; so versuchte sie es mit dem Beten, denn ihr war zu Muth, als sei etwas oder stünde bevor, um dessen Abwendung sie Tag und Nacht auf den Knieen liegen sollte. Sie wußte nicht, was es war.

Einmal saß an der Schwelle des Schulhauses ein junges, abgehärmtes Weib mit einem in Lappen gehüllten Kinde auf dem Schoß.

Kam der Schulmeister heraus und fragte, was sie da mache?

Sie wollt' bitten um einen Schluck Milch.

„Da müßt Ihr in eine Meierei gehen und nicht ins Schulhaus, wo man selber kargen muß.“

Ob sie nicht ein wenig rasten dürfe?

„Seit wann ist das Schulhaus eine Raststation für liederliche Dirnen?“ fragte er scharf, „das wär' mir ein sauberes

Beispiel für die Jugend! Ja, anfangs, wenn das jung' Dirndl laufen kann, da lauft sie auf der Weid' dem lieben Vieh nach und Gott weiß, wem sonst, und wachst auf wie der Baum im Wald, nur nicht so hoch, und hat für die Schul' keine Zeit. Kehr' die Hand um, trägt sie Schand' um; nachher beim Betteln mögen sie die Schulhausthür schon finden. Hinweg da!"

„Ich gehe ja schon," versetzte das Weib, sich aufraffend, „wollt Ihr mir die kleine Labniß versagen für meinen armen Wurm, so behaltet auch die harte Red'."

„Ja freilich," spottete der alte Schulmeister giftig, „man wird sich bei Euresgleichen wohl höflich bedanken müssen für die Ehr' des Besuches, versteht sich, und recht schön bitten, daß Ihr doch ja bald wieder mit einem neuen Balg vorsprecht, und vielleicht die kleinen Dirndln aus der Schulstube rufen und ihnen sagen: da seht, so weit könnt ihr's auch einmal bringen, wenn ihr fleißig seid!"

Da wendete sich die Bettlerin um und sagte: „Wißt Ihr denn, Ihr hochmüthiger Mann, welche Wege die Kinder, denen Ihr heute aus Büchern die Tugenden lehrt, treten werden? Ist gleichwohl die Mutter von diesem Wurm nicht in Eurer Schulstube gesessen, so ist die Frage, ob nicht etwan sein Vater drin saß?"

„Und wär's an meinem eigenen Kind," rief der Mann, „mit Sünd' und Schmach hab' ich keine Barmherzigkeit!"

Und schlug hinter dem armen Weibe die Thür zu.

Luise hatte den Auftritt gehört. Am liebsten wäre sie der dahinwankenden Bettlerin nachgelaufen, hätte sie um Verzeihung gebeten für die Kränkung, hätte sie in ihre Kammer geführt, hätte sie und das kleine Wesen gelabt. Aber sie dachte an den Zorn des Vaters und that es nicht. Noch lange zitterten ihr die Glieder, als wäre ihr selbst das Leid zugefügt worden. Dann kniete sie hin vor ein Marienbild und that ein Gebet.

Das Gebet gab ihr keinen Frieden. Sie ging in den Garten und schaute empor zu den hohen Wänden des Helm, die über den Waldhöhen niederblauten. Dort oben ist die heilige Grotte. Fromme Menschen tragen aus dem Thal Steine hinauf, daß zu Ehren der göttlichen Jungfrau dereinst eine Kirche erbaut werden könne in der Grotte, wo ihr Bildniß steht in der Felswand. So will auch sie den Stein hinauftragen, der seit Wochen auf ihrem Herzen liegt. Sie ahnt kaum, wer ihn hingelegt, weiß nicht, was er bedeutet.

Noch wenige Tage vergingen, dann wußte sie es.

Jenem armen Weibe hatte sie Milch für ihr Kind zugetragen, und bei jenem Weibe war sie zu einer Erkenntniß gekommen.

„Wir sind ja Blutsverwandte," sagte die Bettlerin, „ich bin das Weib deines Oheims."

„Ist denn der Osel verheirathet?" fragte Luise.

„Vor einem Jahr zu dieser Zeit bin ich auch so gewesen wie du," sagte das Weib anstatt der Antwort, dann erzählte sie, wie es anders geworden. Luise unterbrach sie mit einem Schrei und eilte davon. — Die Nacht darauf hat sie geweint; aber als die Sonne aufging, war sie gefaßt.

Sie wußte, was sie wollte.

Aber sie konnte es nicht thun, ohne den Vater noch einmal zu sehen. Als sie ihm das Frühstück in die Stube trug, schnarrte er sie an, warum sie nicht ausgeschlafen habe? Es fielen ihm ihre gerötheten Augen und ihre blassen Wangen auf.

„Aus Sorg' und Kummer," spottete er, „wie es schon geht, wenn man sich um allerlei Leute kümmert, die sich selber vergessen, wenn man den Vater bestiehlt,

um ihre junge Brut zu atzen. Aber das ist unsere neumodische Nächstenlieb', brave Leut' läßt man verderben und mit dem Gesindel hat man Erbarmen und muntert es zu allen Schlechtigkeiten auf. Geh', geh' mir, du bist auch so Eine!"

Luise schwieg und blickte den alten, finsteren Mann betrübt an. Heute that ihr sein hartes Wort nicht weh, heute hätte ihr seine Güte und Freundlichkeit weh gethan. So kam es ihr nicht schwer an. Als er in die lärmende Schulstube getreten war, band sie ein ganz kleines Bündelchen, schaute noch einmal rings um sich, biß sich die Unterlippe blutig, damit ein äußerer Schmerz den inneren dämpfen sollte, und ging durch den blühenden Garten davon.

Im Pfarrhof wollte sie zusprechen, zu Füßen des guten, alten Herrn wollte sie weinen und dann weiter gehen. Nun sie aber den Priester vor dem Hause unter den Apfelbäumen langsam hinschreiten sah, im langen Talar und mit dem grauen, entblößten Haupte, und in einem Büchlein lesend — der stille, sonnige Tag über der Friedensgestalt, da blieb Luise stehen. Ihr fehlte der Muth, ihm jetzt vor Augen zu treten, sein liebes, mildes Antlitz war ihr ein Gericht. Sie wendete sich rasch, schlug sich in den nahen Schachen und ging hinter demselben querfeldeinwärts der Bergschlucht zu. Wohin? sie wußte es nicht und sie fragte nicht. Allerwärts im Thale war das heitere Regen des ländlichen Lebens. Auf den Wiesen funkelten die Sensen der Mäher, über die Kornfelder wehte es wellig dahin, auf den Matten trieben sich behaglich die schellenden Heerden und jodelnden Hirten umher.

Luise wich Allem aus und eilte der blaudämmernden Schlucht zu. Da rauschte ihr schon von Weitem das Wasser entgegen. Es kam aus den höheren Gebirgen herab, es hatte wuchtige Steinblöcke mit sich gewälzt, zwischen denen es nun schäumend weiter schoß. Diesem Wasser entlang zog ein Weg, diesen Weg wandelte Luise. Am Ufer blühte die schaukelnde Enziane und war betropft von dem Wasserstaube. — Ist es wahr? das soll ja die Blume sein, die zu zittern beginnt, wenn ihr ein Mensch in die Nähe kommt. Ist's ein Wunder, daß der Mensch, der sich kennt, vor sich selber bebt?

Das Mädchen stieg rasch den steinigen Weg empor bis zur Stelle, wo sich die Schluchten theilen und der Weg sich zweigt. Das Wasser brauste links aus einer felsigen Klamm, ein armseliger Fußsteig wand sich an seinen Hängen hin. Rechts hinein in die Schatten eines finsteren Waldes ging der Fahrweg. Dieser trug die Spuren von geschleiften Baumblöcken; führte er doch hinein in die Hinterlenten, wo der Standwirth von der Sandau Holz schlagen ließ. Luise wählte nicht diesen Weg, sie wählte den armseligen Fußsteig, und so begann für sie nun ein beschwerliches Wandern an Felswänden und Steinriffen hinan, hier im kühlen Hauch der schattigen Schlucht, im nassen Gestein und Buschwerk, dort an sonnigen Hängen, über heiße Platten und zwischen verblühten Alpenrosensträuchen. Endlich verließ der Fußsteig die Schlucht und wendete sich steil hinan, bald war das Rauschen des Wassers nicht mehr zu hören, die Aussicht weitete sich über die Waldberge hin, dort und da strebte felsiges Gebirge empor aus dem weiten Rund, und durch die Thalenge herein glitzerte der Ellersee.

Luise setzte sich erschöpft auf einen bemoosten Stein, und da war es so still ringsum und nichts hörte das Mädchen als das Pochen des Blutes in ihren Schläfen.

Dort, weit jenseits der Schlucht, über den blauenden Wäldern, stieg eine leichte Rauchsäule auf und verschwamm im Fir-

mament. Das Feuer von Holzarbeitern. Dort ist die Hinterleuten, dort arbeitet Julian im Holzschlag. Sie hat ihn seit dem Pfingstmontag nicht mehr gesehen. Sie will ihn nicht mehr sehen, er soll nichts wissen, und auf sein Jugendleben soll die Sonne scheinen, so wie sie dort auf seinen Wald scheint.

Als sie so ins sonnige Blau blickte, da wollten ihr fast die Augen vergehen. Sie wendete sich rasch und hub wieder an, aufwärts zu steigen. Sie kam auf einen mit Wachholdersträuchen bewachsenen Bergsattel. Das heimelte sie an, denn sie erinnerte sich an die Sage, daß der Wachholderstrauch der heiligen Jungfrau Maria zugehöre. Als die heilige Jungfrau mit ihrem Kinde nach Aegypten floh, da wurde sie verfolgt von den Landsknechten des Königs Herodes. Die Haide war kahl, und nur Steine lagen umher; nichts war da, hinter was sich die Fliehenden verbergen konnten, als jener graue verachtete Strauch — der Wachholder. Hinter diesen barg sich die liebe Mutter Gottes mit dem Jesulein, die Landsknechte ritten vorüber und die Fliehenden waren gerettet. Maria legte ihre weiße Hand an den Strauch und sagte: „Von nun an, Wachholder, sollst du mein lieber Baum sein. Du sollst grünen das ganze Jahr wie die Cedern auf dem Libanon, deine Beeren sollen blau sein wie die Augen meines göttlichen Kindes, sie sollen als Schutzmittel dienen gegen böse Seuchen, und dein Holz soll heilig sein."

Darum wählen die Bildschnitzer so gern das feine, harte Wachholderholz, wenn sie Heiligenbilder verfertigen wollen; auch das Frauenbild in der Grotte auf dem Helmberge soll aus dem Holze des Wachholders geschnitzt sein.

Luise streckte ihre Hand aus, pflückte zwischen den stechenden Nadeln etliche blaue Beeren und aß sie. Dabei dachte sie sich einen Wunsch und that ein Gebet zu Der, die sich mit dem Kinde hinter dem Wachholderstrauch vor den Nachstellungen der Menschen verborgen hatte.

Zwischen den Sträuchen vereinigten sich hier mehrere, aus verschiedenen Thälern heraufführende Fußwege; so war der Pfad, der sich quer gegen das kahle Gestein hinanschlängelte, gut ausgetreten. Luise wußte nicht, wohin er führte; da oben konnten wohl keine Menschen wohnen, wüstes Gewände starrte ihr entgegen. Sie stieg bergan — nur aufwärts, aufwärts war ihr Sinn, als wollte sie einem Abgrunde, in den sie gefallen, wieder entkommen. Der Himmel, der über den scharfen sonnigen Felsen lag, war so sehr blau wie eine sternenhelle Nacht.

Endlich verließ der Pfad das grüne Gefilde, bog um einen Riff und war im steilen Gewände. Das Mädchen schwindelte schon, als es sah, wie es da an der fast senkrechten Wand den schmalen, unebenen Steig hinansteigen sollte. In der blauenden Tiefe, ganz schreckbar tief unten, lag die Sandau mit ihrem blinkenden Steinhäuflein, dem Dorfe. Alle Berge, die von unten aus so hoch anzusehen waren, standen niedrig da, daß man weit über sie hinaus andere Berge und Thäler sah, von denen das Mädchen bisher kaum eine Ahnung gehabt hatte. Und über all' das erhob sich gewaltig hoch das Felsengebirge, auf dem Luise stand. In der Sandau lag jetzt die heiße Mittagssonne, und auf dem schneeweißen Faden, der sich durch das Grüne schlängelte, wehte der Straßenstaub. Hier oben strich eine kühle, reine Luft, die wie ein Balsam auf das betrübte Gemüth Luisens wirkte.

Nachdem sie hier eine Weile gerastet und in das Thal geschaut hatte, und auch auf den Ellersee hinaus, an dessen Ufer Seekirchen mit seinen zwei Thürmen lag — der unglückselige Ort —, schritt sie rasch und entschlossen am Gewände hin. Sie will achten auf ihre Schritte, aber

wenn sie ausgleitet und in die Tiefe stürzt, aus der die blauenden Wipfel der Tannen heraufschauen, so wird es auch das Beste sein. Sie legt ihr Leben in Gottes Hand — er kann die Seele rein waschen mit dem Wasser ihrer Augen, mit ihren Blutstropfen, aber er muß sie nehmen, denn sie will bei ihm sein.

Plötzlich stand Luise still. Der ebene Raum hatte sich etwas geweitet, war aber hier von wuchtigen Felsblöcken begrenzt und aller Ausweg nach links und rechts abgeschnitten. Der Pfad ging in die finstere Höhlung eines Felsens hinein. Die alten Märchen von Räubern und Räuberhöhlen standen auf in der jungen, erregten Phantasie. Wer sonst sollte diese Steige treten, wer in diesen unzugänglichen Hochöden wohnen als Uebelthäter, die sich vor den Menschen zu scheuen haben? — Da das Mädchen eine Weile in die Höhle gestarrt hatte, sah es auf dem Grunde derselben etwas schimmern. Es war ein röthlicher Schein. Sonst blieb Alles ruhig und still, nichts regte sich, selbst Luise war vor Rathlosigkeit wie eine Steinsäule.

Endlich faßte sie sich insofern, daß sie theils nach einem Ausweg spähend, theils aus Neugierde einige Schritte nach vorwärts that. Jetzt sah sie es. In einer Nische der Höhle brannte eine rothe Ampel, und hinter derselben stand ein Muttergottesbild. Es war das Bildniß der „Mutter in der Grotten“, welches Luise oftmals in kleinen Abbildungen gesehen hatte. Jetzt erst wußte sie, daß dieser hohe Berg der Helm war, den sie täglich von ihrem Kammerfensterchen aus geschaut hatte. Wie unendlich anders und mannigfaltiger war hier oben die Felsenwelt, als sie sich nach unten hin — in Gestalt eines Helmes — zeigt. Und nun stand sie vor der Mutter in der Grotten, zu der sie in den schlaflosen Nächten geweint hatte. Jetzt kniete sie hin auf den breiten Stein, der vor dem kleinen Altare lag, und hub an zu beten. Aber die Worte starben ihr im Munde und die Gedanken (Beter denken mit dem Herzen) starben ihr im Herzen. Was sollte sie beten? Sie hob die Hände auf und sagte laut: „Ich habe dich so lange gesucht in meiner Angst, und jetzt bin ich bei dir und jetzt weiß ich nicht, was ich will. Ich kann den Leuten nicht mehr vor Augen treten, und ich möcht' mich in die Erden graben vor lauter Elend, und ich möcht' weinen vor Freuden, und mein Herz, das will mir zerspringen vor lauter Bangsein. Ich weiß nicht, wie mir zu helfen ist, und dennoch bitte ich dich bei meinem Leben und Sterben, o Jungfrau Maria, hilf mir!“

Wie das Licht der Ampel jetzt so auf sie fiel, da war ihr Angesicht wie mit Purpur übergossen. Helle Thränen rieselten ihr über die Wangen, und ihre großen Augen schauten in wilder Angst und heißer Zuversicht zu dem Bilde auf. Dieses ruhte in seiner Felsennische — kein roh geschnitztes Stück Holz mehr, sondern beseelt von dem Glauben der Beterin, war sein Gesicht zum Antlitz einer gütigen Gottheit geworden — des ewigen Rathschlusses sichtbare Gestalt.

Als Luise ihr Auge senkte, fiel es auf den Steinsockel des Bildnisses und sah die Worte, die heute noch dort stehen: „Du Zuflucht der Sünder, bitte für uns!“ Hell rief sie's nach, denn das, das war ihr Gebet, nun war ihr plötzlich klar, als was sie hier kniete — nicht als Kranke, nicht als Unglückliche, nicht als Verführte, Verfolgte, Verstoßene, Verlorene — sondern als Sünderin und Büßerin. — Jetzt war ihr fast leicht, jetzt war sie hier daheim, sie gehörte nirgends hin als hierher, in die Zuflucht der Sünder.

Ein alter Mann weckte das Mädchen aus seinem stillen, träumenden Weinen. Ein alter, hinfälliger, weißbärtiger Mann, in ein langes Lodenhabit gehüllt, ähnlich

den Einsiedlergestalten der alten Legenden. Er hatte die Beterin lange beobachtet, es war ihm darob fast angst und bang geworden; dieses junge schöne Weib betete so ganz anders, als es sonst die Wallfahrer zu thun pflegten, die ihr Anliegen und Gelübde stets nach dem hölzernen Rosenkranz abthaten. Endlich legte er seine Hand ganz leicht auf ihre Achsel, daß sie emporfuhr.

„Es ist mir unlieb, daß ich deine Andacht zerrissen habe," sagte er nun, und seine Worte schienen sich im langen Barte schier zu verwickeln, daß sie undeutlich klangen; „aber ich glaube, Dirn', du bist allein heroben und hast keinen Führer. Und desweg' muß ich dir sagen, daß du dich eilends aufmachen sollst, wenn du vor dem Gewitter noch bis zur Halterhütte auf die Gemeineben hinabkommen willst."

„Ich will nicht hinab," antwortete sie gefaßt.

„So, wo willst denn hin?" fragte der Greis.

„Ich will hinauf, da hinauf will ich," sagte sie und deutete mit der Hand die Felswand hinan.

„Magst wohl, magst wohl," versetzte er, „kommst aber nicht weit. Da oben ist der Berg bald aus und geht nach allen Seiten zu Thal. Und in einer Stunde ist das Wetter da."

„So will ich bei der Mutter Gottes dableiben, bis es vorbei ist."

„Ist kein schlechter Vorsatz. Aber das Wetter wird heut' nicht aus; es fallen die Nebel ein und es regnet und blitzt die halbe Nacht; mein lieb' Dirndl, da möchte dich beim alten Einsiedler auf dem Helm doch die Zeit gereuen."

„Mich gereut keine Zeit mehr," sagte Luise, „ich will da vor der Mutter Gottes schlafen."

Der Alte blickte sie eine Weile von der Seite an und sagte endlich: „Du bist eine ganz besondere Wallfahrerin; an dir kenn' ich mich nicht recht aus. Von wo bist denn her?"

„Von der Sandau herauf."

„So, so, da werden wir leicht gar noch bekannt mit einander, ich komme bisweilen hinab. Bist etwa die —"

„Ich bin des Schulmeisters Kind," sagte sie leise, als wäre das kein gutes Geständniß.

„Nein," versetzte der Alte rasch, „nein, das wäre! Die Luise bist?" — Hierauf murmelte er allerlei in den Bart, das nicht verstanden werden konnte. Dann sagte er zum Mädchen: „Schau, ist recht brav von dir, daß du auch in deinen jungen Jahren auf die Mutter Gottes nicht vergißt. Weibeln in ihren alten Jahren kommen genug herauf, aber deinesgleichen nicht gar viel, es müßten denn lustige Burschen mit sein, die ins Speikstechen ausgehen; da mag's wohl sein, daß sie im Vorbeigehen vor der Heiligkeit ein paar kurze Vaterunserlein beten, bis sie sich ausgeschnauft haben. Ja, ja, Dirndl, die Sünder suchen ihre Zuflucht ganz wo anders als in der heiligen Grotten, gleichwohl man dieses Felsenloch die Zuflucht heißt. Von dir hab' ich mir ja immer gedacht, du gehörst zur Mutter Gottes — schon Verwandtschafts halber... Na, so lass' ich dich heute nicht mehr fort." Er deutete gegen die haushohen Felsenblöcke. „Da hinten drüben — man braucht nur durch diese Spalte hinauszugehen — steht meine Clausen. Sie hat zwei Stuben, und eine davon überlasse ich dir; ist soweit Alles rein, und ein Dirndl wie du," setzte der Alte schalkhaft bei, „wird ein Einsiedlerbett wohl gewohnt sein. Morgen haben wir wieder schön, da steigst langsam hinab."

Luise ging willenlos auf den Vorschlag des Greises ein. Sie war so erschöpft und seelenmüde. Von der Spitze des Berges fuhren kalte Nebel nieder, in den Felsriffen pfiff der Wind, ein gellender

Blitzschlag entsiegte die Fluthen, die jetzt aus der finsteren Luft und von den Felsen niedergossen. In der Grotte zitterte das rothe Flämmchen, in der Clause zitterte das Mädchenherz, das in seiner Angst und Verlassenheit dem freundlichen Greise vertraute, sie wolle in ihrem Leben nicht mehr hinabsteigen in die Sandau, sie sei auf den Berg gegangen, ohne zu wissen wohin, sie habe vor, sich irgendwo zwischen den Steinen hinzulegen und zu warten, bis sie sterbe.

Da verging dem alten Mann das Lächeln, das er sonst gern spielen ließ zwischen den weißen Locken seines Haares und Bartes. Er merkte, daß hier was Seltsames dahinterstecken müsse, erfuhr aber nicht mehr, als daß der Schulmeister ein harter Vater sei, daß die Leute von der Sandau schadenfroh, spottsüchtig und unduldsam wären und daß es eine Schande und ein Elend ist auf dieser Welt.

„Und was macht der Herr Pfarrer?“ fragte der Einsiedler, und es schien, als hätte er diese Frage nur aufgeworfen, um sie auf einen weniger traurigen Gegenstand zu bringen.

„Der Herr Pfarrer, ja,“ antwortete das Mädchen, „das ist noch der Einzige, dem ich recht vertraue, und dennoch — zu allermeist seinetwegen bin ich fort.“

Der Alte ergriff die Hand des Mädchens und sagte: „So weißt du es also. Nun verstehe ich dich, nun begreife ich, daß du aus dem Schulhause davongegangen bist, daß du den harten Mann nicht mehr länger um dich haben willst. Hast du denn mit deinem Vater nicht darüber gesprochen?“

„Lieber sterben!“ schluchzte das Mädchen, „es ist eine Schmach, die ich nicht ertragen kann.“

„Du denkst zu hart, mein Kind, die Schuld ist nicht an dir.“

„So gut wie an ihm,“ rief sie, „ich will gar nichts von mir abwälzen! Er ist ein weltfremder Mensch gewesen, ich hätt' können anders gegen ihn sein, mein Zutrauen hat ihn verleitet, und so ist es geschehen.“

Da stutzte der Greis und merkte, es wäre nicht eine und dieselbe Sache, von der sie sprachen. Aber Menschen, die in dieser Welt so alt geworden wie der Einsiedler auf dem Helm, sind schlau; bald wußte er es, was sie meinte, aber ihr blieb es ein Geheimniß, was er wußte.

„Du armes Dirndl,“ sagte er, „was soll ich jetzt mit dir anfangen? Ein Anderer an meiner Stelle wollte sich vielleicht auf den Mann Gottes hinausspielen und sagen: Zuerst leichtsinnig sein und nachher davonlaufen, das ist keine Art. Alsogleich gehst heim zu deinem Vater und ißt die Suppen aus, die du dir eingebrockt hast. — Kind, so rede ich zu dir nicht. Ich bin besser mit dir bekannt, als du vermeinen wirst. Wie du noch so ein klein Wesen warst, bin ich Küster gewesen unten in der Sandau und Knecht im Pfarrhof. Da ist die Schulmeisterin — dazumal schon nimmer jung — öfters mit dir in unseren Baumgarten herübergekommen, und ich hab' mich auf Kinderlocken besser verstanden, als man das einem Pfarrersknecht zutrauen möcht'. Freilich hätt' ich nicht gedacht, daß du einstmal so, wie du heut' vor mir stehst, hier oben bei der heiligen Grotten vor mir stehen solltest. Wie es heute angestellt ist, wird's das Beste sein, Luise, du bleibst bei mir heroben. Bleibst verborgen und versorgt, so gut es sein kann, und ich will dich hüten wie der Drache einen versunkenen Schatz. Du bist ja ein versunkener Schatz, leicht kommt noch der Rechte, der dich kann heben.“

Er hätte es eigentlich gern gewußt, wer den Schatz versenkt hatte und allein ihn heben konnte, — hat's aber nicht erfahren.

* *
*

So blieb Luise, das Kind aus dem Schulhause zu Sandau, in der Clause des Einsiedlers auf dem Helm. Der alte Mann freute sich, daß er auf seiner einsamen Höhe eine Seele gefunden hatte, und er murmelte einmal so für sich hin: „Das hätte ich damals nicht gedacht, wie ich dich im kleinen Korb von so weit hergeschleppt hab', daß ich mir einen Augentrost für meine alten Tage heimtrag'."

„Was meint Ihr, Josef?" fragte das Mädchen, indem es an einem Genzianenkranze flocht für das Frauenbild.

„Ei, nichts," versetzte der Alte und rieb sich die Stirn, „ich hab' schon wieder geträumt."

„Ihr müßt Euch jetzt meinetwegen so abmühen," sagte sie, „daß Ihr so viel Nahrungsmittel auftreibt, und ich wäre mit weniger auch zufrieden."

„Du mußt dich jetzt recht ans Essen halten," versetzte der Alte, „und mir macht's ja nur Freude. Du weißt doch, daß den frommen Einsiedlern die Raben das Brot vom Himmel bringen? Es müßte denn ein junges Einsiedlerpaar sein, solches freilich hätte sich auf der Welt umzuschauen, daß es zu was kommt. Mein Vorfahre, der die Clausen mit den zwei Stuben erbaut, hat's so gehalten, und unter seiner Zweisiedlerei ist die Mutter von der heiligen Grotten gerade so gnadenreich gewesen als sonst, und sind mit der Zeit um fünf gesunde Buben mehr ins Thal gegangen, als heraufgekommen sind. Aber das Pfarramt in der Sandau ist anderer Meinung worden und hat gesagt, in eine richtige Einsiedlerei wären von jeher mehr Personen hineingegangen, als wie herausgekommen, weil sie drinnen verstorben. Und wie ich, der alte Knecht, meiner Arbeit nimmer vor sein mag, werde ich auf den Berg geschickt; da hab' ich die heilige Grotten zu hüten und bekomme dafür meinen Lebensunterhalt. Ist mir auch lieber, als im Armenhaus sein, und da heroben in der frischen Luft bin ich rechtschaffen gesund. Ueber meine Einsiedlerkutten hast schon gelacht, gelt? Ich selber auch. Ist eben des Ansehens halber und weil die Leute der Kutten lieber was schenken als wie dem alten Knecht Josef. In diesem Einsiedlerhabit hätte weit mehr Frömmigkeit Platz, als jetzt drinnen steckt; für das Gnadenbild in der Grotten schier zu wenig, aber für einen Menschen, dem ich beistehen kann, reicht sie gerade noch aus. Desweg' nur wohlgemuth, mein Dirndl, und laß es dir bei mir gut sein."

Luise war gern thätig, sie goß Oel in das Aemplein des Bildnisses, schmückte den Altar mit Blumen und betete. Gern ließ sie die heilige Marienmythe an sich vorüberziehen und suchte nach einem Anker, an dem sie sich halten oder rechtfertigen konnte. Und jene zagenden Seelen, die sich nicht heranwagen zu dem ernsten, dornengekrönten Antlitz Christi, der kommen wird zu richten die Lebendigen und die Todten: jene Seelen finden Halt und Frieden bei der Mutter. Dieser süße, mailiche Mariencultus ist die wahre, begnadende und göttliche Seele des Katholicismus, die ihm die Herzen der Millionen sichert.

So fand auch das Mädchen aus der Sandau hier Trost, hatte es in seinem kindlichen Herzen ja doch Aehnlichkeit mit der liebe- und schmerzenreichen Mutter und Jungfrau... Wenn Wallfahrer heraufkamen, zog sie sich in ihre Kammer zurück, schloß sich ein und Niemand ahnte, wen der alte Josef in seiner Clause beherberge.

Einmal an einem herbstlichen Samstagnachmittag, als der Alte fortgegangen war, um für den Winter Kräuter zu sammeln, das Mädchen auf dem Bänklein vor der Clause saß und sinnend hinabschaute ins tiefe Thal, wo schon die letzten Felder in gelber Reife standen,

wo die Leute nun aber bereits die Sonntagsruhe begannen und vielleicht der Kirche zugingen, um der Vesper beizuwohnen, da kam eine tiefe Wehmuth über sie. Sie dachte an ihre eigenen fröhlichen Feierabende im Dorf — in Kindeszeit. Jetzt war diese Kindeszeit vorbei, ganz plötzlich abgeschnitten, und sie blickte aus ihrem wüsten Gestein hinab ins grüne Thal wie in eine schöne, versunkene Welt. — In solchen Stunden der Schwermuth pflegte sie von dem freien Plätzchen durch die Felsspalte hinaus in die Grotte zu treten und Zuflucht zu suchen bei der himmlischen Mutter der Gnaden.

Als sie es auch jetzt thun wollte, war es, daß sie mitten auf ihrem kurzen Wege innehielt. Sie sah in der Dämmerung der Höhle, wie vor dem Bildniß ein Mann kniete. Die Ellbogen auf den Stein gestützt, barg er das Haupt in seine Hände, aber seine Hände schienen zu zittern. Der Ampelschein fiel auf sein blondes Haar. — Durch die Nerven des Mädchens zuckte ein heißer Stich; sie sah, wer es war. Es war Julian.

Lange kniete er in der gleichen Stellung; er schien nicht zu beten, er schluchzte und seine Hände zitterten, und sein Haupt bebte und seine Brust bebte vor dem tiefen, schweren Schluchzen...

Luise wollte vergehen, sie hatte in ihrem Leben keinen Menschen noch so erschütternd weinen sehen als diesen lieben, armen Burschen. Sie wollte schon zu ihm eilen und ihn fragen, warum er denn so bitterlich weine? — Aber sie hielt sich, es darf nicht sein! Sie sollen sich nicht mehr sehen, das ist für ihn das Beste und für sie das Härteste — so will sie büßen. Ein Dämon wollte sie fassen und zu ihm hinreißen, sie stieß ihn von sich, sprang in ihre Zelle und ließ ihren Thränen freien Lauf. — War es ihr Schmerz, daß er litt? ihre Freude, daß sie ihn wiedersah? — Was mag ihm widerfahren sein? Haben sie noch einmal seine Ehre geschlagen? Oder weint er um sie, die in Verlust gerathen, seine verlorene Freundin? — Das soll er nicht, er soll nicht weinen, sie thut es für ihn, er soll nur Eins von ihr wissen — daß sie lebt...

Als sie hierauf in die Grotte trat, war er fort. Sie lief hinaus, sie sah ihn nicht mehr, seine Gestalt war schon hinter den Felsriffen verschwunden. Sie stürzte vor den Altar, der Stein war noch naß von seinen Thränen, sie umfing ihn, sie küßte ihn mit Gluth, ihr Lebensglück wollte sie saugen aus diesem Stein. Es war ein Stein.

Als der alte Josef zurückkam, fand er das Mädchen hingestreckt in der Grotte. Er hob es auf und brachte es zu sich, und er sagte: „Ich sehe es schon, Luise, ich darf dich nicht mehr allein lassen.“

Es vergingen schöne, klare Herbsttage. Das Mädchen blieb betrübt. Der Ausblick war überaus rein, und das freie Auge sah die fernsten Berge schimmern, auf denen das ewige Eis liegt. Die Ortschaften, Kirchen und Schlösser lagen so freundlich weiß in den Thälern und auf waldigen Hügeln. Manches Mal trug der Luftzug den Ton einer Kirchenglocke herauf, der abgerissen von seinem klingenden Liede einsam zu dieser Höhe stieg, vielleicht ein Büßer, dessen Jauchzen auf dem Kirchthurme ein wenig zu weltlich gewesen. Der Ellersee lag wie ein reiner Spiegel zwischen seinen Waldbergen, manches weiße Pünktlein glitt darauf hin und her. Luise blickte hinab und war betrübt.

In der Sandau war es Frieden geworden auf den Feldern. Die Früchte waren eingeheimst und die Stoppelflächen lagen fahl zwischen den frischgrünen Wiesen. Auf den Wiesen mußte noch Spätmahd stehen, aber es kamen keine Mähder. Manche herbstliche Arbeit, die

sonst um diese Zeit stets in Angriff genommen zu werden pflegte, lag unverrichtet da, hingegen wurden dort und da an Waldsäumen und Feldrainen Feuer angemacht, deren Zweck der alte Josef nicht verstand. Bisweilen bewegte sich vom Dorfe gegen die Stelle, wo zwischen Matten der kleine Friedhof lag, ein schwarzes Kettlein hin. Das war ein Leichenzug. Und diese Kettlein wiederholten sich öfter und öfter, schließlich waren sie jeden Tag zu sehen; und da sagte der alte Josef: „Luise, es schaut aus, als ob ein großes Sterben ins Land gekommen wäre.“

Am Tage der Heiligen Gottes war's in früher Morgenstunde zu sehen, wie vom Dorfe Sandau sich ein großer Menschenzug über die bereiften Auen hin bewegte, nicht dem Friedhofe zu, sondern gegen die Schlucht. Und am frühen Mittage war's, daß in den Felsen ein eintöniges Surren widerhallte, und bald darauf sah der Josef am Gewände die betende Schar herankommen gegen die heilige Grotte.

Eine Bittprocession zur Mutter in der Höhlen um Abwendung der bösen Seuche. Unter den Leuten war auch der Uhren-Osel, wie immer über und über voll Sackuhren, mit denen er Geschäfte machen wollte. Aber die Leute wollten heute darauf nicht eingehen, sie dachten an jenen Uhrenmann, der in seiner mageren Hand die ablaufende Sanduhr hält — und sie beteten. Und sie weinten. Viele hatten ihre Liebsten schon hinausgetragen in die kühle Erden, Viele hatten sie noch in ihren Häusern liegen, auf dem Brette ausgestreckt oder auf dem Leidenslager wimmernd. Unter den Todten waren auch der Schulmeister von Sandau und der Pfarrer. Letzterer starb, wie die Leute dem alten Josef erzählten, nicht an der Seuche, sondern an einem monatelangen Siechthum, welches seltsamer Weise ohne eine vorhergegangene Krankheit mitten in der schönen Sommerszeit seinen Anfang genommen hatte.

Diese letzte Nachricht machte den alten Einsiedler sehr nachdenklich. Er zweifelte nicht, daß das Verschwinden Luisens die Ursache seines Siechthums gewesen. Er fragte dann, ob sich sonst nichts Neues in Sandau zugetragen habe. Man erinnerte sich an nichts Besonderes. Daß sich im vorigen Sommer die schöne Schulmeisterstochter in den Ellersee gestürzt habe, würde er wohl gehört haben? — Er habe es nicht gehört, entgegnete der Alte, und glaube es auch nicht. — Es sei aber so. — Ob sie denn ihren Leichnam gefunden? — Den hätten sie; er sei schon halb verwest gewesen. — Was man sage, daß die Ursache wäre? — Das wisse Gott. Das Mädchen sei einige Zeit früher trübsinnig gewesen, so sei es wohl in der Irre geschehen. Sei auch christlich bestattet worden.

Dem Mädchen verschwieg der Alte diese Aussagen, verschwieg ihm auch den Tod des Pfarrers; der des Schulmeisters traf sie tiefer, als er gedacht.

„Wenn er auch herb war,“ klagte sie, „er hat viel gelitten, er hat's nicht schlecht gemeint, und mein Vater ist er doch gewesen.“

„Er hat nicht als Vater an dir gehandelt,“ warf der alte Josef ein. Von diesem Augenblicke an klagte Luise nicht mehr, aber sie war trauriger als je.

Nun kamen die Novembernebel und verhüllten den Blick ins Thal. Es kamen die Winterstürme und umbrausten die Wände des Helm, und die letzten Wallfahrer, die aus dem Thale kamen, erzählten, daß die Seuche durch die Fürbitte der Mutter von der heiligen Grotten im Verlöschen sei. Dann stiegen die letzten der Wallfahrer hinab. Der alte Josef verrammelte den Eingang zur Grotte mit den dafür bereiteten Brettern;

Luise wand noch einen Kranz von den immergrünen Wachholderzweigen um das Marienbild — dann zogen sie sich in ihre wohlverwahrte und mit Lebensmitteln versehene Clause zurück, und der Alte sagte: „In Gottes Namen, jetzt thun wir unseren Winterschlaf."

Und draußen tanzten die Flocken, wehte der Schneestaub, daß es finster war mitten im Tage. Dann wieder waren Zeiten, wo der Sonnenschein lag über der weiten, weißen Winterlandschaft, und dann kamen wieder die wochenlangen Nebel und Gestöber, und es kamen an das Fenster der Clause die Raben, aber nicht, um Brot zu bringen, sondern um Brot zu holen. Josef theilte den schwarzen, struppigen Vögeln von seinem Vorrath. Einer dieser Vögel wurde besonders zutraulich, kam jeden Tag mehrmals um Speckschwarten, auch Brotkrumen waren ihm recht, er wurde von Tag zu Tag beleibter, und am Weihnachtsfeste schnitt ihm der Josef den Kopf ab und machte aus dem Rabenleib ein gebratenes Huhn.

Der Alte litt zwar in den vielen freien Stunden bisweilen ein wenig an der Gicht, blieb aber immer guter Dinge. „Ist schon recht," sagte er, „alleweil beten mag der Mensch nicht, zur Abwechselung mit Geduldigkeit ein Bissel Gliederreißen leiden soll auch verdienstlich sein."

Luise war schweigsam und in sich gekehrt; sie nähte an Kleidungsstücken, dann ließ sie ihre Hand oft sinken und träumte, bis ihr die Augen naß wurden, und dann schreckte sie plötzlich auf, arbeitete mit Emsigkeit und sang ein Lied dabei. Ihre zarte Gestalt war scheinbar kräftiger, aber ihr Angesicht war blaß geworden. Gegen Ende des Monats Februar, zur Zeit als unten in der Sandau und in Seekirchen und in allen Dörfern die übermüthige Faschingslust herrschte, brach der alte Josef auf dem ebenen Plätzchen vor der Grotte mit Stemmeisen und Schaufel eine Grube in den steinigen Boden. Als die Grube so tief war, daß er, in ihr stehend, nicht mehr über den Rand hinaus das weite, beschneite Bergrund sehen konnte, kletterte er hervor, ging in die Clause, trug keuchend eine mit weißem Tuch verhüllte Gestalt heraus und legte sie in das Felsengrab. — Es war die todte Luise. Ihr Leben verlosch zur Stunde, als ein neues anfing.

Der alte Josef saß am Grabe, starrte hinab und sprach mit der Todten, mit Gott und mit sich selber.

— „Zweimal, du liebes, armes Wesen, bist du mir, dem fremden Knecht, in die Arme gelegt worden, einmal als neugeborenes Kind, das andere Mal als sterbendes Weib. Warum es so sein muß auf dieser Erden! Du bist gut und brav gewesen, Luise, und es ist doch so traurig gekommen. Mit deiner Jugend, mit deiner Unschuld und mit deinem Herzleid bist du gestanden zwischen zwei Sünden: die eine hat dir das Leben gegeben, die andere hat es dir gekostet. Du bist heraufgekommen zur heiligen Grotten, wo die Zuflucht der Sünder ist und das Heil der Sterbenden. Hier, bei der lieben Mutter Gottes, magst du rasten. Ruhe in Frieden. Am jüngsten Tag, wenn die Felsen brechen und wir Alle auferstehen, verhoff' ich, daß ich dir in dem, was du mir heute zurückläßt, ein glücklicheres Wesen, als du selber warst, werd' an die Hand führen können; dann, Luise, nimm auch deinen Theil an den ewigen Freuden."

So sann und so murmelte der alte Josef, dann nahm er die Schaufel zur Hand und die Steine klangen, bis das Grab geschlossen war. Der helle Schrei des kleinen Kindes rief den Einsiedler in die Clause.

* *
*

Der Mai war gekommen. Auf den Höhen des Helm grünten wieder die Wachholder in neuen Trieben, und aus den Felsspalten wucherten die Büsche der Alpenrose und wiegten neue Knospen.

Da stieg eines Tages ein ganz junger Mann den steilen Hang herauf und schleppte auf der Achsel einen großen Stein, wie es sonst Büßer thaten.

Der Einsiedler sah es und murmelte: „Ihr jungen Leute wißt mit eurer Kraft nicht, wohin. Unsereiner ist froh, wenn er leerer Hand heraufkommt.“

Der junge Mann legte den Stein vor das Muttergottesbild und kniete darauf hin.

Nach dem Gebete wollte er wieder davongehen, setzte sich aber erschöpft auf das Bänklein neben der Grotte.

Der Alte, der ein schlummerndes Knäblein in seinen Armen hielt, das er nicht mehr zu verbergen Ursache hatte, trat zu ihm und sagte: „Ich glaube schon, daß du müd' geworden bist. Ich habe den schweren Stein wohl gesehen.“

Der Bursche sagte vor sich hin: „Den Ihr nicht seht, der ist noch schwerer.“

„Es muß ja der Weg herauf noch elend sein,“ bemerkte der Alte.

„Ich bin nicht der Mensch, der sich schöne Wege aussuchen kann,“ versetzte der junge Mann.

„Ich sollt' dich kennen,“ sagte jetzt der Einsiedler, „bist du nicht der Holzknecht Julian?“

„Wird wohl sein.“

„Und ist jetztund im Wald wieder so wenig Arbeit? Ich meine nur, weil du im hellen Werktag Zeit hast, im Sonntagsgewand zur heiligen Grotten heraufzusteigen.“

„Seit wann zählt der Einsiedler den Pfingstmontag zu den Werktagen?“ fragte der Julian.

„Heute der Pfingstmontag!“ versetzte der Alte, „wirst dich wohl irren, Holzknecht. Der war vor einem Jahr an diesem Tag, heuer sind Pfingsten um zwei Wochen später.“ Dabei schaute er dem jungen Mann etwas scharf ins Gesicht.

„So,“ murmelte der Bursche, „wird wohl sein. Ihr könnt die Pfingsten hin- und herschieben. Bei mir ist's anders, mein Pfingstmontag steht fest wie der jüngste Tag. Ich zähl' nach dem Mond.“

„Was sagst?“

„Alter, ich möcht' Euch jetzt um einen Schluck Wasser bitten.“

„Recht gern,“ sagte der Alte, „aber in meiner Hütte ist mir der Brunnen abgestanden, ich muß das Wasser da vom Kar heraufholen. Ich bin gleich wieder da, nur mußt du so gut sein und mir dieweilen diesen kleinen Menschen da halten. Er schläft und ich mag ihn nicht gern auf den feuchten Boden legen.“

„Ihr habt ein kleines Kind hier?“ fragte jetzt der aufblickende Bursche.

„Ja,“ sagte der Alte, „es wird so etwas sein. Es kommen halt auch kleinwinzige Wallfahrer herauf zur Mutter in der Grotten. Nun laß einmal sehen, ob der Holzknecht Julian so was im Arm halten kann. So. — Du, das wär' nichts, liegt der Kopf zu niedrig, thät ihm das Blut ins Hirn rinnen. Jetzt, das ist wieder zu hoch, kippt er zusammen, hat noch kein so starkes Rückgrat als wir großen Leut', mußt wissen, der Kleine ist erst drei Monat' alt. Das Tuch schön zusammenhalten, so, jetzt hast ihn recht, das thut's.“

Der Julian hielt das Kind auf dem Schoß, der alte Josef ging um Wasser.

Als er nach einer kleinen Weile mit seinem Steinkruge zurückkam, blieb er jählings stehen und schaute den Burschen an. — Was der dieweil für rothe Wangen bekommen hat! Und seine Augen! die glänzenden Augen, die er hat! und wie er das Kind anschaut! Meiner Tag hab' ich noch keinen Holzknecht gesehen,

der ein Wickelkind so anschaut! Wenn's nur keinen bösen Blick kriegt! Bigott, 's ist schon wach. Jetzt schaut er's wieder an. Jetzt rinnt ihm Wasser über die Wangen. Na, was die Holzknechte heutzutag' für absonderliche Leut' sind! — „Ei schau," rief er laut, „mein neues Kindsmädel ist nicht viel nutz. Mir ist der Kleine um die Zeit nie munter worden. Da hast dein Wasser und jetzt gieb wieder her."

Da hob der Julian sein feuchtes Auge und sagte: „Es geschieht ihm nichts bei mir. Ich kann's Euch nicht sagen, Alter, wie mir ums Herz ist. Meine Mutter hat ein Kind gehabt, das hat schier so ausgesehen als wie dieses. Mein jüngster Brüderlein ist uns aber jungheit gestorben — und jetzt mein' ich, ich thät's da auf dem Arm halten. Es schaut mich auch just so an. Wem gehört's denn zu? wo sind seine Eltern?"

„Ja," sagte der alte Einsiedler, „sein Vater möcht' schwer zu finden sein. Hingegen seine Mutter, die ist nicht weit von dir, die hast unter deinen Füßen."

„Wie meint Ihr das?"

„Sie schläft unter diesem Sand, auf dem wir stehen. Ich verschweige es nicht: die Leute haben ihr bös mitgespielt unten im Thal, da ist sie heraufgestiegen zur Mutter in der Höhlen, schon im vorigen Sommer, und in diesem Winter ist sie heroben gestorben."

„Von wem redet Ihr?" fragte Julian.

„Ob du sie gekannt hast, weiß ich nicht, aber gehört hast du sicher von ihr. Man sagt ja, sie hätte sich in den See gestürzt."

„Wer?"

„Sie, die Mutter von diesem Kind, wie die Leut' sagen: die Schulmeisterstochter von der Sandau."

„Luise!"

„Hast sie doch gekannt," sagte der Alte; aber das Wort erstarb ihm vor Schreck, denn der Holzhauer war aufgesprungen und that, als wollte er das Kind von sich schleudern. Der Einsiedler haschte nach seinem Kleinod, da riß es der Bursche wieder an sich und drückte es so fest an seine Brust, daß es aufschrie.

„Ich habe es ja nimmer geglaubt," sagte Julian, und seine Stimme war seltsam zu hören, „daß sie in das Wasser ging. Sonst wäre ich nachgegangen. — Laßt mir das Kind, Alter, laßt es mir, ich trage es zu seinem Vater."

„Wie mir scheinen will," entgegnete der Alte — „wie mir scheinen will, hättest du es nicht weit zu tragen. — Mein lieber Julian, jetzt kenn' ich mich aus! Aber das Kind lasse ich nicht. Ich habe einmal ein mir anvertrautes Kind aus der Hand gegeben, ich thue es nimmer. Ich habe es allzu traurig wieder zurückbekommen."

Der Alte nahm den Kleinen mit entschiedenem Ernste zu sich.

„Er ist mein!" rief Julian, aber sein Ruf war weich, flehend.

„Das hättest du früher sagen sollen."

„Bei der lieben Frau in der Grotten, ich habe nichts davon gewußt. Ich habe Luise nicht mehr gesehen, sie ist ja geflohen. Ich habe mir allerhand gedacht, aber ich habe nichts gewußt. Jesus, und wenn ich jetzt denk', daß sie etwa meinetwegen hat sterben müssen!"

„Wohl, wohl, mein lieber Holzknecht," sagte der Alte.

„Und sie hat mich verachtet!"

„Das nicht, so viel ich weiß," beruhigte der Einsiedler; „Weiber sind in dieser Sach' ja wie unser lieber Heiland, sie beten für ihren Kreuziger. Ich hab' niemals erfahren, wen es angeht, aber ihr Weinen und Beten für ihn, das habe ich wohl gehört, und in ihrem Sterben ist noch ein Lieben gewesen, übergroß, häufig groß genug für das Kind und seinen Vater."

Jetzt brach Julian nieder auf den

Sand und weinte laut und erschütternd, so daß ihn der Alte aufzurichten suchte und nun ansprach: „Weil du's bist, so habe ich dir's mittheilen müssen. Dein Kind wirst auch noch haben können, ich werde nicht ewig leben. Josef heißt es, wie ich, habe es selber getauft; schau, wie es dich jetzt anlacht! Sei auch ein Kind, Julian, und denke, es lache dich die Mutter an. Weine dich nur aus, das ist gut. Dann kannst den kleinen Josef herzen, so viel du willst, aber nicht zu stark; denk', was dem Großen wohl thut, kann dem Kleinen weh thun. Das Beste ist, du gehst mit in die Clausen; schau, mich gefreut's, daß du ein Ehrlicher bist und ein Herz hast."

Als in der Clause der erste große Sturm des Gemüthes vorüber war und sich beide Männer gegenseitig Mancherlei erzählt hatten, fragte der alte Einsiedler: „Du hast es wohl Niemand gesagt?"

„Einem hab' ich's gesagt," versetzte der Bursche, „dem Sandauer Pfarrer hab' ich Alles gebeichtet."

„Da bist du zum Rechten gekommen," meinte der Alte, „hat er dich absolvirt?"

„Das weiß ich nicht. Es war ein Beichten, das ich meiner Tag' nicht mehr vergesse. Der Pfarrer hört mich ruhig an, dann schaut er mir durch das Gitter ins Gesicht, steht auf und geht davon. Und wie er am Altar vorbeigeht und sich verbeugen will, stürzt er auf das Steinpflaster, und sie müssen ihn auf sein Zimmer tragen. Er ist die Zeit viel krank gewesen und ist auch schon gestorben. Wenn meine Sünd' Ursach' sollt' sein —! Was setzt er sich aber in den Beichtstuhl? von mir wird er's nicht das erste Mal gehört haben."

„So mußt nicht reden, Julian," sagte der alte Josef; „du hast ihren Namen genannt, sie ist schon in Verlust gewesen — da ist's kein Wunder, daß sich der Pfarrer entsetzt hat. Ich will dir was erzählen, leicht verstehst es dann besser. — Du schaust mich an und denkst, was kann denn der Alte wissen, der nie mehr von seinem Berge kommt. Aber der weiß doch was; ist ja nicht immer auf dem Berg gewesen. Ich, von der Mutterseite dem Pfarrer in der Sandau ein weitläufiger Vetter, bin lange Jahre der Meierei vorgestanden, die zum Pfarrhof gehört. Der Herr Pfarrer, dazumal ein lustiger Mann in den besten Jahren; die Haushälterin, ein rührsames, hübsches Weibsbild; hinter dem Gartenzaun der neuangestellte Schulmeister, der etlicher hundert Gulden wegen eine betagte Schulmeisterswittwe geheirathet hatte — das sind so meine Bekannten gewesen und haben mich wie einen Vertrauten gehalten. Der Schulmeister hat dazumal schon öfters so was Verdrießliches gehabt, und die Wirthshausbrüder haben ihn gern gehänselt, ob denn das vom Orgelspielen und Ministriren thät' kommen, daß die Herren Schulmeister so viel Gottessegen und kleine Buben hätten? Der Sandauer Schulmeister hat aber gar keinen gehabt und hat sich auch weiter keine Hoffnung gezeigt. Und ein Mann, der zur Plag' so viel mit fremden Kindern umthun muß, möcht' zu Lohn doch auch ein eigenes haben. Und die Schulmeisterin gar! wie die Weiber schon sind, nur gleich alleweil was Herziges möchten sie haben. Zur selbigen Zeit, mußt wissen, ist unsere Haushälterin einmal auf etliche Wochen zu einer Verwandten in die Stadt gereist, und wie sie zurückkommt, wird den Schulmeistersleuten redlich gerathen, sie sollten sich doch ein armes Waisenkindlein ins Haus nehmen, das wäre doppelter Gottessegen. Wo man die Waisenkinder bekäme? — Darum keine Sorg', in der Stadt ist Alles zu haben. Du weißt, wie ein Schulmeister in der Sandau bestallt ist; arm genug, und da hilft der gute Pfarrer aus der Noth — später schon gar, und so

darf der geistliche Herr schon auch seinen Rath geben. Nach etlichen Unterredungen hin und her sind die Schulmeistersleute einverstanden, und ich werde in die Stadt geschickt, thue, was mir von meinem Herrn aufgetragen ist, und bringe ins Schulhaus ein Findelkind — ein etliche Wochen altes Dirndl heim. Das ist die Luise gewesen, und jetzt, Julian, magst es verstehen, weswegʼ du mit deiner Beichtʼ den alten Herrn aus dem Beichtstuhl geschreckt hast."

Julian blickte fragend in das graubärtige Antlitz des alten Josef. Dieser schaute so drein und sagte endlich: „Verstehst es nicht? dann istʼs so auch gut. Merke dir nur, daß Luise bis zu ihrem Versterben ein Kind gewesen ist. Und thue nicht auf sie vergessen."

* *
*

Es war lange nicht aufgekommen, warum der sonst so heiter geartete junge Holzhauer Julian wieder still und in sich gekehrt geworden. Böse Herzen waren geneigt, diesen Umstand trotz der absoluten Beweise seiner Unschuld so auszulegen, daß der Tod des Seemüllers doch noch mit einem Häkchen an ihm hänge. Dann meinten sie auch, er sei ein Betbruder geworden, weil er fast an jedem Sonnabend hinaufstieg zur heiligen Grotten, selbst manchmal zur Winterszeit, trotz aller Mühsal und Gefahr. Keinen Stein schleppte er mehr mit sich, wohl aber verschiedenerlei Lebensmittel, die er von seinem Arbeitslohne angeschafft hatte.

So ging es sieben Jahre lang; die Leute wußten was oder wußten nichts, sie kümmerten sich nicht weiter nach den besonderen Wegen des sonst wieder beliebt gewordenen, gutmüthigen und fleißigen Burschen. Da war es einmal, daß Julian zur Frühjahrszeit mehrere Tage lang nicht vom Berge zurückkam. Endlich stieg er herab und führte an seiner Hand einen schönen siebenjährigen Knaben.

Er führte ihn durch das grüne Thal der Sandau gegen den See. Als sie an einer alten Heuscheune vorüberkamen, die mitten in den Wiesen stand, sagte der kleine Josef: „Vater, was ist da drinnen?"

Julian zog das Kind rascher mit sich fort.

Sie schaukelten zur Lust des Knaben über den See, sie landeten in Seekirchen, sie schritten durch den Marktflecken hinan gegen das Schulhaus.

Dort beginnt der kleine Josef seinen Weltlauf — den Anzeichen nach scheint er ein ganzer Mann zu werden.

Alljährlich einmal fährt er mit dem Holzknecht Julian über den See, dem Helm zu, der blau und hoch hinter den Waldbergen aufragt. Sie steigen auf den Berg, beten in der nun verwahrlosten Grotte und beten vor der zerfallenden Einsiedlerclause auf dem kleinen Sandplatz, wo hoch über den Wohnstätten der Menschen, auf gewaltigem Katafalk des Felsengebirges — neben einander zwei treue Herzen ruhen.





Die Perioden der vorhistorischen Zeit
und deren Industrie.

Von

Prof. Dr. Alexander Ecker.

Als auf dem Boden unseres deutschen Vaterlandes in einer im geologischen Sinne zwar ziemlich neuen, historisch gesprochen aber unendlich fernab liegenden Periode zuerst der Mensch erschien, war dieses — und so auch unser schöner Süden, den man heute nicht mit Unrecht als den Garten Deutschlands bezeichnet — ein ödes, kaltes Land von fast nordischem Charakter. Der Rhein hatte sich noch nicht in sein jetziges engeres Bett zurückgezogen; genährt von den gewaltigen Gletschern der Alpen, die sich bis an den Hohentwiel und bis über Zürich hinaus erstreckten, überfluthete er mit seinen schlammigen Gewässern in zahlreichen Rinnsalen noch einen großen Theil des breiten Rheinthales, und wo er sich zurückgezogen, da bezeichneten stehende Gewässer und Sümpfe seinen früheren Lauf. Trauriger Fichtenwald bedeckte das trockene Land, über dem ein trüber, grauer, wolkenschwerer Himmel lag. Eine uns fremde Thierwelt, das Renthier vor Allem, das heute nur im hohen Norden lebt, bildete die Staffage dieser nordischen Landschaft, in der nun auch der Mensch erscheint, ein roher Wilder, nur mit Fellen bekleidet, in hartem Kampf um seine Existenz ringend.

Es mögen wohl viele Jahrhunderte, wenn nicht Jahrtausende über das Land hingezogen sein, als der Boden desselben zum ersten Mal von dem eisernen Tritt der römischen Legionen erdröhnte, Zeiträume jedenfalls, von denen uns die Geschichte nichts aufgezeichnet hat; denn die römischen Schriftsteller, insbesondere Cäsar und Tacitus, sind es ja, die uns die ersten sicheren Nachrichten über die alten Bewohner Deutschlands gegeben haben. Erst mit diesen Aufzeichnungen also treten die Germanen in die Weltgeschichte ein; was vor denselben liegt, gehört der Vorgeschichte oder Urgeschichte an. Während aber die erstere geschichtliche Periode noch nicht ganz den Zeitraum von zweitausend Jahren umfaßt, müssen wir annehmen, daß die letztere, die vorgeschichtliche Zeit, eine unendlich viel längere Periode bildete. Wir sind zu diesem Schlusse durch folgende Thatsachen berechtigt: Schon soeben habe ich gelegentlich erwähnt, daß zur Zeit des vorgeschichtlichen Menschen eine fremde, von unserer heutigen ganz verschiedene Thierwelt auf dem Boden Deutschlands lebte, eine Fauna, die wir wenigstens dem Hauptcharakter nach als eine mehr nordische, wie sie sich heute nur noch in höheren Breitegraden findet, bezeichnen dürfen; und wie die Fauna, so war auch die Flora eine andere. Wenn nun auch die genannten römischen Gewährsmänner unser Vaterland immer noch als unwirthbar und rauh schildern, als ein Land, das „nur dem gefallen könne, der es sein Vaterland nennt" (ein Urtheil, bei dem man freilich immer be-

denken muß, daß es von Männern herrührt, die den italienischen Himmel gewöhnt waren), so war es doch schon im Wesentlichen — einige erloschene Thierarten abgerechnet — die heutige Thierwelt, die zur Römerzeit in den germanischen Wäldern hauste. Aus den wandernden Renthierjägern waren allmälig Viehzüchter und Ackerbauer geworden, welche die Wälder ausrodeten und feste Wohnsitze gründeten, mit geordneten Einrichtungen in Staat und Familie, mit einer Bewaffnung, die es ihnen möglich machte, die kriegsgeübteste Nation der Welt, die Römer, siegreich zu bekämpfen.

Solche Veränderungen in der Thier- und Pflanzenwelt und damit zusammenhängend im Culturleben eines Volkes konnten aber nicht stattfinden ohne bedeutende, über ganz Europa sich erstreckende klimatische Veränderungen, d. h. ohne erhebliche Veränderungen in der Vertheilung von Wasser und Land und dadurch bedingte Modification der atmosphärischen Niederschläge. Wie langsam aber solche Veränderungen vor sich gehen, können wir daran ermessen, daß in den unserer Forschung direct zugänglichen historischen Zeiten kaum nennenswerthe derartige Veränderungen stattgefunden haben.

In diese vorgeschichtliche oder urgeschichtliche Periode Europa's meinen Lesern einen Blick zu eröffnen, sie insbesondere mit den primitiven Culturverhältnissen dieser Zeit bekannt zu machen, ist, was ich mir zur Aufgabe gestellt, ein in den knappen Rahmen eines Journalaufsatzes allerdings etwas schwer zu fassendes Bild. — Bevor ich jedoch in den Gegenstand selbst eintrete, scheint es mir nöthig, den Begriff von Geschichte und Vorgeschichte noch etwas genauer festzustellen und insbesondere die ganz verschiedenen Quellen zu bezeichnen, aus welchen diese und aus welchen jene schöpft.

Unter Geschichte versteht man bekanntlich zweierlei: einmal den Inbegriff des Geschehenen, d. h. den Ablauf einer Reihe von Handlungen oder Ereignissen, den Hergang einer Sache; dann aber auch die Erzählung des Geschehenen, die Historie. Jeder Mensch hat seine Geschichte, aber nur von wenigen wird sie geschrieben. Daß die Geschichte eines jeden Volkes älter ist als seine Historie, das ist unzweifelhaft; verhält es sich doch mit unserer eigenen individuellen Geschichte ganz ebenso. Unsere persönliche Historie ist die Erinnerung. Denken wir an unsere Kindheit zurück, so werden wir uns irgend eines Ereignisses erinnern, mit dem unsere Historie — etwa im dritten oder vierten Lebensjahre — beginnt; über dieses hinaus aber ist jede Erinnerung erloschen, obgleich wir um diese Zeit schon eine drei- bis vierjährige Lebensgeschichte hinter uns haben.

Ganz ebenso aber wie mit der des Individuums verhält es sich mit der Geschichte eines jeden Volkes. Gehen wir in der Geschichte desselben, so unseres eigenen, rückwärts, so hören nach und nach alle geschichtlichen Documente auf, zuerst die gedruckten Bücher, dann die geschriebenen, die Inschriften, Münzen 2c., und zuletzt gelangen wir an einen Punkt, wo jedwede schriftliche oder mündliche Ueberlieferung, jede Volkserinnerung oder Historie aufhört und ein tiefes Dunkel vor uns liegt, das erinnerungslose Dunkel der ersten Kindheit des Volkes, aus dem keinerlei Tradition zu uns herüberreicht. — In dem Geschichtsunterricht pflegt — oder pflegte man wenigstens — von dieser frühesten Kindheit der Völker nicht zu sprechen, und es ist gewiß manchem meiner Leser auffallend gewesen, daß die Völker alle so zu sagen fertig in die Weltgeschichte hereinfallen und daß zwar der einzelne Mensch wohl, aber nicht die Menschheit eine Kindheit haben soll.

Jetzt wissen wir freilich, daß dies der Fall ist. Jedes Volk hat seine Kindheit durchgemacht, und Jahrtausende, bevor es als Culturvolk in die Weltgeschichte eintrat und in deren Geschicke einzugreifen begann, hat es als Naturvolk ein unbekanntes Dasein geführt.

Und woher wissen wir, daß dem so ist? Die Geschichtswissenschaft ist es nicht, die uns von diesen längst entschwundenen Zeiten erzählt, sie hat das Dunkel nicht aufgehellt, welches die Kindheit unseres Volkes wie aller anderen umgiebt, und sie konnte es auch nicht mit ihren Mitteln. Die Quellen, aus denen der Historiker sein Wissen schöpft, sind lesbare — wenn auch allerdings oft recht schwer lesbare — Documente, gedruckte, geschriebene, Münzen 2c., und in der That kann man sagen,

daß erst mit der Schrift die Geschichte beginnt. Das Volk in seiner Kindheit, das rohe Naturvolk, kann aber nicht schreiben, kann uns deshalb auch nichts Geschriebenes hinterlassen.

Ungeschriebene Documente daher sind die Quellen, aus denen wir unser Wissen über die vorhistorische Vergangenheit des Menschengeschlechtes schöpfen, Quellen, die der Archäologe nur zum Theil lesen kann, die ganz nur durch Mithülfe der Naturwissenschaften zu enträthseln sind. Es ist daher wesentlich ein Verdienst dieser beiden Wissenschaften, dieses Gebiet

Fig. 1.*



Steinmesser aus mattweißgrauem Jaspis. (Von Munzingen bei Freiburg i. Br.)

der Geschichte des Menschen erhellt oder, wenn wir von Historie reden, die Wissenschaft der Vorgeschichte geschaffen zu haben. Und die Verbrüderung der beiden Disciplinen, der Archäologie und der Naturwissenschaften, zu gemeinsamen Zwecken, wie sie insbesondere in der Stiftung der anthropologischen Gesellschaften ihren praktischen Ausdruck gefunden hat, ermöglicht auch allein einen weiteren Fortschritt auf diesem Gebiet.

Und welcher Art sind nun die genannten ungeschriebenen Documente?

Unscheinbare Skeletreste des Menschen und verschiedener Thiere geben uns Aufschluß über die körperliche Beschaffenheit des vorhistorischen Menschen, belehren uns, welche Thiere er gejagt, von welchen er sich genährt, ob und welche er gezüchtet. Schon daraus erfahren wir, ob er ein Jäger oder Viehzüchter war, und wenn ersteres, welches Wild er jagte, welche Fauna also den primitiven Menschen umgab. Wenige Knochenreste, z. B. die ich in der Nähe von Freiburg, in Munzingen am Thuniberg im Löß fand, belehrten mich, daß da einst das Renthier lebte und vom Menschen gejagt und verspeist wurde.

Mit und neben solchen Skeletresten finden wir im Boden, in Flüssen und Seen, im Torf und in Höhlen unscheinbare Reste primitiver Geräthe aus Stein, Knochen, Horn 2c. Meistens sind es die täglichen Abfälle der Mahlzeiten, der Werkzeuge des Haushalts und dergl., die man unter günstigen Bedingungen bisweilen in so ausgezeichnetem Grade conservirt vorfindet, als wären sie erst gestern außer Gebrauch gekommen. Es wird Niemanden wundern, daß solche Abfall- oder Kehrichthaufen für uns die Bedeutung wichtiger Urkunden haben, aus denen wir uns ein Bild des Haushaltes, der ganzen Industrie und Cultur der vorhistorischen Völker construiren können. Wenn nach Jahrtausenden ein Kehrichthaufen des heutigen Tages wohl conservirt einem Forscher unter die Hände käme — und es wären auch inzwischen, sagen wir z. B. durch eine neue Eiszeit, alle Spuren unserer heutigen Cultur auf der Erdoberfläche vertilgt worden —, er fände aber dann hier etwa ein Stück einer Nähmaschine, eine Cigarrenspitze, ein Eisenbahnbillet, ein künstliches Gebiß, einen Chignon oder gar den nicht mehr ungewöhnlichen Revolver, so würde er sich ein vollständiges Bild unserer „hohen“ Culturzustände machen können.

Construiren wir uns nun aus den Documenten der oben geschilderten Art ein mosaikartig zusammengesetztes Bild der primitiven Cultur unserer vorhistorischen Ahnen, so fällt dies allerdings nicht sehr glänzend aus und man könnte fast fragen, ob es wohl gestattet sei, für solche Zustände überhaupt das Wort Cultur anzuwenden. Allein in der Natur ist

* Fig. 1, 2 und 4 sind einem Aufsatz des Verfassers „Ueber eine menschliche Niederlassung aus der Renthierzeit im Löß des Rheinthals“ (Archiv für Anthropologie Bd. VIII, Heft 2) entnommen.

Alles Entwickelung, auch das Größte entwickelt sich aus kleinsten Anfängen, und ohne die ersten geringen Werkzeuge des Menschen wären auch unsere heutigen complicirten Maschinen nicht möglich gewesen.

Armselige, rohe Wilde waren es, die zuerst auf dem Boden Deutschlands erschienen, und wie demüthigend diese Thatsache auch für unseren Stolz sein mag, es ist dies eine Thatsache. Es ergiebt sich dies nicht nur aus der Beschaffenheit der primitiven Geräthschaften und Waffen, die wir dem Boden entnehmen, sondern auch daraus, daß diese — und zwar oft in wahrhaft frappanter Weise — mit den Geräthschaften und Waffen übereinstimmen, welche wir bei den sogenannten wilden oder Naturvölkern des heutigen Tages (Australier, Papuas, Fidschi-Insulaner, Eskimos) finden. Vor Allem sind es die Eskimos, deren Waffen und Werkzeuge mit denen unserer vorgeschichtlichen Europäer in einer so auffallenden Weise übereinstimmen, daß einer der bedeutendsten Forscher auf diesem Gebiete, der Engländer Boyd Dawkins, nicht angestanden hat, diese vorhistorischen Renthierjäger und die Eskimos sogar für ethnographisch identisch, also gewissermaßen die Eskimos Grönlands für die übrig gebliebenen Reste der vorhistorischen Bewohner Europa's zu betrachten. Kann ich auch dieser etwas weitgehenden Anschauung nicht beipflichten, so muß ich andererseits die genaue Uebereinstimmung der Producte der primitiven Industrie beider Völker vollständig bestätigen. Auf Grund der Vergleichung einer großen Anzahl trefflicher Photographien der Geräthe und Waffen des Eskimohaushalts, die ich der Liberalität des berühmten Nordpolreisenden E. Bessels verdanke, mit den Werkzeugen des vorhistorischen Europäers kann ich nur bestätigen, daß die beiden Reihen sich nicht selten zum Verwechseln ähnlich sehen. Mit dieser Wahrnehmung eröffnet sich, wie leicht ersichtlich, eine zweite ungemein wichtige Quelle für das Studium der untergegangenen vorhistorischen Völker Europa's, nämlich das Studium der heutigen Tages noch im Naturzustande lebenden Naturvölker und ihrer Industrie, und es ist insbesondere ein Verdienst englischer Forscher — die freilich auch durch ihre zahlreichen überseeischen Verbindungen am ehesten in der Lage waren, das nöthige Untersuchungsmaterial beizuschaffen —, vor Allem Lubbock's, Taylor's, Boyd Dawkins', in dieser Frage zuerst Licht verbreitet zu haben.

In der Geschichte der menschlichen Industrie, dieses Wort im allerweitesten Sinne genommen, d. h. die Verfertigung aller der derzeitigen Culturstufe entsprechenden Geräthschaften und Waffen, auch der allereinfachsten, umfassend, muß man — von den allerersten Anfängen beginnend und bis zum heutigen Tage fortschreitend — zwei große Culturperioden unterscheiden, die man am zweckmäßigsten, wie ich schon vor mehreren Jahren vorgeschlagen habe,* kurz als **vormetallisches** und **metallisches Zeitalter** bezeichnet.

Jahrtausende hindurch kannte der Mensch den Gebrauch der Metalle nicht, und so lange war ihm jeder Culturfortschritt verschlossen; er war nicht viel mehr als ein Wilder. Ueberdenken wir uns nur einen Augenblick die Lage, ohne jedwedes Metall, ohne Beil, Messer, Scheere, Nadel, Hammer, Zange, Nägel, Draht ꝛc. existiren zu sollen und — etwa nach einem Schiffbruch an einer unbewohnten Insel gelandet — nichts davon zu besitzen! Wohlweislich haben daher alle unsere verschiedenen Robinsone, so viel es deren giebt, neben sich selbst von dem Wrack auch eine Kiste mit dergleichen Utensilien gerettet, um sich, was ja unserer lesenden Jugend immer das größte Vergnügen gewährt, auf eigene Hand einigermaßen wohnlich einzurichten.

Das Hauptmaterial für alle Geräthschaften und Waffen während dieser unendlich langen Kindheit der Menschen war Stein, und deshalb hat man diese Periode auch die **Steinzeit** genannt und nennt sie vielfach noch so.

Diese Benennung schließt jedoch mehrfache Unrichtigkeiten in sich. Einmal ist Stein durchaus nicht das einzige Material, welches der vormetallische Mensch verwendet; er verwendete und verarbeitete in ausgedehntem Maße auch Knochen, Geweihe, Zähne, Holz u. A., dann aber ist nicht der Gebrauch von Stein, sondern vielmehr der Nichtgebrauch von Metall das die ganze Periode vor Allem Charakterisirende, und daraus resultirte eben

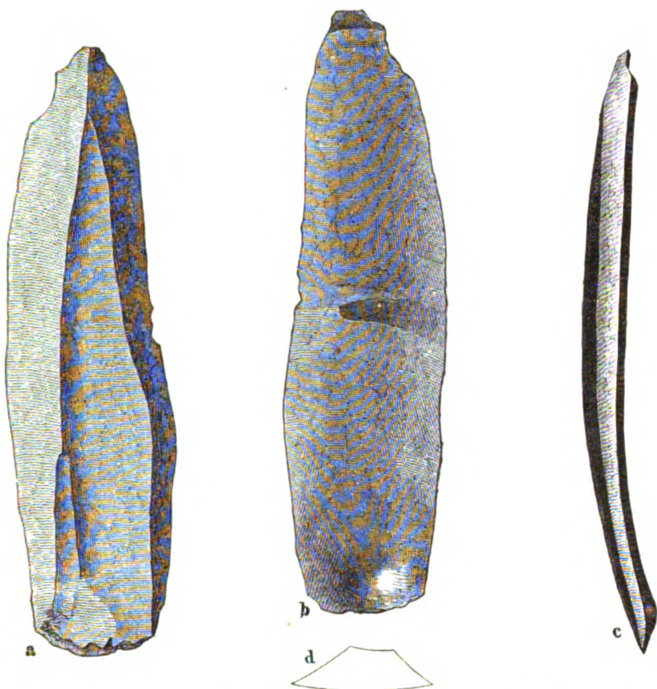
* Augsb. Allgem. Zeitung 1876, Beil. Nr. 68. — Archiv für Anthropologie Band IX, S. 97.

mein Vorschlag, dieselbe anstatt Steinzeit vormetallische Zeit zu nennen.

Diese Periode der vormetallischen Zeit, die eigentliche Kindheit jedes Volkes, war offenbar — wie die Kindheit des einzelnen Menschen eine verhältnißmäßig sehr lange ist — von unendlich langer Dauer, dehnte sich vielleicht über Jahrtausende aus und nur sehr allmälig fand ein Fortschritt vom Einfachen zum Vollkommeneren statt. Zuerst mußte natürlich der primitive Mensch sich Waffen verschaffen, um seine eigene Existenz gegen die umgebende feindliche Thierwelt zu vertheidigen; denn die Natur hat ja ihn allein unbewehrt gelassen, ihm weder scharfe Zähne noch Hörner, weder Klauen noch flüchtige Hufe verliehen, wohl aber den Geist, durch welchen er — auf keine einzelne Waffe angewiesen — sich alle verschaffen kann.

Gewiß war ein schwerer Stein die erste Waffe, die er nicht nur in der Nähe als Keule gebrauchen konnte, sondern auch ohne oder mit einer Schleuder als Projectil verwenden lernte. Die letztere Anwendung des Steines finden wir ja auch noch lange nach Einführung der Metalle in Gebrauch. Nicht nur hat bekanntlich der Knabe David sich dieses Geschosses gegen Goliath bedient, sondern auch die homerischen Helden verschmähten es nicht, sich unter Umständen Feldsteine an die Häupter zu schleudern; während es später insbesondere die religiöse Lynchjustiz war, die den Ruf: „Steiniget ihn", ertönen ließ. Ja, bis in die neue Zeit selbst erstrecken sich die Spuren dieses alten Gebrauchs, jedoch gemildert durch die „Cultur, die alle Welt beleckt". Nicht gegen die mißliebige Person selbst richtet sich jetzt der Angriff mit diesen Projectilen, sondern nur gegen die Behausung, so weit sie zerbrechlich ist. So erscheint uns also das demonstrative Fenstereinwerfen gewissermaßen als die mildere, moderne Lesart der Steinigung.

Fig. 2.



Steinmesser aus mattweißgrauem Jaspis. (Von Munzingen bei Freiburg i. Br.)
a und b von der Fläche. c von der Kante. d im Querschnitt.

Ein bedeutender Fortschritt in der vormetallischen Zeit war folgender: Bei ge-

wissen Steinen (Jaspis, Feuerstein) gelang es, durch Schlagen Splitter abzusprengen, welche scharf schneidend sind und mit denen sich schneiden und stechen läßt. Das war das erste Messer. Bald lernte man durch Klopfen, diese Steinsplitter besser zu bearbeiten, und stellte so Lanzenspitzen, Dolche, Pfeile her, deren Zierlichkeit unser Erstaunen erregt, das aber noch weit größer wird, wenn wir uns vergegenwärtigen, welche Mühe, welche Ausdauer, welche Geschicklichkeit nöthig war, um ohne metallenen Hammer solche Werkzeuge zu Stande zu bringen.

Bis in die neuere Zeit, nämlich bis zur Erfindung der Percussionsgewehre, hatte man Gelegenheit, in den Werkstätten, in welchen die Flintensteine für die Steinschlösser hergestellt wurden, wenigstens einigermaßen sich ein Bild von diesen Schwierigkeiten zu machen, denn auch hier erhielten die Steine nur durch geschicktes Behauen, freilich mit eisernen Hämmern, ihre Gestalt. Heutzutage muß man schon, um sich von der Schwierigkeit dieser Technik zu überzeugen, sich selbst darin versuchen. Von diesen Feuersteinen (Feuerstein heißt im Englischen flint), also von dieser ältesten Waffe des Menschen hat — eine eigenthümliche Fügung — die modernste, das Schießgewehr, die Flinte, ihren Namen erhalten; denn als um die Mitte des 17. Jahrhunderts die Steinschlösser an die Stelle der Lunte traten, gab dieses neue Ding, der Feuerstein (flint), dem ganzen Instrument seinen Namen.

Vortrefflich ließ sich mit diesen Feuersteinmessern, wie wir uns heute noch überzeugen können, Holz schneiden, ließen sich Bäume fällen, erlegte Thiere zerlegen und dergl., kurz es war die Verfertigung dieser Werkzeuge ein gewaltiger Culturfortschritt. Aber nicht überall boten sich diese durch einfaches Behauen zu scharfen Werkzeugen herzustellenden Mineralien dar, denn es sind hierzu nur die sogenannten einfachen Mineralien, Jaspis und Feuerstein und der vulcanische Obsidian, geeignet. Bei anderen Mineralien mußte man ein anderes Mittel der Schärfung, das Schleifen, in Anwendung bringen. Es ist gar nicht zu bezweifeln, daß der Mensch durch die Flußgeschiebe, die oft schon ziemlich scharfe Ränder zeigen, auf diesen Gedanken kam und nicht etwa sein Material dem anstehenden Gestein entnahm. Die dazu benutzten Schleifsteine hat man sowohl in den Pfahlbauten als in anderen alten Niederlassungen häufig gefunden.

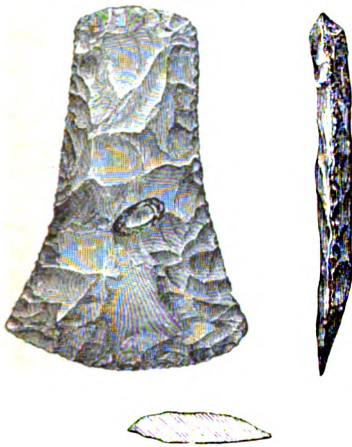
Daß das Herstellen scharfer Werkzeuge durch Behauen eine weit größere Kunstfertigkeit erforderte als das einfache Schärfen eines Steines durch Schleifen, das liegt so zu sagen auf der Hand, und jeder Steinarbeiter, dem man diese Frage vorlegt, wird sie in gleichem Sinne beantworten. Daß aber die durch Behauen gewonnenen scharfen Kieselinstrumente auch viel tauglicher zum Schneiden waren als die durch Schleifen hergestellten Werkzeuge aus anderen Mineralien, ist ebenfalls ein Punkt, über den man auch heute noch durch eigenen Versuch leicht ins Klare kommen kann.

Was war nun die Veranlassung, daß an verschiedenen Orten und zu verschiedenen Zeiten bald der eine Weg, bald auch der andere gewählt wurde?

Man nimmt heute ziemlich allgemein an, daß der Zeit nach das Behauen der Steine das Primitive gewesen sei, und hat deshalb die Zeit, in welcher nach dieser Anschauung die genannte Methode die allein angewendete gewesen sein soll, das Zeitalter der behauenen Steine (l'âge de la pierre taillée) oder die alte Steinzeit, paläolithische Zeit, genannt. Je mehr man sich der Metallzeit nähere, um so häufiger sollten statt der durch Behauen scharf gemachten Werkzeuge solche auftreten, welche durch Schleifen geschärft sind, und daher nannte man die neuere Periode die der geschliffenen Steinwerkzeuge (l'âge de la pierre polie) oder die neue Steinzeit, neolithische Zeit. Die französischen Forscher insbesondere, die gern schematisiren, haben diese letztere Periode als ausnahmlos der anderen nachfolgend und durch eine höhere Cultur charakterisirt dargestellt und dieser Anschauung ziemlich allgemeine Geltung verschafft. Es erscheint jedoch nothwendig, diese Eintheilung auch noch von anderen Standpunkten, insbesondere dem biologischen und mineralogischen, etwas näher auf ihre Richtigkeit zu prüfen. Von letzterem Standpunkte aus dies gethan zu haben, ist ein Verdienst meines Collegen Professor Fischer in Freiburg. Er hat nachgewiesen, daß in der vor-

historischen Zeit nur solche Steine durch Behauen zu schneidenden Werkzeugen verwendet wurden, welche hart sind, einen muscheligen Bruch haben und scharfe Kanten liefern.* Das sind in Mexico, dann in Italien und Griechenland der Obsidian, im übrigen Europa nur der Feuerstein und Jaspis, also sogenannte einfache Mineralien. Werkzeuge aus Feuerstein und ähnlichen Gesteinsarten, die durch Absplittern weit schärfere Kanten bekommen, durch Schleifen schärfen zu wollen, dieser Gedanke konnte wohl nur dann entstehen, wenn dieselben durch den

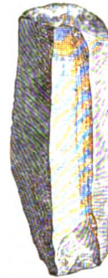
Fig. 3.



Behauenes Steinbeil aus grauem Feuerstein; von der Fläche, der Kante und im Querschnitt.
Nach Evans 'The ancient stone implements, &c.' Fig. 22.

Gebrauch stumpf geworden oder wenn sie zu ganz besonderen Zwecken bestimmt waren (eine glatte Schneide z. B. wie bei Beilen wünschenswerth erschien), oder endlich, und dies insbesondere, wenn es an Material fehlte. Andere Felsarten dagegen (Gneiß, Granit, Diorit, Schiefer) gaben durch Klopfen oder Behauen niemals solche scharfe Kanten, und es konnte daher bei diesen, insbesondere wenn man sie als Geschiebe im Flusse fand, wo oft schon durch die Reibung dünne Kanten entstanden sind, leicht der Gedanke entstehen, diese Kanten durch Schleifen noch mehr zu schärfen. In der That sehen wir an vielen der sogenannten geschliffenen Steinbeile, die noch unvollendet sind, daß sie aus Geschieben gemacht sind. Auf diese Betrachtung gestützt, darf man wohl begründete Zweifel hegen an der Richtigkeit der Annahme, daß paläolithisches und neolithisches Zeitalter wirklich ganz

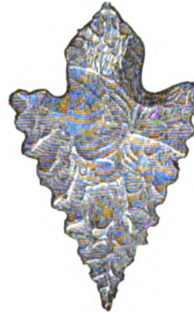
Fig. 4.



Steinmesser aus rothem Jaspis. (Von Munzingen bei Freiburg i. Br.)

getrennte Perioden repräsentiren, und es wird vielmehr die Annahme von Fischer sehr plausibel, daß diese verschiedene Bearbeitung der Gesteine nicht in einer allmälig fortgeschrittenen Technik begründet

Fig. 5.



Durch Behauen geformte Pfeilspitze aus Chalcedon.
Nach Evans op. cit. Fig. 325.

sei, sondern vielmehr von localen geologischen Verhältnissen abhänge, so daß ein und dasselbe Volk — etwa bei Wanderzügen — bald die eine, bald die andere Technik auszuüben gezwungen gewesen sei, je nach den Steinen, welche ihm zu Gebote gestanden.

Sicherlich ist es aber nicht richtig, die Technik des Schleifens als die höhere und das sogenannte neolithische Zeitalter deshalb als das spätere zu betrachten,

* Archiv für Anthropologie 1876, Band VIII, S. 239, und 1880, Band XII, S. 273.

denn es ist keinem Zweifel unterworfen, daß es eine weit größere Kunstfertigkeit erfordert, einen Feuerstein durch Behauen zu einer Pfeilspitze umzuformen als einen anderen Stein durch Schleifen.

Daß das Schleifen der Steine gegen die Metallzeit hin und im Anfange dieser häufiger ward, kann wohl auch mit darin seinen Grund haben, daß in dieser Zeit Steinwerkzeuge (bei ärmeren Classen oder für gewisse religiöse Zwecke) schon nach dem Muster der Metallwerkzeuge bearbeitet wurden.

Jedenfalls hatten viele Jahrhunderte hindurch unsere Voreltern keine anderen Werkzeuge oder Waffen als solche aus Stein und die durch solche herstellbaren aus Knochen 2c. Und dieses Stadium haben alle Völker durchgemacht, manche vor vielen Jahrtausenden (wie die alten Aegypter), andere, wie die Völker der Südsee, befanden sich noch in ihrem vormetallischen Zeitalter, als vor hundert und mehr Jahren die Europäer zuerst mit ihnen in Berührung kamen. So kann man in unseren ethnographischen Museen neben einander die Steinmesser aus der deutschen Vorzeit und die heute noch von den Fidschi-Insulanern gebrauchten sehen. — Diese Verarbeitung von Steinwerkzeugen war aber schon ein ganz gewaltiger Fortschritt. Jetzt konnte Holz geschnitten, ein Baum gefällt, jetzt konnten die erlegten Thiere abgehäutet, zerlegt, ihre Knochen zu Pfeilen, Nadeln gespitzt, die Felle genäht werden. Hatte man aber elastisches Holz und Sehnen von Thieren, so war der Schritt zum Bogen nicht weit, und der Feuersteinsplitter konnte jetzt zum Pfeil geformt und als Projectil in die Ferne geworfen werden. Mit welchem Erfolge dies geschah, davon konnte man sich mehrfach überzeugen, indem man Knochen vorhistorischer Thiere fand, in denen Steinpfeile staken. Auch zugespitzte Knochen wurden zu Pfeilen benutzt, und insbesondere erzählt uns Tacitus dies von den Finnen. Nicht minder wurde auch Holz verarbeitet, und wir müssen die Kunst bewundern, mit der mit solchen Mitteln (freilich unter Zuhülfenahme des Feuers) aus Bäumen die Kähne (die sogenannten Einbäume) hergestellt wurden.

Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß auch auf dieser Stufe schon Arbeitstheilung stattgefunden hat und Handelsverbindungen bestanden.

Was das Erstere betrifft, so schließen wir darauf insbesondere aus den in neuerer Zeit aufgefundenen Kieselwerkstätten (z. B. in Frankreich und Belgien), d. h. Ansammlungen einer solchen Menge von rohem Kieselmaterial und Werkzeugen daraus in allen Stadien der Bearbeitung, daß kaum ein anderer Schluß erlaubt ist als der, daß hier so zu sagen eine Fabrik bestanden habe. Daß solche Werkzeuge dann auf zwar sehr primitiven Handelswegen weiter an Orte, wo es keine solchen Steine gab, gebracht wurden, ist mehrfach nachgewiesen worden und eine nothwendige Folge der fabrikmäßigen Herstellung, da ja eine solche nur unter der Voraussetzung auswärtigen Absatzes lohnend sein konnte.

* * *

Unbedenklich darf man die Einführung der Verwendung der Metalle zu Waffen und Werkzeugen als den wichtigsten Schritt bezeichnen, den ein Volk im Laufe seiner Entwickelung thut. Erst mit der Verwendung der Metalle betritt es den Weg, auf welchem fortschreitend es zu einem Culturvolk werden kann.

Daß dieser Uebergang von der vormetallischen Zeit in die Metallzeit ein sehr allmäliger war, das durfte man schon aus dem Gange jedweder natürlichen Entwickelung, der durch den alten Satz: „Natura non facit saltus“* ausgedrückt ist, von vornherein vermuthen; es wird diese Annahme aber auch durch die Beobachtung vollständig bestätigt. Anfänglich war sogar wohl überall, wie dies heutzutage noch bei wilden Negerstämmen der Fall ist,** die Metallbearbeitung eine Art Geheimkunst, die sich nur in einzelnen Familien vererbte, und nur unendlich langsam, im Verlaufe von vielen Jahrhunderten, vollzog sich dieser Uebergang und verallgemeinerte sich die Kunst der Metallbearbeitung mehr und mehr.

Während aber ein Volk im Ganzen und Großen sich so zu sagen schon längst in der Metallzeit befand, hat deshalb doch

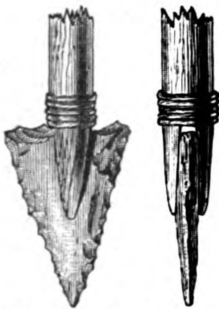
* In freier Uebersetzung: Es giebt in der Natur nur allmälige Uebergänge.

** Lenormant: Die Anfänge der Cultur. Jena 1875. I. Band, S. 60.

der Gebrauch steinerner Werkzeuge zu diesen und jenen Zwecken noch lange fortgedauert, und wenn man im Anfange der urgeschichtlichen Forschung diese Perioden schärfer gegen einander abgrenzen zu können glaubte, so hat dies einmal darin seinen Grund, daß man neue Eintheilungen, um sie zum Verständnisse zu bringen, überhaupt schärfer abzugrenzen pflegt, als es in der Natur begründet ist, und dann auch in dem erst nach und nach genügend gebotenen Untersuchungsmaterial.

Einestheils ist es stets die ärmere, geringere Bevölkerungsclasse, welche an den neueren Culturerrungenschaften erst später und ganz allmälig Theil nimmt. So sah man bei uns den vornehmen

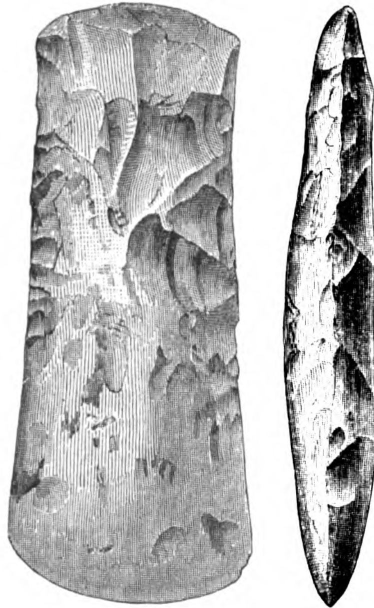
Fig. 6.

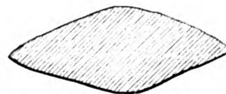


Behauene Pfeilspitze aus Feuerstein, mit Schnüren aus Baumfasern an dem Schaft befestigt. (Aus einem Torfmoor bei Zug.)
Nach Keller, Pfahlbauten II. Taf. 1, Fig. 5.

Raucher sich schon längst der Zündhölzchen bedienen, während der Bauer noch Feuerstein, Stahl und Zunder in seiner Lederhose verwahrte. Sodann aber waren es gewisse, insbesondere religiöse Verrichtungen, für welche, nachdem längst zu allen anderen Verrichtungen metallene Werkzeuge gebraucht wurden, noch das Steinmesser in seinem geheiligten Rechte blieb, und es war wohl eben das hohe Alter, bis zu welchem die Steinwerkzeuge zurückgehen, welches ihnen im Laufe der Zeit bei vielen Völkern diesen heiligen Charakter verlieh, vermöge dessen sie bei heiligen Handlungen ausschließlich gebraucht wurden. So öffnete bei den Aegyptern der Paraschist stets nur mit einem Steinwerkzeug die Seite des Todten, ehe er einbalsamirt wurde. Bei den Juden fand die Beschneidung mit Hülfe eines steinernen Messers statt; in Kleinasien waren es Steinsplitter, mit denen die Priester der Cybele sich entmannten. Selbst die Römer bedienten sich beim Cultus des Jupiter latialis einer Steinaxt (scena pontificalis), und noch in unseren Tagen hat Lenormant* bei den Palikaren Albaniens beobachtet, daß sie die Fleischtheile vom Schulterblatt des Schafes, aus welchen man weissagen zu können glaubt, nicht mit einem Metallmesser, sondern mit einem scharfen Kiesel

Fig. 7.





Steinbeil aus Chalcedon, theilweise angeschliffen; von der Fläche, der Kante und im Querschnitt gesehen.
Nach Evans op. cit. Fig. 36.

abtrennen. Und noch andere Gründe trugen bei, daß gewisse Steinwerkzeuge in den Geruch der Heiligkeit kamen. Schon Plinius erzählt uns von den sogenannten Ceraunien oder Donnersteinen, die, vom Himmel fallend und vom Blitze in den Erdboden verschlagen, sich durch besondere Zauberkräfte auszeichnen sollten, und derselbe Glaube bestand noch viele Jahrhunderte nachher. Diese sogenannten

* Lenormant a. a. O. S. 114.

Donnersteine sind aber nichts Anderes als von untergegangenen Bevölkerungen der vormetallischen Zeit herrührende Steinäxte.

Welches von den hauptsächlich hier in Betracht kommenden Metallen zuerst zur Verwendung kam, diese Frage ist zu einer großen Streitfrage geworden, auf die ich hier etwas näher eingehen muß. Ich habe schon oben einen Grund angegeben, weshalb ich vorgeschlagen habe, nur zwei Culturperioden anzunehmen, vormetallische und Metallzeit, den nämlich, daß nicht der Gebrauch von Stein, sondern der Nichtgebrauch von Metall das Bezeichnende für die erste derselben ist. Ein weiterer Grund ist, daß mit der Bezeichnung Metallzeit der Streitfrage, welches Metall zuerst in Anwendung kam, in keiner Weise vorgegriffen ist. Diese Zweitheilung der Perioden ist nämlich insbesondere im Gegensatz zu der Dreitheilung nöthig geworden, welche, vor etwa vierzig Jahren von skandinavischen, insbesondere dänischen Forschern aufgestellt, eine große, ja fast allgemeine Verbreitung gefunden hat. Die dänischen Forscher unterscheiden nämlich eine Steinzeit, eine Bronzezeit und eine Eisenzeit und nehmen an, daß es eine Periode gegeben habe, in welcher das Eisen noch nicht bekannt war und in welcher, nachdem der Stein ganz oder in der Hauptsache außer Gebrauch gekommen war, alle Waffen und Werkzeuge ausschließlich aus Bronze verfertigt wurden. Gegen diese einseitige Auffassung ist schon vor Jahren unser berühmter Archäologe Lindenschmitt aufgetreten, und es ist ihm und seinen Nachfolgern durch das Gewicht ihrer Gründe nach und nach gelungen, wenigstens in Deutschland ihrer gegentheiligen Anschauung zum Siege zu verhelfen.

Bei näherem Eingehen auf diese Frage ergiebt sich nämlich, daß dieselbe keineswegs so einfach liegt, als es nach den Darstellungen der nordischen Forscher den Anschein hat und daß man dabei sehr verschiedene Verhältnisse berücksichtigen muß.

Einmal bieten keineswegs alle Gegenden der Erde die hauptsächlich hierbei in Betracht kommenden Metalle (Eisen und Kupfer) in gleicher Menge dar. Es wird also sehr von den geologischen Verhältnissen des Bodens abhängen, auf welchem ein Volk lebt, ob dasselbe früher den Gebrauch des Kupfers (Hauptbestandtheils der Bronze) oder den des Eisens kennen lernt. In Afrika, insbesondere im Sudan, ist, wie Reisende erzählen, gutes, leicht zu bearbeitendes Eisenerz sehr verbreitet, und es ist daher begreiflich, daß die meisten Negerstämme, die im Uebrigen noch keineswegs zu einer Cultur gelangt sind, sich im Besitze selbstgefertigter eiserner Waffen befinden. Dagegen verarbeiten die Neger von Mittelafrika fast gar kein Kupfer und haben die Bronze nie gekannt.

Umgekehrt hatten die Indianer Nordamerika's, ehe sie mit den Europäern zusammenkamen, insbesondere kupferne Werkzeuge und Waffen, denn gediegenes Kupfer findet sich im Norden, insbesondere am Lake Superior, außerordentlich häufig. Schon aus diesen Gründen kann die vorerwähnte Dreitheilung keine allgemeine Gültigkeit beanspruchen.

Dann ist weiter aber zu berücksichtigen, daß die Technik der Bearbeitung der Metalle eine sehr verschieden schwierige ist, und daß man schon nach dem allgemein gültigen biologischen Gesetze der Entwickelung annehmen muß, daß der Mensch erst nach und nach und sehr langsam von den einfacheren Proceduren zu den zusammengesetzteren fortgeschritten ist. Nun erfordert aber — ich gebrauche hier die Worte eines berühmten Metallurgen (Percy) — „die primitive Methode, ein gutes hämmerbares Eisen unmittelbar aus dem Erze zu gewinnen, wie sie heute noch bei den Negervölkern Afrika's und in Indien im Gebrauche ist, einen weit geringeren Grad von Geschicklichkeit als die Fabrication der Bronze.“

Die Bronze ist ein Metallgemisch von Kupfer und Zinn, oder Zinn und Zink, das nur durch Schmelzen gewonnen werden kann; „die Herstellung dieser Legirung aber“ — fährt Percy fort — „bedingt die Kenntniß des Kupferausbringens, des Zinnschmelzens und der Kunst zu formen und zu gießen.“ Vom metallurgischen oder, was hier das Gleiche ist, vom biologischen Standpunkte aus müssen wir annehmen, daß das sogenannte Eisenalter dem Bronzealter vorangegangen ist.

Es scheint mir in dieser Sache ganz besonders wichtig, die Frage genau zu prüfen: Wie kam wohl überhaupt der Mensch auf die Bearbeitung der Metalle? und diese Frage scheint mir wesent-

lich auch einmal vom physiologischen oder biologischen Standpunkte betrachtet werden zu müssen, d. h. man muß fragen, welches war die wahrscheinliche Handlungsweise des prähistorischen Menschen? wie würden wir wohl selbst unter ähnlichen Verhältnissen handeln? — Wohl ohne Zweifel kam der Mensch zufällig bei der Bearbeitung der Steine auf die Bearbeitung der Metalle. Da fand z. B. ein Wilder Nordamerika's unter den

Fig. 8.



Geschliffenes Steinbeil aus Kieselschiefer; von der Fläche, der Kante und im Querschnitt gesehen. Nach Evans op. cit. Fig. 56.

Steinen, die er zu seinem Gebrauche aussuchte, einen durch seinen Glanz sich auszeichnenden. Er versuchte nun auch an diesem seine Methode des Klopfens, um Stücke abzusprengen und den Stein für seine Zwecke zu behauen; aber siehe da, es ließen sich keine Stücke absprengen, dagegen gab der Stein unter den Schlägen seines Steinhammers nach, er ließ sich, da er dehnbar war, in die gewünschte Form klopfen oder hämmern. Dieser dehnbare oder hämmerbare Stein war gediegenes Kupfer, das sich durch Schmieden in kaltem Zustande verarbeiten läßt. Auf diese Weise wurden in Amerika Aexte, Messer, Ringe &c. dargestellt, von denen auf der Weltausstellung in Philadelphia eine große Sammlung ausgestellt war.

In anderen Ländern, wie in Afrika, machte der Mensch der vormetallischen Zeit die Beobachtung, daß unter den Steinen, welche er in seinem Herdfeuer erhitzte, um vielleicht Fleisch oder Wurzeln zu erweichen, einige in heftigem Feuer rothglühend wurden und in diesem Zustand eine zähe, teigige Beschaffenheit annahmen, in welchem sie durch den Steinhammer — wie das gediegene Kupfer kalt, so hier in glühendem Zustande — sich hämmern, formen ließen; dies war die erste Eisenluppe. In diesem Zustande kann das Eisen selbst auf steinernem Ambos mit Steinhämmern sogar zu schneidenden Werkzeugen verarbeitet werden. Wir wissen jetzt von den Afrikareisenden der neueren Zeit (Stanley, Nachtigal, Schweinfurth &c.), daß diese Bearbeitung des Eisens in ganz Innerafrika, selbst bei den rohesten Negerstämmen, zu Hause ist, während dieselben vom Bronzeguß keine Ahnung haben.

Jedenfalls aber darf, ja muß man annehmen, daß das Klopfen oder Hämmern der Metalle, sei es im kalten oder geglühten Zustande, das Primitive war, weil es sich unmittelbar an die Technik der Steinindustrie anschließt.

Daß ein Stein gar flüssig werden, schmelzen könne, das war sicherlich überall eine viel spätere Entdeckung, und einer unserer tüchtigsten Forscher auf diesem Gebiete, Hostmann in Celle, spricht daher gewiß einen allgemein gültigen Satz aus, wenn er sagt: „Immer und überall ging das einfache Schmiedehandwerk der Kunst des Metallgießens vorher."

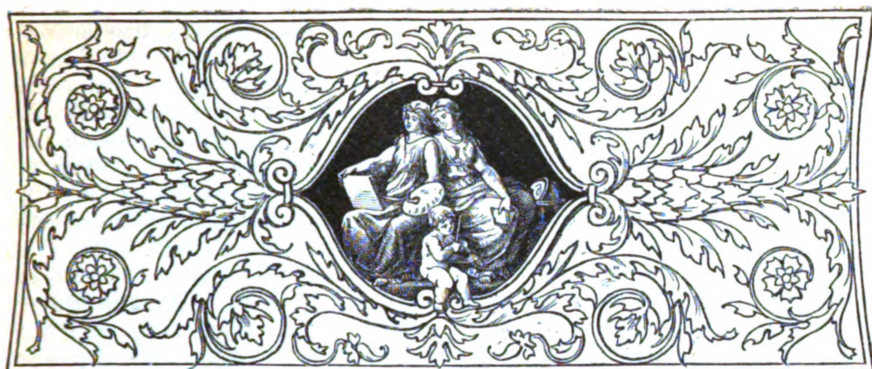
Denn bedenken wir nur, wie complicirt die Bearbeitung der Bronze ist. — Die Bronze ist einmal ein Gemisch, das nicht in der Natur vorkommt, ein Gemisch von ca. neun Theilen Kupfer und einem Theile Zinn, dessen richtige Proportionen sicherlich nicht sofort, sondern gewiß erst nach mehrfachen Versuchen gefunden wurden. Zu dem Gießen des Metalls gehören aber Formen, deren Construction ebenfalls Nachdenken erfordert. Dazu kommt, daß das Zinn zwar kein edles, aber doch ein seltenes Metall ist, das nur an wenigen

Orten in reichlicher Menge vorkommt. Es bedurfte also schon sehr entwickelter Handelsverbindungen, um diesen Artikel zur Disposition zu stellen. Alles in Allem genommen kann also wohl die Bronze niemals das Primitive sein; die Bronze ist vielmehr „die reife Frucht einer schon hohen Civilisation“, und es erscheint in der That fast absurd, anzunehmen, daß, insbesondere in Gegenden, in welchen an Eisen kein Mangel war (z. B. Schweden), der Gebrauch der Bronze dem Gebrauch des Eisens vorangegangen sein soll.

Die Gründe, welche von Seiten der Anhänger der Dreitheilung gegen den geschilderten natürlichen Entwickelungsgang vorgebracht wurden, lassen sich wohl unschwer widerlegen. Daraus, daß man in vielen älteren Gräbern nur Bronze, aber kein Eisen findet, den Schluß zu ziehen, daß Bronze das ältere Metall sei, ist deswegen unstatthaft, weil Eisen seiner Natur nach in der Erde durch Oxydation rasch zerstört wird, während die Bronze, wenn einmal von einer Oxydationskruste (Patina) bedeckt, viel widerstandsfähiger ist. Noch viel weniger statthaft ist es, deshalb, weil das Kupfer bei niedrigerem Hitzegrad schmilzt als das Eisen, annehmen zu wollen, die Bearbeitung des Kupfers sei die ältere, denn es handelt sich hier gar nicht um Gußeisen, sondern um das aus der rothglühenden Eisenluppe dargestellte Schmiedeeisen. Wenn wir nun überdies in solchen Ländern Europa's, welche nachweisbar der Cultur am allerspätesten sich öffneten, Bronzewerkzeuge und Waffen von vollendeter Beschaffenheit finden, während die gleichzeitigen Producte der Töpferkunst auf einer sehr niederen Stufe stehen, wenn diese Werkzeuge überdies in Material, Stil und Ausführung ganz den in den alten Culturländern des Mittelmeeres gefundenen gleichen, so wird man sich kaum des Schlusses erwehren können, daß eben alle diese nordischen Bronzesachen fremde, von älteren Culturvölkern stammende und von diesen importirte sind, und damit fällt eine der wichtigsten Stützen für die Annahme dieser Dreitheilung. Für einen solchen Import hat man aber in neuester Zeit die Handelswege ziemlich genau nachgewiesen und so auch von dieser Seite die Annahme des fremden Ursprungs begründen können.

Aus der vorstehenden gedrängten Darstellung ergiebt sich wohl mit Bestimmtheit wenigstens so viel, daß es sich dringend empfehle, anstatt der drei Perioden Stein-, Bronze- und Eisenzeit nur zwei, **vormetallische** und **Metallzeit**, anzunehmen; denn es hat sich erstens gezeigt, daß die Signatur der ersten Periode nicht die Anwendung von Stein, sondern der Nichtgebrauch der Metalle ist. Zweitens aber kann wohl nicht mehr bezweifelt werden, daß die Bronze keineswegs das immer und überall zuerst in Gebrauch gekommene Metall ist, und daß man daher gut thue, eine Bezeichnung zu wählen, die für alle Völker paßt und die nicht der Thatsache, daß die Schmiedekunst jedenfalls viel älter als die Kunst des Gießens ist, direct entgegensteht.

Weiter aber scheint mir eine aufmerksame Betrachtung des Entwickelungsgangs der menschlichen Industrie auf das vollste zu bestätigen, daß das Gesetz der Entwickelung aus dem Einfacheren zum Vollkommeneren, das insbesondere durch die Naturforschung der neueren Zeit als ein ausnahmslos gültiges sich erwiesen hat, nicht nur die körperliche Entwickelung der organischen Wesen beherrscht, sondern daß auch die Entwickelung der Cultur im Wesentlichen denselben Gesetzen folgt. Es erscheint mir daher nicht nur erlaubt, sondern sogar geboten, daß bei unseren prähistorischen Forschungen auch der biologischen Betrachtungsweise mehr Recht als bisher eingeräumt werde. Die Fragen: Wie hat der primitive Mensch unter den gegebenen Bedingungen gehandelt, wie mußte er handeln? wie würden wir unter den gleichen Bedingungen die Sache angreifen? diese Fragen sind neben den archäologischen und geologischen: Was hat man gefunden? wo hat man es gefunden? und was ist demnach das Aeltere? was das Jüngere? vollkommen berechtigt. Diese Anschauungsweise führt uns so mit Naturnothwendigkeit zu der Annahme, daß der Mensch von der Technik der Steinarbeit zur Metallarbeit geführt wurde, und daß somit das Hämmern oder Schmieden der Metalle, sei es Kupfer oder Eisen, das Frühere, das Gießen das Spätere war.



Literarisches Leben in den Vereinigten Staaten.

Von

Prof. Hjalmar Hjort Boyesen.

Erst seit den letzten dreißig Jahren kann man von Amerika sagen, daß es seine eigene Literatur besitzt. Einige vereinzelte Schriftsteller wie Irving, Cooper, Edgar A. Poe und jener seltene Genius Hawthorne lebten und wirkten zwar schon während der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts, es waren dies aber entschieden exotische Pflanzen, die unter der unsympathischen Kälte des geistigen Klimas und der Dürre des Bodens vielfach zu leiden hatten. Das damalige Gemeinwesen war lediglich commercieller Art; seine Interessen waren engherzig und materiell; es hatte im Wesentlichen keinerlei geistige Bedürfnisse, die nicht durch die Zeitungen und die Kanzel ihre Befriedigung fanden. Dichter und Erzähler waren äußerst überflüssig, und es ist ein Wunder, daß unter diesen Verhältnissen auch nur einige überhaupt hervortreten konnten. Bei Poe und Hawthorne war es jedoch eine Frage des Seins oder Nichtseins. In einer durch die Darwin'sche Theorie der Vererbung unerklärbaren Laune hatte die Natur in diese Beiden den leuchtenden Funken dichterischer Schöpfungskraft hineingesenkt und sie als geborene Poeten in die Welt entsandt.

Der Umstand, daß in dem Lande, wo sie zufälligerweise geboren waren, die schriftstellerische Thätigkeit als legitimer Lebensberuf noch keine Anerkennung gefunden hatte, vermochte es nicht, sie auf die Dauer zu entmuthigen. Sie sowohl als Cooper und Irving, ein jeder von ihnen isolirt und unabhängig von den anderen, haben daran gearbeitet, die literarische Thätigkeit zu einem Beruf zu erheben, und seit ihrer Zeit hat dieselbe nie über Mangel an Anerkennung zu klagen gehabt.

Welch eine radicale Umwandlung hat sich nicht in den Vereinigten Staaten seit jenen Tagen vollzogen! Seit dem großen Bürgerkriege hat die Nation ein stolzes Selbstbewußtsein gewonnen, das aber sehr verschieden ist von dem kleinlichen Provinzialpatriotismus der früheren Zeit. Aber zu einer vollständigen nationalen Ausstattung ist ja auch noch eine Literatur erforderlich, also laßt uns die Literatur schützen und fördern! Wir haben zu lange

schon in erniedrigender geistiger Abhängigkeit von Europa, besonders von England gelebt; wohlan, so laßt uns jetzt gleichfalls auf den Plan treten und zeigen, daß wir auch unsere eigene Civilisation besitzen, und dazu eine, deren Beschreibung sich der Mühe verlohnt! Viele Leute, besonders im Westen, habe ich so argumentiren hören; im Osten, wo die öffentliche Meinung Europa gegenüber weit weniger selbstbewußt ist, würde man solche Anschauungen vielleicht als kindlich belächeln. Es ist übrigens bemerkenswerth, daß die Leute, die solche Reden führen, nie zu denen gehören, die zur Unterstützung der nationalen Literatur wirklich etwas thun. Wenn sie Bücher kaufen wollen, so geben sie dem betreffenden Buchhändler einfach eine Anweisung auf, sagen wir 2000 oder 5000 Dollars und lassen ihn die Auswahl der Bücher ad libitum treffen. Ich kannte selbst einen wohlhabenden Herrn in einer Stadt des Westens, der eine Bibliothek in dieser Weise bestellte. Er hatte sich ein prachtvolles neues Haus bauen lassen, und als es fertig war, sah er, daß sein Architekt eines der Zimmer zur Bibliothek eingerichtet hatte. Nun bedarf eine Bibliothek auch der Bücher, und da er nichts von Büchern verstand und nie etwas Anderes als die Zeitung las, so ertheilte er natürlich einem Manne, dessen Geschäft es war, sich auf Bücher zu verstehen, den Auftrag, die Auswahl für ihn zu treffen. Die Büchersammlung, die dabei herauskam, war seltsam genug, das kann man sich denken, aber ihr Besitzer entdeckte nie, welcher Art ihre Eigenthümlichkeiten waren, und es konnte ihm wohl auch höchst gleichgültig sein, ob seine Bücher in Sanskrit oder in englischer Sprache geschrieben waren. Sie waren prächtig in feinstes Kalbleder und echt türkisch Marokko eingebunden und sahen in den Repositorien sehr schön und elegant aus — das war Alles, was er von seiner Bibliothek verlangte.

Ich erwähnte bereits, daß schriftstellerische Thätigkeit während der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts in unserer Republik ein prekärer und unsicherer Beruf war und sich keiner allgemeinen Anerkennung erfreute. Es ist nun eine sehr eigenthümliche Erscheinung, daß das Publikum, als wollte es seine früheren Unterlassungssünden wieder gut machen, jetzt sehr geneigt ist, nach der entgegengesetzten Richtung hin zu irren. Die Schriftsteller sind jetzt die Heroen der Gesellschaft und werden in all' den großen Städten des Nordens von Anfang bis zu Ende des Jahres mit Einladungen zu Diners, Bällen und Soireen überhäuft. Ihre Stellung in der Gesellschaft entspricht annähernd der des hohen Adels in Europa, und sie sind sehr gesucht, um einer sonst interesselosen und alltäglichen Gesellschaft durch ihre Gegenwart Glanz zu verleihen. Sie tragen jetzt nicht mehr wie in früheren Zeiten als äußeres Kennzeichen ihres Genius langwallendes Lockenhaar und vernachlässigte, schäbige Kleidung, sondern erscheinen vielmehr in tadellosem, modernem Gesellschaftsanzuge. Bei Tische halten sie witzige Reden (worin sie der europäischen Aristokratie nicht durchweg gleichen) und helfen der Wirthin in liebenswürdiger Weise, wenn die Unterhaltungsgabe derselben erschöpft ist. Wie ich einst von einer Dame in Boston hörte, sind zu einem tadellosen Diner von fünfzig Couverts mindestens zwei Schriftsteller unumgänglich nothwendig, woraus zu folgern wäre, daß als richtiges Verhältniß ein Dichter auf je fünfundzwanzig Gäste käme.

Es ist ungemein unterhaltend, das herzklopfende, erwartungsvolle Verhalten zu beobachten, mit dem junge Mädchen, die in gebührender Verehrung für intellectuelle Superiorität aufgezogen sind, sich einem berühmten Autor nähern, der in einem vornehmen Salon so zu sagen zur Ausstellung gebracht wird. Jedes von ihm gesprochene Wort soll, so wird es von ihm erwartet, entweder tiefsinnig oder glänzend epigrammatisch sein, und wenn er zufälligerweise die Bemerkung machen sollte, daß das Wetter heute sehr unangenehm oder der Frühling dieses Jahr sehr spät gekommen (beiläufig gesagt, der Frühling kommt in Massachusetts immer spät), so würde sicherlich ein Schatten trauriger Enttäuschung über die schönen jugendlichen Gesichter sich breiten und eine der jungen Damen, wenn unbeobachtet, wahrscheinlich ihrer Nachbarin zuflüstern: „Aber nein, ich glaube, er ist gar nicht etwas so besonders Bedeu-

tendes.“ Falls jedoch der fragliche Autor ein Weiser und Philosoph ist, wie etwa Emerson, so kann man in der Regel annehmen, daß auch seinen einfachsten Bemerkungen ein orakelhafter Tiefsinn untergelegt wird, wie er dem Sprecher selbst nie in den Sinn kam. Der Durchschnittsbostoner würde weit lieber seine eigene Auffassungskraft für unzureichend erachten, als Emerson für einen alltäglichen Menschen halten wollen.

In den literarischen Kreisen Bostons sowohl als New-Yorks ist es jedoch im Allgemeinen feststehende Ueberzeugung, daß diese Gunstbezeugungen der fashionablen Welt beinahe schon zu einer Verfolgung ausgeartet sind, — daß dies beständige Bombardirtwerden mit Rosen schließlich im höchsten Grade lästig und ermüdend wird. Die meisten Schriftsteller ziehen verhältnißmäßige Einsamkeit oder die anregende Geselligkeit ihrer eigenen vertrauten Kreise bei Weitem vor. Daher das seltsame Phänomen, daß nicht eine der literarischen Größen, deren Boston sich rühmt und auf die es seinen stolzen Anspruch an die geistige Führerschaft der Nation gründet, ein Einwohner von Boston ist. Longfellow lebt in einem alten, historisch berühmten Hause, das während des Revolutionskrieges Washington's Hauptquartier war und in der Stadt Cambridge, etwa vier Meilen von Boston entfernt, liegt. Er ist nicht nur der berühmteste Dichter Amerika's, sondern hat auch gerechten Anspruch auf die Ehre, einer der gastfreundlichsten Männer des Landes zu sein. Seine kleinen Mittagsgesellschaften, zu denen er nur wenige und durchaus geistesverwandte Gäste einladet, sind stets mit einer künstlerischen Vollendung hergerichtet, die sie innerhalb der culinarischen Sphäre zu ästhetischen Meisterwerken erhebt. Einmal jede Woche, zuweilen noch häufiger, nimmt sich dieser edle alte Patriarch der Dichtkunst einiger junger strebsamer „literati“ an und zieht sie an seine Tafel, wo sie stets gerade diejenigen Männer treffen, deren Bekanntschaft für sie von größter Bedeutung ist, und wo sie gelobt, ermuntert, milde kritisirt und auf die mannigfachste, liebenswürdigste Weise zum vollen Bewußtsein der Würde ihres Berufs gebracht werden. Nicht weit von Longfellow's Haus liegt der Wohnsitz des Dichters James Russel Lowell, unseres früheren Gesandten in Spanien und jetzigen Vertreters am englischen Hofe — eines Mannes, auf den seine Landsleute mit Recht stolz sein dürfen, wenn auch Europa ihn kaum anders als in seinem diplomatischen Charakter kennt. Meines Erachtens ist er der vollendetste Typus des amerikanischen Gentleman, den ich je gesehen: feiner Weltmann in seinem Benehmen und doch zugleich furchtlos, schnell entschlossen und schneidig, auffallend schön, glänzend in der Unterhaltung, wunderbar frei von jeder Art Phrase und Vorurtheil, — mit einem Worte, mutatis mutandis, ein edler Athener aus der Aera des Perikles, verpflanzt in die Mitte des 19. Jahrhunderts.

Diese beiden Männer, Longfellow und Lowell, Beide früher Professoren der Harvard University, bilden den Kern, um den sich die geistigen Kräfte Neu-Englands naturgemäß zusammenschließen. In ihrer Nähe lebte bis vor einem Jahre der begabte Novellist William D. Howells, und jenes seltsame Zwitterwesen, der europaisirte Amerikaner Henry James jun., ward gleichfalls in derselben kleinen Stadt Cambridge geboren und erzogen. Der gewandte Dichter und Erzähler Thomas Bailey Aldrich (dem die seltene Ehre widerfuhr, ins Französische übersetzt zu werden) weilt gleichfalls in der Nähe Bostons, derzeit in dem kleinen obscuren Dörfchen Ponkapog; und endlich auch der Letzte und doch der Erste, der Weltweise unserer Nation, Emerson, dessen Größe die kleine Stadt Concord erfüllt und philosophische Pilger, voll Eifer an seinem Schrein ihre Andacht zu verrichten, dorthin zieht. So leben auf einem kaum neun oder zehn Quadratmeilen umfassenden Besitze des Staates Massachusetts beinahe alle jene Persönlichkeiten, denen die amerikanische Literatur ihre erste entscheidende Entwickelung verdankt. Es liegen jedoch sichere Anzeichen vor, daß in nicht zu ferner Zukunft Boston das Scepter des literarischen Reiches verlieren wird — nur darüber sind die Meinungen noch sehr getheilt, welche von unseren großen Städten des Nordostens die größte Würdigkeit oder Aussicht habe, es an sich zu nehmen. Meines Erachtens wird keine von ihnen dasselbe empfangen. Der Norden, der Süden, der Osten, der

Westen — sie alle haben ihre eigene Civilisation, von der zwar jede Vieles mit den anderen gemein hat, aber doch auch viele augenfällige Besonderheiten des Klimas, des Bodens und des Charakters besitzt, die ihr alleiniges eigenthümliches Wesen bedingen. Unser Continent ist von solcher Ausdehnung — da er sich ja mit Einrechnung Alaska's von der arktischen Zone bis in die Mitte der Tropen erstreckt —, daß eine amerikanische Literatur, wenn sie die Nation als Ganzes repräsentiren sollte, entweder im höchsten Grade heterogen sein müßte oder überhaupt gar keine nationalen Charaktereigenthümlichkeiten aufweisen dürfte.

Alle Vorhersagungen sind deshalb hier äußerst unzuverlässig; unser nationaler Charakter ist ebenso voll von Ueberraschungen als die Scenerie unseres Landes. Jene tiefsinnigen Herren, die die Religion eines Volkes aus der Beschaffenheit seiner Nahrung deduciren und Shakespeare, gleich dem x einer algebraischen Gleichung, a posteriori aus dem englischen Klima und Roastbeef erklären, sie würden in unserem fernen Westen ein fruchtbares Feld für ihre Speculationen finden. Dort ist das Kampfesgefilde für die Cultur der Zukunft, aber welcher Art und wie beschaffen diese Cultur sein werde, das wagt Niemand a priori mit Bestimmtheit zu sagen, auch wenn ihm alle Voraussetzungen zu einer rationellen Schlußfolgerung gegeben wären. Ein Jahrhundert später, wenn das Ergebniß erst zu Tage getreten ist, dann wird man aller Wahrscheinlichkeit nach eine reiche Ernte von Theorien einheimsen, von denen eine jede die vollendeten Thatsachen auf das vorzüglichste erklären wird. Eines nur ist zweifellos gewiß. Diese emporkeimende Civilisation, sie mag beschaffen sein, wie sie will, wird sich sicherlich auf dem Gebiete der Literatur mit Entschiedenheit geltend machen, und es ist eine der bedeutsamsten Erscheinungen der letzten Jahre, daß die verschiedenen vorher noch stummen Theile des Landes, die bis dahin alle ihre Kraft auf den Handel und die Landwirthschaft concentrirten, jetzt auf einmal selbstbewußt geworden sind und damit beginnen, sich selbst zu beschreiben. Bis zum Auftreten Bret Harte's vor etwa zehn oder elf Jahren war unter Amerika in literarischem Sinne lediglich der Osten und insbesondere Neu-England zu verstehen. Boston und Umgegend schrieb für den ganzen Continent, und der Continent kaufte und las, was Boston und Umgegend zu schreiben gefiel. Jetzt ist dies Alles ganz anders geworden. Die Massachusetts-Poeten sind alt und heiser geworden (mit Ausnahme von Lowell, dessen Muse sich auf den diplomatischen Reisen so sehr erkältet hat, daß sie gar nicht mehr singt); Rivalen, und einige davon mit frischen, melodischen Stimmen, sind ihnen in New-York erstanden, und aus dem Westen erhebt sich von Zeit zu Zeit ein ganzer Chorus von wohlgemeinten, wenn auch mittelmäßigen Versen. Novellisten wachsen wie Unkraut an jeder Wegseite aus dem Boden, und die Monatsschriften werden mit Manuscripten so überschüttet, daß sie im Durchschnitt nur ein Procent der Einsendungen zum Abdruck bringen. Jeden Monat lassen unsere Verleger einen Schauer von einheimischen Novellen aus dem Osten und Westen auf den Markt herniederregnen, und das Erstaunliche dabei ist die Thatsache, daß die Mehrzahl dieser ephemeren Productionen bemerkenswerth gut geschrieben ist und eine Schärfe der Beobachtungsgabe zeigt, die einem erfahrenen Schriftsteller alle Ehre machen würde. Eine große Zahl dieser Bücher ist von jungen Damen der gebildeten Kreise verfaßt und meist gesund im Ton und treffend in der Zeichnung des Charakters. Die Lectüre derselben ist angenehm anregend und unterhaltend; der Humor (der eine allgemeine Gabe der amerikanischen jungen Damenwelt zu sein scheint) ist gefällig und fein, und man gelangt naturgemäß zu der Erwartung, daß eine Schriftstellerin, die im Stande ist, so zu debütiren, eine bedeutende Zukunft vor sich haben wird. Aber dennoch ist es eher die Regel als die Ausnahme, daß diese begabten und frühreifen Mägdlein nie wieder etwas von sich hören lassen oder ihrem ersten Aufsehen erregenden Erfolg einer zweiten Veröffentlichung ruhmlose Niederlage folgen lassen, um dann vom Schauplatz der Oeffentlichkeit in die Stille des häuslichen Lebens zurückzusinken. Man wird hierdurch zu der Schlußfolgerung gedrängt, daß das zweite Buch einer Frau ein sichereres Urtheil über die Echt-

heit ihres Talentes gewährt als ihr erstes.

Unsere literarischen Mägdlein gleichen zu sehr den Jahrhundertspflanzen; sie blühen nur einmal während ihres ganzen Lebens und bringen bei dem zweiten Versuch nur eine schwächliche, welke Knospe hervor. Bei unseren männlichen Autoren vollzieht sich hingegen in den meisten Fällen der Proceß fortschreitender Entwickelung in deutlich wahrnehmbarer und naturgemäßer Weise, außer wenn etwa, wie bei Bret Harte, eine zu plötzliche Popularität die besonnene Selbstkritik zurücktreten läßt. Ich könnte wohl ein Dutzend Beispiele anführen, werde aber aus der reichen Auswahl des mir zu Gebote stehenden Materials nur einige hervorragende Namen herausgreifen, die sich noch besonders dadurch empfehlen, daß sie zugleich die verschiedenen, oben von mir angedeuteten Phasen amerikanischer Culturentwickelung repräsentiren.

Sowohl geographisch als geistig liegen die Staaten Neu-Englands Europa am nächsten. Ihre Civilisation ist bereits dreihundert Jahre alt, und einige kostbare graue Haare beginnen schon auf ihrem Haupte sichtbar zu werden.

Es ist nicht zu verwundern, daß in einem Lande, wo Alles noch so glänzend und gefühlsverletzend neu ist, das geringste Anzeichen von Alter und pittoreskem Verfall (an allen Dingen, es sei denn an den Menschen selbst) einen gerechten Anspruch auf Ehrerbietung begründet. Daher empfinden denn auch alle loyalen Amerikaner die tiefste Ehrerbietung für Neu-England, begnügen sich aber damit, dieser Ehrerbietung nur in und aus weiterer Entfernung sich hinzugeben. Denn der Boden des Landes, verglichen mit den fruchtbaren Prairien des Westens, ist arm und unergiebig, die waldbekleideten Hügel und Berge sind in landwirthschaftlicher Hinsicht keineswegs werthvoll, so schön sie auch sein und eine wie ausgezeichnete Basis sie auch für eine poetische Liebe zur Heimath und für stolzen declamatorischen Patriotismus abgeben mögen. Neu-England ist daher ein ausgezeichneter Ort, darin geboren zu werden und — es zu verlassen, und wie man dort zu sagen pflegt, wenn Jemand das gute Glück gehabt hat, in Boston, der Metropole Neu-Englands, geboren zu werden, so braucht er nicht zum zweiten Male geboren zu werden.

Das neu-englische Element ist der Sauerteig, der den ganzen nördlichen Theil unseres Continents durchdringt. Die sämmtlichen Staaten des Westens sind meist aus Neu-England her colonisirt worden, und der Exodus dauert noch immer fort. Indessen kaufen die irischen Einwanderer, die auf einer Farm leben und reich werden können, welche für eine eingeborene amerikanische Familie kaum zum Verhungern ausreicht, die verlassenen Landgüter für eine Kleinigkeit, binnen weniger Jahre tritt eine katholische Capelle an die Stelle des viereckigen, alten puritanischen Bethauses und der Grund und Boden, den die Pilgerväter mit so harter Mühe der Wildniß abrangen, steht unter der Herrschaft jener ihrer Erzfeindin, des Weibes in Scharlach, der Kirche von Rom. Es ist wunderbar, daß der alte Governor Winthorp und Cotton Mather, als sie den Klang des irischen „brogue“ vernahmen, nicht aus ihren Gräbern auferstanden sind, um die celtischen Eindringlinge von dem durch so viele edle puritanische Erinnerungen geheiligten Boden zu verjagen.

Diese seltsame Erscheinung, die Hibernisirung Neu-Englands, ist in mehreren Erzählungen, die kürzlich erschienen, mit als Thema verwerthet worden. Namentlich hat William D. Howells sie mit bewundernswerther Kunst in seinen Werken „Private Theatricals“ und „The Lady of the Aroostook“ zur Darstellung gebracht. Die schäbigen kleinen Landstädtchen, von all' den jungen Leuten verlassen, die traurig vereinsamten Stätten der Andacht, wo alle Gemeindemitglieder über fünfzig Jahre alt sind und ein verzweifelt heiserer und altersschwacher Chorus die grimmen doctrinären Lieder mit rasselnder Stimme singt, das plötzliche Eindringen modischer Sommergäste aus den Städten in diese halberstorbenen Gemeinden, das frappirende Nebeneinandertreten von entgegengesetzten Typen und die interessanten Verwickelungen, die sich daraus ergeben — alles dies wird von Howells mit einer gewissenhaften Treue und wahrhaft künstlerischen Selbstbeschränkung geschildert, die über alles Lob

erhaben sind. Bei einer oberflächlichen Betrachtung könnte man Howells zu jener sogenannten „internationalen Schule“ rechnen, als deren Hauptrepräsentant Henry James jun. zu betrachten ist. Diese Schule beschäftigt sich vorwiegend mit Amerikanern in Europa oder mit Europäern in Amerika, und ihre Hauptarbeit ist die Vergleichung oder vielmehr Contrastirung der cisatlantischen und der transatlantischen Charaktere. Ein englischer Lord besucht zum Beispiel die Vereinigten Staaten, verliebt sich, entgegen seinen Principien und aller Familienüberlieferung, in ein geistvolles amerikanisches Mädchen, bricht die Bewerbung am kritischen Punkte ab, begegnet seiner Flamme einige Jahre später in Europa und erhält schließlich einen Korb oder wird erhört. Oder aber ein reicher Amerikaner besucht Paris, und es gelingt ihm, durch die absolute Neuheit seiner Erscheinung sich Eingang in das Faubourg St. Germain zu verschaffen, wo er mit entzückender Unkenntniß des Vorurtheils gegen „commercielle Herren“ beiläufig erwähnt, daß er sein Vermögen in Waschbalgen gemacht hat. Oder eine junge Lehrerin aus Neu-England, die durch eine seltsame Laune des Erzählers eine Tante in Venedig hat, unternimmt die weite Reise dorthin allein und auf einem Segelschiff, wo sie durch ihre herrliche Unschuld und natürliche Würde die Bewunderung zweier etwas selbstbewußter, aber im Ganzen doch ritterlicher Bostoner gewinnt und nachher in Venedig eine gewisse Sensation erregt durch das, was ein Europäer vielleicht geneigt wäre, als ihren „edlen Barbarismus“ zu bezeichnen, d. h. durch ihre Unkenntniß der künstlichen Etiquette, statt deren ihr ein nie irrender Instinct wahrer Höflichkeit eignet. Dies Letzte bildet den Inhalt von Howells' „The Lady of the Aroostook“. Die Erzählung ist in ihrer Einfachheit und durch die völlige Abwesenheit aller sensationellen Handlung beinahe idyllisch zu nennen. Den Autoren dieser Schule ist es ein Glaubensartikel, lediglich auf die Kraft ihres Geistes, die Schönheit ihres Stils und die innere Wahrheit ihrer Charakterzeichnungen sich zu verlassen. Ein abnormes Ereigniß, so interessant es auch an sich wäre, würden sie als eine unkünstlerische Concession an das rohe Verlangen des Publikums nach dem Sensationellen auf das entschiedenste verwerfen. Die natürliche Folge hiervon ist, daß sie sich mit einem verhältnißmäßig kleinen Kreise von Lesern begnügen müssen, die die Feinheiten ihrer Gedanken und ihres Stils zu würdigen vermögen. Mr. Howells' Werke haben in der Regel einen Absatz von je sechs bis zehntausend Exemplaren, während die von Mr. James kaum die gleiche Zahl erreichen. Aber James hat auch noch den englischen Markt zu seiner Verfügung und erscheint außerdem gelegentlich vor dem französischen und deutschen Publikum. Der Umstand, daß er sich selbst exilirt hat, trägt nicht dazu bei, seine Popularität bei seinen Landsleuten zu erhöhen. Er ist einer von jenen übercivilisirten Sterblichen, die für ihr ästhetisches Wohlbehagen all' des historischen Duftes und der ganzen complicirten socialen Maschinerie der alten Welt bedürfen. Er sieht in seinem Vaterlande nichts als die Unreife der Verhältnisse und das Fehlen aller der pittoresken Dinge, die seiner Meinung nach das Leben in Europa so entzückend gestalten. Typen, die einem tieferen Verständniß einen Anflug des Erhabenen darbieten würden, sind ihm lediglich seltsam. Er hat kürzlich in seinem Buch über Hawthorne eine erschreckliche Liste aller der Dinge zusammengestellt, die uns auf dieser Seite des Oceans fehlen und ohne die wir, genau genommen, kein geeigneter Gegenstand für den Novellisten werden könnten. Von Anderem abgesehen, hätten wir keine Staatskirche, keinen Adel, keine alten Schlösser, keine schindelgedeckten normännischen Hütten, keine Ascot-Rennen, keinen Clerus, kein diplomatisches Corps u. s. w. Nein, dem Himmel sei Dank, in ihrer europäischen Bedeutung haben wir diese Dinge nicht, wenngleich uns unsere eigenartigen Substituten für einige derselben nicht fehlen. Aber daß das Vorhandensein eines Adels, einer Staatskirche und alter Feudalschlösser wesentlich dazu nothwendig sein sollte, die Phantasie eines wirklichen Dichters oder Erzählers anzuregen, das verräth, wie es mir wenigstens scheint, eine so seichte Anschauung von dem wahren Wesen des Dichters, daß ich kaum Worte finden kann, die stark genug sind, dieselbe zu

verdammen. Alle diese historischen Ueberbleibsel der Vergangenheit sind als Beiwerk zweifelsohne sehr interessant, aber das wesentliche und centrale Thema des Dichters bleibt doch immer die menschliche Natur selbst, und diese ist bei uns wahrlich ebenso reich und mannigfaltig als in England oder in Deutschland. Neue Typen von überraschender Originalität entwickeln sich beständig aus den exceptionellen Lebensbedingungen unseres Continents, und wer den wahren poetischen Blick besitzt, der wird herrliche Dichtungsstoffe da entdecken, wo das gewöhnliche Auge nichts als Rohheit, Unreife und Alltäglichkeit zu sehen vermag. Henry James jun. hat unleugbar ein feines psychologisches Verständniß und beurtheilt in seiner eigenen anmaßenden Weise die Dinge mit vieler Plausibilität und scheinbarer Unparteilichkeit. Er schreibt einen Stil, der von Epigrammen und überraschenden Antithesen sprüht und funkelt, und sein Geist scheint ein Aroma exquisitester Verfeinerung auszuströmen. Metaphorisch gesprochen, riechen seine Novellen nach Rosenöl. Ein rauher und abgehärteter Pionier der westlichen Grenze würde wahrscheinlich durch diesen Geruch nicht besonders angenehm berührt werden, wenn er überhaupt befähigt wäre, denselben wahrzunehmen. Höchstwahrscheinlich würde er Moschus vorziehen. Er würde für Mr. James ein unverständliches Phänomen sein, und Mr. James für ihn ein ebenso unverständliches und vielleicht verächtliches Phänomen. Es giebt eine Art von Größe, die fähig ist, sogar mit dem zu sympathisiren, was dem eigenen Geschmack und Temperament fern liegt, eine Größe, die den warmen und starken Strom menschlicher Natur, wie er still dahinfließt oder auf tausenderlei unvorhergesehenen Wegen und Weisen hervorquillt, zu sehen vermag und in all' diesem die Hand der Natur erkennt, wie sie Alles in der Welt als Verwandtes zusammenhält. Diese Größe ist bei Mr. James nicht zu finden.

Ein dritter Autor, welchen man zur Noth auch noch unter die internationalen Novellisten rechnen könnte, ist Thomas Bailey Aldrich, der in seiner schönen Erzählung „The Queen of Sheba“ seinen Helden nebst Heldin, beide aus Amerika, eine Ferienreise durch die Schweiz machen läßt. Sie machen aber nur wenige Bekanntschaften, da sie zu sehr mit einander beschäftigt sind. Was Aldrich dabei bezweckte, war offenbar nichts weiter als ein pittoresker Hintergrund für die gleichfalls pittoreske Handlung der Liebeswerbung. Es hält wenigstens schwer, irgend einen anderen Grund für die Reise nach der Schweiz zu entdecken. Sein specielles Feld sind aber die kleinen Seehäfen an der Küste Neu-Englands, und besonders eine fictive Stadt Rivermouth, in der man ohne Schwierigkeit Portsmouth in New-Hampshire, Aldrich's Geburtsstadt, erkennt. All' die stereotypen kleinstädtischen Charaktere treten uns in seinen Erzählungen entgegen, aber reizend modificirt durch ihre neu-englische Localfärbung. Vielleicht bin ich kaum berechtigt zu sagen, daß wir ihm das Bild des typischen Mädchens Neu-Englands verdanken; Mrs. Beecher-Stowe, Mrs. Whitney und eine Anzahl Novellisten geringeren Ranges hatten in der That den Typus schon eingeführt, ehe Aldrich je seine Stimme in Prosa oder in Versen erhob. Aber man hört heutzutage nur selten noch etwas von Mrs. Beecher-Stowe's oder Mrs. Whitney's strebsamen jungen Mädchen, trotzdem dieselben die neu-englischen Charaktereigenthümlichkeiten tiefsinniger, wenn auch in unreiferer Ausgestaltung verkörperten, als dies die mehr conventionellen und unheroischen Heldinnen Aldrich's thun. Prudence Palfrey zum Beispiel, in der Novelle gleichen Namens, hat gar nichts von dem thatendurstigen Geist oder dem brennenden Wissensdurst, denen man so häufig bei den jungen Damen der Landstädtchen oder Dörfer Neu-Englands begegnet. Prudence würde sogar für den alltäglichsten Mann eine gute Gattin abgeben, und falls sie einen Genius geheirathet hätte, so würde sie ihn dazu gebracht haben, sie anzubeten, auch wenn sie vielleicht nicht fähig gewesen wäre, ihn zu verstehen. Sie ist eines jener zufriedenen, praktischen kleinen Mägdlein, die ihr Empfinden tapfer unter strenger Controle halten und dann gelegentlich durch die Tiefe des Gefühls, dessen sie sich fähig zeigen, den Beobachter überraschen; die beinahe jeder, auch der schwierigsten Lage gewachsen sind und bei

deren Anblick Einem unwillkürlich der Gedanke kommt, was für herrliche Mütter sie sein werden. Aber kein einziger dieser Züge ist ausschließlich amerikanisch, sie gehören einem gewissen Typus von jungen Mädchen an, wie derselbe sich in allen germanischen Nationen findet. Es ist vielmehr die ihr angeborene geistige Unabhängigkeit, worin Prudence für Neu-England typisch ist, und außerdem Hunderte von kleinen, weniger stark hervortretenden Zügen, die sich leichter empfinden als ausdrücken lassen. Aldrich's Charaktere sind in ihrer Zeichnung so vorwiegend aus leichten Strichen und Halbtinten gebildet, daß man häufig kaum weiß, wie man es anfangen soll, dieselben zu beschreiben. Aber trotz alledem empfängt man von ihnen beim Lesen der Bücher, in denen sie figuriren, einen sehr lebhaften Eindruck, ganz so, wie man von einem Menschen, der geistig und physisch augenfällig hervortretender Züge ermangelt, doch einen sehr bestimmten Eindruck haben kann. Man muß der Kunst dieses Autors den hohen Tribut zollen, anzuerkennen, daß es ihm gelingt, in der Darstellung dieser scheinbar gewöhnlichen und alltäglichen Leute eine reiche Fülle von Humor, Pathos und Leidenschaft zu offenbaren und ohne Zuhülfenahme irgend welcher complicirten und verwickelten Handlung seinem Leser eine Reihe entzückender Ueberraschungen zu bereiten und sein Interesse bis zum Schluß in athemloser Spannung zu erhalten. Besonders Aldrich's Humor leistet ihm gute Dienste, wie ein Irrlicht tanzt sein Witz über die Seiten und läßt durch seine sonderbaren Capricen den Leser nicht zur Ruhe kommen. Man könnte seinen Novellen den Vorwurf machen, daß sie, genau genommen, gar keine Novellen, sondern lediglich ausführlich geschilderte Episoden sind. Die Geschichte selbst ist im Vergleich zum Stil, zu den Charakterzeichnungen und den humoristischen Einfällen von sehr geringer Bedeutung, aber so lange, als diese bloßen Episoden so durchaus bewundernswerth ausgeführt sind, thut man besser daran, sie als ein neues literarisches Genus anzuerkennen, als mit ihnen darüber zu rechten, daß sie in keine der alten Formen hineinpassen.

Außer den drei erwähnten Autoren giebt es mindestens noch ein halbes Dutzend anderer, die mehr oder weniger nahe der internationalen Schule affiliirt sind. Am begabtesten von ihnen zeigte sich Miß Fletcher in ihrer sehr erfolgreichen Novelle „Kismet“. Ein blasirter Bostoner, Arthur Livingstone, und eine etwas schrille junge Dame aus dem Westen, Belle Hamlin, kokettiren mit einander unter den Pyramiden und in den Grabkammern der Pharaonen. Die übliche „internationale“ Gesellschaft von englischen Touristen, Lords und Bourgeois, ist gleichfalls vorhanden, und die Heirathsjagd zieht sich den Lauf des Nils hinunter, durch Palmenhaine, unter dem Schatten der Sphinx und durch die erhabenen Heiligthümer von Isis und Osiris, die alle mit gleich wenig Respect behandelt werden. Der Dialog ist recht lebhaft und witzig und die Schilderungen der Natur und Scenerie voll von poetischem Empfinden — aber trotz alledem war Miß Fletcher's zweites Buch „Mirage“ ein entschiedener Mißerfolg. William Bishop's „Detmold“ wäre in diesem Zusammenhange auch noch zu erwähnen und ebenso Miß Tinker's „Signor Monaldini's Niece“, die sich beide mit internationalen Liebeshändeln befassen.

Die californischen Schriftsteller Bret Harte und Mark Twain sind in Europa ebenso gut bekannt als in ihrer Heimath, und will ich sie deshalb mit Schweigen übergehen. Die Mittelstaaten haben sich jedoch erst ganz vor Kurzem in der Literatur geltend gemacht, und ihr Hauptrepräsentant, Edward Eggleston, ist ein Mann, dessen Betrachtung sich außerordentlich der Mühe verlohnt. Seines Berufs ist er ein methodistischer Geistlicher, freilich an Freiheit des Geistes und Unbefangenheit des Urtheils der Mehrzahl seiner Amtsbrüder weit überlegen. Eggleston ist ein Mann von ungemeinem sittlichen Ernst, voll verzehrenden Eifers für alles Gute und Edle und sehr gleichgültig gegen schriftstellerische Anmuth und Zierde im Vergleich zur Wahrheit und zu der Tendenz seines Werkes. Seine früheren Erzählungen waren thatsächlich in ihrem Stil von einer traurigen Unvollkommenheit und machten mehr den Eindruck von unfertigen, wenn auch interessanten Improvisationen. Die letzte jedoch, „Roxy“,

steht weit höher und hat außer ihrem Reichthum an frappanten Charakterzeichnungen und Schilderungen die volle Würde einer aus dem einfachen Leben gegriffenen wahren Tragödie. Sie spielt in den ländlichen Districten des Staates Indiana zur Zeit der Campagne von Harrison und Tyler im Jahre 1840. Aber ehe ich näher auf die Vorzüge dieser Novelle eingehe, möge mir der Versuch gestattet werden, meinen Lesern einen Begriff von den kleinen Landstädtchen des Westens und ihren socialen Zuständen zu geben, wie ich ihn während eines längeren traurigen Verweilens daselbst empfing.

Von der absoluten Monotonie eines Dorfes im Westen kann sich Niemand eine rechte Vorstellung machen, der sie nicht selbst aus Erfahrung kennt. Rund umher die weite Fläche der einförmigen Prairie, hier und da nur durch die Wellenlinie einer Hügelkette oder ein Hickorygehölz unterbrochen, das undeutlich mit dem Horizont verschwimmt oder auch scharf gegen denselben sich abhebt; Wege, die sich endlos nach allen Richtungen hin erstrecken, und darauf die erschöpft an den schwerfälligen Lastwagen ziehenden Maulthiere und Ochsen, knietief im Schmutz versinkend, falls es Winter ist, und im Sommer von dichten Staubwolken umhüllt. In den Straßen des Dorfes selbst spiegelt sich der Himmel in großen Schmutzlachen, die halbverfaulten Bretter, die statt eines Bürgersteiges dienen, schwanken unter den Füßen des Gehenden, und falls man seine Augen nicht weit offen hält, gleitet man aller Wahrscheinlichkeit nach entweder auf den schlüpfrigen Planken aus oder geräth mit dem Fuße in eines der gelegentlichen Löcher, die heimtückisch auf den Unvorsichtigen lauern. Ein Dutzend melancholischer, weiß getünchter Holzhäuser, im Stil ihrer Architektur Cigarrenkisten gleichend, mit einem schräg ansteigend daraufgesetzten Dache, gruppiren sich um den sogenannten Square oder Marktplatz, in dessen Mitte möglicherweise die Terracottafigur eines auf sein Gewehr sich stützenden Soldaten steht. Einige Kirchen, gleichfalls demselben schönen Cigarrenkistenstil huldigend, sind längs der Hauptstraße verstreut, und niedrige, kegelförmige Thürme, entweder schmutzig weiß angestrichen oder mit Zink gedeckt, entsenden von Zeit zu Zeit schreckenerregende, ohrzerreißende Töne, den Schlägen eines Hammers auf einen zerbrochenen Topf zu vergleichen. Schweine promeniren die Straße hinauf und hinunter und kommen häufig in unangenehme Berührung mit den Beinen der Menschen. Die männliche Bevölkerung solcher Dörfer kleidet sich an den Wochentagen in carrirte Baumwollen- oder in Barchentstoffe, auch die Hosen von einem dieser beiden Materialien, und dazu ein blaues oder braunes Flanellhemd nebst Schlapphut, während die Frauen ganz im Gegensatz hierzu häufig einen traurigen und erfolglosen Versuch machen, modische Costüme nachzuahmen. Gewichste Stiefel werden von dem Gemeinwesen im Großen und Ganzen mit mißtrauischen Augen angesehen, ein gestärktes Hemd würde den Träger als „verruchten Aristokraten" brandmarken, und ein reiner Kragen würde ihn zu einem gefährlichen Charakter stempeln, der aller Wahrscheinlichkeit nach mit verrätherischen Absichten gegen die Republik sich trage.

Abgesehen von der Mehrung des Besitzes (seltsam genug sterben die meisten Bürger als reiche Leute), concentrirt sich in solch einer Gesellschaft alles Interesse auf die Kirche. Wie dies in allen noch halbbarbarischen Gemeinwesen der Fall ist, ergreift von Zeit zu Zeit eine schreckliche religiöse Aufregung die ganze Stadt, und wer sich davon fern hält und nicht gewillt ist, seine Vernunft auf Befehl der Majorität über Bord zu werfen, verfällt der allgemeinen Entrüstung und Verachtung. Er mag ein vollkommen rechtlicher und arbeitsamer Bürger sein, der sich mit unermüdetem Fleiß seinem Berufe widmet, — thut nichts! es läßt sich immer irgend ein Wort der Bibel so ausdeuten, daß es die schlimmsten Maßregeln gegen ihn rechtfertigt, und wenn er nicht eine besondere Vorliebe für das Märtyrerthum hat, so muß sich der arme Mann dazu bequemen, den allgemeinen Wahnsinn mitzumachen, so lange er dauert. In solchen Zeiten ist es nichts Ungewöhnliches, auf offener Straße von einem Manne, den man nie zuvor gesehen hat, mit den Fragen angehalten zu werden: „Wie steht es mit Eurer Seele? Betet Ihr fleißig?" u. s. w. Es ist unmöglich, sich durch höfliche Ausflüchte vor dem Eiferer zu retten, er hakt sich im Knopfloch fest und

verfolgt Einen mit ruhiger, unermüdlicher Beharrlichkeit, die sich um keinerlei Zurückweisungen kümmert. Ja, man thut ihm noch einen besonderen Gefallen damit, wenn man grob wird, denn er meint, groß werde sein Lohn dafür im Himmel sein, da ja auch für ihn das Wort von der Verfolgung der Propheten gelte.

Diese religiösen Erweckungen, „Revivals“, wie man sie nennt, gehen meistens von den Methodisten aus. Ihr Eifer des Proselytenmachens, gewöhnlich aus einer seltsamen Mischung edler und unedler Motive entspringend, erfüllt einen ihrer Geistlichen oder Aeltesten mit dem Verlangen, „die jungen Männer einzusammeln“. In buchstäblicher Befolgung des Bibelwortes gehen sie hinaus auf die Landstraßen und Feldwege, und indem sie in crassem Contrast die schrecklichen Qualen, die den Sünder im jenseitigen Leben erwarten, und die Freuden, die den Heiligen bereitet sind, einander gegenüberstellen, machen sie auf die rohe Einbildungskraft der unbekehrten Eisenbahnarbeiter, Landleute und Commis in den kleinen Läden einen gewaltigen Eindruck und sammeln schließlich eine reiche Ernte von Seelen. Aber sobald diese fieberhafte Aufregung sich wieder abkühlt, wie es der Natur der Dinge nach geschehen muß, fällt die große Mehrzahl der Bekehrten in ihre alte Lebensweise zurück, bis ein neues Revival sie wieder aufschreckt. Ich habe Männer gekannt, die „die Gnade“ öfter als ein Dutzend Mal und ebenso viele periodische Rückfälle erfuhren. Trotz alledem läßt sich nicht leugnen, daß diese Revivals viel Gutes wirken. Diesen rohen Fanatikern von Duldung oder von Anerkennung der Rechte Anderer zu predigen, würde ungefähr ebenso viel nützen, als wenn man ihnen einen Vortrag über höhere Mathematik halten wollte. Sie würden Einen mit irgend einem Bibelcitat zu Boden schmettern und Einen noch dazu für die Mühe, die man sich gegeben, gründlich verachten. Aber ihre Auffassung des Christenthums, die keine höheren Abstractionen als Gerechtigkeit und Lohn und Strafe kennt, entspricht genau ihrer geistigen Entwickelungsstufe und übt zweifelsohne einen erziehenden Einfluß auf sie aus, indem dieselbe sie zu guten Handlungen antreibt und sie in der Unterdrückung ihrer wilden Leidenschaften unterstützt.

In politischer Hinsicht bildet solch ein Gemeinwesen an der Grenze eine um nichts weniger interessante Studie als beziehentlich seines religiösen Lebens. Der 4. Juli, der Jahrestag der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung, ist naturgemäß eine willkommene Gelegenheit zu großem patriotischen Jubel, und die Rede, die irgend ein hervorragender Bürger im Rathhaus oder bei schönem Wetter auf dem Marktplatz hält, vergißt nie, unser beneidenswerthes Los auf dieser Seite des Oceans mit der bejammernswerthen Lage der geknechteten Völker Europa's zu vergleichen. Es wird vorausgesetzt, daß die Bevölkerung der „verweichlichten Monarchien“ einen großen Theil ihrer Zeit damit hinbringt, voll Bewunderung und sehnsüchtigen Verlangens über den Ocean nach unseren freien Institutionen und unserer wunderbaren Prosperität hinüberzublicken. Der Durchschnittsbürger liest mit einer gewissen Befriedigung die Berichte von der Hungersnoth in Irland, in Schlesien oder in Indien, für die er natürlich die gekrönten Häupter ausschließlich verantwortlich macht, und ergeht sich dabei vielleicht in einer kleinen patriotischen Meditation über die „Segnungen der Freiheit“, die seiner Ansicht nach die einzige Panacee für alle irdischen Uebel ist. Jedes Frühjahr sieht er Scharen von schmutzigen und in Armuth verkommenen europäischen Einwanderern, die froh sind, für eine geringe Kleinigkeit wie die Ochsen zu arbeiten, und gelangt so naturgemäß zu der Meinung, daß diese Leute die normale Beschaffenheit der Einwohner Europa's repräsentiren. Die große Mehrheit dieser Einwanderer ist nicht einmal des Lesens kundig, während in Amerika ein weißer Eingeborener, der diese Kenntniß nicht besäße, in der That ein seltenes Phänomen sein würde. Zweifelsohne hat der patriotische Durchschnittsbürger in seiner Meinung Recht, daß wir die civilisirteste Nation auf der ganzen Erde sind, falls „das größte Wohlbefinden für die größte Zahl“ wirklich das Ziel der Civilisation wäre. Freilich dürfte bei Anlegung eines anderen Maßstabes das Resultat sehr verschieden sein.

Ich habe mich bemüht, die Scene, auf der Eggleston's politisch-religiöse Dramen

spielen, nicht auf Grund des aus seinen Werken geschöpften, sondern des durch meine eigenen Beobachtungen gewonnenen Materials zu schildern. Eggleston's Urtheil würde wahrscheinlich in mancher Hinsicht von dem meinen abweichen, und Alles, was er zu Gunsten der Secte, der er angehört, und des Landes, in dem er seine Jugend verlebte, anführen könnte, würde auf achtungsvolle Erwägung Anspruch erheben dürfen. Seine Novellen „The Hoosier Schoolmaster", „The End of the World", „The Mystery of Metropolisville", „A Man of Honor", „The Circuit-Rider" und „Roxy" sind alle einer außerordentlichen und wohlverdienten Popularität theilhaftig geworden, und von allen Seiten werden sie als werthvolle Beiträge zur amerikanischen Culturgeschichte anerkannt. Aber ganz abgesehen von ihrer historischen Bedeutung, besitzen sie auch noch ein allgemeineres Interesse, sofern sie sich mit ganz ungewöhnlichen und noch unverbrauchten Typen der menschlichen Natur beschäftigen und zugleich, wenn auch nie in erster Linie, psychologische Probleme behandeln, die zwar nicht ganz neu sind, aber doch wiederholte Aufmerksamkeit verdienen. Trotz alledem empfängt man beim Lesen von Eggleston's früheren Erzählungen einen tieferen Eindruck von der Vorzüglichkeit seines Materials als von der Bedeutung seiner schriftstellerischen Leistungen. Man erkennt deutlich, daß er kein geborener Erzähler ist, sondern erst im späteren Leben die Feder ergriff, als er entdeckte, einen wie reichen Vorrath unschätzbarer Erfahrungen sein Geist in sich aufgespeichert hatte. Man kann auch deutlich das stetige Wachsen seiner Geschicklichkeit in der Charakterzeichnung und in der mehr technischen Construction der Handlung verfolgen, und bei der Lectüre von „Roxy" muß man zugestehen, daß ihm hier ein in gleichem Maße wahrhaft künstlerisch vollendetes als populäres Werk gelungen ist. Hier hat der Autor seine volle Höhe erreicht und ist berechtigt, sich den nach unserem transatlantischen Maßstabe Größten als ebenbürtig zur Seite zu stellen. Er ist kein Balzac oder Thackeray, aber bei Weitem frischer, edler und wahrer als Trollope, Wilkie Collins, Edmund Yates und alle jene anderen Engländer zweiten Ranges, die sich der Ehre erfreuen, in fremde Sprachen übertragen zu werden. Einige der Charaktere in „Roxy", wie Nancy Kirtley, Major Lathers und Roxy selbst, würden einen Prosper Mérimée entzückt haben, der unermüdlich unsere Erde nach Gestalten durchsuchte, die die ursprüngliche menschliche Natur zu reinem und kräftigem Ausdruck brächten.

In einem weiteren Artikel werde ich die Vertreter des Südens in der amerikanischen Literatur besprechen und die Schilderung der merkwürdigen gesellschaftlichen Zustände versuchen, als deren Exponent und zugleich auch unbewußtes Resultat dieselben betrachtet werden müssen.





Die Engländer in Südafrika 1878 bis 1879.

Von

Rembert Freiherr v. Münchhausen.

Englands Macht beruht im Wesentlichen auf seinen reichen überseeischen colonialen Besitzungen, welche es nicht nur zum Herrn über alle Meere und des Welthandels gemacht, sondern ihm auch die gewichtige Stimme im Rathe unserer continentalen Mächte verschafft haben. Neben den seinen eigenen, vorzüglich mercantilen Interessen dienenden Bestrebungen in den fernen Welttheilen ist England der Träger einer großartigen Culturaufgabe, wurzelnd in der Erschließung und Ausbeutung noch unerforschter Zonen und in der Civilisirung und Christianisirung wilder Völkerschaften. Ganz besonders gilt dies für Südafrika, wo zur Zeit keine rivalisirende Nation, wie z. B. in Asien, dem englischen Vorrücken ein gebieterisches Halt zurufen kann und wird. Mögen uns Deutschen, als vorwiegend continentaler Macht, die wir nur mit ebenbürtigen civilisirten Nationen in Berührung kommen, die Mittel und Werkzeuge der englischen Colonialpolitik in Südafrika nicht immer nach unserem Sinne erscheinen, so sind dort eben die Verhältnisse mit anderem Maßstabe zu messen — dort heißt es: Sein oder Nichtsein, und erst nach Niederwerfung aller widerstrebenden Elemente kann das civilisatorische Werk beginnen. Wäre dem nicht so, wir würden uns schier verwundern ob des englisch-südafrikanischen Treibens vom Beginn dieses Jahrhunderts an bis auf den heutigen Tag.

Als durch den Wiener Frieden England in Besitz des Caplandes kam, zwang es die dortigen Ansiedler, die holländischen Boers oder Bauern, welche nach anderthalb Jahrhunderte zählender Anstrengung die eingeborenen Stämme der gelben Hottentotten unterjocht, die wilden Thiere nach Norden verjagt und das Land urbar gemacht hatten, zum Verlassen ihrer Wohnplätze. Mit Weib, Kind und Vieh, den Hirtenstab in der einen, die Büchse in der anderen Hand, zogen die holländischen Boers — übrigens ein Mischvolk verschiedener europäischer Nationen mit vorwiegend holländischem Typus — in Scharen über die Berge nach Nordosten, unter neuen Kämpfen sich den Weg bahnend und die braunen Betschuanen-

stämme unterwerfend, aber stets gefolgt von den sie verdrängenden britischen Ansiedlern. Auch die heutige Colonie Natal an der Ostküste, welche sie den schwarzen Kaffern abgerungen, mußten sie den Engländern überlassen. Nach mancherlei zum Theil tragischen Schicksalen erreichten die Boers das Gebiet nördlich des Oranje- und Vaalflusses und gründeten hier die beiden gleichnamigen Republiken. Diese wurden endlich 1852 und 1854 von den Engländern als unabhängig und selbständig anerkannt; die britische Regierung sprach es damals aus, daß sie die muthigen Boers als einen festen Damm zwischen den eigenen Besitzungen und den räuberischen Eingeborenen nöthig habe und in ihnen die Vorkämpfer sähe für Entdeckung, Handel und Civilisation. Trotz dieser anerkannten Pionierdienste der Boers gelang es aber erst den Engländern, in den neu erworbenen Colonien mit unübertroffenem Geschick geordnete Zustände einzuführen. Anerkennung der Menschenwürde, Aufhebung jeder Form von Sclaverei, strenge Rechtspflege, Hebung der socialen Wohlfahrt und des Handels und Förderung der Wissenschaft sind das eigenste Werk des britischen Regimes. Mehr oder weniger unbewußt unterstützt wurde und wird England in seiner Culturarbeit durch die christliche Mission mit ihren Schulen und Bildungsstätten. Ihr, und vorzüglich der deutschen Mission, hat es die Civilisation der Hottentotten des Caplandes zu verdanken, durch ihr Wirken allein ist das Klein-Namaqualand an der Westküste eine leichte Beute Englands geworden und wird das Groß-Namaqualand demnächst eine solche werden.

Mit gleichem Eifer, aber schwächerem Erfolge arbeiten die Missionäre unter den kriegerischer gesinnten Betschuanen östlich der Kalihariwüste; fast erfolglos dagegen bleibt die Missionsarbeit in dem Gebiete der wilden Kaffern jenseit des Drachengebirges der Ostküste entlang. Die Kaffern, denen die Anerkennung des Christengottes gleichbedeutend mit der Unterwerfung unter die weiße Race ist, verschließen sich der vordringenden Cultur mit allen Kräften, und daher muß England bis heutigen Tages an der Ostküste Südafrika's den Bestand seiner Besitzungen fast allein durch das Schwert und die rohe Gewalt zu sichern suchen. Schon seit langer Zeit lauerten die heidnischen Kaffern auf den günstigen Moment, wo sie dem drohenden Vorrücken der Weißen ein für alle Mal ein Ende und sich selbst zu den alleinigen Herren von Südafrika machen könnten. Zum Glück fehlte aber stets die Einigkeit unter den schwarzen Stämmen, blutige Kriege unter einander machten ein gemeinsames Vorgehen gegen den gemeinsamen Feind unmöglich. England benutzte wohlweislich die Eifersucht der wilden Häuptlinge zu seinem Vortheil, es schürte ihre Bruderkriege und trat nach gegenseitiger Schwächung als Vermittler auf. Ueberzog ein einzelner Stamm die britische Colonie mit Krieg, so zerschellte er an der Ueberlegenheit der englischen Waffen und Führung.

Erst neue Verwickelungen zwischen den beiden weißen Mächten Südafrika's, den Engländern und den holländischen Boers, während deren die letzteren unterlagen, wurden die mittelbare Veranlassung, daß die Kaffernstämme sich zum Entscheidungskampfe aufrafften.

Im Jahre 1868 legte die britische Capregierung Beschlag auf das Basutoland, dessen wilde Einwohner der Oranje-Freistaat nicht zu zügeln vermochte, und schuf sich so eine sichere Verbindung der Capcolonie mit der durch das „Freie Kaffernland" abgetrennten Colonie Natal. Bald darauf führte die Entdeckung der Diamantenfelder im West-Griqualand zu einem weiteren Gebietsverluste des Oranje-Staates. Die reichen, plötzlich zu Tage geförderten Schätze lockten Tausende beute- und abenteuerlustiger Männer aus aller Herren Ländern an; ihnen folgten Scharen von braunen und schwarzen Eingeborenen, welche sich als Diamantengräber bei den Weißen verdingten. Schnell blühte der ergiebigste Handel in der bis dahin wüsten, schwach bevölkerten Einöde auf, daneben aber wucherten Diebstahl und Betrug, Raub und Mord in erschrecklicher Weise. Die Eingeborenen, und unter ihnen besonders die Kaffern, arbeiteten oder stahlen vielmehr auf den Diamantenfeldern nur so lange, bis sie sich ein Gewehr und Munition erstanden hatten; dann kehrten sie in ihre Heimath zurück, und neue Tausende traten an ihre

Stelle, um in gleicher Weise zu verfahren.

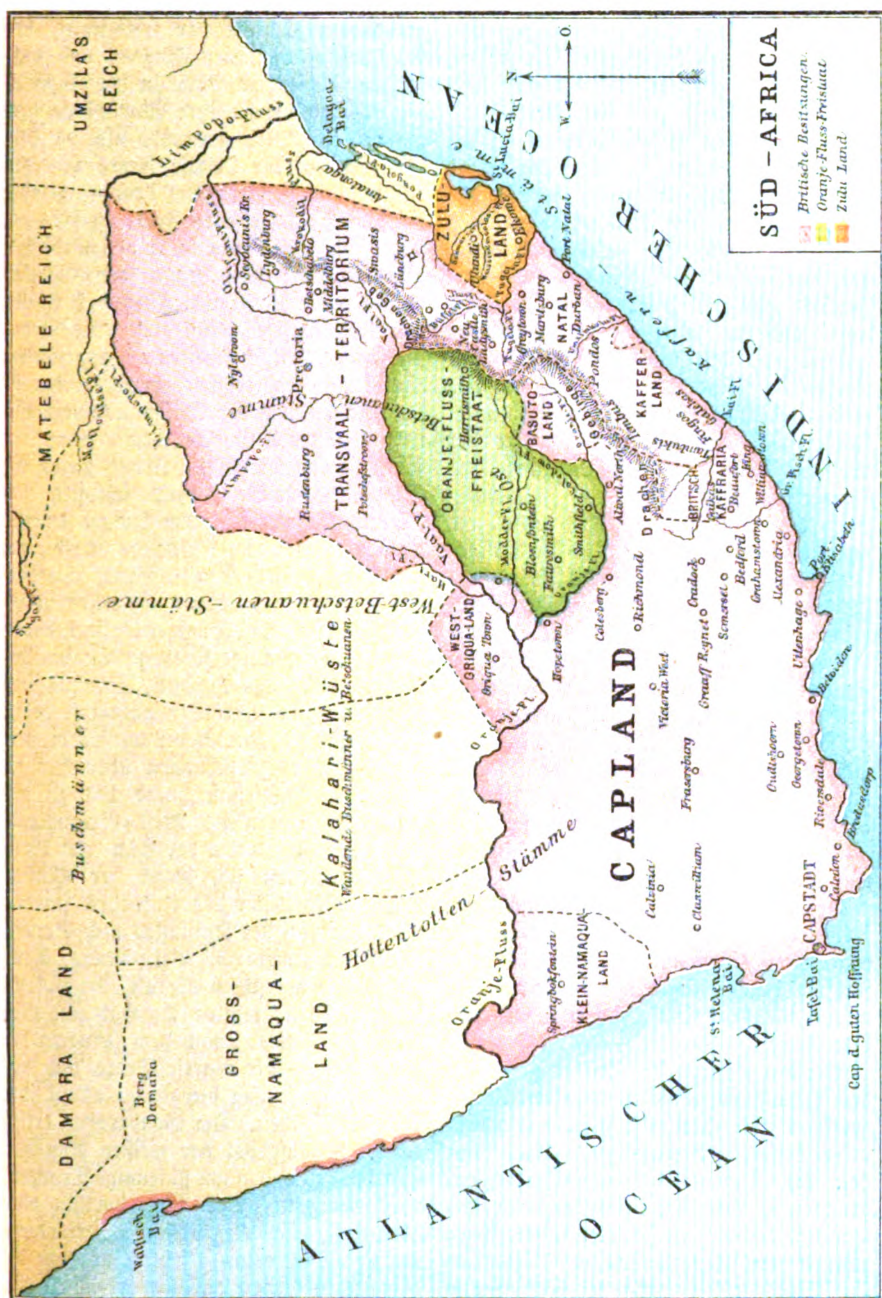
Die Regierung des Oranjestaates war nicht im Stande, die Ruhe und Ordnung aufrecht zu halten, und abermals intervenirte das britische Gouvernement mit seiner Polizei und seinen Truppen. Das 800 deutsche □ Meilen große Griqualand fiel 1871 der Capcolonie gegen eine geringe Entschädigung zu.

Folgenschwerer noch gestaltete sich das Schicksal der Transvaalrepublik. Dieselbe strebte, zumal nach der Entdeckung von Goldfeldern im Bezirk von Lydenburg, nach einer Verbindung, einer Niederlassung am Meere, um schneller und billiger ihre Producte aus- und europäische Waaren einführen zu können, welche, bisher von schweren Steuern belegt, ihren Weg durch die britischen Besitzungen am Cap und in Natal nehmen mußten. Als nächster, als einzig praktikabler Punkt bot sich die im Besitze der Portugiesen befindliche Delagoabai an der Ostküste dar.

Der Präsident des Transvaal bemühte sich in Holland für den Bau einer Eisenbahn von der Hauptstadt des Landes, Pretoria, nach jener Bai und ferner in Portugal um einen Handelsvertrag. Die englische Regierung, entschlossen, in keinem Falle die Boers an der See festen Fuß fassen zu lassen, erhob sofort Territorialansprüche auf die Delagoabai. Frankreich endete den darob entstandenen Streit durch einen Schiedsspruch zu Gunsten Portugals. England erreichte aber immerhin den Aufschub des Eisenbahnbaues, und die Transvaalrepublik, die bereits ungeheure Summen geliehen und kolossales Material zu jenem Bau aufgehäuft hatte, stürzte sich in eine untilgbare Schuldenlast.

Mit aufmerksamen Blicken verfolgte die Capregierung den allmäligen Verfall des Bauernstaates. Im Jahre 1875 glaubte sie durch den Vorschlag einer Conföderation aller Colonien und Staaten Südafrika's auf die einfachste Art den unliebsamen Zuständen jenseits des Oranje- und Vaalflusses ein Ende machen zu können. Dies Project stieß auf den heftigsten Widerstand der beiden Freistaaten, als innere Unruhen im Transvaal die Engländer zum directen Einschreiten nöthigten.

Der zwischen dem Olifant- und Steelpoortflusse im Lydenburger Districte hausende Kaffernhäuptling Sekukuni hatte mit unverkennbarem Geschick und großer Energie im Jahre 1876 einen Aufstand ins Werk gesetzt, der sich schnell über den ganzen Nordosten des Transvaal verbreitete. Nur mit größter Anstrengung, unterstützt durch die Freischaren Schlickmann's, eines ehemaligen preußischen Offiziers, gelang es den Boers, Sekukuni in seine Berge zurückzutreiben. Völlig machtlos schien aber die Republik, als 1877 der König Ketschwayo, der Beherrscher der Zulukaffern, seine alten Ansprüche auf das Gebiet zwischen dem Pongolafluß und dem Blutfluß wieder geltend machte und seine Regimenter an der Grenze versammelte. Ketschwayo's kriegerische Drohungen ermuthigten die Zwazikaffern des Transvaals zur Rebellion, und der Häuptling Sekukuni erschien von Neuem vor den Thoren Lydenburgs, Tod und Verderben unter die wehrlosen holländischen Ansiedelungen schleudernd. Die Kriegsunruhen, der völlig stockende Verkehr und die wachsende Schuldenlast riefen eine allgemeine Mißstimmung im Lande hervor. Diesen günstigen Augenblick benutzte die britische Capregierung zu Verhandlungen über die Köpfe der Boers hinweg mit den drei schwarzen Feinden. Infolge der ihnen verheißenen Erfüllung ihrer etwaigen gerechten Ansprüche stellten sie die Feindseligkeiten ein; kurz, durch diplomatische Ueberlegenheit wurde noch einmal der drohende allgemeine Kaffernkrieg hintertrieben, welcher für die ungerüsteten englischen Colonien hätte verderbenbringend werden müssen. Im Mai 1877 erschien aber der britische Bevollmächtigte Sir Theophile Shepstone im Transvaal und erklärte das 5400 deutsche □ Meilen große Land für britisches Eigenthum und sich selbst zum Gouverneur der neuen Colonie, um ein für alle Mal den ohnmächtigen Boers aus ihrer schlimmen Situation herauszuhelfen. Freilich gingen zahlreiche protestirende Deputationen der Boers nach der Capstadt und nach London und drohten mit einem Aufstande, falls ihnen die einst garantirte Unabhängigkeit jetzt verweigert würde; aber die englische Regierung konnte und durfte im Interesse ihrer eigenen Sicherheit das Geschehene nicht mehr rückgängig machen.



Durch das annectirte Transvaalgebiet umklammerte jetzt England das Land der Kaffern fast vollständig und schien dasselbe nach Gefallen erdrücken zu können.

Dies fühlten die schlauen Kaffernhäuptlinge mehr wie je, und eine allgemeine, schnell anwachsende Gährung bemächtigte sich der einzelnen Stämme. Wie gewaltig die Aufgabe und Verantwortung des

allerdings mit großen Vollmachten im Jahre 1877 am Cap eintreffenden Generalgouverneurs Sir Bartle Frere waren, wird aus Folgendem noch schärfer hervortreten: Zuerst gab die Verhältnißzahl der Weißen zu den Farbigen in den Colonien zu denken. In der Capcolonie wohnen über doppelt so viel Farbige als Weiße, in Natal nur 72000 Weiße gegen 300000 Eingeborene, im Transvaal sogar nur 50000 Weiße gegen 1 Million Farbige und endlich im „Freien Kaffernland" und im Zulureiche je $^1/_2$ Million Schwarzer, die nur oberflächlich mit weißen hausirenden Kaufleuten und den wenigen Missionären in Berührung kamen. Ferner war das bisherige Prestige der Weißen durch die Zerbröckelung des Oranjefreistaates und den Zusammensturz der Transvaalrepublik mehr und mehr geschwunden; besonders die Kaffern verhöhnten die ohnmächtigen Boers und spotteten über die vor ihren Augen entfaltete geringe militärische Macht Englands. Kaum 4000 britische Soldaten standen in den weiten Colonien verstreut; das nur schwache Freiwilligencorps der Colonisten war eben erst in der Formirung begriffen, und ehe der lediglich an seine Geschäfte denkende, dem Kriegsdienste abgeneigte weiße Ansiedler dem Rufe zur Fahne folgte, verging sicherlich eine lange kostbare Zeit.

Ueberdies leistete der Transvaalboer fortgesetzt passiven Widerstand gegen alle englischen Verordnungen; auf seine Unterstützung konnte England nicht rechnen, es mußte vielmehr sein Einverständniß mit dem Feinde fürchten.

Bei den Kaffern dagegen steigerte sich das Bewußtsein ihres numerischen Uebergewichts und ihrer Macht in dem Maße ihrer besseren Bewaffnung. Nicht nur von den Diamanten- und Goldfeldern brachten sie Gewehre heim, auch die Gewinnlust der weißen Händler führte ihnen Massen von Feuerwaffen und Munition zu. Wohlgerüstet stand der Kaffer zum Kriege bereit, nur harrend auf den Ruf seiner Häuptlinge. Gegen Ende 1877 genügte ein in die glimmende Masse geworfener Feuerbrand zur Entfachung der Flamme eines allgemeinen Aufstandes.

Der Kaffernstamm der Galekas aus dem „Freien Kafferlande", unter Führung seines Häuptlings Kreli, überfiel den benachbarten Stamm der friedlichen, den Engländern ergebenen Fingos, und diese suchten Schutz und Hülfe in der Capcolonie. Schon waren ihre Wohnplätze verwüstet, ihr Vieh geraubt, als es dem Gouverneur Sir Bartle Frere mit den eiligst zusammengerafften Truppen gelang, die Galekas im offenen Felde zu schlagen. Kreli floh, Rache sinnend, zu den nördlichen Pondokaffern; das Land der Galekas wurde unter die treuen Fingos vertheilt, den Aufständischen selbst aber neue Wohnplätze in „Britisch Kaffraria" angewiesen. Kaum hier eingetroffen, verweigerten sie die Auslieferung der Waffen und vereinigten sich mit den Gaikas, deren Häuptling Sandili nun gleichfalls Front gegen die Engländer machte. Bald schlossen sich sämmtliche unter britischer Hoheit stehende Kaffernstämme dem Aufstande an; die bei den Weißen dienenden Kaffernknechte verließen Dienst und Lohn und griffen zu den Waffen. Im „unabhängigen Kaffernlande" bewog der flüchtige Kreli zu Beginn des Jahres 1878 die Pondos, Tembus und Tambukis zum Vernichtungskampfe gegen die Weißen. Die Rebellion verbreitete sich unter den Betschuanen über Basutoland am Oranjefluß hinab bis zu den Diamantenfeldern im West-Griqualand. Nur die Hottentotten der Süd- und Westküste verhielten sich Dank der Mission ruhig. Als Leiter des Aufruhrs standen Kreli nördlich des Kaiflusses und Sandili in Britisch Kaffraria. Verwüstung, Raub und Mord herrschten überall, die Colonisten flüchteten, kopflos ihr Hab und Gut hinter sich lassend, nach dem Inneren der Capcolonie. Sir Bartle Frere und mit ihm die Regierung bewahrten allein ihre Unerschrockenheit. Der Gouverneur erließ ein Massenaufgebot der weißen Ansiedler und bat in London um schleunige Truppenverstärkungen. Der Weg dorthin war aber weit, eine telegraphische Verbindung mit dem Mutterlande fehlte, und ehe die dringenden Bitten dasselbe erreichten und Truppen am Cap eintrafen, vergingen über sechs bange Wochen. Der endlich mit den für die riesige Aufgabe nur spärlich bemessenen Verstärkungen anlangende General Thesiger schlug zwar vereinzelte schwarze Scharen in die Flucht, wagte es aber nicht, ihnen in die sicheren Schlupf-

winkel der unwirthbaren Berge zu folgen. Mehrfach erschienen Tausende von Kaffern, Unterwerfung heuchelnd, bei den Engländern, aber nur, um wenige Tage lang ihre ausgehungerten Magen mit englischem Brote zu füllen und dann neugekräftigt wieder zum Kampfe zu eilen. Nach großen Opfern und Mühsalen gelang dem General Thesiger die Einschließung Sandili's in den Bergen und Wäldern zwischen Beaufort und King-Williams-Town. Sandili versuchte durch kühne Ausfälle vergeblich seine Freiheit wiederzugewinnen, bis endlich der stolze Gaikafürst seine Kampfeslust mit dem Tode bezahlte und die führerlosen Unterhäuptlinge ihre Unterwerfung anboten.

Auch auf dem Kriegsschauplatze im „Freien Kafferlande" gewannen die Engländer allmälig die Oberhand, weniger durch die Gewalt der Waffen, als begünstigt durch eine infolge anhaltender Dürre unter den Kaffern ausgebrochene Hungersnoth. Ein Stamm nach dem anderen streckte die Waffen, nur der unbeugsame Kreli mit seinen Getreuen entzog sich der englischen Justiz durch die Flucht in das Drachengebirge. Das „Freie Kafferland" wurde unter britische Controle und Verwaltung gestellt und der Friede am 1. August 1878 proclamirt. Trotzdem zogen noch lange gewaltige Kaffernhaufen plündernd und mordend durchs Land; neue Aufstände auf den Diamantenfeldern riefen die Truppen dorthin; auch der Basutofürst Moirosi trotzte noch immer der englischen Macht, und der alte Ruhestörer Sekukuni hatte längst wieder seine Raubzüge im Transvaal begonnen. Ebenso wenig wie einst die Boers konnten ihn jetzt die Engländer niederhalten. Vor dem gegen ihn ausgesandten Obersten Rowland ging er zwar in seine Bergfestung zurück; die Einschließung derselben mußte aber wegen Lebensmittel- und Wassermangel wieder aufgegeben werden. Sir Shepstone bot unterdeß Alles auf, um die rebellischen Boers im Zaume zu halten.

Warum saß nun aber während des Aufstandes 1878 der mächtige Zulukönig Ketschwayo so nichtsthuend und mißmuthig in seinem königlichen Kraal zu Ulundi und ließ seine stammverwandten schwarzen Brüder sich nutzlos verbluten? Sein Eingreifen hätte sicherlich damals den Untergang der englischen Colonien Südafrika's mit all' ihrer Cultur und die Auferstehung der Macht des barbarischen Heidenthums bedeutet! Nur Eifersucht und gekränkter Ehrgeiz hatten ihn am Losschlagen gehindert, denn der von ihm beanspruchte Oberbefehl über sämmtliche Kaffernstämme war ihm verweigert worden. Dann war aber der Gouverneur im Transvaal, Sir Shepstone, doch noch schlauer und geschickter als der verschlagene Wilde und hielt ihn fortgesetzt mit Unterhandlungen über das streitige Gebiet am Blutflusse hin. Wohl hatte Ketschwayo seine Regimenter an der Transvaal- und Natalgrenze concentrirt, was die Engländer zu Gegenmaßregeln veranlaßte; seine Unschlüssigkeit und Unthätigkeit aber ermöglichte die Niederwerfung der übrigen Kaffernstämme.

Der Generalgouverneur Sir Bartle Frere war sich längst darüber klar, daß eine friedliche Nachbarschaft mit den raublustigen, wilden Zulus auf die Dauer unmöglich sei, daß aber auch ihre Kriegsmacht allein ein nicht zu verachtender Gegner sein würde. In diesem Sinne berichtete er wiederholt nach London, aber, wie wir sehen werden, ohne dort vorläufig ein offenes Ohr zu finden. Ehe ich auf den schneller als vermuthet ausbrechenden Zulukrieg selbst eingehe, sei gestattet, Einiges über die Person Ketschwayo's, sein Heer und die Sitten seines Volkes einzuschalten.

Schon die ersten Könige der Zulus, Chaka und nach ihm sein Bruder Dingan, zeichneten sich durch wilde Grausamkeit und blutiges Regiment aus. Erwähnt sei nur, daß Chaka zur Feier des Todes seiner Mutter an 50 000 Seelen seiner Unterthanen hinschlachten ließ; daß Dingan mit eigener Hand seinen königlichen Bruder und alle seine Weiber und Kinder ermordete, und trotzdem, ja gerade deswegen wurden Beide von ihrem Volk bewundert und auf Händen getragen. Anders war ihr Nachfolger Panda geartet, ein träger, corpulenter Fürst, der nicht im Stande war, die widerspenstigen Zulus und am allerwenigsten seine eigenen wilden Söhne Umbalazi und Ketschwayo im Zaume zu halten. Die Verweichlichung der Zulunation unter ihrem Vater fürchtend wie diesen selbst verachtend, strebte Jeder von

ihnen nach der Herrschaft. Ihre Krieger trafen sich im December 1856 am Tugelaflusse zu blutiger Schlacht; eine Hälfte des Volkes kämpfte gegen die andere, bis Umbalazi's Männer erlagen. Ketschwayo ließ nun das ganze Land an der Tugela durchziehen und alle Anhänger seines Bruders nebst Weibern und Kindern, die sich dorthin geflüchtet hatten, schonungslos niedermachen. Gegen 100 000 Menschen erlitten in der mehrtägigen Schlächterei den grausamsten Tod, ihre Leichen wurden in die Tugela geworfen, und der vom Blute geröthete Fluß trieb sie dem Ocean zu.

Noch lange wüthete der Bürgerkrieg, bis König Panda sich mit der Bitte um Intervention an die Colonialregierung in Natal wandte. Der dortige Gouverneur, der uns später im Transvaal bekannt gewordene Sir Shepstone, erschien 1861 unter sicherer Bedeckung im Zululande und erklärte den Prinzen Ketschwayo als den dereinstigen Thronerben. Panda starb 1872, nachdem er während seiner langen Regierung den Boers und den Engländern ein friedlicher und gefälliger Nachbar gewesen war.

Jetzt bestieg Ketschwayo den Thron. In wohlüberlegter Heuchelei schickte er eine Gesandtschaft mit reichen Geschenken und der Bitte an Herrn Shepstone nach Natal, ihn feierlich im Namen der Königin von England als Beherrscher der Zulunation zu installiren. Gern wurde ihm gewillfahrt, und im August 1873 rückte Sir Shepstone mit glänzendem Gefolge abermals über die Tugela. Nach beschwerlicher Reise, aber bejubelt von den Eingeborenen, traf er am 1. September in Ulundi ein und rief Ketschwayo als König aus.

Zugleich verkündete er dem lauschenden Volke ein mit dem Könige vereinbartes Grundgesetz für die neue Regierung, wonach alles willkürliche Blutvergießen im Zululande aufhören, kein Zulu ohne Gerichtsverhandlung verurtheilt werden sollte und die Todesstrafe nur für schwere Verbrechen durch den König verhängt werden durfte. Ferner sollten die Missionsstationen im Lande beschützt werden. Kaum war Sir Shepstone, im Bewußtsein einer vollbrachten guten That, nach Natal zurückgekehrt, als Ketschwayo, hohnlachend über die Leichtgläubigkeit der Engländer, sein Volk nach seiner Art zu regieren begann. Er war ja in der That der unumschränkte Herrscher eines urwüchsigen treuen Volkes.

Der Zulu überragt die anderen Kaffernstämme in geistiger und körperlicher Beziehung bedeutend, er ist intelligenter, kräftiger und größer, aber auch grausamer und wilder als jene.

„Ein Zulu macht stets den Eindruck eines Dandy," sagt der englische Ethnologe Trollope, „er mag noch so armselig, noch so dürftig gekleidet sein, immer sieht er aus wie ein Aristokrat — er ist der schwarze Edelmann. Wirf ihm einige Lumpen zu, und siehe da, er weiß sich so mit ihnen zu drapiren, daß du darauf schwören möchtest, er habe sich dieselben eigens machen lassen, weil er eines malerischen, eigenartig geschnittenen Gewandes bedurfte, um seine körperlichen Vorzüge, das Ebenmaß seiner wohlgeformten Glieder, die Größe seiner kräftigen Statur und die Schwärze seiner Haut, in das beste Licht zu setzen.

„Die Frauen, ebenso proportionirt gebaut wie die Männer, tragen wie diese Felle wilder Thiere und schmücken Schultern, Arme und Kopf mit Federn und Perlenschnüren. Sie allein verrichten die Arbeit auf dem Felde und hüten das Vieh, während die Männer der Jagd und dem Kriegshandwerk obliegen. Die Sprache der Zulus ist melodisch, ihr Schlachtengesang rhythmisch und sonor, ihre Tänze wild und leidenschaftlich. Zauberei, Weissagung, crasser Unglaube und wilder Christenhaß sind fest bei ihnen eingewurzelt. Sie sind stolz auf die kriegerischen Thaten ihrer Vorfahren und treue Unterthanen ihres Königs."

Gerade die letzteren Eigenschaften seines Volkes wußte Ketschwayo glänzend für seine Pläne auszunutzen, indem er mit despotischer Gewalt die allgemeine Dienstpflicht in crassester Form einführte und sich eine stets schlagfertige Militärmacht schuf. In verschiedenen Zwischenräumen wurden alle Knaben im Alter von fünfzehn Jahren im ganzen Lande ausgehoben und zu einem Regiment vereinigt, welches dann in einem besonderen Kraal oder Dorf sich niederlassen mußte. Die Bewaffnung besteht aus der kurzen Stoßlanze, Assagai genannt, und ferner fast durchweg aus Feuergewehren, darunter viele Hinter-

lader. Die Zulus kämpfen nur zu Fuß, in dichten Haufen mit angehängten Flügeln in Form von Ochsenhörnern. Der zwischen den beiden Spitzen der Flügel sich bildende Zwischenraum wird von Plänklern ausgefüllt. Ketschwayo, seinen Kriegsrath John Dunn, nebenbei bemerkt von englischer Abkunft, an seiner Seite, leitete meist selbst die Uebungen seiner Truppen. Erlangte eines seiner Regimenter nicht seine Zufriedenheit, so kam es vor, daß er scharf laden und ein Regiment gegen das andere ein Ernstgefecht aufführen ließ, bis nach seiner Meinung genug Blut geflossen war.

Durch das ganze Land waren Schnellläufer vertheilt, die bei ihren erstaunlichen Marschleistungen von sechs bis acht Meilen an einem Tage die gesammte Zulumacht, welche auf 40000 Mann geschätzt wurde, die Zahl von 25000 aber wohl nie überschritten hat, in kürzester Zeit zusammenrufen konnten.

Niemandem im Heere gestattete der schlaue Ketschwayo vor dem vierzigsten Lebensjahre zu heirathen. Hatten die Mannschaften eines Regiments dieses Alter erreicht, so mußten sie alle auf einmal und zwar bei Todesstrafe die ihnen bestimmten Frauen nehmen. Ausnahmsweise durfte ein Regiment, welches noch nicht das vorgeschriebene Alter erreicht hatte, heirathen, wenn es sich vor dem Feinde besonders ausgezeichnet oder reiche Beute von seinen Raubzügen heimgebracht hatte. Es ist erklärlich, daß ein so strenges Ehegesetz nicht wenig zur Tapferkeit und zum Todesmuthe der jungen Zuluregimenter beitrug; andererseits verführte es eine Menge Zulus nach dem britischen Gebiet, wo ihre Herzen frei wählen konnten, zu entweichen. Kamen solche Flüchtlinge auf die eine oder andere Weise in die Gewalt des Königs zurück, so waren sie unerbittlich dem Tode verfallen. Ein Zulu, dem einmal das Heirathen gestattet war, konnte sich nach Belieben mehrere Frauen nehmen. Die Zahl derselben richtete sich nach dem Reichthum, das heißt nach dem Viehbesitz des Heirathslustigen, und hatte er für jede Frau eine der Schönheit und Vornehmheit derselben entsprechende Anzahl von Vieh seinem Schwiegervater zu entrichten. Diese Polygamie hatte naturgemäß die härteste Sclaverei der Frauen zur Folge.

Eine Gefahr für die Kriegstüchtigkeit seines Volkes erblickte der König ferner in der christlichen Mission; er ließ zwar anfangs ihre bestehenden Stationen unbelästigt, bestrafte aber jeden Zulu, der den Christengott öffentlich bekannte, mit dem Tode.

Während der Organisation seiner Macht war Ketschwayo bei jeder Gelegenheit den Weißen stets friedlich und unterwürfig begegnet, — als er sich aber zu fühlen begann, kehrte er seine wahre Natur heraus. So hatte er 1876 wieder einmal ein Heirathsgebot für eines seiner jungen Regimenter erlassen, infolge dessen viele der Krieger und der zur Ehe bestimmten Mädchen nach Natal flüchteten. Eine Anzahl der wieder eingebrachten Flüchtlinge ließ er tödten und ihre Leichen zur Warnung quer über die in die britische Colonie führenden Landstraßen legen. Die Nachricht davon kam dem Gouverneur in Natal zu Ohren, und dieser ließ bei Ketschwayo anfragen, ob nicht das schreckliche Gerücht falsch sei. Die kühne Antwort des Zulukönigs lautete wörtlich: „Sagte ich jemals Herrn Shepstone, ich würde nicht tödten? Sagte er dem weißen Volke, ich hätte eine solche Verabredung getroffen? That er so, so hat er die Leute betrogen! Ja, ich tödte! Aber ich habe noch nicht angefangen damit, ich habe noch zu tödten! Es ist die Sitte unseres Volkes, und ich werde nicht von ihr abweichen! Warum spricht der König von Natal zu mir über meine Gesetze? Gehe ich denn nach Natal, um ihm Vorschriften über die *seinigen* zu machen? Ich werde in keine Gesetze und Sitten aus Natal einwilligen und den großen Kraal, den ich regiere, nicht ins Wasser werfen. Mein Volk wird aufhören, zu gehorchen, wenn ich nicht nach Belieben meine Leute tödten darf, und obwohl ich wünsche, die Engländer zu Freunden zu haben, so gebe ich doch nicht zu, daß mein Volk durch Gesetze, die jene mir senden, regiert werde. Habe ich nicht die Engländer um Erlaubniß gebeten, seit dem Tode meines Vaters Panda meine Speere zu waschen, und sie haben mit mir die ganze Zeit gespielt und mich wie ein Kind behandelt! Gehe zurück und sage den

Engländern, daß ich nur nach meinem eigenen Gutdünken handeln würde. Und wünschen sie, daß ich in ihre Gesetze willige, so werde ich fortziehen und ein Wanderer werden; aber es soll, bevor ich gehe, zu sehen sein, daß ich nicht gehe, ohne gehandelt zu haben. Gehe zurück, sage das den weißen Leuten und laß sie es wohl hören! Der König von Natal und ich sind sich gleich; er ist Herrscher in Natal und ich bin hier Herrscher!"

Seit dieser Antwort wuchsen die Widerspenstigkeit und die Ansprüche Ketschwayo's. Wir kennen seine Kriegsdrohungen gegen Transvaal in den Jahren 1876 bis 1878; plötzlich vertrieb er auch die Missionäre und weißen Händler aus seinem Lande und feuerte seine Leute zu Raubzügen jenseits der Grenze an. Der Gouverneur Sir Bartle Frere, der nutzlosen Unterhandlungen müde, ließ nun am 11. December 1878 den Abgesandten des Zulukönigs an der Tugeladrift folgendes Ultimatum zustellen: Die britische Regierung willige zwar in die Abtretung des Gebietes im Transvaal bis zum Blutfluß, fordere aber zur Sühne für die letzten Räubereien die Herausgabe von 1000 Stück Vieh, die Entwaffnung und Entlassung der Zulutruppen, die Abtretung der Bai von Santa Lucia und endlich die Zulassung eines britischen Residenten im Zululande. Es war vorauszusehen, daß Ketschwayo die Gebietsvergrößerung unter solchen Bedingungen nicht annehmen werde, und deshalb beauftragte der Gouverneur den General Lord Chelmsford mit dem Zusammenzuge aller verfügbaren Truppen an der Grenze, um bei Ablauf des Ultimatums am 31. December für alle Fälle bereit zu sein. Schon früher hatte Sir Bartle Frere seine Bitten um Zusendung von Soldaten und Geld nach London gerichtet. Der drohende Krieg stieß aber in England auf starke Opposition; auch die Regierung meinte, schon Truppen genug im Laufe des Jahres nach dem Cap geschickt zu haben, und antwortete, man möge nicht zum Aeußersten schreiten; wäre aber ein Krieg unvermeidlich, so seien die Colonisten reich und vollzählig genug, nun allein die Kosten zu tragen und sich durch Freicorps zu schützen. Hätte nur die Londoner Regierung mit eigenen Augen die noch immer gährenden Zustände im Kaffernlande, die allgemeine Panik der Weißen und den passiven Widerstand der Boers sehen können, — sie hätte wahrscheinlich Alles aufgeboten, um die nahende Katastrophe zu verhüten!

Unterdeß hatte Sir Bartle Frere am letzten Tage des Jahres dem Zulufürsten eine letzte unwiderrufliche Frist von zehn Tagen gestellt. General Chelmsford hatte aber zu Weihnachten seine Truppen in vier Colonnen längs der Grenze versammelt.

Die erste Colonne auf dem rechten Flügel unter Oberst Pearson stand bei Fort Williamson an der Tugelamündung und zählte 1200 Mann Linie mit 9 Geschützen, 100 Berittene und 200 Freiwillige zu Fuß und 2000 Eingeborene; in Summa 3500 Mann.

Die zweite Colonne unter Oberst Durnford stand beim Fort Bukingham in der Stärke von 200 Freiwilligen aus Natal mit 2 Geschützen und 1800 Eingeborenen.

Die dritte und stärkste Colonne unter Oberst Glyn befand sich bei Helpmakaar; sie umfaßte 2000 Linientruppen mit 6 Geschützen, die berittene Polizei von Natal, 200 Freiwillige und 2000 Eingeborene.

Die vierte und letzte Colonne endlich unter Oberst Wood war bei Utrecht im Transvaal aufgestellt und zählte 1500 Linientruppen mit 4 Geschützen, 100 Berittene, 400 Freiwillige zu Fuß und 1500 Eingeborene.

Die Freiwilligen und die Eingeborenen wurden von englischen Offizieren und Unteroffizieren geführt. Eine reguläre Cavallerie fehlte gänzlich, wodurch der an sich schon mangelhafte Sicherheitsdienst noch mehr litt.

Außer den genannten gegen den Zulukönig disponiblen Truppen waren 1000 Mann in Britisch Kaffrarien verblieben, um die eben erst zur Ruhe gebrachten Eingeborenen zu beobachten; eine gleiche Zahl stand unter Oberst Rowland im Inneren des Transvaal gegen den Häuptling Sekukuni und endlich noch eine schwache Garnison in der Capstadt.

General Chelmsford, der seine 13000 Mann, worunter noch nicht 5000 Engländer, auf der vierzig deutsche Meilen langen Grenze mehr wie nöthig verzettelt hatte, befand sich selbst bei der dritten Co-

lonne des Obersten Glyn. Am 10. Januar vorigen Jahres traf die ablehnende Antwort Ketschwayo's beim General ein, und dieser befahl nun für den folgenden Tag den Vormarsch der vier Colonnen gegen Ulundi, den Hauptkraal des Königs. Wie die Colonnen in dem unwirthbaren Gebirgslande, Tagemärsche weit von einander entfernt, ohne jede Verbindung mit einander, ohne genügende Verpflegungs- und Transportmittel, den weiten Weg zurücklegen könnten, dafür hatte der englische Feldherr nicht genügend gesorgt. Die Operationen begannen damit, daß die zweite Colonne des Oberst Durnford vom Fort Bukingham an die dritte des Oberst Glyn heranziehen mußte, um mit ihr bei Rorkes-Drift den Büffelfluß zu überschreiten. Ihr fehlte nämlich jedes Brückenmaterial, um über die Tugela zu kommen.

Der Marsch ging anfangs glücklich von Statten; der Feind zog sich sowohl vor der rechten Flügelcolonne des Oberst Pearson, der die Richtung auf Ekove nahm, als auch vor dem Obersten Glyn, der den Kraal des Unterhäuptlings Sirayo zerstörte, unter unbedeutenden Gefechten, aber mit Verlust zurück. Die Verbindung mit der linken Flügelcolonne des Obersten Wood war bereits am 12. Januar verloren gegangen, auch von der Colonne Pearson erfuhr der Obercommandirende bald nichts mehr. Die beiden mittleren Colonnen Glyn und Durnford bezogen am 12. gemeinschaftlich ein Lager bei Isandula und blieben hier, kaum 20 km von der Grenze entfernt, stehen. Lord Chelmsford entschloß sich zu dieser Unterbrechung des eben erst begonnenen Vormarsches, da die beabsichtigte Aufhäufung von Proviant auf dem rechten Ufer des Büffelflusses noch längst nicht vollendet war. Der Ankauf der Lebensmittel stieß auf die größten Schwierigkeiten, noch mehr aber die Beschaffung der Transportmittel. Dreihundert achtzehnspännige Ochsenwagen waren nöthig, und für jeden solchen Wagen ließen sich die Colonisten 6000 Mark bezahlen, — die Kriegskasse zeigte daher bald Ebbe an.

Am frühen Morgen des 22. Januar hatte Lord Chelmsford in Begleitung des Oberst Glyn mit 1000 Mann, einigen Geschützen und einem Theil der Eingeborenen das feste Lager bei Isandula, behufs Recognoscirung, in nördlicher Richtung verlassen. Gegen Mittag bemerkte der im Lager zurückgebliebene Oberst Durnford kleinere Trupps von Zulus, die um das Lager schwärmten. Ueber ihre Zahl wegen des hohen Grases und Getreides — der Januar Südafrika's ist bekanntlich ein heißer Sommermonat — im Unklaren, ging er mit seinen gesammten Truppen aus dem Lager vor. Das gerade wünschten sich die Zulus — Oberst Durnford marschirte seinem Verderben entgegen. Nach 4 km weitem Marsche war kein Zulu mehr sichtbar; schon wollte der Oberst ins Lager zurückkehren, als plötzlich, gleichsam der Erde entsprungen, sich an 5000 Zulus von allen Seiten auf die überraschten Engländer stürzten. Ein entsetzliches Morden begann. An ein Entrinnen war nicht mehr zu denken, es hieß nur sein Leben theuer verkaufen — und das haben die braven Rothröcke alle ohne Ausnahme gethan. Am Abend war die Gegend von Isandula ein großes Leichenfeld; gegen 1000 Engländer, darunter Oberst Durnford, waren gefallen. Nur Einzelnen war es beschieden, die Nachricht von der blutigen Niederlage über den Büffelfluß zu bringen. Aus dem verlassenen Lager führten die Zulus alle Wagen, alles Vieh und die reichen Munitions- und Proviantvorräthe unter wüstem Siegesgeheul mit sich fort. Fast gleichzeitig mit dem Gemetzel bei Isandula hatte sich weiter rückwärts ein anderer starker Zuluhaufen auf den Uebergangspunkt bei Rorkes-Drift geworfen. Hier lagerte eine Compagnie des 24. Linienregiments, die es nicht für nöthig gehalten hatte, ihren wichtigen Posten zur Vertheidigung einzurichten. Sie bemerkte aber noch rechtzeitig den Anmarsch des Feindes und bereitete sich, so gut es ging, zum Kampfe vor. Gegen Abend begannen die Zulus ihre umfassenden Angriffe; sechsmal drangen sie in das Lager ein, sechsmal wurden sie von den todesmuthigen Vierundzwanzigern mit dem Bajonnet zurückgeworfen. Bei Tagesanbruch zog endlich der schwarze Feind unverrichteter Sache ab.

Jetzt näherten sich auch die Truppen des Obersten Glyn mit dem General Chelmsford, welche während der schwersten Stunden des ganzen Feldzuges ihren

Kameraden ahnungslos fern geblieben waren, und wurden von den wenigen überlebenden Vertheidigern von Rorkes-Drift mit lautem Jubel begrüßt. — Schon am 24. Januar war der Rückzug der durch Gefechtsverlust der englischen und durch die Auflösung der eingeborenen Truppen stark gelichteten Colonnen Nr. 2 und 3 hinter den Büffelfluß eine vollendete Thatsache. Hier zog General Chelmsford schleunigst einen Theil der Truppen aus Britisch Kaffraria und aus der Capstadt an sich heran.

Die linke Flügelcolonne unter Oberst Wood war unterdeß auf eigene Faust in der Richtung von Ulundi weitermarschirt, hatte am 24. Januar am weißen Umvolosi, ein blutiges, siegreiches Gefecht bestanden, war dann aber auf die Nachricht von der Niederlage seiner Nachbarcolonne bis an den Blutfluß zurückgegangen.

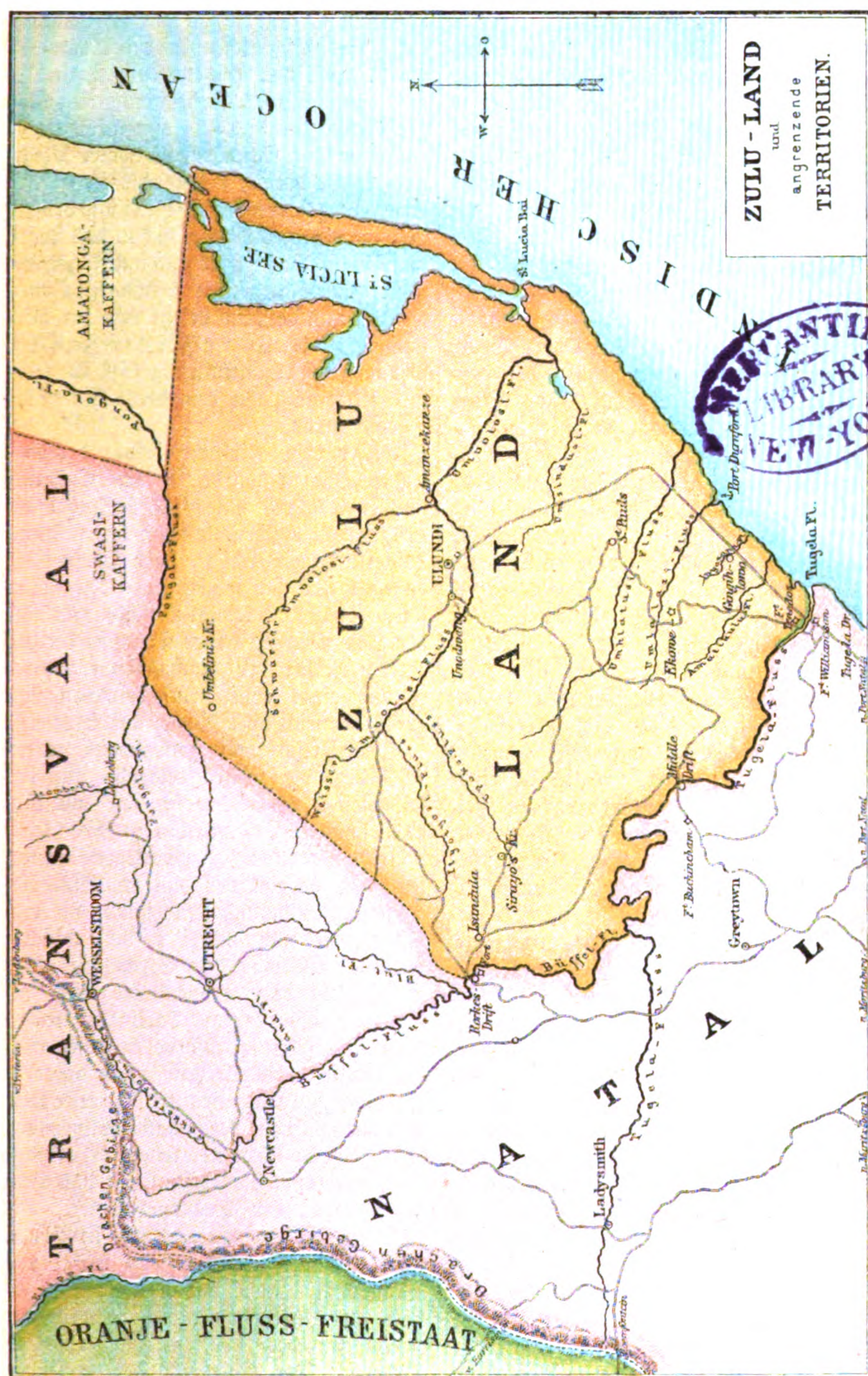
Auf dem rechten Flügel schlug Oberst Pearson auf seinem Vormarsch vom unteren Tugela her am 22. Januar den Feind in die Flucht und erreichte dann glücklich sein Marschziel Ekove.

Dort hörte er von dem allgemeinen Rückzuge, konnte diesen aber selbst nicht mehr antreten und fand nur noch Zeit, seine unzuverlässigen Eingeborenentruppen zu entlassen und sich in Ekove mit 1200 Engländern und Lebensmitteln auf sechs Wochen zu verschanzen. Bald hatten die ihn belagernden Zulus seine rückwärtigen Verbindungen abgeschnitten.

Nach vierzehntägigem Angriffskriege war die gesammte englische Truppenmacht Südafrika's durch eine einzige partielle Niederlage in die starrste Defensive versetzt; die natürliche Folge des mit unzulänglichen Mitteln und mit Unterschätzung des Feindes begonnenen Feldzuges. Durch ganz Südafrika ging ein Schrei des Entsetzens; schon in den nächsten Tagen fürchtete man Ketschwayo's Horden in Natal und Transvaal einrücken und einen neuen Aufstand der eben erst beruhigten Kaffernstämme ausbrechen zu sehen. Einen nicht geringeren Eindruck machten die Unglücksbotschaften, die zugleich mit dringenderen Bitten um Unterstützung eintrafen, im Mutterlande, in England. Nachdem aber dort der erste Sturm im Parlament und in den oppositionellen Blättern vorüber, gewann überall der Patriotismus die Oberhand. Die Regierung wurde auf das kräftigste unterstützt, um das Ansehen der Großmacht vor der ganzen Welt und den Besitz der reichen Colonien am Cap zu retten. Neue Millionen wurden bewilligt und acht Bataillone, zwei Cavallerieregimenter und mehrere Batterien in größter Eile durch Abgabe anderer Regimenter auf den Kriegsfuß gesetzt.

Am 19. Februar verließen die ersten Truppen den heimathlichen Boden, aber erst in den letzten Tagen des März waren alle Verstärkungen und das umfangreiche Kriegsmaterial am Cap eingetroffen. Dort war in der zwei Monate langen Frist seit der Niederlage von Isandula wunderbarer Weise das Gefürchtete nicht eingetreten. Die Kaffern blickten nur mit Eifersucht auf die Erfolge Ketschwayo's, der sie im vorigen Jahre im Stiche gelassen hatte, und litten noch immer an den Folgen der letzten Mißernte, so daß der wieder auftauchende Galekahäuptling Kreli vergeblich zum Aufstande rief. Die Zulus aber, denen ihre Wahrsager bereits den sicheren Untergang der Engländer verkündet hatten, mußten wegen plötzlicher ungeheurer Regengüsse und ebenso plötzlichen Anschwellens der sonst wasserarmen Grenzflüsse ihre Vernichtungspläne aufgeben. Sie begnügten sich im eigenen Lande mit Waffenspielen und brachten die reifende Ernte ein. Ihr König aber saß zornig in seinem Kraal zu Ulundi, vollzog Todesurtheile an seinen widerspenstigen Kriegern und erfreute sich ab und zu am Anblicke der zwei bei Isandula eroberten, aber vernagelten Kanonen. Die Engländer gewannen Zeit, sich zu reorganisiren; Befestigungen wurden angelegt, neue Freicorps formirt und frischer Proviant herangezogen. Nur kleinere Streifzüge gegen den Feind unterbrachen das Einerlei des Lagerlebens, die theils glücklich, theils unglücklich für die Engländer verliefen.

So hatte der in der Nordwestecke des Zulureiches hausende Häuptling Umbelini schon seit lange die Gegend von Lüneburg am Zusammenfluß des Itombe und Pongola im Transvaal bedroht. Ein Versuch von dorthin aus dem Inneren herbeigeeilten Rowland'schen Truppen, jenen aus seinen Schlupfwinkeln zu vertreiben,



ZULU-LAND
und
angrenzende
TERRITORIEN.
INDISCHER OCEAN
ST LUCIA SEE
St Lucia Bai
AMATONCA-KAFFERN
SWASI-KAFFERN
TRANSVAAL
ZULU LAND
NATAL
ORANJE-FLUSS-FREISTAAT
ULUNDI
UTRECHT
WESSELSTROOM
Newcastle
Ladysmith
Greytown
Isandula
Sirayo's Kr.
Umbelini's Kr.
Rorkes Drift
Middle Drift
Port Durnford
St Pauls
Ekowe
Tugela Fl.
Tugela-Fluss
Büffel-Fluss
Büffel-Fl.
Pongola Fl.
Pongola-Fluss
Drachen Gebirge
Ft Buckingham
Ft Williamson
Tugela Dr

mißlang vollständig. Anstatt jetzt doppelt auf der Hut zu sein, konnte doch Umbelini in der Frühe des 12. März eine in völliger Sorglosigkeit am Itombefluß lagernde Compagnie überfallen und gänzlich aufreiben. Beutebeladen kehrte er in seinen Kraal zurück. Glücklicher verlief eine gewagte Expedition des Oberst Wood vom Blutflusse aus. Dank seiner gewandten Führung gelang es der Colonne, die Anhänger des Häuptlings Oham, eines Bruders Ketschwayo's, welcher sich auf die Seite der Engländer gestellt hatte, aus der Mitte der feindlichen Stämme zu sich herüberzuholen. Der Oberst Wood, unstreitig der unternehmendste der englischen Führer, überschritt Ende März abermals die feindliche Grenze und erbeutete zahlreiches Vieh. Auf dem Rückmarsche von überlegenen Zuluhaufen angefallen, mußte er jedoch alles Vieh wieder preisgeben, und auch seine bis dahin noch intacten eingeborenen Truppen desertirten sämmtlich. Unter erheblichem Verlust erreichte Wood sein festes Lager am Blutfluß, welches er am nächsten Tage nur mit Mühe gegen den nachdrängenden Feind vertheidigen konnte. Unterdeß wurde auf dem südlichen Kriegsschauplatze die Operation eingeleitet, welche den Entsatz der von den Zulus in Ekove eingeschlossenen Colonne Pearson zum Ziele hatte. Es war gelungen, eine Signalverbindung mittelst Sonnenspiegeln zwischen den Belagerten und der Besatzung des Forts Tenedos am linken Tugela-Ufer herzustellen, und so hatte General Chelmsford, der sich zur Zeit dort befand, erfahren, daß die Lebensmittel in Ekove demnächst aufgezehrt sein würden. Da sich im Laufe der Zeit auch Krankheiten in den Reihen der Pearson'schen Truppen fühlbar gemacht, die Kranken und Verwundeten aber unmöglich der Gnade der unmenschlichen Zulus überlassen werden konnten, so wäre ein Durchbruchsversuch der stark reducirten Truppen aller Wahrscheinlichkeit nach gleichbedeutend mit Vernichtung gewesen. Als die Lage der Colonne Pearson Ende März immer bedenklicher wurde, trafen die Verstärkungen aus England ein und General Chelmsford konnte den Entsatzversuch wagen. Mit 5000 Mann Infanterie, darunter die Hälfte Engländer, 200 Reitern, 8 Geschützen und großen Proviantvorräthen brach er am 29. März von Fort Tenedos auf der offeneren Straße längs der Meeresküste auf. Bei Gingihlowo trieb der General am 2. April nach heißem Kampfe ein ihn mit rücksichtsloser Todesverachtung angreifendes Zuluheer aus einander; am 3. rückte er mit einem Theile seiner Macht nach Ekove heran, erlöste die in banger Erwartung harrende Besatzung und brachte sie ohne weiteres Mißgeschick in das Lager von Gingihlowo. Hier und am Inyazaneflusse schnell angelegte befestigte Posten wurden nun dauernd besetzt und zur Verbindung mit den Tugela-Forts ein Zwischenfort am Flusse Amatikulu angelegt. Chelmsford selbst ging mit dem Gros hinter die Tugela zurück.

Dieser erste wirkliche Erfolg der englischen Waffen wurde in den Colonien und in England mit gleichem Jubel begrüßt; man bezweifelte schon den ferneren Widerstand der Zulus. Lord Chelmsford dagegen gab sich keinen neuen Illusionen hin; er hatte die Macht Ketschwayo's und den Kampfesmuth seiner Truppen schätzen gelernt. Mit der planmäßigen Vorbereitung eines neuen entscheidenden Angriffs verstrich aber Woche auf Woche.

Beschwerlich und zeitraubend waren besonders die weiten Märsche auf den schlechtesten Wegen, welche die am Cap ausgeschifften Truppen bis zu ihren Concentrationspunkten zurückzulegen hatten. Fast ein Viertel der aus England eintreffenden Mannschaften stand in dem Alter von nur achtzehn bis zwanzig Jahren und war den Strapazen eines Krieges in dem Tropenlande nicht gewachsen. Der größte Theil der Cavallerie- und Artilleriepferde bedurfte nach der langwierigen Seereise einer längeren Erholung. Krankheiten und Verluste aller Art machten neue Nachschübe nothwendig. Die größten Schwierigkeiten verursachte aber wiederum die Beschaffung des Proviants und der Transportmittel. Die in ihrer inneren Verwaltung selbständigen Colonialregierungen von Natal und Transvaal thaten nur wenig, um die doch nur ihrem Besten dienenden Bestrebungen des britischen Generals zu fördern. Der Eigennutz der englischen Colonisten wurde durch die Engherzigkeit der holländischen Ansiedler noch über-

troffen. Der Capgouverneur Sir Bartle Frere hatte nur einen schwachen Einfluß sowohl auf jene Regierungen wie auch auf den Armeeführer, und die vier Behörden wirkten nicht immer in Harmonie mit einander. Diesen unerquicklichen Zuständen sollte durch die Ende Mai erfolgte Ernennung des Sir Garnet Wolseley zum Generalgouverneur und Höchstcommandirenden in Natal, dem Transvaal und den occupirten Landestheilen ein Ende gemacht werden. Es blieb jedoch dem General Chelmsford vorbehalten, noch vor dem Eintreffen seines neuen Vorgesetzten auf dem Kriegsschauplatze seine Angriffspläne zu glücklichem Ende zu führen und die Scharte von Isandula auszuwetzen. Diesmal sollten nur zwei große Colonnen vom unteren Tugelastrom und dem Transvaalgebiet aus gegen die Zulus operiren. Die Colonne an der Tugela, als erste Division unter dem General Crealock 6000 Mann und 12 Geschütze stark, hatte mit ihren Vorposten die neu errichteten Forts im Zululande besetzt, während sich ihr Gros in Natal sammelte.

Die Colonne von Transvaal bestand aus der zweiten Division unter General Newdigate, der Cavalleriebrigade General Marschall's und den Truppen des zum General beförderten Obersten Wood, in Summa 7000 Mann Infanterie, 750 Pferde und 16 Geschütze. Sie hatte sich hinter dem Blutflusse concentrirt, und Lord Chelmsford mit ihr trat den Vormarsch am 1. Juni über Rorkes-Drift an. Am Abend dieses ersten Marschtages fand der Prinz Louis Napoleon, der sich den im Februar abgesandten Verstärkungen als Freiwilliger angeschlossen hatte, auf einem Recognoscirungsritte zum Aufsuchen eines Lagerplatzes für den nächsten Tag, nur wenige Kilometer jenseits der Grenze seinen Tod durch Feindes Hand. Die von achtzehn Assagaistichen entsetzlich verstümmelte prinzliche Leiche wurde anderen Tages aufgefunden und später nach England übergeführt, wo mit ihr das einzige Kind der trostlosen Mutter und die stolzeste Hoffnung der Bonapartisten ins Grab sank.

General Chelmsford überschritt am 3. Juni den Ityotyosifluß und machte am 7. am Upokoflusse Halt, bis der mit den leeren Trains nach Transvaal zurückgeschickte General Wood am 16. mit vollen Wagen glücklich wieder eintraf.

Bei dem weiteren Vordringen in das feindliche Land bewegte sich und ruhte die zweite Division in steter Gefechtsbereitschaft; überdies wurde die rückwärtige Marschstraße durch sich verschanzende kleine Detachements gesichert. Von feindlichen Scharen nur wenig belästigt, aber durch die Strapazen des Marsches und durch Krankheiten arg mitgenommen, stellte Lord Chelmsford am 1. Juli am „weißen Umvolosi" die Feindseligkeiten auf drei Tage ein. Der König Ketschwayo hatte Miene zum Frieden gemacht, und es wurde von ihm, zur vorläufigen Garantie seiner guten Gesinnungen, die Zurückgabe des erbeuteten Viehs und der eroberten Kanonen und Gewehre bis zum 3. Juli gefordert.

Während Ketschwayo die Vornehmsten seines Reiches zur Berathung um sich versammelte, sehen wir uns nach den Schicksalen der ersten Division um. An der unteren Tugela war die Organisation der Truppen und Trains noch schwieriger und zeitraubender gewesen, so daß General Crealock seinen Marsch an der Meeresküste entlang erst am 17. Juni antreten konnte. Am 22. erreichte er mühsam den Umlalazziфluß, mußte aber hier abwarten, bis an der Mündung dieses Flusses bei Port Durnford durch die Flotte ausreichende Magazine angelegt waren. Dies gelang bis zum 30. Juni. Inzwischen war der neue Höchstcommandirende Sir Garnet Wolseley am Cap eingetroffen, und in der Absicht, persönlich das Commando auf der südlichen Anmarschlinie zu übernehmen, erschien er am 2. Juli zu Schiffe vor Port Durnford. Bei dem augenblicklich sehr ungünstigen Wetter war eine Landung unmöglich, Sir Garnet schaukelte mehrere Tage vergeblich auf dem Meere herum; General Crealock blieb, in der Hoffnung, seinen Obergeneral stündlich begrüßen zu können, unthätig stehen — und so durfte Lord Chelmsford die Entscheidungsschlacht schlagen, ehe die erste Division nur einen Schritt vorwärts gethan hatte.

Der hinterlistige Ketschwayo ließ natürlich am 3. Juli nichts von sich hören, sondern hatte vielmehr die ihm gewährte

Frist dazu benutzt, sein Heer bei Ulundi zu sammeln. Lord Chelmsford war von der Anwesenheit der feindlichen Massen vor seiner Front rechtzeitig durch die Cavallerie unterrichtet worden.

Während sein Train unter dem Schutze von 1000 Mann in dem festen Lager diesseits des weißen Umvolosi zurückblieb, überschritt er mit seinem Gros in der Frühe des 4. Juli den Fluß und erreichte gegen neun Uhr Morgens, unbehelligt vom Feinde, eine gute Position zwischen Unodwengo und Ulundi. Hier erwartete er den Angriff der unter den Augen ihres Königs anrückenden Zulus.

Der erste Anprall des Feindes machte die Herzen der jungen englischen Krieger erzittern; das wilde Schlachtgeheul der Zulus übertönte das Knattern der Gewehre und den Donner der Kanonen, und nur mit Mühe stellten die englischen Offiziere die Ordnung wieder her. Plötzlich aber verstummten die Kehlen der schwarzen Feinde, das Schnellfeuer der Hinterlader und die Geschosse der Gatlinggeschütze brachten ihre Reihen ins Wanken. Da brausten von den Flügeln der englischen Stellung die beiden Cavallerieregimenter in geschlossenem Galopp daher, und erschreckt über den neuen unbekannten Feind zu Pferde, wandte sich das wilde Heer Ketschwayo's zu regelloser Flucht. Im schnellen Anlaufe war der königliche Kraal genommen und zerstört; die Verfolgung dehnte sich bis Amanzekanze aus, wo die beiden bei Isandula verlorenen Geschütze in die Hände der nunmehrigen Sieger zurückfielen. Der König selbst, begleitet von nur wenigen Getreuen, suchte seine Rettung in den nördlichen Gebirgen.

Lord Chelmsford verließ, als er keinen faßbaren Feind mehr vor sich sah, mit seinen Colonnen das Schlachtfeld und dirigirte die Division Newdigate nach dem Upokothale zurück, die Colonne Wood aber nach St. Pauls (auf halbem Wege zwischen Ulundi und der Tugela gelegen), von wo letztere die Verbindung mit der Division Crealock herstellte. Der Sieger Chelmsford bat um Enthebung von seinem Posten und wurde, nach England zurückgekehrt, mit Ehren von seiner Königin, mit Jubel von dem Volke empfangen.

Mit einem Schlage hatte sich die Lage der Engländer verändert; der Feind, welcher Jahre hindurch den Bestand der afrikanischen Colonien und ihrer Cultur in Frage gestellt hatte, lag am Boden.

Sir Wolseley ließ das zu schnell aufgegebene Ulundi wieder besetzen und lud die Häuptlinge des Landes hierher zur Empfangnahme der Friedensbedingungen. Um Gnade flehend, kamen die einst so stolzen Wilden herbei — nur Ketschwayo, der König, fehlte. Hinter diesem her entwickelte sich seit Mitte Juli eine förmliche Hetzjagd. Die sportliebenden englischen Offiziere durchstreiften die Kreuz und die Quere die öden Gebirgszüge und dichten Waldungen des nordöstlichen Zulureiches; jeder wollte der erste sein auf der Fährte des flüchtigen Wildes! Vergeblich war die Suche, bis endlich am 28. August die Offiziere Martler und Gifford mit wenigen Dragonern und Eingeborenen den königlichen Zufluchtsort nördlich des „schwarzen Umvolosiflusses“ aufspürten. Schnell war die ärmliche Hütte umstellt — die Eindringenden fanden den König vollständig erschöpft, aber in würdevoller Haltung inmitten seiner Begleiter und Frauen. Mit den stolzen Worten: „Tödtet mich, wenn ihr wollt, aber rührt mich nicht an,“ folgte er willig nach Ulundi, wo ihn Sir Wolseley mit königlichen Ehren empfing und als Gefangenen nach der Capstadt transportiren ließ. — Am 1. September wurde ein Friede mit dem Zuluvolke geschlossen, welcher weder den ungeheuren Opfern Englands an Geld und Blut noch dem hervorragend civilisatorischen Zwecke des ausgefochtenen Kampfes zu entsprechen scheint. Keine Annexion, keine englische Verwaltung, keine englischen Gesetze sind den Zulus verkündet. Ihr Land ist nur in dreizehn Häuptlingsschaften zersplittert, ihre Militärmacht und das grausame Heirathsverbot sind aufgehoben, Zauberei und Todtschlag ohne Urtheil verboten und der Import von Waffen untersagt. Dafür beließ man aber den Zulus den ganzen bedeutenden Vorrath englischer Waffen; man beließ ihnen im Großen und Ganzen die alten Sitten und Gesetze und conservirte damit gewissermaßen die Hauptstützen und Bollwerke des Heidenthums und der Barbarei. Den Häuptlingen bleibt es überdies freigestellt, ob sie Missionäre und Colonisten in ihrem District

zulassen wollen oder nicht, und schon heute haben sich einige von jenen für das Letztere entschieden. Zur Controle ist zwar ein englischer Resident im Zululande eingesetzt; daß dieser jedoch das wilde, urkräftige Volk, welches sich trotz seiner Zersplitterung als Gesammtvolk fühlen wird, lange im Zaume wird halten können, ist nicht anzunehmen. Neue Anstrengungen werden von England gefordert werden, abermals wird das Schwert gezogen werden müssen, ehe auch die Ostküste Südafrika's der Civilisation und Christianisirung erfolgreich geöffnet werden dürfte.

Ernstere Verwickelungen in Indien hatten im Herbst vorigen Jahres die Aufmerksamkeit der britischen Regierung mehr und mehr dorthin gelenkt; Sir Wolseley aber bedurfte seiner ganzen Macht zur schleunigen Beruhigung der wichtigeren Gebiete im Inneren Südafrika's, wo im Transvaal die Opposition der Boers drohend wuchs. Auch dem Häuptling Sekukuni war noch immer nicht beizukommen, und im Basutoland raubte der Häuptling Moirosi nach Herzenslust. Da ist es wohl erklärlich, wenn der Generalgouverneur die wilden Zulus vorläufig, bis zu gelegenerer Stunde, sich selbst überließ und die Angelegenheiten ihres Landes so schnell als möglich, wenn auch in unbefriedigender Weise zu ordnen suchte.

Es ist seitdem gelungen, Moirosi's Feste zu stürmen und ihn selbst zu tödten; Ende November fiel nach jahrelangen Kämpfen die Bergfestung des alten Rebellen Sekukuni, und wichtiger noch ist die Meldung, welche der zu Weihnachten endlich fertig gestellte Telegraph vom Cap nach dem Mutterlande brachte, daß unter Wolseley's geschickter Hand die Beruhigung der unzufriedenen Boers glücklich vorwärts schritte.

Allen noch vorhandenen Schwierigkeiten zum Trotz wird und muß England sein Programm in Afrika bis zu Ende durchführen; schon ist die Beschlagnahme der ganzen Westküste vorbereitet, der Aufkauf der portugiesischen Besitzungen an der Ostküste und die Umwandlung der Scheinherrschaft des Sultans von Zanzibar in eine englische Vasallenschaft wird folgen, und endlich kann der rings von englischen Provinzen eingeschlossene Oranjefluß-Freistaat unmöglich noch lange seine Selbständigkeit bewahren. Die wissenschaftlichen Kreise aller Völker schauen mit wachsendem Interesse nach dem Inneren Hochafrika's, wo Englands Forscher, unterstützt durch belgische, französische und deutsche Capacitäten, die noch unbekannten Regionen durchziehen. Ihre Errungenschaften werden, wenn auch unter britischer Flagge, als Eigenthum der ganzen civilisirten Welt zufallen, welche niemals dem rastlosen Eifer und der eisernen Energie Englands in der Durchführung seiner Culturaufgabe ihre aufrichtige Bewunderung versagen kann.





Ein käufliches Herz.

Novelle

von

Hans Hoffmann.

Oben auf Capo di Monte, da wo die hohe Felsentreppe von Anacapri ihren Gipfelpunkt erreicht und die herrlichste Rundsicht auf den Golf und seine lichtprangenden Gestade gewährt, stand eine lebhaft bewegte Gruppe von Frauen und Mädchen und blickte hinaus auf die sonnbeglänzte Fluth. Doch augenscheinlich war es nicht die ausgebreitete Fülle lachender Schönheit, die ihre Aufmerksamkeit gefesselt hielt. Weder das gesättigte Spiel der Farben noch die zarte plastische Zeichnung der fernen Berge, noch selbst die stille dunkle Wolke über dem Haupte des Vesuv rief das geringste Zeichen von Theilnahme hervor: vielmehr richteten sich alle Blicke gleichmäßig auf ein paar kleine schwarze Punkte auf dem Wasser nahe der Festlandsküste bei Massa. Und diese Blicke waren gar nicht heiter wie der blühende Frühling rings umher, sondern allzumal traurig, etliche starr und trocken voll verzweifelter Sehnsucht ins Ferne spähend, andere in reichlichen Thränen den frischen Schmerz hinströmend und lösend.

Denn jene schwarzen Punkte waren die Barken, die ihre Söhne, Brüder und Verlobten hinübertrugen nach Tor del Greco und von dort auf eines ganzen Sommers Länge an die Heidenküsten Afrika's zum Korallenfischen.

Nur die hübsche Anarella zeigte wenig von dem leidenschaftlichen Schmerz ihrer Gefährtinnen, in ihren großen Augen lag mehr eine Art Neugierde und Verwunderung und, fast schien es, selbst ein gewisses Behagen an der interessanten Neuheit einer so betrübten Lebenslage. Und doch zog dort auch der Jüngling ins Weite, den sie seit gestern ihren Verlobten nannte. Seit gestern; und heute war dieses Ereigniß den anderen Frauen bekannt geworden. So konnte es denn nicht fehlen, daß sich die allgemeine neugierige Theilnahme ihr zuwandte, sobald der große Brand der Schmerzen ein wenig in sich zusammengesunken war und nur noch mit behaglicherer Kohlengluth in der Tiefe der Seelen weiterglomm.

Ihre Freundin Costanziella war die erste, die über den wichtigen Vorgang genauere Nachrichten bei ihr einzog.

„Gestern?“ fragte sie, indeß ihre Thränen noch leise nachrieselten wie die letzten

zerstreuten Tropfen eines abziehenden Regenwetters.

„Ja, gestern Abend ist er gekommen.“

„Woher kannte er dich? Er wohnt doch so einsam in seinem Olivengarten mit seinem kranken Vater und hat sich niemals viel um uns gekümmert. Wer wußte beim Tanzen von Francesco Carpucci? Oder fehlte er nur, weil er dich besucht hat?“

Anarella erröthete ein wenig. „Nein,“ sagte sie, „er war nie bei uns als gestern. Ich habe ihn zuerst besucht.“ Hierbei lachte sie höchst übermüthig.

„Du?“ fragte die Freundin und machte ein schiefes und tugendhaftes Gesicht.

„Ja, ich. Aber er war gar nicht zu Hause. Ich wollt' ihm auch nur seinen Vater bringen.“

„War ihm der fortgelaufen?“

„Nein, aber hingefallen. Ich fand ihn am Wege, und weil er sich den Fuß zerstoßen hatte und stöhnte, half ich ihm auf, lehnte ihn auf meine Schulter und führte ihn nach Hause. Und da blieb ich bei ihm und kühlte ihm den Fuß, bis ich Francesco kommen hörte.“

„Und dann?“

„Dann lief ich fort und versteckte mich, bis er drin war.“

„Aber warum? Es war doch nichts Böses, das du gethan hattest.“

„Nein, es war Gutes. Aber ich fürchtete mich vor ihm.“

„Weißt du, mir würde auch bange sein vor ihm; er hat so dicke Brauen, und seine Augen sehen manchmal so wild aus. Liebst du ihn?“

„Ich glaube wohl, daß ich ihn lieben werde, wenn ich ihn kennen lerne, er ist nicht arm und auch nicht häßlich.“

„Du hast ihn noch gar nicht kennen gelernt?“

„Nein, bloß daß er seit jenem Tage oft bei uns Abends vorbeiging, während ich vor der Thür spann und sang. Und wenn er kam, sprang ich ins Haus und versteckte mich.“

„Und darum will er dich heirathen?“

„Ja, er hat's gesagt, er hätte mich gern; ob ich den Sommer durch auf ihn warten wollte, fragte er. Und ich fürchtete mich so vor ihm, daß ich ja sagte, denn ich weiß wahrhaftig nicht, was er gethan, wenn ich ihn hätte fortschicken wollen.“

„Nun, todtschlagen konnte er dich doch nicht gleich. Aber mochtest du ihn auch küssen?“

„O ja, einmal, als Versprechen der Treue, und da fürchtete ich mich am wenigsten.“

„Dann wirst du ihn auch lieben können, wenn er wiederkommt,“ versicherte Costanziella weise; „aber ich hätte doch lieber gewartet und um Bedenkzeit gebeten, bis die Liebe gekommen wäre — oder vielleicht auch ein Anderer. Du bist doch sehr hübsch.“

„Ja. Aber meine Mutter ist so arm.“

„Die Mariuccia Guida von Nieder-Capri ist auch nicht reicher, und die bekommt doch einen vornehmen Signor Inglese. Und das hättest du auch haben können.“

„Warum hast du denn nicht auf einen Engländer gewartet?“

„Weil ich meinen Carluccio liebe.“

„Ich will aber den Francesco auch lieben! Und dann kenne ich auch gar keinen fremden Signore.“

„Närrin; wenn du dich immer versteckst, sobald einer vorbeikommt! Liegt euer Haus nicht gerade am Weg zum Monte Solaro? Wenn du klug gewesen wärest und dich nur hättest einmal sehen lassen und vielleicht ein wenig gesungen hättest — sie sind ja alle wie die Narren hinter uns her, diese armen Fremden. Mich hat noch im letzten Herbst einer mit aller Gewalt abmalen wollen. Er war aber so häßlich, daß ich mich nicht dazu hergegeben habe.“

„Und ich will gar keinen Engländer und keinen Maler. Und übrigens ist Francesco ebenso gut wie dein Carlo, das kannst du mir glauben."

„Du siehst schon wieder aus, als wenn du gleich stoßen wolltest," lachte die Freundin, und wirklich hatten die großen trotzigen Augen der kleinen Anarella und die über die niedrige Stirn vorstrebenden prächtig schwellenden Haare etwas anmuthig Zorniges an sich.

Die spöttische Bemerkung hatte aber durchaus nicht den Erfolg, Anarella etwa milder zu stimmen, sondern sie kehrte sich ärgerlich zur Seite; und da sie sich auch am Abschiedsschmerz genügend gesättigt hatte, so trennte sie sich von den trauernden Frauen und schlug einsam und nachdenklich den Weg durch das friedliche Städtchen nach ihrem Hause ein, indem sie, zwischen weißen Gartenmauern wandernd, gelassen etliche getrocknete Feigen verzehrte, die ihr der liebende Francesco hinterlassen hatte. Denn die köstlicheren Brautgeschenke waren noch im afrikanischen Meere oder auch in den Kaufläden Neapels verborgen.

* * *

Von diesem Tage an harrte Anarella mit großer Geduld ohne jegliche Selbstqual unnöthiger Sehnsucht ihres fernen Verlobten. Mit hitziger Eile schritt der üppige Frühling vorwärts, höher und höher stieg die Sonne, immer länger und heißer wurden die Tage und in nie mehr umwölkter stählerner Klarheit spannte sich der blendende Himmel über der schräggeneigten, gluthumzitterten Ebene von Anacapri. In rascher Folge reiften die Früchte des Feldes und der Bäume, die Feigen und das andere seltenere Obst wurden geschüttelt, die zarten Gemüse gebrochen, die Aehren geschnitten, die süßen Cactusfeigen gepflückt, endlich begann auch die Traube an den hangenden Ranken zu reifen, nur Citronen und Orangen konnten noch nichts als grüne harte Kügelein aufweisen, und mit ihnen harrten die Oliven des Spätwinters, den Menschen den alljährlichen köstlichen Tribut zu entrichten.

Das waren die einzigen Abwechselungen des stillen sommerlichen Lebens; einen Tag wie den anderen stand Anarella, die verlassene Braut, vom Sonnenaufgang bis zum Niedergang an ihrem Webstuhl und webte buntschillernde Tücher aus den glänzenden Seidenfäden, die ihre Mutter neben ihr auf der ruhelosen Spindel spann. Und dazu sang sie und freute sich ihres Lebens, denn sie wußte noch nicht, daß es Menschen giebt, die auch ohne Arbeit und Mühseligkeit glücklich zu sein vermögen. Und wenn der Abend kam und mit ihm leise Kühlung und Ruhe, da saß sie vor ihrer Thür und sang nun in den Sternendämmer oder den tageshellen Mondschein hinaus und sang sich leicht alle Sorge und Sehnsucht aus der Seele. Wenn sie aber Jemand nach Francesco Carpucci fragte, dann erschrak sie wohl ein wenig und erinnerte sich eine Zeit lang ihrer bräutlichen Pflicht, an ihn zu denken und sich nach ihm zu sehnen; denn sie schämte sich ihrer Nachlässigkeit, weil sie wußte, daß Costanziella sich mit dem vorrückenden Sommer immer heftiger in zärtlich sehnendem Leid verzehrte, und das mußte wohl das Richtige sein. War doch kein Zweifel, daß Jene ihren Carluccio von Herzen lieb hatte. Aber lange hielten solche reuevollen Stimmungen niemals Stand, ihre lustigen Liedchen vertrugen sich nicht damit, und andere hatte sie nimmer lernen mögen.

Auch um den alten Giuseppe, ihren künftigen Schwiegervater, sorgte sie sich nicht viel. Zuweilen machte sie ihm auf Befehl ihrer Mutter einen schüchternen Besuch, war aber allemal froh, wenn sie ihre Freiheit wieder gewonnen hatte. Der

Alte hatte ja eine brave alte Frauensperson zu seiner Bedienung und stand in guter Pflege.

Endlich war die dauernde Gluth des Sommers gebrochen, die ersten Regen fielen, Felder und Gärten athmeten auf und fröhlich schritt als anderer Frühling der goldene Herbst ins Land. Und mit ihm kam die lärmende Schar der nordischen Zugvögel über die Alpen gezogen, nicht nur die kleinen singenden und fliegenden, sondern auch die großen, rauhsprechenden, dampfreisenden Signori mit den rothen und braunen Büchern und den gespickten Geldbeuteln. Da erhielt auch der alte kahlköpfige Monte Solaro wieder geziemenden Besuch und reiche Huldigung von ehrfürchtigen Bewunderern, und da verdiente sich das kluge Städtchen Anacapri von den Durchziehenden manche gute Lira für seinen aufmerksam credenzten feurigen **Capri bianco e rosso**.

Nun geschah es in diesem Herbst zum ersten Mal, daß die hübsche Anarella nicht mehr davonlief und sich nicht mehr versteckte, wenn ein wohlgekleideter Engländer an ihrem Häuschen vorüberpilgerte. Und weil sie wirklich sehr hübsch war und überdies prächtig singen konnte, so dauerte es gar nicht lange, da war sie von den Fremden „entdeckt“ worden; unten in Capri verbreitete sich in den Hotels die Kunde von der **bella Anarella**, der neuen „Perle von Anacapri“, und bald erkannte ihre welterfahrene Mutter, daß es weise gehandelt wäre, neben der Weberei einen kleinen Weinschank einzurichten, und daß es dem Aufblühen des jungen Geschäftes keinen Eintrag thun würde, wenn sie die Flasche um einige Soldi theurer verkaufte als andere minder von der Natur begünstigte Schenken.

Und der Lohn der Klugheit blieb nicht fern: nicht leicht versäumte ein bergbesteigender Signore hier einzukehren und sich zu dem steilen Aufstieg zu stärken oder von demselben zu erholen; immer größere Einkäufe mußten gemacht, Tische und Stühle geborgt und unter dem Weingange zwischen den weißen Säulen aufgestellt werden, und Tag für Tag wimmelte es da von fröhlichen Zechern, welche nicht müde wurden, das trauliche Plätzchen und den idyllischen Frieden des Hauses zu preisen und das Glück der Einfachheit und die selige Ruhe des Genügens an den unverbildeten und naiven Bewohnern und nicht am wenigsten an der kleinen leichtherzigen Anarella zu bewundern. Und daß sie für so ungemein gehäufte Genüsse sich auch mit gehäufter Zahlung erkenntlich zeigen mußten, war nur gerecht und billig.

Einer der ersten Pilger zu dem neuen Wallfahrtsort war Signor Giorgio gewesen — seinen englischen Namen konnte Anarella natürlich nicht behalten, aber ein Begleiter desselben lehrte sie, ihn Mylord anzureden, und da sie das mit seltener Grazie auszusprechen verstand, so hatte ihn diese Bekundung eines erstaunlichen Sprachtalents so mächtig angeregt, daß er fortan Tag für Tag auf einem wackeren Esel heraufgeritten kam und in der romantischen Schenke Rast hielt, ohne sich jemals zum Weiterklimmen auf den Monte Solaro zu entschließen.

Er war jung, hübsch und liebenswürdig, das konnte ihm nicht bestritten werden, und auch Anarella bestritt es nicht, sondern unterhielt sich gern mit ihm, wenn sie ihm seinen Wein gebracht hatte. Es war so bequem und vertraulich mit ihm zu verkehren, er nahm es gar nicht einmal übel, wenn sie über seine drollige Aussprache lachte, er lachte sogar selbst mit und bemühte sich dann doch, es besser zu machen; und das gab ihr als seiner Lehrerin schnell ein gewisses erquickendes Gefühl geistiger Ueberlegenheit. Und dazu sah er all' ihrem Thun mit einer so unverhohlenen Bewunderung und so ehrlichem

Entzücken zu, daß schwerlich ein Mädchenherz sich dem Gefühl einer heimlichen Auferbauung hätte entziehen können. Vor Allem aber wußte er so angenehm zu fragen und nahm so rührenden Antheil an ihren Schicksalen und ihrer Lebensweise, er erkundigte sich nach Allem und ließ sich Alles zeigen: die kleinen in der Mitte leicht gewölbten Zimmer, den Webstuhl und den Maulbeergarten und das Dach mit den Blumentöpfen darauf, — und Alles bewunderte er, selbst die Aermlichkeit und Einförmigkeit ihres Lebens und das unglaublich wenige Geld, das sie für ihre Bedürfnisse verausgabte. Kurzum, sie wurde so gemüthlich vertraut mit dem vornehmen Mylord, wie sie es mit ihrem Landsmann Francesco gar nicht gewagt hätte.

Und eines Tages, da er mit ihr den üblichen Rundgang gemacht hatte und sie nun, die Aussicht genießend, auf dem Dache standen, fragte er ganz schüchtern und ernsthaft:

„Möchtest du nicht lieber in einem großen Hause mit prächtigen Zimmern voll vergoldeter Spiegel und bunter Teppiche wohnen? Möchtest du wohl in schönen Kleidern einhergehen und in einem gepolsterten Wagen mit zwei Pferden fahren und dich von Dienern und Mägden bedienen lassen statt selbst immerfort zu arbeiten?"

Anarella konnte durchaus nicht leugnen, daß sie in der That diese bescheidenen Wünsche von ganzem Herzen hegte und sich ohne Schmerzen von ihren vielen Arbeiten trennen würde. Vor Allem leuchtete ihr der zweispännige Wagen als der Gipfel irdischer Glückseligkeit ein, denn es waren ihr wohl schon Esel und selbst hier und da ein Pferdchen zu Gesicht gekommen, aber noch niemals ein Wagen, in welchem Menschen gefahren werden können.

„Ich könnte dir das Alles verschaffen," fuhr er fort, „denn ich besitze Geld genug dazu. Wenn du mit mir nach England kommen wolltest, so solltest du Alles haben, was du dir wünschen magst."

Anarella sah ihm forschend und etwas mißtrauisch ins Gesicht, und ihr Köpfchen mit den aufschwellenden Haaren nahm wieder jene leise Senkung nach vorn an, daß Costanziella behauptet hätte, sie wolle stoßen.

„Ist das Euer Ernst?" fragte sie endlich halb neugierig, halb trotzig.

„Wahrhaftig, mein Ernst," versicherte Mylord.

„So wollt Ihr mich also heirathen?"

„Ja, das will ich, Anarella."

„Aber ich bin arm und habe gar nichts gelernt."

„Du kannst doch lesen und schreiben?"

„Ein Bischen, ja."

„Dann kannst du alles Andere auch lernen. Ich schicke dich nach Neapel in ein Institut, wie mein Freund Johnson die Mariuccia."

„Aber Ihr seid doch gewiß Protestant, und ich bin Christin. Der Curato wird uns nicht trauen."

„So thut es der Bürgermeister ohne ihn."

„Nein, das geht nicht. Es liegt dann kein Segen darin."

„So lassen wir uns vom Papste Dispens geben."

„Der ist sehr theuer."

„Ich werde ihn bezahlen."

„Aber ..." Anarella machte auf einmal ein sehr weinerliches Gesicht.

„Du willst doch nicht?"

„Ich möchte wohl gern, aber ..." Die ersten Thränen fingen an sich aus den großen Augen zu lösen, und sie war ganz roth geworden.

„Was ist dir, mein gutes Kind?" fragte er ängstlich und suchte leise den Arm um ihre Hüfte zu legen.

„Ich habe ja schon einen Verlobten!"

rief sie, mit Heftigkeit zurücktretend, aus und sah den armen Signore so ärgerlich an, als ob er eigentlich daran schuld wäre.

Allerdings überraschte ihn diese Nachricht sehr unangenehm, und er stand eine Weile recht verdutzt vor ihr. Doch er wußte sich zu fassen. „Er ist arm?" fragte er.

„Ja," erwiderte sie nach einigem Besinnen, „wir sind hier zu Lande ja Alle arm."

„Ich werde ihn reich machen; dann wird er mir seine Ansprüche abtreten."

Dieser Vorschlag versetzte Anarella augenblicklich in die vollkommenste Heiterkeit. „Ihr wollt mich ihm abkaufen!" rief sie fröhlich lachend, „das ist ein sehr guter Gedanke, und Ihr müßt nicht böse sein, daß ich lache, aber es ist so sonderbar." Und dann fühlte sie sich augenscheinlich in ihrer Würde beträchtlich gehoben, da sie ein so begehrter Werthgegenstand geworden war. Aber sie fing trotzdem immer von Neuem an zu lachen.

Der glückliche und über eine so reine Naivetät hochentzückte Bewerber wollte sie umfangen und küssen, doch sie mochte nicht, entschlüpfte ihm und rief, rasch vom Dache hinabsteigend: „Wenn wir verheirathet sind! Ihr müßt auch erst mit meiner Mutter sprechen!"

So ward die neue Verlobung geschlossen. Denn es ist selbstverständlich, daß die gute Mutter gegen einen so reichen und so vornehmen Eidam nicht das Geringste einzuwenden hatte.

* *
*

Wieder standen die Frauen und Mädchen auf Capo di Monte und schauten zum Meere hernieder; wieder leuchtete die Sonne und strahlte der Himmel und die klare Fluth in lieblichster Bläue; aber diesmal stand der Sonnenschein auch in den feurigen Augen, und klar und fröhlich waren die Herzen. Denn die Barken dort unten glitten näher und näher, längst lag Massa hinter ihnen, schon waren sie unter dem Schutz von Capri, und man sah, wie die Segel eingezogen und die Ruder gerührt wurden. Jetzt war es Zeit, hinabzusteigen, um die Heimkehrenden schon unten an der Marina empfangen zu können. Und so eilten die glücklichen Weiber abwärts, singend und scherzend, gleich einem Schwarm buntfarbiger Vögel am schroffen Felsen niederflatternd.

Eine blieb oben zurück, Anarella, und blickte noch immerfort nach den Barken, bis sie anlegten und die Männer ans Land kamen. Es war ihr aber, als könnte sie trotz der gewaltigen Höhe das Jauchzen und Grüßen und all' das Freudengeschrei dort unten hören, und da zuckte sie scheu zusammen und machte sich hastigen Ganges auf den Weg nach Hause. Und wenn sie heute trockene Feigen gehabt hätte, die Seelenruhe fehlte ihr doch, sie zu verzehren.

Mylord saß idyllisch unterm Weinlaub und trank seinen Capri bianco; doch Anarella machte einen Umweg, kam von hinten ins Haus und versteckte sich in ihrer Kammer. Allerdings ließ sie einen tüchtigen Spalt übrig, als sie die Thür zu dem großen Mittelzimmer anlehnte; und so konnte sie dieses und den nächsten Theil des anstoßenden Laubenganges bequem übersehen. Denn immerhin mußte sie doch wissen, wie die Dinge sich gestalten würden.

Eine gute halbe Stunde mochte sie einsam gelauert haben, als ihr Herz heftig zu pochen begann; sie hatte einen nahenden Schritt vernommen, der ihr bekannt vorkam, obgleich sie ihn noch nicht oft gehört hatte. Jetzt kam es die paar Stufen vom Gärtchen herauf, und Francesco Carpuccio stand in der Stube,

erhitzt und athemlos vom sehnsüchtigen Lauf, und blickte suchend umher.

„Anarella!“ rief er leise, wie bittend, und die Gerufene zitterte in ihrem Versteck an allen Gliedern. Aber sie meldete sich nicht, und Francesco wandte sich plötzlich wieder dem Eingang zu. Denn vom Garten her klangen Stimmen: es war Mylord und Anarella's Mutter. Doch die letztere schlüpfte vor dem Hause seitab, und der junge Engländer kam allein die Stufen herauf. Er begrüßte den heimgekehrten Korallenfischer wohlwollend und milde, und dieser dankte mit geziemender Ehrerbietung. Die darauf folgende Unterhandlung vollzog sich mit überraschender, ja verwirrender Präcision. Was die beiden Männer redeten, konnte Anarella nicht hören, aber sie sah, wie nach Verlauf kaum einer Minute Francesco eine einzige kurze, feste Bewegung machte und mit dieser zum Erstaunen gleichzeitig Mylord die Stufen hernieder in großem Bogen rücklings in den Garten flog.

Solche Behandlung hatte er gewiß nicht verdient, denn sein Auftreten war durchweg artig und höflich gewesen; und somit hätte Anarella ihn ob des harten Falles, den er um ihretwillen duldete, wohl bemitleiden sollen. Auch fühlte sie diese Pflicht und nahm sich in Gedanken ernsthaft zusammen; aber es half ihr nicht, sie konnte und konnte nicht anders als hell auflachen, der Anblick war nun einmal unwiderstehlich komisch, wie er so federleicht hinausgeschwungen ward und nun auf dem weichen, lockeren Boden lag und zappelte und nur mühsam auf die Füße kommen konnte. Und dann stand er und klopfte sich sorgfältig die Kleider aus, bis er endlich mit einer unsicher drohenden Geberde wieder vorwärts blickte.

Was konnte er und was konnte sie dafür, daß das Alles so wundersam lächerlich aussah? Sie durfte aber vielleicht daran erkennen, daß ihr die Liebe zu ihm noch nicht sehr tief in die Seele gedrungen war.

Noch während ihres Lachens blickte sie auf den gewaltthätigen Francesco, und sie verwunderte sich, wie anmuthig und schön er war in seiner siegreichen Kraft und seiner gelassenen und doch noch still drohenden Haltung. Seine Augen blitzten und funkelten so wild und zornig wie noch nie zuvor, und dennoch fürchtete sich Anarella nicht im mindesten mehr vor ihm; im Gegentheil, sie fühlte sich seltsam sicher und geborgen, als ob er gekommen wäre, sie vor einem Beleidiger zu schützen und nicht etwa ihren begünstigten Anbeter zu vertreiben. Sie hatte eine Ahnung, daß er mit dieser einen unhöflichen Handbewegung eine viel reichere Zahlung für ihren Besitz geleistet hatte, als die Kaufsumme des gesitteten Signore betrug. Und darum war sie stolz auf ihn und betrachtete seine schlanke Gestalt mit doppeltem Wohlgefallen.

Hatte Mylord vielleicht eine ähnliche Ahnung? Oder schien es ihm nur überhaupt seiner unwürdig, sich auf eine bäuerische Rauferei einzulassen? Jedenfalls verschwand er aus dem Garten, ohne seine jüngeren Ansprüche auf das schöne Mädchen mündlich oder thätlich weiter geltend zu machen.

Da trat Anarella zutraulich aus ihrem Versteck hervor. Ohne Furcht schritt sie auf Francesco zu, streckte ihm treuherzig die Hand entgegen und sagte demüthig: „Verzeih' mir, Francesco. Er hatte mich ganz bethört; aber es ist mir nun viel lieber so.“

„Was ist dir lieber?“ versetzte er rauh, ohne ihre Hand zu ergreifen.

„Daß ich nun doch dein werde. Es ist mir ganz gleichgültig, ob er reicher und vornehmer ist als du. Du bist doch mehr werth als er.“

Sie sagte es leise und mit gesenkten

Blicken. Jetzt schaute sie herzlich zu ihm auf — aber erschrocken fuhr sie zurück; er maß sie mit so unsäglich verächtlichen und bitter abweisenden Mienen, daß sie ganz die Fassung verlor und in dumpfer Betäubung vor ihm verstummte.

Nach einer langen, quälenden Pause lachte er endlich grell und schneidend auf und rief mit zornbebender Stimme:

„Glaubst du etwa gar, daß ich dich noch nehmen werde, alberne Dirne? Wenn du deine Liebhaber wechseln kannst wie die Kleider — ich will deine Liebe nicht geschenkt haben, die du einmal verkauftest. Was verkäuflich ist, gehört dem, der am meisten bieten kann. Lauf' hin zu deinem feigen Bürschchen, ihm gehörst du, er hat dich gekauft. Ich will nichts mehr von dir wissen in alle Ewigkeit. Aber wehe dir und ihm, wenn meine Augen dich je in seiner Gesellschaft erblickten!"

Vielleicht fühlte Anarella etwas von dem heimlichen Widerspruch, in welchem die letzten drohenden Worte zu der kaltherzigen Verzichtleistung standen, und schöpfte daraus die leise Hoffnung, ihn doch noch zu versöhnen. Sie stand und hielt beide Hände flehend gegen ihn ausgestreckt, und ihre Augen waren voll Thränen. „O Francesco!" sagte sie traurig.

Da stieß er die zitternden Hände hart von sich ab, kehrte sich hastig um und ging.

Anarella blieb allein zurück und regte sich nicht von dem Platz, wo sie stand; aber ihre Hände sanken schwer hernieder, und die Thränen versiegten. Lange überdachte sie den raschen erschütternden Vorgang. Am Ende nickte sie betrübt vor sich hin, faltete die Hände und sagte laut zu sich selber: „Er hat Recht."

Dann trat sie zu ihrem Webestuhl und arbeitete; aber singen konnte sie nicht.

Nach einiger Zeit kam zu ihr ein Knabe und brachte einen kurzen Brief von Signor Giorgio. Dieser bat Anarella, ihm in seinem Hotel unten in Capri eine Zusammenkunft zu gewähren.

Da brauste sie heftig auf, und der arme Junge mußte ihren ungerechten Zorn entgelten. „Ich will gar nichts mehr von ihm wissen, er hat mich unglücklich gemacht, weil er mich gekauft und schmählich entwürdigt hat; und nun verachtet und verschmäht mich mein Liebster um seinetwillen. Sag' ihm, es sei schändlich, wenn ein reicher Mann einem ärmeren sein Mädchen abspenstig machen wolle, und er solle nicht glauben, daß ich mich verkaufen lasse wie eine Waare, selbst wenn Francesco wirklich mit sich darüber reden ließe. Und im Uebrigen sag' dem Signore nur, er soll sich vor Francesco hüten, der ist sehr böse auf ihn, und es wäre nicht gut, wenn er ihn noch einmal zu sehen bekäme. Ich aber will den Inglese auch niemals wiedersehen, denn ich hasse ihn und habe ein gutes Recht dazu, ihn zu hassen."

Mit diesen Worten entließ sie den bestürzten Knaben, der von dem Sinn der absonderlichen Rede gar nichts verstand und sich nur sorgfältig einzelne kräftige Wendungen ins Gedächtniß prägte, sie seinem Auftraggeber zu überbringen.

Nachdem Anarella so nicht nur eine rasche und gründliche Klärung ihrer Ansichten über Würde und Ehre verkaufbarer Gegenstände dargethan, sondern auch den heimlich nagenden Vorwurf und Zorn wider sich selbst mit bemerkenswerther Gewandtheit auf ein abwesendes Gefäß der Sünde übertragen hatte, fühlte sie sich recht erleichtert im Herzen, und sie faßte den kecken Entschluß, trotz dem Vorgefallenen unter allen Umständen an der Liebe zu Francesco festzuhalten, bis sie seinen gerechten Zorn versöhnt und bezwungen haben würde. Und es erschien ihr wohl als die erste Pflicht dieser Liebe, den Haß gegen den bei Seite geschobenen Neben-

buhler künstlich zu möglichst kräftigem Brande zu entflammen:

„Welche Unverschämtheit!“ murmelte sie grollend vor sich hin. „Ich soll zu ihm kommen! Wo ist das Sitte, daß das Mädchen dem Manne nachgeht? Habe ich ihn zuerst gesucht und ihn heirathen wollen? Hat er sich mir nicht aufgedrängt? Und nun verlangt er das von mir? Nein, ein rechter Bräutigam soll zu seiner Braut kommen, sie suchen und holen, nicht umgekehrt!“

Zur Bekräftigung dieser glücklich erkannten Lebensregel verließ sie eilig das Haus, ohne sich vor ihrer Mutter sehen zu lassen, und begab sich geraden Wegs nach der abseits vom Städtchen gelegenen Besitzung des Francesco Carpucci.

Mit großer Befriedigung betrachtete sie innerhalb der hohen Steinmauer die schönen alten Oelbäume und die langen Rebenranken, die sich an ihnen empor und prächtig von Baum zu Baum schwangen, seitwärts das üppig wuchernde Feld indischer Feigen und rund um das Häuschen herum die stattlich gedeihenden Orangenbäume. Im Hause selbst war freilich gar Mancherlei zu bessern, zu ordnen und zu reinigen, man merkte recht deutlich, daß hier eine Hausfrau nöthig war. Mit liebevoller und eingehender Theilnahme aber musterte Anarella auch hier alle Geräthe, als hätte sie in ihnen lauter neue Freunde zu begrüßen und zu gewinnen.

Das Haus war leer; doch vor der Hinterpforte fand sie den alten Giuseppe, der, an eine Säule gelehnt, sich friedlich zu sonnen schien. Als sie aber zu ihm trat, zeigte sich, daß er ganz traurig und niedergeschlagen war und wenig erfreut über die glückliche Heimkehr seines Sohnes. Auch verhehlte er nicht, worüber er sich betrübte: Francesco hatte erklärt, er müsse auf lange, lange Zeit die Insel verlassen und werde schon morgen mit dem Marktschiff nach Neapel hinüberfahren. Als nun Anarella sich über die Maßen entsetzte und in heftiges Weinen ausbrach, da versuchte der Alte sie aufs herzlichste zu trösten und schalt unbarmherzig auf seinen Sohn und dessen sträflichen Wankelmuth und Treulosigkeit, und sie merkte, daß Francesco gar nichts von dem Vorgefallenen gesagt hatte, sondern ruhig und stolz die ganze Schuld auf sich genommen hatte.

Darüber schämte sie sich so, daß sie es nicht mehr bei seinem Vater aushalten konnte, sondern hastigen und trostlosen Abschied von ihm nahm.

Den Hausgeräthen nickte sie beim Durchschreiten nur noch trübselig von Weitem zu, aber ihr Blick fiel zufällig auf ein wackeliges Tischchen in einer Ecke, und darauf lag ausgebreitet ein kostbares, fein gearbeitetes Korallenhalsband und ein Paar große Ohrringe von gediegenem Golde und ein bunt schimmerndes Kopftuch von echter Seide und ein mächtiger silberner Pfeil, durchs Haar zu stecken...

Das Alles wäre für sie bestimmt gewesen!

Aber sie wagte nicht, etwas davon zu berühren, sondern schlich mit einem scheuen Seitenblick von dannen.

* * *

Das Marktschiff lag zum Auslaufen bereit an der großen Marina. Mächtige Körbe und schwellende Säcke nahmen den größeren Raum desselben ein, nur im Vordertheil des offenen Schiffes drängten sich auf den schmalen Holzbänken die wenigen Fahrgäste. Unter ihnen saß ein wenig abgesondert Francesco Carpucci und schaute mit finsterer, weltfeindlicher Miene den Fußboden an, aus dem bei stärkeren Schwankungen des Fahrzeugs das eingedrungene Wasser hervorquoll und die Planken überspülte. Dieses Naturspiel

mußte ihn ungemein interessiren; den Mitreisenden gönnte er keinen Blick. Es waren freilich lauter Leute aus Nieder-Capri, die er kaum kennen mochte.

Einmal hob er dennoch den Blick, und gerade da schwang sich leichten Sprunges ein Mädchen in das Schiff; eine zierliche, schlanke Gestalt, ein braunes, feines Gesichtchen mit großen Augen und trotzig über die Stirn fallendem Haar schwankte vor seinen erstaunten Blicken. Nun ja, das war Anarella.

Doch nur diese schönen schwellenden Haare hatten etwas Trotziges an sich, sonst kam sie ganz still und demüthig heran, grüßte ihn leise, ohne die Augen aufzuschlagen, und setzte sich stumm an seine Seite.

„Wo kommst du her?“ fragte er so überrascht, daß seine Stimme sogar weniger rauh klang, als sie wohl eigentlich sollte.

„Von Hause,“ erwiderte sie leise.

„Und wohin willst du?“

„Ich weiß es nicht. Wohin gehst du?“

„Was geht es dich an! Wie du siehst, heute nach Neapel.“

„So gehe ich auch nach Neapel. Ich begleite dich.“

„Glaubst du, ich könne meinen Weg nicht allein finden?“

„Ich will dir nur zeigen, daß ich dich lieb habe.“

„Mir liegt nichts mehr daran, und ich würde es doch nicht glauben.“

„Vielleicht stößt dir ein Unglück zu oder eine Krankheit, dann helfe ich dir und pflege dich.“

„Und deine Mutter?“

„Ich mag nicht mehr bei ihr wohnen, sie hat mich nicht vor dem Engländer geschützt. — Aber dein Vater . . .?“

Francesco antwortete nichts mehr, sondern kehrte sich heftig ab, lehnte sich über Bord und schaute in die Wellen. Und so blieb er auch sitzen, als das Schiff abgestoßen war und in munterer Fahrt auf freiem Wasser schaukelte.

Anarella fuhr zum ersten Mal auf dem Meere, und bald ward ihr sehr übel zu Muth von den rollenden Wellen, und in der Krankheit und Schwäche, die sie überfiel, lehnte sie das Köpfchen schwer an seine Schulter. In finsterem Trotzen wandte er sich herum und wollte bei Seite rücken, ihr die Vertraulichkeit zu entziehen; da sah er, ihre Wangen waren bleich und die Augen matt, und so blieb er sitzen, schlug auch seinen weiten Mantel ihr über Haupt und Schultern, obwohl er das Gesicht dabei abkehrte und die Hand ihrer eigenen Verantwortlichkeit überließ. Anarella aber griff unter dem bergenden Mantel schnell nach dieser Hand und drückte einen feurig dankbaren Kuß darauf. Eilig zog er sie nun zurück; aber er hielt sie merkwürdig lange ausgebreitet in die Höhe und betrachtete sie mit nachdenklichen Mienen, als ob irgend eine augenfällige Verwandlung mit ihr vorgegangen wäre. Und doch war für unbefangene Blicke nichts Besonderes daran wahrzunehmen.

Anarella rührte sich nicht mehr und schien eingeschlafen zu sein; Francesco aber saß so still wie ein Baumstamm und ließ selbst seinen Athem so leise als möglich gehen. Daß sein Herz aber ein Bischen lauter schlug als wohl gewöhnlich, daran war er allerdings unschuldig. Es schien auch Anarella nicht zu stören.

* *
*

Nach ungewöhnlich schneller Fahrt landete das Schiff am Molo von Neapel. Francesco lud seinen großen Kasten auf die Schulter und stieg aus, ohne sich umzusehen; Anarella folgte ihm, ihr Bündelchen in der Hand tragend. Sie ging geduldig neben ihm her, und als das Gedränge und Geschrei am Hafen gar zu

groß ward, drückte sie sich ängstlich dicht an seine Seite. Da stand er still und blickte streng auf sie nieder.

„Zu wem willst du nun?“ fragte er.

„Wohin du gehst,“ versetzte sie kaltblütig.

Er wollte zornig werden, aber es gelang ihm nicht mehr so gut wie früher. Ziemlich gelassen sagte er:

„Ich habe hier eine Base, bei der ich wohnen werde bis morgen. Aber was willst du dort? Sie kennt dich nicht.“

„Sie wird mich nicht fortjagen, wenn sie aus Anacapri stammt. Ich werde ihr dafür in ihrer Arbeit zur Hand gehen.“

„Meinethalben,“ sagte er, „vielleicht kann sie eine Magd gebrauchen; ihr Mann ist todt, und sie hat viele Kinder.“

So gingen sie weiter, durch düstere, schmutzige Gassen, in denen Anarella immer beklommener ums Herz ward, bis sie in ein riesenhohes Haus eintraten und eine endlose Treppe hinaufstiegen, die ihr höher vorkam als die Felsenstiege von Anacapri. Im vierten Stock zog Francesco an einem durch die Thür heraushängenden dünnen Strick, eine heisere Schelle ertönte, begleitet von einem vielstimmigen Kindergeschrei, und eine Frau öffnete, die noch ziemlich jung schien, aber vor der Zeit verfallen, gelb und häßlich. Sie begrüßte ihren Vetter mit einiger lärmenden Freude, aber ohne große Herzlichkeit.

„Hier ist ein Mädchen aus Anacapri,“ sagte er, „das in der Stadt einen Dienst sucht. Willst du ihr dazu helfen, oder kannst du selbst eine Magd brauchen?“

Die Worte schnitten Anarella doch ins Herz, aber sie bezwang tapfer ihre Thränen und sah der Frau gerade ins Auge. Doch die machte ein so sonderbares, halb grinsendes Gesicht, als sie das hübsche, saubere Mädchen sah, und meinte, sie hätte besser gethan, auf ihrer Insel zu bleiben.

„Das habe ich ihr auch gesagt,“ erwiderte Francesco. Ein flehender Blick aus Anarella's Augen streifte ihn, von dem er mit seltsamer Hast sich abkehrte. Darauf schickte die Frau sie in ein Hinterzimmer zu den Kindern, während sie selbst mit ihrem Vetter zurückblieb.

Da stand das fremde Mädchen in einem großen, wüsten, unsauberen Gemach, und das Geheul von fünf ungezogenen Kindern umtoste sie. Sie wollte sie freundlich begrüßen und mit ihnen spielen, aber die Kinder sahen so klug und dreist und gewitzt aus, als wenn es gar keine richtigen Kinder wären, und eröffneten die Bekanntschaft sogleich damit, ihr etliche kleine boshafte Streiche zu spielen und ihr namhaft scheußliche Gesichter zu schneiden. Da ließ sie ganz geängstigt von ihnen ab, trat still ans Fenster, blickte in die rauchige Luft der Gasse hinaus und wartete traurig, daß Francesco käme.

Er kam aber nicht, sondern die Frau kehrte allein zurück und sagte kurz:

„Du kannst diese Nacht hier bleiben; er wird sich ein anderes Nachtlager suchen, morgen wollen wir weiter sehen. Er hat mich gebeten, für dich zu sorgen und womöglich gleich nach Capri zurückzuschicken. Es gefällt dir hier auch wohl nicht sehr?“

„Nein,“ sagte sie ehrlich. „Aber wann kommt er wieder?“

Die Frau zuckte die Achseln. „Wer kann wissen, wann der Krieg zu Ende ist?“

Anarella machte erschrockene Augen. „Der Krieg?“ fragte sie, „geht er denn in den Krieg?“

„Das weißt du gar nicht? Gewiß! Er ist zu den Garibaldianern. Und wenn sie unseren schönen König Franz mit Gottes Hülfe zum Teufel gejagt haben werden und mein Vetter inzwischen nicht todtgeschossen ist, dann wird er vielleicht wohl wiederkommen, wenn er nicht lieber nach Rom mitgeht und mit dem großen Garibaldi dort bleibt.“

Anarella war ganz blaß geworden.

„Und kommt er denn morgen nicht noch einmal hierher, uns aufzusuchen?“ stotterte sie weinerlich.

„Nein, denn er geht morgen in aller Frühe nach Norden zu den Truppen.“

„Dann will er wirklich nichts mehr von mir wissen!“ seufzte Anarella tonlos und in voller Verzweiflung.

Die Frau lachte. „Du bist wohl gar in ihn verliebt?“ fragte sie, und die klugen Kinder jubelten dazu.

„Ja,“ erwiderte sie, „und wir wollten uns heirathen.“ Und nun erzählte sie treuherzig die wechselvolle Geschichte ihres Herzens. Die Frau aber lachte immer noch.

„Ich weiß wahrhaftig nicht,“ sagte sie, „wer hier der größere Narr ist, du oder der tolle Francesco. Nun, mit ihm ist nichts mehr anzufangen, der ist fort, und du bekommst ihn sicherlich nicht wieder. Wenn der nicht will, schleppt ihn Keiner zurück. Aber du hast noch Zeit, Vernunft anzunehmen; wenn ich dir rathen kann, fahre nur ruhig nach Capri zurück und heirathe deinen Engländer; und wenn du dann reich geworden bist, wirst du wohl auch einmal an eine arme Frau mit fünf hungrigen Kindern in Neapel denken. Oder wenn du durchaus hier bleiben willst, so findest du hier auch zehn für einen, wenn nicht gerade Ehemänner, so doch . . . kurzum, den Francesco schlage dir aus dem Sinn, der findet auch draußen andere Mädchen genug.“

Die klugen Kinder jauchzten Beifall. Anarella aber war zornig geworden. „Das ist nicht wahr,“ rief sie eifrig, „er wird keine anderen Mädchen suchen, denn ich weiß es, er liebt mich doch; wozu brauchte er mir sonst so grimmig zu zürnen, daß ich einen Anderen nehmen wollte? Und ich weiß auch, was er will: er will mich prüfen und sehen, ob ich ihm diesmal treu bleibe, auch wenn er fern ist und sich ganz verdrossen stellt. Und ich will den Engländer nicht und auch die zehn Männer in Neapel nicht, ich gehe nach Anacapri zurück zum alten Giuseppe und warte mit ihm, bis Francesco wiederkommt. Er muß ja kommen; sie sagen, Keiner, der auf Capri geboren ist, kann es für immer in der Fremde auf dem festen Lande aushalten. Wenn er aber heimkommt, soll er sein Haus und seine Wirthschaft in guter Ordnung finden; dafür will ich sorgen.“

So sprach Anarella. Die Frau schüttelte den Kopf, und die klugen Kinder schnitten Gesichter, aber sie wußten nichts dagegen zu sagen, denn die Gedanken des fremden Mädchens waren ihnen unverständlich und keiner Antwort würdig.

So blieb sie nicht länger als ei[illegible] in Neapel.

* * *

Für den alten Giuseppe Carpucci zu Anacapri waren goldene Tage gekommen. Er brauchte sich nicht mehr über seine wachsende Gebrechlichkeit zu beklagen, denn Anarella war ihm Hand und Fuß und Auge und Ohr zugleich. Des Nachts schlief sie bei ihrer Mutter, aber vom Morgen bis zum Abend weilte sie auswärts, und nie bekam sie ein fremder Gast der Schenke mehr zu sehen, also daß diese bald ihren Ruf verlor und nach und nach gänzlich verödete. Doch wenn die kluge Mutter nachrechnete, so fand sie, daß der kurze Gewinn größer war als sonst eines ganzen Jahres Einkommen von mühsamer Frauenarbeit.

Anarella aber pflegte den Alten den ganzen Tag mit rühriger Hand und geschwätziger Zunge, der stille Herbst seines Lebens dünkte ihn lieblicher geworden als einst der kräftige Frühling seines jungen Eheglücks; sie wußte ihm die besten Sonnenplätzchen auszufinden, und wenn die winterlichen Wolken grau und schwer sich vom Solaro nieder über die schräge

Ebene wälzten oder der Westwind schneidend vom Meere blies, so sorgte sie treulich für warme Decken und frische Kohlen im Becken, und so kam es, daß er ganz vergaß, um seinen entfernten Sohn zu klagen.

Doch sie that auch mehr als das. Sie nahm das Regiment im Garten und Feld in ihre Hand, sie warb die Arbeiter für die Traubenlese und das Keltern des Weines, und als der Winter vorrückte und das neue Jahr gekommen war, beaufsichtigte und leitete sie sorglich die Olivenernte; und es schien ein besonderer Segen auf ihrem Werk zu ruhen, denn nie war der Ertrag an Oel so reich gewesen wie dieses Jahr; und daneben pflückte sie mit eigener Hand unter einziger Beihülfe der alten Magd die reifen Orangen von den fruchtstrotzenden Bäumen.

An den arbeitsfreieren Tagen aber bestellte sie das Haus und die Zimmer und kehrte alles Geräthe und Gezeug so rücksichtslos und gründlich um, daß das Ganze bald nicht mehr zu erkennen war und ein freundliches, gesittetes und hell wohnliches Ansehen gewonnen hatte. Nur eine Stelle gab es im Hause, die sie niemals berührte und selbst mit den Augen zu streifen vermied: das war das wackelige Tischchen in der Ecke, auf dem die versäumten Brautgeschenke noch immer lagen. Auf dem Gold und den Korallen und der zarten Seide lag längst schon fingerdick der Staub, und kaum hätte Jemand ahnen können, welche Herrlichkeiten unter dem verborgen waren.

So war der Februar gekommen, und mit dem ersten ahnenden Weben des neuen Lenzes fuhr eine große Freudenkunde wie ein Frühlingssturm durch das ganze Apenninenland und drang selbst bis in die letzten Hütten des hohen, weltfernen Städtchens auf dem Rücken des Monte Solaro: Gaeta ist gefallen, und Victor Emanuel wird fortan die Krone des ganzen Königreichs Italien tragen! Und dem siegreichen Herrscher jubelte auch das friedfertige Eiland Capri zu.

Gaeta ist gefallen, und der Krieg ist zu Ende! jubelte es auch in Anarella's harrendem Herzen. Die Zeit der Prüfung ist vorüber, und du hast sie bestanden, sprach sie freudig zu sich selber.

Der Krieg war zu Ende, aber Francesco Carpucci kehrte nicht wieder. Eine qualvolle Unruhe kam über Anarella, von Tage zu Tage ward ihre Hoffnung unbestimmter und schwankender. So oft eine Barke von Neapel kommen sollte, ging sie nach Capo di Monte und wartete, bis Jemand von der Marina die Felsentreppe heraufkam oder bis die dazu erforderliche Zeit herum war. Zuweilen gedachte sie dann wohl des Tages, da sie ihn zum ersten Mal als ihren Verlobten in die Ferne ziehen sah — und sie begriff nicht mehr, wie ihr das damals hatte so gleichgültig sein können. Jetzt brannte ihr das Herz in unauslöschlicher Sehnsucht.

Eines Tages traf sie dort wieder ihre alte Freundin Costanziella, die glückliche junge Gattin ihres Carluccio.

„Der Francesco kommt nicht wieder," sagte diese; „wie sollte er auch? Du hast ihm ein zu schweres Unrecht zugefügt, und was hast du gethan, um es abzubüßen? Daß du ihn jetzt wieder nehmen willst, nachdem er den Nebenbuhler weggejagt, ist noch keine Sühne für die alte Untreue. So etwas kann sich kein Mann gefallen lassen, der etwas auf sich hält. So hat es mich mein Carluccio gelehrt; er würde auch zu stolz sein, von selber wiederzukommen, hat er gesagt."

„Aber ich kann ihn doch nicht holen!" schluchzte Anarella ganz erschüttert. „Ich kann ihm doch nicht nachlaufen wie ein Hund und vor ihm betteln? Soll ich mich ihm mit Gewalt aufdrängen wie eine schlechte Waare, die man um jeden Preis losschlagen will? Nein!" rief sie heftig

und senkte wieder ein wenig trotzig die Stirn, „ich will mich nicht noch einmal zur Waare machen. Ich werde auf ihn warten, so lange ich lebe, aber wenn er nicht von selber zu mir kommt und mir verzeihen will, dann finden wir uns niemals wieder."

„Und dann willst du ganz ohne Mann bleiben dein ganzes Leben?"

„Ja!"

Costanziella zuckte mitleidig die Achseln und sprang gleich darauf ihrem Gatten entgegen, der eben die große Treppe heraufkam.

Anarella kehrte zurück, zum ersten Mal in ihrer Freudigkeit ganz und gar gebrochen.

„Es wird nichts mehr mit Francesco und mir," sagte sie zum alten Giuseppe schwermüthig.

„Ich werde ihm schreiben," sagte dieser und strich ihr tröstend mit der welken Hand über das volle Haar, „daß er heimkehren soll und daß du ihn erwartest."

„Das hilft mir doch nichts. Ich kann ja doch nichts thun, mein Unrecht abzubüßen und die Untreue zu sühnen. Wie soll er sein Herz mir wieder zuwenden?"

„Bist du ihm dafür nicht jetzt desto treuer gewesen, auch ohne sein Verlangen? Mir wäre das Sühne genug."

„Aber er ist zu stolz und voller Trotz. Und darum lieb' ich ihn nur noch mehr; aber gerade deshalb soll er auch mich nicht verächtlich finden."

„Hast du nicht sein Haus und Feld den ganzen Herbst und Winter durch bestellt und nur für ihn und mich gelebt und gearbeitet? Ist das noch nicht genug?"

„Das that ich aus Liebe zu ihm und mit Lust, und darum war's keine Buße. Ich kann nichts thun, ihn mir zu verdienen."

Der gute Alte wußte keinen Rath mehr, das starre Herz zu trösten, und Anarella gab alle Hoffnung verloren. Das Glück konnte nicht wieder zu ihr kommen. Und du hast's nicht anders verdient! sagte sie sich in ihrer zerknirschten Seele; und es ist deine Strafe, daß du jetzt nichts mehr thun kannst, wieder gut zu machen, was du gesündigt hast!

* * *

Am anderen Morgen kam der Sindaco oder Schultheiß von Anacapri und brachte dem alten Giuseppe und seiner jungen Pflegerin eine betrübende Kunde.

„Ich darf es Euch nicht verhalten," sagte er ernst, „Euer guter Sohn hat vor Gaeta eine schwere Verwundung erhalten, ein Arm ist ihm zerschmettert, und man schreibt mir, sein Zustand sei bedenklich und nicht gewiß, ob er das Fieber überwinde. Er liegt in Formia, und wenn Ihr ihm Botschaft oder etwas zu seiner besseren Pflege senden wollt, so will ich das gern vermitteln. Es sollte mir leid thun um den wackeren Francesco, sehr leid. Aber wie es auch kommen mag, bedenkt immer, er hat als guter Patriot gekämpft, und er leidet für das Vaterland. Das soll Euer Trost sein. Evviva l'Italia!"

Der arme Giuseppe rang in rathlosem Jammer die Hände. In Anarella's Augen aber leuchtete etwas fast wie eine ernste Freude.

„Botschaft und Sendung übernehme ich," sagte sie, „ich werde noch heute nach Formia abreisen; er wird nicht sterben, wenn ich ihn pflege. Wir wollen sogleich Wein und Eßwaaren einpacken. Ihr müßt mich einige Zeit entbehren, Don Giuseppe."

Giuseppe blickte mit freudiger Bewunderung auf das entschlossene Mädchen und drückte ihr dankbar die Hand. „Aber es geht heute keine Barke nach Neapel," sagte er bedenklich.

„So nehme ich ein Boot nach Massa hinüber und gehe von da zu Fuß,“ erwiderte sie.

„Aber wie willst du den Weg nach Formia weiter finden?“

„Sie kann dort die Post benutzen,“ erklärte der Sindaco, „ich werde dir Alles genau beschreiben, Anarella. Du bist ein braves Kind!“

* * *

„Jetzt darf ich zu ihm gehen und ihn mir holen,“ flüsterte Anarella beim Abschied dem Giuseppe zu, „nun ist's nicht mehr verächtlich; und jetzt kann ich auch etwas wieder gut machen an ihm. Und dann — wenn er nur einen Arm hat, nimmt ihn keine Andere mehr, und ohne Frau kann er so doch auch nicht leben! Es kann noch Alles gut werden.“

Da legte Giuseppe die Hände auf ihr Haupt und segnete sie.

Und so verließ sie zum zweiten Mal die Heimath.

Unangefochten erreichte sie die Stadt Formia. Im Postwagen fuhr sie mit zwei Frauen zusammen, die dasselbe Ziel hatten, ihre verwundeten Söhne aufzusuchen. Sie waren ihr eine erfreuliche und beruhigende Gesellschaft, denn die gleiche Sorge schloß die Herzen schnell zusammen, und in der Stadt brauchte sie sich nicht mehr vor den vielen umherschlendernden und gaffenden Soldaten zu fürchten. Nach mancherlei Suchen und Fragen und Umhergehen bei hohen und niederen Offizieren und Aerzten erhielt sie endlich die Auskunft, der schwerverwundete Francesco Carpucci befinde sich in Privatquartier und Pflege bei einer hierorts wohnhaften Wittwe, Namens Antonia Cantieni. Nun trennte sich Anarella von den Gefährtinnen, um die Wohnung der patriotischen Pflegerin auszukundschaften. Etwas schüchtern und verlegen stand sie auf der Straße; da erblickte sie in der Nähe vor einem kleinen Laden ein ältliches Männlein mit einer Brille auf einem Schemel sitzend und Schuhe flickend. Eben schaute es auf, nahm das fremde Mädchen wahr, nickte ihm gutmüthig zu und zeigte dabei ein Paar kleine schlaue Augen. Da faßte Anarella Vertrauen, trat mit ihrem großen Packet zu ihm und fragte, ob er die bezeichnete Wittwe kenne, sie suche einen Verwundeten, der in deren Wohnung liege.

„Ist es dein Bruder?“ fragte das Schusterchen freundlich.

Einen kurzen Augenblick zauderte sie mit der Antwort. Was sollte sie sagen? Seine Braut? Dazu hatte sie gar kein Recht. Seine Geliebte? Wie sich das anhörte! — „Ja,“ sagte sie endlich mit kühnlicher Nothlüge.

Der Schuster nickte. „Freilich kenne ich die Donna Antonia. Wenn er bei der ist, wird er wohl nicht schlecht behandelt werden, das kann ich mir denken. Er wird ihr zu danken haben — und sie wird schon wissen, wie.“

Da freute sich Anarella, daß er zu einer so guten alten Wittib gekommen war. Sie sah aber nicht, wie schlau und sonderbar das Männchen zu seinen Worten grinste. „Ich werde dir den Weg zeigen,“ setzte es hinzu, „es ist nicht weit von hier. Ich denke, sie wird auch dich gütig empfangen, wenn du seine Schwester bist. Komm, Kindchen!“ Damit sprang er von seinem Schemel auf, warf die Schuhe mit flottem Schwung in den Laden und ging mit Anarella. „Hübschen Mädchen muß man etwas zu Gefallen thun, wenn Einem die eigene Frau alt und häßlich geworden ist,“ murmelte er vergnügt vor sich hin, und laut setzte er hinzu: „Wenn du sonst etwan meiner Hülfe bedarfst, so wende dich nur getrost an den alten Schuster Salvatore; meine Wohnung kennst du.“

Sie dankte ihm herzlich und nahm gerührten Abschied, denn sie waren nun vor dem Hause der hülfreichen Wittfrau angekommen. Er wies ihr noch die rechte Thür an dem dunkeln Flur und ging.

Anarella zog die Klingel und die Wittwe öffnete. Aber es war kein gutes altes Mütterchen, sondern ein junges schönes Weib, prächtig und üppig. Einen Augenblick stutzte Anarella, dann that sie bescheiden ihr Begehren kund.

„Wer seid Ihr?" fragte die schöne Wittib und maß sie dabei mit einem so eigenthümlich scharfen und forschenden Blick, daß sie, ohne recht zu wissen warum, nichts Anderes als die alte Lüge über die Lippen bringen konnte, sie sei seine Schwester. Da wurden die Mienen der Wittwe freundlicher, und sie lud sie ein, näher zu treten.

Francesco lag in einem netten Zimmer auf einem weichen und sauberen Lager, und Anarella erkannte sogleich, daß er wirklich hier gut aufgehoben war. Er war bleich und lag in heftigem Fieber, die Augen waren geschlossen, aber die Lippen bewegten sich unablässig und führten wirre und unverständliche Reden. Anarella stand schweigend neben dem Lager und faltete die Hände.

„Wird er den Arm verlieren?" fragte sie dann mitleidsvoll und bekümmert.

„Nein, aber steif wird der Arm bleiben für immer," versetzte Donna Antonia ruhig.

Wieder schwieg Anarella und betrachtete den Fiebernden mit schmerzlichen Blicken. Endlich sagte sie ganz leise mit bewegter Stimme: „Francesco!"

Da öffneten sich seine Augen, die Lippen hörten auf, sich zu regen, ein heller Strahl verklärter Freude flog über sein Antlitz, das ihr eine Weile voll und ruhig zugewendet blieb; dann versuchte er den Kopf emporzurichten, doch schwer sank er zurück und die Augen schlossen sich wieder. Leise strich sie ihm mit der Hand über die heiße Stirn. „Anarella!" flüsterte er fast unhörbar; einige Minuten noch schwebte ein stummes Lächeln um seine Lippen, dann verfiel er von Neuem in zusammenhangslose Phantasien.

Den stillen Vorgang aber hatte inzwischen Donna Antonia mit feinen Blicken beobachtet und auch Zeit gewonnen, die Gesichtszüge ihrer beiden Gäste sorgsam mit einander zu vergleichen; und da hatte sie nicht den geringsten Zug von Familienähnlichkeit entdecken können. Doch nur einen ungesehenen Blick des heftigsten Zornes warf sie heimlich auf das fremde Mädchen, sonst ließ sie nichts von ihrem Argwohn merken, sondern sagte so ruhig wie zuvor:

„Ihr könnt, wenn Ihr wollt, die Nacht durch bei ihm wachen, am Tage werde ich wie bisher die Pflege übernehmen."

Der Ton ihrer Stimme war so scharf und entschieden, daß Anarella keinen Einwand zu machen wagte, sondern ihrer freundlichen Wirthin geduldig ins Nebenzimmer folgte. Dort übergab sie derselben die mitgebrachten Stärkungsmittel, die mit etlicher Geringschätzung, doch ohne Widerrede entgegengenommen wurden.

* *
*

So verging eine Reihe von Tagen. Treulich verbrachte Anarella jede Nacht und vom Tage die Zeit der Siestaruhe bei dem Phantasirenden; während der übrigen Stunden durfte sie das Krankenzimmer nicht betreten. Kost und Obdach empfing sie von ihrer Wirthin, ohne sich zu sperren; überstieg doch der Werth der mitgebrachten Nahrungsmittel immer noch das bischen Trank und Speise, was sie selbst und der Kranke genossen.

Eines Tages aber trat um die Mittagsstunde, da sie eben ein wenig entschlummern wollte, die schöne Wittwe aus dem Krankenzimmer und sagte kalt und hart:

„Ihr dürft jetzt nicht länger hier im Hause verweilen. Das Bewußtsein ist zurückgekehrt, und der Arzt hat erklärt, es würde den Kranken zu sehr aufregen, wenn er seine — Schwester schon zu sehen bekäme."

Sie sprach die letzten Worte mit schneidendem Ton, und ein bedeutsamer Blick und ein spöttisches Lächeln erklärten ihre Meinung. Anarella verstand sie ganz; ein glühendes Roth bedeckte ihr Antlitz und Thränen stürzten aus ihren Augen. Aber sie reichte der Nebenbuhlerin die Hand zu stummem Dank und ging.

„Ich habe es nicht anders verdient," sagte sie still, als sie auf der Gasse stand, „sie hat mehr für ihn gethan als ich und hatte kein Unrecht abzubüßen. Sie hat ein größeres Recht auf ihn als ich."

Doch sie betrog sich selbst mit so stiller Entsagung; in ihrem Herzen wohnte Verzweiflung und Oede.

Trostlos und rathlos blickte sie die lange schmale Gasse hinab; fremd und steinern standen die stummen Häuser, fremd und gleichgültig rannten die Menschen vorüber. Wie rettungsuchend schaute sie zum Himmel empor: der war blau und lieblich. Ein unsägliches Heimweh überkam sie, aber ein Heimweh, das wie Todessehnsucht war.

In dem bangen, unsicheren Umhergleiten fiel ihr Auge plötzlich auf einige Herren in der ihr schon bekannten Uniform höherer Militärärzte, die in lebhaftem Gespräch herankamen; unter ihnen ging ein einzelner Herr in Civilkleidern, blond von Haaren und Bart, wohl ein Fremder — fast hätte Anarella laut aufgeschrien, denn ein genauerer Blick zeigte ihr, daß es kein Anderer war als Signor Giorgio. Eine entsetzliche Angst ergriff sie, und in eiligem Lauf suchte sie eine andere Straße zu gewinnen, um nicht von seinen Blicken getroffen zu werden. Und nun gedachte sie in ihrer Noth des hülfreichen Schusters; den Weg zu seinem Laden hatte sie behalten, und dorthin eilte sie, sich zu verbergen. Er saß wie damals auf seinem Arbeitsschemel und war höchlich erstaunt, als sein hübscher Schützling urplötzlich wie eine gescheuchte Taube an seinem Sitz vorüber in den offenen Laden flog und sich dort in dem dunkelsten Winkel versteckte. Etwas erschrocken ging er ihr nach und fragte besorgt:

„Ei, Kindchen, vor welchem Bösewicht fliehst du so gewaltsam, daß du dich kaum in Salvatore's Hause sicher zu fühlen scheinst? Drängen dich schon schlimme Gläubiger, oder hat etwa ein übermüthiger Vaterlandsbefreier ein unartiges Auge auf dich geworfen?"

Anarella stand zitternd in die Ecke gedrückt und konnte kein Wort herausbringen vor Erregung und Verlegenheit. Während sie noch nach Fassung rang, gingen die ärztlichen Würdenträger in harmlosem Gespräch mit dem gefürchteten Mylord draußen auf der Straße vorüber.

„Der da!" rief Anarella ängstlich, „der fremde Signore. — Gott sei Dank, er ist vorüber!"

Da lachte der gute Schuster und sagte: „Vor dem da brauchst du dich gewiß nicht zu fürchten; das ist ein trefflicher, wackerer Herr, den unsere Verwundeten segnen. Man sagt, er sei eigentlich kein Arzt und verstehe doch mehr von der Kunst als all' unsere schönen Uniformen. Und er hilft nicht bloß mit dem Kopf und der Hand, sondern auch mit dem Gelde, und das ist das Allerwichtigste. Der hätte dir sicherlich nichts Böses gethan."

„Aber ich habe ihm Böses gethan," brach sie leidenschaftlich aus, „und ich schäme mich so vor ihm, daß ich lieber in den Erdboden sinken möchte, als ihm noch einmal auf der Welt begegnen."

Und nun erzählte sie wieder aufrichtig und ausführlich die merkwürdige Geschichte von ihrer doppelten Verlobung und ihrem

doppelten Treubruch; und wie sie nun einmal im Erzählen war, fügte sie als Ergänzung und traurigen Schluß sogleich ihre Erlebnisse im Hause der schönen Donna Antonia hinzu.

„Insofern hast du unzweifelhaft Recht," sagte der kleine Schuster, wie sie geendet und ihren Entschluß erklärt hatte, auf alles eigene Glück fortan zu verzichten, „als auch du anzunehmen scheinst, daß die barmherzige Wittfrau diesen jungen Menschen gern heirathen möchte. Und warum sollte er sie nicht nehmen? Hat sie ihn doch treu und aufopfernd gepflegt, nicht wahr? Denn daß sie bei Nacht und zur Siestazeit eine Andere für sich wachen ließ, vermindert doch ihr Verdienst nicht; mußte sie nicht eben aus Rücksicht auf ihren künftigen Ehegemahl ihre Schönheit sorglich wahren und schonen und sich darum vor Ueberanstrengung hüten? Ja, aufopfernd und selbstlos; wenn ihr Pflegling sie nachher aus Dankbarkeit heirathet, was kann sie dafür? Ich frage dich also, Kind, warum soll er sie nicht nehmen? Ist sie nicht schön? Wahrhaftig, sie ist schön, sehr schön. Und Schönheit macht den glücklich, der sie genießen kann. Nicht wahr? Was meinst du? — Schweig still, Kindchen, ich will dir erst etwas erzählen. Als meine Frau jung war, war sie auch schön, sehr schön: darum heirathete ich sie. Wär ich glücklich? Ja, sehr glücklich. Ganze acht Tage lang. Dann begann sie sachte, mich anzuärgern; und daß ich nach Jahresfrist noch lebte, dafür dank' ich meinem Vater ewig, der mir eine so zähe Natur mit auf die Welt gegeben. Da aber kam die Krisis: sie kriegte die schwarzen Blattern und ward häßlich wie die Nacht. Und seitdem bin ich der glücklichste Ehemann von der Welt, keine Eifersucht kann mich mehr anfechten; und wäre ich zehn Jahre lang nach Amerika gegangen, ich hätte Felsen auf ihre Tugend gebaut. Wahrhaftig, sie sieht keinen Gecken mehr an und sorgt den ganzen Tag treulich für mich und die Kinder. So ging's mir.

„Aber da war ein anderer kluger Kopf, der hieß Cantieni und heirathete auch ein schönes Weib, Namens Antonia. Soll ich ihr etwas Böses nachsagen? Nein, es fällt mir nicht ein. Nach anderthalb Jahren war Cantieni todt. Was kann sie dafür? Er starb an Leberkrankheit oder Gallsucht, sagt man. Was kann sie dafür? Wer hieß ihn auch es sich so sehr zu Herzen nehmen, daß sie sich nicht von ihm allein bewundern ließ? Wozu war sie denn schön? Und weiter will ich von ihr wahrhaftig nichts Schlimmes glauben; daß es sonst die ganze Stadt thut, was geht mich das an? Und wenn einmal während einer Lustfahrt nach Gaeta, die sie mit guten, ehrenwerthen Freunden unternahm, ihr krankes Kind noch kränker wurde und in aller Eile starb, war das ihre Absicht gewesen? Gewiß nicht! Mütter lieben ja ihre Kinder über Alles. Und sie hatte ja doch eine Frau zur Pflege für das Kind hinterlassen; daß die es vernachlässigte, weil sie vor Altersschwäche einschlief, war freilich sehr unrecht.

„Nein, Donna Antonia Cantieni in allen Ehren! Neugierig bin ich nur auf eins: in wie langer Zeit wir sie für den schmerzlichen Verlust ihres zweiten Gatten Francesco werden trösten müssen. Doch wer wird gleich das Schlimmste fürchten? Vielleicht bekommt sie die Blattern, und dann ist er gerettet. — Nein, das ist ja auch gar nicht einmal nöthig. Ich weiß ja doch aus deiner Geschichte, daß dieser Don Francesco nicht im mindesten eifersüchtig ist! Glück auf, Don Francesco! — Und wenn er nun in Jahresfrist vor lauter Glück sich die Haare ausraufen und den Schädel einrennen will, dann werde ich, Salvatore, der Schuster, zu ihm sprechen: Siehe, mein guter Francesco, all' dies Glück verdankst du einem kleinen

Mädchen aus Anacapri, das zu demüthig und zu schüchtern war, dich einem listigen, heuchlerischen Weibe abzukämpfen. Was wird er dann wohl antworten, was meinst du, kleines Mädchen aus Anacapri?"

Anarella hatte dem sprudelnden Redefluß des wunderlichen Männchens mit steigendem Erstaunen zugehört; zuweilen ward ihr schier unheimlich bei dem Hin- und Herflattern seiner Gedanken und Fragen; aber als er nun ganz still schwieg und ihr durch die große Brille mit den kleinen schlauen Aeuglein gerade ins Gesicht sah, da hatte sie seine Meinung wohl begriffen und entgegnete hastig und eifrig, als könnte selbst die Verzögerung der Antwort schon für den Geliebten Gefahr bringen:

„Ich will nicht demüthig und schüchtern sein, ich will um ihn kämpfen und ihn retten!"

„Rette ihn!" sagte der Schuster mit sonderbarem Grinsen. Dabei setzte er sich auf einen Stuhl nieder und begann gleichmüthig einen Schuh zu flicken.

Jetzt merkte Anarella, daß mit dem guten Willen allein nicht geholfen sei, und begann über ein thatkräftiges Rettungsmittel nachzudenken. Sie fand aber nicht sogleich eins.

„Wenn ich ihn nur aus dem Hause dort herausholen könnte!" seufzte sie.

„Das meine ich auch," grinste das Männlein.

„Aber sie wird ihn nicht loslassen."

„Ganz gewiß nicht."

„Und ich habe kein Recht, es von ihr zu fordern!"

„Nein, durchaus keins."

„Wenn nur sein Vater hier wäre, der könnte verlangen, daß ihm sein kranker Sohn übergeben würde."

„Das könnte er. Aber er ist nicht hier."

„Er kann auch nicht kommen, er ist zu gebrechlich. Aber man könnte an ihn oder den Sindaco schreiben . . ."

„Dann schreibt der zurück an den General, und der übergiebt die Sache dem Oberst und der dem Major und der dem Capitän und der dem Oberarzt und so weiter und so weiter, und bis die Verfügung da ist, daß die Donna Antonia Cantieni den Francesco Carpucci herausgeben soll, giebt's gar keine Antonia Cantieni mehr, sondern nur noch eine Antonia Carpucci, und die kann kein Gericht zwingen, ihren Ehegatten auszuliefern."

Anarella war rathlos und dem Weinen nahe; Salvatore flickte an seinem Schuh weiter und pfiff ein Liebesliedchen. Da ward sie erbittert und rief heftig: „Aber das ist schändlich, daß Ihr mich verspottet und mir gar keinen Rath geben wollt."

„Soll ich dir denn einen Rath geben?" fragte er, sich ganz überrascht stellend.

„Freilich, wenn Ihr einen wißt!" rief sie, fast wieder versöhnt.

„Ich weiß einen."

Anarella lauschte athemlos.

„Wenn ich einen alten Freund habe," sagte er bedächtig und hämmerte unverdrossen an seinem Schuh, „und dieser Freund ist mit hochgestellten Aerzten wohlbekannt, und die hochgestellten Aerzte können mir einen wichtigen Dienst leisten, dann gehe ich zu dem besagten alten Freunde und bitte ihn um seine gütige Vermittelung."

„Ich soll zu dem Engländer gehen? — Das kann ich nicht."

„Und wenn ich denselben etwa früher mit oder ohne meine Schuld gekränkt habe," fuhr er unbeirrt fort, „so bitte ich ihn herzlich und freundlich um Verzeihung, und wenn er ein braver und guter Mensch ist — und das sind solche alten Freunde manchmal —, dann wird er mir verzeihen, und mir ist doppelt geholfen: erstens erreiche ich meinen Zweck, und zweitens habe ich mein Gewissen gereinigt; das Zweite will nicht viel sagen, aber doch etwas."

Anarella war heftig bewegt und kämpfte sichtbar mit sich selber. „Es ist unmöglich!“ rief sie endlich aus.

„Oder aber,“ sagte er ruhig und prüfte seine Arbeit durch die Brille, „ich beauftrage einen alten einfältigen Schuster, zu meinem treulosen Liebsten, wenn er sich in seinem neuen Glücke die Haare ausrauft, also zu sprechen: Siehe, mein guter Francesco, all' dies Glück verdankst du einem kleinen Mädchen aus Anacapri, das zu stolz und zu trotzig war, sich vor einem Ehrenmanne, dem sie ein schweres Unrecht angethan, zu demüthigen, und ...“

„Salvatore!“ schrie Anarella erschüttert auf, „ich will Alles, Alles thun. Erweiset mir die einzige Liebe noch und führt mich hin, wo der fremde Signore wohnt!“

Da warf das seltsame Schusterchen mit einem Mal sein Flickzeug in lustigem Bogen in die Ecke, machte einen possirlichen Luftsprung und rief, das Mädchen vergnügt bei der Hand fassend:

„Ei, du grimmiges Närrchen, daß du einem armen alten Manne so viel Mühe gemacht hast, dich zu einiger Vernunft zu bekehren, dafür möge dich dieser fürchterliche Engländer mit seinem schrecklichsten Zorne bestrafen! Und nun komm, wir wollen zu ihm laufen, daß deine Strafe einen Aufschub habe.“

Damit ergriff er seine Mütze und zog das halbverwirrte Mädchen aus dem Laden auf die Straße.

* *
*

Mylord wohnte in einem ansehnlichen Hotel am Hafen; der Portier gab mit gnädigem Kopfnicken die Auskunft, daß er eben nach Hause gekommen sei. Auf des Schusters freundschaftliche Mahnung ging er, den Besuch einer Bittstellerin zu melden. Die Audienz wurde gewährt.

„Wollt Ihr nicht mit mir hinaufgehen, Don Salvatore?“ fragte Anarella ängstlich im letzten Augenblick.

„Sehr klug! Damit er vor einem fremden Zeugen schamroth wird und zornig und jede frühere Bekanntschaft mit dir verleugnet! Hast du je gehört, daß vornehme Signori zum Heilen solcher Risse Flickschuster gebrauchen?“

Da fügte sich Anarella und ging allein hinauf, obwohl sie vor Angst kaum die Füße zu heben vermochte. — — „Entrate!“

Sie stand vor ihm, mit dem Rücken an die Thür gelehnt, als wollte sie dieselbe gewaltsam zuhalten, um sich selbst an einem plötzlichen Fluchtversuch zu verhindern.

Mylord fuhr heftig zusammen bei ihrem Anblick, und eine starke Röthe färbte sein etwas blasses Antlitz, eine Röthe der Ueberraschung, der Scham, des Zornes. „Was willst du?“ fragte er schroff.

„Ihr sollt mir verzeihen!“ entgegnete sie demüthig, „ich habe sehr schlecht an Euch gehandelt.“

„Weiter nichts?“ fragte er mit einer Stimme, die sich vergeblich bemühte, die Schroffheit des Tones beizubehalten. Anarella's feines Ohr mußte die widerwillige Weichheit heraussfühlen, denn sie trug ihm, schnell ermuthigt, frischweg ihr Anliegen in Betreff ihres Geliebten vor.

Mylord stand mit gekreuzten Armen und kaute auf der Unterlippe.

„Sonderbares Geschöpf!“ murmelte er. „Eine eigene Dreistigkeit! — Du liebst also diesen Francesco?“ fragte er laut.

„Ach ja!“ sagte sie mit Ueberzeugung.

„Liebtest du ihn auch damals schon, als ich nach Anacapri kam?“

„Nein, noch nicht so recht,“ gestand sie zaghaft.

„Und seit wann liebst du ihn nun so recht — und warum?“

„Seit ... seit er Euch ... seit er mich nicht verkaufen wollte.“

Mylord war sichtlich betroffen und sah nachdenklich auf den Fußboden. Dann

ging er ein paar Male in dem Zimmer auf und ab, bis er endlich dicht vor Anarella stehen blieb.

„Glaubst du, daß es leicht ist, einem Menschen einen angethanen Schimpf, der den Stachel der Lächerlichkeit in sich trägt, zu verzeihen?“ fragte er.

„Es muß sehr schwer sein für einen Signore,“ sagte sie aufrichtig, aber mit Thränen erneuter Angst in den Augen. Da nahm er ihre Rechte in beide Hände und sagte sehr weich:

„Ich habe euch Beiden dennoch nichts zu verzeihen, denn ich habe mich an euch zuerst versündigt. Ich habe niedriger von Euresgleichen gedacht, als ich gesollt hätte. Das war mein Unrecht. Wenn ich jetzt euch einen Dienst erweisen kann, mag sich die Rechnung vielleicht ausgleichen. Verlaß dich auf mich; ich werde mit den Herren Aerzten sprechen, und sobald Francesco's Zustand es erlaubt, wird man ihn transportiren, wohin du für gut befindest. Du brauchst nur beim Portier zu hinterlassen, wo man dich finden kann. Lebe wohl!“

Sie beugte sich nieder, seine Hände zu küssen, doch er entzog ihr dieselben und küßte sie stumm auf die Stirn. Dann wandte er sich hastig ab und blickte zum Fenster hinaus aufs Meer, indem er zu pfeifen versuchte; doch das gab sehr sonderbare Mißtöne.

Anarella dagegen ließ ihren Thränen vollkommen freien Lauf und blieb einige Minuten auf der Treppe sitzen, bis nahende Tritte sie aufschreckten.

* *
*

Der treue Schuster hatte versprochen, dem Verwundeten mitsammt Anarella in seiner Familie Aufnahme zu gewähren. Noch vor dem Abend dieses Tages aber ließ der Engländer ihn zu sich rufen, daß er ihn zu der Wittwe Cantieni führe: denn Anarella hatte seine Adresse dem Portier des Hotels angegeben.

Nach etwa einer Stunde, während deren sie einsam in scheuer Neugier ein wenig die nächstanstoßenden Gassen durchmusterte und ihrerseits von einem aus verborgenen Hintergrunde zur Hut des Ladens hervorgerufenen Lehrbuben einer sorgsamen Musterung unterzogen wurde, kam Salvatore zurück.

Er machte ein sehr gleichgültiges Gesicht, setzte sich wieder auf den Schemel vor dem Hause und begann zu arbeiten. Anarella stellte sich neben ihn, begierig seinen Bericht erwartend. Nach einer beträchtlichen Pause begann er ruhig:

„Heut' Abend geht ein Dampfschiff nach Neapel ab, das kannst du benutzen, es ist die billigste und schnellste Gelegenheit. Du wirst morgen bequem in Anacapri sein.“

Anarella war völlig verdutzt.

„Aber Francesco?“ fragte sie schüchtern.

„Bleibt bei der Wittib,“ erwiderte er, „er will nicht fort. Und er hat Recht: warum soll er sie kränken, die ihm doch nur Gutes gethan. Er ist ein braver Junge. Du brauchst dich auch gar nicht mehr um ihn zu sorgen; der Signor Inglese hat erklärt, er sei ganz außer Gefahr und werde in wenigen Wochen völlig hergestellt sein, mit Ausnahme des steifen Armes. Du darfst also ruhig heimkehren, du hast das Deinige gethan. Und grüße den alten Giuseppe, von dem du mir erzählt hast, und sage ihm, er werde bald eine sehr hübsche Schwiegertochter ins Haus bekommen.“

Der Schuster grinste, und Anarella erbleichte und stand in starrer Verzweiflung. „So war Alles umsonst!“ sagte sie matt. Sie fand auch keine Thränen mehr.

„Wirklich?“ fragte Salvatore, „wenn man thut, was man soll und was ehrliche Pflicht ist, hat man das umsonst gethan? Oder soll man bloß dann das Rechte thun, wenn man seinen Lohn dafür erwartet? Geh' in deine Heimath, Kind, und über-

denke dir das, es ist nicht so leicht zu fassen, die wenigsten Menschenkinder können's begreifen, und auch du magst wohl einige Wochen dazu gebrauchen, obgleich du einiges Talent hast."

Anarella blickte mit betroffenem und bang bewunderndem Blick nach dem eigenthümlichen Sittenlehrer und fragte zuletzt mit zaghafter Stimme:

„Kann ich das nicht auch hier überdenken? Ihr könntet mir hier doch darin beistehen; und in meiner Heimath habe ich nichts mehr zu hoffen."

„Auch nichts mehr zu verrichten?"

„Nichts."

„Auch keine Mutter um Verzeihung zu bitten, daß du sie so lange ganz und gar vernachlässigt und beinahe vergessen hast?"

Anarella bedeckte das Gesicht mit den Händen und fing an zu schluchzen. „Ich fand kein Vertrauen mehr zu ihr, seit auch sie mir zu dem Engländer gerathen."

„So ist's recht, du bist ein kluges Kind," sagte das Männlein sehr gelassen, „kluge Menschen verzeihen sich selbst mit der Zeit ihre Fehler, nachdem sie sie bereut und sich gebessert haben; aber Anderen? bei Leibe nicht! Wenn kluge Menschen tugendhaft geworden sind, ist's ja so hübsch, auf Andere herabzusehen, die sich natürlich nicht gebessert haben können! Nein, wer wird es seiner Mutter verzeihen, daß sie auch einmal thöricht gewesen ist? — Warum weinst du denn so sehr, mein kluges Kindchen? Hast du etwa Heimweh? Möchtest du etwa gern heut' Nacht eine kleine Seefahrt machen? Oder willst du lieber alle Tage in lustigem Müßiggang einem alten Schwätzer zusehen, wie er Schuhe flickt?"

„Ich will nach Anacapri!" sagte sie still und trocknete ernstlich ihre Thränen.

Da stand das Männlein bedächtig von seinem Schemel auf, nickte wohlwollend und sagte:

„Jetzt sollst du zur Belohnung für deine zahlreichen Tugenden eine gute Mahlzeit erhalten, und dann gehen wir selbander zum Hafen. — Aber nein, zuvor will ich von dir noch ein schönes Andenken hier behalten."

„Ich habe ja gar nichts hier," sagte sie traurig, „aber schicken will ich Euch von Anacapri das Schönste, was ich finden kann."

„Närrchen, was für mich das Schönste ist, das trägst du bei dir. Bin ich nicht ein Schuster? Und für einen rechten und denkenden Schuster giebt's nichts Schöneres am Menschen als seine Füße. Ich will das Maß deiner Füße hier behalten."

Anarella mußte lachen trotz all' ihrer Kümmerniß und zierte sich nicht lange, seinen bescheidenen Wunsch zu erfüllen. Sie ließ sich auf den Schemel nieder und setzte den rechten Fuß in seine Hand; und er nahm das Maß mit sicherer Kunst und nickte dazu befriedigt, und also war es ein guter und feiner Fuß, so grob auch die Schuhe waren, die sie darüber getragen hatte. Es sah recht possirlich aus, wie das alte Schusterchen vor dem hübschen Fuße kniete und ihn liebevoll betrachtete; aber von den vorübereilenden Menschen und Eseln und Treibern und Gemüsefrauen und Fischhändlern und Mönchen achtete keiner darauf. Solche Bilder waren ihnen zu gewöhnlich auf der Straße, nur fremde Maler haben zuweilen ihre Freude an dergleichen.

So konnte Anarella ihrem guten Freunde ein anmuthiges Abschiedsgeschenk ohne Aufwand hinterlassen, ehe sie in seiner Begleitung das Dampfschiff bestieg. Der Abschied von ihm ward ihr bitterlich schwer; doch das war ein ganz gutes Glück für sie, denn so konnten wenigstens auf der einsamen Reise die tieferen Schmerzen nicht in voller Gewalt dagegen aufkommen.

* * *

Einige Wochen waren vergangen. Voll und herrlich glänzte wiederum der Frühling auf der gesegneten Ebene von Anacapri, und die Männer, die nicht mit auf den Korallenfang gezogen waren, arbeiteten munter auf dem Felde. Anarella saß am Webstuhl wie ehemals und sang ein Lied; es war ein schwermüthiges, sehnsüchtiges Lied, aber sie konnte wieder singen. Bei ihr saß ihre Mutter und spann, und die sah vertraulich und friedlich und glücklich aus.

„Du warst heute noch nicht beim Giuseppe,“ sagte sie freundlich.

„Ich gehe zum Abend einen Augenblick hinüber. Ich habe wenig mehr dort im Hause zu thun; Francesco findet Alles in Ordnung, wenn er kommt.“

„Und das Alles für eine Andere!“ seufzte die Mutter.

„Ich hatte es angefangen, ich mußte es auch vollenden. Ich wollte keine Arbeit halb fertig zurücklassen. Nun habe ich gethan für ihn, was ich konnte, dort und hier. Nun bin ich ganz zufrieden.“

Eine große Thräne fiel heimlich auf den Webstuhl zur Bestätigung ihrer inneren Zufriedenheit.

Plötzlich ertönten Tritte durch den Laubengang zwischen den Säulen. Beide schauten neugierig auf und erblickten den Burschen, der die Postsendungen von Capri heraufholte. Er brachte ein Packet für Anarella, aus Formia datirt.

Mit großer Hast öffnete sie es, und da fand sich nichts Geringeres als ein sehr kostbarer Goldschmuck nebst zwei goldenen Ringen, ein Paar Pantoffeln von ernster Zierlichkeit und ein anderes Paar ganz feiner dunkelrother Schuhe. Auf diese war ein Zettel geheftet mit den Worten: „Für die Hochzeit und folgende Familienfeste“, auf die Pantoffel: „Für immerwährenden tapferen Gebrauch“, und bei dem Schmuck stand geschrieben: „Hochzeitsgeschenk für Anarella von Signor Giorgio“. Alles war von einer Hand geschrieben, und die etwas mühsamen und dabei krausen und verschnörkelten Schriftzüge ließen leicht errathen, von welcher Hand.

Eine heimliche, wunderbar süße Ahnung beschlich Anarella, und mit einer fast scheuen Andacht betrachtete sie die dunkel verheißungsvollen Gaben. Aber lange ertrug sie die staunende Ruhe nicht, ihr Blut wallte zu mächtig, sie mußte ins Freie.

Sie band sich ihr buntes Kopftuch um, und das that sie mit ganz besonderer Sorgfalt; die Mädchen von Anacapri wissen wohl, wie schön sie das Tüchlein kleidet, und sie verstehen es gar reizend über dem schwarzen Haar zu ordnen; und dann ging sie durchs Städtchen nach Capo di Monte. War es, weil sie wußte, daß heute das Marktschiff von Neapel kam?

Es kam wirklich, sie erkannte es deutlich dort unten auf der leuchtenden blauen Fluth. Mit gefalteten Händen schaute sie hinab vom Felsen, bis ihr die Augen trübe wurden von dem Sonnenglanz auf den blitzenden Wellen. Aber jetzt mußte es landen, jetzt mußten die Seefahrer an den Strand springen — da raffte sie sich auf und hüpfte in leichten Sätzen die große Felsentreppe hinab; es konnte möglicherweise Jemand kommen, der schwach war von langer Krankheit und der Hülfe beim Steigen bedurfte.

Es kam wirklich so Einer, bald nachdem sie die unterste Stufe erreicht hatte; aber der Hülfe hätte er wohl so nöthig nicht bedurft, denn er hatte schon Jemand zur Begleitung; doch der versteckte sich und grinste hinter seinem Rücken, so daß Anarella ihn noch nicht erkennen konnte.

Francesco aber umfaßte sie mit dem einen gesunden Arm und küßte sie so sanft und zärtlich auf den Mund, wie es ihm Mancher nicht leicht zugetraut hätte. „O liebe Anarella,“ rief er, „konntest du

wirklich glauben, ich könnte dich um einer Anderen willen vergessen? Oder ich könnte dir noch zürnen, nachdem du das für mich gethan?"

„Aber du wußtest ja gar nicht . . .?"

„O, ich habe dich gesehen; mitten im Fieber sah ich dein liebes Antlitz und fühlte ich deine Hand auf meiner Stirn. Und sobald mir das Bewußtsein zurückkehrte, kam auch die Erinnerung daran wieder, und ich hatte keinen lieberen Gedanken mehr, als dich zu sehen. Aber sollte ich darum von Formia aufbrechen, sobald ich außer Gefahr war, und die edle Frau kränken, die mich aus reiner Herzensgüte so lange gepflegt?"

Hier hub sich ein merkliches Hüsteln hinter ihm, und Anarella sah, wie eine Hand ihr ein heimliches Zeichen machte, und ein runzeliges Antlitz mit einer Brille kam zum Vorschein; und „Salvatore!" rief sie entzückt, und fast hätte sie ihn gleichfalls umarmt und geküßt, so sehr war sie schon in Uebung gekommen.

„Ei freilich," sagte er, „ich muß mir doch auch einmal die Welt von außen ansehen und ein wenig unter Menschen kommen, damit ich endlich lerne, mit ihnen umzugehen. Von euch beiden ist allerdings für mich nichts mehr zu lernen, denn was eure Lippen jetzt mit einander zu reden oder sonst zu verhandeln haben, das wußte ich schon vor dreißig Jahren auswendig. Auch ahnt mir, daß ihr mindestens auf jeder dritten Stufe einmal stehen bleiben werdet, wahrscheinlich um euch die Gegend zu betrachten, und solche Unregelmäßigkeit der Bewegung hält ein alter Schuster, der an regelmäßige Arbeit gewöhnt ist, nicht mehr aus. Lebt also vorläufig wohl, auf Wiedersehen beim alten Giuseppe! Ich werde wohl irgend einen Buben finden, der mir den Weg weist."

Damit sprang er den Liebenden voraus mit erstaunlicher Behendigkeit die Stufen hinan, und da seine Voraussagung in Betreff ihres schlecht motivirten häufigen Stehenbleibens aufs Pünktlichste eintraf, so hatte er sie bald weit überholt und erreichte die Höhe, ehe sie die Hälfte zurückgelegt hatten.

Er fand auch einen dienstwilligen Knaben, der ihn zum Hause des alten Giuseppe führte. Und es dauerte keine halbe Stunde, da hatte er sich so sehr mit dem befreundet und ihn durch seine Späße und drollig klugen Reden so herzlich erheitert, daß er all' seine Gebresten vergaß und beinahe wieder so glücklich war wie in den goldenen Tagen, da Anarella beständig mit ihren weichen Händen um ihn war. Und die Zeit verging ihnen Beiden so schnell, daß sie ordentlich überrascht waren, als plötzlich das junge Brautpaar mitsammt der Mutter schon zu ihnen trat.

„Ah, die gebesserte Mutter!" rief der Schuster und begrüßte sie herzlich. Dann aber entschlüpfte er klüglich dem Sturm der Umarmungen und Rührungen, denn er war ein bedächtiger Mann und kein Freund unnöthiger Seelenerschütterungen, und er kannte sich wohl und wußte, wie leicht er auch beim Zusehen von solchen befallen wurde. Er machte aber statt dessen einen kritischen Rundgang durch den Olivenhain und die Vigne und den Orangengarten und endlich durch das Haus, wo er dann in dem großen gewölbten Mittelzimmer die unterdessen einigermaßen beruhigten Freunde beisammen fand.

„Ei wahrhaftig, Don Giuseppe," rief er lebhaft, wenn Ihr in Eurer Gebrechlichkeit Euer Feld und Haus in so vortrefflichem Stande zu halten vermöget, dann muß dieses hier wohl das gesegnetste aller Länder sein, wo sich Alles von selber säet und erntet und sammelt und ordnet. Und wohl dem Manne, dem hier ein Heim und Gut beschert ist!"

Da lächelte der Alte glückselig und ge-

heimnißvoll, wies mit dem Finger auf die schöne Braut und sagte bloß: „Anarella!"

„Beim Bacchus und allen anderen Heiligen!" rief der Schuster, „dann begreife ich nicht, warum unser guter König Francesco, den Gottes unermeßliche Gnade uns gütigst aus dem Lande gepustet hat, sich genirte, diesem seinem Namensvetter auch noch den anderen Arm zu zerschießen, denn wer solche Frau bekommt, wozu braucht der noch Arme? Der König muß doch aus eigener Erfahrung wissen, daß man mit einer tüchtigen Frau nicht einmal einen Kopf zu haben braucht."

Anarella lachte. Sie ward aber sogleich wieder ernst und sagte ein wenig verlegen:

„Don Salvatore, um Eines möchten wir Euch bitten: diesen Goldschmuck von Signor Giorgio, ich könnte ihn nimmer tragen; die Ringe wollen wir behalten zu treuem Angedenken, aber der Schmuck ist kein Andenken, er ist zu reich, er ist wie ein Kaufpreis. Wir bitten aber Euch, nehmt ihn mit nach Formia und gebt ihn der schönen Wittwe Donna Cantieni. Ich glaube, sie wird sich daran erfreuen."

„Das wird sie, wahrhaftig!" sagte er und brummte noch Einiges dazu, zeigte sich aber doch einverstanden mit dieser Verwendung der kostbaren Gabe.

„Aber Eure Gaben nehmen wir an," fuhr sie fröhlich fort, „und Ihr sollt tausend Dank dafür haben. Seht her, die Pantoffeln trage ich schon an den Füßen."

Und sie zeigte ihm seine Werke, wie zierlich und geschlossen sie an den feinen Füßchen saßen.

„Das ist nichts als die Empfangsbescheinigung über dein Abschiedsgeschenk," sagte er ernsthaft.

Während dieser Verhandlung war Francesco aufgestanden und trat zu dem Tischchen in der Ecke, darauf seine lange vernachlässigten Brautgeschenke lagen. Er nahm sie auf, und eine dicke Staubwolke wirbelte empor.

„Sehet da," rief das muntere Schusterchen, das durch die großen runden Brillengläser Alles sah und erkannte, was auch geschehen mochte, „so ist nun aller alte Staub des Leichtsinns und der Eifersucht und des Trotzes und Mißtrauens von euch aufgeflogen, und was in euren Herzen zurückbleibt, soll nichts sein als echtes festes Korallengestein der Beständigkeit und zarte anschmiegende Seide des Vertrauens und lauteres feines Gold der Liebe und Treue! Der Wunsch ist das wahre Brautgeschenk Salvatore's, des närrischen Schusters und Schwätzers von Formia."

Da faßte ihn Anarella wirklich um den Hals und küßte ihn herzhaft auf den Mund.

„O weh," rief er aus, „nun habe ich all' meinen Lohn dahin für meine vielen guten Werke und guten Schuhe und muß auf meine alten Tage noch einmal von vorn anfangen, für die ewige Seligkeit zu arbeiten. Aber das thut nichts, wenn euch nur ein Stückchen zeitliche Seligkeit gesichert bleibt. Und weißt du, Anarella, mein Kindchen, ich hoffe, du wirst dazu nicht erst die schwarzen Blattern zu bekommen brauchen, es wäre doch wirklich sehr schade um dein liebes Gesichtchen!"





Hochgebirgsstudien.

Von

Friedrich Ratzel.

Der Reiz fremder Gebirge.

So wie uns Bewohner des flacheren Landes die blauen Berge anlocken, welche am Horizont wolkenhaft unbestimmt und dadurch doppelt geheimnißvoll auftauchen, so zieht den Reisenden, der den Saum eines fremden Landes betritt, nichts mit solcher Macht an wie die Gebirge, deren Umrisse er in der Ferne erblickt. Ist ihm auch das ganze Land, vielleicht der ganze Erdtheil neu, birgt ihm auch selbst schon der schmalste Küstenstrich eine Fülle von unbekannten und anziehenden Dingen, so erscheinen doch die Gebirge wie Schatzkammern, welche noch unendlich viel mehr darzubieten vermöchten. Die Alten zog die Sucht nach Gold und Edelsteinen hin, welche sie dort vermutheten; uns locken zwar nicht mehr diese Reichthümer, in deren vergeblichem Suchen Hunderttausende von Schatzgräbern in den blauen Bergen alter und neuer Welt sich ein elendes Ende bereitet haben, aber noch immer übt dieses Geheimniß seinen Reiz, gleich als ob ein Erbtheil sich in uns erhalten hätte von den Schatzmärchen, an denen für unsere gläubigeren Voreltern die Gebirge so reich waren. Was immer wir in einem neuen Lande Neues erwarten oder suchen mögen, das Neueste, Unbekannteste und damit Anziehendste vermuthen wir in ihren Gebirgen. Sowie für die goldsuchenden Abenteurer des 16. Jahrhunderts zwar ganz Amerika als Eldorado galt, wo das Finden der Schätze nur von dem Eifer und dem Geschick abhing, womit man ihnen nachging, dabei doch aber die Berge im Quellgebiet des Orinoco für die Einen, die Hochgipfel um den Titicaca, die Südalleghanies, die so lange verschleierten Felsengebirge für die Anderen den Ruhm der eigentlichen und echtesten Goldländer behaupteten, so ist für uns, die wir Schätze des Wissens und einen Reichthum möglichst erstaunlicher

Neuigkeiten in der Ferne suchen, zwar Afrika auch im Ganzen ein Wunderland, aber am meisten gab man doch darum, das Mondgebirge kennen zu lernen, und mehr als tausend Quadratmeilen Flachland im Sudan würde uns auch heute ein zehnmal kleinerer Strich im Wasserscheidengebiet von Gazellenfluß und Uelle interessiren. Dieser merkwürdige Vorzug, welchen wir den Gebirgen geben, hat zwar bei den Meisten nur einen gewissen instinctiven Charakter; er ist aber sehr wohl begründet erstens in dem geheimnißvollen Reiz, welchen die in der Ferne sich erhebenden Gebirge auf jedes traumfähige Gemüth ausüben, und dann in der Erfahrung von ihrem wirklichen Reichthum an anderswo nicht zu findenden Naturerscheinungen, welche ein Jeder gemacht hat, der je in ihre Tiefen eingedrungen ist.

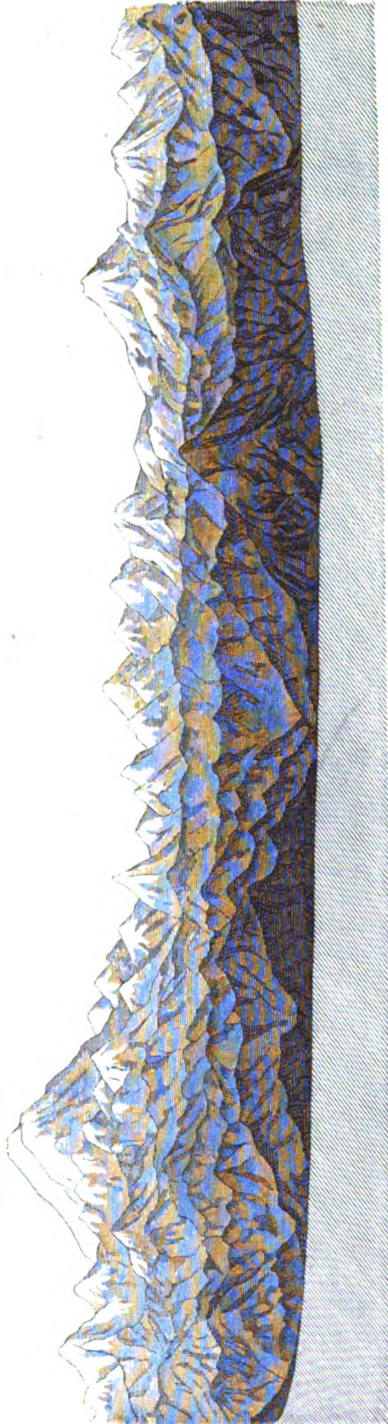
Nun ist es zwar gewiß, daß verhältnißmäßig wenig von diesen großen Erwartungen sich erfüllt und daß der Gebirgsreisende in fernen Gegenden genau dieselbe Erfahrung macht, welche zu den Hauptergebnissen der Erfahrungen des Fernreisenden überhaupt gehört: er findet weniger von den großen Unterschieden, als er erwartete, und viel mehr Aehnliches oder sogar Uebereinstimmendes, als er voraussah. Aber was für die hervorragende Stellung der Alpen inmitten der Naturerscheinungen Mitteleuropa's gilt, bleibt auch wahr für jedes Hochgebirge jedes anderen Erdtheils: dieselben sind immer und überall ausgezeichnet durch die Großartigkeit und Schönheit ihrer Landschaften und durch den Reichthum und die Mannigfaltigkeit der Geschöpfe, welche in ihnen leben. Letzteres gilt vor Allem von Thieren und Pflanzen; aber der Mensch macht davon keine Ausnahme, sondern auch er zeigt zweifellos nirgends so große Unterschiede der Abstammung, Gesittung, Lebensweise und Sitte auf engem Raume wie in den Gebirgen. Und wenn auch diese Verschiedenheiten erheblich gemindert werden dadurch, daß wichtige, einflußreiche Eigenschaften allen Gebirgen gemein sind — die schroffe, wechselreiche Bodengestalt, der Wasserreichthum, das kühlere Klima der Höhenregionen bedingen es —, so theilt doch auf der anderen Seite jeder Erdtheil, ja jedes einzelne Land seinen Gebirgen Erhebliches von seinen Eigenthümlichkeiten mit und verleiht ihnen damit Localtöne, welche den allgemeinen Eindruck sehr wesentlich mitbestimmen können. Ihrem Reiz thut es keinen Abtrag, daß sie immer nur von dem Hintergrunde jener großen übereinstimmenden Züge sich abheben, welche allen Gebirgen gemein sind. Unsere Seele scheint im Allgemeinen ein größeres Vergnügen in der Verfolgung leichter Variationen über ein und dasselbe Thema zu finden als in der unruhigen Bewegung zwischen stark von einander abweichenden Empfindungen.

Wenn man zum Beispiel die Pyrenäen kennen gelernt hat, bietet die Betrachtung der derselben Halbinsel, demselben Klimagürtel und einem wenig verschiedenen Vegetationsgürtel angehörigen Sierra Nevada größeres Interesse als die der norwegischen Gebirge; andererseits wird es aber eine sehr anziehende Aufgabe sein, diese letzteren mit den lappländischen in Vergleich zu setzen. Man warnt zwar mit Recht vor dem Vergleichen und Abwägen in der Beurtheilung des Naturcharakters einer Gegend, weil jede nach ihrem eigenen Werth geschätzt werden soll; aber zur Kenntniß des Wesens dieser merkwürdigen Naturerscheinung des Gebirges trägt die rein betrachtende Nebeneinanderstellung ebenso sehr bei wie zur Einsicht in den außerordentlichen Reichthum von eigenthümlichen Bildern, welchen die Natur auf unserer Erde mit verhältnißmäßig wenig Grundelementen erzeugt.

Unendlich oft sind Parallelen gezogen zwischen den zwei größten und zufällig auch besuchtesten Hochgebirgsregionen Europa's: Alpen und Pyrenäen. Keiner, der beide besucht, enthält sich des Vergleiches. Sie fordern entschieden dazu heraus. In so Vielem und Wichtigem ähnlich, stimmen sie doch nirgends ganz überein, es bleibt auch zwischen den einander entsprechendsten Scenerien ein Rest, der sich nicht aufhebt, aber manchmal nicht leicht zu definiren ist. Nichts lockt nun mehr zum Vergleiche an. Man legt die ähnlichen Bilder so lange über einander, bis man erkennt, wo die Punkte sind, welche sich nicht decken. Wären sie viel verschiedener von einander, als sie in Wirklichkeit sind,

so würde man sie ruhig, jedes in seiner Besonderheit, neben einander stehen lassen.

Will man Alpen und Pyrenäen vergleichend neben einander stellen, so muß man vor Allem den Unterschied der Größe nicht vergessen. Die Pyrenäen sind 60 Meilen lang, während die Alpen 150 messen. Der Höhenunterschied ist ebenfalls verhältnißmäßig bedeutend, denn der Pic d'Anethou, der höchste Pyrenäengipfel, ist mit 3404 m um 1406 m niedriger als der Fürst der Alpengipfel, der Montblanc. Der erstere Unterschied ist indessen mehr hervortretend als der andere. Von Toulouse hat man ein Pyrenäenpanorama, das besonders schön von den Höhen von Pech-David auf dem rechten Garonne-Ufer sich darstellt und volle $^2/_3$ des Gebirges von dem nach Perpignan zu abfallenden Canigou bis zum Thal von Ossau, mehr als 50 Lieues, umfaßt. Wo wäre es möglich, in den Alpen einen Umblick von solcher Weite zu finden? Die Pyrenäen erscheinen



Panorama des swanetischen Kaukasus. (Nach Chodzko.)

hier wie ein einziges, lang hingezogenes Gebirge, das sanft von Westen und Osten her sich erhebt und dessen gestreckte Bogenlinie zahlreiche Schneegipfel krönen. Leider ist der die meisten Hochgipfel umschließende westliche Theil dieses Panoramas so oft von den Dünsten des atlantischen Oceans verhüllt, daß vollkommen klare Ausblicke selten sind. Der Osten hingegen ist sehr oft ganz hell, und dieser Unterschied ist als ein Symptom der klimatischen Zweigetheiltheit der ganzen Pyrenäenhalbinsel zwischen den feuchten atlantischen und den trockenen mittelmeerischen Ufern von Interesse.

Im inneren Bau sind es der Unterschiede zwischen Alpen und Pyrenäen nicht wenige, und manche sind sehr bemerklich. Im Allgemeinen wiegt in den letzteren steiler Abfall vor, und daher sind auch die Thäler kürzer und steiler. Die Längsgliederung durch große Längsthäler, wie sie in den Alpen durch Rhein, Rhone, Inn, Etsch u. s. f.

stattfindet, tritt in den Pyrenäen sehr zurück, und der Zugang in das Gebirge findet durch Querthäler statt.

Die Aufeinanderfolge seenartiger Ausweitungen in denselben, welche stufenartig über einander folgen und durch wilde Schluchten verbunden sind, hat schon Charpentier in seinem classischen „Essai sur la constitution géologique des Pyrenées“ (1823) hervorgehoben. Derselbe, ein guter Kenner der Alpen, hat auch auf den häufigen Abschluß dieser Thäler durch halbkreisförmige „Cirques“, amphitheatralische Thalgründe, hingewiesen, deren Wände sehr steil abfallen. Das berühmte Felsamphitheater von Gavarnie ist der Typus dieser Bildung. Es hat 5 km im Umfang, und seine Wände sind 400 m hoch. Den Grund bedeckt das wildeste Felsenchaos, über welches die Gave wegstürzt, die hier 385 m in einem einzigen Falle über die Felswand herabschwebt. Ueber die Zinnen dieses Amphitheaters hängen Gletscher herab. Es ist eine der wildesten Naturscenen, die man sich denken kann, und eine der einsamsten: „Die einzigen Bewohner sind die Cascaden, die hier zusammentreffen, um die Gave zu bilden. Die Größe des Schauspiels ist furchtbar ernst, die Luft fühlt sich eisig an, selbst in den Strahlen der Mittagssonne; große, feuchte Schatten kriechen längs des Fußes der Felswände hin. Es herrscht hier der ewige Winter und die Nacktheit der Wüste“ (Taine). Diese Cirques ebenso wie jene Thalbildung sind nicht ausschließlich den Pyrenäen eigen, es ist vielmehr, um ein Beispiel zu nennen, das Creux de Champ unter den Diablerets sicherlich noch großartiger als der Cirque de Gavarnie; aber doch gehören sie bei ihrer großen Häufigkeit zu den Charakterzügen der Pyrenäen. Vorzüglich bemerkenswerth ist aber ihr tiefes Eingreifen in das Herz des Gebirges, welches wenig Raum läßt für die Entwickelung der Firnmeere und Gletscher. Die Pyrenäen haben infolge dessen keinen einzigen großen Gletscher, welcher als ein sogenannter Gletscher erster Ordnung, aus verschiedenen Eisflüssen sich speisend, breit und mächtig ins Thal hinabstiege. Ihre Gletscher sind auf die Nordseite beschränkt und hängen wie riesige Eiszapfen über die Felskanten herab. Was sie an Größe verlieren, gewinnen sie übrigens theilweise an Reinheit ihres Aussehens und ihrer Abflußbäche; denn je weniger weit sie in die Tiefe herabsteigen, desto geringer ist ihre Schuttbeladung, ihre Moränenbildung und damit ihre Verunreinigung. Auch an größeren Seen sind die Pyrenäen arm, während in jenen Thalterrassen die Gelegenheit zur Bildung von kleineren Wasserbecken sich häufig genug bietet. Einige von ihnen sind sogenannte Eisseen, die fast nie auftauen (Lac du Port d'Oo, Lac du Mont Perdu u. a.). Größere Seebecken von der großartigen, gleichsam künstlerisch zusammenfassenden oder zusammenhaltenden landschaftlichen Rolle des Vierwaldstättersees fehlen, wie sie in dieser Art überhaupt in allen Gebirgen außerhalb der Alpen selten sind. Endlich ist im Zusammenhang mit dieser Schmalheit, Steilheit und Gedrängtheit des ganzen Gebirges, welche eine freie Entfaltung seiner Eigenschaften in seinem eigenen Inneren, eine geräumige, gewissermaßen behagliche Anordnung derselben nicht möglich macht, auch die Gelegenheit zu behaglichem Leben und Anbauen der Menschen sehr verengt. Es giebt wenig Ackerland, wenig Matten, wenig Mineralschätze und keine großen Verkehrswege im Inneren des Gebirges. Darum ist, wie ein neuerer Reisender hervorhebt (G. Studer im „Jahrbuch des Schweizer Alpenclubs für 1873“), auch im Ausblick von den Gipfeln eine gewisse Oede, Mattheit und Monotonie nicht zu verkennen. Es fehlt den Thälern an dem Schmuck der stattlichen Dörfer und Bauernhäuser; den Bergen an jenen stolzen Tannenwaldungen, die wie ein schützender Mantel sie umziehen und bis zu den Alpweiden hinaufreichen; an der lieblichen Erscheinung der weithin schimmernden gastlichen Sennhütten; an dem das Auge erlabenden Grün der Matten und Alpweiden. Auch in dem ganzen Farbenton des Bildes, wie es z. B. vom Pic du Midi sich darstellt, ist, wenigstens im Spätsommer, zu viel Braun und Grau und zu wenig Grün. Man braucht zwar nur den Blick auf die kühnen Schneegipfel etwa der Maladetta zu richten, um zu erkennen, daß man ein Stück echtes Hochgebirge vor sich habe, aber es fehlt diesem Stück, so schön es

sein mag, doch noch immer Einiges zu den Alpen.

Wir müssen indessen Ramond hören, ehe wir die Pyrenäen verlassen. Louis Ramond gilt mit vollem Recht als der wissenschaftliche Entdecker der Pyrenäen. Ich möchte sogar sagen mit größerem als de Saussure für den der Alpen. Als er 1801 seine „Voyages au Mont Perdu“ veröffentlichte, waren die Pyrenäen viel weniger bekannt als die Alpen, während H. B. de Saussure mit seinen „Voyages aux Alpes“ (1779 bis 1796) eine Arbeit lieferte, die ihre sehr beachtenswerthen Vorgänger hatte. Auch landschaftlich hat Ramond die Pyrenäen nahezu entdeckt. Vor ihm war ihr Inneres für die Reisenden terra incognita. Seine begeisterten Schilderungen ihrer Schönheiten haben nicht bloß die Naturfreunde gereizt, den Mont Perdu, den Cirque de Gavarnie, die Vignemale aufzusuchen, von denen zum ersten Mal so verlockende Bilder entworfen wurden, sondern sie haben auf die Franzosen auch in anderen Richtungen anregend gewirkt; Ramond bezeichnet mit seinem Werk den Anfang einer lebhafteren und liebevolleren Beschäftigung mit der einheimischen Gebirgswelt, und auch seine frische Art der Naturschilderung fand glücklicherweise Nachfolger, die sie als Muster den Süßlichkeiten eines Chateaubriand vorzogen. Aber gerade wegen dieser Verdienste um seine geliebten Pyrenäen ist Ramond vielleicht nicht so ganz geeignet, ein guter Beurtheiler ihrer Schönheiten zu sein. Es würde ja unbillig sein, von dem Entdeckungsfreudigen ein kühles Abwägen zu verlangen. Indessen sein Enthusiasmus ist liebenswürdig und vor Allem wahr, und er hat eine interessante naturwissenschaftliche Färbung. Hören wir den Ausdruck der Bewunderung, in welche er beim Anblick des Cirque du Mont Perdu ausbricht, den man beim Anstieg von Barège her durchschreitet: „Nie hatten meine Augen etwas Aehnliches erblickt. Ich habe die Hochalpen gesehen, und zwar in der Jugend, wo man Alles noch größer und schöner wähnt, als es von Natur ist; aber was ich nicht gesehen habe, das ist die Umhüllung der höchsten Berggipfel mit einem Gewande secundärer Gesteine. Diese einfachen, ernsten Formen, diese ebenso klaren als kühnen Aufrisse, diese Felsen so ganz und unversehrt, deren breite Lagen sich zu Mauern aufbauen, zu Amphitheatern anordnen, sich stufenweise erheben, sich zu Thürmen aufrecken, die die Riesen mit Senkel und Blei gemessen zu haben scheinen: dieses ist es, was noch Niemand in den Regionen des ewigen Eises beobachtet hat, was man vergebens in den Urgebirgen suchen würde, deren zerrissene Flanken in scharfen Spitzen auslaufen und deren Fundament unter Trümmern begraben ist. Wer sich an ihren Schrecken gesättigt hat, wird hier doch noch neue und fremdartige Anblicke gewinnen. Man muß vom Montblanc zum Mont Perdu kommen. Man hat den ersten Berg des Urgebirges gesehen, es bleibt der erste des Kalkgebirges noch zu bewundern.“ Diese Stelle erinnert nicht nur an den für die Natur der Pyrenäen so wichtigen Umstand, daß die in den Alpen weit aus einander gezogenen Ur- und Kalkgebirge (Central- und Voralpen) dort gleichsam in einander geschoben sind, sondern auch daran, daß die Pyrenäen das erste Hochgebirge waren, dessen Gipfel als nicht aus Urgestein bestehend erkannt wurden. Ueberhaupt sind dies die beiden Hochgebirge, deren Studium am meisten zur Förderung des Wissens von den Hochgebirgen beitrug, und auch dies verknüpft sie, wie ihr allgemeiner Naturcharakter, inniger mit einander.

* *
*

Reich, großartig und schön, wie unsere Hochgebirge der Alpen und Pyrenäen sind, entbehren sie doch eines großen Reizes, der überhaupt europäischer Gebirgsnatur nach der ganzen Anlage und Beschaffenheit unseres Erdtheiles versagt sein muß: des starken und auch sehr stark auf den Beschauer wirkenden Gegensatzes zur Natur der umgebenden flachen, hügeligen oder Mittelgebirgslandschaft. Es ist wahr, daß die Welt, die sich in unseren Alpenthälern zusammendrängt oder von den Schnee- und Eishängen der Alpenkämme herabdräut, seltsam genug verschieden ist von der der flacheren Umgebungen; es ist da so viel Neues und durchaus Unerwartetes, daß man ja schon viele

Hochgebirgsreisen gemacht haben muß, um nicht mehr als Entdecker sich ihnen zu nahen. Aber doch verbindet sie auch wieder eine große Zahl von bekannteren Zügen mit den Gegenden, die rings um sie gelagert sind. Wer aus der norddeutschen Ebene heraus unmittelbar an den Vierwaldstättersee oder an den Eingang des Oetzthales versetzt würde, auf den müßte das Hochgebirge einen Eindruck machen, in welchem zu der ureigenen Majestät seiner Natur sich das Raschwirkende, Ergreifende fügte, was in der Ueberraschung liegt. Wer aber von der Elbe an den Main und von diesem an den Neckar und endlich an den Rhein kommt und so fast den ganzen Gestaltenreichthum des deutschen Mittelgebirges durchreiste, ehe die Alpen vor ihm auftauchen, der ist schon eher vorbereitet. Und wer etwa an der Donau aussteigt, um mit Ränzel und Stab gebirgswärts zu wandern (leider geschieht es selten mehr in unserer Zeit), und wählt vielleicht das breite, steilwandige Thal der Isar, in welchem dieses Gebirgskind bis zu ihrer Mündung in die Donau und sogar noch ein Strecklein darüber hinaus grüngrau schäumt und braust, ein echter Sproß der Kalkalpen, der wird ganz sachte in die Geheimnisse des Hochgebirges eingeführt. Erst ist es nur das rasche, lebhafte Fließen des Flusses und die Gebirgsabstammung des Gerölles, dann die tiefe, steilwandige Eingeschnittenheit des Thales, so auffallend sich entgegensetzend der flachen Einförmigkeit der Hochebene, dann die Alpenblumen, die abwärts gewandert sind, um entweder auf den „Auen“ des Flusses, die aus angeschwemmtem Kies und Lehm bestehen, oder auf den Mooren gleichsam Colonien zu bilden, wo sie in vielen Fällen sehr vereinzelt, in einigen aber erstaunlich zahlreich und kräftig gedeihen. Selbst das Krummholz, die dem Bergsteiger wohlbekannten „Latschen“ stellen sich hier ein. Nicht minder ist auch die Thierwelt in eigenartiger Weise vertreten, welche die Nähe des Gebirges ankündigt. Um von zahlreichen alpinen Insecten- und Molluskenformen abzusehen, welche mindestens bis München herabwandern, auch von dem schwarzen Salamander, der Alpenspitzmaus u. a., erinnere ich an die Thatsache, daß versprengte oder durch Nahrungsnoth aus dem Gebirge getriebene Gemsen mehrmals in die Hochebene herabstiegen, wo sie z. B. bei Freising, also weit nördlich von München, dann bei Ammerang zwischen Chiemsee und Inn und an anderen Orten erlegt worden sind. Weiterhin breitet sich die Moränenlandschaft, die vielhügelige, seen- und moorreiche aus, welche an der Isar schon drei Stunden oberhalb München beginnt, dann kommen die Seen, die staffelförmig über einander auf immer höheren Stufen der Hochebene gelegen sind und deren jeder gebirgsartiger wird, bis man am Achen- oder Eibsee sich mitten im Hochgebirge findet, dessen unmittelbare Nähe nun kaum in Erstaunen setzt, da man so unmerklich von Stufe zu Stufe an dieselbe herangeführt worden.

Diese schrittweise, vermittelte, vorbereitete Entfaltung ist nicht nur alpin, sondern sie hat einen europäischen Zug. Sie kehrt bei allen unseren Gebirgen wieder und entspricht der Vielgliederigkeit in Umriß und Oberfläche unseres Erdtheiles und seinem dadurch bedingten Mangel an scharfen klimatischen Gegensätzen. Und so ist es auch in keiner Weise zufällig, wenn das östlichste unserer Hochgebirge, welches halb nach Asien hingehört, der Kaukasus, schon ganz anders scharf von seinen Umgebungen geschieden ist. Der erste Anblick von der europäischen Landseite pflegt zwar vermittelt genug zu sein, denn die wellige Steppenebene, welche hier vorgelagert ist, erlaubt nur eine vielfach unterbrochene Annäherung. Das hierdurch bedingte langsame, oft unterbrochene, gleichsam hinhaltende Auftauchen des Gebirges, dem man sich durch die Steppe nähert, ist vielleicht gerade nirgends so wirksam wie in dem nördlichen Kaukasusgebiete, denn hier tritt man einem Gebirge gegenüber, das vor anderen durch seine großartige Zerklüftung und Zerrissenheit ausgezeichnet ist, und zugleich geschieht die Annäherung an dasselbe über einen Landstrich hin, welcher durch seine ungleiche, wellige und hügelige Beschaffenheit das Ziel der Reise und die Sehnsucht der Augen in allen denkbaren Abstufungen bald zu verhüllen, bald zu entschleiern vermag. Moritz Wagner erblickte, von Kertsch über Fanagoria kommend, zuerst die Kette des Kaukasus auf dem Wege von Taman nach Jekaderinodor, etwa

90 Werst vom ersteren Platz, und er fand den Anblick nicht so großartig, wie er erwartet hatte. Elbrus, Kasbek, Passenta, die vornehmsten Höhen, sind hier noch nicht sichtbar, und der Höhennebel und Steppenstaub ließen die wilde Zerklüftung der Flanken der Kolosse und ihre scharf und selbständig ausgezackten Kämme noch nicht in voller Schärfe hervortreten. „Und je tiefer wir in das Kosackenland eindrangen,“ sagt der Reisende, „desto mehr schien der Kaukasus zu fliehen. Jenseits von Ustlabinskaja verschwanden seine Schneehäupter gänzlich. Eine trübe Atmosphäre verhüllte uns den südlichen Hintergrund bis zu unserer Ankunft in Jekaderinograd am Terek.“ Aber dann, und das gehört eben auch zu den Glanzpunkten dieser Art von Annäherung an ein solches Gebirge, ist plötzlich der Eindruck um so gewaltiger. Wagner nennt ihn unbeschreiblich, doch nimmt er glücklicherweise dieses Wort nicht so gar streng und versucht es wenigstens, ein Abbild des Bildes zu geben. „Der Nebel, der uns so lange den Anblick des Kaukasus mißgönnt hatte, war gefallen, und eine helle Atmosphäre leuchtete über Steppe und Gebirge. Jetzt freute ich mich fast des düsteren Wetters der letzten Tage, denn die Ueberraschung war um so schöner, die Wirkung des unbeschreiblich grandiosen Bildes um so gewaltiger, da nun der Vorhang so mit einem Male gefallen war. In unabsehbarer Reihe standen die kaukasischen Eiskolosse im Hintergrund der Steppe; sie schienen ganz nahe, obwohl ihre wirkliche Entfernung noch einige Tagereisen betrug. Ueber das dunkle bewaldete Vorgebirge ragten sie in den bizarrsten Formen als Zacken, Säulen, Hörner, Kuppen, Pyramiden hervor. So zerklüftete, wild zerrissene Fels- und Schneewände, so kühne Gipfelformen wie die Riesen der kaukasischen Centralkette haben weder die Alpen der Schweiz, noch der Taurus, noch der Atlas, der Balkan, die Apenninen oder irgend von den



Die Gruppe des Pike's Peak. (Felsengebirge von Colorado.) Im Vordergrund die phantastischen Sandsteingebilde des „Monument Park“.

mir bekannten Gebirgen Europa's. Die Orientalen nennen den Kaukasus mit Recht den „tausendgipfeligen". (M. Wagner: Der Kaukasus und das Land der Kosacken. 1848. I, 181.) Oefter kommt der bergkundige Reisende noch auf diesen Vorzug des erdtheilscheidenden Hochgebirges zurück, den es vor Allem beim Anblick aus der Ferne geltend macht. Es ist das kein Zufall, denn solche Gebirge, welche zwischen Meeren, Steppen und Hochebenen aufgethürmt sind, werden von viel mehr Seiten, viel öfter, in viel mannigfaltigeren Erscheinungen gesehen als alle anderen. Ihre Gipfel sind wie Leuchtthürme von allen Seiten und weit her sichtbar. Sie gehören zu den vertrautesten Erscheinungen des Reisenden, der in dem weiten Raume zwischen Stawropol und Erzerum, zwischen schwarzem und kaspischem See reist, und es ist nur selbstverständlich, daß sie häufig in seinen Berichten wiederkehren.

Der Contrast mit der Steppe macht vielleicht den Anblick dieses Gebirges von Norden her so überwältigend wie von keiner anderen Seite. Aber v. Thielmann, der den Kaukasus von Westen her (über Poti und Kutais) betrat, schildert besonders die Aussicht vom Latparipaß, der von Kutais zum Elbrusgebirge in nördlicher Richtung führt, als eine kaum minder großartige: „Eine Aussicht wie diese kann den Vergleich mit jedem Hochgebirgsblick in den Alpen getrost aushalten. Die höhere Lage der Schneegrenze wird durch die bedeutendere Erhebung der einzelnen Gipfel wieder ausgeglichen, an Gletschern ist auch kein Mangel, denn auf der neun Meilen langen svanetischen Strecke der Hauptkette zählten wir etwa zehn primäre und zwanzig secundäre, während noch manche andere uns durch vorgeschobene Bergwände verdeckt gewesen sein mögen." („Streifzüge im Kaukasus, Persien &c." 1875. S. 92.) Ich hebe diese Bemerkung hervor, weil sie dem Vorurtheil entgegentritt, als ob Schnee und Eis, diese großen Factoren der Großartigkeit und Schönheit der alpinen Natur, dem Kaukasus in auffallend geringerem Maße eigen seien als den Alpen. Allerdings gehört der Kaukasus bereits einem südlicheren, daher sonnenreicheren Klima an, und seine Luft ist trockener. Aber dafür entschädigen zum Theil, wie eben v. Thielmann hervorhebt, die höheren Erhebungen der Hauptgipfel. Auch sind vorzüglich die Formen der höchsten Kaukasusberge, Elbrus und Kasbek, in ihren den Vulcanen eigenen, breit und langsam ansteigenden Abhängen sehr gut geeignet, größere Schneemassen festzuhalten. So tief herab vollständig in Schnee gehüllte Bergriesen wie diese haben die Alpen gar nicht aufzuweisen.

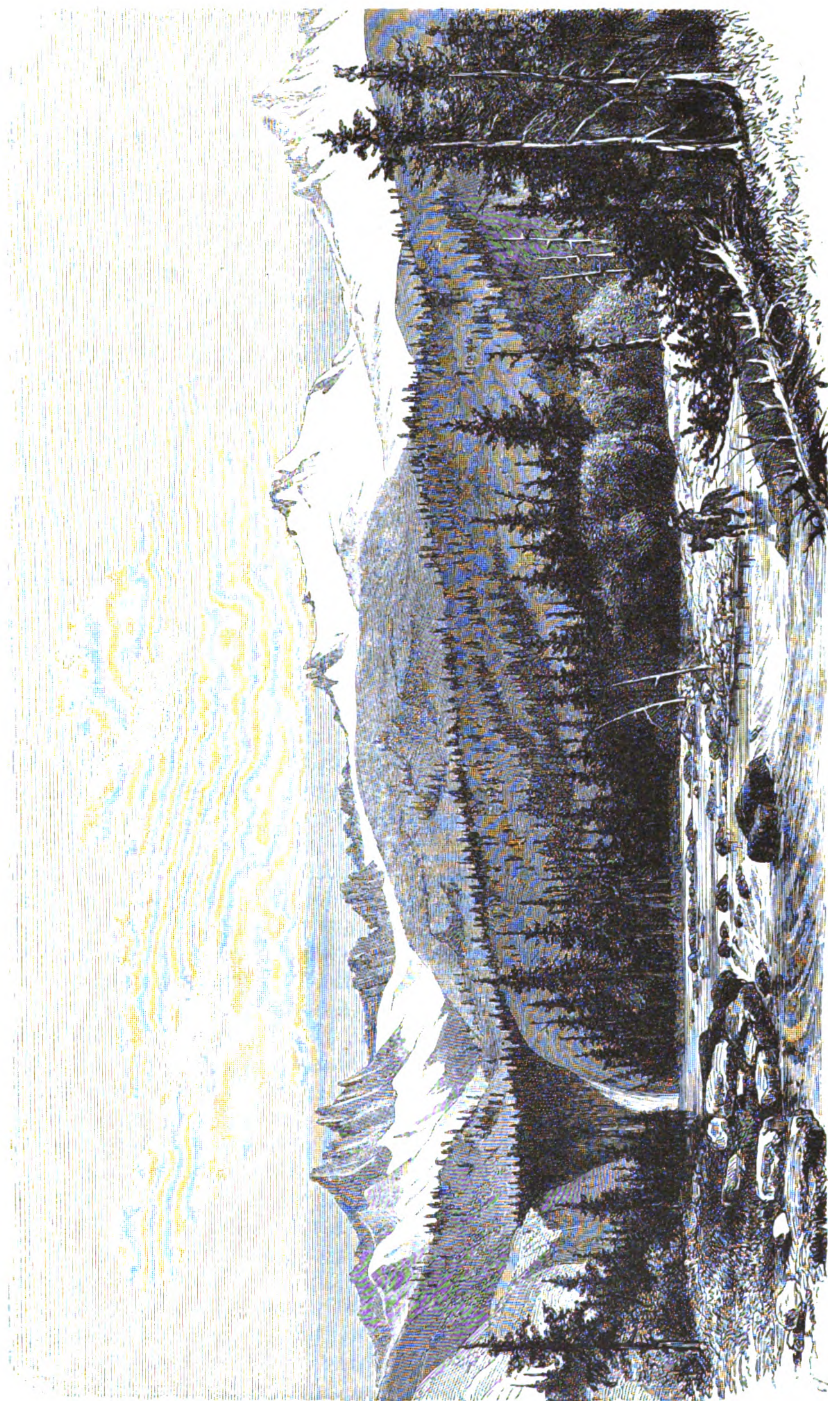
Der klimatische Unterschied zwischen Alpen und Kaukasus macht sich in anderer Richtung bemerkbarer als in dieser. „Meteorische Naturscenen," sagt M. Wagner, „wie sie in so mannigfacher Abwechselung in den Alpen von Tirol und der Schweiz hervorgebracht werden durch wunderliche Wolkengebilde, durch farbenreiche Beleuchtung beim Auf- und Untergang der Sonne, durch Gewitter und besonders durch jene dem Hochgebirge so eigenthümlichen geballten Nebelgruppen, welche in phantastischer Gestalt wie Luftgespenster über Thal und Höhen schweben, kommen im Kaukasus weit seltener vor. Ein ungetrübt heiterer Horizont ist dort im Sommer gewöhnlich." Von den Aufgängen und Untergängen der Sonne meint derselbe: „Dem kaukasischen Horizont mangelt der Purpur und das Farbenspiel der nordischen Aurora. Das Morgenroth, vom Rigi gesehen, der Sonnenuntergang im Berner Oberlande sind ungleich schöner als die gleichen Naturscenen im Kaukasus." „Endlich kam die Sonne selbst herauf," sagt er ein anderes Mal, „gelb, ohne Morgenröthe; gelb war auch der vorhergehende Glanz." Auffallend, daß weder er, noch Radde, noch v. Thielmann, noch Freshfield vom Alpenglühen sprechen. Sollte es ganz fehlen? Das ist nicht denkbar; aber wohl wird auch es seltener in der trockenen Luft, dem heiteren Himmel des Kaukasus sein als in unseren durch die Feuchtigkeit viel ungleicheren, gebrocheneren und damit reflexreicheren Alpen.

Der Kaukasus liegt zwischen Steppen und zeigt einige Wirkungen dieser Umgebung. Aber er ist mit nichten ein Steppengebirge. Diesen Typus muß man im Inneren der großen Continente Asien und Amerika aufsuchen. Von Europa ausgehend, werden wir ihn zunächst am Altai erwarten dürfen, der allerdings mit der Höhe seines Hauptgipfels (Bje-

lucha 3352 m) um mehr als 2000 m hinter dem Kaukasus zurückbleibt. Immer bleibt es Hochgebirge. Viele Einzelheiten werden uns in diesem goldberühmten Gebirge gepriesen. Die Säulen, Pfeiler, Wände und Thore der zersetzten Granit- und Thonschiefermassen erzeugen die seltsamsten Gestalten. Von den Bergen schauen sie wie Burgruinen herab, an den Flüssen erheben sie sich bald wie Kirchthürme, bald wie steile, glatte Festungswälle, und über den Irtysch hängt ein Thonschieferfels („der Hahn" genannt) wie ein Stalaktit, der aus glatter Felswand, einem gebogenen Finger ähnlich, herauswächst. Auch die Seen werden gerühmt. Der grüne Kolywansee in der Nähe der gleichnamigen Bergstadt gilt für den Glanzpunkt des westlichen Altaigebietes, und Renovanz sagt von ihm sogar: „Auf allen den großen Landreisen, die ich in Europa und im nördlichen Asien gemacht habe, habe ich nirgends einen schöneren See vor mir gesehen." Auf einer Seite umgeben ihn pfeilerförmige Granitfelsen, auf der anderen flachhügelige Steppen. Daß die Aussichten weit und klar sind, begreift sich bei der Helligkeit der oft durch lange Reihen von Tagen vollständig wolkenlosen Steppenluft. Wo Wasser ist, entwickelt sich unter dem Einfluß der großen Sommerwärme eine üppige Vegetation, in welcher Loniceren und dichtbeerige Johannisbeersträucher besonders stark vertreten sind. Aber was fehlt, ist der Wald. Der Mangel zusammenhängender Waldflächen macht sich in den schönsten Fernblicken empfindlich geltend, und Cotta klagt, daß er selbst an den Bergflüssen, wie an der Buchtarma u. a., auf die kleinen Flußinseln beschränkt sei. Von Natur schon nur in geringer Ausdehnung entwickelt, ist der Wald noch durch die Bedürfnisse des Bergbaues und durch die in diesem Klima so verheerenden Waldbrände seit hundert Jahren in bedenklichem Maße zurückgedrängt worden. Der landschaftliche Eindruck leidet sehr darunter: „Der Phantasie ist kein Spielraum gelassen, sich unter einer Hülle üppiger Waldvegetation lauschige Plätzchen, kühle Quellen, verdeckte Reize, verborgenes Leben zu denken. Die Schönheit der nackten Körperform genügt selbst beim Menschen nicht für die Dauer — eine theilweise Verhüllung erhöht ihre Reize" (B. v. Cotta). Den südwestlichen Theil des Altai nennt derselbe Beobachter geradezu trostlos: „ganz unbewaldet, nur mit dürrer Steppenflora bedeckt". Dazu kommt, daß der Altai nicht hoch genug ist, um eine bleibende Schneedecke festzuhalten oder gar Gletscher zu entwickeln. Nur an seinen höchsten Kämmen bleiben im Sommer Schneestreifen liegen, und selbst der winterliche Schneefall ist nicht mit dem unserer deutschen Mittelgebirge zu vergleichen. Und endlich ist die ausschließliche Zusammensetzung aus krystallinischen Gesteinen auch der Mannigfaltigkeit der Umrißformen nicht günstig. Ungeachtet der kühnen Verwitterungsgebilde des Granits walten doch in weiten Strecken die runden Rücken und die Kegel allzu sehr vor.

Tiefer im Inneren des Continents finden wir ein Hochgebirge von viel kräftigeren Zügen im Thianschan und Alatau. Zwar auch es ist mitten hineingestellt in Steppen, welche oft genug sogar wüstenhaften Charakter annehmen, aber es ragt mit einzelnen Gipfeln bis zum mehr als zweifachen der höchsten Höhe auf, welche der Altai erreicht, und ist so in den Stand gesetzt, viel selbständiger seine Gebirgsnatur gegenüber der der Steppe zur Geltung zu bringen. Wenn auch die Schneelinie durch die Trockenheit des Klimas sehr hoch hinaufgeschoben ist, bleibt doch noch Raum genug für gewaltige Firnmassen und Gletscher, die eine Fülle von Flüssen und Seen erzeugen. Gleich den Centralalpen oder den Hauptketten des Himalaya bietet der Thianschan das Bild einer einzigen langen Reihe von Schneegipfeln, die dicht hinter und neben einander sich am Horizont heraufdrängen. Man liest aus den trockensten Berichten der russischen Forscher — denn nur Russen oder Deutsche in russischen Diensten haben wesentlich zur Erforschung dieses Gebirges beigetragen — den Zauber heraus, den dieser Anblick auf die im Tiefland und der Steppe Geborenen übt. Als die militärische Expedition von 1860, eine ungewöhnlich mühselige, über den 2740 m hohen Turo-Aigyr-Paß ins Thal des Kungai herabgestiegen war, fühlte sie sich „durch den Anblick der schönsten Gemälde belohnt, welche die Natur dem Menschen

zu bieten vermag“. Jenseits des ruhigen, weiten Spiegels des Issi-Kul, der wie ein Meer zwischen Alatau und Thianschan mitten inne liegt (105 Quadratmeilen Oberfläche), erhob sich die Schneekette von Kysarta bis Zanku und ließ bei Sonnenuntergang ihre Gipfel in den herrlichsten Farbentönen erglänzen. Es war ein echtes Alpenglühen. Vom Goldgelb im Westen gingen sie in rosiges Blau im Osten über, und als rings Alles in Dunkelheit gehüllt war, erschienen noch die höchsten Gipfel, wie Tekes, Aksu und Tuba, „wie phantastische in weiße Schleier gehüllte Gespenster“. Dem entsprechend lauten auch die Berichte der Botaniker, welche am Nordfuße dieses Gebirges die eigentliche Steppenvegetation durch reichliche Bewässerung ungewöhnlich weit zurückgedrängt finden und welche die fast ausschließlich aus der dichtnadeligen und breitästigen Tanne Abies Schrenkiana bestehenden Wälder an vielen Punkten als fast undurchdringlich schildern. Eigentliche Laubwälder, dieser hohe Reiz unserer Voralpen, der Vorberge der Pyrenäen und des Kaukasus, fehlen auch hier ganz gleichwie im Altai und in den nordamerikanischen Steppengebirgen. Dafür steigt eine üppige Strauchvegetation bis 3000 m an, der indessen noch entschiedene Steppenformen beigemischt sind. Wachholder entwickelt sich manchmal zu einer an Dichtigkeit mit unserem Krummholz wetteifernden und gleich ihm durch braungrüne Farbe weithin kenntlichen Decke. Wiesenvegetation, die indessen wegen der großen Höhe bereits minder üppig ist als die unserer Alpenmatten, reicht bis nahe an 4000 m. Es ist ein diesen mächtigen und massig gebauten asiatischen Gebirgen eigener Zug die Hochebenenbildung in 3000 bis 4000 m Meereshöhe, welche oft beträchtliche Ausdehnung annimmt. Noch 2000 bis 3000 m höher schauen die schneeverhüllten Gipfel herab. Seen, welche fast das ganze Jahr gefroren sind, liegen hier als Quellbecken der Zuflüsse des Oxus, Jaxartes oder Ili. Oft ist der Anblick dieser Hochflächen wenig erfreulich, wenn man sie z. B. findet, wie Regel einmal eine Hochebene am Dschankabach beschreibt, „Alles entweder erfroren oder verfault oder abgefressen“; oder wenn die Wege der Nomaden, welche über sie hinführen, ein Bild bieten, wie Semenow es 1857 im oberen Narynthal fand: „Zu den Schrecken des Weges gesellte sich noch der Anblick einer Menge Cadaver von allen möglichen Hausthieren, Kamelen, Ochsen, Pferden, Hammeln, Ziegen, Hunden u. dergl., die längs dem Pfade zerstreut lagen. Diese Leichen waren zu Tausenden von dem unteren Kaschkasu-See bis zum Gipfel des Sanka-Passes hingestreckt, in den verschiedenartigsten Stellungen, die bald einen langsamen, bald einen raschen Tod verriethen. Ein so furchtbares Bild des Todes stand im Einklang mit dem erhabenen, aber schauerlichen Charakter der Landschaft und der eisigen Atmosphäre, die uns umgab.“ Die großartigste Entwickelung finden diese Hochebenen indessen in dem großen Höhenknoten, dem Dach der Welt, jenem durchschnittlich 4000 m hohen Rücken, der Thianschan und Himalaya, Hindukusch und Küenlün mit einander verbindet, dem vielumstrittenen Pamir- oder Bolorgebirge, auf dem in Eisseen bei Montblanc-Höhe die Quellen des Oxus liegen und auf welches einzelne aufgesetzte Gebirgszüge mit Schneegipfeln bis zu 7000 m herabschauen. Weniger Wiese als Haide — Lavendelgestrüpp ist die vorwaltende Pflanze, zugleich das einzige Feuerungsmaterial in diesen Höhen — trägt diese Hochebene den Steppencharakter Innerasiens bis zur Hochgebirgshöhe hinauf, und die Bäche, welche aus den mächtigen Gletschern hervorbrechen, vermögen bei neunmonatlichem Winter keine Fruchtbarkeit zu fördern. Aber die heißen hellen Sommer lassen doch den Gersten- und Bohnenbau an der Kaschgarseite bis über 3000 m heraufsteigen. Die Hochebene des Pamir selbst wird nur in den wenigen Weidemonaten von ein paar tausend Nomaden bewohnt, die nicht im Stande sind, ihr den Charakter einer der großartig ödesten Landschaften der Erde zu nehmen. Unsere Alpen sind im Vergleich zu diesen Gebirgen selbst in ihren wildesten, einsamsten Bezirken wohnlich, ja menschenfreundlich zu nennen. R. Shaw, einer der kühnsten Erforscher dieser innerasiatischen Gebirgs- und Hochebenenregionen, sagt einmal treffend, man fühle sich inmitten dieser Ebenen, auf welchen der Eis- und Schneemantel ihrer Gebirge



Gruppe des Mount Lyell (Californien) mit der Quelle des Tuolumne.

unmittelbar aufruht, mehr an den hohen Norden erinnert als an Landschaften der gemäßigten Zone. Häufig genug schiebt sich das Eis von den Gletschern in die Ebene hinab, und indem es Flüsse staut, giebt es Anlaß zur Entstehung weiter Eisflächen, welche im Sommer sich in Sümpfe verwandeln. Oder es reißt ein beim plötzlichen Eintritt des Sommers anschwellender Strom die Gletscherzunge ab und stürzt als Eiscascade über die Trümmer zu Thal, welche er sich selber in seinem Bette aufgehäuft. Vielleicht sind nirgends die Gletscher, diese unversieglichen Wasseransammler, so nützlich wie hier, wo es sich um die Bewässerung und Befruchtung weiter Steppen handelt, die zu Wüsten werden müßten, wenn sie auf den Regen angewiesen sein würden. Aber vielleicht erscheinen sie auch nirgends, die Polarländer ausgenommen, so furchtbar öde und in ihren Wirkungen so lebensfeindlich und gewaltsam wie hier, wo man zwischen ihnen wandelt und ihre Eisluft athmet, und man glaubt gern den Reisenden, welche unsere Alpengletscher lieblich finden im Vergleich zu diesen Eiswüsten, die weithin ihren Umgebungen einen wüstenhaften Stempel aufdrücken.

* * *

In minder großartigem Maßstabe entwickelt sich dieser Gegensatz von Steppe, die oft genug sogar in einförmigste Wüste übergeht, und von Hochgebirge, das nicht selten seine Schneegipfel über anderthalbfache Alpenhöhe hinausreckt, in jenen Strichen des westlichen Amerika, wo man, von Osten über weite Flächen her kommend, auf die Hochgebirgsmauer trifft, welche eine starre Schranke zwischen den Ebenen des Inneren und dem Abhang zum stillen Ocean aufrichtet. Die Bilder, die sich da am Horizont zeigen, erinnern in ihren allgemeinen Zügen sehr an die, welche wir vom Kaukasus zeichneten. Nur sind die Verhältnisse auf Seiten der Steppe gewaltiger, denn die Steppen, welche man vom Mississippi bis zum Felsengebirge oder vom La Plata bis zu den Anden durchmißt, sind um ebenso viel großartiger als jene europäischen, als Amerika selbst größer angelegt ist wie Europa. Es sind das eben continentale Erscheinungen im wahren Sinne des Wortes, welche nur in weiten räumlichen Verhältnissen zu ihrer vollen Entfaltung gelangen. Was die Gebirge betrifft, welche auf sie herabschauen, so sind diese nicht immer von solchem steilen und kühnen Charakter wie die kaukasischen, vor Allem nicht in Nordamerika, wo im Gegensatz zu Südamerika die Größe der Gebirgsentwickelung mehr im Massigen, breit Hingelagerten als in der Höhe oder der eindrucksvollen kühnen Umrißbildung einzelner Gipfel gesucht werden muß; und wenn sie sich auf Hochebenenstufen von 2000 m erheben wie die Felsengebirge Nordamerika's, oder gar auf solchen von 2200 bis 2400 m wie die Sierra Madre Mexico's, verliert ihre manchmal beträchtliche Höhe viel von dem Eindruck, den sie bei selbständigerem Hervortreten auf minder hoher Grundlage erzeugen müßten. Gewaltig bleibt aber darum doch immer ihre Erscheinung und hochinteressant zugleich.

Die Kansas Pacific-Eisenbahn führt auf ungefähr 39° n. Br. geradenwegs auf die Gebirgsmauer des Felsengebirges von Colorado hin, des mächtigsten und vielleicht auch schönst geformten in der langen Kette, welche mit so großem Recht den Namen „Felsengebirge“ (bei früheren Reisenden auch „Steiniges Gebirge“ oder kurzweg „Westgebirge“) führt. Nach fast zweitägiger Fahrt vom Mississippithal her erst über die grüne fruchtbare Prairie von Kansas und dann über die vergilbten, ausgedörrten Steppen, mit denen das Tiefland des Mississippi- und unteren Missourithales sich unmerklich zur Hochebene erhebt, sieht man im Westen die Felsengebirge wie Keime von Wölkchen auftauchen. Zuerst erscheint die südliche Berggruppe des Pike's Peak (nach dem ersten Erforscher der Felsengebirge benannt), welche in ihrer Vereinzelung, ihrer langgestreckten Gestalt und den steilen Wänden nicht unähnlich einer großen, fernen Insel ist. Sie taucht so früh auf, weil sie wie ein vorgeschobenes Werk vor die Hauptkette hingelagert ist. Ihre Formen sind von einer großartigen Schönheit, welche man edel nennen kann, so gehalten, so maßvoll ist bei aller Kühnheit ihr Ausstreben. Wer die wunderbar schöne Linie des Monte Pellegrino in der

Erinnerung hat, weiß, was ich meine, denn ihr ist diese hier verwandt, wenn sie auch viel weiter ausgezogen und damit viel sanfter ist. Erst strebt sie steil in die Höhe, als ob es gälte, einen wolkenspaltenden Gipfel aufzuthürmen, bricht aber, ehe man es vermuthet, und auf der einen Seite früher als auf der anderen, mit einer sanften Biegung ab und vollendet nun ohne irgend scharfen Grat oder Kluft mit wellig zusammenneigenden Linien den eigenthümlichen Umriß, der an den Löwen erinnert, welcher niedergeduckt auf seinen Pratzen ruht.* Selbst die Farben, gedämpft, wie sie bei solchem Fernblicke sind, heben sich wohlthuend vom Gelbgrau des armen Steppenkleides ab. Ein röthlicher Felston, welchen mattweiße Linien und Flecken der Schneefelder durchziehen und den, wie wir näher kommen, das weiche Dunkelgrün des Waldkleides, des faltenreichen, gleichsam herabgesunkenen, überall einfaßt, erfüllt diese Form mit einer weichen, duftigen Farbe, und — ein lang' entbehrter Augentrost! — durchscheinend graue, blaue und veilchenblaue Bergschatten sind mildernd über das Ganze ausgebreitet.

Während diese schöne, ruhige Berggestalt sich entfaltet hat, sind gegen Norden weitere schneestreifige Kuppen aufgetreten, welche zum Theil noch ein paar hundert Meter höher sind als der 4313 m messende Pike's Peak. Aber ihre Formen haben zunächst gar nichts von der alpinen Schärfe: keine Hörner, Nadeln, nichts übermäßig Kühnes, Scharfzackiges oder gar Uebergebogenes ist zu sehen; eine Neigung zu breiten und stumpfen Kegeln, langen Gratlinien mit sanften Einsenkungen und zarten Uebergängen, selbst zu Wellenlinien, scheint mit wenig Ausnahmen auf der ganzen Linie zu herrschen. Sie erscheinen in der Ferne, in der sie jetzt stehen, in ihrem matten Grau und Blau so duftig wie ein Schatten, der sich eben aufhellen will oder den die Sonne wirft, wenn sie von halb durchsichtigen Nebelschleiern verhüllt ist. Auch lassen sie noch keinen Zusammenhang erkennen, sondern tauchen weit zerstreut an diesem und jenem Punkte des Horizontes auf, versinken bald auch ganz, bald halb, wie eben die Prairie sinkt oder anschwillt, welche hier gegen den Fuß des Gebirges hin gleichsam in immer höher und steiler werdenden Wellen anbrandet. Bei der klaren Luft, dem stahlblauen Himmel, der nur durch seltene Gewitter unterbrochenen Wolkenlosigkeit des Steppensommers, welche stark über die Entfernungen der Dinge täuschen, währt es länger vom ersten lückenhaften Anblick bis zur vollständigen Entfaltung des Panoramas, als man erwartet. Mit der Eisenbahn sind es zwar nur Stunden, die man zu durchmessen hat, bis man endlich auf den Höhen um Denver, der Metropole des Felsengebirgsbergbaus, die Stufe erreicht hat, die dem Gebirge selber zur Unterlage dient und von der es sich so deutlich und bis ins Einzelne erkennen läßt wie selten ein Alpenpanorama. Major Pike, der vorhin genannte erste Erforscher dieser Regionen, brauchte aber zwölf Tagemärsche vom ersten Anblick der nach ihm benannten Gebirgsgruppe bis zur Erreichung des Fußes des Gebirges; er hatte geglaubt, diese Entfernung in drei oder vier Tagen zurücklegen zu können! — Endlich ist die Zeit des Wartens um, die Prairie flacht sich ab, der breite, kiesreiche und wasserarme Steppenstrom des Platte oder Nebraska öffnet sein Thal und wir fahren in die noch höchst lückenhafte, mehr an ein Lager mit zerstreuten Hütten als eine moderne Stadt erinnernde Vorstadt von Denver ein. Nun liegt das Gebirge im Halbkreis vor unserem Auge, die schmale Reihe der spärlichen Vorberge verschwindet, es ist vom Fuß bis zum Gipfel frei, und so nahe scheint es, so im Einzelnen klar, daß man meint, tief in die innersten Thäler hineinschauen zu können. Es ist für uns an die Alpen Gewöhnten eine originelle Abwechselung, einmal ein großes Hochgebirgspanorama nicht von einem Höhepunkte herab, sondern von der Grundebene des Gebirges selbst, also vom Fuße an, zu betrachten. Es ist daher viel einfacher zu sagen, wie es sich darbietet, als bei irgend einer Alpenansicht. Es baut sich eben ungemein deutlich auf. Die zwanzig Meilen bis zum Fuße sind noch völlig Prairie, die bald in glatter, schräger Fläche, bald in Wellen aufsteigt,

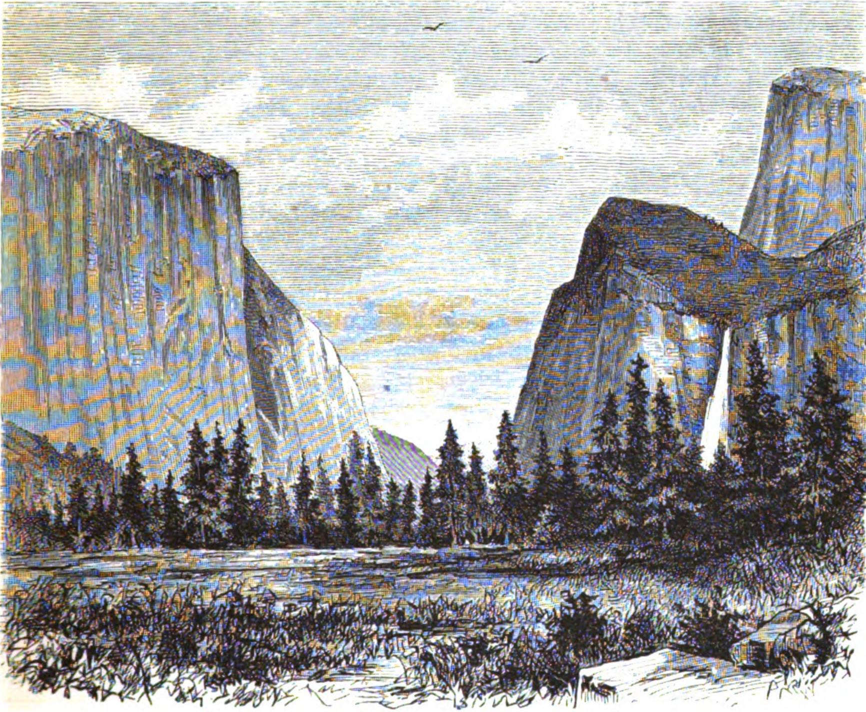
* Die Ansicht, welche wir von dieser Gebirgsgruppe geben, ist von einem südlicheren Standpunkte genommen und zeigt dieselbe daher weiter aus einander gezogen.

um sich erst hart vor dem Gebirge selbst plötzlich zu einer Vorlagerung von Hügeln aufzurecken, die theils wallartig gestreckt, theils kegelförmig sich erheben und überall nur einen schmalen Saum vor dem Gebirge bilden. Sie sind gleich der Prairie mit kurzem, gelbgrauem Rasen bedeckt, waldlos, nur an den Gipfeln und Graten felsig, als hätten jene beim Aufsteigen ihr weites, vielfaltiges Gewand mitgehoben und es eben nur zu ritzen vermocht. Dieser Hügelsaum zieht, vielfach durchbrochen und in mannigfaltige, doch vorwiegend langgestreckte Formen gegliedert, überall vor dem Gebirge hin. Am Südhorizont, wo sich die Kette wie im Norden zum Halbkreis zu biegen scheint, sieht man denselben klar aus der Prairie in allmäliger Erhebung ansteigen und mälig in die höheren Berge übergehen, welche da, wo wir das Gebirge unmittelbar vor uns haben, sich unvermittelt, d. h. aus eigener Basis zu erheben scheinen. Hinter diesem Hügel- und Bergwall, der so unvermittelt aus der Prairie aufsteigt, erhebt sich dann da und dort, wo er am höchsten wird, der Scheitel der ersten von den weiter westwärts liegenden Hochgebirgsketten, welche man die Park Range nennt: flachlinige, dazu felsenhafte Gebilde, in dunkles Waldkleid gehüllt bis zum Kamm, kahl und schneestreifig an den Gipfeln, die aus ihm sich hervorheben. Im Gegensatz zu der Gruppe des Pike's Peak mit ihren wohlthuenden rhythmischen Formen sind dies mehr gewaltige als schöne, mehr breite als hohe, mehr einförmig hingestreckte als mannigfaltig und lebendig aufstrebende Gestalten. Dem Europäer ist es sofort klar, daß dieser Anblick sich nicht vergleichen läßt mit den viel formen- und farbenreicheren Alpen- oder Pyrenäenansichten. Aber der Amerikaner schwört nicht höher. Und seien wir gerecht: der Reiz des aus der Einförmigkeit einer Hunderte von Meilen breiten Ebene aufsteigenden Hochgebirges liegt nicht in den zufälligen kleinen Vorzügen des Schmelzes und Glanzes der Oberfläche, sondern in der Großartigkeit der Gesammterscheinung, die ihm ohne jeden nebensächlichen Reiz von Natur aus eigen ist und welche starken Gefühlen von freudigem Staunen und Ahnungen von herrlichen Naturgeheimnissen Ursprung giebt, die in diesen blauen Tiefen sich bergen mögen. Man kann nicht allen Dingen mit dem kühlen Blick gerecht werden, mit dem man die Bilder einer Kunstsammlung beurtheilt, und vor Allem nicht den großen Naturscenen. Der Werth, welchen diese haben, ist nämlich ein zweifacher: der eine liegt in ihren Linien und Farben, er ist der Werth für den Kunstkenner; der andere liegt in den Gefühlen, welche sie in den Seelen hervorrufen können, er ist der Werth für den Kenner des menschlichen Gemüthes und der Volksseele.

Aber das Innere des Felsengebirges wird selbst den Kunstverständigen entzücken, der mit kritischem, vergleichendem Auge mißt. Zwar reicht die Steppe tief hinein, und es ist eine seltsame Art von Alpenvegetation, die noch bei 3000 m von kleinen, aber dornreichen Cactusarten und Agaven, echten Wüstenkindern, durchsetzt ist. Es war nicht bloß Schein, wenn es uns beim ersten Anblick der Felsengebirge vorkam, als hätten die Felsen beim Aufsteigen die gelbgraue Pflanzendecke der Prairie sanft mit sich aufgehoben und sie gleichsam über ihr Felsgeripp gezogen. In der That, dieses Gebirge verleugnet nie, daß es zwischen zwei Wüsten liegt. Seine Armuth an Gletschern, Schneefeldern und saftigen Matten erinnert immer wieder daran. Aber es ist dafür in anderen Beziehungen wieder so echt gebirgsartig wie irgend eines. Vor Allem eindrucksvoll ist für den, welcher von Osten her in sein Inneres dringt, die Enge und Steilheit der Thäler. „Unsere Höllenthäler und Teufelsschluchten,“ schrieb ich in einem derselben, im Boulder Cañon, in mein Tagebuch, „sind Einschaltungen in mildere, friedlichere Bilderreihen, aber dieses Thal ist ein Höllenthal in seiner ganzen Länge. Keine nennenswerthe Ausweitung unterbricht auch nur auf fünfhundert Schritt den Schluchtencharakter, höchstens weichen einmal die senkrechten Felswände zurück und lassen minder steile Bergabhänge herantreten; aber selbst wo dies der Fall, scheint vor dir oder im Rücken wieder ein Felswall das Thal quer abzuschließen, und du kommst nicht aus den starren, dräuenden Bildern heraus. Mehr als einmal steht ein Berg von vielleicht tausend Fuß vor dir, dessen eine Wand völlig senkrecht ab-

fällt und weder von Pflanzenwuchs noch von Wasser belebt ist, das etwa über sein vielzerklüftetes Gestein herabsickerte; nur der Farbenwechsel am Gestein, welches an frischen Stellen fleischröthlich, an den Vorsprüngen violett und grauviolett, läßt diese Wände nicht ganz einförmig erscheinen. Es ist hier wahrlich nicht mehr bildlich, wenn man von aufgethürmten Felsen und Bergen spricht, denn aus hausgroßen Schritt an den kühnen Formen der Seiten und Abhänge der Berge und den Massen, die im Thale liegen. Risse ziehen längs und quer durch die höchsten Felswände, Alles ist zerklüftet und zersprengt."

Und hier kommen zwei andere Elemente zur Geltung, welche der landschaftlichen Wirkung der im Vegetationscharakter sich noch immer haltenden Steppenspuren kräftigsten Abtrag thun: fließendes Wasser



Blick ins Yosemite-Thal (Californien). Links El Capitan, rechts Cathedral Rock mit dem Brautschleier-Fall.

Blöcken scheint jeder Berg aufgebaut zu sein. Felsen von mehr als 100 m Höhe stehen wie Obelisken vor diesen Felswänden. An einer der wildesten Stellen erhebt sich zu 300 m senkrechter Höhe Castle Rock, ganz frei und schlank, mit erst senkrechten, dann bogenförmig zusammenneigenden Wänden mitten aus dem Thalgrunde. Er trägt nur ein paar kümmerliche Föhren an Vorsprüngen und in Spalten, wo angewehter oder herabgewitterter Staub sich anzusetzen vermochte. Sicherlich ist hier die Verwitterung im größten Maßstabe thätig gewesen, man sieht es auf jedem und Wald. Der Boulder Creek fließt zwar draußen in der Steppe noch mit einer Geschwindigkeit, die an seinen nahen Gebirgsursprung erinnert, aber schon viel gewunden, von vielen angeschwemmten Sandinseln unterbrochen, die ihn in schmale Arme zertheilen, und zwischen niederen Ufern. Aber jetzt kommt er uns als wilder Bergbach entgegen, bald eingeengt, so daß die Straße sich ängstlich zwischen seinem feuchten, brausenden Abgrund und der Felswand durchwindet, bald in breiten grasigen Auen sich ausruhend, wo der rasche, laute Ton, in welchem er fließt,

ebenso weit entfernt ist vom gemüthlichen Plaudern eines Wiesenbaches wie von dem wilden Brausen, zu welchem er in den Schluchten von dem Zwang der Felsenumdämmung und des ungleichen Bodens gedrängt wird. Welcher Abstand in diesen Tönen von der lautlosen Stille der Steppe draußen, welche dich erst erhebt, um dich bald zu bedrücken und unerträglich zu vereinsamen! Und welches andere Leben am Rande dieses in Wahrheit belebenden Elementes, das auch ein befreundendes und anheimelndes Element ist inmitten der starren Gebirgsnatur! Da sind wir tief in den Alpen. Da fehlt es nicht an saftigst dunkelgrünem Erlengebüsch und beweglichen Espen, an Rosen von sehr süßem Duft, an Schlinggesträuch, das die Hecken verdichtet, an grünen Rasenflecken mit zierlichen kleinen blauen Nachtviolen mitten darin. Wie heimeln diese Scenen an, wo hinter einem Felsenwall ein Halbinselchen angeschwemmt und begrast ist, wo eine Insel voll Erlensträucher mitten im reißenden Bache liegt, wo in die brausenden Fälle ein feiner rothstengeliger Ahorn nickt, der vom Wasserstaub weithin glänzt. Auch jene wilderen Bilder sind uns nicht unvertraut, wo Baumstämme, nackte, herabgespülte, sich in den Felsen verwirrt haben und den Bach sperren, wo frisch abgestürzte Felsmassen, scharfkantig und von frischer Bruchfläche, mitten in seinem Bett liegen und andere drohend überhängen, die vielleicht nur das weit ausgreifende Wurzelwerk einer Föhre noch in ihrer Lage hält.

In der Höhe von 3300 m betritt man die Schneefelder, welche die Quellen dieses Baches nähren. Sie bestehen aus körnigem Firn, wie er in unseren Firnmulden liegt, aus denen die Gletscher herausfließen. Aber zur Gletscherbildung reicht seine Menge nicht aus. Dieser Firn füllt nicht tiefe Mulden aus, wo schon allein der Druck ihn zu Eis verwandeln muß, sondern er verharrt nur in verhältnißmäßig seichten Lagen in den schattigen geschützten Einsenkungen. Er erinnert mehr an die „Schneeflecken", welche in den Alpen der Schneegrenze vorgelagert sind, gewissermaßen als vorgeschobene Theile des großen Schneemantels, als an Firnfelder. Schon sieht man hier tiefer in die Gebirgswelt hinein. Aber seltsam; statt an Wildheit zuzunehmen, sind alle die Berge, die man hier erblickt, sanft ansteigende Höhen mit flachen, manchmal kaum merklich aus dem Kamm des Höhenzuges hervortretenden Gipfeln. Nur das fließende Wasser des Baches verlieh auch diesem Gebirge einen kühnen und wilden Zug, der uns alpenhaft anmuthet; aber außerhalb der Grenzen seiner Wirkungen treten wieder seine breiten, sanften Höhenlinien hervor, welche uns mehr an Schwarzwald oder Taunus als an alpine Bilder gemahnen. Das Thal war wilder als ein Alpenthal, aber die Berge, die sich im Halbkreis um seinen Hintergrund erheben, sind denen der Alpen nicht zu vergleichen. Es wundert Einen nicht, wenn man hört, daß einige der höchsten zu Pferde „bestiegen" werden können. Auch das Großartige des Fernblicks von einem derselben, besonders von dem oft bestiegenen Gray's Peak, liegt nicht so sehr auf der Seite des kühnen, wild trümmerhaften, oft bis ins Phantastische formenreichen als auf der der breiten Massen und des fast endlosen Ausblicks in die Steppe, deren graubraune Fläche sich wie ein Meeresspiegel erhebt und durch nichts gegliedert ist als die wenigen helleren Linien der Flußthäler, aus welchen da und dort der Silberblick eines Wasserspiegels aufblitzt. Die klare, durchsichtige Luft läßt sie bis an den äußersten Horizont verfolgen; dieser aber schneidet mit scharfer Linie ab wie ein Meereshorizont. Graubraun wie diese Fläche ist auch das Gebirge selbst in seinen oberen tausend Metern, besonders im Herbst, wenn die Sonne im Verein mit der Trockenheit der Luft die Schneefelder an den meisten Bergflanken fast gänzlich abgezehrt hat. Das dunkle Grünbraun der Fichtenwälder in den Thälern und an den tieferen Hängen, sowie die spärlichen Wasserspiegel sind dann die einzige Unterbrechung einer so eintönigen Färbung. Ein neuerer Reisender sagt vom Ausblick, den er Ende October von Gray's Peak hatte: „Das Gesammtbild hatte etwas schauerlich Großartiges, allein ihm gebrachen die Farben: Alles war eintönig braun und gelb, kein weißer Schnee und keine grüne Alpe war zu erblicken, und die dunklen Fichtenwälder blieben in den Thälern versteckt." (v. Thielmann: „Vier Wege durch Ame

rika".) Allen Nachrichten nach sind die Fernblicke auch in anderen Theilen der Felsengebirge in Formen und Farben diesem ähnlich, und überall scheinen Formen- und Farbenreichthum am größten in der mittleren Region, der Region der Schluchtenthäler, Bäche und Wälder.

Noch ein Wort über die Wälder. Der Wanderer, der über die dürren, einförmigen, schattenlosen Plains hergekommen, sieht in den einfachen Wäldern des Felsengebirges, in deren erfrischende Kühle er endlich eintritt, mehr als in dem üppigsten Laubwald des Ohio- oder Mississippigebietes oder in dem reizendsten Eichenhain von Missouri oder Texas. Die starren Föhren und Fichten, diese düsteren Wachholderbäume, die man die Cypressen des Westens nennen könnte, vertreten ihm hier die Palmen der Oase. Jeder einzelne Baum bezeugt eine Naturkraft, welche in den Steppen erloschen zu sein schien; jeder Wipfel, der sich hier im Winde wiegt, bedeutet einen Triumph des Lebens über die Starrheit der Felsen und des Staubes. Der Wald des Felsengebirges ist eine herrliche Erscheinung, in diesem Lichte gesehen. Aber vor dem kritischen Auge tragen die wenigen Arten von Föhren und Fichten, welche ihn fast ausschließlich zusammensetzen, und die spärlichen und gewöhnlichen Espen und Erlen, welche die Laubhölzer vertreten, den Stempel minder günstiger klimatischer Verhältnisse. Thatsächlich weist die Geschichte der Pflanzenwelt Nordamerika's nach, daß dies Kinder eines rauheren Klimas, welche von Norden herabgewandert sind, weil der Steppengürtel die Wanderung der reicheren Waldflora des Mississippigebietes von Osten her verbot. Dadurch haben sie aber den Vortheil, sich sehr weit nach der Höhe zu verbreiten zu können, und es gehört gerade das Ansteigen der Waldgrenze bis gegen 3500 m nicht bloß zu den Merkwürdigkeiten, sondern auch zu den landschaftlich in hohem Grade wirkungsvollen Erscheinungen in diesem Gebirge. Dasselbe ist geeignet, einigen Ersatz zu bieten für das Fehlen der Gletscher und Firnmeere, die die entsprechenden Höhen in unseren Hochgebirgen ausfüllen. Was die einzelnen Baumarten betrifft, so sind zwar von den Riesenformen der Sierra Nevada keine unter ihnen (s. u. S. 516), aber auffallende Höhe und Schlankheit zeichnen auch sie aus, und die Fichtenhaine, welche in den weiten Thalniederungen der sogenannten „Parks", breiter abgeschlossener Thäler, vorwalten, verdienen in vollem Maße den Namen von Hochwäldern. Ueppigkeit der Belaubung tritt weniger an ihnen hervor, sie sind eher zweigarm zu nennen, und ihr Schatten hat nicht das Dunkle, Tiefe unserer Gebirgswälder. Auf diese Art kommt einerseits etwas Südliches in den lichten, fast hainartigen Charakter dieser Wälder, wie es der geographischen Lage entspricht, andererseits in die schmale Kronenbildung der einzelnen Bäume und in die sparsame Belaubung etwas an die Dürftigkeit jener in die Steppe vorgeschobenen Nadelholzwälder Erinnerndes, welche oasenartig z. B. die Hügelgruppe der Black Hills bekleiden. Der Höhenwuchs ist bei ihnen merkwürdiger Weise viel weniger zurückgehalten als die Kronenbildung, und der Baum ist zuletzt vorwiegend nur noch Stamm, an welchem kurze buschige Aeste unregelmäßig hervorwachsen. Diese magere Gestalt nimmt im Felsengebirge auffallend oft die Abies Engelmanni an, welche in besseren Lagen durch die bläuliche Bereifung ihrer dicken Nadeln ausgezeichnet ist. Tiefer im Inneren der Steppen- und Gebirgsregion des nordamerikanischen Westens, in den Wahsatch- und Humboldt-Gebirgen, tritt der Wald noch viel weiter zurück und werden die Kämme und Gipfel immer kahler, der Gesammteindruck zunehmend öder, lebloser.

* *
*

Eine große Aenderung tritt erst wieder gegen das stille Meer zu ein, wo die Sierra Nevada von Californien viel mehr alpenhafte Züge aufweist als das Felsengebirge. Sie ist geologisch mannigfaltiger gebaut, empfängt mehr Schnee und Regen und hat damit üppigere Vegetation als dieses, und dazu kommt eine dichtere Zusammendrängung aller ihrer Theile auf einen verhältnißmäßig schmalen Raum. Sie ist ein schmales Kammgebirge. Das sind Alles Elemente alpinen Naturcharakters. In der That ist auch der Fernblick von einem Gipfel

der Sierra in manchen Hinsichten geeignet an die Alpen zu erinnern. Als ich Ende August 1874 vom Gipfel des Mount Dana (4033 m) den Blick so recht ins Innerste dieses Gebirges senken und gleichzeitig seine westlichen und östlichen Züge umfassen konnte, warf sich mir die Frage ganz von selbst auf: Wie unterscheidet sich der Eindruck dieses großartigen Panoramas von ähnlichen Bildern, die ein Blick von Alpengipfeln bietet? Sicherlich sind die Formen der Berge so gewaltig und kühn und mindestens ebenso mannigfaltig wie in den Alpen. Von gewissen sehr pittoresken Abschnitten, wie etwa den Dolomiten, abgesehen, wird man dort weniger seltsame Zacken- und Kuppenformen finden als hier und aber auch weniger aus breiter Grundlage so langsam sich aufbauende wie gerade der, auf dessen Gipfel ich hier stehe. Dagegen ist die Schnee- und Eisdecke selbst in den höchsten Abschnitten wie in der von hier so klar sichtbaren Mount Lyell-Gruppe weitaus kürzer, lückenhafter, minder mächtig. Das Gefühl tiefer Vereinsamung, das uns in den Eisöden der Alpen ergreift und in welchen die blendend weiße Farbe dieses schweren Gewandes so sehr bestimmend wirkt, kommt hier wenig zur Geltung. Hier tritt im Gegentheil mehr in den Vordergrund das bunte Kleid der hoch heraufgehenden Wälder und Triften, welche reichlich mit dem Silber der Bäche und Seen durchstickt sind. Gestatten auch nicht die gewaltigen Formen ringsum, daß das Bild minder erhaben wirke, so fehlt eben doch jenes weltferne, vereinsamende Gefühl, das uns in den Alpen ergreift. Immer bleibt das Leben, die Welt, so wie sie uns befreundet ist, hier näher. Die Umrisse sind alpin in ihrer Großartigkeit, ihre Ausfüllung neigt dagegen mehr dem Lieblichen zu.

Das landschaftlich so wirksame Heraufdrängen der Waldgrenze und überhaupt der Vegetationsgrenzen, welches allen Gebirgen trockener Klimate und in hervorragendem Maße aber besonders diesen nordamerikanischen eigen ist, gewinnt auch in der californischen Sierra Nevada einen ganz eigenen Reiz. Californiens Naturcharakter hat nämlich im Ganzen eine entschieden mittelmeerische Färbung, welche in der Pflanzenwelt vorzüglich klar hervortritt. Zwar sind nicht die gleichen Gattungen und Arten, wohl aber die gleichen Vegetationsformen hier zu finden. Ebenen und Hügel bedecken blattarme, mehr grauliche und bräunliche als grüne Kräuter und Sträucher, welche in der Regenzeit einen ungeahnten Blüthenreichthum entwickeln und in der trockenen Luft aromatische Düfte aushauchen. Ganz wie am Mittelmeer machen diese letzteren thatsächlich den Geruchssinn zu einem gar nicht unwichtigen Factor californischer Naturgenüsse, und es werden hier in dieser Richtung gewisse starkduftende, harzreiche Compositen ebenso wichtig wie Rosmarin und Lavendel an den Abhängen des Hymettos oder des Aspromonte. Diese Strauchvegetation, welche hier den Namen Chaparral trägt, bedeckt dicht die Vorberge und Abhänge der Sierra bis gegen 2000 m. Aus ihr erheben sich zerstreut, hainartig wachsende immergrüne Eichen, kugelrunde Büsche von graublätterigen Manzanitas und phantastisch verzweigte langnadelige Föhren. Eigentlicher Laubwald fehlt gänzlich, und nur in den feuchteren Gebirgsthälern findet man am Rand der Bäche vereinzelte Ahorne oder Platanen. Ebendort reicht aber ein Kastanienstrauch mit immergrünen Blättern, deren Unterseite goldgelb schimmert, hoch hinauf, und im Staub der zahlreichen Wasserfälle haben sich Rhododendren angesiedelt, deren große reinweiße Blüthen einen süßen Geruch verbreiten. Aber der Stolz der californischen Gebirge sind die Nadelwälder, welche von 1500 bis über 3500 m in einer Pracht und Großartigkeit auftreten, welche sich nirgends wiederfindet. Es bedürfte nicht der Riesencedern oder Mammuthbäume (Sequoia gigantea), welche in kleinen Beständen zwischen 1500 und 2100 m mitten in dem ohnehin herrlichen Nadelwald der Westabhänge der Sierra Nevada und nirgend sonst auftreten, um demselben den Ruhm einer der großartigsten Erscheinungen im Gebiete der Waldnatur zu sichern. Weder die düsteren Urwälder am Champlainsee, noch die reichen subtropischen Wälder Florida's, noch selbst der üppigste tropische Urwald haben mir die Erinnerung an diese Gebirgswälder Californiens irgend verdunkeln können. Zwar sind es nur ein paar Föhren- und Fichtenarten nebst einer

Ceder, welche diese Waldungen zusammensetzen, aber die einzelnen Bäume sind so hoch und schlank gewachsen und bei aller Riesenhaftigkeit durch die Geschlossenheit des meist glatten Rindenkleides, die Regelmäßigkeit des säulenartigen Wuchses, die kurzästige, erst in bedeutender Höhe auftretende Krone so maßvoll gestaltet, daß sie, auch ohne 80 m hoch zu sein (die höchste jetzt vorhandene Riesenceder geht noch um 25 m darüber hinaus), einen bedeutenden Eindruck machen müßten. Den Wäldern, die diese Bäume zusammensetzen, wohnt eine Schönheit von ernster, großer Art inne, welche möglichst vollkommen, weil wenig Unzulängliches von Unterholz und dgl. hineingemischt ist, und welche auf uns um so mehr wirkt, als es im Grunde doch nur dieselbe Waldnatur wie in unseren Gebirgen ist, nur in sehr veredelter, großartigerer Gestalt. Sie heimelt an und imponirt zu gleicher Zeit.

Eine weitere Eigenthümlichkeit der Sierra Nevada sind die prachtvollen Thäler, durch welche man in das Herz des Gebirges vordringt. Als Muster derselben kann das weltberühmte Yosemite bezeichnet werden, durch welches der Tuolumne fließt. Die Wände dieses Thales sind ungefähr 900 m hoch, bestehen fast ausschließlich aus Felsmassen, die meistens ohne irgend eine hervortretende Vermittelung vom Grunde des Thales aufsteigen, fast ganz vegetationslos, von grauer Farbe, vorwiegend ungeschichtet und unzerklüftet, massiv im höchsten Grade. Diese an sich schon imposante Felsumwallung zerfällt in Gruppen, von welchen einige kühn aufthürmende, klippenhafte, andere mehr gerundete Formen haben, welche durch den Contrast mit den vielen steilrechten Linien des Aufsteigens besonders merkwürdig sich herausheben. Schon der Thorpfeiler des Thales, El Capitan, ist eine höchst charakteristische Gestalt: sein Scheitel ist Berg und Thal einer sanften Wellenlinie, die, statt zum zweiten Male sich wieder aufzuwölben, unerwartet mit ungebrochenem Abfall sich 900 m tief fast senkrecht ins Thal hinabsenkt. Mehrere Bäche, welche von den höheren Bergen herkommen, stürzen mit Fällen von 300 m und höher in dieses Thal, dessen Wände von einer ganzen Reihe der verschiedenst gestalteten Wasserfälle belebt sind. Dazu noch ein spiegelnder See, und der herrliche Hochwald, den ich eben geschildert: das Yosemite, ist in Wahrheit ein Schauspiel von sehr seltener Schönheit. Und solcher Thäler weist die Sierra eine ganze Reihe auf. Alle sind ausgezeichnet durch das Gemisch von Größe und Lieblichkeit, das dem Gebirge selber eigen. Man darf kühn behaupten, kein Hochgebirge habe schönere Zugänge als dieses und keines habe etwas diesem Hochwald und diesen Thälern Vergleichbares aufzuweisen.





Friedrich der Große und Baron von Pöllnitz.

Von

Otto Mohnike.

Unter einer Menge von Briefen und anderen Papieren mannigfacher Art aus dem Nachlasse meines verewigten Vaters, des am 6. Juli 1841 in Stralsund verstorbenen Consistorialrathes Dr. Gottl. Chr. Friedr. Mohnike, mit deren Durchsicht ich mich aus verschiedenen hier nicht näher zu berührenden Ursachen erst in letzter Zeit beschäftigen konnte, zog ein vergelbter und verblichener halber Bogen meine Aufmerksamkeit besonders auf sich.

Ich erinnerte mich nämlich auf der Stelle, dieses Papier, wiewohl schon vor langen Jahren, als ich noch das Gymnasium meiner Vaterstadt besuchte, einmal in Händen gehabt zu haben. Mein Vater hatte mir dasselbe damals als besondere Merkwürdigkeit gezeigt, mit dem Bemerken, daß die Schrift auf diesem halben Bogen von Friedrich dem Großen herrühre. Dieses sei ihm von dem Grafen v. Mellin, der ihm das Papier geschenkt habe, fest versichert worden.

Der genannte, meinem Vater befreundete Graf brachte seine letzten Lebensjahre in Stralsund zu und ist daselbst auch in hohem Alter schon lange vor meinem Vater gestorben. Er gehörte zu den namhafteren Schriftstellern des vorigen Jahrhunderts über Forst- und Jagdwissenschaft. Ein Buch von ihm über die „Anlegung von Wildbahnen" habe ich selbst besessen. Auch theilt Buffon in seiner „Naturgeschichte der Säugethiere" einen noch jetzt beachtenswerthen, das Renthier betreffenden langen Brief mit, den Graf Mellin an ihn, unter Datum vom 15. November 1784, gesandt hatte.

Letzterer war auch königlicher Kammerherr und hierzu schon von Friedrich II. ernannt worden. Auch hatte er als solcher zeitweilig zu Potsdam und Berlin wirklich Dienst gethan. Ich erwähne dieses Umstandes hier als eines nicht ganz unwichtigen für die Frage, ob das in Rede stehende Schriftstück auch wohl echt und von dem großen Könige wirklich eigenhändig abgefaßt worden ist.

Der betreffende halbe Bogen enthält nämlich in deutscher Sprache den höchst sonderbaren, merkwürdigen Abschied, welchen Friedrich II. am 1. April 1744 von Potsdam aus seinem Kammerherrn, dem bekannten Höfling und Schriftsteller Baron Karl Ludwig v. Pöllnitz zugeschickt haben soll.

Ich sage *soll*, weil in mehreren Schriften über jene Zeit von diesem Abschiede wie von einer keineswegs ganz bewiesenen Thatsache gesprochen wird. So z. B. und als bloßes „On dit" erwähnt seiner die neueste Ausgabe der Pariser „Biographie universelle" von Michaud in dem Artikel „Poellnitz".

Ich lasse diesen Abschied, wie derselbe mir vorliegt, hier in genauester wörtlicher Abschrift folgen.

„Wir Friederich ꝛc. V. G. G. ꝛc. thun Kund und fügen hiemit zu wißen daß

nachdem der Baron v. Pöllnitz gebürtig aus Berlin, und so viel uns bekandt von ehrlichen Eltern gezeiget, unsern Seel. Hrn Groß Vater als Cammer Juncker, die Hertzogin von Orleans in eben diesen Charakter, den König von Spanien als Obrister, den in Gott Seelig ruhenden letztverstorbenen Kayser als Rittmeister bey der Cavallerie, den Papst als Cämmerierir, auch den Hertzog von Braunschweig als Cammer-Herr, den Hertzog von Weymar als Fähnrich, Unsern in Gott ruhenden Vater aber als Cammer Herr, und endl. Uns als Unsern Ober Ceremonien Meister gedienet, und derselbe gesehen, daß alle Militarische Ehren Ämter, sowohl als die Eminente Chargen bey Hofe nach und nach auf seiner Persohn geströhmet, demnach der Welt überdrüßig, und durch das üble Beyspiel des Neu creirten kurtz vor ihm an unsern Hoffe desertirten Cammer Herrn verleitet worden, allerunterthänigste Ansuchung zu thun Wir möchten in Gnaden geruhen, ihm einen ehrlich. Abscheidt zu Aufrechthaltung seines guthen Leumuths in Gnaden zu ertheilen. Wann wir nun seinen Gesuch deferirt und ihm das verlangte Zeugniß seines Wohlverhaltens nicht versagen mögen, en egard der importanten Dienste welche derselbe unsern Königl. hause, durch die unsern Seelg. Vater 9. Jahr zu Wege gebrachte kurtzweile und Zeit Vertreib. So haben wir nicht anstehen können gedachten Baron v. Pöllnitz das rühmliche Zeuchniß zu geben, daß so lange er in unsern Diensten gewesen er niemahlen weder einen Mord noch Straßen Raub begangen, Niemanden mit Gifft Vergeben, denen Leuthen die Beutel mit Gewalt abgeschnitten, noch auch junge Mägdgens genothzüchtiget, imgleichen Niemanden am Hoffe gröblich verlaumbdet, oder verkleinert, sondern eine solche conduite geführt welche einen galant homme wohl ansteht, und seiner Ankunfft gemäß ist, Wie denn auch derselbe jeder Zeit einen ehrlichen Gebrauch der vom Himmel Ihm verliehenen Gaben gemacht, und dadurch den Zweck des Schauspiels nachgeahmet, welches dahin zielet, auf eine angenehme art das Ridiculè an den Menschen zu erkennen zu geben, umb ihn dadurch zu beßeren, auch den Rath des dc. B. im puncto der Mäßigkeit mit allem Ernst folgende, die Christl. liebe auch so weit treibende, denen Bauren diese Lehre aus dem Evangelio Werckthätig zu machen, anzuhalten, daß es weit Seeliger sey, geben als nehmen, Imgel. die Anectodes oder Verzeichniße unserer Lust Schlösser, insonderheit aber unsere abgenutzte Meublen vollenkomen Besitzende, und sich übrigens bey denen Leuthen, welches seyn sehr böses Gemüthe, und dennoch gutes Hertze kennen, durch seine Meriten dienstfertig und Nützlich bezeigend. Wir geben auch bemeldten Baron das Zeuchniß daß Er uns Niemahls zum Zorn gereitzet außer da seine lachè importunite alle Schranken des respects übergangen, auf eine gar Gotslose Art die Gräber unserer Vorfahren profaniren oder Schänden wollen. Weil aber auch in denen Schönsten Ländereyen es unfruchtbahre Gegenden giebt, die Schönste Cörper ihre Gebrechen und die Gemählde der Größesten Meister auch ihre fehler haben, wollen wir die Fehler gedachten Barons auch vergeßen und ertheilen Ihn hiemit wie wohl ungerne den gebethenen Abscheidt wollen überdem, die ihm anvertraut gewesene Charge gäntzlich aboliren und aufheben, damit deßen Andencken bey den Menschen ausgerottet werde, weil wir nicht davor halten, daß Jemand nach gedachten Baron diese Charge würdig sey vorzustehen.

Potsdam den 1ten April 1744."

Das Aeußere dieser merkwürdigen Abschiedsurkunde ist durchaus das eines officiellen Erlasses jener Zeit. Der Buchstabe W, mit welchem sie beginnt, ist besonders groß und zierlich, wie solches auch jetzt noch bei ähnlichen Cabinetsschreiben der Fall zu sein pflegt. Die Handschrift ist überhaupt sehr deutlich und leserlich. Nur wenige Wörter sind durchgestrichen und verbessert. Ich habe die Schrift bloß mit einem einzigen authentischen Autographon Friedrich's des Großen, welches schon aus dem Jahre 1728 ist, vergleichen können, fand aber zwischen ihr und diesem letzteren eine unverkennbare, wesentliche Aehnlichkeit. Die Tinte ist nur mäßig verblichen, das Blatt selbst aber, ordinäres, mit dem Wasserzeichen eines mit seiner Convexität nach oben gekehrten Posthornes versehenes Schreibpapier, stark vergelbt.

Daß v. Pöllnitz zu Anfang des Jahres

1744 Friedrich II. um seine Entlassung als Kammerherr wirklich ersucht hat, wird durch einen Brief des Königs an ihn in französischer Sprache festgestellt, den Preuß in dem „Urkundenbuche“ zu seiner „Lebensgeschichte Friedrich's des Großen“, Th. V, S. 240, mitgetheilt hat. Dieser Brief aber, an welchem besonders die eigenhändige Nachschrift des Königs merkwürdig erscheint, lautet in deutscher Uebersetzung:

„Ich erhielt Ihren Brief vom 3. dieses Monats, worauf ich Ihnen erwidere, daß Sie über den Schritt, den Sie zu thun beabsichtigen und der nicht verfehlen kann, Sie um Ehre und guten Ruf zu bringen, als kluger und verständiger Mann nachzudenken haben. Keiner dürfte besser als Sie den Stand kennen, zu dem Sie, wie es den Anschein hat, übertreten wollen. Ich rathe Ihnen deshalb ernstlich, länger als einen Tag zu überwägen, bevor Sie sich in eine Lage begeben, die Sie unfehlbar, früher oder später, in einer Sie niederdrückenden Weise zu bereuen haben werden. Uebrigens bleibe ich u. s. w.

Potsdam, den 11. März 1744.“

Nachschrift. „Ich denke billig genug, Sie zu beklagen, muß Ihnen aber zugleich den Rath geben, sich mit Ihrem Entschlusse nicht zu übereilen. Ihr Charakter ist viel zu unstät, als daß Sie jemals irgendwo in Ruhe leben könnten. Wenn Sie es nicht bei mir haben aushalten können, wo Sie sich bei einem Herrn befanden, der Ihnen wohlwollte und Ihnen auch Beweise hiervon geliefert hat, wie werden Sie es dann in dem Kloster aushalten, wo Sie sich in Pension begeben wollen? Ich glaube fest, daß bloß Ihre Scham über das Mißglücken der von dem Fräulein v. Marviz für Sie angezettelten Heirath, zugleich mit den von Ihnen für Ihre Reise gemachten Schulden, Sie davon abhält, hierher zurückzukehren. Wären Sie verständig gewesen, so würden Sie einen Entschluß gefaßt und nicht die zweite Dummheit auf die erste haben folgen lassen. Sie sind indessen Herr, um thun zu können, was Ihnen gut dünkt, und sich selbst nach Rom zu begeben. Wenn es Ihnen behagt, können Sie Kanonicus in Lüttich werden u. s. w. Ich bin überzeugt, daß Sie allen Ihren Wohlthätern mit derselben Undankbarkeit lohnen werden, mit der Sie mir lohnen, und daß Ihr unruhiger Geist Sie stets in gleicher Weise quälen wird, an welchem Orte Sie sich auch befinden mögen. Ich nehme Abschied von Ihnen, da Sie ja der Welt entsagen, und überlasse Sie den seltsamen Abenteuern, die Ihr Irrstern für Sie bewahrt hält. Federic.“

Zu diesem Briefe bemerkt Preuß in einer Anmerkung: „Der Abschied, welchen der König dem Baron Pöllnitz hierauf am 1. April 1744 ertheilt, findet man in v. Loën, Gesammelte Kleine Schriften. 4. Aufl. 1753. I. Th., S. 214.“

Auch die mir vorliegende, von J. C. Schneider besorgte und nach dem Datum des Vorberichtes in Frankfurt und Leipzig im Jahre 1749 erschienene (erste?) Ausgabe des von Preuß citirten Werkes theilt schon (S. 214 bis 218) den von Friedrich dem Großen an Pöllnitz bewilligten Abschied, und zwar in französischer Sprache, mit. Da die jetzt längst vergessenen Kleinen Schriften von v. Loën um die Mitte des vorigen Jahrhunderts viel gelesen wurden, so liegt die Annahme, daß durch ihn zuerst die Kunde von dem Bestehen jenes Abschiedes verbreitet worden ist, gar nicht fern.

v. Loën vermeidet aber, wie er in einer einleitenden Vorbemerkung ausspricht, aus Ehrfurcht vor dem Könige, dessen Namen zu nennen. Auch den von Pöllnitz deutet er bloß an. Seine Mittheilung des betreffenden Actenstückes trägt die Ueberschrift: Congè expedié au Baron de P.... à sa Retraite de Berlin, und beginnt mit den Worten: „Nous ...... Savoir faisons par les presentes etc.“

Das Französische des von v. Loën mitgetheilten Abschiedes entspricht mit Bezug auf Correctheit des Ausdrucks und der Orthographie vollkommen den Anforderungen, welche in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts an Schriftsteller in dieser Sprache in Deutschland gestellt wurden. Ein Franzose jener Zeit würde freilich in der einen wie in der anderen Beziehung Manches daran zu tadeln gefunden haben. Von Friedrich II. unmittelbar herstammend, d. h. von ihm niedergeschrieben, ist der Text bei v. Loën in keinem Falle.

Der große König war vom Geiste der französischen Sprache, die von ihm so sehr

geliebt und bevorzugt wurde, durchaus durchdrungen. Durch fortwährenden mündlichen und schriftlichen Gebrauch derselben seit frühester Jugend und das Lesen von fast keinen anderen als in ihr geschriebenen Büchern kannte er diese Sprache vollkommen, und ihre sämmtlichen Wörter, Ausdrucksweisen, Formen und Wendungen standen ihm jeden Augenblick zu Gebote. Aber um die Orthographie wie auch um die Interpunction hat er sich, wenn er französisch schrieb, immer ebenso wenig bekümmert wie bei dem Gebrauch der deutschen Sprache. Voltaire konnte mit Recht gegen einen Herrn aus der Umgebung des Königs, der ihn mit der Correctur eines Manuscripts des Letzteren beschäftigt fand, die Bemerkung machen, „daß die Reinigung der schmutzigen Wäsche des Königs keine geringe Mühe und Arbeit verursache." Bekanntlich wurde diese Aeußerung Friedrich II. wiedererzählt. Sie trug dazu bei, die bei ihm schon bestehende Verstimmung gegen Voltaire zu vermehren.

Ich habe beide Texte, den französischen bei v. Loën und den von Graf Mellin herstammenden deutschen, genau mit einander verglichen. Für eine Uebersetzung des ersteren kann ich den letzteren nicht halten und glaube, daß das Entgegengesetzte der Fall ist. Im Ganzen stimmen beide überein, und es zeigen sich nur einzelne, nicht sehr wesentliche Abweichungen von einander. Einzelne Stellen erscheinen in dem deutschen Texte viel kräftiger und ursprünglicher als in dem französischen. So z. B. die Stelle, in welcher der König sagt, daß v. Pöllnitz ihn niemals zum Zorn gereizt habe, als da seine „laché importunité alle Schranken des respects übergangen, auf eine gar Gotslose Art die Gräber unserer Vorfahren profaniren oder Schänden wollen". Im Französischen lautet diese Stelle: „si ce n'est lorsque son importunité passant toutes les bornes du respect, essuioit de profaner et de deshonorer les cendres de nos glorieux Ancêtres d'une maniere indigne et insupportable."

Wie es mir scheint, sind die deutschen Worte ganz in dem Sinne jener kurzen, prägnanten, oft sarkastischen und selbst drastischen Randbemerkungen, wie Friedrich sie eigenhändig auf Eingaben an ihn zu machen pflegte. Preuß und andere Schriftsteller über den großen König haben hiervon eine Anzahl mitgetheilt. Auch die starke Vermengung französischer Wörter mit den deutschen entspricht ganz der Gewohnheit des Königs.

In der Stelle, wo es in dem deutschen Texte heißt: „sich übrigens bei denen Leuthen, welche seyn sehr böses Gemüthe, und dennoch gutes Hertze kennen", in dem französischen aber: „ceux qui connaissoient la mechanceté de son esprit et le peu de bonté de son coeur", fehlt letzterem ganz der ironische Gegensatz zwischen dem „bösen Gemüthe und guten Herzen", den der erstere enthält.

Gleich zu Anfang des Abschiedes bemerkt der König, daß v. Pöllnitz durch das schlechte Beispiel des neuen desertirten Kammerherrn verleitet sei, dessen Beispiel zu folgen und um seine Entlassung zu bitten. In dem deutschen Texte wird dieser Kammerherr nicht mit Namen genannt, bei v. Loën aber heißt derselbe Montaulieu.

Montaulieu, ein Sohn des früheren sardinischen Generals de St. Hypolyte, kann hier aber unmöglich gemeint sein, da derselbe schon dreizehn Jahre früher, neun Jahre vor dem Regierungsantritte Friedrich's II., Berlin verlassen hatte. Montaulieu hatte in Leipzig eine sehr reiche, mit einem Prediger verlobte Cousine kennen gelernt. Er machte dieselbe ihrem Verlobten abspenstig und ging mit ihr, nachdem sie zum Katholicismus übergetreten war, nach Berlin, wo er sich eine Kammerherrnstelle kaufte und das Vermögen seiner Frau verschwendete. Der Kronprinz hatte kurz vor seinem so unglücklich endenden Fluchtversuche eine nicht unbedeutende Geldsumme von ihm geliehen. Hierfür wurde Montaulieu von Friedrich Wilhelm I. zu dem Verluste der dem Kronprinzen geliehenen Summe und der Erlegung von 1000 Ducaten in die Recrutenkasse verurtheilt. Infolge dessen verließ Montaulieu am 13. April 1731 heimlich Berlin, indem er für ungefähr 60000 Thaler an Juwelen und anderen Kostbarkeiten mitnahm, seine Frau aber in Armuth zurückließ. Nachträglich wurde ihm der Proceß gemacht und sein Bild an den Galgen genagelt.

Es ist also kaum denkbar, daß Friedrich

der Große mit diesem schon vor so langen Jahren „desertirten Kammerherrn" Montaulieu gemeint habe, und zwar um so weniger, als er von diesem Gefälligkeiten erhalten hatte und ihm hierfür noch verpflichtet war.

v. Loën giebt nicht an, von welcher Seite er den von ihm mitgetheilten Abschied des Herrn v. Pöllnitz erhalten hat. Schon hierdurch steht, was die Authenticität betrifft, der französische Abdruck hinter dem von dem Grafen Mellin meinem Vater geschenkten halben Bogen zurück. Der Graf hat meinen Vater versichert, daß der auf diesem Papiere enthaltene, in deutscher Sprache abgefaßte Abschied eigenhändig von dem großen Könige niedergeschrieben sei. Als früherer Kammerherr desselben konnte und mußte er die Handschrift des Königs genau kennen. Es ist nicht anzunehmen, daß er gegen sein Wissen und Gewissen etwas Unechtes für echt sollte ausgegeben haben. Ob ich jemals etwas über die Weise vernommen habe, wie der Graf zu diesem Papiere gelangt war, weiß ich mich jetzt nicht mehr zu erinnern. Mein Vater glaubte an seine Echtheit, zeigte mir dasselbe und hielt es als merkwürdiges Erinnerungszeichen an den großen König in besonderem Werth.

Der Umstand, daß die Handschrift des Abschiedes, welche ich für das Original halte, in deutscher Sprache abgefaßt ist, während die Correspondenz des Königs mit v. Pöllnitz, aus welcher Preuß eine beträchtliche Anzahl von Briefen mitgetheilt hat, auf die ich zurückkommen werde, stets in der französischen stattfand, kann kaum befremden. Wie sehr nämlich Friedrich II. die französische Sprache auch liebte und bevorzugte, so ist die deutsche doch während seiner ganzen Regierung die geschäftliche und dienstliche gewesen. Alle officiellen, sowohl die Civilverwaltung als den Militärdienst betreffenden Erlasse von ihm sind stets in ihr abgefaßt. Der französischen bediente er sich selbst in dem Briefwechsel mit seinen ihm befreundeten und näherstehenden Generalen nur dann, wenn er sich gegen sie weniger officiell als confidentiell und freundschaftlich aussprechen wollte.

Als v. Pöllnitz, trotzdem der König wohlmeinender Weise versucht hatte, ihn von seinem Vorhaben zurückzubringen, wiederholt auf seine Entlassung drang, erhielt er den in Rede stehenden merkwürdigen Abschied. Derselbe wurde aber in deutscher Sprache abgefaßt, um ihm hierdurch scheinbar einen streng officiellen Charakter zu geben. Ich sage scheinbar, da der König es mit diesem Abschiede gar nicht ernstlich gemeint, sondern nur einen Scherz getrieben hat.

Einen gewichtigeren Grund zur Einrede gegen die Authenticität des Abschiedes in deutscher Sprache könnte man vielleicht in der Schreibweise desselben finden. Denn in welchem Maße dieses Schriftstück selbst für die Zeit, der es angehört, auch mit Verstößen gegen die Orthographie, Syntax, Interpunction &c. erfüllt ist, so ist dasselbe doch, verglichen mit der Weise, wie Friedrich der Große deutsch zu schreiben pflegte, beinahe noch correct zu nennen. Zum Beweise hiervon möge die eigenhändige Antwort des Königs auf einen ihm eingereichten Bericht des Generaldirectoriums, mit einem Anschlage von 195 Rthlr. 22 Gr. 8 Pf., zur Reparatur des Weges zwischen Rheinsberg und Ruppin, von dem 24. Juni 1740 dienen, wie dieselbe von Preuß — Lebensgesch. Friedrich's d. Gr. Bd. III, S. 566, Nachtr. 2 zu S. 145 — mitgetheilt wird:

„Wen die anderen anschlägen der Dohmänen Cameren so ridicul wie dieser seindt, so meritiren die Kriegs Rähte wekjejaget zu werden den die Reparation ist gantz und gar nicht nöhtig ich Kenne den Wek und mus mir die Kriegs Camer vohr ein großes Best halten umb mit solches ungereimtes Zeuch und das mihr beßer bekannt ist bei der Nahße Krigen Wollen. Das Directorium mus sich Schlecht von die Sache informihren um Solchene un nöthige reparations anzubringen, sie werden wohl baldt 100000 Thlr. zur reparation des Charlottenburger Wegs forderen."

Dessen ungeachtet aber glaube ich nicht, daß dieser letzte Grund für die Behauptung hinreicht, das betreffende Schriftstück könne nicht von Friedrich dem Großen eigenhändig abgefaßt sein. Ich denke mir nämlich, daß der König dasselbe in einer Stunde der Laune und Muße, so recht con amore, langsam und à tête reposée

niedergeschrieben hat, während er seine eigenhändigen kurzen und präcisen, dabei meistens scharf treffenden Marginalbemerkungen und anderen Rescripte, wie z. B. das vorstehende, schnell auf das Papier hinwarf. Hierin kann die Ursache der verhältnißmäßig größeren Correctheit jenes Abschiedes liegen.

Ich bemerkte, daß der König es mit diesem Abschiede gar nicht ernstlich gemeint habe. Schon der Umstand, daß derselbe vom 1. April datirt ist, bringt mich zu meiner Ueberzeugung. Die Kinder pflegen ja an diesem Tage einander zuzurufen: „April, April! schickt den Narren, wohin er will!“ In diesem Sinne aber hat der König mit v. Pöllnitz einen Aprilscherz getrieben. Hierzu fand sich besonders darin die Veranlassung, daß v. Pöllnitz gerade zu jener Zeit mit dem Gedanken, sich in ein Kloster zu begeben, herumtrug und der König auch schon in der Nachschrift seines Briefes an ihn vom 11. März 1744 bemerkt hatte, daß er „seinetwegen nach Rome gehen oder Kanonicus zu Lüttich werden könne“.

Noch mehr aber bestärkt mich in dieser Meinung der von dem Könige an Pöllnitz geschriebene Brief vom 26. August 1744, als der letztere sich nach sehr kurzer Abwesenheit nach Berlin zurückbegeben wollte. Ich lasse diesen von Preuß mitgetheilten, französisch geschriebenen Brief hier in genauer Uebersetzung folgen: „Die Gelegenheiten, Ihnen, mein theurer Pöllnitz, ein Vergnügen zu machen, bereiten mir selbst immer ein solches, und ich ergreife dieselben gern, so oft sie sich darbieten; nicht sowohl um mir Dank von Ihnen zu erwerben, als wegen der Genugthuung, welche ich darin finde, Sie zu verpflichten. Mit Vergnügen werde ich Ihre Rückkehr nach Berlin vernehmen und daß Sie nach dem Verdrusse, den Sie erfahren haben, in eine ruhige Lage gelangen. Hierfür interessire ich mich wahrhaft, der ich für immer mit Aufrichtigkeit bin, mein theurer Pöllnitz, Ihr ergebener (adonné) Freund Federic.“

Eigenhändig und in diesem Tone würde der große König, der keineswegs zu Denen gehörte, die leicht vergessen und vergeben, wohl schwerlich an v. Pöllnitz geschrieben haben, wenn der sarkastische, von der schärfsten Ironie übersprudelnde Abschied, welchen er erst wenige Monate vorher dem Baron ertheilt hatte, der Ausfluß einer gereizten und erbitterten Stimmung gegen denselben und nicht ein bloßer, wiewohl sehr bitterer Scherz gewesen wäre. Friedrich der Große kannte seine Leute. Er wußte genau, was er einem Jeden bieten dürfe, und so auch, daß Pöllnitz, dessen Fehler und Charakterschwächen ihm nicht entgingen, der ihm dessen ungeachtet aber wirklich lieb und werth war, seinen Aprilscherz mit ihm nicht allzu übel aufnehmen und früher oder später zu ihm zurückkehren werde.

Das Verhältniß zwischen Friedrich dem Großen und Pöllnitz war ein sehr eigenthümliches. Es ergiebt sich am deutlichsten aus dem zwischen Beiden eine lange Reihe von Jahren hindurch stattgefundenen Briefwechsel. Zu seinem völligen Verständnisse bedarf es aber eines kurzen Hinblickes auf den Charakter, das Leben und die Schicksale des Barons.

Karl Ludwig Baron v. Pöllnitz war am 25. Februar 1692 als zweiter Sohn des kurbrandenburgischen Generalmajors und Staatsministers Gerhard Bernhard v. Pöllnitz zu Issomin im Kurfürstenthum Köln geboren. Seine Mutter gehörte der damals noch freiherrlichen, seit 1786 gräflichen Familie v. Eulenburg in Preußen an. Seine erste Erziehung erhielt er in Berlin und zwar am Hofe, gewissermaßen unter den Augen der Königin Sophie Charlotte, der in geistiger Beziehung so ungewöhnlich hochstehenden Freundin von Leibnitz, zwischen welcher und dem in der preußischen Hofgeschichte jener Zeit oft genannten Fräulein v. Pöllnitz, seiner Cousine, ein intimes Freundschaftsverhältniß bestand.

Sich der Vortheile einer schnellen Fassungskraft sowie eines seltenen Gedächtnisses erfreuend, zeigte Pöllnitz schon frühzeitig eine große Lernbegierde. Sein Aufenthalt an dem glänzenden Hofe des ersten Königs von Preußen aber ließ ihn bereits im Knaben- und ersten Jünglingsalter als Page und Kammerjunker die Eleganz der Formen und Feinheit des Benehmens gewinnen, wodurch er sich während seines ganzen Lebens ausgezeichnet hat. Seine Ernennung zum Kammerherrn bei der Herzogin Elisabeth

von Orleans, der berühmten Mutter des späteren Regenten von Frankreich, welche nicht lange nachher stattfand und ihm den Zutritt zu den Hofkreisen Ludwig's XIV. verschaffte, gab ihm noch mehr Gelegenheit, sich zum vollkommensten Weltmann auszubilden. Hierzu kamen bei ihm in einem hohen Grade die Vorzüge eines ebenso stattlichen und imponirenden als angenehmen Aeußeren, welche ihm bis in sein hohes Alter geblieben sein sollen.

Mit diesen Eigenschaften, zugleich auch im Besitze eines bedeutenden Vermögens, kenntnißreich, voll von Geist und Witz, im höchsten Grade gewandt und angenehm in der Unterhaltung, der liebenswürdigste Gesellschafter, freigebig, lebenslustig und leichtlebig, immer aber als Grandseigneur auftretend und aus diesen Gründen allenthalben willkommen, hätte er nicht nur in Preußen, sondern auch in jedem anderen europäischen Lande sich schon frühzeitig entweder im Kriegs- oder im Staatsdienste eine Laufbahn öffnen können, die ihn bei ihrer beharrlichen Verfolgung ohne Zweifel sehr bald zu einer hohen und bedeutenden Stellung geführt haben würde. Mangel an Festigkeit des Charakters und sein eigenthümlich unstäter, fortwährend nach Veränderung strebender Sinn ließen ihn aber an keinem Orte lange aushalten und festen Fuß fassen.

Wir sehen ihn daher während einer längeren oder kürzeren Zeit nach einander in Braunschweig, in Sachsen-Weimar, in Oesterreich sowie in Spanien verweilen, wo er entweder in der Armee als Offizier angestellt war oder aber Hofämter bekleidete. Selbst in Rom diente er dem Papst eine Zeit lang als Cameriere. Daß er als Kammerherr früher auch in Paris an dem Hofe der Herzogin von Orleans angestellt war, ist schon bemerkt worden.

Der Leichtsinn und die Charakterschwäche bei v. Pöllnitz ergeben sich auch schon aus dem Umstande, daß er im Laufe seines Lebens nicht weniger als fünfmal seine Confession verändert hat. In der reformirten geboren und erzogen, trat er nämlich dreimal zur katholischen Kirche über, zuletzt noch in seinem Alter, nachdem er zweimal vorher sich in die reformirte zurückbegeben hatte. Sein Uebertritt von der einen Kirche zu der anderen wurde aber jedesmal nur durch die Aussicht auf äußere Vortheile bedingt. Wie Voltaire und Friedrich den Großen erfüllte auch ihn Gleichgültigkeit, um nicht zu sagen Geringschätzung, gegen jede Religion, besonders aber gegen alle christlich-kirchlichen Einrichtungen.

Seine vieljährigen Irrfahrten durch den größten Theil von Europa, von einem Hofe zu dem anderen, auf denen er eine Fülle von Welt- und Menschenkenntniß sich zu eigen gemacht, zugleich aber fast sein ganzes Vermögen verthan hatte, führten ihn endlich 1731 nach Berlin zurück. Er befand sich damals in finanziell sehr bedrängten Umständen. König Friedrich Wilhelm I. aber fand Gefallen an ihm und machte ihn zu seinem Kammerherrn und Ceremonienmeister. Auch wurde er Ritter des von Friedrich I., als er noch Kurprinz war, gestifteten Ordens de la Générosité, den Friedrich II. später in den Orden pour le mérite umwandelte. Ebenso wurde er Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Berlin.

Bei den dem Könige so sehr am Herzen liegenden Zusammenkünften des sogenannten Tabakscollegiums in Potsdam und Wusterhausen war Pöllnitz demselben stets ein höchst willkommener Gesellschafter. Niemand konnte mehr oder auch nur in gleichem Maße zur Unterhaltung beitragen wie er, der die geheime Geschichte und die Intriguen aller europäischen Höfe genau kannte, selbst zahlreiche Abenteuer aller Art erlebt hatte, angenehm zu erzählen wußte und von Geist und Humor überfloß.

Friedrich der Große bemerkt in jenem Pöllnitz ertheilten Abschiede mit Recht, daß dieser seinem Vater neun Jahre lang Kurzweil und Zeitvertreib verschafft habe. Man darf aber nicht im entferntesten glauben, daß diese Kurzweil und dieser Zeitvertreib auch nur annähernd ähnlicher Art gewesen wären, wie der gelehrte Pedant Freiherr Jakob Paul von Gundling, traurigen Andenkens, sie dem Könige zu bereiten pflegte. Pöllnitz war nicht der Mann, um gleich Gundling Scherz mit sich treiben zu lassen. Seine Geburt, sein Geist und Witz, seine feine weltmännische Bildung, ja schon seine ganze äußere Erscheinung machten, daß selbst die übermüthigsten der zu jener

Zeit allgemein mit stolzer Verachtung auf jeden Nichtmilitär herabblickenden Offiziere, welche Theilnehmer an dem Tabakscollegium waren, sich von solchen Scherzen scheu zurückhielten.

Der König gewann Pöllnitz immer lieber und schenkte ihm ein wachsendes Vertrauen. Dieser hatte bei der fast bürgerlich einfachen Hof- und Haushaltung des Königs nur sehr selten Gelegenheit, seine Erfahrenheit in den Verrichtungen eines Ceremonienmeisters zu zeigen, und auch seine Kammerherrnstelle legte ihm kaum andere Verpflichtungen auf als den Besuch des Tabakscollegiums und gelegentlich, wenn Friedrich Wilhelm sich nicht wohl befand, demselben Gesellschaft zu leisten. v. Pöllnitz benutzte die ihm vergönnte Muße zu der Redaction und Herausgabe seiner Werke, die, angenehm, leicht und elegant in französischer Sprache geschrieben, nicht nur in jener Zeit, sondern auch noch lange Jahre nachher, namentlich in den höheren Gesellschaftskreisen, äußerst beliebt waren. Zu ihnen gehören in erster Stelle die wiederholt und auch in deutscher Uebersetzung erschienenen Memoiren seines eigenen Lebens, von denen mir eine Ausgabe mit dem Titel: „Lettres et mémoires, avec nouveaux mémoires et la relation de ses premiers voyages“, Amsterdam 1735, vorliegt. Großes Aufsehen machte bei seinem Erscheinen 1734 auch sein „État abrégé de Saxe sous le règne d'Auguste III, roi de Pologne“.

Ihm wird auch die in London 1732 erschienene, äußerst interessante „Histoire secrète de la duchesse d'Hanovre, épouse de George I, roi de la Grande-Bretagne“ zugeschrieben, worin sich die ersten genaueren Mittheilungen über das angebliche, so oft besprochene Liebesverhältniß zwischen der später Prinzessin von Ahlden genannten Kurprinzessin von Hannover, einer Tochter des Herzogs von Braunschweig-Lüneburg-Celle, und dem schwedischen Obersten Grafen Philipp Christoph v. Königsmark, sowie über dessen Ermordung in der Nacht von dem 1. auf den 2. Juli 1694 befinden.

Das am berühmtesten gewordene und seiner Zeit am meisten gelesene, noch jetzt in hohem Grade anziehende und fesselnde Werk von Pöllnitz ist die ohne seinen Namen erschienene „Saxe galante“. Der Stil und die ganze Abfassung dieses merkwürdigen Buches stimmen zu unverkennbar mit den übrigen Schriften von v. Pöllnitz überein, als daß diejenigen, welche ihm dasselbe absprechen, Recht haben könnten. „La Saxe galante“ dankt seine günstige Aufnahme und weite Verbreitung gleich bei seinem Erscheinen hauptsächlich dem Umstande, daß den Vordergrund in diesem Buche jene elf schönen Frauen einnehmen, welche unter den zahllosen Geliebten und Freundinnen von König August II. von Polen und Sachsen am strahlendsten hervorleuchten. Eine derselben, die Gräfin Aurora v. Königsmark, Schwester des vorher erwähnten Obersten Philipp Christoph, ist nicht bloß wegen ihrer hohen Schönheit, sondern auch durch ihre geistige Bedeutsamkeit und als Mutter des französischen Marschalls Grafen Moritz von Sachsen berühmt geblieben. Eine zweite, die Gräfin Cosel, Mutter des polnischen Feldmarschalls Grafen Rutowski, wurde ihrer späteren Schicksale wegen bedauert. Eine dritte endlich, die Gräfin Orzelska, zugleich Tochter und Geliebte von August II., hat auf eine verhängnißvolle Weise in das Leben Friedrich's des Großen eingegriffen, als dieser eben erst in das Jünglingsalter getreten war. Die ganze Individualität eines jeden dieser elf Glanzgestirne weiblicher Schönheit, in körperlicher wie in geistiger Beziehung, tritt in dem Gemälde, welches Pöllnitz in seiner „Saxe galante“ von dem Leben am Hofe August's des Starken entworfen hat, stark und deutlich gezeichnet hervor.

Nach dem Tode von Pöllnitz wurden noch die von ihm lange vorher verfaßten, bis zum Regierungsantritte Friedrich's II. reichenden „Mémoires pour servir à l'histoire des quatre derniers souverains de la Maison de Brandebourg-Royale de Prusse“, von F. L. Brun, Berlin 1791, in zwei Bänden herausgegeben. Diese Memoiren sind nicht nur sehr unterhaltend, sondern auch für die genaue Kenntniß der intimeren Hofverhältnisse unter dem großen Kurfürsten, Friedrich I. und dem Vater Friedrich's II. von Wichtigkeit. Varnhagen von Ense hat für seine Biographien der Feldmarschälle Schwerin und Keith, die des Ge-

nerals v. Winterfeld und Anderer Manches aus ihnen geschöpft. Wie die aus den untersten Lebensverhältnissen hervorgegangene Gräfin v. Wartenberg in einer Weise, die kaum glaublich erscheint, unter dem ersten Könige, ohne daß sie zu diesem in einem näheren Verhältnisse stand, ihn und mit ihm den ganzen Hof zu Berlin während einer Reihe von Jahren unter ihrem Joche gehalten hat, ebenso auch die merkwürdige Mystification Friedrich Wilhelm's I. durch den Ungar Clement und viele andere, minder allgemein gekannte Ereignisse und Verhältnisse aus jenen Zeiten finden sich in diesen Memoiren ebenso umständlich als anschaulich mitgetheilt.

Als v. Pöllnitz nach Berlin zurückkehrte, hatte jenes Familiendrama im Königsschlosse, welches den Kronprinzen, der später einer der größten und weisesten unter den selbstherrschenden Königen aller Völker und Zeiten werden sollte, nahe daranbrachte, ähnlich wie der Infant Don Carlos und der Zarewitsch Alexei durch den eigenen Vater um das Leben zu kommen, eben erst ausgespielt. Dasselbe wirkte aber in der bis zu dem Tode von Friedrich Wilhelm I. dauernden, nur durch gelegentliche Besuche in Potsdam und Berlin unterbrochenen Abwesenheit des Kronprinzen von dem königlichen Hofe noch immer mehr oder weniger nach. Auch nach der Versöhnung zwischen Vater und Sohn tauchte bei ersterem noch immer wieder von Zeit zu Zeit der Wunsch auf, daß nicht Friedrich, sondern dessen ältester Bruder, sein Lieblingssohn August Wilhelm, zu seinem Nachfolger bestimmt sein möchte.

Hierin liegt die Ursache, daß v. Pöllnitz während der ersten Jahre seines Aufenthaltes an dem Hofe von Friedrich Wilhelm I. in kein näheres Verhältniß zu dem Kronprinzen trat. Man darf selbst glauben, daß dieser, den das Unglück frühzeitig argwöhnisch gemacht hatte, als er bemerkte, wie sehr Pöllnitz fortwährend in der Gunst des Königs stieg, mehr oder weniger Mißtrauen gegen ihn auffaßte. Es besteht aber gar kein Grund zu der Annahme, daß sich der Baron jener dem Kronprinzen noch immer, wenn auch nicht mehr in dem Grade wie vor der Katastrophe zwischen ihm und dem Könige, abgeneigten Partei am Hofe, zu der hauptsächlich Fürst Leopold von Anhalt-Dessau, der Minister v. Grumbkow und der österreichische Gesandte Graf v. Seckendorf gehörten, auch nur vorübergehend angeschlossen habe.

Erst als der Kronprinz nach seiner Vermählung wider Willen mit der Prinzessin Elisabeth von Braunschweig-Bevern, zu welcher der Gesandte Graf Seckendorf in einer Weise mitwirkte, welche ihm Friedrich als König niemals vergeben hat, zu Rheinsberg eine eigene Hofhaltung gegründet hatte, fand zwischen ihm und Pöllnitz eine Annäherung statt. Der Baron stattete nicht selten in Rheinsberg Besuche ab und war daselbst immer gern gesehen. Durch seinen Geist, Witz und die Eleganz seiner Formen war er ja auch für den Kreis geistreicher und liebenswürdiger Männer, mit denen sich der Kronprinz umgeben hatte, ganz wie geschaffen.

Es ist nicht unmöglich, daß die Besuche, welche Pöllnitz in Rheinsberg machte, auf geheimen Befehl des Königs geschahen, um durch ihn von dem Leben und Treiben, namentlich auch von der Gesinnung seines Sohnes unterrichtet zu werden. Wenn man dem Grafen Seckendorf glauben darf, der in seinem „Journal secret“, Seite 143, bei dem Jahre 1736 aufzeichnete, daß der Kronprinz von Pöllnitz gesagt habe: „Ein infamer Kerl, dem man nicht trauen muß; divertissant beim Essen, nachher einsperren,“ so hat Friedrich selbst in dem Baron einen Spion seines Vaters gesehen. Man findet aber nirgendwo aufgezeichnet, daß Pöllnitz jemals dem Sohne bei dem Vater, dem Kronprinzen bei dem Könige im mindesten zu schaden versucht habe.

Von einem bei dem Kronprinzen gegen Pöllnitz bestehenden Mißtrauen spricht auch Preuß in seinem Buche „Friedrich der Große mit seinen Verwandten und Freunden“, S. 38. Nach ihm soll dieses Mißtrauen auch damals noch fortbestanden haben, als seit 1736 Pöllnitz es sich zur Pflicht gemacht hatte, den Kronprinzen von der wechselnden Stimmung des Königs gegen denselben und von dem, was mit Bezug auf ihn an dem Hofe zu Potsdam gesprochen und verhandelt wurde, ununterbrochen haarklein zu unterrichten.

Pöllnitz erhielt sich in der Gunst von

Friedrich Wilhelm bis zu dessen Tode. Er gehörte zu den Wenigen, die das Sterbebett desselben umstanden, wo erst die aufrichtige Versöhnung zwischen Vater und Sohn stattfand. Bei dem Begräbnisse, welches nach dem Willen des verstorbenen, Prunk und Pracht hassenden Königs in einer allzu einfachen Weise geschehen sollte, fungirte er als Ceremonienmeister, nachdem er für diese Feierlichkeit ein neues, von Friedrich II. gebilligtes, mehr der Würde des Königthums entsprechendes Programm entworfen hatte.

Friedrich der Große bestätigte Pöllnitz nicht nur in den von seinem Vater ihm verliehenen Aemtern und Würden, sondern zog ihn auch in seinen engeren Umgangskreis, bewies sich ihm wohlwollend und wußte dessen gute Eigenschaften sehr wohl zu schätzen. Pöllnitz aber hatte noch mehr erwartet, namentlich mit Bezug auf sein Einkommen, welches für ihn, der stets ein schlechter Wirth war und niemals seine Ausgaben nach seiner Einnahme einzurichten verstand, daher auch stets Schulden hatte, nicht ausreichend war Auch mochte es ihn wohl mit Neid und Mißgunst erfüllen, als er sah, wie Andere, die er geistig für weit unter ihm stehend achtete, zu dem Könige in ein noch intimeres Verhältniß als er traten. So entwickelte sich bei ihm eine zunehmende Verstimmung, welche ihn endlich 1744 zu dem unüberlegten Schritte führte, seine Entlassung aus dem Dienste des Königs zu erbitten. Wie Friedrich diesen Schritt aufnahm, zeigt der oben mitgetheilte und besprochene Abschied, welchen er Pöllnitz ertheilte.

Hierdurch aber wurde keine Veränderung in der wohlwollenden Gesinnung des Königs gegen ihn erzeugt. Pöllnitz blieb nach wie vor, bis an sein Ende, Kammerherr des Königs, fungirte bei vorkommenden Gelegenheiten, wie unter anderen z. B. bei der Anwesenheit des türkischen Gesandten Resumi Ahmed Effendi in Berlin, 1763 bis 1764, als Ceremonienmeister und wurde auch 1753 nach dem Tode von v. Knobelsdorf zum Director des Hoftheaters in Berlin ernannt. Diese Stelle bekleidete er bis 1771, wo Graf v. Zirotin ihm hierin nachfolgte.

Bis an den am 23. Juni 1775 erfolgten Tod von Pöllnitz hat sich Friedrich II. gegen denselben nachsichtig, gütig, als wohlmeinender Freund und vielfach hülfbereit bewiesen. Ihm entgingen die Schwächen und Charakterfehler des Barons keineswegs, und er machte ihn hierauf, wo sich Gelegenheit dazu darbot, in einem freundlichen, meistens scherzhaften, oft aber auch sarkastischen Tone aufmerksam. Von unüberlegten und verkehrten Unternehmungen, zu denen Pöllnitz fortwährend durch seinen unstäten Sinn angetrieben wurde, suchte ihn der König durch verständigen Rath zurückzuhalten. Hieraus aber ergiebt sich als sicher, daß derselbe das Mißtrauen, welches er als Kronprinz gegen Pöllnitz gefühlt haben mag, bald nach seiner Thronbesteigung wieder verloren hat und der Baron ihm wirklich in zunehmender Weise persönlich lieb und werth wurde. Wie würde er bei diesem sonst so Vieles übersehen und vergeben, seine Schwächen so lange Jahre mit Geduld ertragen haben, er, der selbst bei Generälen und anderen sehr verdienstlichen Männern kleine Versehen oft noch Jahre lang nachtrug, häufig selbst niemals vergab.

Ich bemerkte bereits, daß das eigenthümliche Verhältniß zwischen dem Könige und Pöllnitz sich am unverkennbarsten aus dem Briefwechsel Beider ergebe. Zum Beweise hiervon theile ich hier aus der beträchtlichen Anzahl der von Preuß in seinem Urkundenbuche zu seiner „Lebensgeschichte Friedrich's des Großen“, Th. II und V, abgedruckten, stets in französischer Sprache geschriebenen, häufig mit einer eigenhändigen Nachschrift versehenen Briefe des Königs hier die für das erwähnte Verhältniß am meisten charakteristischen in getreuer Uebersetzung mit:

1) „Aus Ihrem Briefe habe ich die lebhafte Darstellung Ihrer Lage ersehen, mit der Sie wenig zufrieden zu sein scheinen. Ich bin überzeugt, daß Sie nicht für reich durchgehen können, glaube aber, daß es viele Personen giebt, und selbst solche von Stande, deren Vermögen viel geringer ist als das Ihrige, und die dennoch mit ihrer Lage zufrieden sind. Es ist wahr, daß ich für zweckmäßig gehalten habe, Ihnen Ihren Gehalt in kleinen Raten (par manière de pret) auszahlen zu lassen; aber solches geschah aus guten Gründen und um zu machen, daß Sie

stets etwas Geld in Händen haben. Zahlte man Ihnen das Geld alle Monate aus, so würde solches unfehlbar mit einem Male ausgegeben werden. Hierdurch aber würden Sie, wie früher, in die Verdrießlichkeit versetzt werden, Schulden zu machen. Ich hoffe also, Sie werden der Absicht und Meinung, welche mich allein für Ihr wirkliches Wohl so hat handeln lassen, Gerechtigkeit schenken. Uebrigens u. s. w. Federic.

Potsdam, den 2. Sept. 1746."

Die eigenhändige Nachschrift des Königs zu diesem Briefe lautet: „Quand Serons nous Sages? trois jours apres jamais."

2) „Da ich aus Ihrem Briefe den schlechten Zustand Ihrer Gesundheit vernehme, wodurch Sie mir zu folgen verhindert sind, so will ich Sie zu Ihrer Genesung gern in Berlin zurücklassen. Es kommt mir übrigens vor, daß Ihr Unwohlsein Sie jedesmal befällt, wenn ich auf dem Punkte stehe, von Berlin abzureisen. Ich bitte Gott u. s. w.

Berlin, den 2. Juni 1747."

Eigenhändige Nachschrift: „Ne pouvéz vous pas dire à Votre Maladie d'avoir passiance jusqu'asque je Vais à Magdebour. F."

3) „Sie haben mir mit solcher Aufrichtigkeit und Freimüthigkeit geschrieben, daß Sie verdienen, daß ich Ihnen mit nicht geringerer Aufrichtigkeit antworte. Müssen Sie nicht zugestehen, daß, ohne Sie beleidigen zu wollen, man Sie für nicht recht klug halten kann? Wie haben Sie denken können, daß ich jemals ernstlich mit Ihnen über Ihren Religionswechsel hätte gesprochen? Paßt es sich wohl für das Alter von sechzig Jahren, sich noch mit so chimärischen, mit so viel Arbeit und Mühe verbundenen Projecten zu beschäftigen? Denn selbst in dem Falle, daß Sie wirklich aufs Neue dem Joche von Rom unterworfen wären, würde ich dann wohl in der Lage sein, Ihnen einige Komthureien zu übertragen? Könnte ich solches, bevor sich Vacaturen befänden? Alle Komthurs in Schlesien sind jünger als Sie. Würden Sie auch eine Komthurei besitzen können ohne Erlaubniß des Großmeisters (des Malteserordens) und ohne, wie die Statuten vorschreiben, als Novize, Ritter fungirt und Karawanen (Kreuzzüge gegen die Türken) mitgemacht zu haben? Welche Laufbahn für einen Graukopf! Ist das Vergnügen des Erfolges wohl der Mühe, des Strebens dafür werth, und dürfen Sie wagen, sich der Hoffnung hinzugeben, daß Sie über alle Hindernisse triumphiren würden? Geben Sie sich keiner Täuschung hin. Lächerlich zu erscheinen wäre vielleicht noch der geringste Verdruß, den Sie erfahren würden. Ich habe zu Rotemburg niemals gesagt, daß ich Ihnen eine Pension von 400 Rthlr. geben wolle. Ohne Zweifel haben Sie mißverstanden. Keine solche für Katholiken ist in Schlesien vacant. Haben Sie aber die Komthurei Reichenbach im Sinne, so müssen Sie nicht länger daran denken, da ich über sie zu Gunsten des Grafen Falkenhayn verfügt habe. Seien Sie doch verständig. Ich überlasse Sie Ihrem eigenen Nachdenken. Was den Punkt der Religion betrifft, so sind Sie vollkommen Herr Ihres Handelns; aber ich will Sie nur davon überzeugen, daß ich niemals als im Scherze hierüber gesprochen und niemals geglaubt habe, Sie würden die Sache ernstlich aufnehmen und zu Ihrem Roman einen so eigenthümlichen Abschnitt hinzufügen wollen. Uebrigens u. s. w.

Potsdam, den 28. Februar 1748."

4) „Ich habe Ihren Brief vom 10. des letzten Monats wohl empfangen und nehme an Ihrer Lage aufrichtigen Antheil, überzeugt, daß umgekehrt auch Sie Antheil an der meinigen nehmen werden. Viehsterben, Ueberschwemmungen, Windbrüche in den Wäldern und alle diese Unglücksfälle im Vereine verstatten mir nicht, für meine Herren Kammerherren das zu thun, was ich möchte. Fügen Sie sich daher in die Umstände und rechnen Sie übrigens auf das ganze Wohlwollen, welches bei mir, wie Sie wissen, für Sie besteht. Uebrigens u. s. w.

Potsdam, den 2. August 1751."

5) „Ich habe Ihren Brief vom 3. dieses erhalten. Sie wünschen, daß ich, dessen Abneigung für alles Detail der Haushaltung und dessen Widerwillen gegen jede Einmischung in die Angelegenheiten Anderer Ihnen bekannt sind, mich in

Ihre häuslichen Angelegenheiten menge. Bestehen Sie nicht darauf, daß ich Kenntniß von Ihren Schulden nehme noch eine Commission zur Prüfung derselben ernenne. Der Antheil, den ich an Allem nehme, was Sie berührt, zwingt mich, Ihnen solches zu verweigern. Bedenken Sie, daß ein solcher Eclat nachtheilig für Sie sein könnte, und bringen Sie Ihre Angelegenheiten in freundlicher Weise zu Ende. Machen Sie, daß das Publikum hiervon so wenig wie möglich erfährt, und bedienen Sie sich bei dieser Gelegenheit Ihres Verstandes. Sie vertrauen viel zu wenig Ihren eigenen Kräften und fassen die Sachen allzu tragisch auf. Ich urtheile besser von Ihrem Genie und bin überzeugt, daß Sie als Sieger aus allen Ihren Schwierigkeiten hervorgehen werden. Ich wünschte, Sie zu überzeugen, daß mich solches wahrhaft erfreuen wird. Uebrigens u. s. w.

Potsdam, den 5. August 1751."

6) „Es ist unmöglich, Ihre in Ihrem Briefe vom 25. dieses Monats ausgesprochene Bitte zu erfüllen. Die Kasse, aus der Sie Ihre Pension beziehen, enthält keine Gelder, um Vorschüsse zu verleihen. Uebrigens u. s. w.

Berlin, den 27. Mai 1754."

7) „Wenn, wie Sie in Ihrem Briefe vom 19. dieses Monats schreiben, Herr Trechapel zu mir kommen will, so muß er sich direct hierher nach Potsdam begeben.

„Ich bin sehr zufrieden darüber, daß Sie während meiner Abwesenheit zur Kräftigung Ihrer Gesundheit den Selzer Brunnen trinken. Ich würde aber nicht gern sehen, wenn Sie hierfür sich weit von hier entfernten bis nach Gusow zum Grafen v. Podewils, und es wäre mir lieber, wenn solches bei dem Grafen v. Kamecke zu Bretzel oder an irgend einem anderen Orte auf dem Lande bei einer Ihrer Bekanntschaften geschähe. Hiernach werden Sie sich einzurichten haben. Uebrigens u. s. w.

Potsdam, den 21. Mai 1755."

8) „Ich habe Ihre beiden Briefe vom 19. August und 17. dieses Monats empfangen und mit Vergnügen von Ihren darin gegen mich ausgesprochenen Gefühlen Kenntniß genommen.

„Auch ertheile ich auf Ihr Ansuchen Ihnen die Erlaubniß, einige Monate bei Ihrem Bruder in Celle zuzubringen. Uebrigens u. s. w.

Schönfeld, den 21. September 1758."

9) „Auf die allerergebenste Vorstellung, die Sie beliebt haben mir am 14. dieses Monats zu machen, habe ich meinem Privatrentmeister Leining befohlen, Ihnen etwas Geld zu Ihrer Unterstützung zu senden.

Breslau, den 19. März 1759."

10) „In Antwort auf Ihren Brief vom 16. dieses Monats will ich Ihnen mittheilen, daß weder die Jahreszeit noch die Beschaffenheit der Wege von der Art sind, daß Sie ohne großen Nachtheil für Ihre Gesundheit herkommen könnten. Auch würde das Vergnügen, welches Sie hier finden könnten, nur ein sehr mäßiges sein. Um Ihnen dasselbe mit größerer Bequemlichkeit zu Magdeburg zu verschaffen, habe ich mir vorgenommen, Ihnen mit etwas Geld zu Hülfe zu kommen, welches Ihnen daselbst ausgezahlt werden wird.

Leipzig, den 18. December 1760.

An den Kammerherrn Baron v. Pöllnitz."

11) „Ihr so schmeichelhafter als lobpreisender Brief, Herr Baron, zieht mir den letzten Thaler aus der Tasche; es ist der letzte der Wittwe. Es ist nicht allzu viel, wird aber doch ausreichen, um, es sei gut, es sei schlecht, Ihren Kochtopf auf dem Feuer zu erhalten. Die Zeiten sind für alle die, denen ich schuldig bin, schlecht. Ich verspreche Ihnen aber die Beute aus der ersten Jesuitenkirche, die wir plündern werden. Wenn ich Sie je einmal noch mit voller Börse sehe, so werden Sie mir zwanzig Jahre jünger vorkommen. Zähle ich die Menge meiner Feinde an den Fingern ab, so glaube ich, daß es nur ihrer vier bedarf, um unsere Angelegenheiten zu Ende zu bringen. Der Himmel aber, dessen Klugheit sich weiter erstreckt als die der Menschen, wird meine Sache führen, wie es ihm gefällt. Was mich, das blinde und unwürdige Werkzeug der Vorsehung, betrifft, so werde ich nach dem Maße der Gnade und Erleuchtung, welche mir der heilige Geist verleihen

wird, dabei mitwirken. Sie wissen, daß er es ist, von dem uns jedes Glück kommt. Sie empfehle ich der heiligen Hedwig an, sich für Sie zu verwenden, indem ich Gott bitte, mein Herr Baron, daß er Sie u. s. w.

Bettlern, den 3. Juni 1762.

An den Baron v. Pöllnitz."

12) „Ich habe mich wirklich für einen großen und mächtigen Herrn gehalten, seitdem Sie, mein Herr Baron, mich mit Ihrem Briefe beehrt haben. Ich sehe mich als Monarch von Bedeutung behandelt, und Sie verlangen Gnadenbeweise von mir, als ob ich noch welche zu verleihen hätte. Augenscheinlich haben Sie ganz vergessen, daß es schon in das siebente Jahr geht, daß die Mächte von Europa sich darin gefallen, mit mir wie mit einem Könige ohne Reich zu spielen. Ich schwöre Ihnen zu, daß ich nicht mehr weiß, ob ich ein Land habe oder keines, und ob es der Gefräßigkeit meiner Feinde gefallen wird, mir dasselbe zu lassen. Was ich Ihnen aber versichern kann, ist, daß wir binnen Kurzem uns wie die rechten (beaux) Teufel schlagen werden, um zu erfahren, wer das arme und elende, durch den Krieg fast ganz verwüstete Stück Erde behalten soll. Wenn ich ein Reich besitzen werde und Sie solches vernehmen, mein Herr Baron, so sollen Sie alle Freiheit haben, sich mit dem Gesuche um Unterstützung Ihres Alters an mich zu wenden. Gegenwärtig aber fordere ich Sie, und wenn es in der Prellerei (metier d'excroquer) noch Geschicktere giebt, auch diese, Sie Alle aber zugleich, heraus, sich an mir und an dem, was wirklich von mir abhängt, zu bereichern. Eine Jesuitenkirche wäre so übel nicht. Sie kennen nicht die ganze Bedeutsamkeit einer solchen. In Prag befindet sich das Grabmal des heiligen Nepomuck, welches sehr geeignet ist, um Ihr frommes Gefühl, ich sage nicht für das Silber, woraus dasselbe gemacht ist, sondern für die in ihm enthaltenen Reliquien, in Versuchung zu bringen. Es befindet sich daselbst außerdem auch noch ein kleines artiges Kind, ganz aus massivem Golde, welches die Kaiserin-Königin der heiligen Jungfrau geschenkt und gewidmet hat. Da nun, wie Sie wissen, sich für Jungfrauen Kinder nicht schicken (comme Vous savez, que les enfans ne sont pas des meubles de pucelle), so würde die heilige Mutter unseres Herrn sich vielleicht überreden lassen, Sie in Ihrer Demuth mit dem goldenen Kinde zu begünstigen. Erwägen Sie, Baron, ob ein Kind von purem Golde nicht verdient, daß Sie ernstlich darüber nachdenken. Welche kostbaren Kleider, welche Meubles, welche Gastmähler würde dasselbe Ihnen verschaffen; wie viele Schulden würde es bezahlen und wie vielen Gläubigern den Mund stopfen. Das schöne goldene Kind würde Sie verjüngen, Baron. Es ist mir schon, als ob ich Sie, in seinem Besitze, das Gesicht ohne Falten, den Rücken gerade wie ein Spargel und die Einbildungskraft sprudelnd wie Champagnerwein, lustig einherschreiten sehe. Dieses ist, was ich Ihnen wünsche, da ich nichts mehr als bloß zu wünschen vermag. Uebrigens bitte ich Gott den Herrn, daß er Sie, Herr Baron u. s. w. Federic.

Bettlern, den 20. Juni 1762."

Diesem merkwürdigen Briefe fügte der große König noch eigenhändig die Nachschrift hinzu: „Vous trouverai ma lettre bien fole et moy ausi. An den Baron v. Pöllnitz."

13) „Herr Baron v. Pöllnitz! Mit Bezug auf Ihre Vorstellungen in Ihrem Briefe vom 20. dieses Monats hinsichtlich einiger außergewöhnlicher Ausgaben, zu welchen Ihr Geschäft bei dem türkischen Gesandten Sie veranlaßt, theile ich Ihnen mit, daß ich Ihnen für die Livree eines jeden Ihrer drei Lakeien 60 Thlr. werde auszahlen lassen. Was Ihren eigenen Anzug betrifft, so werde ich ihn bei Troguet bestellen, gefuttert mit Sammet und verbrämt mit Gold, so daß Sie nur die Farbe zu bestimmen haben. Ich verbleibe u. s. w.

Potsdam, den 21. October 1763."

14) „Ich danke Ihnen, Herr Baron v. Pöllnitz, für die mir geschickte Melone und Ihr mir bewiesenes Interesse für meine Gesundheit. Wir alten Leute taugen den Teufel nichts mehr! Leiden Sie am Fieber, so plagt mich die Gicht, was auch nicht viel besser ist. Ich hoffe, daß das Fieber Sie bald wieder verläßt und Sie

recht schnell hergestellt sein mögen. Dieses wünsche ich Ihnen von ganzem Herzen.

Potsdam, den 2. Juni 1764."

15) „Mein Herr Baron! Der (mit Nüssen fett gemachte) Truthahn, den Ihre Durchlaucht (Sérénité) die Güte gehabt hat, mir zu senden, stand heute Mittag auf meiner Tafel. Man hielt ihn für einen Strauß, so groß und prächtig erschien derselbe. Von Geschmack wurde er bewundernswürdig gefunden, und alle Tischgenossen stimmten mit mir darin überein, daß Sie ganz dafür gemacht seien, Alles, was Sie unternähmen, auch vortrefflich auszuführen. Es würde mich schmerzen, Herr Baron, hinter Ihnen zurückzubleiben und nicht für Ihre Küche zu sorgen, so wie Sie die Güte gehabt haben, für die meinige zu sorgen. Aber da ich unter dem Geflügel kein Thier habe finden können, groß und würdig genug, Ihnen angeboten zu werden, so sehe ich mich auf die Vierfüßer beschränkt. Ich gestehe, daß, wenn ich einen weißen Elephanten des Schah (Chac) von Persien hätte auftreiben können, ich mir ein Vergnügen daraus würde gemacht haben, Ihnen denselben zuzusenden. Aus Mangel hieran habe ich meine Zuflucht zu einem gut gemästeten Ochsen genommen. Ich sagte zu mir selbst: ‚Ein Ochse ist ein nützliches, arbeitsames und schwer wiegendes Thier.‘ Es ist mein Sinnbild, da das Alter, indem es mich untergräbt, mich alle Tage schwerer macht. Ich möchte gern arbeitsam und nützlich sein, und um Ihnen es in irgend einer Weise zu sein, ersuche ich Sie, Herr Baron, das kleine Meubelstück aus meinem Viehhofe gefälligst annehmen zu wollen, welches ich die Freiheit nehme, Ihnen zuzusenden. Da ich mich auf meine eigene Geschicklichkeit nicht verlassen konnte, so habe ich es bei dem erfahrensten aller Fettmäster auswählen lassen. Uebrigens u. s. w.

Potsdam, den 6. Februar 1765."

Auf diesen so äußerst freundlichen und gemüthlichen Brief des Königs erwiderte v. Pöllnitz am nächsten Tage:

„Sire!

„Ich bitte unterthänigst Ihre Majestät, meine allerunterthänigste Danksagung für den Ochsen annehmen zu wollen, den Allerhöchstdieselben geruht haben mir zu senden. Wenn ich ihn auch nicht wie den Gott Apis angebetet habe, so habe ich denselben doch zum wenigsten mit der ganzen Verehrung in Empfang genommen, die sein ehrwürdiges Aeußere verdiente. Ein ganzer Haufen Volkes bewunderte ihn vor der Thür meines Hauses, sich der Hoffnung hingebend, daß ich ihn zu seiner Bewirthung bestimmt habe. Mit Neid sah man ihn in meine Ställe bringen, die er nicht wieder verlassen wird als an dem Tage, wo er unter dem diese Ceremonie begleitenden aufrichtigen Ausrufe: ‚Es lebe der König!‘ dem größten aller Monarchen geopfert werden soll. Ihre Majestät geruhe, mir zu verstatten, mit jenem Ausrufe diesen Brief zu schließen und mit ihm, so lange ich lebe, die tiefe Ehrfurcht zu verbinden, mit welcher ich bin, Sire! von Eurer Majestät der sehr demüthige, sehr gehorsame und sehr unterthänige Diener Pöllnitz.

Berlin, den 17. Februar 1765."

16) „Aus Ihrem Briefe vom 4. dieses Monats habe ich Ihre Klagen gegen ein Libell vernommen, unter welches man Ihren Namen gesetzt hat. Ich wünsche Ihnen Glück dazu, daß Sie hierin das Los von mehreren Königen und den allergrößten Herren dieser Erde theilen, die sich nicht außerhalb des Bereiches der Satire befinden. Ich rathe Ihnen an, die Seelengröße nachzuahmen, mit welcher diese Fürsten sich solches gefallen lassen und, ohne daraus ein Verbrechen der beleidigten Majestät zu machen, mit vollkommener Verachtung darauf antworten. Uebrigens wird die Polizei nicht verfehlen, die in solchen Fällen üblichen Nachforschungen anzustellen. Ich verbleibe u. s. w.

Potsdam, den 5. Januar 1766."

17) „Da es mir angenehm sein würde, Sie hier bei mir zu sehen, so würden Sie mir ein Vergnügen machen, wenn Sie morgen herkommen wollten.

Potsdam, den 17. August 1768."

Die eigenhändige Nachschrift lautet: „Voulez Vous me faire l'honneur de venir?"

18) Am Schlusse eines aus Potsdam den 15. Juni 1770 datirten Briefes an v. Pöllnitz über Theaterangelegenheiten

ladet ihn der König zu sich ein mit den Worten, daß, wenn die Gesundheit des Barons es verstatte, es ihn sehr erfreuen würde, wenn dieser ihn besuchen und eine Zeit lang bei ihm zubringen wolle.

19) „Sehr dankbar für Ihre mir in Ihrem heutigen Briefe ausgesprochenen Wünsche und deren Aufrichtigkeit nicht bezweifelnd, bitte ich Sie, überzeugt sein zu wollen, daß ich nicht unterlassen würde, Ihnen meinen gerechten Dank dafür zu bezeugen, zwänge meine Abreise nach Preußen mich nicht, mich für den Augenblick auf die Versicherung meines Wohlwollens gegen Sie zu beschränken, welches ich mir übrigens vorbehalte, Ihnen bei vorkommenden Gelegenheiten thatsächlich zu bestätigen. Ich bitte Gott u. s. w.

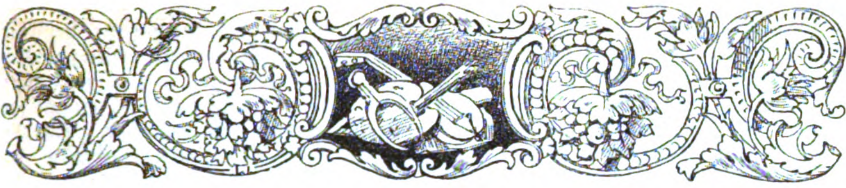
Potsdam, den 31. Mai 1773."

Eigenhändige Nachschrift: „a mon Retour je pourai Manifestér ma reconnoissance au Vieu Baron."

20) In einer Einladung an Pöllnitz vom 1. Juli 1773 sagt der König, daß dieser Besuch ihm „un veritable plaisir" machen würde. Als Pöllnitz während dieses Besuches in Sanssouci erkrankt und am 1. August des genannten Jahres um Erlaubniß bittet, nach Berlin zurückkehren zu dürfen, spricht der König ihm hierüber sein aufrichtiges Bedauern aus, widersetzt sich aber nicht seinem Begehren, „da Pöllnitz jedenfalls in Berlin besser als bei ihm verpflegt werden würde."

Aus den hier mitgetheilten, den langen Zeitraum von mehr als dreißig Jahren umfassenden Briefen Friedrich's II. an v. Pöllnitz geht das diesem von dem großen Könige fortwährend bewiesene Wohlwollen und das vertrauliche, man darf wohl sagen freundschaftliche, obgleich sehr eigenthümliche Verhältniß zwischen Beiden unzweideutig hervor. Wenn dessen ungeachtet der König, als Pöllnitz am 23. Juni 1775 gestorben war, in seinem Briefe vom 13. August desselben Jahres — Oeuvr. posth. de Fred. II Roi de Pr. Amsterd. 1789. 19 Vol. Vol. 9, p. 285 — an Voltaire den Tod des Barons mit den Worten mittheilt: „Poellnitz est mort, comme il a vécu, en friponnant encore la veille de sa mort", so kann man nur glauben, daß er, der gewohnt war, in seinen vertraulichen Briefen seiner sarkastischen Laune stets freien Lauf zu lassen, noch zu guter Letzt ein Bonmot auf den Verstorbenen hat machen wollen. Jedenfalls wurde das Wort „friponner" hier von dem Könige nicht in seiner schlimmsten Bedeutung gebraucht. Denn nimmer hätte Friedrich II., trotz seiner großen, mit den Jahren stets zunehmenden Menschenverachtung, Pöllnitz bis zu dessen Tode in Amt und Würden lassen, noch freundlich und vertraulich mit ihm umgehen können, hätte er ihn wirklich für einen „Schelm", „Spitzbuben" oder dergleichen gehalten.





Literarische Mittheilungen.

Biographische Literatur.



Justus Erich Bollmann. Ein Lebensbild aus zwei Welttheilen. Herausgegeben von Friedrich Kapp. Berlin, Julius Springer 1880.

„Justus Erich Bollmann ist der deutschen Lesewelt hauptsächlich durch Varnhagen von Ense's vortreffliche Charakteristik und eine sich anschließende Veröffentlichung von sechzehn interessanten Briefen bekannt geworden," — also beginnt Friedrich Kapp die Vorrede zu der Biographie seines Helden. Ich meine, er hätte ebenso gut oder vielmehr richtiger gesagt: J. E. Bollmann ist trotz der vortrefflichen Charakteristik u. s. w. sehr unbekannt, äußerst unbekannt geblieben. Ich glaube, daß von tausend Lesern, die Kapp's Buch zur Hand nehmen oder diese Anzeige überfliegen, höchstens einer ist, welcher den Namen nicht zum ersten Male läse oder auf die Frage: wer war J. E. Bollmann? Rede und Antwort zu geben im Stande wäre. Und diesem überaus unbekannten Manne wird von einem gediegenen Forscher, der ersten Autorität auf dem Gebiete der deutsch-amerikanischen Specialgeschichte, ein Buch von 439 Seiten in groß Octav gewidmet! Das ist sicher merkwürdig. Aber noch viel merkwürdiger ist, daß, wenn man nun das dicke Buch — mit einem Eifer fast, als läse man den spannendsten Roman — durchgelesen, der Schleier von dem Bilde keineswegs gesunken, ja in gewisser Beziehung nur noch dichter geworden ist; und man nun sich selbst, die Stirn nachdenklich reibend, fragt: Ja, wer war eigentlich J. E. Bollmann?

Eigentlich! nicht in seinen äußeren Verhältnissen, Umständen, Beziehungen. Ueber die klärt uns das Buch natürlich auf, trotzdem es große Lücken hat. Das Letztere ohne Schuld des Herausgebers. Er hat keine Mühe gescheut, die Sammlung seiner Acten zu einer vollständigen zu machen; aber in den fast sechzig Jahren, die seit Bollmann's Tode verflossen sind, geht gar manches wichtigste Document unwiederbringlich verloren; wieder Anderes ist nicht verloren, aber dafür in den Händen der Töchter, mit deren eifersüchtiger Bornirtheit Fr. Kapp einen langen Kampf um die Freigabe der Briefe und Tagebücher ihres Vaters vergeblich gekämpft hat. — Wir erfahren also, daß unser Held am 10. März 1769 in Hoya an der Weser geboren wurde, und aus seiner Todesanzeige im Hamburger Correspondenten, daß er am 10. December 1822 zu Kingston in Jamaica starb. Wir verlassen mit dem jungen Doctor Medicinä seine Heimath, um kaum einmal flüchtig dahin zurückzukehren; dafür begleiten wir ihn nach Karlsruhe, Mainz, Straßburg in die Kreise der Huber, Forster, Lili Türckheim's (Goethe's Lili); lassen uns mit ihm in die Wirbel der großen französischen Revolution ziehen, erleben mit ihm den 10. August und noch eine ganze lange Reihe merkwürdigster Daten; retten mit ihm den Exminister Narbonne; verkehren mit ihm in London in dem Kreise der französischen Refügiés, in den Salons der Staël, Talleyrand's; machen mit ihm die geheimnißvolle Reise nach Olmütz, den gefangenen Lafayette zu befreien, was denn freilich — zumeist durch des Gefangenen eigene Schuld — nicht gelingt; dann geht's über England nach Amerika, wo wir von Washington huldvoll empfangen werden; dann — aber diese Anzeige würde zu einer Collection der Inhaltsangaben sämmtlicher vierundzwanzig Bücher der Odyssee, wenn wir den Helden, den ewig umhergetriebenen, auf den verzwickten Kreuz- und Querzügen und durch alle „Ups" und „Downs" seines abenteuerlichen Lebenslaufes bis zu seinem heißen Grabe verfolgen wollten. — Das Alles, wie gesagt, mag der Leser aus dem Buch erfahren, zu dessen Lectüre wir nur anregen wollen, überzeugt, daß es Niemand unbefriedigt aus

der Hand legen wird, der Historiker von Fach oder Liebhaber der Historie so wenig wie der, den es lockt, sich in die Intimitäten des häuslichen und geselligen Lebens, Denkens und Fühlens, der mündlichen und brieflichen Ausdrucksweise des uns vorangegangenen Geschlechtes zu versenken; am allerwenigsten aber der Psycholog, der für die Alltagsseelen, wie sie jeder Tag zu Tausenden an ihm vorüberführt, kaum einen Blick hat, dessen Interesse aber aufflammt, sobald ihm eine räthselhafte Natur entgegentritt, um so höher aufflammt, je schwieriger die Aufgabe, den krausen Schlüssel zu dem Räthsel zu finden.

Und wahrlich! der zu dem Räthsel, welches J. E. Bollmann heißt, ist überkraus. Oder berührt es uns nicht fast wie das bekannte Kunststück der Witzblätter, das Lachen der Leser dadurch hervorzurufen, daß sie die diametral entgegengesetzten Aeußerungen der verschiedenen Journale über ein und dieselbe Persönlichkeit unmittelbar neben einander stellen; — ich sage, berührt es uns nicht fast komisch, wenn wir in der kurzen Charakteristik, welche der Herausgeber zum Schluß des Buches von seinem Helden giebt, folgende Aussprüche innerhalb weniger Zeilen lesen: „Er war ein Abenteurer" . . . „er war ein Mann der gewissenhaftesten Arbeit" . . . „er wollte in seinem ganzen Leben nie in Reih' und Glied marschiren" . . . „er war durchaus kein unklarer oder grundsatzloser Phantast" . . . „fast sein ganzes Leben war eine Jagd nach dem Glück" . . . „er war ein Mann des eisernsten Fleißes, des gründlichsten Studiums"? — Sind das nicht herrliche Exempel jenes „vollkommenen Widerspruchs", der nach der Aussage Mephisto's „gleich geheimnißvoll bleibt für Weise wie für Thoren"?

So scheint es, aber scheint auch nur. Jeder, der das Buch mit Aufmerksamkeit gelesen, wird dem Herausgeber beipflichten und bestätigen: Ja, es ist Alles genau so, wie du sagst, und ist kein Buchstab davon wegzunehmen; im Gegentheil: wäre man weniger bescheiden wie du, könnte man, ohne die Wahrheit zu verletzen, die Linien noch viel schärfer ziehen, die Farben noch viel kecker auftragen und behaupten: dieser J. E. Bollmann hat so viel Gestalten, daß der sagenhafte Proteus ein armseliger Stümper im Vergleich mit ihm ist; er denkt und spricht wie ein vollkommener Weiser und führt sein Leben wie ein completer Narr; der Flug seines Genius trägt ihn mühelos zu Höhen, von denen aus betrachtet das Leben der Nationen, der Menschheit wie eine Landkarte ausgebreitet liegt, und im nächsten Augenblick taumelt der Titan von der Höhe herab und begräbt seine Nase „in jedem Quark". Und der uns eben noch an den Faust mahnte, „den Flüchtling, den Unbehausten, den Unmensch ohne Zweck und Ruh, der wie ein Wassersturz von Fels zu Felsen brauste, begierig wüthend nach dem Abgrund zu", er hat, unter einem anderen Gesichtswinkel betrachtet, die frappanteste Aehnlichkeit mit dem Mr. Micawber, humoristischsten Dickens'schen Angedenkens, dem guten Allerweltsschuldner, der stets im Kampfe liegt mit Mächten, „über die er keine Controle hat", und der immer hofft, daß „irgend etwas geschehen werde", ihm aus dem Sumpf halbverschuldeter Misère herauszuhelfen.

Dies sonderbare Thema ließe sich noch viel reicher und bunter variiren, und für jede Variation würde sich der Beweis der Richtigkeit aus dem Buche führen lassen im Gegensatz zu so manchen Romanen, deren Helden, wenn wir der Versicherung der Verfasser glauben dürften, der Inbegriff höchst bedeutender und sonst im Leben selten vereinigter Qualitäten sind, nur daß leider, was wir von den Thathandlungen der Wundermänner erfahren, jene Lobeserhebungen nicht zu bewahrheiten scheint oder mit denselben sogar in offenbarem Widerspruche steht. Und so mag denn hier von Allem, was man über den merkwürdigen Mann sagen könnte, des Herausgebers Wort seine Stelle finden, mit dem er von seinem Helden Abschied nimmt und das er, der wahrhaftigste der Menschen, in Sachen J. E. Bollmanns sicher nicht sein letztes hätte sein lassen, wenn es ihm nicht als echter contrapunktlicher Schlußaccord der seltsamen Fuge aus dem Herzen gequollen wäre: „Ehre dem Andenken des tapferen und unbeugsamen Mannes! Wer wagt zu entscheiden, was in seinem Leben eigene Schuld, was äußeres Verhängniß war?"

Ja wahrlich, Ehre dem Manne! — Und Dank und Ehre ihm, der sich der Biograph, mehr noch: der sich der Entdecker des Mannes nennen dürfte und der sich nur immer bescheiden „der Herausgeber" nennt! Mögen ihn sein Spürsinn, sein Entdeckungseifer fürder so glücklich geleiten! möge er uns zu dem reichen Schatz der Völker- und Menschenkunde, den er uns bereits aufgethan, immer neue Kammern erschließen! Er hat die rechten Schlüssel dazu.

Briefe der Freiin Annette von Droste-Hülshoff. Zweite vermehrte Auflage. Münster, Adolf Russel's Verlag, 1880.

Im frommen Märchenglauben der Kinder gehen die Könige mit Krone und Scepter zu Bett, und für banale Kammerdienerseelen existiren keine Helden. Wo liegt die Wahrheit? Wo sie zu liegen pflegt: in der Mitte. Das heißt: auch der bedeutendste Mensch bleibt der gemeinen Nothdurft des Lebens unterthan, und der ist ein Narr, welcher von ihm verlangt, er dürfe den Mund nicht öffnen außer zu Orakelsprüchen. Trotz alledem kann und muß man behaupten: wer von Gottes Gnaden die Krone wahrhaftiger Genialität trägt, verleugnet seine

königliche Abstammung in keinem Augenblicke seines Lebens. Auf all' seinem Thun und Reden, auch dem scheinbar gleichgültigsten, liegt noch immer ein vielleicht matter, aber dem feinfühligen Auge deutlich wahrnehmbarer Abglanz jener Mittnachtsonne, die nicht untergeht.

Ein ausgesucht instructives Beispiel für diesen Satz sind Annette's Briefe. An einen intimsten Freund geschrieben, ohne die leiseste Ahnung, daß je ein anderes Auge auf die oft in flüchtigster Eile hingeworfenen Zeilen fallen werde, sind sie voll von jenen Kleinigkeiten, die mit dem Tage, mit der Stunde schon ihre Bedeutung verlieren, weil schon der nächste Tag, die nächste Stunde ihre flüchtige Spur verwischt. Und wenn das schon für die Briefschreiberin und den Adressaten seine triviale Gültigkeit hatte, was in aller Welt geht es uns heute noch an, ob die Botenfrau zwischen Hülshoff und Münster sich ihrer Pflicht schnell oder langsam entledigte, oder ein beliebiges Buch, das ihr der Freund gesandt, Annetten Freude bereitet oder nicht! Gewiß gar nichts. Und vielleicht doch. Eine Mücke ist und bleibt freilich eine Mücke; aber sind das kleine Geschöpfchen, das da in der Abendluft spielt und morgen nicht mehr sein wird, und jenes hier, welches in dem durchsichtigen Kerker des Bernsteins seit Jahrtausenden eingesponnen liegt, für uns gleichwerthig?

Ich wüßte mit keinem passenderen Bilde den Unterschied zu bezeichnen, der die Unbedeutenheiten in Annette's Briefen von denen in gewöhnlichen Briefen unterscheidet, welche den Kleinverkehr zwischen befreundeten Menschenherzen vermitteln. „Und mein weiblicher Mercur wird Flügel an die Holzschuhe schnallen" ... „Eines der Bücher macht mich halb närrisch vor Vergnügen. Was für ein liebes, liebes Thierchen von einem Buche, aber welches sage ich nicht." Mücken im Bernstein! in dem Bernstein einer flüssigen, goldklaren Laune, die unter der Einwirkung einer stets regen, machtvollen Phantasie sich sofort zu einem festen prägnanten Bilde gestaltet, welches uns nicht wieder aus seinen Banden läßt!

Nicht als ob es sich in diesen Briefen nur um Kleinigkeiten handelte! Zwischen dem Sternschnuppengestöber leuchten große herrliche Gedanken wie Sonnen auf; aus der Enge des Hauses, der Krankenstube öffnen sich Fernsichten weit ins menschliche Leben hinein; — landschaftliche Schilderungen, die im „Werther" vorkommen dürften; Genrebildchen, die, wenn sie anstatt auf dem Papier auf der Leinwand stünden, mit dem Besten, was der Pinsel eines Meissonnier oder Knaus hervorgebracht, getrost den Wettkampf aufnehmen könnten.

Wer Annette aus ihren Gedichten kennt, wird das freilich Alles selbstverständlich finden. Aber selbstverständlich oder nicht — an diesen Briefen muß Jeder seine Freude haben, wenn man unter Jedem Jeden versteht, der da weiß, welch ein selten köstlicher Schatz „ein liebes Thierchen von einem Buche ist".

Friedrich Spielhagen.

Lübke's Geschichte der italienischen Malerei.

Wir haben auf dem Gebiete, welches das vorliegende Werk umfaßt: **Geschichte der italienischen Malerei vom vierten bis ins sechzehnte Jahrhundert**, von Wilhelm Lübke (Stuttgart, Ebner & Seubert), einige classische untersuchende Arbeiten. Rumohr's italienische Forschungen bleiben vielfach in der Auffassung mustergültig, wie sie classisch in der Form sind; Jakob Burckhardt's „Cicerone" thut wahrhaft tiefsinnige Blicke in das Centrum der einzelnen Schulen und Individualitäten. Crowe und Cavalcaselle in ihrem umfassenden Werke, das wir in diesen Blättern seiner Zeit ausführlich besprachen, haben das grundlegende Buch, das Hauptwerk für die Geschichte der italienischen Malerei hervorgebracht. Die Absicht des vorliegenden Buches von Lübke ist vorzugsweise auf einen größeren Leserkreis der Gebildeten gerichtet, er wendet sich „an die Gemeinde der kunstsinnigen Laien, die sichtlich von Tag zu Tag wächst".

Das Werk umfaßt zwei starke Bände in großem Octav. Die beiden ersten Halbbände, nunmehr vereint, behandeln das Mittelalter und die Frührenaissance des 15. Jahrhunderts. Der ganze zweite Band hat die Meister der Hochrenaissance, Lionardo, Michelangelo, Rafael, Correggio, Tizian und die Zeitgenossen zum Gegenstande. Die Holzschnitt-Illustrationen sind unter Leitung und Aufsicht Lübke's selbst angefertigt und theils als besondere Blätter dem Text angefügt, theils in denselben eingestreut: dieselben dürfen durchweg als ganz vortrefflich bezeichnet werden.

Ein solches Werk, von der bewährtesten Hand dem größeren Publikum dargeboten, entspricht in der That einem Bedürfniß. Die drei eminenten Werke über italienische Kunst, die oben erwähnt wurden, verbinden die Anforderungen, die der Kunstforscher macht, nicht mit denen, welche die Gebildeten an eine solche Darstellung stellen. Burckhardt's „Cicerone", der sich diesem Bedürfniß am meisten, auch durch seine knappe Form, nähert, dient in seiner Form eines Reisebuches einem bestimmten Bedürfniß. Unter diesen Umständen war für den großen Kreis

der Gebildeten eine Darstellung anderer Art erforderlich, und in Lübke finden sich solide Forschung, ein edler Kunstgeschmack und eine flüssige, fesselnde Form der Darstellung so glücklich verbunden, daß er für die Lösung dieser Aufgabe in eminentem Grade befähigt erscheinen muß.



Thronende Madonna mit Heiligen. Nach Montagna.

Der Stoff gliedert sich einfach und ohne Schwierigkeit, wenn, wie in dem vorliegenden Werke geschieht, die Epoche des Verfalls und der Wechsel der Schicksale, den seit dieser Zeit die italienische Malerei erfahren hat, ausgeschlossen wird. Die Generation,

welche den großen Meistern folgte, gelangt noch zur Darstellung, doch bricht hiermit die zusammenhängende geschichtliche Erzählung ab. Lübke war offenbar zu dieser Abgrenzung seines Stoffes durch einen praktischen Zweck bestimmt; er wollte das großartige Gemälde des allmäligen Aufsteigens und Heranwachsens der italienischen Malerei bis zu ihrer höchsten Bild der aufsteigenden Entwickelung der Renaissance in den einzelnen Landschaften und Schulen. Freilich, hätte der Verfasser den so anmuthenden Weg eingeschlagen, die Entfaltung der Schulen innerhalb der ganzen, d. h. einheitlichen Epoche der Renaissance, jede für sich zu verfolgen, so würde ihn dies der Möglichkeit beraubt haben, die Wechselwirkungen zwischen



Kopf der Rorane. Nach Sodoma.

Blüthe, das, wie er sich ausdrückt, des eingehenden Studiums jedes Gebildeten werth ist, nicht durch die Betrachtung ihres Hinwelkens und Absterbens abgeschwächt sehen; er endet da, wo der Antheil des lebendigen, durch die Anschauung der Kunstwerke rein erhaltenen Kunstsinnes endigt. Innerhalb der großen, oben umschriebenen historischen Abtheilungen werden die Schulen von einander gesondert. Wer sich selbst an diesem Stoff irgendwie versucht hat, weiß, wie viel eine jede Art von Gliederung desselben zu wünschen übrig läßt Auch die vorliegende hat ihren Nachtheil: die Sonderung von Frührenaissance und Hochrenaissance zerstückelt das den Landschaften und Schulen, die er nunmehr mit so eindringendem Blick an einigen Stellen darlegt, verständlich zu machen.

Auch Lübke findet den Höhepunkt der mittelalterlichen Malerei Italiens in den Wandgemälden des Camposanto in Pisa. Hier in der feierlichen Stille dieser Hallen stellen sich in dem jüngsten Gericht, insbesondere aber in dem Triumph des Todes die Ideen des mittelalterlichen Katholicismus mit derselben noch heute ergreifenden Macht malerisch dar, welche sie in der Dichtung Dante's auch noch für das moderne, den Stimmungen jener Tage so ferne Geschlecht besitzen. Die Streitfrage über den

Schöpfer dieser beiden, ihrem Geiste nach unzertrennlichen Gemälde ist seit den Untersuchungen von Crowe und Cavalcaselle lebhaft erörtert worden. Wenn diese beiden Forscher sie den Brüdern Lorenzetti zuzuschreiben geneigt sind, so scheint auch Lübke dieser Vermuthung nicht abgeneigt zu sein.

Die Frührenaissance umfaßt die Zeit von jenen Jahren ab, in welchen der literarische Humanismus seinen ersten Ausdruck in der bildenden Kunst gewann, bis zu der Höhe, auf welcher die vollendeten Werke der italienischen Malerei hervortreten. Lübke bezeichnet das Jahr 1420 als den Anfangspunkt seiner Darstellung dieser Epoche: es ist das Jahr, in welchem Brunellesco mit seinem Kuppelbau den Sieg der neuen Bauweise in der Concurrenz der Baumeister aller Länder errang. Immer werden die Meister dieser 80 Jahre (1420 bis 1500) einzige Vorzüge zeigen, welche selbst gegenüber den großen Schöpfungen des 16. Jahrhunderts die Augen des Kenners mit lebhafter Neigung auf sich ziehen. Hier sind die genrehaften Motive noch nicht durch den hohen Stil ausgelöscht, der sie naturgemäß nicht duldet; noch ergeht sich liebenswürdige Innigkeit in der Malerei als in einem religiösen Thun; die Macht der Ausstattung bei Mantegna hat noch etwas fremdartig Ueberwältigendes, wie es die gute Abbildung aus dem Triumphzug Cäsar's so schön zur Anschauung bringt; noch weht durch Bellini's Bilder ein bestrickender Geist von innigster Musik. Lübke hat diesen herrlichen Erscheinungen ihr Recht vollauf widerfahren lassen. Und auch weniger Mächtige dieses Kreises kommen bei ihm zur Geltung. So Montagna, der unter Mantegna's Einfluß stand und von dem wir hier eine schöne, weniger bekannte thronende Madonna mit Heiligen in Mailand als Probe geben.

Nähert man sich dann der Zeit der großen Meister, so wird man mit lebhafter Befriedigung die Ergebnisse einer wohlerwägenden Schätzung und Betrachtung derselben vereint finden. Lübke hat keine Art von Voreingenommenheit, von besonderen Neigungen für die eine oder andere Schule. Unwillkürlich wendet sich das Interesse den Partien zu, welche mehr noch in dem Schatten der Kunstgeschichte stehen. Hier hat uns besonders seine Darstellung von Sodoma — oder nennen wir ihn lieber, und möchte die Kunstgeschichte diesen seinen Namen doch wieder unverfälscht hinstellen, mit seinem wahren Namen: Giovanni Antonio Bazzi — angezogen. Sehr richtig wird der überwältigende und ganz einzige Liebreiz in den Gestalten dieses Meisters, das Bestrickende in seiner Kunst, das keiner der anderen großen Meister erreicht (da bei Lionardo stets eine leise Beimischung von Künstlichkeit empfunden wird), herausgehoben; daneben — zu stark vielleicht für unser Urtheil — der Mangel an Strenge des Gedankens, Energie der Arbeit in seinem Schaffen. Vielleicht ist es unseren Lesern angenehm, einen Holzschnitt des Werkes vor sich zu sehen, welcher am mächtigsten die wunderbare Kunst des Mannes vergegenwärtigt, welcher der sieneischen Kunst den Stempel seines Genius aufgedrückt hat. Wir wählen die bekannteste seiner Schöpfungen: auf der Höhe des Lebens, in Rom, im Wetteifer mit Rafael hat er Alexander's Vermählung mit der Roxane in dem Palast, der Farnesina genannt wird, gemalt. Das Bild wetteifert so direct mit den Schöpfungen Rafael's. Die ganze Kunst der Neueren hat nichts, was die bestrickende Anmuth des Antlitzes der Roxane überträfe, kaum etwas, was sie erreicht. Der Holzschnitt mag unseren Lesern einmal wieder den Eindruck erneuern.

„Brigitta“ von Berthold Auerbach.

„Eine erquickende Luft von Wasser, Wiese und Feld umweht das Haus. Es wäre nur zu wünschen, daß sich etwas von solcher Luft in diese Blätter einströmen ließe,“ heißt es in der „Zum goldnen Lamm“ überschriebenen Vorrede, mit welcher Berthold Auerbach seine neueste Erzählung: **Brigitta** (Stuttgart, J. G. Cotta, 1880) einleitet. Wenn von einer neuen Dorfgeschichte des Dichters die Rede ist, dann kann man gewiß sein, daß dieser Wunsch sich verwirklicht hat. Der erfrischende Hauch, der alle seine Erzählungen belebt, in denen er uns das Stillleben des Dorfes und bäuerliche Sitte schildert, das Fühlen und Denken der von der Cultur schon hier und da gestreiften Landbevölkerung darstellt, durchweht auch seine jüngste Schöpfung wieder, so daß wir uns dem jugendfrohen, frischen, begeisterten Auerbach gegenüber wähnen, der soeben eine neue Gefühlswelt entdeckt hat und mit glücklichem Behagen, mit inniger Freude uns in dieselbe einführt.

Die Erzählung „Brigitta“ läßt nichts davon merken, daß sie von einem Dichter uns mitgetheilt wird, der vor nahezu vierzig Jahren die deutsche Literatur mit den „Schwarzwälder Dorfgeschichten“ beschenkt hat. Der Zauber ursprünglicher Poesie, der Reiz des Originellen und Interessanten ruht verklärend auf dieser schlichten Geschichte, die in dem vom Autor geschaffenen Stil, in seiner willkürlich scheinenden, aber kräftigen Sprachbildung uns die Erlebnisse eines Bauernweibes berichtet, einfach, treu, menschlich wahr.

Bei aller Realität der Darstellung geht ein wunderbar idealistischer Zug durch diese Aufzeichnungen, die sich von falscher Sentimentalität glücklich frei halten, trotzdem der Stoff die Grenzen derselben oftmals hart zu streifen scheint. Brigitta ist die Tochter eines dem modernen Speculationsschwindel zum Opfer gefallenen reichen Großbauern, des Schlehhofbauern. Nachdem die Mutter der Sorge um den drohenden Ruin erlegen, der Vater alle Qualen der Verarmung einige Zeit getragen und sodann eines gewaltsamen Todes gestorben ist, geht Brigitta völlig verwaist und bettelarm in die Welt. Nach verschiedenen Erfahrungen, welche ihren Charakter gestählt, ihr Empfinden geläutert haben, kommt sie als Krankenwärterin in eine Augenheilanstalt, und dort begegnet sie ihrem Todfeinde, dem Manne, der an ihrer Eltern unglücklichem Ende, an ihrer Vereinsamung und Armuth Schuld trägt. Er wird ihrer Pflege anvertraut, und nun entspinnt sich in ihrem Herzen der Kampf zwischen der Pflicht und den Dämonen der Rachsucht. Wunderbar ergreifend und in ihrer Einfachheit erschütternd sind die Seelenkämpfe Brigitta's, die in einem Anfall von Raserei dem mächtigen Triebe menschlicher Leidenschaft erliegt. Doch kaum ist das Entsetzliche, wie sie glaubt, geschehen, als sie zum Bewußtsein kommt und alle Stadien der Verzweiflung und Reue bis an den Rand des Selbstmordes durchlebt, um dann die Sühne ihrer That darin zu finden, daß sie den Mann, der so tiefes Leid über sie gebracht hat, bis an sein Lebensende pflegt, obwohl er nicht durch ihre Schuld blind und hülfsbedürftig geworden. Brigitta beschönigt aber ihre Gefühle nicht, sie erfüllt ihre Pflicht treulich, aber liebeleer; niemals versucht sie sich sentimental in die Täuschung hineinzureden, sie habe das Gebot erfüllt: „Liebet eure Feinde."

„Du bist noch einmal Tochter geworden," sagte der von ihr und ihren Angehörigen sorgsam behütete Feind zu Brigitten. „Ich habe wohl verstanden, was er meinte, aber ich konnte nicht lügen, ich konnte ihm nicht sagen, daß ich ihn lieb habe; es war nicht!" setzt sie erzählend hinzu. Der Nothwendigkeit gehorchend, welche aus der Verkettung der Umstände sich ergab, thut sie das Ihrige ohne Zwang, aber ohne Liebe, dem Impulse der echten, in sich selbst gefestigten Menschennatur folgend, der das Hülfbereite, Brave, Wahre, Kraftvolle selbstverständlich ist. „Ich weiß nicht, ob jemand Anders von sich sagen kann, er habe den Spruch erfüllt: ‚Liebet eure Feinde' — ich von mir kann's nicht sagen," schließt sie ihre Erzählung.

Gute, weise Worte und schöne Gedanken huschen goldenen Lichtstrahlen gleich durch das Buch, wie sie dem Menschenfreunde und Denker, der es geschrieben, zu eigen sind. Schade, daß dieselben in der Flüchtigkeit der Tagesliteratur, die uns zuerst die Novelle vermittelte, ihre tiefinnerliche Wirkung verloren haben und erst durch die Buchausgabe zur wahren Geltung kommen.

„Brigitta" ist ein gutes Buch! Man freut sich mit demselben, wie wenn man einen guten Menschen kennen lernt, aus dessen Gemüth Wohlwollen, Biederkeit, humanes Empfinden in unsere Herzen hinüberströmen. Diese Eigenschaften sind auch der ethische Grundzug, der in Auerbach's neuestem Dichterwerke harmonisch ausklingt.

Scherer's Geschichte der deutschen Literatur.

Geschichte der deutschen Literatur. Von Wilhelm Scherer. Erstes Heft. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung, 1880.

Daß unter den jetzt lebenden Literarhistorikern Wilh. Scherer in besonderem Grade qualificirt, ja geradezu berufen sei, uns eine den Anforderungen unserer Zeit voll entsprechende Geschichte der deutschen Nationalliteratur zu schreiben, konnte nach seinen bisherigen Veröffentlichungen auf diesem Gebiete — alle getragen von echt historischem Geist und erfüllt von reichem, klar gegliedertem Wissen — kaum ernstlich in Frage gestellt werden. Je unerfreulicher es berührte, neuerdings manchen Unberufenen sich zu so hoher Aufgabe herandrängen zu sehen, je peinlicher man die eilige Ausbeutung einer kritiklosen Menge durch pilzartig über Nacht aufschießende Literaturgeschichten empfand, die — zum Theil wenigstens — hinter den Anforderungen unserer Tage weit zurückblieben, um so ungeduldiger sah man dem endlichen Auftreten Scherer's auf dem Kampfplatz entgegen. Nun liegt das erste Heft in schöner, der altangesehenen Weidmann'schen Verlagshandlung würdiger Ausstattung — freilich ohne den rein äußerlichen Aufputz jenes mediocren Machwerkes, das sich seit den letzten zwei Jahren so erfolgreich in die deutsche Familie eingedrängt und sich als „Erbbuch" recommandirt hat — der Beurtheilung vor und fordert zu eingehender Prüfung, zu sorgsamer Vergleichung mit den schon bestehenden oder im Entstehen begriffenen Werken gleicher Gattung heraus.

Ich gestehe, dieses erste Heft in einer durch den hohen Begriff von Scherer's Wollen und Können hervorgerufenen unruhigen Spannung zur Hand genommen zu haben; aber diese Empfindung nahm während des Lesens bald den Charakter inniger Befriedigung, einer von Capitel zu Capitel sich steigernden Lust an.

Inhalt und Form, in reizvoller Harmonie mit einander, wirkten auf mich wie der Genuß einer edlen reifen Frucht in dürrer Zeit, und noch jetzt, da ich dies schreibe — lange nach beendigter Lectüre —, umweht es mich wie ein Duft von wahrhaft bezaubernder Frische! Welch ein köstlich Ding ist es doch um ein wahrhaft gutes Buch!

Aber ich sollte nicht „Buch" sagen. Wie einst der große Blaise Pascal nach Beendigung einer eigenartig anziehenden Lectüre seine frohe Ueberraschung ausdrückte, „wo er nur ein Buch erwartet, einen Menschen gefunden zu haben", so hätte auch ich sprechen mögen, da ich jenes Heft aus der Hand legte. Abweichend von allen anderen Werken dieser Gattung, ist es durchweht von einem Hauch stark ausgeprägten subjectiven Wesens, das ungemein wohlthuend anmuthet. Hier ist nichts von jener öden, bis zum Ueberdruß ausgekosteten Objectivität des Lehrbuchs zu finden, die das Herz so kalt läßt; nichts von jener traurigen Manier, Namen und Titel aufzuhäufen, bis die „Literaturgeschichte" zur dürren Nomenclatur eines Meßkatalogs entgeistet war; nichts von jener schablonenhaften Weise der Charakteristik und Classificirung der Schriftsteller und ihrer Werke, die wie der Fluch Jehovah's forterbt durch die Lehrbücher „bis ins dritte und vierte Glied" und die Leser mit Schatten abfindet, wo sie nach vollem pulsirendem Leben verlangen! Nein! in köstlicher Frische und Eigenartigkeit quillt hier aus schätzereicher Tiefe das lebensvolle Wort des an seine hohe Aufgabe ganz hingegebenen Meisters — klar und tief, im Herzton liebevoller Begeisterung, doch in männlicher Gehaltenheit, die allem Ueberschwang abhold, in dem Maß das Geheimniß des Schönen erkennt; mit der Wärme sicherer, selbsterarbeiteter Ueberzeugung, doch mit der Bescheidenheit des echten Forschers, der sich der Grenzen seines wie des menschlichen Wissens überhaupt bewußt ist; mit der überschauenden Kraft des auf hoher Warte Stehenden Unwesentliches vom Wesentlichen ausscheidend, das gesammte geistige Sein und Werden der Nation mit großem Blick umspannend, aber mit besonderer Wärme auf seinen Höhepunkten ausruhend und zu ihrer Betrachtung, zu ihrer Würdigung, zu ihrem seelenstärkenden Genuß mit aus dem Herzen dringender Beredsamkeit aufrufend.

Die vier Vorträge (denn so muß man die Capitel nach ihrer ganzen Fassung und Abrundung, nach Ton und Wirkung charakterisiren) unter den Titeln: „Die alten Germanen", — „Gothen und Franken", — „Das erneuerte Kaiserthum" und „Das Ritterthum und die Kirche" sind Meisterstücke ihrer Gattung und erregen für die Fortsetzung und weitere Entwickelung des Werkes die höchsten Erwartungen. Die sicheren Ergebnisse der Forschung zusammenfassend, bietet der Verfasser sie in einer Form dar, die den Laien anziehen und fesseln, den Kenner befriedigen, den künstlerisch Empfindenden durch edle Bildung des Gedankens und hohe Prägnanz des Ausdrucks entzücken muß. Das alte, so oft mißbrauchte Wort von den „in silbernen Schalen dargebotenen Goldfrüchten" wird hier zur Wahrheit: wer als fleißiger Hörer zu Scherer's Füßen gesessen hat, scheidet, wenn des Meisters Lippe sich geschlossen, nicht nur bereichert an Wissen, sondern auch ästhetisch gefördert und gehoben durch die Kunstform des Gebotenen. Der Unterzeichnete spricht dies aus eigener wohlthuender Erfahrung. — Seinen Dissensus in Betreff einiger unwesentlicher Punkte geltend zu machen, behält derselbe sich bis auf die Zeit vor, wo das vollendete Werk einen Gesammtüberblick ermöglichen wird.

Ludwig Ziemssen.



Unter Verantwortung von Friedrich Westermann in Braunschweig. — Redacteur: Dr. Gustav Karpeles.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.





Das Eulenzeichen.

Novelle

von

Otto Roquette.

Auf einer der höchsten Alpenstraßen, eingeschlossen von himmelhohen Granitmauern, mitten im Schneegestöber, standen zwei menschliche Gestalten von sonderbarem Aussehen, welche mit Aufmerksamkeit die nächste Felswand betrachteten und etwas daran zu suchen schienen. Der Mann trug einen Filzhut mit sehr breiter Krämpe und hatte den Kragen seines langen Ueberziehrockes heraufgezogen, unbekümmert, daß die Strähnen seines grauen Haares hier und da hervorhingen und vom Winde zerzaust wurden. Erfüllte seine Tracht nichts von modischen Forderungen, so war die der weiblichen Gestalt neben ihm noch ungewöhnlicher und etwa ein Mittelding zwischen Soldatenmantel und Mönchsgewand zu nennen. Schlank und hoch aufgeschossen, hatte die Trägerin derselben die Kapuze über den Kopf gezogen, so dicht, daß von ihrem Gesicht kaum etwas zu erkennen war. Beide trugen ihr leichtes Reisegepäck, an ledernen Riemen über die Schulter gehängt, und die verschiedenen Futterale, Kapseln und räthselhaften Gehäuse, welche noch selbständig um Hals und Gürtel befestigt hingen, dazu die langen Alpenstöcke, zeigten, daß sie alle Erfordernisse einer Fußwanderung kannten und darin geübt waren.

„Hier muß es aber doch sein! Es muß sich hier finden, sage ich!“ rief der Mann, indem er unruhig an der Felswand hin- und herlief und forschend hinaufblickte. Sie war von dem Schneegestöber von oben bis unten weiß überzogen und zeigte für ein gewöhnliches Auge nichts, was etwa besonders hätte auffallen können. „Wollen schon dahinter kommen!“ fuhr der Mann fort. „Gieb

die Hacke her!" — Seine Begleiterin schnallte eine kleine Hacke von ihrem Gürtel ab, welche sie immer bei sich zu tragen schien, mit welcher der Mann die dünne Schneeschicht vom Felsen abzukratzen begann, so hoch sein Arm reichte. Die Brille fester setzend, näherte er sein Gesicht der Wand, hin- und hergehend, prüfend, mit der Hand sogar den Unebenheiten des Gesteins nachfühlend. „Bindfaden!" rief er jetzt ungeduldiger, mit befehlendem Tone. Die Begleiterin reichte ihm aus ihrer Seitentasche ein Stück starker Hanfschnur und sah seinem Treiben gelassen zu. Er band die Hacke an seinen Stock fest und begann mit dadurch verlängerter Waffe an den höheren Breiten des Felsens schabend auf- und niederzufahren. „Das Glas! Geschwind!" commandirte er. Das Mädchen kramte ihm zu lange in der Tasche nach dem Binocle, er stampfte mit den Füßen, riß es ihr aus der Hand und blickte durch dasselbe hinauf, während der Schneewind die Wand schon wieder mit einem weißen Ueberzuge bedeckte. Seine Heftigkeit steigerte sich, da er nichts entdeckte, und richtete sich, um an etwas auszutoben, gegen seine Begleiterin. „Und du stehst theilnahmlos dabei," rief er, „als läge gar nichts an der Sache, während es von der höchsten Wichtigkeit ist, daß ich entdecke —"

„Du weißt, Vater," entgegnete das Mädchen, „daß ich —"

„Daß du eine thörichte Person bist! Das weiß ich!" fuhr der Alte auf. „Deinen Einwand habe ich dir zehnmal widerlegt, und hier muß ich sie finden oder nirgends!"

Da erscholl ein jugendlicher Gesang in der Nähe. Die beiden Vermummten wendeten sich überrascht um und sahen durch den Schleier des Schneewirbels eine dritte Gestalt deutlicher werden. Ein junger Mann von studentischem Aussehen, das Ränzel auf dem Rücken, das Hütchen tief herabgezogen, kam heran und beeilte seine Schritte, als er die beiden Anderen erblickte. Er stutzte über die seltsamen Erscheinungen, und da er sich ihren Aufenthalt an dieser Stelle, noch weniger die wunderliche Hellebarde des Alten erklären konnte, fragte er, ob ein Unglück geschehen, ob er einen Dienst leisten könne?

„Einen Dienst vielleicht!" sagte der Alte. „Sie haben junge Beine, und ich unterstütze Sie. Versuchen Sie auf den Vorsprung dort zu klimmen und schaben Sie mit diesem Instrument den Schnee von der Wand oben!"

Der junge Mann sah den Alten verwundert an. „Den Vorsprung zu ersteigen, ist eine Kleinigkeit, zu der ich keiner Unterstützung bedarf," sagte er. „Aber was soll denn dort unter dem Schnee zu Tage kommen?"

„Eine Inschrift!" entgegnete der Mann mit Sicherheit. „Eine lateinische Inschrift, in den Felsen gehauen, als Cäsar mit der zweiundzwanzigsten Legion den Marsch über diesen Paß machte."

Der Jüngling stutzte und betrachtete den Alten mit prüfenden Blicken. Dann entgegnete er ebenso sicher: „Warum nicht gar! Die zweiundzwanzigste Legion hat einen ganz anderen Weg genommen!"

Die Kapuze flog plötzlich von dem Kopfe des Mädchens ein wenig zurück, und ein Blick triumphirender Genugthuung schoß dem kühnen Sprecher entgegen. Zugleich betrachteten zwei ernste Augen mit Verwunderung denjenigen, der sich befähigt glaubte, in so ernster Angelegenheit mitzusprechen. Der Alte aber fuhr ärgerlich herum: „Naseweises Dreinreden!" rief er. „Die zweiundzwanzigste Legion ist diese Straße gegangen, hat sie sogar erst gebahnt, und zur Erinnerung an die gewaltige, siegreiche Arbeit ließ Cäsar die Inschrift in

den Felsen hauen!“ Der Alte fügte einige lateinische Citate hinzu, welche seine Meinung unwiderleglich bestätigen sollten.

Der junge Bursch aber, herausgefordert, fuhr ihm mit einem nicht minder entschiedenen „Quod non!“ in die Rede: „Sie ist nicht hier gegangen, sie konnte gar nicht hier gehen!“ rief er. „Eine Römerstraße führte allerdings hier über den Moro, aber erst in späterer Zeit, und verfiel bald wieder. Die zweiundzwanzigste Legion betrat zuerst —“ und er bezeichnete den Weg, welchen sie einzig genommen haben konnte.

„Falsch! Nimmermehr!“ schrie der Alte und sprach lateinisch in langen Sätzen, welche historische Belegstellen für seine Behauptung enthielten.

Der Jüngling hörte aufmerksamer zu, das Hütchen von der hohen Stirn trotzig zurückgeschoben, mit luftgerötheten Wangen, großen sprechenden Augen, und plötzlich rief er: „Verwechselung der Schriftstellen! Was Sie citiren, steht im so und so vielten Buche (er gab die Zahl genau an) und bezieht sich auf die zehnte Legion, die aber auch nicht hier marschirt ist. Der Passus über die zweiundzwanzigste lautet —“ und nun begann er sein lateinisches Citat mit schulfest akademischem Wissen und im Tone jugendlicher Bestimmtheit vorzutragen.

Diese gelehrte Unterhaltung wurde zwischen schroffen Felsenwänden und im dichtesten Schneetreiben geführt, welches die drei Gestalten bereits mit einer weißen Hülle bedeckt hatte. — Der Alte schlug sich plötzlich vor den Kopf, er hatte seinen Mann gefunden und mußte seinen Irrthum einsehen. Berührte ihn dies gleich im ersten Augenblicke sehr unangenehm, so blieb doch die Erscheinung seines jungen Besiegers, der sich so keck vor ihm aufpflanzte, nicht ohne Eindruck auf ihn. Er kreuzte die Arme über der Brust, betrachtete ihn von oben bis unten und sagte: „Merkwürdig! Die da — er wies auf das Mädchen — behauptete auch, daß ich auf falscher Fährte sei. Beweisen konnte sie es freilich nicht.“

Ist die so gelehrt? dachte der junge Mann, indem er einen scheuen Blick auf das Mädchen richtete. Der Alte aber fuhr fort: „Ein gutes Zusammenfinden! Sie sind Philolog?“

„Von philologischer Herkunft, allerdings! Ich hoffe mich zum Historiker zu machen. Daß Sie mich so gut über Cäsar's Legionen und die Alpenstraßen beschlagen finden, rührt daher, daß ich kürzlich eine Arbeit darüber gemacht, welche — er mochte nicht sagen, daß er einen Preis und ein Reisestipendium dafür gewonnen — nun, durch welche mir diese Dinge eben geläufig geworden sind. Glauben Sie nicht,“ setzte er lachend hinzu, „daß ich auch über sonstige historische Heereszüge so genau berichten könnte!“

In diesem Augenblick brach die Augustsonne mit einem blendenden Strahlenglanze durch das Schneetreiben, ließ es zerflattern und sog es auf und goß hellere Farbentöne über die großartige Felseneinsamkeit. Nun erkannte man erst, wo man sich befand. Neben der zum Theil in das Gestein gesprengten Straße fiel senkrecht die Schlucht ab, in deren Tiefe der Gebirgsstrom brauste; gegenüber wieder Granitmauern, welche sich theilten. Eine Brücke, in einem einzigen kühn geschwungenen Bogen, führte den Weg durch das Seitenthal abwärts. Ein Schneehaupt im Sonnenglanz ragte in die blaue Luft, Matten und Sennhütten wurden sichtbar. Der junge Mann that einen Jubelruf der Ueberraschung. „Wie schön! Wie herrlich!“ rief er, indem er seinen Hut schwenkte, wie zur Begrüßung des glänzenden Landschaftsbildes. „Sehen Sie dort! Ein Adler schwebt durch die Luft! Möchte man nicht mit ihm fliegen durch all' die unendliche Schönheit!“

Das Mädchen hatte die Blicke ohne große Theilnahme dem geöffneten Bilde zugewendet, richtete sie aber schnell auf den jungen Mann, um sie mit Verwunderung auf ihm verweilen zu lassen. Es war, als befremdete es sie, daß man an einer Landschaft so viel Schönes erblicken, oder mehr noch, daß Jemand seiner Freude einen so unbefangenen und lebhaften Ausdruck geben könne. Er machte sie noch auf diese und jene Einzelheit aufmerksam. Sie sah hin, blickte aber wieder in sein Gesicht, als hätte sie das, was sie in der Ferne beschauen sollte, eigentlich in seinen Zügen zu finden. Sie sagte kaum ein Wort, aber es ging etwas wie Ueberraschung durch ihre Mienen. Sie wendete sich ab und schob die Kapuze vollends zurück. Ihr Kopf erschien mit kurz geschorenem Haupthaar, das Gesicht gar nicht schön, von blasser Farbe, mit einer scharf gekrümmten Nase und großen, etwas unheimlich blickenden Augen. — Der Alte aber betrachtete die Landschaft noch flüchtiger, mit um so größerem Antheil den in Kraft und Jugendglanz vor ihm stehenden Burschen, der halb kindlich, halb männlich selbstbewußt Rede und Antwort gab auf die ihm gestellten Fragen und die Reisegesellschaft willkommen zu heißen schien. Denn es stellte sich heraus, daß sie zunächst das gleiche Ziel hatten.

Die Sonne, fast auf der Mittagshöhe stehend, hatte den Schnee von den Kleidern der Reisenden schnell vertrieben und übernahm nun auch das Geschäft, die Gewänder selbst zu trocknen. Während man auf der langsam sich senkenden Straße gemeinsam fortschritt, stellte sich der junge Mann seinen Gefährten vor als Franz Holmar und gab ohne Umstände über seine Reise und über sein Leben Auskunft. Wenn er dabei Einiges bescheiden überging, so ist das in Kürze hier zu vervollständigen. Da seine Eltern früh gestorben, war der unbemittelte Knabe in Waisenhäusern erzogen worden. Aber begabt und zum Fleiße gewöhnt, hatte er mit siebzehn Jahren die Universität bezogen, um sich mit Stipendien und Unterrichtsstunden weiterzuhelfen. Mit einundzwanzig Jahren hatte er seine große Prüfung bereits bestanden, sogar eine Preisaufgabe gelöst, welche ihm die Mittel bot, zum ersten Mal eine Reise zu machen. Er kam aus Oberitalien, war auf dem Heimwege durch die Schweiz, und zwar in dem Vollgefühle seiner Freiheit und mit reiner Empfänglichkeit für alles Schöne, das ihm um so schöner erschien, als ihm Alles neu war.

Das Mädchen ging, während er redete und sich mit lustigen Bemerkungen oft selbst unterbrach, schweigend neben ihrem Vater her, nur selten, und immer scheuer, einen Blick auf den Erzähler wendend. Der Alte stellte sich dem Wandergefährten denn auch vor als Herrn Pistorius mit seiner Tochter Adelheid, fügte aber sonst nichts über seinen Stand und seine Lebensstellung hinzu. So muß die Geschichte selbst über ihn berichten.

Herr Pistorius war Gutsbesitzer, ohne etwas von Landwirthschaft zu verstehen oder sich darum bekümmern zu wollen. Von einem älteren Bruder, welcher früh starb, erbte er das Gut und ein sehr ansehnliches Vermögen zu einer Zeit, da er noch in seinen akademischen Studien war. Schon damals eine ungewöhnliche Sonderlingsnatur, setzte er seine Studien nun auf eigene Weise fort, und man sagte, daß es für ihn ein Glück sei, nicht für sich sorgen zu müssen, da er, wenn auch gelehrt, bei seiner Fahrigkeit und seinem confusen Wesen es doch nie zu etwas gebracht haben würde. Das Gut verkaufte er und siedelte sich in einer Universitätsstadt an, um immer eine große Bibliothek zur Verfügung zu haben. Seine Grillen und Wunderlichkeiten wuch

sen mit der Zeit und brachten ihn in den Leumund eines überstudirten oder halb verrückten Gelehrten. Aber da er reich war, fand er, obgleich in schon vorgerückten Jahren, auch eine Frau, die es mit ihm wagte, für ihn sorgte, ihm eine Tochter gab und, nachdem sie es zehn Jahre mit ihm ausgehalten, ihn sterbend beschwor, das Kind gut zu erziehen. Der Wittwer und völlig ungebundene Privatgelehrte benutzte nun sein Vermögen, um seine Tochter zu erziehen. Es geschah in sehr umständlicher Weise. Denn die Reisen, welche er mit ihr, die noch im Kindesalter stand, zu ihrer Belehrung machte, oft in die entlegensten Gegenden, galten meist nur seinen eigenen Forschungen und lieferten fast kein anderes Resultat, als daß er selbst nun an einem Orte gewesen, wo einmal etwas Historisches sich begeben hatte. Als er seiner Tochter die Geschichte Griechenlands vortrug, kam er plötzlich zu der Ueberzeugung, daß es am besten sei, ihr das Schlachtfeld von Marathon selbst zu zeigen. Daß sich daran auch Thermopylä und Salamis schließen mußte, verstand sich dann von selbst. So wurde aufgepackt und nach Griechenland gereist, mit einem kleinen Koffer voll griechischer Autoren und möglichst geringem Handgepäck. Bei Gelegenheit von Cäsar's Ermordung sprang ihm die Nothwendigkeit in die Augen, mit seiner Tochter das Capitol selbst zu untersuchen. Und als er sie in einem Buchladen, wo er sich lange verweilte, in Ossian's Gesängen blätternd fand, leuchtete ihm ein, daß nicht nur die schottischen Hochlande zu betrachten, sondern auch die uralten Steingräber und stonehenges bei Salisbury und sonst genauer zu durchforschen wären. So war Adelheid, welche ihr siebzehntes Lebensjahr noch nicht erreicht hatte, bereits in Griechenland und dem Orient, in Italien öfter, in England und Frankreich gewesen, um überall unterrichtet und erzogen und zwar eigentlich nur zu einem bequemen Handwerkszeug ihres Vaters ausgebildet zu werden. Sie war im Lateinischen fester als mancher philologische Student, hatte mehr römische Historiker gelesen als deutsche; denn der Vater brauchte sie zum Bescheidwissen und raschen Nachschlagen, da er zu fahrig und ungeduldig war, um es selbst mit Glück zu thun. Er dictirte lieber, als er schrieb, und so brauchte er ihre Handschrift. Er wollte stets hundertfach bedient sein, und so wäre er ohne sie ein verlorener Mann gewesen. Für die gelehrte Ausbildung, welche Adelheid empfangen, und zwar immer auf Reisen, immer unstät, hatte sie aber Alles opfern müssen, was sonst das Leben schön macht. Ohne Haus und Heimath, ohne Mädchenjugend, ohne weiblichen Verkehr, allen weiblichen Thätigkeiten und Neigungen gewaltsam entfremdet, führte sie in ihren blühendsten Jahren ein freudloses Dasein. Freilich kannte sie kein anderes. Obgleich immer auf den Sammelplätzen der großen Welt und unter vielen Menschen, hatte sie doch weder Welt- noch Menschenkenntniß erlangt; da sie niemals in eigentlichem Verkehr gewesen, war sie wie ein Fremdling in den Kreisen des Lebens geblieben. Mußte sie sich doch sogar in ihrer Kleidung von Allem entfernen, was man Mode oder gar kleidsame Tracht nennt, denn der Vater dachte sich selbst Reisegewänder für sie aus, die sie unbedingt anzulegen hatte. Mochten sie gegen Regen, Sturm und Hagel recht zweckmäßig eingerichtet sein, so waren sie selten angenehm, oft nicht einmal bequem zu tragen; denn was bei Hagelschlag und Schneesturm sich wohl eignete, war bei Staub und Hitze nicht immer gleich erträglich. Aber Adelheid kannte die Tyrannei des Vaters, sie wußte, daß dagegen nicht aufzukommen sei, und gewöhnte sich, unter

Frauen eine Ausnahmestellung oder vielmehr eine Mittelstellung zwischen Mann und Frau einzunehmen. Daß sie nicht hübsch sei, wußte sie auch, denn alle Eitelkeit hatte die Erziehung ihr ausgetrieben. Gleichwohl war sie mit ihren großen ausdrucksvollen Zügen nicht eigentlich häßlich zu nennen. Erschien sie durch eine innere Anregung plötzlich belebt, dann konnte sie auffallen, ja verblüffen, daß man nicht zu sagen wußte, ob man sie für schön oder für unschön halten sollte, ihr Gesicht aber für geistvoll erklären mußte. Aber es war immer nur ein flüchtiges Aufleuchten, und wenn sie in ihr gewöhnliches düster beschattetes und brütendes Wesen zurückfiel, sah sie aus, als wollte sie nicht nur Niemand gefallen, sondern als habe sie geradezu die Absicht, zu mißfallen und zurückzustoßen. Aber für das große Opfer an Jugend und Lebensfreuden war ihr doch hin und wieder eine Entschädigung geworden. Manches hatte sie sich an Kenntnissen erworben, meist neben dem zerstreuten Wesen des Vaters, der, wenn er in Büchern stöbernd von irgend einer Schrulle besessen war, auf sie nicht Acht gab. Hauptsächlich aber empfing sie vielfache Anregung durch Anknüpfung mit wissenschaftlichen Berühmtheiten in ganz Europa. Denn Herr Pistorius unterließ nicht, sich überall den bedeutendsten Männern vorzustellen. Und diese, wenn sie vielleicht über den gelehrten Sonderling den Kopf schüttelten, gewannen Theilnahme für das merkwürdige junge Geschöpf an seiner Seite und unterhielten sich gern mit dem halb geweckten, halb innerlich gedrückten und lebensscheuen Mädchen.

Heut' aber und in dieser Stunde, da sie mit den Männern zu Thale schritt, hatte Adelheid die grauesten Schatten über ihre Mienen gezogen; sie blickte kaum noch auf, aber ihr Gehör lauschte aufmerksam der klangvollen Stimme, welche munter plaudernd die Unterhaltung fortführte. Holmar war eigentlich der erste junge Mann, den sie in so unmittelbarer Nähe gesehen, mit dem sie sogar gesprochen hatte. Und dieser Jüngling, der das Leben von früh auf auch als einen Druck empfunden hatte, der jetzt auf gleichem gelehrten Gebiet mit dem Vater und ihr selbst verkehren konnte, der war jugendlich, lebensprühend und fröhlich, der hatte ein Aussehen — gar nicht wie Andere, der lachte und scherzte zwischen Gesprächen über holländische und deutsche Ausgaben des Cicero und Horaz und trieb allerlei kleine Possen, als wären ihm Gelehrsamkeit und Druck des Lebens die gleichgültigsten Dinge von der Welt!

In ganz anderer Stimmung aber war Herr Pistorius. Während ihm sonst Jeder, mit dem er unterwegs anknüpfte, nach fünf Minuten davonlief und seine Unterhaltung und Gesellschaft zu meiden suchte, fand er in Holmar einen jungen Gelehrten, der sich geistig ganz ebenbürtig mit ihm unterhielt und bereits eine Stunde mit ihm ausgehalten hatte. Das stimmte ihn glücklich. Gegensätze traten im Gespräch hervor, man stritt hartnäckig; das erhöhte nur die gute Stimmung. Sprang Holmar einmal ab, um zu scherzen, so ließ der Andere dies nicht nur der Jugend hingehen, sondern lachte laut auf, was Adelheid noch nie von ihrem Vater gehört hatte. Immer war Holmar doch wieder auf gelehrte Dinge zurückzulocken und in neuen Eifer zu bringen.

Endlich war man am Ziel, einem kleinen Orte in dem herrlichsten Alpenthale, von Reisenden um diese Zeit meist überfüllt. Holmar verbarg sein Entzücken nicht und konnte nicht umhin, all' der neuen Schönheit laut entgegenzusingen. Da die Wanderer zeitig eintrafen, fanden sie im Gasthofe ohne Schwierigkeit ein Unterkommen für die Nacht und für die späte Speisestunde, die man hier hielt, auch noch

Plätze an der Tafel. Da sie nicht darauf eingerichtet waren, die Kleidung zu wechseln, nahmen sie Platz, wie sie eben ankamen. Fiel das hier, wo man in den wunderlichsten Reiseanzügen durch einander saß, nicht eben auf, so waren es doch die Persönlichkeiten, welche die Beobachtung Vieler anzogen. Der Mann mit dem lang herabfallenden grauen Haar, dem starken, fast die Brust bedeckenden Barte, die in schwarzes Horn gefaßte Brille auf der Nase; neben ihm das Mädchen in ihrer schwer zu beschreibenden Manteltracht, das kurz geschorene Haupt erhoben und theilnahmlos wie über das Gewöhnlichste die Blicke auf die Gesellschaft richtend; dazu die prächtige Erscheinung des jungen Burschen, der sich überall durch Neues angeregt fühlte, lebhaft umherblickte und sich mit seiner Nachbarin munter zu unterhalten suchte; man hielt das Dreiblatt für zusammengehörig, für eine Familie, und wunderte sich doch über ihre auffallende Verschiedenartigkeit. Adelheid, die selten wo anders als an einem öffentlichen Wirthshaustische gespeist hatte, fühlte sich weder durch beobachtende Blicke noch durch auf sie gerichtete Augengläser mehr beeinträchtigt. Sie verstand solche Blicke sogar auszuhalten und mit scheinbar starrem Trotze zu erwidern, so daß der Beobachter die Augen eher abwendete als sie die ihren, und doch hatte sie kaum ein Bewußtsein davon. Die Menge der Menschen in solchen Stunden war ihr das Alltägliche, der einzelne darin für ihre Theilnahme nicht bedeutender als der Kleiderständer oder der Kellner, welcher sie bediente. Anders war es heut', da sie einen Tischnachbar hatte, der sich um sie bekümmerte. Zwar gesprächig wurde sie auch nicht, sie gab nur kurze Antwort, aber doch so, daß er verstand, wie sie auf die Unterhaltung einging und sich weder in der guten Laune noch im Gespräch gestört zu fühlen brauchte.

Die beiden jungen Leute waren sich darin um so mehr überlassen, als Herr Pistorius auch seinerseits einen Nachbar gefunden hatte, den er zu fesseln wußte. Er sprach englisch mit ihm, da derselbe der deutschen Sprache nicht mächtig war. Dieser Nachbar stellte sich als ein Professor der Universität zu Edinburg heraus und schien auch ein auf gelehrtem Boden recht eigenartig gediehenes Geschöpf Gottes. Die Gelehrsamkeit bringt nicht nur in Deutschland, sondern auch bei den verwandten germanischen Nationen und ebenso in Frankreich und Italien menschliche Spielarten hervor, deren Vertreter meist eine gewisse Fühlung zu einander haben. Ob sie einander ergreifen oder abstoßen, das hängt oft nur von der Form der ersten Prüfung ab. Zwischen Herrn Pistorius und dem schottischen Original schienen die ersten Minuten für die Annäherung günstig zu sein. Beim Nachtisch waren sie in die Unterhaltung fest verflochten, und als man sich erhob, begaben sie sich in das Lesezimmer, um das angesponnene Thema weiter durchzusprechen.

Holmar und Adelheid gingen vor die Thür und setzten sich unter die Nußbäume. Dem jungen Mädchen fiel plötzlich eine Ode des Horaz ein, deren Anfang ihr auf die Lippen trat. Holmar fuhr darin fort, zum Zeichen philologischen Entgegenkommens. Und nun geriethen sie auf ein Unterhaltungsspiel, wie es im Angesicht der Eisgebirge von Reisenden selten getrieben werden mag. Sie prüften einander gleichsam auf Horazische Oden, indem Eins dem Anderen den Anfang irgend einer Strophe hinwarf und zur Fortsetzung aufforderte. Zehn Minuten lang wurde das Spiel mit aufregendem Eifer fortgesetzt, dann aber hielt es der junge Mann nicht mehr aus. „Nein, das ist zu

toll!" rief er, indem er lachend aufsprang. „Sind wir in die Alpen gegangen, um mit dem alten ledernen Römer Fangball zu spielen? Kommen Sie mit, wenn Sie nicht zu müde sind! Von der Anhöhe dort muß die Aussicht auf das Thal wundervoll sein. Den alten Herrn lassen wir unten, er könnte den steilen Weg doch nicht zurücklegen. Ich will ihm sagen, daß wir allein gehen."

Adelheid zögerte einen Augenblick, dann entgegnete sie: „Er geht mit. Er ist sehr rüstig." Sie gab diesen Worten eine Betonung, aus der etwas wie Bitterkeit hervorklang. „Ich will ihn fragen!" fuhr sie schnell fort und ging nach dem Lesezimmer. Hier fand sie den Vater mit dem schottischen Herrn im Gespräch über normannische und angelsächsische Einwanderung so in einander gerathen wie zwei Seekrebse, die sich mit Scheren und Ruderfüßen für den Augenblick unlösbar verwickelt haben. Kaum konnte sie die Worte dazwischen werfen: „Herr Holmar will mich nach einem Aussichtspunkte begleiten —" Der Alte nickte nur und machte eine Handbewegung, ohne sich in der Rede zu unterbrechen; und Adelheid in rascher Ueberlegung, daß der schottische Herr möglicherweise in fünf Minuten davongehen könne, beeilte sich, ihrerseits die Füße zu brauchen und das Zimmer zu verlassen. Es war ein eigenthümlicher Vorgang in ihr, ein Erwachen zum Parteinehmen für einen eigenen Wunsch, ein erstes geplantes Entschlüpfen aus der Macht eines fremden Willens. — „Gehen wir?" fragte Holmar, als er sie erregt zurückkommen sah. Sie nickte und eilte ihm fast voraus, die Straße unter den Nußbäumen entlang. Ihr war zu Muth wie einem Kinde, das davonläuft, um nicht sobald eingefangen zu werden, und es war ein wohliges Gefühl, einmal etwas zu wagen. — Der Weg ging eine halbe Stunde ansteigend, gegen das Ende wurde er steil und beschwerlich. Holmar wollte ihr an einigen Stellen die Hand reichen, sie unterstützen. Sie lehnte es ab, aber es freute sie, daß sich Jemand aufmerksam gegen sie bezeigte. Sie war auch darin unverwöhnt. Auf der Platte des Vorsprungs angelangt, ließen sie sich auf Rasen und Moos nieder. Holmar mußte bei all' der Naturschönheit, die ihn überraschte, seiner Freude Worte geben. Adelheid hatte dergleichen Landschaften viel gesehen, war aber nie von Jemand aufmerksam gemacht worden, worin das Schöne liege, wie die Einzelheiten sich zum Ganzen verhielten, welchen Werth Farbe und Luftstimmungen brachten. Sie war darin unentwickelt wie ein Kind, dessen Auge noch nicht gelernt hat, die Natur zu sehen. Ihr junger Gefährte war nun zwar weit ab vom Erklären und Belehren, denn er setzte bei ihr den gleichen Genuß voraus, sie aber hörte von ihm Bezeichnungen, Bemerkungen, die sie wie Winke überraschten. Ihr Auge wurde gleichsam weiter und tiefer, schärfte sich und blickte forschender auf das, was ihm gefiel.

Plötzlich rief Holmar: „Da sind Alpenrosen! Die hol' ich!" Sie sah ihn davonspringen, einen Felsen erklettern und, auf schroffer Kante sich höher wagend, die Hand ausstrecken, um die Blumen zu erreichen. Das Herabkommen schien schwieriger und gefährlicher. Ihr wurde bange, als sie ihn gleiten, rutschen sah — aber sie sagte nichts und verfolgte seinen Weg mit gespannten Blicken. Endlich that er einen herzhaften Sprung und kam heil unten an. Mit geröthetem Gesicht und etwas verschobenen Kleidern überreichte er ihr den Strauß Alpenrosen. Adelheid's Gesicht wurde von einer etwas lebhafteren Farbe überflogen, denn eine ganz unbekannte Genugthuung überraschte sie. Es hatte ihr Jemand nicht ohne Gefahr einen Strauß vom Felsen geholt — ihr, dieser Adelheid Pistorius, der noch niemals

Blumen geschenkt worden waren! Und das war nun ihr Eigenthum, sie hielt es in der Hand, und es bewegte sie trotz der Freude in einer Weise, daß sie die Augen niederhalten mußte, denn sie fühlte, daß sie feucht wurden. — Holmar, der nichts davon gewahr wurde, ließ sich auf das Moos nieder, zog etwas aus der Tasche und sah sie lächelnd an. „Eins könnten Sie mir zur Belohnung erlauben!“ begann er. „Darf ich eine Cigarre anzünden?“ Adelheid gab nickend ihre Zustimmung. Ihr Vater rauchte nicht, und sie hatte niemals auf das Rauchen der Männer Acht gegeben. Aber als sie jetzt zusah, wie Holmar seine Cigarre anzündete und die ersten Züge that, fand sie, daß das Rauchen unter Umständen doch eine recht kleidsame Beschäftigung sei.

Das Gespräch lockerte sich ein wenig, und Holmar summte ab und zu ein Stück Melodie vor sich hin. „Singen Sie etwas!“ sagte Adelheid. — „Wenn Sie große Musik gewöhnt sind,“ entgegnete er munter, „dann fordern Sie mich lieber nicht auf.“ — „Ich kenne fast gar keine Musik!“ gab sie zurück. „Singen Sie das weiter, was Sie eben anfingen!“ Es war ein einfaches Volkslied, und Holmar ließ es unbefangen und ohne Kunst bis zur letzten Strophe in die Weite klingen. Adelheid sah schweigend hinaus und blieb in regungslosem Schweigen, als er geendet hatte. Nach einer Weile begann er: „Sie sagen, daß sie fast gar keine Musik kennen, und sind doch so weit in der Welt umher gewesen. Sie deuteten im Gespräch an, daß Sie in Paris waren, in Rom, Neapel, London. Haben Sie da niemals Musik gehört? Keine Oper? Kein Concert?“ Adelheid schüttelte den Kopf. „Immer nur auf der Flucht?“ fuhr er fort. „Wie muß ich mir überhaupt Ihr Leben denken? Ich habe Ihnen von meinem einfachen Lebensgange gleich ehrlich Rechenschaft gegeben — ich will zwar nicht unbescheiden sein, aber ein Bischen könnten Sie mir von dem Ihrigen wohl mittheilen.“

Adelheid zögerte, plötzlich aber faßte sie sich ein Herz. Und so erzählte sie ihm, nur in den äußersten Umrissen, von ihrer Erziehung, ihren Studien und dem Leben mit dem Vater. Holmar gerieth in Erstaunen. Ohne daß sie eine eigentliche Unbefriedigung ihres Daseins aussprach, erkannte er es doch als ein freudloses, und die innerlich verkümmerte Natur des Mädchens wurde ihm klar. Ein tiefes Mitleid erfüllte ihn zugleich mit heftigem Groll gegen den Mann, der ihr eine Entwickelung wider alle Regel und menschliche Ordnung aufgedrungen hatte. Aber er scheute sich noch, seine Erregung in Worte zu sammeln, und blieb schweigend neben ihr sitzen. Da sprang Adelheid erschreckt auf. „Die Sonne ist untergegangen!“ rief sie. „Wir haben noch ein Stück Weges. Der Vater wird längst ungeduldig sein!“

Holmar war beim Herabsteigen ernster, aber nur noch ritterlicher und zuvorkommender gegen seine Begleiterin. Auf gesenkter Straße kamen sie schneller nach dem Gasthofe, als sie erwartet hatten. Der Abend war nach Sonnenuntergang sehr kühl geworden, die Reisenden saßen im Saal in noch lebhaften Gruppen bei der Lampe. Die Ankömmlinge sahen Herrn Pistorius in eifrigem Gespräch — aber nicht mehr mit dem gelehrten Schotten, sondern mit zwei Herren, welche kaum etwas Anderes als deutsche Gymnasiallehrer auf der Ferienreise sein konnten. Sie waren des Gespräches überdrüssig, machten sich augenscheinlich über ihn lustig, und eben kam der Augenblick, da sie aufbrachen, um ihn allein sitzen zu lassen, als Adelheid und Holmar zu ihm traten. Er zeigte keinen üblen Humor über ihr längeres Ausbleiben, denn er hatte sich nach seiner Art gut unterhalten und sah nun mit Vergnügen den jungen Mann wieder vor sich, mit dem er seine Redelust weiter



üben konnte. Aber er sollte erfahren, daß er auch über diesen nicht so ganz verfügen könne. Denn Holmar, der sich bereits ein annähernd richtiges Urtheil über Herrn Pistorius gebildet hatte, wollte dem Egoismus und den tyrannischen Launen des Mannes nicht dienen. Adelheid mußte müde sein, und eigentlich war es Holmar auch. So erklärte er denn die Gespräche für heute beendigt und verlangte Rücksicht für die junge Dame, die nach den Anstrengungen des Tages der Ruhe bedürfe. Der Alte ließ sich bedeuten, und man trennte sich. Holmar, um einer Nacht gesunden Schlafes ohne Träume entgegenzugehen. Nicht so Adelheid. Sie hatte in den Stunden eines halben Tages innerlich mehr erlebt als in einem halben Leben. Noch ging es wie Erstaunen über ein Unbegreifliches durch ihre Seele, daß sie Vertrauen um Vertrauen mit einem Fremden getauscht hatte — aber er war ihr schon kein Fremder mehr. Im Halbschlaf, in huschenden Träumen gingen die Erlebnisse nochmals an ihr vorüber — dann sah sie ihn plötzlich springen, in den Abgrund stürzen und fuhr entsetzt auf. Oder sie sah ihn im Schneegestöber verschwinden, wollte ihm nachrufen, aber die Stimme versagte ihr, und angstgepeinigt rang sie dem Erwachen entgegen. Als aber die innere Erregung nachließ und sie gegen Morgen einige Stunden beruhigten Schlafes gefunden, athmete sie dem Sonnenschein des Tages erquickt entgegen, erfüllt von der Hoffnung, daß das gestern Erlebte sich heute freudebringend fortsetzen werde.

Holmar war bei Zeiten auf den Beinen und spazierte mit Ränzel und Stab bereits vor der Thür umher, ab und zu einen Blick in den Saal werfend, ob Vater und Tochter noch nicht erschienen, von welchen er sich verabschieden wollte. Er, der gewöhnt war, den Tag früh zu beginnen, um so mehr noch den Wandertag, wurde ungeduldig über die Langschläfer, denn schöne kühle Morgenstunden waren ihm schon verloren gegangen. Endlich erschienen sie. Holmar begrüßte sie, zur Wanderung gerüstet, und wollte sich empfehlen, da, wie er meinte, die Reiseziele leider jetzt wohl aus einander gehen würden. Adelheid erschrak, als sie von Abschiednehmen hörte, und Herr Pistorius sprach laut aus, daß er nicht begreife, warum Holmar allein von dannen wolle, da sie ja gemeinsam reisen könnten.

„Es thut mir sehr leid," sagte dieser, indem er das junge Mädchen ehrlich anblickte, „wirklich sehr leid, daß wir uns schon trennen müssen, aber ich habe mir einen Weg bestimmt vorgezeichnet, will eine bestimmte Anzahl von Orten sehen und habe dazu nur noch eine bestimmte Anzahl von Tagen zu verwenden." Er hätte hinzufügen können: und ein bestimmtes Reisegeld, welches ich nicht überschreiten kann. „Eine Aenderung meines Planes dürfte mir Verlegenheiten bereiten," fuhr er fort, „und — Sie werden vermuthlich nun die andere Römerstraße aufsuchen, wo die lateinische Inschrift sich findet —"

Herr Pistorius aber hatte diesen Reisezweck bereits vergessen und wollte jetzt nichts mehr davon hören. „Römerstraße! Zweiundzwanzigste Legion — was da!" rief er. „Lassen wir die Inschrift stehen, wo sie Lust hat! Laufen Sie uns nicht davon! Wir reisen zusammen!" Holmar entgegnete mit Ernst und Ruhe, daß er sich um keinen Preis von seinem Wanderplan werde abbringen lassen und — so gestand er jetzt offen — auch nicht von seiner Art und Weise zu reisen, die eben durch seine Mittel vorgeschrieben sei. Aber er sollte ja auch nicht um einen Schritt davon abgebracht werden, versicherte Herr Pistorius; er solle nur die Führung übernehmen, man wolle sich ihm gern anvertrauen. Holmar erfuhr, daß der Gelehrte

nur um jener Inschrift willen nach der Schweiz gereist und jetzt, da er diese Nachforschung aufgegeben, ganz ohne Ziel und Plan sei. Der junge Mann sah Adelheid lächelnd an und gestand, daß er sich aufrichtig freue, unter solchen Umständen noch in ihrer Gesellschaft bleiben zu können. Er sah auf den Strauß der gestern gepflückten Alpenrosen, der, obgleich schon etwas welk, noch in ihrer Hand war, und sagte: „Wenn Sie Muth haben, meine Kletterwege mitzugehen, pflücke ich Ihnen täglich frische!" Adelheid nickte, ohne für ihre Freude ein Wort zu finden. Bald darauf brachen sie auf.

Welche Thäler sie sahen, welche Berge sie bestiegen, auf welchen Seen sie fuhren, ist nicht von Belang. Adelheid hatte Eins und das Andere früher schon gesehen, jetzt sah sie Alles doch eigentlich zum ersten Mal. Sie scheute keinen Weg und kein Wetter, sie ermüdete nicht, so lange Holmar vergnügt neben ihr schritt, sie fand alle seine Anordnungen gut, besser, als sie dergleichen gewöhnt war. Auch der Alte zeigte sich sehr rüstig, und da er in den gewöhnlichen Dingen des Lebens ziemlich unpraktisch war, ließ er sich die Führung Holmar's gern gefallen. Die Reise selbst, die Gegenden, Berge und Seen waren ihm ganz gleichgültig, sein Interesse gehörte dem jungen Führer, welcher Geduld genug zeigte, sich gelehrt mit ihm zu unterhalten. Er nahm es auch nicht übel, wenn diesem der Geduldsfaden einmal riß und er mit kecker oder lachender Abwehr auf etwas Anderes übersprang. Kleine Conflicte drohten freilich schon in den ersten Tagen, wobei denn, der Entschiedenheit Holmar's gegenüber, Herr Pistorius sich zum Nachgeben entschloß. Ja er, der rechthaberische, despotische Mann, dessen harter Kopf sonst seinen Willen durchzusetzen pflegte, war so eingenommen von dem jungen Gefährten, daß er sich nach geringem Widerstand von ihm bestimmen ließ. Daß Herr Pistorius ein reicher Mann war, wußte Holmar nicht, und Niemand wäre darauf gekommen, der ihn und seine Tochter nur in ihrem gewöhnlichen Reiseaufzuge kannte. Der Alte war aber gewohnt, überall in den ersten Hotels einzukehren, um dort freilich immer schlecht untergebracht zu werden und bei der Abreise die Dienerschaft durch unerwartet große Trinkgelder in Erstaunen zu setzen. Er wurde überall mürrisch empfangen, nachlässig bedient, aber mit angelegentlichster Höflichkeit entlassen. Holmar aber war nicht zu bewegen, sich der „Beutelschneiderei" anheim zu geben und dem Gewimmel der Kellner, welchen gegenüber ihm, wie er sagte, die Hand juckte. Er hatte für die ganze Reise seine Notizen über kleinere Gasthöfe, wo man nicht minder gut aufgehoben sei, und zu diesen mußte sich Herr Pistorius nach einigem Kampfe denn auch entschließen. Holmar wagte noch viel mehr, aufgemuntert durch das tägliche Zusammenleben. Er verlangte von dem Alten mehr Rücksicht für Adelheid und schnauzte ihn ganz wacker an, wenn dieser in der Gleichgültigkeit für die Bedürfnisse seiner Tochter den egoistischen Tyrannen spielen wollte. Dafür gestattete Holmar, entgegenkommend, auch ab und zu einen Wagen für Wege, die er allein wohl gegangen wäre, und war großmüthig genug, darin mitzufahren. Bei dem andauernden kleinen Kampfe gegen Herrn Pistorius mußte es zu scherzhaften Einverständnissen zwischen Adelheid und Holmar kommen, so weit, daß sie zuweilen List brauchten, ihn irgendwo durch Unterhaltung mit Anderen zu beschäftigen, um ein Stündchen allein ihre Wege zu gehen, harmlos, als unverdorbene Kinder, wie am ersten Tage ihrer Begegnung.

In diesen Tagen, welche nun schon in die zweite Woche hinüberreichten, ging dem jungen Mädchen ein Leben innerlich

auf, ein Erwachen zu tausend neuen Anschauungen und Gedanken, ein Aufspringen immer neuer Quellen der Empfindung, der Freude, des Genusses, daß sie jetzt erst zu sehen, zu hören, zu lernen, zu denken anfing oder anzufangen glaubte. Wie eng war bisher der Kreis ihres inneren Theilnehmens, wie grau und öde diese innere Welt gewesen! Jetzt brachte ihr jeder Tag hundertfältig Neues. Denn Holmar gehörte dem Leben und der Lebenshoffnung, sein Wissen war nicht auf ein enges Gebiet beschränkt, sein Streben vielseitig, seine Aufmerksamkeit auf Alles gerichtet. Er sah in Städten, Straßen, an Gebäuden und sonstigen öffentlichen Werken Dinge, an welchen sie sonst blöde vorübergesehen hatte; er kannte die Gesteine auf den Bergen, die Pflanzen in Thälern und auf Matten; er kannte die Geschichte des Volkes, er erkundigte sich nach Sitten, bürgerlichen und staatlichen Einrichtungen, er merkte auf sprachliche Wendungen und Eigenthümlichkeiten. Sie hatte nicht gedacht, daß so Vielerlei und so Getrenntes in einem Kopfe vereinigt werden könne, und doch fühlte sie, daß viel davon mittlerweile auch in ihren Kopf schlüpfte. Sie verdankte ihm unendliche Belehrung, ohne daß er jemals die Miene machte, sie zu belehren. Was ihr reiche Anregung brachte, das warf er wie Gold aus einem Glückssäckel, ohne zu fragen, wer es fände; er that es oft zwischen scherzendem Uebermuth und lustigem Gesang. Ihr ging ein glückseliges Leben im Gemüth auf, und sie mochte nicht daran denken, daß diese Gemeinsamkeit einmal aufhören werde.

Was Holmar betraf, so lag ihm nichts ferner, als sich etwa in Adelheid zu verlieben. Er würde über eine solche Möglichkeit gelacht haben, allein er dachte sie gar nicht. Er machte ihr nicht den Hof, wenn er aufmerksam und rücksichtsvoll gegen sie war. Er konnte ihr sogar viele Dienste nicht leisten, zu welchen er erbötig gewesen wäre, weil sie nicht gewöhnt war, Dienste zu empfangen, manche Aufmerksamkeiten sogar ablehnte, weil sie nicht gelernt hatte, einen Werth darin zu sehen. Er kam in ein Vertrauensverhältniß zu ihr wie zu einer Schwester, wobei gemeiniglich die Frage, ob sie hübsch oder häßlich sei, gar nicht auftaucht; ja, mehr noch, Adelheid wurde ihm wie ein guter Kamerad, dem er in herzlicher Freundschaft ergeben war. Je mehr die ihm gemessene Reisezeit ablief, desto öfter kam er darauf zu sprechen, wie schade es sei, daß man sich trennen müsse; er aber war es doch, der den Vorschlag machte, in brieflichem Zusammenhang mit einander zu bleiben. Sie zögerte nicht, sondern sprach ihr Ja mit voller Zustimmung aus, und die jungen Freunde besprachen eifrig ihren Briefwechsel, der bei dem voraussichtlich dauernden Wanderleben von Vater und Tochter einiger Vorkehrungen bedurfte, selbst wenn man nicht daran dachte, ihn Herrn Pistorius zu verbergen.

Aber noch ehe die guten Tage vorübergingen, sollte Adelheid eine Mahnung empfangen, ihr Glück innerlich abzuwägen und die Schwingen ihrer Seele zu beschränken. Man näherte sich schon der Grenze der Schweiz, als am Ufer eines Sees, bei dem Landeplatze der Schiffe, Holmar sich angerufen hörte. Er eilte einer Gruppe von Herren und Damen zu, in welcher er Familien aus der Universitätsstadt, die er zuletzt besucht hatte, erkannte. Die Begrüßung war lebhaft, wie sie zu sein pflegt, wenn Bekannte sich unvermuthet in der Fremde treffen. Zwei hübsche junge Mädchen in eleganter Reisetoilette zeichneten sich durch sehr lautes Sprechen, Lachen und etwas auffälliges Wesen aus. Holmar schien bei ihnen gut angeschrieben und wurde eine Weile festgehalten. „Was für einer Eule haben

Sie sich denn da angeschlossen?" fragte eine der Damen, ohne ihre Stimme sonderlich zu dämpfen. Holmar sprach alles mögliche Gute von seinen Reisegefährten und fügte hinzu, daß Adelheid nicht nur geläufig englisch, französisch und italienisch, sondern auch lateinisch reden, sogar griechisch lesen könne. Die Damen lachten; da läutete man vom Schiffe, und die bunte, geräuschvolle Gruppe verabschiedete sich, um einzusteigen.

Wenn Adelheid sonst auf die Reisezüge um sie her wenig achtete, so war diesmal ihr Auge schärfer, ihr Gehör gespannter gewesen. Und so war ihr die Frage nach der Eule, der sich Holmar angeschlossen, nicht entgangen. Es gab ihr einen Stich durch das Herz, zumal sie die Schönheit der Mädchen erkannt und Holmar's höfliches Wesen gegen sie beobachtet hatte. Gleich darauf kam der junge Mann zurück, nannte die Namen der von ihm Begrüßten und fügte halb lachend hinzu: „Wahrhaftig, ich mußte mich schämen über den Aufzug, in welchem ich den Damen unter die Augen trat! Meine Kleidung ist in abscheuliche Verfassung gerathen." Adelheid fühlte sich durch diese Worte befremdet, sogar etwas verletzt. Sie hatte bis dahin noch nicht gefunden, daß er in seiner Reisekleidung nicht gut aussähe, jetzt wurde sie durch ihn belehrt, daß er vor jenen schönen Tagvögeln gern besser ausgesehen hätte, während er für sie, die häßliche Eule, auch in einem abgetragenen Anzuge sich immer noch gut genug gekleidet dünkte. Sie biß die Lippen auf einander, denn neben einem schmerzlichen Gefühl stand etwas von Trotz in ihr auf. Sie überließ Holmar dem Gespräch mit dem Vater und ging in brütender Stimmung hinter ihnen her. Plötzlich kam sie zu innerer Ermannung. Was soll das in mir? fragte sie sich. Ist nicht das ganz Selbstverständliche vorgegangen? Haben wir in unserem abscheulichen Aufzuge ihm nicht ein Recht gegeben, gering zu denken von unseren Anforderungen an äußere Erscheinung? Und was kann er dafür, wenn ein paar hübsche Mädchen ihn anlachen? Daß sie mich eine Eule nennen, ist auch zu begreifen. Aber habe ich nicht dankbar zu sein, daß er die Begleitung der häßlichen Eule nicht verschmäht? Dieser innere Vorgang machte ihr so viel zu schaffen, daß sie beschloß, offen mit ihm darüber zu sprechen. Und kurz darauf, als sie sich auf einige Minuten mit ihm allein sah, begann sie: „Was sagte die schöne junge Dame doch von der Eule, der Sie sich angeschlossen haben?"

Holmar sah sie an, und ein Bedauern ging durch sein Gemüth, daß das Mädchen dergleichen hatte hören müssen. „Wir dürfen solche Reden dem glänzenden Alltagsvolk nicht übel nehmen," sagte er. „Unsereins dient ihm immer nur zum Spott."

„Sie auch?" fragte Adelheid, indem sie ihn ungläubig von der Seite ansah.

„Ich auch," entgegnete er. „Als ich um meiner Subsistenz willen den jüngeren Kindern des Professors Unterricht im Hause gab, behandelte mich Fräulein Rosalie nur mit hochnäsiger Herablassung. Ich that es ihr gleich, und als sie es zu weit trieb, gab ich es ihr gründlich zurück. Seitdem lacht sie mit mir, aus Allem aber hört man doch den Spott heraus. Können Sie sich denken, daß diese Rosalie schon einunddreißig Jahre alt ist? Schon zweimal war sie verlobt — entweder hält es Keiner mit ihr oder sie hält es mit Keinem aus. Man fürchtet sie wegen ihrer bösartigen Zunge. Gelernt hat sie wenig, aber sie ist gescheidt wie der Teufel. Wie oft hat sie mich einen langweiligen Philister genannt! Von ihr als eine Eule bezeichnet zu werden, kann Ihnen nur zur Ehre gereichen. Denn" — fuhr er munterer fort — „ist die Eule nicht der gefiederte Bote und Be-

gleiter der Athene? Wir gelehrten Nachtwächter sollen mit der grauen Freundin unserer Schutzpatronin gute Freundschaft halten. Eine Eule darf etwas ganz Ehrwürdiges für uns sein!"

„Ja, das ist auch wahr!" rief Adelheid plötzlich ganz vergnügt. „Ich will mich gern selbst als Eule fühlen, und — oh, ich weiß etwas Lustiges! Ich lasse mir ein Petschaft stechen mit einer Eule und siegele damit alle meine Briefe!"

„Ja!" rief Holmar. „Und Sie müssen mir gestatten, daß ich mir das gleiche Zeichen wähle! Dann mögen die Eulen ihren Flug unterwegs kreuzen! Ich habe Ihre Handschrift noch nicht gesehen, mit dem ersten Eulensiegel werde ich sie begrüßen und kennen lernen!" Die jungen Leute wurden sehr heiter bei diesem Plane, und Adelheid fühlte ganz im Stillen noch eine kleine Genugthuung. Es war ihr tröstlich, daß „diese Rosalie" schon einunddreißig Jahre zählte, und es war ihr ganz recht, daß hinter ihrem lachenden Wesen nur eine Verspottung des Freundes verborgen sein sollte, obgleich sie, um dieses Spottes selbst willen, die Dame sehr tief in ihrer Achtung herabsetzte.

Der Tag der Trennung kam heran. Adelheid hatte sich mit Fassung darauf gerüstet. Blieb ihr doch die Aussicht auf den brieflichen Verkehr mit dem Freunde. Und daß ein Wiedersehen ausgeschlossen sein sollte, das konnte sie sich nicht denken. Anders nahm Herr Pistorius den Abschied. Er war unwillig, daß derjenige ihn verlassen wollte, der vierzehn Tage lang geduldig alle seine Gespräche ausgehalten hatte. Er, der nicht eigentlich einen Lebenszweck hatte, außer der andauernden Erziehung seiner Tochter, konnte sich nicht in die Lage eines Anderen versetzen, der einer Thätigkeit entgegenging und keine Geldmittel besaß; oder, wenn er eine solche Lage schon zugeben mußte, so mißbilligte er sie sehr, insofern sie seinen persönlichen Wünschen entgegenstand. Er beschloß noch einen Angriff auf Holmar zu machen. Unter vier Augen bot er ihm eine ansehnliche Geldsumme, für die er sich verpflichten sollte, auf eine bestimmte Zeit bei ihm zu bleiben. Holmar, der im Verlauf der Tage zu der Ueberzeugung gekommen war, daß Herr Pistorius ein ziemlich wohlhabender Mann sein müsse, sah ihn bei diesem Anerbieten erstaunt, ja mit Entrüstung an. Hätte der Alte eine ansprechendere Form gewählt und ihm etwa vorgeschlagen, auf ein oder einige Jahre als sein Reisebegleiter die Welt in größeren Kreisen zu betrachten, wer weiß, ob der Plan nicht etwas Verlockendes für den jungen Mann gehabt hätte. Aber dieses plumpe Darbieten einer bestimmten Summe brachte ihn im Innersten auf. Der Stolz des hoffnungsreichen Armen trat der Anmaßung des bedürftigen Reichen hart gegenüber. Holmar nahm sich zusammen, dankte, lehnte ab und fügte hinzu, daß er Pflichten gegen sich selbst habe, welchen er sich nicht entziehen könne. Dieses Gespräch störte das Einvernehmen der letzten gemeinsamen Stunden. Herr Pistorius, der Jemand haben mußte, an dem er seine üble Laune auslassen konnte, wendete diese gegen seine Tochter, haderte mit ihr, schalt sie und bereitete ihr unangenehme Auftritte. Ein tiefes Mitleid ging durch Holmar's Gemüth, und um ihr etwas Gutes zu sagen, rief er: „Im nächsten Sommer, wenn meine Schulferien kommen, geben wir uns irgendwo ein Stelldichein und reisen wieder ein paar Wochen zusammen!" Adelheid's Augen wurden weit, der Alte aber griff das Versprechen auf, und in schnell verbesserter Laune rief er: „Richtig! Wir gehen zusammen nach Neapel, studiren den Ausbruch des Vesuv und den Untergang von Pompeji mit dem Plinius in der Hand!" Holmar lachte und ließ das dahingestellt sein. Die Stimmung war

wieder besser geworden, und man nahm Abschied, um verschiedene Wege einzuschlagen.

Adelheid, für die es nicht viel zu packen gab, da sie immer gerüstet sein mußte, irgend wohin abzureisen, hatte ihren Vater nach Aegypten zu begleiten. Denn in der Schweiz war Herr Pistorius mit zwei aus Afrika kommenden Engländern in ein Gespräch gerathen und sofort zu der Ueberzeugung gelangt, daß er seine Tochter an Ort und Stelle über den Bau der Pyramiden zu unterrichten habe. Ihretwegen hätte es ebenso gut zum Studium des Walfischfanges nach Norden gehen mögen als zu den Pyramiden. Sie brachte dem Wechsel von Ort und Gegend, dem Gehen und Bleiben jetzt die frühere Gleichgültigkeit entgegen. Aber ein inneres Gut nahm sie doch mit sich, einen Schatz von Anregungen, Gedanken, Erinnerungen, den Beginn eines Wandels ihrer Anschauungen, ihres ganzen Wesens. Und es war ihr lieb, daß sie auch mit dem Vater von ihrem Freunde sprechen konnte. Zwar sie selbst brachte die Rede nicht leicht auf ihn, dagegen that es der Alte, und mit häufigem Bedauern, daß der junge Mensch nicht so viel Vernunft habe annehmen wollen, mit ihm zu reisen.

Wenn Herr Pistorius einen bestimmten Plan hatte, pflegte er schnell und geradenwegs auf sein Ziel loszugehen. Adelheid war bald in Aegypten, mußte mit äußerster Anstrengung mit auf die Pyramide des Cecrops klettern und auf dunklem Wege in das Innere derselben kriechen. Sie betrachtete diese Dinge jetzt mit aufmerksameren Augen, und sie glaubte erst sehen gelernt zu haben. In Cairo siegelte sie den ersten Brief mit dem Eulenpetschaft, der nach einer kleinen Stadt in Mitteldeutschland gerichtet war. In Triest auf der Rückreise fand sie, wie verabredet worden, das Eulenzeichen des Freundes. Sie erfuhr, daß er als Lehrer am Gymnasium angestellt sei und sich sofort eine wissenschaftliche Arbeit vorgenommen habe, die ihn in seiner Einsamkeit für Manches entschädige. Nun gingen die Briefe rascher hin und wieder, und zwar sehr ausführlich, wie es bei dem Beginn einer Correspondenz zu geschehen pflegt. Holmar schrieb an sie wie an einen Studienfreund, dessen Theilnahme für Alles vorausgesetzt wird. Und da Adelheid ihre Briefe durchweg „die Eule“ unterzeichnete, redete er sie auch wohl als „liebes Eulenschwesterchen“ an. Im Frühjahr machte Herr Pistorius eine längere Rast in Florenz, wo er in den Bibliotheken nothwendig etwas über Machiavelli aufsuchen mußte. Im Juni war er schon bis Basel vorgeschoben, welches für Adelheid's Erziehung in Betreff der altdeutschen Malerei wichtig wurde. Zu Ende des Monats hieß er seine Tochter an Holmar schreiben und an sein Versprechen mahnen. Wenn es nicht nach Pompeji sein könnte, so schlage er eine Reise nach dem südlichen Frankreich vor, um die sehr bedeutenden und wichtigen römischen Ueberreste gemeinsam zu prüfen.

Der junge Gymnasiallehrer schrieb umgehend zurück: Er anerkenne die Wichtigkeit der südfranzösischen Römerbauten; von größerer Bedeutung aber sei es für ihn, daß er nur über eine sehr schmale Reisekasse zu verfügen habe, die ihm nichts als einen kleinen Ausflug verstatte. Er denke sich nach Dresden zu begeben und werde sich freuen, wenn er mit den Freunden unter Kunstwerken und in den Elbgegenden umherschweifen könnte. Herr Pistorius brummte, Adelheid's Herz jubelte und Abends eilte sie mit dem Vater nach dem Bahnhofe, um Morgens dem Freunde schreiben zu können: Wir sind schon da!

Sie war dankbar, sie rechnete es ihm hoch an, daß ihm wirklich ein Wieder-

sehen willkommen war. Die Armuth und Einschränkung, in der er lebte, geistig immer mit großen Plänen und Hoffnungen erfüllt, erschien ihr poetisch und ehrwürdig zugleich; seine rege Thätigkeit bewundernswürdig gegenüber dem dilettantisch gelehrt thuenden, zerstreut zwecklosen Leben, welches sie mit ihrem Vater zu führen hatte. Und als der Freund nun kam, wie glücklich war sie, daß die goldenen Tage sich erneuern sollten. Sie fand ihn stattlicher und gesetzter geworden. In das glatte Bubengesicht vom vergangenen Sommer war ein jugendlicher blonder Schnurrbart gekommen, in welchem sie zum ersten Mal die Bedeutung dieses männlichen Schmuckes bewunderte. Holmar dagegen fand seine Freundin so ziemlich unverändert, nur daß ihre Gesichtsfarbe etwas lebhafter, ihr Wesen etwas rascher und freier geworden war. Ihre Kleidung mochte eine neue sein, aber sie zeigte noch immer denselben unbeschreiblichen Zuschnitt, halb Soldatenmantel, halb Mönchskapuze. Es kam ihr gar nicht in den Sinn, sich zu schmücken; sie war so gewöhnt, in dieser Tracht einherzugehen, sie sah überdies die Vortheile derselben ein bei dem rastlos umherfahrenden Leben mit dem Vater, daß sie nicht mehr daran dachte, ihre Tracht zu verändern. Holmar machte diesmal wenig Umstände mit Herrn Pistorius, da er keine sonderliche Achtung für ihn, eher geheimen Groll gegen ihn hegte. Mit Adelheid allein wollte er Kunst und Natur genießen, daher suchte er den Alten möglichst oft in der Bibliothek festzusetzen. Es war nicht schwierig, und so blieben den Freunden schöne Stunden, in welchen Adelheid sorglos und gern den Arm Holmar's annahm, um sich von ihm führen zu lassen. In einem rein freundschaftlichen, kameradschaftlichen Verhältniß blieben sie auch jetzt, und Adelheid war damit zufrieden und glücklich, sie bewahrte ihre Gedanken vor Hoffnungen, daß es jemals ein anderes werden könne. Innerlich befestigter war es aber bei diesem Wiedersehen doch geworden. Auch bei Holmar, dem es erschien, als könne er kaum noch ein Geheimniß vor der Schwester haben.

Und als sie sich zum zweiten Male getrennt hatten, flogen die Brief-Eulen wieder um so lebhafter durch die Welt, denn durch die neue Anknüpfung schienen die Freunde innerlich nur bereichert und um so ausgiebiger gestimmt.

Wohin Herr Pistorius im Laufe des nächsten Jahres reiste, ist gleichgültig. Er war im Süden und im Norden, beschäftigt mit eitel geschäftslosem Müßiggang. Die Sommerferien kamen, Adelheid war brieflich darauf vorbereitet, daß der Juli kein Wiedersehen bringen werde, da Holmar von „übermäßiger Arbeit und gar keinem Reisegeld" schrieb. Und es verging ein drittes Jahr, da wurde der Freund an einen anderen Ort und in eine höhere Stellung versetzt, Vorgänge, die ihm eine Sommerreise nicht erlaubten. Bald wurden die Briefe seltener, und zwar auch von Adelheid's Seite.

Sie wollte dem Freunde nicht klagen, daß sie einen schweren Stand mit dem Vater hatte. Aus ihrem unterwürfigen, sclavisch erzogenen Gehorsam wußte sie sich mit der Zeit zu einiger Entschiedenheit ermannen, denn die Wunderlichkeiten des Alten nahmen in auffallender Weise zu. Oft sah sie sich gezwungen, ihm mit ihrer besseren Einsicht energisch entgegenzutreten. „Von wem du das gelernt hast, weiß ich auch!" schrie Herr Pistorius sie eines Tages an. — „Wenn du es eräthst," entgegnete sie mit Ruhe, „so wirst du an mir nicht mißbilligen, was du bei ihm vernünftig gefunden hast." Und der Alte grollte und brummte, ließ es aber schließlich gelten.

Es kam schlimmer mit ihm. Er, der bis zu seinem fünfundsechzigsten Jahre

völlig gesund und rüstig gewesen, wurde in Mailand von einem Schlagfluß niedergestreckt. Er war körperlich und geistig gelähmt. Adelheid übernahm mit pflichtvollster Ausdauer die Pflege und Wartung an seinem Lager, Monate lang, schon über ein Vierteljahr, und es war kein Absehen, wie es sich wenden würde.

Da empfing sie einen Brief aus Deutschland. Unter dem Eulensiegel zeigte ihr Holmar — seine Verlobung an. Er habe, theilte er mit, seiner geliebten Braut so viel von seinem Schwesterchen erzählt, daß sie der Freundin einen Gruß von ganzem Herzen zurufe. — Adelheid ließ den Brief aus den Händen fallen. Ein Krampf ging durch ihr Herz, und was sie sich selbst nicht zugestanden, zerriß mit leidenschaftlichem Schmerz die Fesseln, die sie sich auferlegt hatte. Sie durfte dem Freunde nicht grollen, denn sie wußte ihm nichts vorzuwerfen. Aber sie fühlte, daß die Welt in ihrem Inneren zusammenbrach, daß sie nun nichts, gar nichts mehr ihr Eigen nannte. Thränen hatte sie nicht, um so grausamer wühlten in ihr Verbitterung, Groll, Lebensverachtung, Selbstanklage, Alles, was ein stets unterdrücktes Gemüth plötzlich zur völligen Hoffnungslosigkeit erwachen läßt. Auch als der erste Sturm ihrer Empfindungen ausgetobt, wurde ihre Seele nicht freier. Die ganze Oede ihres verlorenen Daseins, ohne Jugend, ohne Schmuck des Lebens, ohne ein Band des Verständnisses zu Menschen, breitete sich vor ihr aus, dazu der Blick in eine Zukunft von gleich trostloser Oede. In solcher Gemüthslage hatte sie die Pflichten der Tochter am Krankenbette zu erfüllen, allein, in der Fremde. Zwar erlaubten die Verhältnisse alle Hülfe und Bequemlichkeit, aber der Kranke hatte von seinen Lebensgeistern gerade so viel Eigensinn bewahrt, um jede Handreichung, die nicht von seiner Tochter kam, heftig zurückzustoßen; zwar war sie nirgends heimisch und immer in der Fremde gewesen, jetzt aber fühlte sie den Mangel von Haus und Herd, von menschlicher Theilnahme immer bitterer. Dieser Dienst in der Krankenstube bei Tag und Nacht drohte geistig und körperlich aufreibend zu werden. Aber sie nahm alle Energie zusammen, sie wollte nicht unterliegen, sie beschloß, des inneren und äußeren Elends Meister zu werden. Sie erfüllte ihre Pflichten, ohne Dank zu ernten oder auch nur zu erwarten, sie lernte selbständig zu verfügen über Vermögens- und sonstige Verhältnisse, ihr Charakter hatte jede Gelegenheit, sich festzustellen und auszuprägen. Noch ein ganzes Jahr währte ihre Sorge am Krankenlager, bis der Tod den Unglücklichen erlöste.

Adelheid hatte den Brief Holmar's und die Grüße seiner Braut nicht zu entgegnen vermocht. Sie that es erst, als sie dem Jugendfreunde zugleich den Tod ihres Vaters anzeigte. Und zwar geschah dies von England aus, wohin sie eine Einladung, die erste in ihrem Leben, angenommen hatte.

Darüber waren viele Jahre vergangen.

Nun ging wieder die akademische Ferienzeit an, und mit ihr zogen, wie in jedem Jahre, Musensöhne mit Ränzel und Stock durch die Berge, und ernste Kathedergesichter klärten sich auf, um in der Natur Erquickung zu suchen.

Ein Mann mit zwei Knaben stieg am heißen Nachmittag eines Augusttages den etwas steinigen Waldweg hinauf. Die Kinder schienen zwar nicht ermüdet, dennoch blickte der Vater zuweilen bedauernd auf den älteren, welcher, nicht so kräftig gebaut, sich mehr an seiner Seite hielt, während der jüngere meist einige Schritte voraus war. Der Weg sollte die Fahrstraße, welche sich in breiten Windungen um den Bergrücken zog, um ein Bedeutendes abschneiden und erwünschten Schatten für die Fußreisenden bringen.

Nun stieg er hart genug an, führte durch niedrigen Baumwuchs oder durch Strecken, von welchen der Wald zurücktrat, so daß man sich der Sonnengluth häufiger ausgesetzt sah, als des Schattens genoß. Endlich traten die Bäume näher zusammen, zugleich aber wurde der verengerte Pfad durch Gestein und Wurzeln beschwerlich. Der Vater nahm seinen Aeltesten bei der Hand, um ihn zu unterstützen, indem er das jüngere Bürschlein seiner eigenen kräftigeren Gelenkigkeit überließ. „Wir sind oben! Heißa! Da ist die Fahrstraße! Wir sind oben!“ rief der Kleine. In einigen Minuten war man wirklich am Ziele und konnte unter Buchenzweigen einige Minuten ausruhen. „Das hat uns müde gemacht, nicht wahr?“ sagte der Vater, indem er sich die Stirn trocknete. „Nein, gar nicht!“ rief der Jüngere, hin und her hüpfend, um seine noch frischen Kräfte zu zeigen, während der Aeltere, seine Müdigkeit zwar auch leugnend, sich an den Stamm eines Baumes lehnte. „Und nun,“ begann der Kleine, „sind wir in zehn Minuten bei dem guten Wirthshause, das hier sein soll, und dann giebt es etwas zu trinken! Aber, nicht wahr, erst muß etwas Butterbrot gegessen werden auf die Erhitzung, das giebt eine bessere Grundlage!“ — Der Vater lachte. „Ja wohl,“ sagte er, „die gute Grundlage von einem Butterbrot ist bei meinem Puck immer die Hauptsache! Titus, da liegt ein breiter Stein,“ so wendete er sich zu dem Aelteren; „setz' dich ein wenig nieder!“

Es war ein stattlicher, noch jugendlich aussehender Mann, mit charaktervollen Gesichtszügen und hellbraunem Vollbart. Die Kinder, in Grau gekleidet, mit Stulpenstiefelchen und Strohhüten, trugen ihre kleinen Ränzel auf dem Rücken wie der Vater sein ziemlich starkes. Titus und Puck nannte er sie, nicht weil sie so getauft, sondern weil ihm ihre Namen zu lang waren und die scherzhafteren sich nun einmal im Hause eingebürgert hatten. Nach kurzer Rast war das Treiblatt wieder auf der Wanderung und bald vor dem Wirthshause angelangt, vor dessen Thür man Tische und Stühle unter Bäumen fand. Es war ein hübscher Platz. Die Fahrstraße, welche vorüberführte, hatte hier ihren Höhepunkt erreicht, um sich nach zwei Seiten abwärts zu senken. Dem Wirthshause gegenüber war der Wald gelichtet und gab dem Auge den Blick in die breite Gebirgslandschaft frei. Es war kein prunkendes Hotel. Fuhrleute und Handwerksburschen durften getrost einkehren. Zuweilen stiegen auch einmal Gäste aus dem großen besuchten Badeorte, den man unten in der Ferne erkannte, hier ab, um neben der Aussicht sich mit Milch und Brot zu begnügen.

Während der Vater und die Kinder sich an ganz derber Kost, Brot, Käse und Bier, für die Anstrengungen der Wanderung schadlos hielten, kam ein Wagen von der Seite des Badeortes langsam den Weg herauf. Die Insassen, zwei Damen und ein Knabe, alle drei in der gewähltesten und feinsten Sommerkleidung, mochten auf einer Spazierfahrt begriffen sein. Eine der Damen, eine sehr schöne Frau, saß bequem zurückgelehnt und ließ sich lächelnd unterhalten von der Nachbarin, welche, während sie sprach, ein lebhaft beobachtendes Auge für Alles, was die Umgebung bot, zu behalten schien. Der Fußreisende, eben beschäftigt, seinen Kindern von Neuem zuzutheilen, richtete einen gleichgültigen Blick nach dem Wagen. Plötzlich aber leuchtete sein Auge auf. Er warf Brot und Messer hin und stürzte über den Weg, dem Wagen entgegen. Die Pferde, scheu gemacht, bäumten sich, die schöne Frau, in Furcht vor dem Ueberfall eines Wegelagerers, schrie auf, der Mann aber griff in die Zügel der Pferde und brachte sie mit kräftiger Hand zum

Stehen. Da ertönte es aus dem Wagen: „Holmar! Er ist es wahrhaftig! Kutscher, still gehalten! Wir steigen aus!“

„Aber um Gotteswillen, Adelheid!“ rief die schöne Frau. „Warum müssen wir denn —?“

„Verzeihen Sie, liebe Metella!“ unterbrach die andere. „Es ist ein Freund von mir. Ueberdies findet sich hier ein Aussichtspunkt — wir wollen kurze Rast machen.“

Holmar hatte bereits den Kutschenschlag geöffnet, schüttelte dem Fräulein Pistorius die Hand und wurde der schönen Frau von R. vorgestellt.

Diese wußte nicht, wie ihr geschah, um eines unbekannten Mannes willen den Wagen verlassen zu müssen, und hob die Schleppe ihres luftigen Gewandes von der staubigen Straße auf. Aber sie war gewöhnt, sich der Freundin zu fügen, und sah sich nur nach ihrem Knaben um, welcher prüfend zu den Kindern des Fremden hinüberblickte.

„Dennoch ertappt!“ flüsterte Holmar neben Fräulein Pistorius. „Meine Spione waren Ihnen auf der Ferse, und jetzt bin ich in Person wieder da!“

„Nun gut!“ sagte sie. „Sie finden mich noch als dieselbe, und ich hoffe — wir stören einander die Muße nicht!“ Sie sprach es mit besonderer Betonung und einem etwas strengen Blicke. „Aber,“ fuhr sie munterer fort, „was haben Sie denn da für ein paar graue Männlein bei sich?“

„Nun, meine Kinder sind es,“ entgegnete er.

Sie richtete ihre Augen vorwurfsvoll auf ihn. „In Buben verwandelt?“ rief sie. „Holmar, wissen Sie, was solche Verkleidungen — himmlischer Vater! Titus und Puck in Hosen und Jacken! O, ihr armen Dinger!“ Sie eilte auf die Kinder zu, und diese, sie erkennend, liefen ihr mit offenen Armen entgegen. Die schöne Frau aber stand dabei und richtete halb belustigte, halb mißbilligende Blicke auf die Gruppe.

In der That, die Kinder waren Mädchen in Knabenkleidern. Auch ein beobachtendes Auge würde Puck für einen ganz derben kleinen Buben gehalten haben, Titus gegenüber konnte man zweifeln, ob ein Knabe in der Verkleidung stecke. Nicht zum ersten Mal trugen die Kinder diese Tracht, daher sie sich ganz frei darin bewegten; beide, acht- und siebenjährig, waren so einverstanden mit der bequemen Reisekleidung, daß sie sich keine andere wünschten. Fräulein Pistorius aber kam nicht so schnell über die Sache hinweg und beklagte die Kleinen, daß sie in solchem Aufzuge durch die Welt laufen müßten. Puck lachte, Holmar aber begann: „Sie kennen meine Verhältnisse. Zu Hause konnte ich die Kinder nicht lassen. Einen Reisekoffer voll Weiberkleider mitzuschleppen, auf jeder Station weiße Röcke waschen zu lassen, in jedem Wirthshaus eine Jungfer zu Rathe zu ziehen — womöglich Nadel und Zwirn selbst in der Tasche zu führen, danach trug ich kein Verlangen. Ein einziger derber Bubenanzug ist dagegen ganz zweckmäßig, und selbst ein Loch in den Hosen braucht nicht ängstlich genommen zu werden. Wir sind schon einmal so umhergestiefelt und haben uns vortrefflich dabei befunden.“ — „Ja!“ rief Puck, im Sitzen auf und nieder wippend. Ein Blick Holmar's aber streifte den Sohn der schönen Frau, dessen Anzug freilich im stärksten Gegensatze zu dem der Mädchen stand. Der Knabe, schön wie seine Mutter, war in auserlesen zierliche Tracht, schneeweiß und farbig — ein Amor nach der neuesten Modezeitung — gekleidet.

Fräulein Pistorius, welche ihre Augen mit einem traurigen Ausdruck auf die Kinder richtete, entgegnete: „Für sich mögen Sie Recht haben, Holmar. Ob es für die Kinder, ob überhaupt recht gethan

ist, wäre zu erörtern." Und zu Metella gewendet, fuhr sie fort: „Ja, was sollen wir uns denn hier geben lassen? Der Herr Wirth scheint große Hoffnungen auf uns zu setzen, denn er dienert angelegentlich um uns her." Boso, Metella's Knabe, befahl Chokolade. Der Wirth zuckte bedauerlich die Schultern, und Puck lachte laut auf, um dann einen herzhaften Biß in sein Butterbrot zu thun. Ein Glas Milch für den Knaben und ein Glas Bier für den Kutscher waren dann der Leistungsfähigkeit des Hauses angemessener. Schnell tauschte man einige Mittheilungen aus, wobei Fräulein Pistorius und Holmar fast allein die Rede wechselten. Daß die Damen den benachbarten Badeort zum Sommeraufenthalt gewählt, war dem Reisenden nichts Neues mehr, dagegen erzählte er zur Ueberraschung des Fräuleins, daß er sich auf dem Wege nach demselben Ziele befinde. Eine Anzahl gleichstrebender Gelehrten habe sich diesen Ort zur Versammlung ausersehen, um über die Gründung einer Zeitschrift mit einander zu verhandeln und sich womöglich zu verständigen. „Wir drei Fußgänger werden eher an Ort und Stelle sein als die Damen," schloß Holmar, „wenn Sie Ihre Spazierfahrt noch weiter ausdehnen. Der Weg kann nur noch eine Stunde betragen, und wir schreiten tapfer zu." Das Fräulein war nahe daran, den Vorschlag zu thun, Holmar möge ihr die Kinder in den Wagen geben; aber sie sahen sehr staubig aus, Metella hätte es vielleicht auch nicht gern gesehen — und noch aus anderen Gründen verwarf sie die gutmüthige Regung. In den Augen der Freundin las sie überdies den Wunsch, der Sitzung bald ein Ende zu machen. Sie erhob sich, und Holmar begleitete die Damen zum Wagen. Er wartete eine Einladung nicht erst ab, sondern sagte beim Abschied: „Ich werde mich beeilen, meine Aufwartung zu machen!"

Es verstand sich von selbst, daß, als der Wagen das Wirthshaus hinter sich hatte, die schöne Frau halb lachend begann: „Nun sagen Sie mir nur, Adelheid, warum wir hier förmlich Station machen mußten? Dachte ich doch Wunder, was sie mit dem Manne zu verhandeln hätten!" Die Angeredete zog die Augenbrauen in die Höhe und schien nach einer schicklichen Einleitung zu suchen; Metella aber fuhr fort: „Ich erschrak im ersten Augenblick vor ihm, trotzdem — er ist eigentlich eine sehr angenehme Erscheinung! Wie aber kommt ein so junger Mann schon zu den zwei großen Kindern?"

„Früh geheirathet," entgegnete Adelheid; „mit fünfundzwanzig Jahren! Jetzt etwa fünfunddreißig Jahre alt und — Wittwer!"

„Wittwer!" rief Metella halb beklagend, halb verwundert. „Dann verstehe ich schon eher die Verkleidung der Kinder. Aber unschicklich finde ich sie doch!"

„Mehr als das!" sagte das Fräulein. „Unrecht ist es, gefährlich, es kann zum Unglück für die Kinder werden! Ich habe dergleichen an mir selbst erfahren!"

„Sie? In gleichem Aufzuge mußten Sie einst —?"

„Nein, in Hosen und Stulpenstiefeln mußte ich nicht, eigentlich mußte ich etwas noch Schlimmeres. Als wandelnder Reisekoffer ging ich bis zu meinem dreiundzwanzigsten Jahre einher, als bloßes Bücherfutteral kletterte ich auf die Berge, Thürme und Pyramiden, als leibhaftiger Mantelsack spazierte ich durch die elegante Welt der Hotels. Meine einstige Laufbahn als zweibeiniges Gepäckstück ist mir ja immer noch anzumerken!"

Metella fing laut an zu lachen. „Adelheid!" rief sie, „Sie sind und bleiben ein Original!"

Adelheid zuckte die Schultern. „Wenn Sie wüßten," sagte sie, „wie wenig mich

diese Bezeichnung freut! Aber das thut nichts. Wenn mir Jemand sagt, deine Nase ist krumm, so muß ich das auch gelten lassen, denn wie die Verhältnisse waren, so hat sie eben krumm werden müssen, und ich muß mit dem Haken durch die Welt zu kommen suchen. Eine Eule ist auch ein Vogel — so zu sagen!“

Die schöne Frau lachte noch mehr. „Gehen Sie doch!“ rief sie. „Erzählen Sie mir lieber noch etwas von dem Manne — Holmar heißt er? Was ist er denn?“

„Haben Sie nie etwas gehört von seinen berühmten Forschungen über das Zeitalter —“

„Gott bewahre mich!“ rief Metella unterbrechend. „Sie wissen, ich bin nicht gelehrt wie Sie! Also ist er wohl Professor?“

„An der Universität zu B.,“ nickte Adelheid. „Bereits ein Lumen in seiner Wissenschaft!“

„Nun, und wie haben Sie denn seine Bekanntschaft gemacht? Auch so durch gelehrte Beziehungen?“

„Eigentlich — ja! Aber unsere Bekanntschaft ist schon alt. Wir waren Jugendfreunde. Bei Lebzeiten meines Vaters trieben wir allerhand gelehrtes Zeug zusammen. Nachher, wie das so geht, kamen wir aus einander.“

„Haben Sie seine Frau gekannt?“

„Nein, auch nie gesehen.“

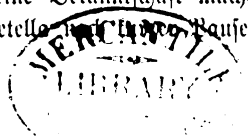
„Aber die Kinder kannten Sie doch? Sie liefen Ihnen ja mit offenen Armen entgegen! Lassen Sie sich doch nicht Alles so abfragen! Der Mann wird uns besuchen, man muß also doch wissen —“

„Nun ja, Kindchen! Es sind ja auch keine Geheimnisse. Also, da seine Frau starb, war ich in Rom, wo mir Bekannte davon Mittheilung machten. Es sind fünf Jahre her. Er jammerte mich tief mit seinen zwei Würmchen! Mittlerweile kam ich wieder nach Deutschland und erkundigte mich nach ihm. Ich erfuhr, daß er eine uralte Tante ins Haus genommen — wozu ihm denn auch nicht zu gratuliren war, da ihm keine besondere Erleichterung dadurch zu Theil wurde. Vor einem Jahre hatte nun die alte Person die Schwachheit, zu sterben, und zwar zu einer Zeit, da beide Kinder am Scharlachfieber daniederlagen. Dieses Elend in der Familie ging mir denn doch nahe, und kurz, ich faßte mir ein Herz, rückte ihm ins Haus und erklärte ihm, ich würde bleiben, bis die Kinder wieder hergestellt wären. So wurde die alte Freundschaft erneuert.“

„Das sieht Ihnen ähnlich, Adelheid,“ sagte Metella mit Anerkennung. „Und hätte er Sie nicht gern für immer bei seinen Kindern behalten?“

„Daß ich dafür nicht passe,“ meinte Adelheid, „hatte ich bereits eingesehen. Bleiben! Verweilen! Festen Fuß fassen! Wie wäre das bei mir noch möglich! Da ich Ihnen schon Mancherlei aus meinem früheren Leben mitgetheilt habe, werden Sie verstehen, daß ich mich als eine Art von Perpetuum mobile fühle. Lange Rast ist mir nicht mehr möglich. Und überdies — ich wünsche, daß Holmar sich wieder verheirathe.“

Metella fand diesen Wunsch gerechtfertigt, und es fiel ihr nicht im leisesten auf, daß Adelheid sich vorweg aus der Reihe derjenigen auszuschließen schien, welche er wohl heirathen könnte. Denn wenn sie die Freundin gleich überaus schätzte, so glaubte sie dieselbe doch ihrer Gesichtsbildung nach, in ihrem Wesen, in ihrer befremdlich gelehrten Bildung, in ihrem Urtheil über die Männer, endlich in ihren Lebenswünschen und Forderungen weit entfernt von Allem, was Neigung einflößen oder in ihr selbst eine Neigung wecken könnte. „Er war also noch Student, als sie seine Bekanntschaft machten?“ fragte Metella nach einer Pause.



„Er war's nicht mehr," entgegnete Adelheid, „sah aber noch so aus, und zwar wie man dergleichen nicht alle Tage sieht. Und jetzt, mit vierunddreißig Jahren — Sie sagten selbst, daß Sie ihn für jünger gehalten hätten. Ich war eigentlich niemals jung; jetzt aber, diesem Manne gegenüber, wird mir klar, daß ich alt, uralt bin!"

Sie lachte dabei; die schöne Frau aber erschrak förmlich und warf ihr ein halb unwilliges: „Nun, nun!" entgegen. Denn sie wußte wohl, daß sie und Adelheid gleichen Alters waren, und sie selbst fühlte sich noch jugendlich genug, zumal ihre gesellschaftliche Stellung ihr ein Recht dazu gab.

„Ja so!" rief Adelheid verstehend und noch herzlicher lachend, indem sie die Hand der Freundin ergriff. „Kindchen! das ist bei Ihnen ganz etwas Anderes. Sie sind noch sehr jung und werden es noch lange bleiben. Ich aber wurde schon vor zwanzig Jahren zum Altsein zugerichtet, und es hat so trefflich gefruchtet, daß ich jetzt mindestens zwanzig Jahre älter bin als Sie!" Sie lachte dabei ganz vergnügt, aber die schöne Frau konnte nicht mitlachen, da ihr solche Gespräche überhaupt unheimlich waren. Sie wußte den Gegenstand zu wechseln, und bald kam man auf die Berathung über einen größeren Ausflug, zu welchem die Damen heut' erst in der Gesellschaft aufgefordert worden waren.

Unterdessen schritt Holmar mit den Kindern seinem Tagesziele zu. Es war ein großes Luxusbad mit palastartigen Bauten und Villen für Sommergäste aus allen Weltgegenden, deren nicht alle nur wegen der Heilquellen hier Wohnung zu nehmen pflegten. Wurden viele von dem Reiz einer bunten Geselligkeit hergelockt, die ihren Sommerfasching feierte, so ließen sich andere durch die Schönheit der Gegend anziehen, um, nur mit flüchtigem Blick auf das farbenschillernde Treiben, die abliegenderen Wege durch Gebirg und Wald zu wandeln. Im eigentlichen Städtchen aber sind bescheidene Häuser und Straßen, wo man dem Werktag sein Recht einräumt, wo man sich um redlichen Verdienst müht, wo gearbeitet, gelehrt und gelernt wird wie überall. Durch eine dieser Straßen fragte sich Holmar nach dem Hause des Gymnasiallehrers Gebhart, eines seiner ältesten Studiengenossen. Da wurde ihm aus einem Fenster ein freudiges Willkommen zugerufen, und gleich darauf empfing Gebhart mit seiner Frau und seiner Mutter die Ankommenden. Man hatte sie längst erwartet. Die Frauen waren unterrichtet, daß Holmar seine beiden Mädchen in Knabenkleidern mitbringen werde, und nahmen sich mit halb lachenden, halb bedauernden Gesichtern der kleinen Wandergesellen an, um sie zu erquicken und zu pflegen. Gebhart zeigte die lebhafteste Freude, nicht nur, daß Holmar den wiederholten Einladungen einmal nachgegeben, sondern auch, daß er den kleinen wissenschaftlichen Congreß gerade nach seinem Wohnort verlegt habe. Es war ihm von Werth, nicht nur für seine Hausgäste, sondern auch für die gelehrten Herren den Wirth in der Stadt machen zu können. Die Erwarteten waren bereits eingetroffen und hatten sich nach Holmar erkundigt. Und da der Abend kam, ließ Holmar seine Kinder getrost unter der Obhut der Frauen, um mit Gebhart die wissenschaftlichen Genossen an einem bestimmten Orte aufzusuchen. Da die Verhandlungen derselben den Gang dieser Geschichte nicht sonderlich berühren, so mögen die Herren ihre Sache unter sich berathen.

Am anderen Morgen schritt Adelheid Pistorius allein durch den Garten ihrer Wohnung, welche sie mit ihrer Freundin theilte. Das gestrige Wiedersehen lag

ihr in Gedanken und machte ihr mehr zu schaffen, als ihr eigentlich erwünscht war. — In der zwar einfach, aber gewählt gekleideten Dame, welche langsam durch die Gänge wandelte, war jene Adelheid von der Alpenwanderschaft kaum wiederzuerkennen. Schöner hatte sie freilich nicht werden können, aber dennoch sah sie besser aus. Ihre Züge waren reifer, energischer geworden, das Mürrische, Gleichgültige und Düstere war verschwunden und hatte einem Ausdruck von ruhiger Klarheit Platz gemacht. Ihre klugen Augen blickten scharf und ernsthaft über die krumme Nase, und das braune volle Haar, welches sie endlich nach Frauenart hatte wachsen lassen, umgab die hohe Stirn mit starker Flechte. Die einstige Phantasietracht hatte sie gleich nach dem Tode ihres Vaters abgeworfen. Wenn sie ihm mit der Pietät der Tochter bis zum letzten Augenblicke Gehorsam geleistet, so wollte sie nun nicht mehr den Sonderling spielen, sondern anderen Frauen gleich erscheinen. Wenn einst bei dem jungen Mädchen sich ein gewisser Trotz gegen diese äußeren Vortheile ausgesprochen, so war das mehr eine Art von Nothwehr unter der Gewalt eines fremden Willens. Sobald dieser für sie nicht mehr da war, erwachte der weibliche Sinn in ihr und verlangte das nachzuholen, was ihr so lange verwehrt worden war. Jetzt wollte sie sich sogar mit Wahl, mit Geschmack gekleidet sehen. Sie blieb immer noch in bestimmten Grenzen, denn daß sie sich nicht schöner machen konnte, wußte sie; daher man auch ihre eleganteste Tracht eher etwas zu matronenhaft als ihren Jahren angemessen nennen konnte. — Sie fing eigentlich erst von dem Augenblick ihrer Freiheit an, sich ihrer Natur gemäß zu entwickeln, und daß sie eine durchaus weibliche Natur war, darüber fühlte sie sich zuweilen selbst überrascht. Freilich richtete sich noch immer, wenn sie auch den unregelmäßigen Gelehrtenkram aus der frühen Jugend über Bord geworfen, ihr hauptsächliches Interesse auf wissenschaftliche Dinge. Geistig lebte sie doch in dem Bereich der Männer, in Büchern, in der literarischen und künstlerischen Welt, wie sehr sie sich immer bestrebte, unter Frauen zu sein und Frauenart zu bewahren. — Herr Pistorius war nicht eigentlich ein Verschwender gewesen, aber bei seiner Art zu reisen und in den Tag hinein zu leben, war die Hälfte seines Vermögens draufgegangen. Blieb für die Tochter somit kein großer Besitz übrig, so war es für ihre Ansprüche immer noch genug, um sich bequem und nach Belieben ihr Leben zu gestalten. Des Reisens war sie gründlich überdrüssig, aber doch schien sie den Boden noch nicht finden zu können, wo es ihr geeignet schien, Fuß zu fassen.

Da lernte sie einmal unterwegs Metella kennen, der sie bei ihrer Reiseerfahrung einige Dienste leisten konnte. Die junge Frau, harmlos wie ein Kind, schloß sich der Selbständigeren vertraulich an, und Adelheid fand so viel Gefallen an diesem Wesen, welches so ganz im Gegensatz zu dem ihrigen stand, daß sie sich bald mit ihr befreundete. Sie glaubte plötzlich eine Pflicht gefunden zu haben. Metella war so unselbständig, so erfahrungslos und, obgleich sie in der Gesellschaft lebte, so ohne Lebens- und Menschenkenntniß, daß Adelheid es sich zur Aufgabe stellte, erziehend auf sie zu wirken und ihren guten Willen auch auf das sehr verwöhnte Söhnchen zu erstrecken. Die Frauen kannten einander noch kaum ein Jahr, und obwohl sie Wohnung und Häuslichkeit für gewöhnlich nicht zusammen theilten, hatten sie sich so mit einander eingelebt, daß Metella in den meisten Fällen ihren Willen dem der Freundin anheimgab. In den meisten — in manchen gingen sie doch weit aus

einander. Metella war schön, liebte es, den Männern zu gefallen und etwas übermüthig mit ihnen zu spielen. Sie war sehr umringt und umworben, aber in dem einen Punkte selbständig genug, etwas ganz Besonderes für sich zu erwarten, wenn sie sich wieder verheirathen solle. Und sie hoffte es. Sie war ein lachendes Weltkind, aber mit gutem Herzen, und selbst wo sie innerlich berechnender schien, hielt Adelheid ihren Egoismus für verzeihlich. Nun hatte Metella gestern Abend das Gespräch noch so oft auf Holmar gebracht, daß die Freundin den Eindruck, den dieser auf die schöne Frau gemacht, nicht verkennen konnte. Und als sie Morgens allein durch den Garten schritt, sann und überlegte sie Vielerlei. Ob ein solches Paar wohl zu denken sei? Ob Metella geeignet wäre, Holmar glücklich zu machen? Wie Holmar sich zu der schönen Frau stellen werde? Ob sie selbst hier etwas fördern solle, oder ob es besser sei, etwas zu hintertreiben, was kein dauerndes Glück verspreche? Aus ihrem Sinnen wurde sie aufgescheucht durch Lachen, Jauchzen und Händeklatschen. Hastig wendete sie sich und sah Metella leicht wie ein junges Mädchen in zierlichem weißen Morgenanzuge hinter ihrem Knaben herjagen. Beide liefen auf sie zu, um sie zum Frühstück zu rufen. Metella brach im Vorübergehen eine Theerose, um sie vor die Brust zu stecken.

Sie saßen noch zu Drei beim Frühstück unter der Veranda, als Boso ausrief: „Da geht der Herr von gestern!"

„Wer? Wo?" fragten die Damen.

„Der mit den Mädchen in Bubenkleidern! Da, er sieht her! Hier wohnen wir — hier!" Boso war aufgesprungen und schrie aus Leibeskräften über den Vorgarten hinweg.

„Um Gotteswillen — Boso! Hast du gar keine Lebensart —?" rief Metella und wollte ungehalten sein. Schon aber lächelte sie, denn Holmar stand grüßend am Gitter und fragte: „Darf ich —?"

Gleich darauf stieg er die Stufen zur Veranda hinauf. Metella wollte um Entschuldigung bitten für die Unart ihres Knaben, Holmar aber bat, seine eigene so frühe Störung zu verzeihen. „Es war," sagte er, „nicht meine Absicht, schon jetzt vorzusprechen, doch bekenne ich, daß ich das Terrain etwas recognosciren wollte, um später keine Zeit zu verlieren."

Metella lachte vergnügt über diese Offenherzigkeit. Er sei, fuhr er fort, auf dem Wege zur ersten Sitzung des wissenschaftlichen Congresses, welcher nach der gestrigen freundschaftlichen Verhandlung den besten Erfolg verspreche. In den Morgenstunden von zwei, höchstens drei Tagen hoffe man mit den Berathungen fertig zu werden. Adelheid griff das Thema auf und ließ sich von dem Unternehmen wie von den gelehrten Herren erzählen. Der jungen Frau war das langweilig. „Da Sie die Nachmittage frei haben," so redete sie dazwischen, „dürfen Sie demnach Einladungen annehmen — denn Ihrem Besuche geben wir vollgültigen Werth! Es giebt heut' einen Spaziergang in kleinerer Gesellschaft nach dem Försterhause. Wollen Sie sich uns anschließen?"

„Die Kinder geben Sie uns jedenfalls mit!" sagte Adelheid, „wenn Sie sich von Ihren Genossen nicht gut trennen können." Holmar zeigte sich bereit zu dem Einen wie zu dem Anderen und verabschiedete sich, da die Stunde der ersten Sitzung gekommen war. Er reichte Adelheid die Hand, und es schien ihm nichts natürlicher, als sie auch der jungen Frau darzubieten. Sie gab sie ihm mit einem Lächeln der Ueberraschung, und er schüttelte sie ihr ganz ohne Umstände.

„Nein!" rief Metella vergnügt, nachdem er sich entfernt hatte, „nein, so ein Mann ist mir noch nicht vorgekommen!

Er bekennt mit der naivsten Offenheit, daß er vor unserer Thür habe das Terrain recognosciren wollen, und beim ersten Besuch drückt er mir kameradschaftlich die Hand! Und das geschieht Alles mit so guter Manier, ja eigentlich artiger, als wenn ein Anderer die höflichsten Redewendungen ableiert. Adelheid —! Ich kann mir vorstellen, daß der in seiner Jugend ein Reisegefährte gewesen sein muß, den man nicht vergißt! Aber Sie waren gar nicht recht freundlich gegen ihn. Was haben Sie?"

„Ich bin in allem Ernst mit ihm unzufrieden!" entgegnete Adelheid. „Die Verkleidung seiner Töchter in Knaben hat mir einen so unangenehmen Eindruck gemacht —"

„Lassen Sie nur!" rief Metella munter. „In kurzer Zeit wollen wir ihn so weit haben, daß er uns noch dankt, wenn wir ihm bei der Entpuppung der Knaben in Mädchen beistehen!"

Die junge Frau machte sich heut' ganz besonders schön, und die Freude, bezaubernd auszusehen, durchleuchtete ihr Gesicht. Holmar kam mit den Kindern, und gemeinsam machte man sich auf den Weg. Und als sie so dahinschritten, die Kleinen voran, dachte Adelheid: Eine hübsche Familie! Die geborene Pistorius als eine Art von Schwiegermutter immer nebenher! Wer weiß!

Der Weg nach der Försterei, kaum eine halbe Stunde weit, führte durch den Wald, wo hier und da eine Gruppe, mit welcher man sich verabredet hatte, die Spazierenden bewillkommnete und sich ihnen anschloß. Es waren Damen und Herren, die letzteren in der Mehrzahl, jüngere und ältere; unter ihnen der Graf Lindberg, ein Wittwer in den besten Jahren. Daß Metella der Mittelpunkt der Gesellschaft war, zeigte sich bald, und besonders suchte der Graf ihre Nähe immer wieder zu gewinnen. So kam man vor dem Försterhause an, rastete eine Weile bei einfachen Erfrischungen unter den Bäumen, um dann nach verschiedenen Aussichtspunkten wieder aufzubrechen. Holmar hatte es einzurichten gewußt, mit Adelheid ein wenig zurückzubleiben, und da Metella sehr umworben war und die Uebrigen sich auch unterhalten fühlten, schien man sich um die Nachzügler nicht zu kümmern. Bald waren Alle hinter den Bäumen verschwunden, und langsam wandelten die beiden letzten neben einander. — „Adelheid!" begann Holmar nach einer Weile, „ich wußte um Ihren Aufenthalt und habe darum das Ziel meiner Reise hierher verlegt —"

„Da Sie es sagen, so glaube ich es," entgegnete sie. „Haben Sie Gelegenheit gesucht, mit mir zu reden, so gebe ich sie Ihnen. Also ohne Umschweife, was wollen Sie mir sagen?"

„Dasselbe, was ich bei unserem letzten Begegnen zu Ihnen gesprochen! Sie wiesen mich ab, betraten mein Haus nicht mehr und gingen davon; ich sollte nicht erfahren, wohin. Ein Jahr ist darüber vergangen. Ich habe Alles ernstlich erwogen — meine Wünsche sind noch dieselben!"

„Holmar!" erwiderte Adelheid, deren Stimme eine unverkennbare Aufregung verrieth; „wenn ich eitel wäre, dürfte ich sagen, das ist unerhörtes Glück für — mein Gesicht und meine Jahre! Ich weiß aber, daß dabei von Glück nichts für uns Beide erwachsen kann. Geben Sie doch diese Thorheit auf! Sie werden sich doch nicht weiß machen, daß Sie das für mich fühlen, was die Männer Liebe nennen?"

„Ja!" sagte Holmar laut.

„Nein!" rief sie noch lauter. „Nein, sage ich, nein! Unterstehen Sie sich zu lügen." — Holmar, dessen Züge sich verfinsterten, wollte reden, sie aber schnitt ihm das Wort ab: „Sagen Sie gar nichts! Ich werde Ihnen besser sagen,

wie es um Sie steht! Sie halten mich für eine leidlich verständige Person; das freut mich, denn auch ich bin überzeugt, daß mein Verstand mich, Gott sei Dank, ganz gut durch das Leben bringt! Sie können mit mir über Allerlei, sogar über Ihre gelehrten Dinge reden — das macht Ihnen Freude. Mir auch! Aber, Holmar, darum heirathet man eine solche Person noch nicht! — Sie wissen, daß ich Ihre Kinder lieb habe, darum meinen Sie, daß ich eine gute Mutter für die Kinder abgeben würde. Holmar, auch darum dürften Sie eine solche Person noch nicht heirathen! Aber Sie fühlen Freundschaft für mich — schön! vortrefflich! Auch ich nenne Sie mit voller Ueberzeugung meinen Freund, und ich bin aufrichtig froh, daß ich es kann; aber es liegt meinen Wünschen ganz fern, mich darum für das Leben an Sie zu binden. Gesetzt aber, es genügte zu meinem Lebensglücke — zu dem Ihrigen genügt es nicht! Sie sind dazu noch zu jung, und überdies — ich kenne Sie!"

Holmar sah die Sprecherin scharf und fragend an: „Nun? Was verbirgt sich hinter dieser Wendung?"

Sie stutzte über seinen Ausdruck und den Ton seiner Stimme. „Von der besten Seite kenne ich Sie, lieber Freund!" entgegnete sie einlenkend. „Ich glaube nun zu wissen, was für eine Frau Sie brauchen. Jedenfalls keine, wie ich bin, am wenigsten mich selbst. Sie brauchen Jugend, Lebensfrische, etwas Schönheit darf auch dabei sein, sonst schrumpfen Sie zusammen und büßen alle Elasticität des Gemüths ein. Daß Sie die Tollheit ausbrüten konnten, mich heirathen zu wollen, beweist schon, wie weit es mit Ihnen gekommen ist!"

Schweigend gingen sie eine Weile neben einander her; der Mann mit finsterem, fast grimmigem Gesicht, Adelheid mit wohl beherrschten Mienen, wie in dem Gefühl einer ernst gemessenen Pflicht. Endlich begann Holmar: „Sie reden wie Jemand, der der Sache innerlich ganz fern steht und sie nur mit dem Verstande betrachtet. Aber auch da überzeugen Sie mich nicht —"

„Das ist glaublich!" fiel Adelheid schnell ein. „Wenn man seit Jahr und Tag einen Plan hat in sich einwachsen lassen, so ist der nicht schon durch eine Stunde vernünftiger Gegenrede zu vertreiben. Vielleicht macht Ihnen die Geschichte noch ein paar Tage lang zu schaffen. Dann aber muß es genug sein; denn ich habe nun zum letzten Mal darüber gesprochen, und Sie wissen nun, daß ich — meine Freiheit um keinen Preis aufgebe."

„Ah so! Also darum!" rief Holmar mit einem Tone, der mehr bitter grollend als nur betrübt klang; „das ist freilich etwas Anderes!"

„Nein!" entgegnete Adelheid schnell. „Es ist nichts Anderes, sondern logische Folgerichtigkeit. Denn meine Freiheit ist in unserem Falle auch die Ihrige. Willigte ich in Ihre Wünsche ein, so wäre für Sie keine Möglichkeit, mit guter Art wieder loszukommen. Gesetzt auch, ich wollte festhalten — für Sie würde naturgemäß der Zeitpunkt eintreten, wo Sie sich nach Ihrer Freiheit oder sonst einer besseren Lage sehnten. Sie würden durch mich unglücklich sein, und Ihr Unglück wäre auch das meine. Darum kann ich sagen und wiederholen, daß ich meine Freiheit nicht aufzugeben denke. Schon um auch für Sie das bleiben zu können, was Sie bisher in mir gefunden zu haben glauben. Wäre mir in meiner Jugend ein annehmbarer Freier begegnet, ich hätte mit der Zeit vielleicht eine gute Hausfrau werden können. Inzwischen bin ich durch meine andauernde Erziehung aus der Art geschlagen, in Allem bin ich krumm und verdreht geworden wie ein Pfropfenzieher,

aber nicht so regelmäßig wie der. Für die Ehe tauge ich nicht mehr. Sie aber, Freund Holmar, sollen wieder heirathen. Wer weiß, ob ich Ihnen nicht eine Frau aussuchen könnte, die Alles hat, was Sie brauchen!"

Holmar fuhr heftig auf: „Unterstehen Sie sich!" rief er. „Ich brauche Ihre eigenen Worte." Es empörte seinen Stolz, in dem Augenblicke einer Enttäuschung zugleich eine Bevormundung über sich ergehen zu lassen.

Seine Begleiterin stutzte über diesen erregten Ton und schwieg. Es vergingen einige Minuten, ohne daß Beide im Weiterschreiten ein Wort wechselten. Aus der Entfernung erschollen fröhliche Stimmen, helles Lachen, und dazwischen zeterten die Amseln mit zankendem Gekreisch, als ob sie sich diese Eingriffe fremder Töne in ihr Waldeigenthum verbäten. Adelheid blieb stehen. „Holmar!" begann sie, „mit einem Mißklang wollen wir den Tag nicht abschließen! Sie werden bald einsehen, daß ich Recht habe. Geben Sie mir die Hand! Wir wollen uns vertragen, als wäre unser Gespräch gar nicht geführt worden. Die Hand darauf, Holmar!"

„Nein! nimmermehr!" rief er schroff, die dargereichte Hand zurückweisend. „Mit einer so jämmerlichen Freundschaftsposse schließe ich nicht ab! Und jetzt hören Sie mich! So weit sind wir mit einander vertraut, daß ich offen sprechen darf. Sie wollen gegen mich den festen Charakter spielen, sind aber doch nicht geschickt genug, sich unter dieser Maske zu verbergen. Es wäre denn, daß Sie sich über sich selbst täuschten. Das glaube ich nicht. Täuschen Sie sich aber nicht über Ihr eigenes Empfinden, so wollen Sie mich täuschen und belügen! Das ist auch wieder so unter dem großen Bewußtsein der Pflicht für Andere ein Opfer, eine Selbstvernichtung, wobei Sie doch nicht klar genug denken! Denn daß durch Ihre Selbstvernichtung auch Anderes mit erschüttert, zu Grunde gerichtet werden kann, das übersehen Sie. Auch ein starrer Cultus der Pflichtmäßigkeit ist Eitelkeit! Sie schmeicheln sich, etwas Besonderes gethan zu haben, und trotz dieser Genugthuung haben Sie dauernd gegen Ihr eigenes aufrührerisches Empfinden anzukämpfen. Eine schöne Belohnung für die Eitelkeit — ich wiederhole und betone es — für die Eitelkeit, die große Seele, den starken weiblichen Charakter zu spielen! Wozu diese ganze Posse? Adelheid — von dem Tage an, da wir uns zum ersten Mal gesehen, war ich in Ihrem Herzen — leugnen Sie es mir ins Gesicht, aber leugnen Sie es nicht vor Ihrer eigenen Seele! Sie liebten mich — ohne daß ich es ahnte! Ich war zu jung, um es zu erkennen. Es kam mir erst zum Bewußtsein, als ich selbst von tiefen Schmerzen und Kämpfen erfahren hatte. Da erwachte ich, da erst zog die tiefste Neigung für Sie in mein Gemüth, und wie Sie sich immer selbst vor mir verbargen, ich erkannte doch, daß mich noch Niemand aus Ihrem Herzen verdrängt hatte. Und heut' — und hier — spreche ich noch dieselbe Ueberzeugung aus! Sie könnten mir für das Leben gehören — Sie möchten es sogar — aber nein! Das trotzig hochgespannte Bewußtsein, im Verzichten etwas zu leisten, bethört Sie zur Gegenwehr! Wenn Sie sagen, es sei Alles an Ihnen krumm und verdreht, so berichtige ich Sie dahin, daß Alles bei Ihnen sonst in Richtigkeit steht, daß aber diese eine Regung — sei es Stolz, Eitelkeit, Selbstverhöhnung oder was sonst für ein Dämon, oder sei es auch etwas von Hause aus Edles und Gutes — daß diese eine Regung Ihre Natur verdrehen und verkümmern, Ihr Glück unterwühlen wird. Haben Sie, wenn ein Glück sich bietet, nicht mehr die Fähigkeit, zu sagen: Ja, ich will glücklich sein! Dann gehen

Sie mir mit der Seelenstärke und Charaktergröße des Ablehnens! Es ist grüblerische Selbstbespiegelung, es ist krankhafte Ueberspannung, es ist Schwäche, vor der ich gar keinen Respect habe! Doch was rede ich! — Es sei genug!"

Adelheid erschrak, sie fühlte sich im Innersten ergriffen. Er hatte sie durchschaut bis in das Geheimste der Seele. Was sie selbst sich nicht klar gemacht oder zugestanden hatte, er sprach es aus als Thatsache, und sie schauderte und hatte kein Wort der Entgegnung. Immer schneller war sie dahingeschritten, zitternd vor Erregung, während er mit ernstem und bestimmtem Tone in ihr Gemüth und Gewissen redete — jetzt war es ihr wie eine Erlösung, daß Titus ihnen hastig entgegengelaufen kam und sie mit Holmar nicht mehr allein zu sein brauchte.

Titus flog so athemlos heran, kaum der Worte mächtig, daß Holmar, noch unter dem Bann innerer Bitterkeit, heftig auf das Kind losfuhr, indem er es wegen des schnellen Laufens schalt, das ihm schädlich sei. Als er aber den Schreck und die Thränen in seines Titus Augen sah, bereute er seine Heftigkeit und suchte einzulenken. Er nahm sein Töchterchen bei der Hand, streichelte seine Wangen und fragte in sanfterem Tone nach dem Grunde seiner Hastigkeit. Es kam denn heraus, daß Puck und Boso auf einem Baume säßen und nicht wieder herunter könnten. — Von Titus geführt, gelangte man zu einer etwas verkrüppelten jungen Eiche, deren Geäst kaum in Manneshöhe sich auszubreiten begann. Hier saß auf dem untersten Zweige Boso in recht hülfsbedürftiger Stellung, das zarte Gefieder stark verschoben und mit Spuren des Kletterns bedeckt, während einen Ast höher Puck in ganz bequemer Stellung kauerte. „Ich war eher oben als Boso," rief Puck, „und ich wäre auch schon wieder unten, wenn er nicht dazwischen säße, so daß ich nicht über ihn hinweg kann!" Holmar, zu Verhandlungen nicht aufgelegt, hob den Knaben herunter und öffnete die Arme, um dem zweiten Opfer der Abenteuersucht zu helfen. Dieses aber wollte sich dergleichen nicht gefallen lassen und erklärte mit der Entschiedenheit, wie sie einer Ehrensache geziemt, die Rückfahrt allein antreten zu können. Und Holmar mußte lächeln trotz seiner ernsten Stimmung, als er seinen Puck regelrecht und gewandt herabklettern und auf dem Boden anlangen sah.

Ein Theil der Gesellschaft hatte sich zu der Gruppe gesammelt und stand beobachtend, lachend, händeklatschend dabei, während Andere, unterrichtet, daß ein Mädchen in den Knabenkleidern steckte, mißbilligender dreinsahen. Diese Art väterlicher Erziehung sei denn doch höchst bedenklich, flüsterte man einander zu, und die Kinder müßten bald wieder unter die Obhut einer Mutter. — Die Gesellschaft vervollständigte sich mittlerweile, und auch Metella kam mit dem Grafen Lindberg und einigen Anderen heran. „Wo ist denn Professor Holmar geblieben?" fragte sie, sich umschauend. Auch die Augen Adelheid's suchten vergeblich nach ihm. Er hatte mit seinen Kindern einen Seitenpfad durch den Wald eingeschlagen und war mit ihnen bereits auf dem Heimwege begriffen.

Neben Adelheid, welche nach dem sie im Innersten aufregenden Gespräche ihre ganze Fassung zusammenzunehmen hatte, ging jetzt Graf Lindberg. Er war ein alter Bekannter von ihr aus Italien her, wo Beide unter fast übereinstimmenden Schicksalen zusammengetroffen waren. Der Graf mußte mit seiner unheilbar kranken Gemahlin in Mailand liegen bleiben, und zwar in demselben Hause, in welchem Adelheid mit ihrem Vater zum letzten Mal Wohnung genommen hatte. Herr Pistorius starb, und der Graf schenkte

dem allein stehenden jungen Mädchen Theilnahme, suchte ihr sogar einige Dienste zu leisten. Dafür war Adelheid mit ihrer Hülfe bei der kranken Gräfin sogleich bereit und blieb noch ein paar Wochen bis zum Tode derselben in ihrer Nähe. Seitdem hatten die einstigen Leidensgenossen nichts von einander gehört; jetzt aber, bei einem Wiedersehen nach vielen Jahren, brachte die Erinnerung ihnen ein freundschaftliches Einverständniß. Durch Adelheid hatte der Graf die schöne Frau erst kennen gelernt, der er jetzt seine Huldigung darbrachte, eine Huldigung, welche augenscheinlich eine ernste war. Und da er bereits gemerkt hatte, daß Metella mit ihren Entschlüssen sich von der Freundin sehr abhängig gemacht hatte, so trug er dieser jetzt den Plan zu einem neuen, umfassenderen Ausfluge vor, der schon seit mehreren Tagen besprochen worden war, mit der Bitte, daß auch sie sich daran betheiligen möge.

Es handelte sich um eine Partie zu Pferde nach einem entfernteren Ziele. Wenn Adelheid und Metella zusagten, dann gab es eine Cavalcade von acht Damen und acht Herren, eine Doppelquadrille, von der man sich großes Vergnügen versprach. Als Cavalier für Adelheid hatte sich der alte Fürst N. mit einem russischen Namen bereits erboten. Die Berittenen sollten ihren Weg durch den Wald nehmen, während andere am Feste Betheiligte zu Wagen vorausfahren wollten, um den Zug am Ziele mit Musik zu begrüßen. Ein Picknick und Waldfest, unterstützt durch eine landwirthschaftliche Niederlassung, genannt „Adlers Horst“, stellte die angenehmsten Stunden in Aussicht. — Adelheid war von Jugend auf mit ihrem Vater in Griechenland, in Italien, in Aegypten, und zwar in ihren einstigen Eulengewändern, so viel zu Pferde gewesen, sie hatte sich später bei ihren Gastfreunden in England mehr regel- und kunstgerecht im Reiten einschulen lassen, so daß sie einen solchen gesellschaftlichen Ausflug mit unternehmen durfte. Sie ging, während der Graf diesen Plan und seine Bitte vortrug, in ganz andere Gedanken versenkt und kaum halb zuhörend dahin, und um das Gespräch nur nicht zu verlängern, sagte sie zu Allem Ja und versprach ihre Betheiligung.

Als Adelheid Abends in ihr Zimmer zurückkehrte und sich allein wußte, warf sie sich erschöpft in einen Sessel, um von sich abzuthun, was sie an Gesprächen und leerem Redekram hatte müssen an ihr Gehör klingen lassen, und sich ganz dem Eindruck hinzugeben, den Holmar's letzte Worte ihr hinterlassen. Jede Wendung, fast jeder Satz hatte ihr Inneres getroffen, als etwas Unerwartetes, Erschreckendes und nur zu richtig Beobachtetes. Ihre Liebe war von ihm erkannt worden — und in ihrem Schweigen mußte er ein Zugeständniß erblicken! Die mühsam erkämpfte Energie ihres Rückhaltens, ihres Selbstaufgebens wollte er einer Schwäche gleich erklären: sie sollte die Rücksichtslosigkeit haben, gegen ihre künstlich erzwungene zweite Natur glücklich sein zu wollen — hieß das nicht das Recht einer Leidenschaft in ihr anrufen, die noch nie in ihr erloschen war? Nein, niemals! Als vor Jahren der erste Sturm, den seine Verbindung mit Dora über sie gebracht, nachgelassen hatte, faßte sie den Entschluß, mit sich in Ordnung zu kommen. Es sollte zu Ende sein, und sie gewann viel über sich. Sie glaubte sich fest gesichert gegen sich selbst, als sie ihm dann bei der Krankheit seiner Kinder ihre Hülfe bot. Sie täuschte sich in ihrem Herzen, aber auf ihre Fassung durfte sie bauen. Als er ihr seine Hand antrug, durchströmte sie das Gefühl höchsten Glückes, und dennoch wies sie ihn ab und entfloh ihm. Sie fürchtete ihre Unvoll-

kommenheit ihm gegenüber, — sie fürchtete das Schönere, das ihm einst neben ihr in die Augen fallen konnte, — sie fürchtete eine Enttäuschung für ihn und für sich. Viel von dem, was sie dem Freunde heut' entgegnet hatte, war ihre Ueberzeugung — nicht des Herzens, aber des Verstandes. Und nur der Verstand sollte bei ihrem Denken und Handeln den Ausschlag geben. Aber in was Alles hatte sie sich mit diesen verständigen Reden heut' hineingeredet! Er nannte es wegwerfend eine Posse — und Adelheid wußte in diesem Augenblick, daß es eine Posse war! Eine Rolle, die sie sich selbst so lange vorgespielt hatte, bis sie glaubte, daß es ihre wahre Natur sei. Und nun hatte sie ihn zurückgewiesen, zum zweiten Mal, mit sehr bestimmten Worten; und sie wußte jetzt, daß er eine wahrhafte Neigung zu ihr empfinde, und sie fühlte, daß es in ihr aufquoll, als ob eine mühsam unterdrückte Leidenschaft sich jetzt erst mit Gewalt Bahn brechen wollte. Jetzt, da vielleicht Alles für sie verloren war! Sie schlug die Hände vor das Gesicht, als gelte es, Thränen, die sie herannahen fühlte, zurückzudrängen. Vorwürfe gegen sich selbst, Trostlosigkeit und doch ein unnennbares Glück, von ihm geliebt zu sein — wenn auch mit Groll und Tadel, wenn auch vielleicht, um nur von ihm aufgegeben zu werden — es war ein sonderbares Gemisch von erhebenden und niederdrückenden Empfindungen, die durch ihre Seele gingen.

Eine Stunde hatte sie im Dunkeln gesessen, da hörte sie an die Thür pochen. Metella schickte ihre Dienerin, mit der Bitte, das Fräulein möge ihr zu Hülfe kommen, da Boso gar zu unartig sei und nicht zu Bette gehen wolle. Adelheid erhob sich, richtete sich straff in die Höhe, ihre Hände ballten sich fast unter dem entschiedenen Vorsatze, daß sie nun wieder Fräulein Pistorius sein wolle. Sie ging hinüber und fand die rathlose junge Mutter fast weinend gegenüber der Ungezogenheit ihres Lieblings. Adelheid ließ sich kurz berichten, um was es sich handelte, und ergriff dann den Knaben, um ihm ein paar tüchtige Ohrfeigen zu versetzen. Schnell nahm sie darauf den Arm der erschreckten Mutter, welche über eine so bestimmte und rauhe Handlungsweise fast ebenso aus der Fassung gerathen wollte wie ihr Sohn. Während Boso aus Leibeskräften hinter den Frauen herbrüllte, führte Adelheid Metella in das Nebenzimmer. Die Execution hatte ihr wohl gethan, zumal sie sich sagen durfte, recht gehandelt zu haben. Nicht so Metella. Diese wollte zurück, um ihren Knaben zu beruhigen. Die Freundin aber hielt sie neben sich fest. „Lassen Sie ihn sich ausschreien!“ sagte sie, „nachher wird er gefügiger werden.“ Metella wendete ein, der Knabe sei noch nie geschlagen worden, und sie halte es überhaupt für schädlich, ihn so in seiner Ehre zu verletzen. „Er läßt schon nach,“ entgegnete Adelheid, „und bald wird er aufhören zu schreien. Und ich versichere Sie, morgen wird er sogar gegen mich artiger sein als sonst. Wenn Sie selbst in Ihrer Kindheit niemals einen Klaps bekommen haben — gut, es wird nicht nöthig gewesen sein. Was mich betrifft, so kann ich auf eine ganze Reihe scharfer Ohrfeigen — nöthig oder nicht — von der Hand meines Vaters zurückblicken. Die letzte erhielt ich als Mädchen von sechzehn Jahren. Ich machte es freilich auch arg genug, denn ich suchte auf dem Posilip das Grab des Cicero. Nach diesem Denkzettel weiß ich bestimmt, daß auf dem Posilip nicht Cicero, sondern Virgil begraben ist. Ich versichere Sie, bei der männlichen Erziehung wird eine Menge Kenntnisse philologisch-historischer Art in dieser Manier dauerhaft gemacht!“

Metella lachte, zumal Boso sich wirk-

sich beruhigt hatte und, wie die Dienerin meldete, zu Bette gegangen war. Und da Adelheid zum Schluß das gelehrte Gebiet berührt hatte, kam durch eine nicht zu kühne Gedankenverbindung Metella schnell auf Holmar zu sprechen. „Er scheint denn doch ein wunderlicher Mann!“ sagte sie. „Heute Morgen noch die naivste und angelegentlichste Zuvorkommenheit, und Nachmittag auf unserem Waldspaziergange entfernt er sich von uns, geht uns endlich ganz davon!“ Adelheid wollte aufrichtig sein und wenigstens bekennen, daß sie sich länger mit ihm unterhalten habe, aber Metella schnitt ihr die Rede ab, indem sie fortfuhr: „Man sollte ihn zu überreden suchen, sich an der Reitpartie zu betheiligen! Er würde zu Pferde gewiß eine gute Figur machen. Ueberdies — einige von den Herren sind nicht sehr unterhaltend.“

„Aber doch Graf Lindberg?“ entgegnete Adelheid lächelnd.

„Nun ja doch!“ meinte Metella. „Unterhaltend ist er wohl; ein gebildeter Mann, und auch recht artig. Aber dennoch — er ist nicht eigentlich apart. Man redet zusammen immer dasselbe; was man dort und da in der Welt gesehen hat, wie die Saison im Winter in B. gewesen, welche Gegend man in diesem Sommer bereist hat und welche man sich für den nächsten auswählen möchte.“

„Ja, was meinen Sie denn, daß Professor Holmar Schönes mit Ihnen reden würde?“ fragte Adelheid. „Der steckt immer in Büchern bis über die Ohren. Würde es Sie sehr unterhalten, wenn er Ihnen von Kelten, Pelasgern oder Petschenegen erzählte?“

„Ich weiß nicht, was das für Leute sind — aber es müßte ganz interessant sein, sich darüber von ihm unterrichten zu lassen. Sie scheinen keine gar zu günstige Meinung mehr von Ihrem Jugendfreunde zu haben. Ich denke besser von ihm, und ich wage es darauf, ihn zu unserer Partie aufzufordern.“

„Dann wäre er aber in der schönen Quadrille überzählig,“ warf Adelheid ein. Metella sah sie überrascht an, sie mußte zugeben, daß der Zuwuchs nicht in den Plan der Uebrigen paßte. „Wer weiß auch, ob er reiten kann?“ fuhr Adelheid fort, indem sie sich erhob. „Gelehrte wie er haben meist nicht Gelegenheit gehabt, sich zu Pferde zu üben. Und ich wünschte des Rossefenkens auch unkundig zu sein, dann wäre ich nicht in die Gefahr gekommen, zu dieser Partie aufgefordert zu werden. Eine Eule gehört nicht in den Sattel.“ Sie verabschiedete sich zur guten Nacht und ließ die Freundin etwas verstimmt zurück. Denn Metella, in einem einzigen Kreise aufgewachsen, ohne Kenntniß anderer Lebensgebiete und eigentlich ohne besondere Erfahrung, konnte sich nicht vorstellen, daß ein Mann wie Holmar nicht auch ein gewandter Reiter sein sollte. Andererseits verdroß es sie, daß Adelheid, die den Mann doch genauer kannte, im Gespräch über ihn so wenig ausgiebig blieb und nicht mehr die beste Gesinnung von ihm zu haben schien. Endlich aber hoffte sie doch etwas ausfindig zu machen im Laufe der drei Tage, die man noch Zeit hatte, ihn wenn nicht unter den Berittenen, doch in der größeren Gesellschaft auf dem Festplane zu sehen.

Adelheid aber bereute sorgenvoll, ihre Betheiligung zugesagt zu haben. Je mehr es sie überlegte, desto mehr bestärkte sich ihr Entschluß, die Zusage zurückzunehmen. Vorauszusehen war freilich, daß Metella eine Scheu tragen werde, allein das Fest mitzumachen, und daß der ganze Plan durch die Absage zweier Damen eine Aenderung erfahren müßte. Aber ihr war die Gesellschaft so gleichgültig, daß sie Vorwürfe und üble Meinung kühlen Muthes würde ertragen haben. Nun aber erschien am anderen Morgen Graf Lind-

berg voll freudigen Dankes und war überrascht, ja bekümmert, daß sie sich anders besonnen; es gab eine lange Unterhaltung, ein inständiges Anliegen, und endlich ließ es Adelheid, ärgerlich über sich selbst und über die Leute, bei ihrer Zusage bleiben.

Der Tag des Festes rückte heran, und damit verstrich auch die Zeit, welche der gelehrte Congreß sich für seine Berathungen gesetzt hatte. Holmar war nicht wieder erschienen. Adelheid wußte nicht, ob er noch am Orte verweile oder abgereist sei, ohne ihr ein Lebewohl zu sagen. Und an einem Lebewohl wenigstens hing sie jetzt mit ganzer Seele. In so bedrängter Stimmung sollte sie jetzt mit vornehmen Leuten, zu welchen sie sich nicht gehörig fühlte, eine Maskerade aufführen, die ihr abgeschmackt, läppisch, widerwärtig erschien. Sie verwünschte den ganzen Kreis, in welchen sie gerathen, sie verwünschte ihre eigene Dummheit, sie betrachtete ihr Reitkleid mit einer Regung, die noch verächtlicher war als jene gegen die Phantasiekapuze, in welcher sie durch ihre Jugend hatte wandern müssen.

Auch Metella war nicht des besten Humors. Sie hatte von Tag zu Tag auf Holmar's Besuch gerechnet, und er war nicht erschienen. Die verwöhnte junge Frau fand eine solche Vernachlässigung denn doch unverantwortlich, und in dem aufsteigenden Groll gegen ihn beschäftigte sie sich innerlich mehr und mehr mit ihm. Mochte er immerhin „ein Bischen apart“, ein wenig Sonderling sein, so weit durfte das Sonderlingswesen nicht gehen, erst ein Interesse hervorzurufen und darauf die unhöflichste Gleichgültigkeit zu zeigen. Aber er konnte ja auch plötzlich krank geworden sein! Sie verwarf den Gedanken. Davon würde man denn doch gehört haben! Ueberdies, wer wird denn an einem solchen Vergnügungsorte so leicht krank? Noch dazu ein so stattlicher Mann! Nein, sein Ausbleiben war Ungezogenheit, unverzeihliche Verletzung der gesellschaftlichen Form! — Metella warf nicht minder verstimmte Blicke auf ihr Reitgewand als Adelheid; sie wäre am liebsten ganz von dem Feste weggeblieben. Ja, wenn sich die Freundinnen nur darüber hätten verständigen mögen, sie wären noch im letzten Augenblick froh gewesen, ihre Reitkleider bei Seite legen und der Gesellschaft von ihrer Veranda aus nachschauen zu können. Aber die Damen, da sie auch gegen einander Einiges auf dem Herzen hatten, hielten sich jede in ihren Gemächern und rüsteten ihren Anzug in einer Laune, die nichts weniger als festlich war.

Schon harrten die Reitknechte mit den Pferden im Hofe. Die Cavaliere trafen rechtzeitig ein, und die beiden Paare ritten nach dem Versammlungsorte. Wagen auf Wagen rollte an ihnen vorüber, welche nach dem Zielpunkte vorausfuhren; es war ein fröhliches Grüßen herüber und hinüber, man schien von dem Waldfeste viel zu erwarten. Auch bei dem Stelldichein der Berittenen blieben Viele stehen, um sie wenigstens abreiten zu sehen. Denn es gab schöne Frauengestalten zu bewundern, darunter einige kühne Reiterinnen, welche die Ungeduld ihrer Rosse eher zu erregen als zu zügeln suchten. Endlich setzte sich der aus acht Paaren bestehende Zug in Bewegung.

„Wenn die nur unterwegs nicht naß werden!“ sagte eine prosaische Stimme unter den zurückbleibenden Spaziergängern. Andere betrachteten die Luftstimmung jetzt erst genauer und bemerkten das Anrücken eines Gewitters. Aber es konnte noch lange zögern, vielleicht verzog es sich auch. Die Berittenen bemerkten es gar nicht, da sie in einen Waldweg einbogen, der unter dichten Zweigen erquickenden Schatten gewährte. Man war guter Laune und versuchte sich in verschiedenen Schrittweisen.

Die Herren wechselten um der Unterhaltung willen wohl einmal die Plätze, um sich nach Kurzem wieder zu ihrer Dame zu gesellen. So kam man an einen Kreuzweg, wo sich ein kleiner Streit erhob über die Richtung, welche man einzuschlagen hätte. Der Cavalier, welcher den Zug führte — ebenso fremd in dieser Gegend wie alle Uebrigen —, zog eine Waldkarte hervor, und nachdem er sie geprüft hatte, sagte er lächelnd: „Wir sind bei unserer vortrefflichen Unterhaltung überhaupt von der Richtung abgekommen und auf einem starken Umwege begriffen." Der Sprecher war ein würdiger alter Herr, den man den Irrthum nicht entgelten lassen mochte. Man lachte, berieth sich mit ihm und folgte seiner ferneren Führung an der Hand der Waldkarte. Plötzlich erdröhnte ein so heftiges Grollen des Wetters, schon in der Nähe, daß man überrascht aufblickte, und als man an einer Lichtung vorüberkam, sah man erst, daß eine dunkle Wolkenwand schon hoch genug stand, um bald die Sonnenstrahlen zu verdecken. Um bei den Damen jeder Bangigkeit vorzubeugen, wurden die Herren nur heiterer, trieben Possen und machten den Wald von Gelächter widerhallen.

Da flog ein Hut von einem Kopfe, getrieben von einem Windstoße, der die Wipfel beugte, die Zweige ächzen machte. Ein Rauschen, Prasseln, Heulen fuhr durch den Wald, der Regen ergoß sich mit voller Wucht nieder und das mächtige Hagelwetter brach verheerend los. Es streute Blätter, zerrissene Aeste, erschlagene Vögel über den Weg, der Sturm rüttelte an den Stämmen, daß die Wurzeln erbebten. Blitzstrahl und Donnergekrach folgten einander unmittelbar, das Gebirge dröhnte unter nicht endendem Widerhall; es war, als ob schwarze, drohende Wetter sich aus allen Himmelsgegenden zusammendrängten. Die Herren hielten sich dicht an der Seite ihrer Damen, um bei einem Scheuwerden ihres Pferdes in die Zügel greifen zu können. Das Lachen hatte aufgehört, denn Alle fühlten sich durchnäßt, vom Hagel schmerzhaft überschüttet, und in der fast zur Nacht gewandelten Walddämmerung hatte man die Richtung nochmals verloren. Zwar erschien wiederum eine Kreuzung verschiedener Schneisen, aber die Karte war schwer zu befragen, und man hielt rathlos in der Mitte. Ein Blitzstrahl fuhr in eine Tanne, spaltete sie zur Hälfte nieder und warf Splitter und Aeste über den Weg. Die Pferde bäumten sich, eine gefahrvolle Verwirrung brach in der Gruppe der Reiter aus. Und als gleich darauf ein neuer Feuerstrahl mit fürchterlichem Krachen im Walde niederschlug, gehorchten die Pferde keiner Lenkung mehr, jagten von Todesangst gescheucht davon, dahin und dorthin, die Reiter von einander trennend.

Adelheid sah den Grafen Lindberg in ihrer Nähe mit dem Pferde stürzen, dann sah sie kaum noch etwas, denn sie hatte alle Kraft nöthig, sich auf ihrem scheu gewordenen Thier zu halten. Dieses trug sie in rasendem Laufe einer anderen Reiterin nach in eine Seitenschneise, keuchend, an die Bäume rennend, jeden Augenblick in Gefahr, zu straucheln und zusammenzubrechen. Glücklicherweise ging die Schneise stark bergan. Die Kräfte der Thiere erschöpften sich, sie kamen zitternd und bebend zum Stehen und wurden mittlerweile ruhiger und wieder lenkbar. Adelheid erkannte Metella, welche blaß und halb todt vor Erschöpfung aus dem Sattel sinken wollte. Sie sprach ihr Muth ein, denn die beiden Frauen, jetzt ganz auf sich selbst angewiesen, brauchten den Rest ihrer Kräfte und brauchten Geistesgegenwart. Für sie war es eine Wildniß, in der sie sich befanden, und dazu goß der Regen noch in Strömen, und immer neue Schauer schienen heraufzu-

ziehen. Sie mußten reiten, wohin der Weg sie eben führte. Endlich wurde ein Zaun von Stangen durch das Gebüsch bemerkbar, dann ein Stück Gartenfeld, ein niedriges Dach — das Häuschen eines Waldhüters war erreicht. An den Fenstern aber zeigten sich Gesichter, Gelächter erscholl von innen. Die Frauen nahmen an, daß ein Theil ihrer Gesellschaft hier ein Asyl gefunden, und hielten vor der Thür. Der Waldhüter half ihnen aus dem Sattel, erklärte aber, daß er die Pferde nirgends unter Dach bringen könne. Metella hörte nicht darauf und eilte über die Schwelle, und Adelheid folgte ihr.

Aus der niedrigen Stube scholl ihnen ein vierstimmiges Lachen halb des Willkommens, halb der Verhöhnung entgegen. Zwei Herren und zwei Damen empfingen die Ankommenden. Sie sprachen französisch, die beiden Herren ebenfalls, doch mit stark überseeischem Accent. Adelheid und Metella beschlossen, nur deutsch zu reden, und zwar mit dem Wirth und seiner Frau, welchen sie das unglückliche Abenteuer mittheilten. Metella war so erschöpft, daß sie auf einen Schemel sank, während Adelheid mit den Hausbewohnern die Möglichkeit berieth, nach der Stadt zurückzugelangen. Sie suchte dabei die boshaften Bemerkungen zu überhören, welche in fremdländischer Zunge von den Mädchen über die „schöne Amazone", wie sie Adelheid nannten, ergingen. Ueberdies forderte der Zustand der Toilette der Reiterinnen sie zum Spott heraus. Metella erschien ohne Hut, das Kleid zerrissen; Adelheid entdeckte erst durch die Bemerkungen der Mädchen, daß auch ihr Gewand in üblem Zustande war.

Die andere Gesellschaft hatte von besserem Glück zu sagen. Auch sie war hinausgefahren, um auf das Fest einen Blick, wenn auch nur der Lustigmacherei, zu werfen. Bei guter Zeit ausgerückt, beschlossen sie auszusteigen, um noch einen Waldspaziergang zu machen und ihren Wagen am Zielpunkte wieder zu treffen. Bei dem ausbrechenden Gewitter konnten sie sich noch trocken unter Dach flüchten, wo sie die Lage scherzhaft genug nahmen.

Das Wetter aber tobte ohne Unterlaß fort. Bei jedem Blitz- und Donnerschlag kreischten die Mädchen laut auf, um hinterher in ein schallendes Gelächter auszubrechen. Dazwischen suchte die Frau des Waldhüters ihr schreiendes Kind zu beruhigen, während die jungen Herren ein herausforderndes Spiel mit einem großen Hunde trieben, dessen Gebell das Hausconcert noch ohrenzerreißender machte. Metella, in Verzweiflung und einer Ohnmacht nahe, saß am Fenster, während Adelheid, neben ihr stehend, in das Regengeriesel hinausblickte.

Die fremdländisch redende Gesellschaft wurde mit der Zeit doch ungeduldig. Und da der Regen, schnell wie er gekommen, aufhören zu wollen schien, hatte man Lust, aufzubrechen. Da man von dem Wirthe erfuhr, daß es von seiner Wohnung nicht weit nach dem Adlershorst sei, wollte man diesen überreden, den Wagen von dort holen zu lassen. Aber daran war nicht zu denken. Kein Kutscher aus der Stadt würde sich dazu verstehen, hierher zu fahren, behauptete er; eher wolle er den ihrigen nach dem Punkte der großen Straße bestellen, wo sie ausgestiegen waren. Adelheid gab ihm noch den Auftrag, sich zu erkundigen, ob Damen und Herren zu Pferde dort angelangt seien, und in diesem Falle zu melden, daß sie selbst fürs Erste geborgen wären. Sie schrieb ihren und Metella's Namen auf ein Stück Papier, welches sich vorfand, indem sie dem Waldhüter noch einschärfte, nachzufragen, ob in irgend einem Wagen Plätze für sie zu finden wären.

Während die vier Fröhlichen bereits vor die Thür traten, die nassen Waldwege betrachteten, in welche sie sich bald wagen sollten, den Hund unter Geschrei und Gelächter durch Wasserlachen und Pfützen apportiren ließen und andere muthwillige Possen trieben, saßen Adelheid und Metella allein in der Stube. Beide in gedrücktester Stimmung über ihre eigene Lage, dazu in Besorgniß über das Schicksal der zerstreuten Festgenossen. Denn Adelheid, die den Grafen Lindberg hatte stürzen sehen, vermuthete Schlimmeres, während Metella an ihrer eigenen Hülfebedürftigkeit gerade genug hatte, um endlich in Thränen auszubrechen.

Nach Verlauf einer Stunde kehrte der Waldhüter zurück mit der Botschaft, daß der Wagen für die vier Vergnügten bereits unterwegs sei, um die Gesellschaft an ihrem Aussteigepunkte auf der großen Fahrstraße zu erwarten. Von den Berittenen sei Niemand angelangt, auch kein einziges Fuhrwerk mehr am Orte, doch habe er den Zettel für alle Fälle zurückgelassen.

So konnten denn die eleganten Jünglinge mit ihren Damen die Hütte verlassen, bald über Wasserlachen des Weges springend oder fehl tretend, immer unter Gelächter und Geschrei, mit denen sie den Wald erfüllten.

Die Freundinnen athmeten auf, als sie sich endlich von dieser Gesellschaft befreit sahen. Aber sie empfanden doch nur eine augenblickliche Erleichterung ihrer Lage. Sie mußten daran denken, einen Wagen aus der Stadt holen zu lassen, denn zu Pferde konnten sie nicht zurückkehren. Der Waldhüter, welcher bereits einen guten Botenlohn von den verschwenderischen jungen Herren empfangen hatte, stellte sich freiwillig den Damen für den Gang nach der Stadt zur Verfügung.

„Da kommen noch Zwei!" rief die Frau des Waldhüters, welche, ihr Kind auf dem Arme, durch das Fenster blickte. Zwei Männer unter Regenschirmen wurden zwischen den Baumstämmen sichtbar.

„Holmar —!" rief Adelheid mit einem Ausdruck der Stimme, daß Metella überrascht in ihr Gesicht sah. Sie blickte in Züge, die von Freude verklärt, in Augen, die von innerem Glück erleuchtet waren. Es durchzuckte Metella, denn ihr weiblicher Scharfblick machte eine Beobachtung, die sie nimmermehr erwartet hatte. Sie liebt ihn! Das war ihr plötzlich klar geworden, und ein scharfes Gefühl von Eifersucht und Feindseligkeit ging durch das Herz der jungen Frau. Adelheid war hastig der Thür zugeschritten, um Holmar zu begrüßen. Schnell aber wendete sie sich und stellte sich so, daß sein erster Blick auf Metella treffen mußte. Es geschah. Diese, obgleich in den letzten Tagen nicht gut auf ihn zu sprechen, schritt ihm schnell und freundlich entgegen, ihm dankend für die Hülfe, welche er zuversichtlich bringe. Er bestätigte, daß er einen Wagen für die Damen bereit halte, und stellte seinen Freund Gebhart vor, der sich bescheiden zurückgehalten hatte.

Es ist noch kurz zu erzählen, wie Holmar zu einer Kenntnißnahme des verunglückten Festes gelangt war. Von der Reitpartie hatte er nichts gewußt, da er, mit Gebhart in ganz anderem Gedankenkreise lebend, sich um das Treiben der eleganten Welt nicht bekümmerte. Zufällig befand er sich zur Stunde des ausbrechenden Gewitters mit Gebhart in der Nähe des Curhauses, in welches sie sich noch flüchten konnten. Hierher gelangten Schlag auf Schlag die Nachrichten, durch welche er von dem Feste erst erfuhr, zugleich daß Adelheid und Metella dabei betheiligt waren. Da hatte man nun zuerst ein ledeges Pferd versprengt herein-

kommen sehen. Dann eine einzelne Dame, um noch in den Anlagen mit ihrem Thier zu stürzen und halb todt in den Cursaal getragen zu werden. Dann folgten heimkehrende Wagen voll geängstigter Gesichter und zerstörter Toiletten. Zwischen Donner und Hagelschauer ein paar Reiter ohne ihre Damen, fortgerissen von ihren durchgehenden Pferden. Dann wieder ein Trupp von Berittenen, und Wagen auf Wagen, deren Insassen es vorgezogen, vor dem Zielpunkte umzukehren — denn an die Freude im Grünen, zwischen Leinwandzelten, war doch nicht mehr zu denken. Holmar eilte in Adelheid's Wohnung. Die Damen waren nicht zurückgekehrt. Unruhig wartete er eine Weile, bald aber trieb es ihn wieder hinaus. Die Gewitter schienen sich entladen zu haben, aber der Regen strömte noch ausgiebig nieder. Holmar beschloß einen Wagen zu nehmen und mit Gebhart nach dem Adlershorst zu fahren. Dort angelangt, fanden sie Adelheid's Angabe, daß sie sich in der Hütte des Waldhüters befänden, wohin Gebhart, der hier die Gegend genau kannte, den Führer machen konnte.

Die Damen durften es sich jetzt nicht verdrießen lassen, den nassen Fußweg durch den Wald bis zu seiner Mündung in die Fahrstraße zu Fuße zurückzulegen, und sie waren schnell dazu bereit, innerlich schon erleichtert durch die unverhoffte Hülfe. Holmar war unterwegs sehr aufmerksam gegen Metella, welche um seinen Arm bat und sich zu größerer Heiterkeit, als sie empfand, zu zwingen wußte. Auch im Wagen konnte er sich nur mit ihr unterhalten, da Adelheid stumm und verschlossen dasaß und ihre Züge sich mehr und mehr verschärften, je mehr sich Metella in erkünsteltem Scherz erging. Holmar richtete einen besorgten Blick auf sie und fragte, ob sie ein Unwohlsein empfinde. Sie verneinte es, und es durchschauerte sie doch, als ob sie eine schwere Lüge gesagt hätte.

Es dunkelte bereits, und es war Zeit, daß man nach Hause gelangte, denn den Frauen wurden die durchnäßten Gewänder empfindlicher. Metella reichte, nachdem sie ausgestiegen, Holmar die Hand, dankte für die Hülfe und schlüpfte in ihre Gemächer. Adelheid wollte das Gleiche thun, wurde aber durch Holmar zurückgehalten.

„Nicht einmal die Hand reichen Sie mir?“ sagte er. „Warum begegnen Sie mir mit so absichtlicher Kälte?“

Sie zögerte einen Augenblick, dann entgegnete sie mit lebhaft erregtem Tone: „Es ist nicht Kälte, sondern Unbeholfenheit meiner Natur! Ich tadele mich selbst, eine Thorheit begangen zu haben, und verstehe Ihre Mißbilligung, daß ich mich in eine Gesellschaft begeben habe, in die ich nicht gehöre. Es ist ein Glück, daß ich dabei zu Schaden gekommen bin!“

„Ich habe nichts zu mißbilligen, Adelheid, was Sie thun,“ sagte Holmar. „Und wenn ich es thäte — was brauchen Sie darauf Gewicht zu legen? Sie haben sich nach Ihrem Wesen und Charakter Ihr Leben bestimmt vorgezeichnet, so daß ich nur respectiren kann —“

„Hüten Sie sich vor Unwahrheiten!“ rief sie nur noch erregter. „Respect vor meinem Denken und Handeln? Vor meinem Charakter? Sie haben mir selbst gesagt, daß Sie davon nichts empfinden! Wenn Sie nicht einmal mehr Tadel, nicht einmal Mißbilligung für meine Thorheit fühlen, dann ist Gleichgültigkeit an die Stelle Ihrer Freundschaft getreten, und Sie beleidigen mich durch Heuchelei, wenn Sie noch den besorgten Freund spielen!“ Der Ausdruck der Sprecherin hatte etwas geradezu Leidenschaftliches angenommen, wie Holmar noch nie bei ihr erkannt hatte. Sie fühlte es, erschrak über sich

selbst und eilte an ihm vorüber in ihr Zimmer.

Holmar ging nachdenklich nach Hause. Sie entfaltet immer neue Seiten, dachte er, und ist eine noch reicher angelegte Natur, als ich zu kennen glaubte. Das neu entdeckte leidenschaftliche Wesen in ihr konnte ihm nicht mißfallen, da es ihre Neigung zu ihm deutlich genug verrieth. Er glaubte sogar herauszufühlen, daß ein Zug von Eifersucht gegen die schöne Freundin dabei mitspiele. Aber Holmar war nicht der Mann, eine kleine Intrigue anzuspinnen, um, was er liebte, zu quälen und dadurch den Widerstand zu brechen. War er höflich gegen die schöne Frau gewesen, so lag ihm ganz fern, ihr den Hof zu machen, ihr lügnerisch zu huldigen, während der Freundin seine Gedanken und Empfindungen gehörten. Er fühlte, daß sie seinem Dasein nothwendig geworden. Was ihm seine verstorbene Gattin niemals hätte bieten können, Gleichartigkeit der geistigen Interessen, eine innere Gemeinsamkeit im höchsten Sinne, das trat ihm in der Jugendfreundin entgegen, und darauf verzichten zu sollen, erfüllte ihn mit quälendem Schmerz. Die Verstorbene war fast noch ein Kind, als er sie zum Altare geführt, und blieb es während der fünf Jahre, da er mit ihr glücklich gewesen. Auch seine Jahre gehörten damals noch dem Jünglingsalter an, und er entbehrte noch nichts dabei, wenn sie von seinen Arbeiten und seinen Studien nichts wissen wollte. Oder war er wirklich einmal ein wenig ungehalten, daß sie auch gar keinen Sinn für sein Innenleben hatte und nur ihr eigenes kleines spielerisches Dasein gelten ließ, so war doch der Unwille schnell vorüber, denn ihr Wesen war gar zu reizend, und er liebte sie von ganzem Herzen. Inzwischen hatte sich sein eigenes Wesen vertieft, sein Geist bereichert, und bei dem ersten Wiedererscheinen Adelheid's wußte er, daß er in ihr die ebenbürtige Seele gefunden, deren er für sein ferneres Leben bedurfte. Wie hätte er sich mit dem Gedanken befreunden mögen, von ihr zurückgewiesen zu werden?

Inzwischen hatte Adelheid sich schnell und umsichtig in andere Kleider geworfen. Sie fürchtete nicht, durch das Abenteuer in Wind und Regen körperlich Schaden genommen zu haben, denn sie hatte von Jugend auf ärgere Stürme ertragen gelernt, war immer gesund geblieben und nie anders als gesund gewesen. Um so ängstlicher fühlte sie sich im Gemüth ergriffen. Wenn sie in der Hütte des Waldhüters durch einen einzigen Ausruf ihre Leidenschaft verrathen hatte, so empfand sie, daß Metella ihr zugleich mit raschem Blick auf die Spur gekommen war. Und sie konnte es sich nicht mehr verhehlen, daß die immer bekämpfte Neigung zu einem leidenschaftlichen Sturm in ihrer Seele erwachsen war. Hoffnungsloser, so glaubte sie, je später es geschah, und je mehr sie selbst gethan, den Freund von sich abwendig zu machen. Und als sie nun die Aufmerksamkeit ansehen mußte, mit welcher Holmar für Metella allein besorgt zu sein schien, sagte sie sich wieder: Da ist es, das immer Gefürchtete! Wo die Schönheit in meiner Nähe erscheint, giebt sie mir den Todesstreich! Nur für sie wird der Mann Augen haben! Die arme Eule mag ihren Flug wie immer vereinsamt durch die Welt richten! Und ist es ihm zu verargen? Habe ich nicht zweimal die gute Meinung seines Herzens zurückgewiesen? Mit elenden, aufgeputzten, leeren Verstandesworten — zweimal zurückgewiesen! Wenn er sich jetzt von mir wendet und das Schönere für sich begehrt, wie darf ich ihn tadeln? Und dennoch — die Verstandesgründe wollten eben auch dafür bei Adelheid nicht mehr Stich halten. Ein Strom von Thränen brach aus ihren Augen, sie fühlte sich in ihrem ganzen Wesen erschüttert.

Nach einiger Zeit trat die Aufwärterin ein und brachte die Nachricht, daß Metella krank sei und man nach dem Arzte geschickt habe. Adelheid nahm ihre Fassung zusammen und beschloß hinüberzugehen.

Metella fühlte sich durch die erlittenen Anstrengungen körperlich wie gelähmt und lag, in warme Decken gehüllt, auf dem Sopha. Aber ihre Erschöpfung hinderte sie nicht vor aufregenden Gedanken. Daß Adelheid Holmar liebte, konnte ihr nicht unerklärlich erscheinen, aber sie grollte sich selbst, daß sie diese Neigung nicht früher entdeckt, sie grollte noch mehr, daß Adelheid sich damit vor ihr mit so viel Kunst versteckt hatte. Wenn sie dafür Holmar's Aufmerksamkeit mit feiner Koketterie auf sich selbst zu lenken suchte, so erschien ihr dies vorerst als eine ganz berechtigte Strafe. Daß dieser Mann die Neigung einer Person wie Adelheid erwidern könne, war ihr ganz unwahrscheinlich — und doch machte ihr die Frage zu schaffen. Er gefiel ihr, und sie war Weltkind genug, für sich erobern zu wollen, was ihr gefiel. Unbekannt mit Allem, was zwischen Beiden sich bereits abgespielt, unbekannt mit einer vertiefteren Herzensneigung, gewöhnt an nur oberflächliches Hinleben auch der Empfindungen, wollte sie ein Interesse nicht aufgeben, dem sie nun einmal Werth beigelegt hatte. Sie schätzte Adelheid aufrichtig, aber der Hoffnung, einen Triumph über sie zu feiern, konnte sie doch nicht entsagen. Ohne Adelheid als Nebenbuhlerin zu fürchten, war sie doch eifersüchtig auf sie, daß sie liebte, wo sie selbst — aber nein, diesen Schluß machte Metella eigentlich doch nicht! Denn ob sie diesen Mann liebe, so ernstlich liebe, daß sie für das Leben ihm hätte gehören mögen, die Frage lag noch außer dem Bereich ihres Denkens.

Adelheid trat ein, zugleich mit dem Arzte. Er hatte von dem verunglückten Feste nicht nur gehört, sondern einige der dabei zu Schaden Gekommenen bereits in seiner Behandlung. Manches konnte er erzählen, was den Frauen bisher unbekannt geblieben. Ein eigentlich schweres Unheil sei noch glücklich verhütet worden, nur daß der russische Herr eine Rippe gebrochen und Graf Lindberg sich ein wenig am Fuße verletzt habe. An Folgen von Erkältung könne bei den kühnen Reiterinnen wohl hier und da noch etwas in Aussicht stehen. Metella's Zustand erklärte er für unbedenklich, verordnete ein leichtes Präservativ und rieth ihr, zu Bette zu gehen. Nachdem er sich empfohlen, tauschten die Freundinnen nur wenige Worte. Sie hatten einander heut' nichts zu sagen und trennten sich.

Auf den schweren Gewittertag folgte eine Nacht, bald verdunkelt durch zerrissene Wolkenbildungen, die als Nachzügler dem Hauptheer hastig folgten, bald von Sternen wieder durchglänzt; wie in der Menschen Träumen und Gedanken Finsteres und Freundliches mit einander wechselt. Frisch und kühl war der Morgen, und der Sonnenschein begann die letzten Spuren des Regens von den Gartenbäumen zu tilgen. Auch heut' schritt Adelheid schon früh durch die Kiesgänge. Metella und Boso schliefen noch; sie war, wie immer um diese Zeit, ungestört mit ihren Gedanken.

Da trat ein Bote zu ihr, welcher ihr einen Brief überreichte. Sie nahm ihn — und ein freudiger Schreck durchzuckte sie. Der Brief trug das Eulensiegel! Das beglückende Zeichen, unter dem sie in ihrer Jugend eine Fülle von Beseligung empfangen! Wie oft hatte sie Briefe mit dem Eulensiegel in den fernsten Gegenden von der Post geholt, Briefe, die sie nicht verbarg, noch zu verbergen brauchte! Heut' war es ihr wie einem siebzehnjährigen Mädchen, welches den ersten geheimnißvollen Brief empfängt, der streng verhehlt und nur bei verschlossener Thür

erbrochen werden darf. Sie eilte in das entlegenste Boskett des Gartens, um ihn zu lesen. Holmar schrieb: „Wenn Sie diese Zeilen empfangen, bin ich bereits unterwegs, da ich nach M. reise, wo ich möglicherweise eine Woche bleiben muß. Meine Kinder sind zwar in der Familie Gebhart wohl aufgehoben, dennoch wäre es mir tröstlich, wenn Sie einmal nach ihnen sehen wollten. So viel, hoffe ich, werde ich als alter Freund von Ihnen noch erbitten dürfen. Auf Wiedersehen!“

Adelheid fühlte sich wie berauscht durch diese Zeilen, in welchen doch nicht viel stand. Aber er sprach von Wiedersehen! Noch niemals hatte sie einen Brief Holmar's an die Lippen gedrückt, heut' that sie es mit einem Gefühl der Dankbarkeit, der Freude, wie sie kaum noch empfunden hatte. Bald war sie gerüstet, im Hause Gebhart ihren Besuch zu machen und die Kinder zum Spazierwege mit sich zu nehmen.

Metella erhob sich gegen Mittag, sie fühlte sich nicht gerade unwohl, aber matt und verstimmt. Sie fragte, ob Besuch dagewesen sei. Nur Graf Lindberg hatte fragen lassen, wie sie sich befinde, und seinen Besuch in Aussicht gestellt, sobald sein Zustand es erlaube. Sonst war Niemand dagewesen — Metella wunderte sich darüber. Adelheid kam zu Tische und schien recht heiter, worüber Metella noch verdrießlicher wurde.

Auch in den nächsten Tagen ging Adelheid ihrer Wege, ohne über ihr Gehen und Kommen Rechenschaft zu geben. Sie brauchte es nicht, Metella aber empfand es wie eine Beleidigung, daß sie es nicht that. Doch wußte sie sich Zwang anzulegen und schwieg. Mehrere Tage vergingen. Die Freundinnen, welche ganz unabhängig von einander lebten, sahen sich wohl bei Tische, konnten es aber zu einer Unterhaltung, wie sie sie sonst geführt hatten, nicht bringen.

Am vierten Tage erschien Graf Lindberg, noch mühsam am Stocke gehend. Er sprach seine Beschämung aus über das verunglückte Fest, von der Verzweiflung der Unternehmer, die sich für das Mißlingen gleichsam verantwortlich fühlten. Er war allein mit Metella, sprach artig und gewinnend, und die junge Frau konnte nicht verkennen, daß er auch wohl noch wärmer zu sprechen beabsichtigte. Boso kam hereingesprungen, und auch mit ihm wußte sich der Graf in liebenswürdiger Weise abzugeben. Er bat um den Besuch des Knaben, und Metella mußte die gute Kameradschaft gestatten.

Als aber Metella am sechsten Tage der meldenden Dienerin lebhaft entgegensah und wie alle Tage hören mußte: Graf Lindberg gebe sich die Ehre, diese Rosen zu senden — Graf Lindberg bitte um die Erlaubniß, Boso da und dorthin mitnehmen zu dürfen — Graf Lindberg lasse fragen, ob die gnädige Frau — da verlor Metella die Geduld, und sie mußte sich wieder sagen, solch eine Aufführung wie die des Professors Holmar sei denn doch scandalös! Zu Mittag, als die Freundinnen ohne den Knaben (er war mit dem Grafen zu einem Vogelschießen in der Nachbarschaft gefahren) zu Tische saßen, ließ Metella einige recht spitze Bemerkungen gegen die gute Lebensart der Herren Gelehrten fallen. Adelheid verstand sofort, brachte das Gespräch auf Holmar und erklärte, daß er nicht wie Andere nur um gesellschaftlicher Zerstreuungen, sondern um wissenschaftlicher Beziehungen willen hierher gekommen sei, welche ihn auch bereits auf eine neue Reise fortgeführt hätten. Das Letzte glaubte Adelheid getrost hinzufügen zu können, da sie einen solchen Zweck seines Ausfluges mit Bestimmtheit annahm.

„Verreist?“ rief Metella überrascht. „So, so! Hat er Sie davon benachrichtigt?“

„Brieflich, ja!“ entgegnete Adelheid. „Zugleich mit der Bitte, mich seiner Kinder anzunehmen. Ich thue das gern und gehe täglich mit ihnen ins Freie.“

Metella erwog im Stillen, ob es ihr lieber gewesen, wenn er ihr die Kinder empfohlen hätte, und sie kam schnell zu der Ueberzeugung, daß es ihr schrecklich gewesen wäre, die beiden in Buben verkleideten Mädchen viel um sich zu haben. Adelheid eignete sich besser zur Aufseherin, das mußte sie eingestehen. Und als die Freundin sie aufforderte, sie auf ihrem Nachmittagsspaziergang mit den Kindern zu begleiten, dankte Metella, da sie Briefe schreiben wolle.

Das that sie freilich nicht, obgleich sie sich sehr zu langweilen anfing. Da blieb nichts übrig, als einen Besuch zu machen. Schon war sie gerüstet, als sie durch die Gartenpforte Jemand eintreten sah, der ihr vorkam, als müßte sie ihn schon einmal gesehen haben. Es war Herr Gebhart, welcher, näher tretend, sich ihr noch einmal vorstellte. Sie bat um Entschuldigung, ihn nicht gleich erkannt zu haben, und da es ihr in diesem Augenblick von Interesse war, sich mit ihm einmal zu unterhalten, nöthigte sie ihn, unter der Veranda Platz zu nehmen. Die schöne Frau war so artig, daß Gebhart sich durch sie lebhaft angeregt fühlte. Und als nun selbstverständlich die Rede bald auf Holmar kam, ließ er seiner Freundschaft, Verehrung, ja Bewunderung desselben die Zügel schießen. Er schilderte das Leben, Streben und Arbeiten des Freundes: wie er ganz und gar der Wissenschaft angehöre, wie nur diese allein Interesse für ihn hätte; wie das Leben und Treiben der Welt ihm gar nichts gelte, Gesellschaften ohne Werth für ihn seien, wie die Studien sein ganzes Innere ausfüllten. Die Nächte hindurch zu arbeiten, sich mit ein paar Stunden Schlaf zu begnügen, dann von früh bis spät seiner Lehrthätigkeit anzugehören, das sei ihm leicht und mache sein ganzes Glück aus. — So fuhr Gebhart fort, die großartige Weltverachtung und reine Gelehrtennatur des Freundes immer höher steigernd. Freilich ging er viel weiter, als er verantworten konnte, und zeichnete ein Bild des von ihm Bewunderten, über welches dieser vielleicht gelacht haben würde. Aber in seiner Hochachtung für die Bedeutung desselben verstand er sich für die Schilderung nur auf diejenigen Züge und Eigenschaften, die ihm selbst als die höchsten und verehrungswürdigsten erschienen. Metella verfolgte seine Rede mit Erstaunen, und ein Lächeln des Mitleids ging durch ihr Antlitz. „Aber verzeihen Sie, gnädige Frau,“ begann Gebhart wieder, „mein Besuch galt eigentlich Fräulein Pistorius.“ Metella erhob sich freundlich und benachrichtigte ihn, daß Adelheid ausgegangen sei. „O, dann kann ich es auch wohl an Sie ausrichten, gnädige Frau!“ sagte Gebhart. „Holmar schreibt mir, er werde möglicherweise ein paar Tage länger ausbleiben, ich solle inzwischen mich einmal nach Fräulein Pistorius erkundigen und ihr einen Gruß bringen.“

Herr Gebhart war kein Diplomat, noch auch sich einer diplomatischen Mission bewußt. Er kannte nicht die älteren Beziehungen Holmar's zu Adelheid, er kannte die letztere nur als die angenehme und gelehrte Dame (als solche hatte der Freund sie ihm bezeichnet), welche täglich aus seinem Hause Holmar's Kinder zum Spaziergang abholte. So konnte er ja wohl der schönen Frau, die er schon in der Gesellschaft des Fräulein Pistorius gesehen hatte, seinen Auftrag anheimgeben. Sie versprach, ihn auszurichten, und entließ ihn freundlich herablassend.

Metella machte den beabsichtigten Besuch fürs Erste nicht, sondern zog es vor, sich eine Weile allein in dem engeren Bereiche des Gartens zu ergehen. Die

Schilderung eines Gelehrtenlebens, wie sie eben empfangen, machte sie nachdenklich. Es erschien ihr unsagbar dürftig, arm, farblos und in keinem Sinne anziehend. Ein solches Dasein theilen zu müssen — die Aussicht hätte etwas Grausenerregendes für sie gehabt. Und merkwürdig war ihr, daß ein so stattlicher Mann sich in solcher Staub- und Moderluft wohl fühlen, daß er darin gedeihen konnte. Und sie kam mittlerweile zu der Ansicht, daß dieser Mann auch sonst wohl einen schlechten Geschmack haben möge. Daß seine Beziehung zu Adelheid auf etwas mehr als bloßer Jugendfreundschaft beruhen müsse, wurde ihr immer deutlicher. Zwar regte sie es auf, daß sie seinen ersten Besuch und seine Hülfe beim Gewitter in erster Reihe auf sich selbst bezogen hatte, aber je mehr sie die Dinge betrachtete, kam sie zu der Ueberzeugung, daß sie sich eine Blöße doch eigentlich nicht gegeben. Das Bischen Koketterie verstand sich ja von selbst. Etwas davon konnte man auch einmal an einen Gelehrten oder Schulmeister wenden. Ueberdies war Metella im Innersten doch eine gutmüthige Seele. Wenn Adelheid glücklich werden konnte, warum sollte sie es ihr nicht gönnen? Und warum sollte es denn nöthig sein, daß Adelheid nur einen mordhäßlichen oder uralten Mann heirathete? Sie fühlte plötzlich wieder herzliche Neigung für die Freundin und beschloß, sich für die Sache zu interessiren.

Ihr Mädchen kam ihr nach, um ihr ein Billet zu reichen, welches der Jäger des Grafen Lindberg, der zugleich Boso zurückgebracht, übergeben hatte. Der Graf bat sich die Erlaubniß aus, ihr am anderen Morgen seine Schwester, die Stiftsdame von A., welche vor einer Stunde angekommen, zu präsentiren. Metella gab die Zeit an, wo sie zum Empfang der Gäste bereit sein werde, und hörte darauf dem Geplauder Boso's zu, welcher Wunderdinge zu erzählen hatte. Tags darauf aber schmückte sie sich zum Empfang des Grafen und der Stiftsdame auf das sorgfältigste und schönste und sah bezaubernd aus.

Eine Woche war nach der Abreise Holmar's vergangen. Jeden Tag wanderte Adelheid mit den Kindern in den Wald. Dort lagerte man sich an einsamen Stellen, sie erzählte Geschichten, hatte auch wohl ein Buch bei sich, aus welchem sie eine hübsche Geschichte lesen ließ oder selbst vorlas. Man sammelte Blumen, jagte und tummelte sich, und Adelheid war von diesen Genüssen so beglückt, daß sie die Stunde oft ungeduldiger erwartete als die Kinder. Heut' aber führte sie ihre Pfleglinge zu einem besonderen Festtage hinaus, denn es war ein in ihrem Leben unvergeßlicher Jahrestag. Sie hatte sie für den ganzen Tag mitgenommen. In einer Mühle gab es ein einfaches Mittagsmahl, und Wiesen, Wald und Hügel lagen in erquickender Stille. Auf einer Anhöhe am Waldessaum sitzend, blickte sie über das anmuthige Bild, während die Kinder den Anger hinuntergesprungen waren, da es am Wiesenrande schönere Blumen gab, denn sie wollten einen Kranz winden.

Adelheid ließ die Gedanken in die Vergangenheit schweifen. Heut' war die Wiederkehr des Tages, da sie mit Holmar zuerst in Sturm und Schneegestöber auf Alpenhöhen zusammengetroffen war, des Tages, den sie als den Wendepunkt ihres ganzen inneren Daseins betrachtete. Er war ihrem Leben ein Festtag, den sie im Stillen immer gefeiert hatte, selbst in Zeiten, da sie hart und streng gegen sich mit Freuden und Hoffnungen gebrochen zu haben glaubte; es war der Geburtstag ihres Gemüthes, der ihr nicht aus der Erinnerung kam. In wie verschiedenen Gegenden der Welt, in welchen Lebenslagen, in welchen Stimmungen

hatte sie ihn schon gefeiert! Immer älter fühlte sie sich geworden, unendlich weit schien jenes erste Erlebniß in die Vergangenheit zu rücken! Gescholten und getadelt hatte sie sich, daß an diesem Festtage ihr alte Empfindungen immer noch erwachen wollten, während sie sich das ganze Jahr über dagegen gesichert glaubte. Heut' schalt und tadelte sie sich nicht und lebte getrost ihren Erinnerungen. Gescholten und getadelt hatte er sie, daß sie ihr inneres Leben freventlich zerstöre durch Härte gegen sich selbst, und sie athmete auf bei dem Gedanken, daß er es anders verlange, daß sie nicht alt, daß sie noch jung sein sollte! Wie war es nur möglich gewesen, fragte sie sich selbst, sich immer so alt zu fühlen? Heut' war ihr jung zu Muthe, von Herzen jung; jung für die Kinder, jung für sich selbst und jung — nun jedenfalls für Gottes schöne Welt! Und wie sie da saß, heiter um sich her blickend, sah sie auch aus wie ein junges Mädchen.

Da erhoben die Kinder von der Wiese her ein Freudengeschrei und kamen den Hügel herauf. „Titus! nicht so laufen!" rief eine männliche Stimme hinter Adelheid, deren Klang sie freudig durchschauerte. Sie sprang auf und schritt Holmar entgegen, der von der Mühle hergekommen war. Er schüttelte ihr herzhaft die Hand und umarmte seine Kinder, von welchen er den eben fertig gewordenen Kranz zum unverhofften Willkommen empfing. Nachdem er sich hatte berichten lassen, wie sie inzwischen gelebt, und selbst einige kurze Mittheilungen über seinen Ausflug gegeben, sagte er: „Und nun, Titus und Puck, geht nach der Mühle und bestellt uns ein Abendessen! Helft der Frau Müllerin ein wenig dabei! Wir kommen bald nach!" Die Kinder sprangen davon, er aber fuhr fort: „Einen Augenblick lassen Sie uns noch rasten!" Er lagerte sich auf das blühende Haidekraut am Abhang. Adelheid nahm zwei Schritte von ihm auf einer Rasenstufe Platz. Der Kranz lag zwischen ihnen.

„Adelheid!" begann er, „wissen Sie, was heut' für ein Tag ist?"

„Der zwanzigste August," entgegnete sie.

„Ja, aber für uns bedeutet er auch etwas! Heut' vor vierzehn Jahren sahen wir uns zum ersten Mal!"

„Holmar! Das haben Sie nicht vergessen?"

„Wie sollte ich! Und ist es nicht ähnlich heut' wie damals? Auf dem Hügel sitzen wir und blicken hinaus in die Landschaft. Wir hatten an jenem Tage schnell Bekanntschaft gemacht, wir waren sogar mit einander ein Bischen durchgegangen. Ich holte Ihnen Alpenrosen — wissen Sie noch?"

„Die Reste des Straußes bewahre ich noch heut', und den Tag feiere ich in jedem Jahre!"

„Die Erinnerung war mir stets geblieben," sagte Holmar wie aus brütendem Nachsinnen heraus. „Aber neue Eindrücke verschleierten sie. Hier ist ein Geständniß unnöthig, mein Handeln hat es bewiesen. Ich war zu jung und unstät, um innerlich schon etwas zu erfahren. Ich lernte nach Jahren diejenige kennen, welche mein Weib wurde, und ich liebte sie sehr. Ich verlor sie und war sehr unglücklich!"

Holmar schwieg eine Weile, und Adelheid wendete ihr Gesicht nach der Seite, um ihre hervorquellenden Thränen zu verhehlen. Dann begann er von Neuem: „Jahre vergingen, da kamen Sie in mein Haus als Hülfebringerin, als guter Geist. Sie brachten mir die Jugenderinnerungen wieder, sie brachten mir mehr, viel mehr, und ich erkannte, daß ich durch Sie ein neues Leben, Alles, Alles empfangen konnte. Sie widerstrebten meinen Wünschen. Das war Klugheit und Stolz, Adelheid, aber Sie durften auch wohl

noch klüger und stolzer sein. Es giebt auch eine Schönheit des Gemüthes, welche die der äußeren Wahrnehmung nicht zu scheuen hat. Schönheit und Jugend! sind sie denn vergänglich? Wer beide empfindet, hat beide. Vierzehn Jahre sind vergangen, seit wir zum ersten Mal so zusammensaßen. Sind wir darum alte Leute geworden? Adelheid, ich glaube, wir sind noch sehr jung! Jung genug, um etwas zu wagen. Man wagt, wozu man die Nothwendigkeit in sich fühlt. Ich sage Ihnen heute zum dritten Mal, daß ich Sie liebe und Ihre Hand begehre. Weisen Sie mich heute ab, so komme ich zum vierten Mal, zum fünften, sechsten Mal, und so lange, bis Sie die Ueberzeugung haben, daß ich nicht abzuweisen bin. Denn ich sage Ihnen, Adelheid, Sie müssen mein Weib werden — Sie müssen!"

„Holmar!" begann sie in tiefster Bewegung. „Ich glaube auch, daß ich es muß! Seit ich das Eulenzeichen aus unserer Jugend wiedersah, wußte ich, daß ich es muß! Nicht der Ueberredung weichend, nein, erweckt vom tiefsten Rufen in meiner Seele! Ja, ich bekenne es, grenzenlos elend wäre ich gewesen, hätte mir das Zeichen, das Sie mir nochmals gegeben, nicht eine Hoffnung übrig gelassen!"

Er sprang auf und bedeckte ihre Hand, die sie ihm darreichte, mit heißen Küssen. Dann nahm er den Kranz, setzte sich neben sie und drückte ihn auf ihr Haupt. „Nimm ihn!" sagte er. „Es ist meine erste Gabe — meine Kinder haben ihn gewunden, und ich — habe in dieser Stunde nichts Besseres!"

Adelheid zitterte vor Glücksgefühl, und der verklärte Glanz ihrer Züge gab ihr einen Ausdruck, daß sie mit Schöneren wetteifern konnte. „Es ist der erste Kranz, den ich trage!" entgegnete sie. „Ich will ihn behalten, da er deine erste Gabe ist. Aber er macht mich demüthig in meinem Glücke — tief demüthig!"

„Stolz will ich dich!" rief er. „Stolz darfst du sein, Adelheid!"

„So will ich es, Holmar! Stolz auf dich, auf mein Glück — mein unerhörtes Glück!"

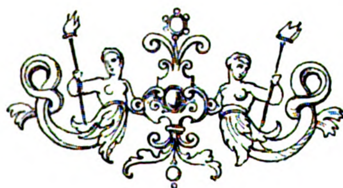
Sie waren aufgestanden, und Adelheid schlang ihre Arme um den Hals des geliebten Mannes, der sie noch mit dem Entzücken des Jünglings umfing.

Am Waldesrande dahinschreitend, ließen sie im Gespräch an sich vorübergehen, was sie erlebt, was sie noch zu erleben hofften. „Eins versprich mir!" rief Adelheid; „meine erste Bitte!"

„Sie ist schon gewährt!"

„Laß die Kinder bald wieder aus der Hülle schlüpfen, die ihnen nicht gebührt! Sie sind ja nicht in der gleichen Lage wie ich, da ich in meiner Eulentracht mich von allem Weiblichen entfernen mußte; aber dennoch, laß sie wieder Mädchen sein!"

„Sie sind dein!" rief er fröhlich. „Erziehe sie! Kleide sie! Was du thust, wird das Richtige sein. Da kommen sie angesprungen! Wir zögern ihnen zu lange. So laß uns als glückliche Leute zusammen den Jahrestag unserer Erinnerung feiern, zugleich den Jahrestag unserer Vereinigung für alle Zeiten!"







Epos und Mythologie.

Von

Moriz Carriere.

Als ich vor dreißig Jahren meine Studien zur vergleichenden Literaturgeschichte zunächst auf das Volksepos wandte, da fand ich bei den Indern, Griechen, Deutschen und Persern als eins der herrlichsten Gebilde einen jugendlich reinen Helden voll Schönheitsglanz, der in irgend eine Beziehung und Verbindung mit dem Feindseligen, Niederen oder Unreinen tritt, wie zur Sühne dafür von dessen Vertretern hinterlistig ermordet wird in der Blüthe des Lebens, aber ihnen den Untergang bringt durch den Rachekampf, der sich an seinen Tod knüpft: Karna im Mahabharata, Achilleus in der Ilias und in der Sage von seiner Vermählung mit der Troerin Polyxena und seiner Ermordung durch Paris, Siegfried im Nibelungenlied und Sijawusch in Firdusi's Schahname. Ich dachte zunächst, daß die verschiedenen Völker dies urarische Heldenbild und Erbgut bei ihrer Trennung mit auf die Wanderung genommen und nach weiteren Erlebnissen mannigfaltig umgestaltet, und veröffentlichte die nähere Darlegung im „Museum" von Prutz und als Beilage meines Buches über „Das Wesen und die Formen der Poesie". Bald aber überzeugte mich die weitere Forschung, daß von einer Heldensage in der gemeinsamen arischen Urzeit noch nicht die Rede sein könne, daß jene vielmehr erst aus der Göttersage bei den verschiedenen Völkern sich entwickelt habe und daß das Gemeinsame in den Heldensagen der Indogermanen ein Niederschlag aus der Göttermythe sei, die allerdings bereits im Volksgemüth ausgebildet war, ehe die Stämme sich von einander absonderten. So habe ich die Sache in meinem Buche über „Die Kunst im Zusammenhange der Culturentwickelung" dargestellt, und es gilt jetzt ziemlich allgemein der Satz, daß zur Bildung des Volksepos dieser mythologische Niederschlag ein nothwendiges Element sei und daß, wo er fehle, auch bei sonst günstigen dichterischen Anlagen und geschichtlichen Verhältnissen, wie bei den Arabern und Spaniern im Mittel-

alter, kein Volksepos entstanden sei. Bei den Hebräern hat der Glaube an den einen geistigen Gott durch die Propheten die Naturmythen überwältigt, und nur wo dennoch Nachklänge von ihnen sich erhalten, wie im Simson die Bilder vom Sonnengott, mögen wir von Heldensage reden. Andererseits weisen die Bruchstücke des mesopotamischen Epos von Izdubar, wie sie auf den Tafeln aus Assurbanipals Bibliothek erhalten und entziffert sind, deutlich darauf hin, daß auch hier Göttermythen den Hintergrund von Thaten und Geschicken der Helden und Heldinnen bilden.

Die Römer haben kein Volksepos, aber auch keine dichterisch entwickelte Mythologie; der praktische Sinn überwog bei ihnen, sie nannten die Götter nach deren Verrichtungen, sie verehrten sie nach ihren Beziehungen zu den Menschen, sie hatten in der Religion das feste Band zwischen Gott und Mensch, aber sie gestalteten sich die Ahnungen und Erfahrungen vom göttlichen Wesen und Walten nicht zu sinnvollen Bildern und Geschichten in freier Weise. Der theoretische Zug des Geistes, der dem Göttlichen auch um seiner selbst willen nachsinnt, und die jugendkräftige Phantasie, welche die Forderungen und Regungen des Gemüths zu lebendigen Gebilden formt, sie sind nothwendige Bedingungen einer entwickelten Mythologie, und wo sie in einem Volke nicht mächtig sind, da werden auch später die Thaten desselben nicht dichterisch aufgefaßt, wird nach dem Gesammteindruck eines Ereignisses aus dem Volksgemüth heraus kein glänzendes Symbol desselben, kein Ideal des Nationalsinnes in einer Heldengestalt geschaffen. Hier liegt in der Volksseele selbst ein Hauptgrund jener Thatsache, daß wir ohne Niederschlag aus der Göttermythe keine epische Naturpoesie haben: wenn die Volksseele nicht ursprünglich die Anlage, den Trieb hatte, die Natureindrücke in lebendigen Mythen zu veranschaulichen, so that sie es auch später nicht bei bedeutenden geschichtlichen Ereignissen, so hatte sie in sich selber keine Bilder von idealen Thaten und Geschicken, an die sie durch geschichtliche Erfahrungen erinnert werden konnte, so daß beide mit einander verschmolzen. Und darauf gerade beruht eine Eigenthümlichkeit des Volksepos, die wir etwas näher beleuchten wollen.

Es ist eine Errungenschaft unseres Jahrhunderts, daß man von der Sprache wie von der Mythologie nicht mehr annimmt, sie seien mit Absicht und Reflexion erfunden; sie sind erkannt als organische Erzeugnisse unserer vernunftbegabten Natur, welche durch sie die Grundlage des freien Denkens und Kunstbildens gewinnt. Wie im Wort Laut und Vorstellung, so sind im Mythus Reelles und Ideelles zusammengewachsen. Antriebe von außen, die auf Alle wirken, und die gleiche innere Anlage Aller kommen zusammen, und wer einen sinnlichen Eindruck so ausdrückt, daß Alle ihre eigene Empfindung darin ausgesprochen sehen, der ist nur der Mund seiner Genossen, den sie verstehen, weil er ihnen das im eigenen Gemüth Liegende erweckt und klar macht. Es ist der gleiche Zug des Herzens nach dem Ewigen und Unendlichen, es sind dieselben Erscheinungen der Natur, dieselben inneren Erfahrungen, dieselben Wahrnehmungen des geschichtlichen Lebens, welche als Bedingungen zusammenwirken, und da ist es kein Wunder, wenn in Vielen ein ähnliches Bild entsteht, und wer das bestimmte und bestimmende Wort ausspricht, der wird verstanden, und die Anderen bewahren und verwenden, was ihnen zusagt; sie arbeiten mit, Jeder spricht sich aus, die eine Sache wird dadurch vielseitig dargestellt, und in der vereinten Thätigkeit Aller erwächst die symbolisch veranschaulichte Idee zur Klarheit, zur Lebensfülle, zur Schönheit.

Wie der Mensch zu sich selbst kommt, im Selbstgefühl, im Selbstbewußtsein seiner inne wird, unterscheidet er sich von allem Anderen und gewahrt sich durch Anderes begrenzt und bedingt; er erfaßt sich damit zugleich als Individualität und als endliches Wesen. Damit ist sein Selbstgefühl zugleich Abhängigkeitsgefühl; aber nicht dies allein, denn er sieht sich auch von Anderem gefördert und eingegliedert in ein Ganzes, das ihn trägt; er ahnt mit freudigem Vertrauen die Einheit alles Lebens. Er könnte aber weder sich selbst noch die Dinge als endliche auffassen und bezeichnen, wenn ihm nicht das Unendliche und Vollkommene innerlich gegenwärtig wäre, so daß er davon das unterscheidet, was die äußere Erfahrung ihm bietet. Es giebt kein Rechts ohne

Links, kein Unten ohne Oben; so können wir etwas auch nur endlich nennen mit Bezug auf das Unendliche. Die Idee desselben stammt nicht aus der Außenwelt, sondern aus der Vernunft, und das Gewissen giebt von ihr Zeugniß. Denn auch unserer in der Entwickelung begriffenen sittlichen Natur können wir nur dadurch inne werden, nur darum spüren, daß wir nicht sind, wie wir sein sollen, weil wir den Zug zum Vollkommenen in uns tragen, weil wir an diesem uns messen. Das Gefühl des Ungenügens am eigenen Zustande, der Unbefriedigung in der Sinnenwelt wird zur Sehnsucht nach dem Idealen, nach dem Guten, Wahren, Schönen, das wir als das innere Wesen des uns umfassenden Unendlichen allmälig verstehen und erkennen lernen. Das Unendliche ist der Quell, aus dem alles Endliche hervorströmt, in dem es lebt und webt; darum kann es seiner gar nicht inne werden, ohne das Unendliche mitzugewinnen, mitzudenken. Die Idee desselben ist uns freilich nicht fertig angeboren, wir müssen sie durch eigene Thätigkeit in uns hervorbilden und uns zum Bewußtsein bringen; aber sie liegt als Unterscheidungsnorm in der Seele, im Keim des geistigen Organismus, wie der Lebenskeim des leiblichen auch seine Bildungsgesetze in sich trägt. Ueberwältigende Natureindrücke erregen den Geist, die Idee des Unendlichen, des Göttlichen in sich hervorzubilden und dann mit ihnen zu verknüpfen; der äußere Gegenstand wird Träger des Gedankens. Wie könnte der Mensch in der Sonne nicht bloß die strahlende Scheibe, sondern den Sonnengott sehen, wenn er die Idee Gottes nicht als Siegel seiner Abkunft aus dem Unendlichen in seiner Vernunft sich zum Bewußtsein brächte und mit der Sonne verknüpfte? Der allumfassende Himmel aber, von dem der Segen des Lichts und der Wärme herabkommt, war der sichtbare Gegenstand, aus welchem das Ideal der Vernunft, die Gottesidee, das Unendliche als wohlthätige und wissende Macht im Gemüthe der kindlichen Menschheit sich entwickeln konnte, und der Himmel ward für sie zum Ausdruck für Gott, wie wir heute noch sagen: der Himmel weiß, der Himmel wird helfen. Ohne Physisches und Geistiges zu trennen, sah man im Himmel den Träger der natürlichen und sittlichen Weltordnung, den Lenker der Dinge; die Geisteskraft Gottes waltet in ihm wie die Seele im menschlichen Leibe.

Denn wir verstehen die Welt von uns aus; der kindliche Mensch ist sich das Maß der Dinge, und wie er fühlt, will und weiß, was er thut, so macht er auch Empfindungen, Begierden, Vorstellungen zum Grunde der Bewegungen, die er außer sich gewahrt; seine Einbildungskraft beseelt die Natur, er sieht in ihren Vorgängen dieselben Kräfte thätig, die er in sich selber als die Ursache seiner Handlungen spürt. Das ruhige Wandeln der Gestirne, das Brausen des Windes, die Bewegung der Wellen werden ihm zum Werk seelenhafter Wesen. Und der Geisterglaube kommt hinzu; wie er sich als dauernd im Wechsel seiner Zustände erfaßt, hält er sich für ein unvergängliches Lebensprincip, und wie er die Natur beseelt, so läßt er die eigene Seele aus ihrem Reich in den Leib eingehen und wieder in den Reigen der Geister zurückkehren, die in den Strahlen der Sonne, im Hauch der Lüfte ihn umschweben; das Reich der Naturgenien, der Elfen, ist zugleich das Todtenreich, und aus dem Wolkenbrunnen bringt der Storch die Kinder. Wenn ferner die Gestalt von Naturerscheinungen mit belebten Wesen Aehnlichkeit hat, so faßt der Mensch sie unter dem Begriff derselben auf und sieht im Blitz eine Schlange und hört im Sturm das Geheul eines Raubthiers; die Sonne, ruhig am Himmel schwebend, wird, unter der Vorstellung eines Vogels aufgefaßt, zum Schwan im Luftmeer, während sie einem Anderen als Feuerrad, einem Dritten als das Auge des Himmelsgottes erscheint. Den Hirten sind die weißen Wölkchen eine Lämmerheerde, die Regenwolken Kühe, die mit ihrer Milch die Erde tränken; ein Anderer sieht in ihnen Jungfrauen, die beim leichten Geriesel das Wasser durch ein Sieb rinnen lassen, bei vollem Strom es aus Krügen gießen. Der Jäger erblickt in den vom Sturm gescheuchten Wolken eine Meute, die in wilder Jagd dahinbraust. Sehr schön sagt Goethe in den Noten zum „west-östlichen Divan“: man sieht den im freien Feld aufwachenden Jäger, der die aufgehende Sonne mit einem Falken vergleicht:

Thal und Leben mir die Brust durchdringen,
Wieder auf den Füßen steh' ich fest,
Denn der gold'ne Falke, breiter Schwingen,
Ueberschwebet sein azurnes Nest.

Die Erscheinungen verschmelzen in einer gemeinsamen Vorstellung, keineswegs ist ein Gegenstand bloß Gleichniß des anderen, sondern der neue wird unter die bereits vorhandene Vorstellung des früher aufgefaßten aufgenommen, nach ihr appercipirt, sie wird in ihn hineingeschaut. Das Zutreffende der Auffassung leuchtet ein, die Vereinigung ist nicht mit Bedacht ersonnen, sondern unwillkürlich gefunden.

Dann aber drängt es den Menschen, innere Vorgänge, seelische Vorstellungen sich klar zu machen und Anderen auszusprechen, und er vermag es zunächst nur durch die Analogie gemeinsamer sinnlicher Erscheinungen, die dadurch zum Symbol des Geistigen werden. Der Aufgang der Sonne, das Verschwinden des Nebels in der Natur dient ihm zur Veranschaulichung der Aufklärung im Bewußtsein, das erwärmende Licht wird zum Symbol des Guten und Wahren, das Wasserbad zum Symbol geistiger Reinigung. Der in sich geschlossene Kreis, die Schlange, die sich in den Schwanz beißt und häutend sich verjüngt, bezeichnet das Anfangs- und Endlose, die Ewigkeit. Der Begriff zeugender Schöpfermacht knüpft sich an den Stier, den Widder der Heerde, die allernährende Natur wird als Weib mit vielen Brüsten dargestellt. Wenn das Samenkorn in die Erde gesenkt wird und die Pflanze daraus hervorsprießt, wenn der Schmetterling aus der Puppe hervorfliegt, so hält sich die Unsterblichkeitshoffnung der Seele an diese Naturerscheinungen, der Gedanke prägt sich durch sie aus, nimmt sie zum Pfande seiner Wahrheit. Sinn und Bild weisen auf einander hin; der Sinn wird sich am Gegenstand bewußt und verdeutlicht sich durch denselben. Es ist keine reflectirte willkürliche Zusammensetzung für sich fertiger Bestandtheile wie in den Allegorien, vielmehr ist die Idee in der Form reiner Gedankenmäßigkeit noch gar nicht vorhanden, der Natureindruck erweckt sie, sie verwächst mit ihm, sie prägt sich durch ihn aus. Der Sinn spricht im Bild unmittelbar zum Anschauenden.

War einmal die Idee des Göttlichen durch die Anschauung des Himmels zum Bewußtsein gekommen, so konnte sie nun auch mit der Sonne, dem Mond und den Sternen, mit dem Meer, der Erde, dem Sturm und der Morgenröthe verknüpft werden; und wie der Mensch diese mannigfaltigen Gegenstände beseelte, so standen sie als Göttergestalten neben einander, während stets der tiefere Sinn in jedem das eine Göttliche verehrt, wie die Veden sagen, daß die Sänger dem Einen viele Namen geben, daß Indra der Regner, auch Agni das Feuer und Varuna der Sternenhimmel sei; ähnlich heißt es auf ägyptischen Inschriften, daß der Eine, der Lebendige, in der Sonne sich offenbare und nach den Sphären seines Wirkens und Waltens unter dem Bilde verschiedener Götter dargestellt werde.

Je mehr das geistige Leben, das sittliche Bewußtsein sich entwickelt, desto bestimmter wird es auch in den Göttern hervorgehoben; im menschlich gestalteten Gott wird die Beziehung auf das Menschliche die Hauptsache, wenn er auch die Naturgrundlage bewahrt; der leuchtende Sonnengott wird zum geisterleuchtenden Musenführer und Versöhner des getrübten sündigen Gemüths, und der Naturvorgang, in welchem man ursprünglich sein Walten sah, das immer Wiederkehrende, wird als eine einmalige Geschichte aufgefaßt, der Streit mit den Mächten der Finsterniß im Gewitter als Apollo's Sieg über den pythischen Drachen. Je mehr der Mensch aus dem Naturzustande sich zur Cultur erhebt und sich geschichtsbildend bewährt, je mehr das innige Zusammenleben mit der Natur dem Wechselverkehr der Völker Platz macht, desto deutlicher wird er sich der leitenden Gottheit nun in der eigenen Brust, in der inneren Erfahrung, im eigenen Los und im Geschick des Staates bewußt; die menschliche Form im Mythus zieht ihn an, sie bildet er nach der sittlichen Idee weiter aus, und es kann die ursprüngliche Naturgrundlage ebenso vergessen werden wie in der Sprache das ursprünglich klar empfundene Tonbild im Wort. Das gerade, daß die Naturvorgänge als Thaten der Götter aufgefaßt sind, übt im jugendlichen Heldenalter seinen Zauber auf das Gemüth, und das Abenteuerliche wie das Verdienstvolle der Handlung wird nun weiter ausgesponnen.

Und wenn wirkliche Erlebnisse, wirkliche Heldengestalten an solche überlieferte Bilder der Urzeit erinnern, so entsteht die Heldensage, welche durch diese Verschmelzung mit der idealen Göttermythe ihre Tiefe und ihren Glanz empfängt. Dieser Niederschlag des Himmlischen auf das Irdische und Geschichtliche vollzieht sich um so leichter, wenn die Göttermythe an verschiedenen Orten localisirt und eigenthümlich gestaltet war, dann aber ein allgemeiner Cultus an die Stelle der besonderen Auffassungen trat, wie z. B. der dorische Apollo den Drachensieger Perseus und Bellerophon von localen Sonnengöttern zu Sonnenhelden machte. Noch näher liegt der erwähnte Niederschlag bei einem Religionswechsel, wie durch das Christenthum bei den Germanen. Die schönen Erzählungen der alten Zeit sind dann dem Volke ein theures Gut; die dichterische Auffassung der Naturerscheinung war bereits mit sittlichen Ideen durchwoben, und wenn nun geschichtliche Männer und Thaten an sie erinnern, so senkt sich die Göttersage auf sie herab und bleibt durch sie im Volksgemüth erhalten.

Zwei große Erscheinungen waren es vornehmlich, die auf die Seele unserer arischen Ahnen den größten Eindruck machten: der Sonne Auf- und Untergang und das Gewitter. Noch wußte man ja nicht, daß und wie jener nach festen Naturgesetzen erfolgt; er galt für den stets neu zu erringenden Sieg des Lichtgottes über die Finsterniß, für eine heilvolle Gnade, die er den Menschen gewährt. Auch David sang in einem seiner Psalmen von der aufgehenden Sonne: sie tritt wie ein Bräutigam aus der Kammer, wie ein Held zu laufen ihre Bahn; und Schiller's Karl Moor sagt von der untergehenden: so stirbt ein Held, anbetungswürdig. Die Morgenröthe verkündet den Menschen des Tages Anbruch, der Sonne Wiederkehr, sie ist die Geliebte des Sonnengottes; er scheidet von ihr, und eine neue Geliebte winkt ihm bald im Westen, und wie er in ihre Arme sinkt, verfällt er selbst in der Region des Todes dem Untergang. Die Sonne spaltet auch mit ihrem Strahl im Frühling den Frostpanzer der Erde und weckt sie mit ihrem Flammenkuß, aber sie verläßt sie dann und muß selber in die Winternacht versinken. Ihr Untergang ist das Werk der tückischen Mächte der Finsterniß, denen sie sich zugewandt; doch bricht sie siegreich zu neuem Leben hervor. Der himmlische Frühlingsgott ist selber im Winter entrückt in Bergeskluft oder eingegangen in die Unterwelt; seine Gemahlin, die Erde, wird von Frostriesen umworben, aber zur rechten Zeit kehrt er zurück, erschlägt die Freier und nimmt von Gattin und Herrschaft wieder Besitz. Sommer und Winter streiten wie Sohn und Vater mit einander. Das Gewitter aber erscheint als der Kampf des himmlischen Lichtgottes mit dem Dämon der Finsterniß; er hat die Wolkenkühe oder die Regenjungfrau oder das Gold der Sonne geraubt, in seine Gewalt bekommen, und als feuerschnaubender Drache streitet er gegen die Blitze des Gottes, dessen Genossen die Winde sind, der das Ungethüm überwindet, das Gold gewinnt und die Jungfrau befreit.

Dies sind Urmythen, welche in der epischen Poesie vom Himmel auf die Erde herabsteigen, aus der Natur auf die Geschichte, von Göttern auf Helden übertragen werden. Es ist der Sonnenheld Siegfried, der nun die schlafende Schlachtjungfrau findet, ihren Panzer mit seinem Schwert spaltet und sie mit seinem Kusse erweckt; aber er zieht weiter, und um einer neuen Liebe willen wird er der Bundesbruder der Nibelungen, der Nebelheimer, der Mächte der Nacht, und sie morden ihn meuchlings. So hat auch in der keltischen Sage Tristan die morgenröthliche Isolde verlassen und sich einer zweiten Isolde vermählt, und das bringt ihm den Tod. Das Sonnige, die lichte Jugendschönheit in Achilleus erinnerte einen griechischen Dichter an die alte Sage, und so entbrennt der Held in Liebe zur troischen Königstochter Polyxena, und bei der Vermählung trifft ihn der Pfeil des Paris in die Ferse. Der persische Sijawusch geht, um die Reinheit und Treue der Seele zu bewahren, in die Fremde; der Iranier vermählt sich der Turanierin und fällt durch die neidischen Brüder derselben. Karna, der Sohn des Sonnengottes, ist der Genosse bundbrüchiger Männer geworden, und so trifft ihn das tödtliche Geschoß in die Kniekehle; es ist eine verwundbare Stelle wie bei Achilleus und

Siegfried, sonst schirmt ihn der Panzer des Sonnengottes.

Der Gewitterkampf steigt mit Apollon vom Himmel auf die Erde, wenn dieser den pythischen Drachen erlegt und von seinem Heiligthum in Delphi Besitz nimmt. Er geht in die Heldensage ein, wenn Herakles die Hesione, Perseus die Andromeda aus der Gewalt des Seeungeheuers befreit, wenn Siegfried in der nordischen Sage dem Fafnir das Gold abgewinnt, wenn er in der deutschen durch den Drachensieg die Chriemhild erlöst und wenn Tristan in der keltischen durch die ähnliche That Isoldens Hand verdient. Selbst der heilige Georg rettet die Jungfrau aus der Gewalt des Drachen; sie war die regenspendende Wolke.

Wenn Odysseus aus der Grotte der Verborgenheit (der Kalypso) oder aus der Unterwelt heimkehrt, um die Freier seiner Gemahlin zu tödten und sie und das Reich wiederzuerringen, so ist die alte Göttersage auf einen der Helden des troischen Sagenkreises übertragen, oder der Held ist mit ihr in jenen Kreis eingegangen. In Indien ist es Indra selber, der Gott des Himmels, der nach dem Gewitterkampf mit Vritra sich in der Tiefe des Wassers wohl zur Reinigung und Sühne verborgen hat; da will ein wilder Riese sich seiner Gemahlin bemächtigen, und er kehrt heim, den zu vertreiben. In der deutschen Sage sind Karl der Große und Heinrich der Löwe im Morgenlande; sie werden für todt ausgegeben, und andere Männer wollen ihre Gemahlinnen gewaltsam zum Altar führen; sie kommen als Rächer rechtzeitig heim. Karl der Große und Friedrich Rothbart sind im Berge entrückt, ebenso König Marko der Serbe, und der Kelte Arthur weilt auf der Insel Avalon; das Volk hofft auf ihre Wiederkehr. Die Raben, die um den Kyffhäuser fliegen, deuten auf Wotan hin; sie bringen in der nordischen Mythe dem Gott Odin die Kunde der Dinge; sie heißen Hugi und Muni, Verstand und Erinnerung. Der dürre Baum wird grünen, wenn der Kaiser seinen Schild an ihn hängt; er ist die Weltesche, das Symbol der Natur, die wieder grün wird im Glanz der Frühlingssonne, des Goldschildes des Himmelsgottes.

Noch in unseren Tagen konnte man hier und da in deutschen Landen Sommer und Winter mit einander kämpfen sehen, der eine in Stroh, der andere in grüne Zweige gehüllt; sie waren Vater und Sohn, der Kampf konnte im Frühling und im Herbst sein, bald der eine, bald der andere siegen. Ich sehe darin die mythologische Grundlage für den vielbesungenen Kampf von Vater und Sohn, die einander nicht kennen, im deutschen Hildebrandslied, im serbischen Volksgesang; im russischen Epos hat der Hauptheld Ilja, im persischen der Hauptheld Rustem diesen tragischen Kampf zu bestehen, und besonders meisterhaft hat ihn Firdusi besungen. Auch den Griechen war er nicht fremd, und der Schluß der cyklischen Erzählungen aus dem troischen Sagenkreise knüpft ihn an Odysseus; sein und der Kirke Sohn sucht in Ithaka den Vater, der aber auswärts war und heimkehrend im Kampf mit dem ihm fremden Jüngling fällt.

Helena ist die Schwester von Kastor und Pollux; diese, die Dioskuren, sind eins mit den Asvinen der Inder, die ersten Strahlen der Sonne, die aus der Nacht oder der Wolke hervorbrechen, jugendliche hülfreiche Reiter auf lichtweißen Rossen, Söhne des Zeus, Helena seine Tochter; damit weist sie für mich oder durch ihren Namen auf Selene, die Mondgöttin, und als solche ward sie mannigfach entführt und wiedergewonnen wie Arthur's Gemahlin bei den Kelten. In Achilleus ist die Ache, der Fluß, zu erkennen, der Sohn des Peleus-Pelion, des Berges, und der Meeresgöttin Thetis; nach raschem, kurzem Lauf empfangen ihn die Meeresnymphen und geleiten ihn zur Mutter.

Nach den mannigfaltigen Sitten und Erlebnissen der Völker ward das gemeinsame Erbgut der Urzeit verschiedenartig ausgebildet. Manches Ursprüngliche ward im Laufe der Zeiten unverständlich und durch andere Motive ersetzt. Aus dem Schlafdorn Odin's, der die Walküre getroffen, wird die Spindel, mit der die Königstochter sich sticht; aus dem Flammenwall die Dornhecke, hinter der sie schlummert, bis der Königssohn sie küssend erweckt. Der mythologische Hintergrund so vieler Volksmärchen ist seit Grimm ja viel besprochen und erforscht. Auch sie

sind allmälig geworden, nicht absichtlich ersonnen. Das Kind will das ihm lieb Gewordene immer wieder hören und geht an Anderem vorüber, das in seinem Gemüth nicht Wurzel schlägt. So übt überhaupt der Hörer durch seine Bildungsstufe und sein Verlangen einen mitwirkenden Einfluß auf den Erzähler und läßt das besonders ausmalen, was ihm am meisten behagt. Das Ueberlieferte wird gehegt und gepflegt nicht wie ein todter Besitz, sondern wie ein lebendiges Gut. Jeder behält und wiederholt, was ihm gefällt, und fügt umbildend hinzu, was er Schöneres weiß; und indem eine Sage von Mund zu Munde geht, gewinnt sie in dieser Gesammtthätigkeit der Geschlechter gleich viel hin und her bewegten Rollsteinen den treffenden Ausdruck, die runde präcise Form, um die der Künstler die Volksmelodie, das Volkslied beneidet, die er sich zum Muster nimmt. So gewahren wir eine staunenswerthe Zähigkeit der Ueberlieferung und sehen, wie der Mythus ein Band der Geschlechter ausmacht, so daß dieselben Bilder, die einst die Menschheit in den Tagen der Kindheit schuf, noch heute den Geist der Kinder nähren, rühren und ergötzen und einen Ring bilden, der die fernen Jahrhunderte an einander schließt.

Aber die Sage findet für neuen Inhalt auch neue Gestaltung. Die Anfänge des Großen waren klein, der Ursprung der Völker wie großer Männer liegt im Dunkeln, und sind sie in das Licht der Geschichte eingetreten, dann schließt die Phantasie vom Gewordenen auf das Werden, von der Frucht auf den Keim zurück; sie macht sich einen Vers darüber, wie Alles gekommen sei, sie legt in der Kindheit des Helden und des Volkes das Alles an, was später zu Tage getreten, und läßt die Bestimmung Beider in den Sagen erkennen, mit denen sie das Bild umrankt. Es sind auch hier Eindrücke des wirklichen geschichtlichen Lebens, wie früher Naturerscheinungen, es ist auch hier der Volksgeist, der sie seinem eigenen Wesen gemäß auffaßt und durch ihre Darstellung sich veranschaulicht, seiner selbst inne wird. Wie in seinen Göttern malt er sich in seinen Helden, und die Ideale, die er für das Leben aufstellt, wirken in dasselbe vorbildlich ein und sind von historischem Werth, indem sie zeigen, wie die Volksseele empfand und was sie anstrebte. Auch hier giebt der Mythus, eine poetische Philosophie der Geschichte, Gedanken in der Form von Erzählungen kund, auch hier will er nichts willkürlich erfinden noch etwas für wahr ausgeben, an das der Urheber selber nicht glaubt; dieser ist vielmehr überzeugt, einen ursprünglichen Hergang errathen, eine Lücke ausgefüllt, das Rechte getroffen zu haben.

Ferner begleitet die Sage die großen Ereignisse der Geschichte und spricht den Eindruck derselben auf das Gemüth und ihre Bedeutung für das Leben dichterisch aus. Sie nimmt die Läuterung der Zeit an den irdischen Dingen vor, sie läßt das Vergängliche, Zufällige schwinden und hält das Wesenhafte fest, sie verdichtet viele einzelne Züge und Erlebnisse zu einzelnen strahlenden Bildern. Denn Begebenheiten, die langsam sich entwickelt und aus vielen kleinen Bedingungen geworden sind, vermag die Erinnerung so nicht festzuhalten, und darum erschafft die Phantasie aus dem Totaleindruck einzelne Typen und setzt sie an die Stelle des Mannigfaltigen. Diese von der Volksphantasie vorbereitete Geschichte geht dann in das Epos ein, sie ist der Stoff, den der Dichter nun künstlerisch gestaltet. Das Mythologische, Ideale und das Geschichtliche, Reale sind Beides nothwendige Elemente des Epos, und Thaten wie Erlebnisse, in denen der Geist und das Geschick des Volkes sich ausprägen, durch die es seine Stellung in der Welt bestimmt, sind durchaus nothwendig, wenn jene Poesie verwirklicht werden soll, die selber der treue Spiegel einer jugendlich schönen, großen Wirklichkeit ist. Die Griechen müssen durch die Wanderung der Dorier und die Eroberung der kleinasiatischen Küste zum Bewußtsein ihrer Nationalität und ihrer Culturmission kommen, die Germanen in der Völkerwanderung ihre Wohnsitze und Weltstellung erringen, die Franken die Völkerwoge der Araber brechen und mit ihrer Nationalität das Christenthum retten, wenn Ilias, Nibelungen- und Rolandslied gesungen werden sollen. In den Sagen von Troja's Eroberung, von Siegfried und Dietrich, von Karl und Roland haben wir neue Ereignisse, wie dort die Colonisirung Joniens, hier

der Sieg über die Ungarn und die Kreuzzüge, ein Symbol der eigenen Geschichte, des eigenen Sinnes, der die Zeit beseelt, welche die Ueberlieferung nun abschließend dichterisch gestaltet. Diese Mitarbeit des Volkes, der Aufschwung des nationalen Lebens trägt auch hier den Epiker, der sein Prophet, sein Deuter und Sprecher ist.

Wir unterscheiden zwischen unseren Thaten und Erlebnissen; die ersteren gehen von unserem Willen aus und bestimmen dadurch die Welt, die anderen erfahren wir durch die Verbindung, in welcher wir mit der Welt stehen, durch ihre Einwirkung auf uns. Eingeflochten in den Weltzusammenhang, finden wir uns auch bei unseren Handlungen durch ihn bedingt, während umgekehrt es wesentlich auch von unserer Eigenthümlichkeit und von unserer Auffassung abhängt, was und wie etwas zum Ereigniß für uns wird. Wie der Wille sich zur That entschließt und dadurch in Gegensatz mit der Welt geräth, an ihr zerschellt oder sie überwindet, das ist wesentlich dramatisch; wie die Geschichte sich in der Gemeinsamkeit vieler Kräfte vollzieht, wie der Einzelne bedingt ist durch die Lage der Dinge, durch die Zeitumstände, wie ihm von außen der Stoff seines Thuns geboten wird, wie er Vieles erfährt, das er nicht beabsichtigt oder gewollt hatte, dies ist episch. Die Heimfahrt des Odysseus ist episch: die einzelnen Abenteuer entwickeln sich nicht aus einander und nicht aus seiner Persönlichkeit; seine Individualität bewährt sich nur durch die Art, wie er sie besteht, wie er in den Ereignissen sich bethätigt. Ein Gleiches gilt von Don Quixote. In der Ilias sind die Helden alle durch das gemeinsame Ziel im Kampfe um Troja verbunden. Achilleus sucht keinen Streit mit Agamemnon, er wird ihm aufgedrungen, so daß er sich unmuthvoll, ungern aus dem Kriege zurückzieht, den nun die Anderen führen, bis sein Patroklos fällt und er dann zur Entscheidung sich erhebt. Die epische Handlung trägt das Gepräge der Begebenheit. Im Drange der Welt, durch die Verhältnisse, in welche sie hineingerathen, durch die inneren und äußeren Erfahrungen, die sie machen, wird für Goethe's Wilhelm Meister wie für Albano in Jean Paul's Titan die harmonische Bildung und das Glück einer vollgenügenden Liebe gewonnen. Schiller sagte treffend vom Roman des großen Freundes: Das Buch hat einen Zweck, nicht der Held. Darum gewinnen wir im breiten Strom des Epos das vollste Weltbild und gestatten ihm seinen ruhigen Fluß, seine vielen Wellen, seine Krümmungen, bis er seinen Lauf vollendet. Das Ziel ist von Anfang an klar, aber wie es erreicht wird, das zeigt die Kunst des Dichters, der bei jedem Moment mit gleicher Liebe verweilt und die retardirenden Motive liebt. Eine große Begebenheit flicht sich aus vielen Strebungen der Einzelnen zusammen, die ihre besonderen Wege gehen und oft einander begegnen, ohne daß sie es wollen, sei es, daß sie sich kreuzen, sei es, daß sie zu gemeinsamem Ziel sich bewegen. Was am Ende herauskommt, ist oft etwas Anderes, als die Einzelnen beabsichtigen, und sie erkennen sich als die Organe eines höheren Willens, der seine Idee durch das scheinbar verworrene, gerade dadurch sich lichtende Getriebe der mannigfachen Kräfte verwirklicht. Eine geordnete Welt organischer Wesen wäre weder in der Natur noch in der Geschichte möglich, wenn das Ursprüngliche eine Vielheit von einander unabhängiger, von einander nicht wissender blinder Kräfte wäre; es ist nicht abzusehen, wie solche von außen durch Gesetze zu deren Dienst gezwungen werden könnten; nur wenn die Gesetze die constante Wirkungsweise der Wesen selbst bezeichnen, werden sie von ihnen erfüllt. Der Dichter würde das Leben nicht in seiner Tiefe auffassen, wenn er es nicht verstünde als von einer ursprünglichen Einheit ausgehend und getragen, so daß durch sie die besonderen Kräfte ursprünglich auf einander bezogen und für einander da sind, zusammenwirken können und in der Entfaltung ihrer Natur zugleich das ihnen einwohnende gemeinsame Wesen und Gesetz verwirklichen.

Von solcher Idee aus haben die großen Epiker das Leben dargestellt. Der epische Held ist eins mit seinem Schicksal und steht in seinem Volk als dessen Repräsentant und Vorfechter; er führt keine besondere Sache gegen dasselbe, und in der Begebenheit selbst vollzieht sich das Wal-

ten der sittlichen Weltordnung. Nicht bloß Klopstock singt: Also geschah des Ewigen Wille, — sondern schon vor ihm Homer: Zeus' Rathschluß ward vollendet. Der echte Dichter hat eben das sehende Auge für den Kern und Werth der Dinge, sein Tiefblick dringt durch das äußere Getriebe der Geschichte in das innere, er offenbart den Zusammenhang des scheinbar Getrennten, aber doch einer gemeinsamen Wurzel Entsproßten, er läßt uns den einigen Lebensgrund erkennen, der Alles durchdringt und in der Wechselbeziehung des Vielen zu Tage tritt, er zeigt, wie über das Wollen und Verstehen der Einzelnen hinaus in der Entwickelung des Ganzen ein gottgesetztes Ziel erreicht wird, so daß alles Große im Zusammenwirken göttlicher und menschlicher Thätigkeit geschieht. Es ist die Natur, es ist die Begabung und das Zusammensein der Individuen eine Grundlage gegebener Nothwendigkeit, über welche die Entschlüsse, die selbstgewählten Thaten und Zwecke der Einzelnen sich erheben, ihr Spiel treiben und durch ihre Stellung zum Sittengesetz sich ihr Los bereiten. Denn zumal die Volksseele würde von Geschichten sich abwenden, die nicht auch zugleich die Forderungen des Gewissens befriedigen, und wenn uns das Leben selber da ein Stückwerk oder quälendes Räthsel bleibt, wo dies nicht der Fall ist, so wollen wir gerade das Dunkel gelichtet sehen, auf daß uns wohl werde. Die Kunst stellt das Seinsollende als seiend dar. Darum läßt der Dichter die Vorsehung walten und im Sieg des Guten und Rechten wie im Untergang auch des Gewaltigen und Herrlichen eine sittliche Weltordnung erkennen. Und hier ist es, wo das Volksepos wieder an die Mythologie sich anschließt und die idealen Mächte, in welchen sie das eine Göttliche entfaltet hat, in ihrem Antheil, in ihrer Lenkung der Begebenheiten veranschaulicht. Auf der Grundlage des im Volksglauben Bestehenden erweitert es der Dichter, indem er den Göttergestalten durch ihre Beziehung zur Geschichte selbst einen neuen Stoff ihres Wirkens giebt und so ihre Mythen bereichert.

Naiver und poetischer erscheint dies nirgends als bei Homer. Die Mächte der Natur und des Gemüths haben Menschengestalt gewonnen, sie bilden unter der Herrschaft des Zeus einen Götterstaat, sie gleichen den Personificationen der Wirkensweisen und Eigenschaften des Einen. Daß alle gute und alle vollkommene Gabe von oben kommt, daß ein göttlicher Wille die Natur ordnet, das Böse bestraft und das Gute zum Siege führt, diese Ueberzeugung lebt in der Seele Homer's, er singt sein Lied kraft göttlicher Eingebung und sieht in dem Ausgang der Ereignisse das bestimmende oder richtende Walten des Zeus. Pallas Athene, die göttliche Weisheit, steht dem Odysseus, dem Telemachos berathend und führend zur Seite, und wenn Achilleus rathschlagt, ob er dem Zorn folgen oder die Leidenschaft bändigen soll, so faßt Athene, ihm allein sichtbar, sein blondes Haar und beschwichtigt sein Herz. In dieser Kraft der Selbstbeherrschung ahnt der Dichter ein Mächtigwerden des allgemeinen Willens im individuellen, wie dort die leitende Vorsehung. Der Dichter ist selbst der Seher, der die Pest im Lager der Griechen als die Strafe des zürnenden Gottes auffaßt, dem sein Priester unbillig behandelt ward; die Erfahrung aus der Erscheinungswelt knüpft er an die Idee, deutet jene durch diese und gewinnt so für die Idee, für die Wesenheit Apollon's eine neue sie offenbarende Begebenheit. Er würde die Geschichte nicht in ihrem tiefsten Grunde erfassen, wenn er sie nicht im Lichte der sittlichen Idee, in ihrem Zusammenhange mit Gott, als eine Offenbarung seines Waltens, als Weltgericht oder als Erziehung des Menschengeschlechtes darstellte. Wie er überall den Finger Gottes sieht — und wie wenig können wir doch für uns machen, wie ist das Meiste Führung und Fügung, Gabe und Gnade! —, so läßt Homer nun seine Götter nach Maßgabe ihrer Individualität persönlich und sichtbar in die menschlichen Dinge eingreifen. Das weite Meer, das die Heimfahrt des Odysseus hemmt und erschwert, wird zum zürnenden Poseidon, die Vorsehung, die ihn leitet und erleuchtet, zur Athene; die Liebesleidenschaft und Schönheit des Paris ist eine Gabe Aphrodite's, die rächende und sühnende Gottesmacht erscheint in Apollon. Am liebsten aber läßt der Dichter die Götter in menschlicher Gestalt, ja oft als

eine bekannte Persönlichkeit erscheinen, und darin liegt ja die Wahrheit, daß wir selbst die Werkzeuge sind, durch welche der ewige Rathschluß sich vollzieht. So veranschaulicht Homer in der Menschengeschichte die göttliche Weltregierung. Das ist der Grund des Uebersinnlichen und Wunderbaren in seiner Poesie, darum folgen wir noch heute dem Zauber seines Gesanges, wenn wir auch an die Realität seiner besonderen Götter und ihrer Erscheinungen nicht mehr glauben. Das Geisteswunder des im Getriebe der menschlichen Dinge verwirklichten Götterwillens, das Uebersinnliche der sittlichen Weltordnung muß uns jedes echte Epos darstellen; Homer hat es auf die sinnlich anschaulichste Weise gethan.

Ihm am nächsten steht das indische Epos, ich meine den alten echten Kern, wie ihn Holtzmann in seiner Uebersetzung vortrefflich herausgeschält hat, im Kampf der Kuruinge und Panduinge, im Rama, im Nal; aber auch durch die spätere Incarnation Wischnu's in die Helden Krischna und Rama klingt die ursprüngliche Wahrheit durch. Ebenso war es in der germanischen Heldensage, und so greifen in der Edda die Götter in die Geschicke der Menschen ein. Vergil hat Homer nachgeahmt. Dante, Tasso, Milton, Klopstock verwertheten die Gebilde der christlichen Mythe für die Zwecke ihrer Dichtung, sie hielten sich namentlich an den Teufel- und Engelglauben, ja Milton zeigte in der Gestaltung Satans seine Dichterkraft in höchster Stärke. Anders ward das Verhältniß schon für Klopstock's Zeitgenossen, die an seine Engel und Teufel nicht mehr glaubten, und ähnlich war für Vergil und Ovid die alte griechische Götterwelt zum Spiel der Phantasie geworden. Allein es stand derselben doch noch keine neue Religion gegenüber, wie das der Fall war, wenn Dichter der Renaissance die griechisch-römische Mythologie wieder aufnahmen; dafür ist, weil sie ganz äußerlich und ohne Glauben blieb, der passende Name der Göttermaschinerie aufgekommen. So zog schon Tasso die antiken Furien zu den Höllendämonen des Orients heran. Camoens schmückt gleich zeitgenössischen Malern, wie Rubens, die neuere Geschichte mit antiken Götterbildern. Bacchus grollt darüber, daß der Ruhm seines indischen Zuges durch Vasco de Gama verdunkelt werde, und bereitet den Portugiesen allerhand Nachstellungen. Mars und Venus dagegen, die Schutzgötter Roms, sehen dessen Ruhm und Größe in Portugal fortleben und stehen darum den Seefahrern bei, Venus rettet sie aus Gefahren und zaubert den Heimkehrenden eine Insel aus den Wellen hervor, wo sie mit Nymphen wonnige Tage verleben, Vasco zum Symbol der errungenen Seeherrschaft sich mit Thetis vermählt. Camoens sagt selbst einmal, daß diese Mythologie da sei, um dem Liede Reiz zu leihen, daß aber diese Fabelwesen doch kein ganz leerer Zierrath seien, sondern die Vorsehung versinnlichen sollen, welche die Menschen leitet und mit ihnen zusammenwirkt.

Denn List, Verstand und Muth mag wenig frommen,
Wo nicht vom Himmel Rath und Hülfe kommen.

Lebloser und trockener sind die allegorischen Figuren in Voltaire's Henriade, die Zwietracht, der Fanatismus, die sinnliche Liebe, die er neben die Handlung stellt, frostig beschreibt und allerhand Unheil anstiften läßt, wo sie in den Charakteren und Leidenschaften der Menschen selbst walten und in der Handlung, nicht neben ihr, anschaulich sein sollten. Da fehlt der Glaube und die dichterische Phantasie und herrscht nur die Reflexion. In der Geschichte des Volkes und im Gemüth der Menschen hätte der Dichter das Walten der Vorsehung darstellen sollen. Mit mehr Glück und Geschick als Voltaire ist Wieland verfahren. Ihm bot freilich der mittelalterliche Roman die Verknüpfung der keltischen Zaubersage mit den Thaten Hüon's; Oberon's Horn war schon in dessen Besitz. Aber Wieland machte aus Oberon, jenem spukhaften Zwerg aus dem Liebesverkehr Julius Cäsar's mit einer Fee, den luftigen holden Elfenkönig aus Shakespeare's Sommernachtstraum. Elfen und Feen lebten im Märchen fort und fanden noch Glauben in der Kinderphantasie, durch die sie dem Volk vertraut waren, wie die Gebilde des englischen Dramas den gebildeten Kreisen. Wieland zog eine Erzählung Chaucer's heran, um den Zwist zwischen Oberon und Titania und ihre Versöhnung durch menschliche Liebes-

treue zu motiviren; so verwob er die Feen- und Menschenwelt und durfte der Kunst sich rühmen, welche die verschiedenen Fäden zu einem Hauptknoten zusammenschlang: er erreicht die Einheit des Mannigfaltigen, Hüon und Rezia, Oberon und Titania bedürfen einander, um zu einem glücklichen Ziel zu gelangen. Und noch mehr ward gewonnen, indem Wieland die Fabel sinnig vertiefte, eine Idee durch sie entwickelte. Die Liebenden nehmen ihr Unglück als Sühne, sie wählen lieber den freiwilligen Feuertod, als daß sie von einander lassen, und das läutert und verherrlicht sie. Nenne die Macht, die über uns waltet, wie du willst: Vorsehung, Schicksal, Oberon! erklärt Rezia und fügt hinzu:

Mir sagt's das Herz, ich glaub's und fühle, was ich glaube:
Die Hand, die uns durch dieses Dunkel führt,
Läßt uns dem Elend nicht zum Raube;
Und wenn die Hoffnung auch den Ankergrund verliert,
So laß uns fest an diesem Glauben halten,
Ein einz'ger Augenblick kann Alles umgestalten.

Die Treue erscheint als das Band, welches Himmel und Erde verknüpft, und im heiter gaukelnden Spiele der Einbildungskraft feiert der Ernst der sittlichen Weltordnung seinen Sieg. Wieland's Oberon gehört zu den unsterblichen Werken unserer Literatur.

Statt der Wunder, welche die Naturgesetze durchbrechen, statt der sinnenfälligen Göttererscheinungen verlangt die Neuzeit im Roman wie im versificirten Epos vielmehr den Reiz ungewöhnlicher Gemüthslagen, spannender, anziehender Situationen und vielverschlungener Geschicke, und in deren psychologischer Motivirung vorwiegende Seelenmalerei. Aus dem Ineinandergreifen der Ereignisse soll sich das Seinsollende, der ursprünglichen Natur und der poetischen Gerechtigkeit Gemäße auf eine überraschende Weise entbinden. Wenn wir sehen, wie dem Tüchtigen alle Dinge zum Besten dienen, wie die falschen Anschläge sich verkehren, wie die Charaktere sich ihr Los bereiten, Schicksal und Gemüth einander entsprechen, wenn über die Absicht und Einsicht der Handelnden selbst hinaus sich ein Herrlicheres entfaltet, als sie wollten oder dachten, wenn im Spiel der Einbildungskraft zugleich Vernunft und Gewissen befriedigt werden, dann bedarf es keiner äußerlichen Maschinerie, dann wird die der Welt einwohnende göttliche Ordnung in der Sache selbst veranschaulicht. Statt der Symbole von Quellen des Hasses und Bechern des Liebezaubers, aus denen die Menschen in den Ritterbüchern trinken, müssen aus ihrer Innerlichkeit und durch die Fügung der Umstände die Gefühle erwachen, wachsen und ihre Macht beweisen. Goethe braucht in Hermann und Dorothea keine Feen, keine Kriegs- und Liebesgötter; die gewaltige Bewegung der französischen Revolution und die werkthätige Menschenfreundlichkeit führt jene Beiden zusammen, sie erkennen einander als für einander bestimmte Persönlichkeiten, sie gewinnen einander auf ganz natürlichem und sittlichem Wege: nenne das Zufall, wer bloß die Außenseite sieht, das Auge der Mutter blickt tiefer: „Nun hat die Braut ihm der Himmel hergeführt, und sein Herz hat rein und sicher gewählt"; der Geistliche bekennt: „Der Augenblick nur entscheidet über das Leben des Menschen und über sein ganzes Geschick"; und Hermann erwähnt die sturmbewegte Zeit:

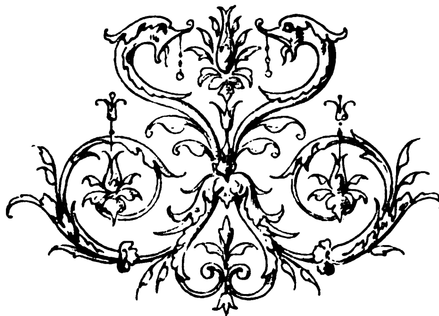
„Sollte nicht auch ein Glück aus diesem Unglück hervorgehn,
Und ich im Arm der Braut, der zuverlässigen Gattin
Mich nicht erfreun des Kriegs, so wie ihr des Brandes euch freuet?"

Er hat die Geliebte nicht gesucht, er hat sie, sie ihn gefunden, sie vollenden sich an einander, und ihr Band ist ein Symbol der Versöhnung streitender Mächte im Entwickelungsgange der Menschheit. Goethe selbst wies in einem Briefe an Schiller darauf hin, wie das große Weltschicksal theils wirklich, theils symbolisch eingeflochten ist und von Ahnung, von Zusammenhang einer sichtbaren und unsichtbaren Welt doch auch leise Spuren angegeben sind, was zusammen an die Stelle der alten Götterbilder tritt.

Hier rechtfertigt sich die Begriffsbestimmung, welche Wilhelm Wackernagel in seiner Poetik von der epischen Dichtung gegeben hat. „Alle Poesie schaut das Schöne unter Formen der Wirklichkeit an; so auch die epische. Sie ist aber auf das höchste Schöne gerichtet, auf die Einheit,

die über und in aller Welt ruht, auf den göttlichen Geist. Wie sie jedoch eine menschliche Kunst ist, so wird sich ihre Anschauung niemals der ganzen Gottheit bemächtigen, sondern aus der Fülle der Gottheit immer nur ein Einzelnes, eine vereinzelte Idee von religiösem und sittlichem Gehalt herausgreifen und sich aneignen können. Diese Idee nun wird angeschaut unter Formen derjenigen Wirklichkeit, die der Einbildung am nächsten vorliegt und in der sich auch die Gottheit am deutlichsten offenbart, unter den Formen der Geschichte. Epische Anschauung ist demnach Anschauung einer göttlichen, einer religiösen oder sittlichen Idee in Form einer durch Causalität verbundenen Reihenfolge von äußeren Thatsachen. Dies die allgemeine Definition, welche für die epischen Gedichte aller Zeiten, aller Völker, aller Arten paßt, und es sind damit sowohl die Anforderungen ausgesprochen, die man an die allerneueste Ballade machen darf, als auch die ältesten Heldenlieder der Griechen damit charakterisirt sind." Es ist eben die sittliche Weltordnung, die sich uns im umfassenden Epos wie im Märchen, in den Kranichen des Ibykus, im Grafen von Habsburg, im Gott und der Bajadere, in des Sängers Fluch und Graf Eberhard bezeugt, und dadurch wird, während die Einbildungskraft an der sinnlichen Erscheinung sich ergötzt, zugleich Vernunft und Gewissen befriedigt. Das ist der Grund, weshalb man gewöhnlich für das Epos den glücklichen Ausgang fordert, den indeß weder die Ilias noch das Mahabharata noch das Nibelungenlied zeigen, während im Ramayana, in Nal und Damajanti, in der Odyssee und der Gudrun die Wiedervereinigung der Liebenden und der Sieg des Rechtes uns erfreut. Aber auch dort berührt nicht bloß der Untergang der Heldenkraft und hat Achilleus eine kurze ruhmvolle Jugend einem langen ruhmlosen Alter vorgezogen: die Troer haben die Sache des Ehebrechers zur ihrigen gemacht und büßen dafür durch Here's gerechten Zorn; Siegfried's Schwert rächt Siegfried's Mord, und das Unrecht der Kuruinge wie des Bürgerkrieges überhaupt wird im indischen Epos betont; es wird betont, daß der Tod Sühne und Eingang in das wahre Leben ist. Das Gedicht vom Kampf der Provenzalen für Glauben und Freiheit spricht den Gedanken des Epos in folgenden Versen ganz bestimmt aus:

Gott und das Recht, sie herrschen, bestehn in Wirklichkeit;
Lug, Trug und Stolz, sie haben das Feld wohl einige Zeit,
Am Ende doch überwindet sie die Gerechtigkeit.







Eine Erinnerungsstätte toscanischen Mittelalters.

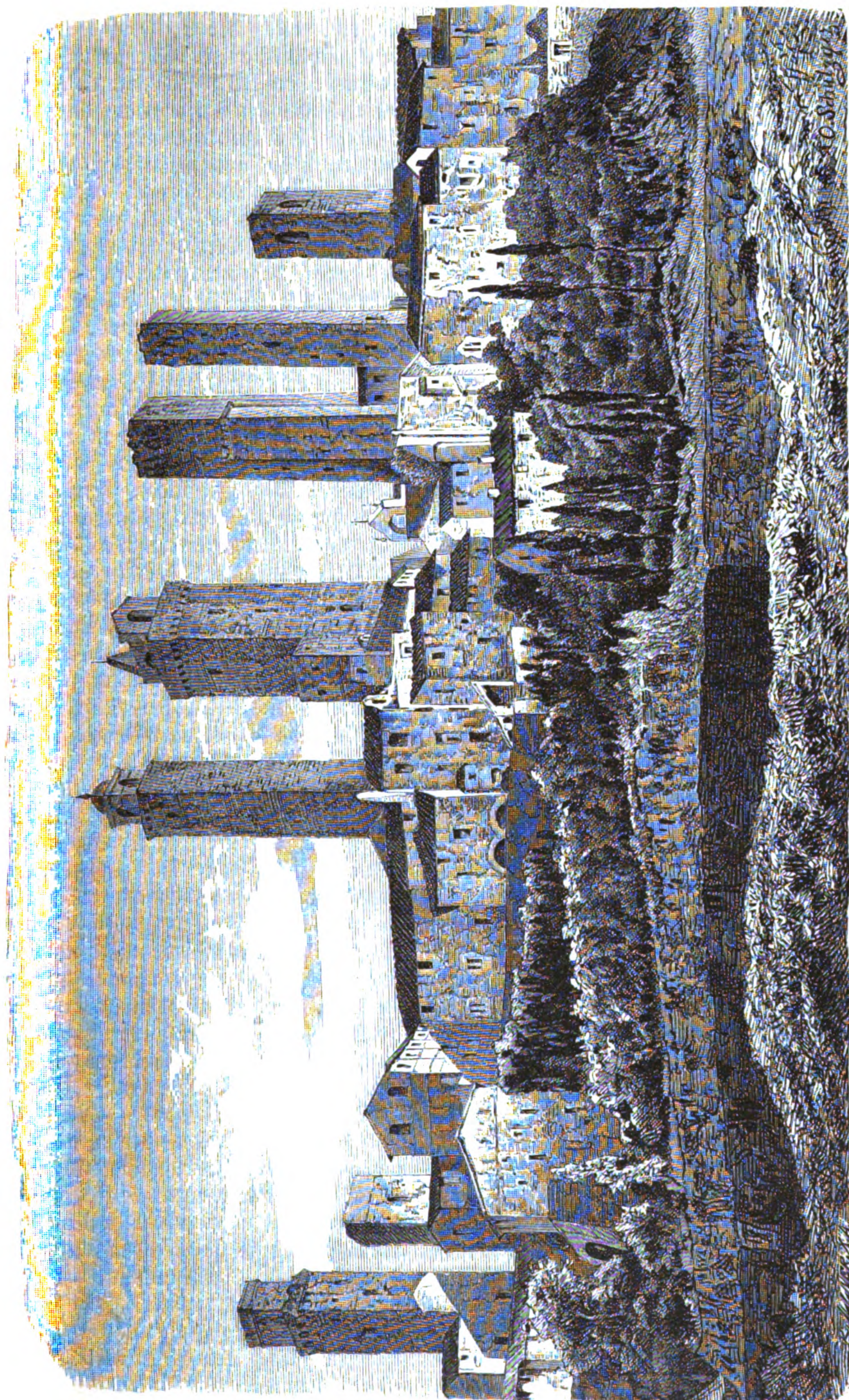
Von

Paul Schönfeld.

Während die Hauptmittelpunkte früherer Culturepochen und großer historischer Erinnerungen, wenn anders der Gang ihrer Geschicke ihnen erlaubte, ihre Lebensfähigkeit zu bewahren und bis auf die neueren Zeiten eine bedeutungsvolle Rolle zu spielen, ihre ursprüngliche Physiognomie wo nicht völlig einbüßen, so doch im Wechsel der Verhältnisse mehr und mehr zu verwischen pflegen, so daß nur vereinzelte, fremdartig gemahnende Ueberreste als Zeugen der Vergangenheit in die Gegenwart hereinragen, hat sich oft in kleineren Städten, die längst vom Schauplatz der Geschichte abtraten, das Bild bestimmter Perioden so rein und ungetrübt erhalten, daß die Veränderungen, die spätere Zeiten mit sich brachten, dasselbe nur wenig und unwesentlich alteriren. Wir wollen nicht als Beleg dafür aus dem Alterthum das durch singuläre Umstände erhaltene Pompeji anführen, in dem uns antikes Leben so unmittelbar und anschaulich wie nirgends sonst entgegentritt, sondern nur beispielsweise auf Ravenna hinweisen, das für die Kenntniß der altchristlichen Zeit noch heute in seinen reichen Denkmälern eine unschätzbare Fundgrube darbietet und neben den ehrwürdigen Resten einer wenn auch dem Verfall zueilenden, so doch noch glanzvollen und unternehmenden Vorzeit die armselige Gegenwart wie in einem Schattenleben begriffen erscheinen läßt. Daß die uns so nahe liegende Cultur der Renaissance noch heute den äußeren Charakter zahlreicher Städte, namentlich des nördlichen Italiens, bestimmt, bedarf keiner Ausführung. Verhältnißmäßig gering ist dagegen in Italien die Zahl derjenigen Ortschaften, die vom späteren Mittelalter ein intactes Bild bewahrt haben. Die unglückseligen Geschicke, unter denen das Land in jenen Zeiten seufzte, machen dies zur Genüge begreiflich. Um so mehr sind natürlich die wenigen Ausnahmen geeignet, unser Interesse wachzurufen.

Auf toscanischem Boden muß unter diesen Ausnahmen unbedingt an erster Stelle das südwestlich von Florenz im anmuthigen Elsathal gelegene Städtchen San Gimignano genannt werden, zu dessen Besuch ich hiermit einladen möchte. Es ist dies trotz seiner hohen geschichtlichen und künstlerischen Bedeutung kein an der großen Heerstraße liegender Ort; ohne Bahnverbindung, von der Station Poggibonsi etwa acht Miglien entfernt auf einsamer Höhe thronend, lockt er nicht das Gros der Touristen an, und nur eine kleine Zahl der Italienreisenden pflegt in seinen alten Mauern alljährlich Einkehr zu halten.

Von Weitem schon winkt der Flecken, der sich ehedem mit berechtigtem Stolze „castello florido“ nannte, von seinem Hügel dem Wanderer, der durch das fruchtbare Thal geschritten kommt, mit



Ostansicht von San Gimignano.

seinen zahlreichen, steil emporragenden Thürmen, die ihm den anderen Namen „città delle torri“ verliehen, entgegen. Durch ein gut erhaltenes altes Thor, die Porta di S. Giovanni, tritt er ein in den kleinen Ort, in dem jetzt friedliche Stille waltet und für die geringen Bedürfnisse der armen Bevölkerung nur wenige Hände sich regen.

Wird der Blick des Künstlers, der in diesen Mauern Rast hält, durch eine Fülle origineller malerischer Partien, von denen die beigefügte Illustration (S. 597) eine Probe geben möge, sowie durch eine Reihe der werthvollsten Kunstwerke wie nur irgendwo auf so kleinem Raume hier angezogen, so bietet sich nicht minder reicher Stoff zur Betrachtung für den Freund historischer Erinnerungen, wenn er, angeregt durch die rings ihn umgebenden steinernen Zeugen, die Geschicke der Stadt an sich vorübergleiten läßt. Es ist überaus lohnend und belehrend, zu verfolgen, wie die großen Bewegungen, deren Schauplatz das Italien des Mittelalters war, in diesem abgelegenen kleinen Flecken ihr Echo finden, wie die Kämpfe und Parteiungen, die das Land Jahrhunderte lang erschütterten, in das Leben dieser Commune eingreifen, die aus bescheidenen Anfängen sich zu politischer und socialer Blüthe erhebend, zuletzt der unwiderstehlichen Macht der Ereignisse zum Opfer fällt. Es muß als ein verdienstliches Unternehmen bezeichnet werden, daß ein Sohn des Städtchens, der Geistliche Luigi Pecori, die Geschichte seiner Heimath zum Gegenstand einer ebenso anziehend geschriebenen wie auf gründlichsten archivalischen Studien basirten Specialdarstellung gemacht hat,* an deren Hand wenigstens die hervorragendsten Momente aus der Geschichte des Ortes kurz vorgeführt werden mögen.

Den Ursprung der Stadt gefiel sich naiver Localpatriotismus auf Rom zurückzuleiten. Zwei junge Patricier, Mucius und Silvius, sollen der Tradition zufolge, die, von den ältesten Chronisten adoptirt, mit allerhand Variationen noch in spätere Werke überging, als Mitverschworene Catilina's aus Rom geflüchtet, in das Thal gekommen sein und daselbst zwei Castelle, Namens Muchio und Silvia, letzteres an der Stelle unseres Städtchens, erbaut haben. Ebenso unsicher ist die Entstehung des gegenwärtigen Namens, der nach Einigen um 450 auf öffentlichen Beschluß für die Benennung Silvia eingetreten wäre und zwar zum Andenken an den heiligen Gimignano, jenen Bischof von Modena, der im 6. Jahrhundert eine weitverbreitete Verehrung genoß, während nach Anderen Justinian's Feldherr Narses, der die Stadt erweitert haben soll, ihr aus specieller Vorliebe für jenen Heiligen dessen Namen beigelegt hätte.

Wann die selbständige Verwaltung des Gemeinwesens begann, ist nicht urkundlich ermittelt; in einem Decret von 1134 als „territurium Volterranum“ bezeichnet, unternahm der Ort indeß schon damals Versuche zur Erlangung der Freiheit und war vermuthlich bereits um die Mitte des 12. Jahrhunderts mächtig genug, um sich bei dem Bischof von Volterra und den benachbarten Burgherren Achtung zu verschaffen. Seine völlige Unabhängigkeit von Volterra, mit dem er seit 1181 in Grenzstreitigkeiten lag, datirt wahrscheinlich von 1199, da von diesem Jahre an die Würde des Podestà von Ansässigen bekleidet wird.

Kaum hatte sich die junge Republik constituirt, als sie auch in das politische Leben eintrat und auf Vergrößerung ihres Gebietes bedacht war. Neben den langwierigen Fehden mit Volterra, denen Florenz 1235 ein Ende machte, tobten auch im Inneren der Commune allerhand Unruhen. Die für Italien so unheilvolle Spaltung in Guelfen und Ghibellinen hatte sich von Florenz über ganz Toscana und so auch hierher verbreitet, und die Geschicke der Stadt wurden von dem jeweiligen Uebergewicht der einen oder anderen Partei bestimmt. Das vorherrschend ghibellinisch gesinnte San Gimignano schwur 1240 Friedrich II. Treue, wobei es seine alten Rechte und Besitzthümer verbürgt erhielt. Die nun an den Guelfen verübten Bedrückungen schürten Haß und Zwietracht und hatten schließlich eine Erhebung derselben zur Folge, die indeß erstickt wurde und den Hauptführern die Verbannung eintrug. Die Familie der Salvucci bildete den

* Storia della terra di San Gimignano. Florenz 1853.

Mittelpunkt der Ghibellinen, die Ardinghelli den der Guelfen. Schon 1251, ein Jahr nach des Kaisers Tod, fand ein neuer Aufstand der letzteren Partei statt, die sich der Herrschaft bemächtigte und dieselbe mit kurzer Unterbrechung zu behaupten wußte. Nun war für einige Zeit Ruhe, es blühten Handelsverbindungen auf mit Florenz, Pisa und anderen toscanischen Städten, öffentliche Bauten entstanden und die Mauern wurden mit Gräben umzogen.

In Friedrich's natürlichem Sohne Manfred lebten bekanntlich die ghibellinischen Hoffnungen von Neuem auf. Nach der verhängnißvollen Schlacht von Montaperto trat auch San Gimignano dem unter seiner Aegide zwischen Florenz, Siena und Pisa gegen die Guelfen geschlossenen Bunde, der „taglia Toscana“, bei und betheiligte sich 1263 am Feldzuge gegen Lucca, das fast einzig übriggebliebene Bollwerk der toscanischen Guelfen. Als indeß kurze Zeit darauf der Stern der Ghibellinen in der unglücklichen Schlacht von Benevent sich geneigt hatte, änderten sich die Verhältnisse auch in San Gimignano. Die Verbannten wurden zurückgerufen, der Magistrat ward zu zwei Dritteln guelfisch, der Kampf gegen ghibellinisch gebliebene Ortschaften wie Poggibonsi und Pisa unterstützt. Im letzten Decennium des 13. Jahrhunderts war die Stadt wieder ein Spielball fortwährender innerer Zwistigkeiten, deren Hauptursache die Vertreibung der ghibellinisch gesinnten Salvucci war. Daß trotzdem die Commune nach außen hin große Achtung genoß, beweist die Thatsache, daß Florenz, mit dem sie wegen mehrerer von ihm genommenen Castelle auf gespanntem Fuße stand, 1299 keinen Geringeren als Dante als Gesandten schickte, um sich die alte Verbündete wieder geneigt zu machen. Am 8. Mai des genannten Jahres setzte dieser im Palast der Commune vor dem Podestà und dem versammelten Rathe die Nothwendigkeit auseinander, die toscanische Liga zu stärken und ihr einen neuen Führer zu geben, und bestimmte die Stadt, zum nächsten Parlament ihre Sindaci zu senden. Eine Marmortafel im Rathsaale gedenkt dieses für San Gimignano bedeutsamen Ereignisses.

Auf dem Gipfel ihrer politischen Freiheit angelangt und in ihrem republikanischen Regiment befestigt, war die Commune in der Lage, an die Errichtung öffentlicher Gebäude zu gehen. Großartige Klöster erstanden, schon um 1288 war der Bau des Palazzo del Comune begonnen worden, zu Anfang des 14. Jahrhunderts wurde der Glockenthurm daneben aufgeführt.

In den Fehden, die Castruccio, jener Condottiere von Lucca, der sich zum mächtigen Anwalt der ghibellinischen Sache gemacht hatte, gegen Florenz unternahm, hatte auch San Gimignano, namentlich bei der Niederlage der Verbündeten bei Altopascio (23. Sept. 1325), erhebliche Verluste zu erleiden; am 29. September befestigte es seine Mauern und Thore, was um so mehr geboten war, als die vertriebenen Bürger unter Führung der Ardinghelli die Umgegend verwüsteten und im November versuchten, sich der Stadt durch Verräther zu bemächtigen, ein Versuch, der fehlschlug und die Empörer zur Flucht zwang. Der Zustand allgemeiner Unsicherheit dauerte eine längere Reihe von Jahren.

Ein Vorspiel der nachmaligen Unterwerfung San Gimignano's unter Florenz ereignete sich 1333, als die Commune sich den dictatorischen Forderungen der Florentiner nach Unterstützung gegen König Johann von Böhmen fügen mußte. Von da ab war sie thatsächlich mehr die Untergebene als die Verbündete des mächtigen Florenz und hatte die Consequenzen dieses Verhältnisses oft und schwer genug zu empfinden.

Die Ardinghelli, deren Landesverweisung 1331 durch die florentiner Signorie annullirt worden war, kehrten bald zu den alten Gewaltthätigkeiten zurück, so daß sie 1337 aufs Neue verbannt wurden. Wieder appellirten sie an Florenz und spielten zuletzt 1342 die Stadt dem Herzog von Athen in die Hände, dessen schon im nächsten Jahre erfolgender Sturz jedoch der Zwingherrschaft ein Ende machte, ohne freilich der Stadt ihre alte Blüthe wiederzugeben. Durch die schreckliche Pest von 1348, durch innere Spaltungen und Schulden in einen traurigen Zustand gerathen, erblickte dieselbe zuletzt ihr einziges Heil darin, sich in die Hände der floren-

tiner Republik zu geben, und so kam am 28. Februar 1348 ein für San Gimignano höchst ehrenvoller Vertrag auf drei Jahre zu Stande, in dem seine Bürger für florentiner Bürger erklärt und die freie Wahl des Podestà gewährleistet wurde. Trotz dieser Unterwerfung und trotz dem allgemeinen Nothstande kamen Ehrgeiz, Haß und Rachsucht nicht zur Ruhe. Die zwischen den beiden Hauptfamilien bestehenden Zwistigkeiten endeten damit, daß 1351 die Ardinghelli die Salvucci vertrieben und ihre Häuser einäscherten. Die florentiner Signorie schickt auf die Beschwerde der Vertriebenen den Podestà mit Streitmacht nach San Gimignano, um sie wieder einzusetzen und den Frieden herzustellen; die Ardinghelli aber schließen die Thore und werden nur durch Gewalt zu einem Vertrage gezwungen, dessen Hauptbestimmungen Friede mit den Verbannten und Ausdehnung des florentiner Supremats auf weitere fünf Jahre waren. Um den hiermit durchaus nicht beseitigten inneren Wirren ein Ende zu machen, sucht die Commune selbst um Festsetzung eines Vertrages nach, durch welchen 1353 dauernder Anschluß an Florenz befestigt wird. Verletzungen dieses Vertrages und Auferlegung schwerer Steuern ließen nur zu bald diesen Schritt bereuen; überdies 1363, 1390 und 1399 von der Pest heimgesucht, bot die zu Anfang des Jahrhunderts so blühende Stadt am Ende desselben ein Bild der Verödung, der Knechtschaft und eines fast sicheren Unterganges.

Nachdem in dem unheilvollen Jahre 1529 Florenz nach heldenmüthigem Kampfe gefallen und mit der Capitulation von 1530 die Republik erloschen war, kam auch San Gimignano unter das mit Alessandro beginnende Principat der Medici. Durch den Fall Siena's (1552) verlor es seine strategische Bedeutung, und Cosimo ließ seine Festungswerke niederreißen. Von den Fürsten verlassen, verschuldet und ohne Industrie und Handel, ging nun die Commune mehr und mehr zurück und verlor ihre schon 1562 beschränkten Rechte und Freiheiten völlig im Jahre 1580.

Ueber die weiteren Geschicke der Stadt dürfen wir schnell hinweggehen. Nachdem die mediceische Dynastie 1737 erloschen war, erholte sich auch San Gimignano unter dem wohlthätigen Regiment des lothringischen Hauses und wurde vom Großherzog Leopold durch vielfache Reformen gefördert. Zur Zeit der französischen Invasion trat an Stelle der alten Regierungsformen ein aus zwölf Bürgern zusammengesetzter Magistrat; die Unruhen, die sich 1814 in Toscana gegen das zweite französische Regiment erhoben, fanden auch in San Gimignano in einem Volksaufstand ihren Widerhall; die Restauration des Großherzogthums unter Ferdinand III. stellte dann auch hier die alten öffentlichen Aemter und Einrichtungen wieder her. Von nun an bietet der Ort in historischer Beziehung nichts Bemerkenswerthes mehr dar.

Unter der Zahl derjenigen Sangimignanesen, die ihre Geburtsstätte durch wissenschaftliche und künstlerische Leistungen verherrlichten, seien hervorgehoben die Rechtsgelehrten Nello di Giuliano de' Cetti und Matteo Nerucci; des Letzteren Sohn Pier Antonio wurde von Cosimo nach Pisa berufen, um an der dortigen Universität canonisches Recht zu lesen, und starb daselbst in hohen Ehren 1556. — Auch seine Poeten hat der Ort, wenn auch darunter keine Sterne ersten Ranges; unter den urwüchsigen Dichtern des 14. Jahrhunderts ragt ein gewisser Folgore hervor, von dem sich eine Reihe Sonette erhalten hat; im Kothe seiner Verse, sagt Monti, spürte selbst der große Dante einige Goldkörner auf. Bartolommeo Nerucci schrieb 1434 einen lateinischen Commentar zur Göttlichen Komödie. Filippo Bonaccorsi, der nachmals, vor Paul's II. Verfolgung aus Italien flüchtig, in Polen zu hohen Ehren und Würden gelangte († 1496), machte sich unter dem Namen Callimachus als eleganter lateinischer Dichter einen berühmten Namen.

Auch in der Kunstgeschichte ist San Gimignano durch die Maler Sebastiano Mainardi und Vincenzo Tamagni vertreten, deren ersterem wir bei unserer folgenden, den Kunstschätzen der Stadt gewidmeten Betrachtung zu verschiedenen Malen begegnen werden. Auch der unter dem Namen Poccetti bekannte geschickte Decorationsmaler Bernardino Barbatelli (1548 bis 1612) stammt, obwohl in Florenz geboren, mittelbar von San Gimignano

ab, wo seine Familie seit dem 16. Jahrhundert ansässig war.

Indem wir uns nunmehr zu einem Ueberblick über die in San Gimignano vorhandenen Kunstwerke wenden, müssen wir zunächst den architektonischen Monumenten als den ältesten und zuerst ins Auge fallenden unsere Aufmerksamkeit schenken. In das volle Mittelalter versetzt uns die Piazza del Duomo, der Hauptplatz der Stadt, mit seinen kühnen und stolzen Gebäuden. An der Ostseite erhebt sich der alte Palazzo del Comune mit seiner weiträumigen rundbogigen Loggia, wie schon erwähnt aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts stammend. Er trug ursprünglich den Namen Palazzo del Podestà und erfuhr 1337 wesentliche Vergrößerungen; der schlanke Glockenthurm ward 1407 hinzugefügt. Der an der Südseite des Platzes gelegene neue Palazzo del Podestà, welcher nach dem Beispiel anderer Städte der Vertretung der Gemeinde als würdige ständige Residenz zu dienen bestimmt war, ward um 1288 in Angriff genommen. Auf einem Untergeschoß aus Bruchstein erheben sich zwei Etagen mit je drei großen Fenstern. Einst prangte der Marzocco genannte Löwe, den man in Stein gehauen an der schönen Freitreppe im Hofe des Palazzo del Bargello zu Florenz erblickt, nebst den anderen florentiner Abzeichen in Gemälden an der Façade.* An den Wänden des Hofes, in dem sich eine Cisterne vom Jahre 1360 befindet, zieht sich oben ein Altan hin, zu dem seitwärts zwei Treppen emporführen; dort legte der Podestà den Prioren und dem Gonfaloniere seine Beglaubigungsschreiben vor und leistete den verfassungsmäßigen Eid. Dieser Altan führt zur Sala del Consiglio, die den vorderen Theil vom ersten Geschoß des Palastes einnimmt. Die Wände des Saales waren früher mit Malereien geschmückt, welche hervorragende Localbegebenheiten verherrlichten, von denen sich indeß nur noch geringe Spuren vorfinden. Intact geblieben ist dagegen ein großes Fresco des Lippo Memmi vom Jahre 1317, welches laut Inschrift 1467 von Benozzo Gozzoli restaurirt wurde; es zeigt die thronende Madonna mit dem Kind auf dem Schoße, umgeben von zahlreichen Heiligen und Engeln, zu ihren Füßen den knieenden Podestà Nello de' Tolomei, von dem heiligen Nicolaus der Himmelskönigin empfohlen, und läßt eine nahe Verwandtschaft mit Simone's Madonna im Palazzo pubblico zu Siena erkennen. Rings an den Wänden sind Bänke angebracht; an denen der Fensterseite hatten die Prioren mit ihrem Vorsitzenden und dem Gonfaloniere ihren Platz, gegenüber die Capitani der guelfischen Partei mit ihrem Gonfaloniere und neben beiden, ein wenig tiefer, die zwölf Collegen; an der Schmalwand saß der Proconsul der Richter und Notare, die Räthe und die Vorstände der Zünfte. Am Sitze des obersten der Prioren befindet sich die Inschrift:

„Obmann,
Mild höre Jeden, der will Vortrag halten,
Antworte günstig, lasse Recht stets walten!“

In dem Saale wie in dem kleineren Raume nebenan ist jetzt eine kleine Sammlung aus verschiedenen Kirchen stammender Gemälde untergebracht, von denen ein Triptychon des Taddeo di Bartolo von 1402, die Madonna mit S. Christophorus und Niccolo von Bari, ein anderes von demselben Künstler, S. Gimignano mit dem Stadtmodell nebst Scenen aus seinem Leben, und ferner zwei schöne, unzweifelhaft von Filippino Lippi herrührende Medaillons hervorgehoben seien, von denen das eine den Verkündigungsengel, das andere die seiner Botschaft lauschende Madonna enthält. Von Pinturicchio besitzt die Sammlung ein bedeutendes Altarwerk in Tempera aus Montoliveto, die lebensgroße betende Madonna in einer Mandorla mit reizenden Engelsköpfchen, verehrt von zwei unten im Vordergrund einer reichen Landschaft knieenden Heiligen. Die unter dem Fresco Memmi's befindliche Thür führt in die Sala dell' Udienza segreta, in welcher sich die Priori und Collegi di credenza versammelten, um die dem Volksrathe vorzulegenden Vorschläge zu berathen. Auch hier finden sich schöne Bänke vom Jahre 1475, welche die angeblich von dem oben erwähnten Callimachus verfaßten lateinischen Verse tragen:

* Siehe die Abbildungen bei Rohault de Fleury, La Toscane au moyen-âge, Atlas Tafel 25 und 26; andere Bauten San Gimignano's ebendaselbst Tafel 27 bis 30.

„Mögt ihr Silviusenkel, entsprossen von römischem Blute,
Frieden, die heiligen Satzungen stets, für männiglich gleiche
Treue zu wahren gedenk stets sein! Doch Jeder vergehe,
So da zu feindlichem Bund anreizt die Gemüther der Bürger!
Mahne das Beispiel euch vormaliger Zeiten und neu'rer,
Lieber zu reuten es aus, als wachsen zu lassen das Unkraut.
Was euch lehret die Schrift auf diesen städtischen Bänken,
Mögt ihr's, Bürger der Stadt, stets fest im Gemüthe bewahren!"

Westlich neben dem Palast erhebt sich der sogenannte Thurm der Commune, dessen Bau 1298 beschlossen und zu Anfang des folgenden Jahrhunderts unter Leitung des Mannuccio Moronti begonnen wurde; ein großes Portal mit Rundbogen führt in sein Inneres und ein Wehrgang mit Zinnen schließt ihn oben ab. Nicht weniger als elf Mal durch Blitz beschädigt, bot er doch, ein Bau von größter Festigkeit, den Jahrhunderten Trotz und herrscht noch heute als der höchste (53,28 m) über sämmtliche Thürme der Stadt. Fünfundzwanzig derselben zählte man noch im 16. Jahrhundert, während gegenwärtig nur noch dreizehn dieser alten kühnen Bauten, die, meist den ersten drei Jahrhunderten dieses Jahrtausends angehörend, von der Zeit politischer Unabhängigkeit zeugen, sich erhalten haben. Nur den edelsten und reichsten Geschlechtern war es erlaubt, einen Thurm neben ihrem Hause aufzuführen, der die Höhe des Campanile am Palazzo Pubblico, d. h. 50,92 m nicht übersteigen durfte. Da die edelsten und mächtigsten Familien innerhalb des ersten Kreises des alten Castells ihren Sitz hatten, sind die meisten Thürme hier zu finden. Von primitiver quadratischer Form, aus Travertin und Macigno erbaut, trotz ihrer Schlankheit von eminenter Solidität haben sie an der Vorderseite eine kleine Thür mit oder ohne Bogen und lange schmale Fenster; ihre unteren Geschosse dienten, wie noch jetzt, zu Wohnungen. Daß eine Anzahl dieser charakteristischen Bauten auf unsere Zeit gerettet wurde, ist einem Rathsbeschluß von 1602 zu danken, dem zufolge mehrere Bürger, die ihre Thürme niedergerissen hatten, sie wiederaufbauen mußten und weitere Abtragungen verboten waren, „in Rücksicht auf die Größe der Stadt", wie die stolze Begründung dieser Maßregel, die sich Orte wie unser Nürnberg zum Muster nehmen sollten, lautete.

Während von dem, wie erwähnt, 1352 zum großen Theil eingeäscherten und 1439 vollends zerstörten Palazzo Salvucci nichts mehr übrig ist, hat sich von der an dem gleichen Platze gelegenen Wohnstätte der Rivalen, der Ardinghelli, der schlanke Thurm erhalten als ein Andenken an jene für die Geschicke der Stadt so verhängnißvolle Familie.

Die Privatpaläste folgen im Ganzen dem Schema, wie es dem 13. und 14. Jahrhundert eigenthümlich ist. Der obere Theil der Gebäude, aus zwei mit Spitzbogenfenstern versehenen Stockwerken bestehend, ist gewöhnlich aus Backstein, der untere aus Rustica hergestellt; ein Bogen bildet den Eingang, ein anderer führt in die Loggia, die das 14. Jahrhundert für gesellige Zusammenkünfte liebte. Infolge eines Erlasses von 1255 haben die Façaden in den Straßen S. Giovanni und S. Matteo gleiche Dimensionen; nur ein hoher, fast thurmähnlicher Bau überragt, von sonst gleicher Architektur, die übrigen Gebäude der letzteren Straße; eine jeder Begründung ermangelnde Tradition, welche auch die im vorigen Jahrhundert angebrachte Marmorinschrift wiedergiebt, läßt ihn einst dem Lombardenherrscher Desiderius als Königsburg gedient haben.

Unter den Kirchen des Ortes nimmt die an der Westseite des Hauptplatzes auf einer Terrasse sich erhebende Collegiata die erste Stelle ein. Aus dem 11. Jahrhundert stammend und ursprünglich Basilika, ward sie im 15. Jahrhundert von Giuliano da Majano erweitert, so daß sie nun mit dem früher isolirten Glockenthurm verbunden ist. Während die Façade durch spätere Restauration verdorben wurde, macht das Innere, welches ein lateinisches Kreuz mit drei gewölbten Schiffen bildet, eine bei aller Einfachheit erfreuliche Wirkung. Besonderen Werth aber verleiht der Kirche eine Reihe namhafter Kunstwerke. Nicht alle die Fresken freilich, welche die Wände bedecken, können gleiche Bedeutung für die Kunstgeschichte beanspruchen; so zeigen die sehr beschädigten alttestamentlichen Darstellungen des Sienesen Bartolo di Fredi, welche, in drei

horizontalen Streifen angeordnet, die Wand des linken Seitenschiffes füllen und laut Inschrift aus dem Jahre 1356 herrühren, das Vermögen epischer Schilderung auf einer noch ziemlich niedrigen Stufe, wenn man das, was Giotto schon zu Anfang des Jahrhunderts geleistet, zum Maßstab nimmt. Etwas höher stehen die aus dem neuen Testament geschöpften Darstellungen, welche Barna da Siena († 1380) und sein Schüler Giovanni d'Asciano an der Wand des rechten Seitenschiffs anbrachten; den Höhepunkt unter denselben bezeichnen zwei Scenen aus der Leidensgeschichte Christi, Gethsemane mit den schlafenden Jüngern und Christi Auferstehung. Ueber den letzten Bogen des Mittelschiffes erblickt man die Figuren der zwölf Apostel, darüber Gottvater mit Heiligen und Propheten, ferner das Paradies mit Christus und Maria in Glorie, musicirenden Engeln und zahlreichen Heiligen, gegenüber die Hölle, in welcher letzteren Darstellung die fruchtbare Phantasie des Künstlers mit einem für unser Gefühl allzu großen Behagen in der Schilderung der verschiedenen Strafen schwelgt, wenn er auch dabei eine dramatische Wirkung zu erreichen gewußt hat. Die Malereien wurden laut Inschrift von Taddeo di Bartolo, dem Sohne jenes Bartolo di Fredi, im Jahre 1393 ausgeführt.

In dem an der Eingangswand der Kirche befindlichen Fresco begegnen wir dem Werke eines der großen Meister der Frührenaissance, den wir noch weiterhin durch hervorragende Schöpfungen in San Gimignano vertreten finden werden. Es hat zum Gegenstande das Martyrium Sebastian's und dankt einem während der 1464 grassirenden Pest dem Heiligen gegebenen Gelübde seine Entstehung. Benozzo Gozzoli war es, dem die Commune die Ausführung des Werkes übertrug, welches, obwohl von geringerer Ausdehnung und Figurenzahl, den großen cyklischen Compositionen des Meisters in Florenz und Pisa als vollkommen ebenbürtig zur Seite gestellt werden darf. Den Mittelpunkt der Darstellung bildet der Heilige, über welchem Christus und die Madonna in Engelglorie sichtbar sind; an zwei Pilastern erblickt man ferner die stehenden Figuren des heiligen Augustin und des Abtes Bernhard, rechts S. Hieronymus und Bernardino von Siena, ebenfalls von der Hand des florentiner Meisters.

Die Hauptzierde der Kirche bildet die am Ende des rechten Seitenschiffes befindliche Capelle der heiligen Fina, die 1468 nach einer Zeichnung des Giuliano da Majano errichtet wurde. Das Andenken dieser 1253 auf ihrem freiwillig erwählten Marterbett verstorbenen Localheiligen ist hier durch eine Pracht verherrlicht worden, die in einem bescheidenen Provinzialstädtchen in Erstaunen setzt. Der cassettirte Hauptbogen, durch den man in die Capelle eintritt, ruht auf einem von zwei reichen korinthischen Pilastern getragenen fein gegliederten Gesims, das einen Fries mit reliefirten Engelsköpfen enthält, die sich vom blauen Grunde wirksam abheben. Darüber ist an den beiden Seitenwänden innerhalb einer Lunette ein Rundfenster angebracht, welches sitzende Heilige, in Fresco gemalt, umgeben. An der Decke erblickt man in Medaillons die vier sitzenden Evangelisten mit ihren Symbolen. Ist die Farbenwirkung dieser Malereien, die man dem Sebastiano Mainardi, dem aus San Gimignano gebürtigen Schüler und Schwager des Domenico Ghirlandajo, zuschreibt, durch ungeschickte moderne „Restauration“ nicht unwesentlich beeinträchtigt, so ist doch die glückliche Raumdisposition zu genießen, und auch Einzelheiten, wie die einfach großartige Gestalt des heiligen Gimignano in der linken Lunette, erfreuen das Auge. Den werthvollsten Schmuck der Capelle bilden indeß die beiden vorzüglich erhaltenen Fresken, welche der große Ghirlandajo selbst an den Seitenwänden ausführte. Dasjenige rechter Hand zeigt die heilige Fina in ihrem Gemach, von zwei Frauen umgeben, auf ihrem harten Lager betend, in der linken Ecke oben die von Engeln umschwebte Halbfigur Papst Gregor's, welcher, die Rechte erhebend, der Heiligen ihren nahen Tod verkündet, die in der darüber angebrachten Lunette von zwei Engeln gen Himmel getragen wird. Sehen wir hier einen einfachen Vorgang mit einfachen Mitteln zur Darstellung gebracht, so handelt es sich bei der anderen Composition um eine figurenreiche Scene, die Bestattung der Heiligen, die, im Freien vor einer rundbogigen Nische, zu deren

Seiten die Thürme San Gimignano's sichtbar, auf der Bahre liegend, den Mittelpunkt des Ganzen einnimmt. Hinter der Todten stehend, neigt sich ihre Amme Baldia zu ihr herab. In den die Bahre umgebenden Figuren, dem zu Häupten der Verstorbenen den Segen lesenden Bischof wie in den übrigen geistlichen und weltlichen Personen, die dem Vorgange beiwohnen, tritt uns Ghirlandajo wie in den florentiner Kirchen S. Maria Novella und S. Trinità als ein Meister großartiger Charakteristik entgegen, der es versteht, in Köpfen von überraschendster Lebenswahrheit — wie sie denn durchgängig sich als unverkennbare Porträtbildungen erweisen, die aber zu typischer Bedeutung erhoben sind — die feinsten Abstufungen der Gefühle zum Ausdruck zu bringen. Auch in Bezug auf das Technische haben diese Compositionen den Vergleich mit seinen allbekannten florentiner Leistungen nicht im Geringsten zu scheuen.

An dieser Stelle sei gleich das in dem gegenüberliegenden Oratorium S. Johannis befindliche Fresco der Verkündigung Mariä erwähnt, welches ebenfalls von Ghirlandajo (1482) gemalt wurde und ein würdiges Seitenstück zu den eben besprochenen Darstellungen bildet.

Was die gleichzeitige Sculptur zum Schmucke der Capelle beigetragen hat, steht auf derselben Stufe der Vollendung. Es ist das der die Rückwand zierende berühmte Marmoraltar oder richtiger das Grabmal, welches der heiligen Fina durch Benedetto da Majano im letzten Decennium des 15. Jahrhunderts errichtet wurde. Die ursprüngliche Graburne ist freilich leider einem späteren Machwerk gewichen, der obere altarartige Bestandtheil dagegen in seiner vollen Schönheit erhalten. Derselbe enthält in vier durch ornamentirte Pilaster getrennten Nischen anmuthig bewegte stehende Engel, die von der liebenswürdigsten Naivetät des Künstlers durchdrungen sind, zwei betend, die beiden anderen vor ihnen stehende Candelaber umfassend. Darüber zieht sich ein Fries mit drei kleinen Reliefdarstellungen aus dem Leben der Heiligen hin; zu oberst ist ein Basrelief der Madonna angebracht, die, von zwei prächtigen anbetenden Engeln umschwebt, in einer Mandorla thronend das auf ihrem Schoße stehende Kind hält. Die Holdseligkeit des leise herabgeneigten Antlitzes wie die treffliche Gewandbehandlung stellt diese Figur, die wir in gelungener Abbildung (S. 605) geben, mit den besten florentiner Madonnen des Künstlers, wie dem schönen Relief in S. Maria Novella, auf gleiche Höhe. Die Sakristei beherbergt von der Hand desselben eine sehr lebendige Marmorbüste, die dem 1488 verstorbenen Onofrio Vanni zum Dank für seine Verdienste um das Gemeinwohl von seinen Mitbürgern gesetzt wurde, und ferner über dem Eingang ein kleines Ciborium.

Nennen wir noch kurz von den Gemälden des Chors Gozzoli's von 1466 stammende, zwischen vier Heiligen thronende Madonna, von Piero Pollajuolo (1483) eine Krönung Mariä mit prächtigen musicirenden Engeln und sechs unten knieenden, trefflich charakterisirten Heiligen und endlich eine in Wolken thronende Madonna mit Heiligen, die für eine Arbeit Mainardi's gilt und, falls dem so, sein bestes Werk sein würde, so haben wir die Hauptschätze der Kirche aufgezählt, die schon allein jeden Kunstfreund zum Besuche San Gimignano's auffordern.

An Zahl und Bedeutung ihrer Kunstwerke steht der Collegiata am nächsten die 1280 errichtete einschiffige Kirche S. Agostino. Unter ihren Malereien behaupten den ersten Rang Benozzo Gozzoli's im Auftrage des Frate Domenico Strambi 1465 vollendete Fresken im Chor, die in drei Reihen und siebzehn durch reich ornamentirte gemalte Pilaster geschiedenen Abtheilungen die hervorragendsten Begebenheiten aus dem Leben des Kirchenlehrers vorführen. In diesen Darstellungen, unter denen ich den Empfang Augustin's nach seiner Landung in Italien, seine Thätigkeit in Rom als Lehrer der Rhetorik und Philosophie, die Ankunft in Mailand, den Tod seiner Mutter Monica und das Leichenbegängniß des Heiligen für das Schönste halte, zeigt sich jener Reichthum an Phantasie, die sich in einer selbständigen und originellen Erweiterung und Vertiefung des gegebenen Stoffes ausspricht, jene edel verklärte Wirklichkeit, in der auch das scheinbar unwesentlichste Beiwerk mit liebevoller Sorgfalt behandelt ist, und endlich jene

virtuose Beherrschung der schwierigen Technik, wie wir sie im Campo Santo zu Pisa und in der Capelle des Palazzo



Madonnenrelief von Benedetto da Majano über dem Altar der heil. Fina.

Riccardi zu Florenz bewundern. Die Kenntniß der Fresken in S. Agostino ist für Jeden unerläßlich, der sich mehr als oberflächlich mit dem Kunstcharakter des Meisters vertraut machen will. Außer diesem umfangreichen Cyklus enthält die Kirche ein zweites Fresco des heiligen Sebastian, das aus gleichem Anlaß wie dasjenige in der Collegiata von Benozzo ausgeführt wurde und auf den Grund seiner Entstehung durch die Volksmenge hinweist,

die den auf einem Sockel stehenden Heiligen mit andächtigen Gebeten verehren, unter dem Schutze seines Mantels, den zwei Engel über die Knieenden ausbreiten; andere halten eine Krone über das Haupt des Märtyrers, wieder andere zerbrechen die die Pest symbolisch darstellenden Pfeile, die der oben thronende Gottvater zur Erde niederschleudert; diesem zunächst knieen Christus und Maria, für die heimgesuchte Menschheit um Erbarmen flehend. Man kann schon aus dieser kurzen Beschreibung ersehen, daß die Phantasie des Künstlers auch Aufgaben gewachsen war, bei deren Bewältigung ihn keine Vorbilder, an die er sich unmittelbar hätte anlehnen können, unterstützten.

Von anderen Malereien zu schweigen, ist auch Sebastiano Mainardi hier durch drei Heiligenfiguren vertreten, unter denen sich besonders S. Lucia durch edle Auffassung und breite Behandlung der Draperie auszeichnet, sowie die würdigen Gestalten der vier Kirchenlehrer, welche die Decke der Capelle des heiligen Bartolo schmücken. Die Rückwand derselben füllt, von einem sculpirten Baldachin umgeben, das Grabmal des Heiligen, dessen Namen die Capelle trägt, von Benedetto da Majano 1494 errichtet. Auch hier steht der Sarkophag, an dessen Vorderseite zwei schwebende Engel mit Krone und Palme reliefirt sind, in Verbindung mit einem prächtigen Altar, der, von zwei Pilastern flankirt, in Nischen die Allegorien des Glaubens, der Liebe und Hoffnung enthält und durch ein mit Engelsköpfen, Zahnschnitt und Eierstab versehenes Gesims abgeschlossen wird. Auf diesem stehen zwei betende Engel, ein durch eine Guirlande gebildetes Medaillon umgebend, in welchem uns wieder eine von Benedetto's lieblichen Madonnen in Halbfigur, das sitzende Kind auf dem Schoße, entgegentritt. In Bezug auf die edle Einfachheit der architektonischen Anordnung gebührt diesem Monument der Preis vor dem in der Capelle der heiligen Fina.

Indem ich kleinere Kirchen, wie S. Girolamo mit einem Madonnengemälde von dem aus S. Gimignano gebürtigen Tamagni, das Oratorio di San Lorenzo in Ponte mit seiner jetzt leider vermauerten schönen Porticus, und Anderes übergehe, da nur das Wichtigste hier Besprechung finden kann, möchte ich noch aufmerksam machen auf die nahe vor der Stadt gelegene Kirche Montoliveto, in deren Klosterhof sich ein Fresco der Kreuzigung Christi von Benozzo Gozzoli befindet; in dem Gekreuzigten folgt dasselbe noch der Art des Fra Angelico, während die Madonna und Johannes wie der am Kreuzesstamm knieende Hieronymus dem freien Stile des Meisters angehören. Grandios ist der Ausdruck des Schmerzes in den Christus umschwebenden Engeln, von denen der eine sich in wilder Verzweiflung das Haupt hält, der andere klagend die Hände ringt. In der Kirche selbst verdient ein Altarbild der thronenden Madonna mit den Heiligen Hieronymus und Bernhard Beachtung, welches außerdem in der Predella eine Geburt Mariä enthält und durch Inschrift als eine Arbeit des Sebastiano Mainardi bezeugt ist.

Ich bin zu Ende mit dieser Skizze. Möge es ihr gelingen, einen oder den anderen meiner Leser, dem es vergönnt ist, die Wunder der Natur und Kunst auf toscanischem Boden zu genießen, dieser an Erinnerungen so reichen und durch Denkmäler ersten Ranges mit einer der bewunderungswürdigsten Kunstperioden eng verflochtenen Stätte zuzuführen!





Der Zug der Vögel.

Von

Adolf Müller.

Der Sommer ist geschieden, der Herbst naht. Schon sammeln sich die Hausschwalben auf den bethauten, von der Morgensonne beschienenen Dächern; aber plötzlich wie auf ein verborgenes Commando stiebt die Vogelschar wimmelnd und zwitschernd in die Luft. Schon längst hatten sich die Störche in den Wiesenebenen gesammelt, um sich eines Tages hoch in den Aether zu erheben und dort in sanften, immer weiter rückenden Kreisen allmälig in die Ferne zu verschwinden. Unser aufmerksames Ohr vernimmt schon das leise „Pst!" der Rothkehlchen in den Gebüschen der Raine und Hage, und in den Hollundersträuchern und Bäumen der Parkanlagen und Gärten, deren falbes Laub die Herbstsonne herrlich verklärt, läßt sich der leise, anmuthige Gesang der Laubvögel, Grasmücken, Drosseln und anderer heimischer Sänger hören. Es beschleicht ein eigenthümliches Gefühl unsere Brust bei diesen Lauten und in diesem auf den stillen Nachsommer mit einem Male wieder neu bewegten Leben der Natur.

Uns wird zu Muthe, als müßten wir wandern mit den gefiederten Wesen über Berg und Thal, reisen in die unbekannte Ferne, der Sonne zu. Ja, uns durchdringt dasselbe Gefühl, das die leichtbeschwingte Schar in noch viel stärkerem Grade bewegt, vom kleinen Sänger im Gebüsche bis hoch hinauf zu den Riesengeschwistern in den Lüften. Sie alle, die Millionen, belebt ein Etwas, dessen merkwürdige Bethätigung der **Zug der Vögel** genannt wird, dem wir unsere Betrachtung widmen wollen.

Wir finden diese Erscheinung als eine allgemein in der Vogelwelt verbreitete. Wir schließen also — ohne vorerst deren Ursache zu ergründen oder auf ihren Ursprung forschend zurückzugehen —, daß der Zug ein gebietendes, ein nothwendiges Erforderniß für die Vogelwelt ist. Denn die unwirthliche Jahreszeit rückt heran, deren nachtheiligen Folgen die beschwingten Wesen rechtzeitig entfliehen. Und die Natur hat den Vogel auch zu dieser Auswanderung in der That angemessen ausgestattet.

Ueberall bemerkt man bei aufmerksamer Forschung an den Wesen die Thatsache, daß bei einem Triebe auch die Mittel und Werkzeuge sich ausbilden oder vorhanden sind, diesen Trieb ausführen zu können, daß also — um diese Thatsache auf unser Thema anzuwenden — die Fähigkeit oder das Vermögen bei den Vögeln herrscht, der gebietenden Nothwendigkeit zu folgen.

Beschauen wir nun eingehend den Bau und das ganze Wesen des Vogels, in welchem der Wandertrieb so merkwürdig und ungestüm sich bethätigt.

Der Leib des Vogels erweist sich als ein verhältnißmäßig sehr leichter. Sein Federkleid ist ja sprüchwörtlich leicht. Die weiten Zellen der Lungen, die sackartigen

der Brust- und Bauchhöhlen, sowie die hohlen, marklosen Knochen bergen eine durch die hohe Blutwärme des Vogels leichter gewordene Luft. Zu dieser Leichtigkeit des Körpers tritt nun noch seine angemessene Form. Diese ist die eines Kahnes, dessen Kiel der mächtige Brustkorb mit dem hervorspringenden Kamme, dessen Steuer und Rudern der fächerförmige Schwanz oder die Schwimmfüße, dessen Segel die muldigen Flügel bilden. Fürwahr! ein trefflich ausgestattetes Naturschiff, hier zum Durchsegeln der Lüfte, dort zum Durchrudern der Gewässer! Aber wie der Vogel sich dermaßen als ein wahres Luft- und Wasserthier darstellt, so ist er vermöge seines zarten, sensitiven Wesens auch ferner ein Thier des Lichtes und der Wärme. Und diese Wesen, wo streben sie in ihrem Zuge anders hin als zur Sonne, zum erwärmenden ewigen Sommer des Südens? Aber auch die Bekleidung des Vogels führt uns zu diesem Resultate. Die Feder, dieses lockere, vielverzweigte Feingebilde einer hornartigen Substanz, erweist sich gegen den so sehr vermehrten Wasserdunst und die fortwährenden naßkalten Niederschläge unserer Winter sehr empfindlich und im Allgemeinen widerstandslos. Ein feuchtes oder nasses Federkleid schwillt an, sträubt sich und drückt den Vogel nieder, dessen Wärme entflieht durch die Lücken in seiner durchnäßten und verwirrten Hülle, sowie durch die Verdunstung derselben, wodurch das Verderben des Thieres erfolgen würde. Der Zugvogel könnte also — abgesehen von der Unmöglichkeit, sich zu ernähren — schon mit seiner Federhülle Winters in unserem Klima nicht bestehen. Mit diesem zarten Gebilde könnte er sich aber auch weder, wie so viele Säugethiere, in Spalten, Höhlen und Klüften der Erde bergen und leben noch gar in einen Winterschlaf verfallen, noch vermöchte er seine Nahrung in der unwirthlichen Jahreszeit zu finden, die ja in Sämereien und Erzeugnissen, sowie in Thieren des Sommers besteht. Diese Betrachtungen führen uns abermals zu dem Schlusse: die Mehrzahl der Vögel muß wandern, ihr Zug in die Ferne ist eine Nothwendigkeit, eine Lebensbedingung.

Bevor wir weiter diesen Zug in die Ferne besprechen, möge vorerst der Unterschied Erwähnung finden, den die Ornithologie zwischen den größeren und kleineren Reisen der Vögel macht.

Bei manchen Sippen und Arten gewahrt man ein **Streichen**, wonach die Vertreter dieser Bethätigung Strichvögel genannt werden. Der Strich erfolgt der Nahrung wegen nur auf kleineren Strecken. Er ist ein Hin- und Herziehen, zigeuner- oder nomadenhaft von Flur zu Flur, von Baumstück zu Baumstück, von Hain zu Hain, wo sich eben Futter für die Suchenden und Rührigen findet. Dieses Streichen erfolgt zu keiner ganz bestimmten Zeit, denn es macht sich mehr oder weniger das ganze Jahr über bemerklich: es ist eine unregelmäßige, unbeständige, ja zufällige Erscheinung in dem Vogelleben. Von unseren heimischen Vögeln führen — mit Ch. L. Brehm zu reden — „ein Zigeunerleben“ die in vieler Beziehung merkwürdigen Kreuzschnäbel, indem sie bald hier, bald da ihren Aufenthalt nehmen und nisten. Ihnen gesellen sich als Nahrung suchende Strichvögel Hänfling, Distelfink, Zeisig, Dompfaffe, Grünling, Feldsperling, Haubenlerche, Spechtmeise, Grün- und Buntspecht, Eisvogel, Kolkrabe, Uhu, Steinadler u. a. zu.

In unseren Staaren, Meisen und den safranköpfigen Goldhähnchen erkennen wir ebenfalls solche bewegliche Gäste, die kleinere Striche schon im Sommer bei Führung ihrer flüggen Jungen unternehmen. Eben solche Landstreicher sind die Junggesellen unter den angeführten und auch den Zugvögeln, die entweder keine Gelegenheit hatten, sich ein Heim durch Nisten zu gründen, oder von begünstigteren oder kräftigeren Nebenbuhlern verscheucht wurden.

Ganz anders verhält es sich mit den größeren Reisen der Vögel. Man unterscheidet diese als Zug und **Wanderung**.

Am meisten finden wir die Zugvögel gegen Norden hin vertreten. Die in kalten und gemäßigten Klimaten nistenden Vögel stellen also das hauptsächlichste Contingent zum Zuge. Je mehr dem Süden resp. den Wendekreisen sich nähernd, desto mehr vermindert sich die Erscheinung des Zuges bei der dort wohnenden Vogelschar. Dieser Umstand giebt der Forschung schon eine Deutung, eine theilweise Erklärung für den Grund, die Ursache

des Zuges. Je näher dem Süden, desto mehr Lebensbedingungen findet der Wärme liebende und suchende und auf deren Gebilde in seiner Ernährung angewiesene Vogel. Was Wunder, wenn die feinfühligen gefiederten Wesen, diese lebendigen Luft- und Wärmemesser, schon im Nachsommer und viel mehr noch im Herbste das vermissen, was ihnen zum Gedeihen, ja Fortbestehen Noth thut — Licht und Wärme. Man hat seither die Ursache des Zuges hauptsächlich in dem von der Natur dem Vogel tief eingeprägten Wandertriebe gesucht, ja ein Ahnungsvermögen vor Kälte und Unwirthlichkeit als Erklärung zu Hülfe genommen, ohne dies irgendwie real begründen zu können. Das, was so nahe lag — an das hat man nicht gedacht, das hat man nicht erforscht. Wir werden dies weiter unten näher berühren. Vor der Hand begnügen wir uns mit der Thatsache, daß wir zur Zeit des Wegzuges einen ungestümen Trieb, fortzustreben, bei unseren Vögeln gewahren. Aber diesen Trieb bringt zuerst die den Vogel umgebende, sich verändernde Natur zur Geltung, und da sie ihn von jeher beim Wechsel der Jahreszeiten zum Ziehen angetrieben hat, so flossen Ursache und Wirkung vor unseren äußerlich beobachtenden Blicken gleichsam in einander zu einer Erscheinung, die sich eben als das Symptom des unruhigen Fortstrebens verkündet. Es macht sich bemerkbar an allen Zugvögeln, jung und alt, selbst an im Käfige gehaltenen, sobald sie sogenannte „Wildfänge“ sind, d. i. aus dem Freien gefangene alte Vögel. Auch diese beherrscht gleichfalls zur Zeit der Reisetrieb, also daß sie stürmisch auf- und ab-, hin- und herfliegen, wenig fressen, durch einander rufen, zwitschern und abgebrochen singen in unbefriedigtem Drange; ferner daß diese Unruhe andauert, so lange der Wegzug ihrer Brüder in die Ferne währt, und wieder anhebt zur Zeit ihres Rückzuges in die Heimath. Diese Symptome sind so energisch ausgesprochener Art, daß es erklärlich ist, wie man bisher die Wirkung als Ursache ansah und von einem primitiven Wandertriebe sprach, der das alleinige Agens der Bewegung nach Süden und von diesem wieder zurück bilde.

Doch hier ist noch nicht der Ort, diesen Irrthum aufzuklären. Genug, wir sehen die hundert und tausend Arten der Vögel sich rüsten zur Weiterreise. Zu dieser sind alle auch körperlich vorbereitet. Keiner der reisenden ist mager, die meisten sind sogar wohlgenährt, ja fett von dem reichlichen Segen des Nachsommers und Herbstes; vor Allem ein sprechendes Zeichen, daß nicht Mangel an Nahrung, also auch nicht das Suchen nach derselben die Ursache ihres Fortziehens sein kann.

Diese Ursache, der Mangel an Ernährung, erzeugt vielmehr das Wandern. Der wandernde Vogel verläßt urplötzlich nahrungsarme Gegenden, um solche aufzusuchen, die ihm Nahrung bieten. Das Wandern kann nach jeder Richtung geschehen. Es gleicht dem Streichen, unterscheidet sich von diesem aber durch bedeutendere Ausdehnung. Die Eingewanderten machen da Halt, wo sie hinlängliche Ernährung finden, ja sie gründen sich an solchen Orten nicht selten Wohn- und Brutstätten.

So erblicken wir oft plötzlich in kalten, schneereichen Wintern die Seidenschwänze, Flachsfinken, Hakengimpel, Schneeeulen, Lummen, Eiderenten, Alken und andere nordische Vögel als Gäste bei uns; so rücken — wie die Genannten aus den hohen Zonen — aus höheren Regionen der Gebirge Schneehühner, Alpendohlen, Bergfinken und Nußheher in unwirthlichen langen Wintern in die gastlicheren Niederungen. Beim ersten Schnee dieses Winters (1879) bemerkte ich in meinem Forste zu wahren Schwärmen vereinigte Flüge Bergfinken und einige Nußheher in den Vorwäldchen und Baumgärten meiner Nachbarschaft, wo diese Vögel sonst um diese Zeit nicht gesehen werden. Ch. L. Brehm theilt schon eine interessante Ankunft von einer Art Leinfinken mit, welche in Thüringen innerhalb vierzig Jahren nicht vorgekommen war und in großer Menge plötzlich kam und wieder verschwand. Selbst während des in Deutschland gelinden Winters von 1866/67 beobachtete ich im ehemaligen hessischen Hinterlande bei Gladenbach schon von Mitte November an eine Menge Seidenschwänze, welche bis in den Februar herumwanderten und von den dortigen Vogelfängern auf den Drosselherden zahlreich gefangen wurden. Eine merkwürdige Art Vogel-

völkerwanderung machte das Faust- oder Steppenhuhn (Syrrhaptes paradoxus) aus den kirkisischen und bucharischen Steppen. Dichte Schwärme zogen sich im Vorjahre des Jahres 1863 von Südost nach Nordwest über das kaspische Meer, durch die Moldau und Wallachei, durch Ungarn, Böhmen, Schlesien, Westpreußen bis nach Dänemark und in einem Zweige nach England. Ihre Rückwanderung erfolgte in sehr gelichteten Reihen in den Jahren 1864 und 1865, nachdem sie in manchen Strecken nach ihrer Einwanderung gebrütet hatten.

Neben der gewöhnlichen Ursache des Wanderns, dem Nahrungsmangel, bewirkt aber die Wanderung anderer Thiere, wie Fische und Insecten, auch selbst der Zug der Vögel eine wandernde Bewegung in einem Theile der Vogelwelt. Schon Pennet und Pallas berichten, daß Seevögel, wie Seeraben, Möven ꝛc., den Häringszügen, die Heuschreckendrosseln (Turdus gryllivorus) und Rosendrosseln (T. roseus) in Massen den verheerenden Heuschreckenwanderungen in Asien zehntend folgten. Ingleichen verfolgen u. a. die verschiedensten Raubvögel die Lemmingszüge des Nordens. Diese Mittheilungen werden ergänzt durch spätere Beobachtungen an anderen Vögeln, welche die Zeitschrift „Das Ausland“ im Jahrgange von 1865 über Wanderungen von Tag- und Nachtraubvögeln aus der „Popular Science Review“ mittheilte. Hiernach begleiten die Reihen des reisenden kleineren Geflügels eine Menge Raubvögel, wie Rothfuß- und andere Falken, verschiedene Weihen, namentlich um die Küsten des Mittelmeeres im Frühlinge, wodurch unter den daselbst ankommenden und sich sammelnden Zugvögeln arg aufgeräumt wird.

Der kleinste Theil der Vögel bleibt Sommers wie Winters an einem und demselben Orte. Dies sind die sogenannten Standvögel. Sie bedürfen nicht des Wanderns, noch viel weniger des Zuges, da sie von der Natur begabt sind, sich zu jeder Jahreszeit ihren Unterhalt an ihrer Heimstätte zu verschaffen und der Kälte des Winters theils durch ihr rauheres Naturell, theils durch ein dichtes Federkleid oder durch den Ansatz von Fettpolstern zu widerstehen. In unseren gemäßigten Zonen sind Standvögel die Haussperlinge, Goldammern, Schwarz- und Misteldroſseln, Wasseramseln, der Zaunkönig, die gemeine Krähe, der Eichelheher, die Feld-, Auer-, Birk- und Haselhühner, der große Trappe, der gemeine Reiher, einige Taucher und Möven.

Nur der leichteren Uebersicht halber nahmen wir den Gang der Betrachtung durch Unterscheidung von Stand-, Strich-, Wander- und Zugvögeln. In der Wirklichkeit gehen diese Erscheinungen aber vielfach in einander über, ja es machen Familien, Sippen und Arten durch ihr verschiedenes Verhalten in diesen Richtungen Ausnahmen von den angedeuteten Regeln. Schon bei Tiedemann und Schlegel treffen wir auf diese Ansichten, die ganz richtig betonen, daß, da die Ursachen der Reisen (sc. des Wanderns und Streichens, nicht aber des Zuges) nur in örtlichem Nahrungsmangel begründet seien, es einleuchte, wie Vogelarten, deren Vorkommen sich auf große geographische Breitestrecken ausdehne oder welche „Weltbürger“ seien, einen Orts Standvögel sein könnten, während sie sich in anderen Gegenden als bewegliche Repräsentanten des Strichs, Wanderns und sogar des Zuges zeigten. Es genüge, hier nur einige Beispiele anzuführen. Die Schwarzdrossel ist bei aller entschiedenen Neigung zu ihrem Heim, dem „Stand“, doch variabel, indem sie in der Ebene als Standvogel, im Gebirge aber als Strichvogel auftritt, wenigstens die Weibchen und jungen Vögel. Selbst das ausdauernde Waldhühnergeflügel sowie die Feldhühner streichen. Wir Brüder beobachteten öfters im Spätherbst nach der Mauser verschiedene „Völker“ Feldhühner, zusammengeschart bis zu sechzig Stück, gemarkungsweise streichen und dabei sogar, ihrer sonstigen Gewohnheit zuwider, mitten in zusammenhängenden Waldungen. Im ehemaligen hessischen Hinterlande, im Vogelsberge und im Odenwalde, bemerkten wir an den Waldhühnern ein Streichen, und ebenso finden wir in unserer langen Jägerpraxis die längst ausgesprochene Behauptung bestätigt, daß das Birkwild sehr gern streicht und sogar auswandert. Die Nebelkrähe findet sich als Standvogel auf dem griechischen Archipel, während sie Winters in unsere Gegenden aus dem

Norden kommt, wo sie nistet. Dasselbe gilt von der Haubenlerche. Die Weibchen und jungen Vögel der Edelfinken wandern zur Spätherbstzeit, während viele Männchen Standvögel bleiben. Sperber, Hühnerhabicht, Rothfußfalk, Mäuse- und Rauchfußbussarde bewähren sich ebenso sehr in manchen Gegenden als Standvögel, wie sie in anderen streichen und wandern. Das Schneehuhn des Nordens wandert oft in großen Trupps südlich, wie es aus hoher Alp bei strengen Wintern Strecken zu Thal streicht. Der Segler endlich zeigt sich unter den Wendekreisen als Standvogel; in allen übrigen Länderstrichen ist er ein ausgesprochener Zugvogel.

Bei diesen Mittheilungen mag es sein Bewenden haben. Es entnimmt sich aus diesen Thatsachen leicht der Schluß, daß ebenso wenig von den Individuen innerhalb der Arten, Sippen, ja ganzer Familien eine strenge Regel im Hinblick auf das ständige Verweilen am Heimathsorte, das Streichen, die Wanderung und selbst das ausgeprägte Ziehen eingehalten wird, als sich bestimmte Grenzen angeben lassen in Hinsicht der Beständigkeit oder aber der Veränderlichkeit, der Größe oder Ausdehnung von Zug und Wanderung. Auch wird gerade bei Beobachtungen nach diesen Richtungen gar leicht die Thatsache übersehen, daß nicht wenige der bei uns und in anderen gemäßigten Gegenden überwinternden Zug- und Wandervögel Bewohner nördlicherer Gegenden sind. Die Ausdehnung, der Anfang und das Ende von Zug und Wanderung sind sehr veränderlich und in der Natur der Sache begründet: denn der rauhere, dem hohen Norden entstammende Zugvogel findet in der gemäßigten Zone, z. B. in den südeuropäischen Ländern bis zum Mittelmeere, noch ganz annehmbare wirthliche Stätten, während die entsprechenden südlicheren Arten schon ihre Winterherbergen im Wendekreise des Krebses suchen werden. Ingleichen vertauschen die nordischen Wanderer gern ihre Zone mit den ihnen zusagenden Regionen auf Plateaus und in Gebirgszügen des Südens. Mehr entschieden und constant bemerkbar ist jedoch die schon vom Prinzen von Neuwied ausgesprochene Thatsache, daß in den Ländern der heißen Zone mit fast stets gleichbleibendem Klima und wenig oder gar keinem Jahreswechsel nur Stand- und Strichvögel und höchstens Wandervögel auftreten. Jedoch auch die heiße Zone giebt durch ihren Wechsel von Dürre und Regenzeit den dortigen Vögeln Veranlassung zum Ziehen und Wandern, wie später dargethan werden wird.

Nach diesen Vorbemerkungen kann nun der Zug oder die regelmäßige große Reise der gefiederten Welt ungetheilt besprochen werden. Der besseren Uebersicht halber und auch seinem Wesen nach wollen wir ihn nach folgenden Gesichtspunkten oder Abschnitten betrachten. Das Fortziehen in die Fremde oder der Hinzug, und hier wieder die Stadien: die Vorbereitungen zum Zuge und die Zeit desselben, sodann die Richtung, die Art und Weise, sowie das Ziel der Reise und das Leben in der Fremde. Darauf beschäftige uns der Rück- oder Herzug aus der Fremde in die Heimath.

Schon der Nachsommer verräth uns in mannigfachem Gebahren und eigenthümlicher Form die Reisevorbereitungen. Bereits eingangs unserer Schilderung erwähnten wir das Zusammenscharen, die Versammlung der Schwalben und Störche, das Kundgeben eines beweglichen Lebens der Sänger in Gärten und Hainen durch Lockrufe, Zwitschern und Gesang. Beschauen wir uns das Thun und Treiben anderer Vogelarten zu dieser Zeit. Da begegnen unseren aufmerksamen Blicken öfters junge Nachtigallen, in kleiner Vorreise begriffen von Gebüsch zu Gebüsch, von Gartenhecke zum Hag, von Hain zu Hain. Ich beobachtete dies fast jährlich an verschiedenen Orten der Wetterau, des Taunus und des Odenwaldes, und mein Bruder Karl begrüßte einst eine junge, eben erst selbständig gewordene Nachtigall am 2. Juli bei Alsfeld als Gast, welche daselbst ihre Mauser bis Ende August vollzog. An anderen Oertlichkeiten, deren gebüschreiche räumliche Ausdehnungen den Bruten nach ihrem Selbständigwerden eher von den Alten unangefochtene, mehr zusagende Plätze oder Stände zur Vertheilung darbieten, pflegen weniger oder gar keine Vorwanderungen stattzufinden. Mein Bruder giebt für diese Thatsache Beispiele aus der Wetterau in ausge-

dehnteren Parks an. In einem derselben an der Nidda verweilten die jungen Nachtigallen daselbst bis zu Anfang September, ihrer allgemeinen Zugzeit, und übten ihren Gesang sehr unbeholfen ein. Dort in den umfangreichen Parkanlagen, anstoßend an ein kleines hainartiges Gehölz, konnten sich die Bruten aber auch vor den wohl sonst an beschränkteren Oertlichkeiten eifersüchtigen alten Vögeln zurückziehen und mehr verbreiten. — Die Grasmücken, Laubvögel, das Gartenrothschwänzchen, die Singdrosseln mit so vielen anderen Sängern wandern von einem Hollunderbusche zum anderen, den Zehnten sich nehmend vom Beerensegen des Nachsommers und mit Gezwitscher und selbst mit lauten Strophen den bevorstehenden Fortzug ankündigend. Den feinen Ruf des Rothkehlchens im Erdgebüsche beantwortet der Hausröthling von hoher Dachfirste, und unser Staar besucht noch einmal seinen Brutkasten oder sein Baum- und Mauerloch, schlüpft aus und ein und läßt seine bauchrednerischen Musikweisen hören über der trauten Stätte seines Heims. Aber auch in den Lüften regt sich's merklich unter den Vögeln. Die Saatkrähen und Dohlen sammeln sich in schwarzen Flügen in den Vorhölzern der Wälder, wimmelnd und schwatzend den Wegzug dem Kundigen ausplaudernd. Aehnlich scharen sich die Wildtauben, allabendlich in Nadelwälder einfallend. Auch die Reiher schlagen sich zu Trupps zusammen, wie zuvor die Störche unten in Wiesen und Triften, auf den kahlen Aesten der Eichwälder. Die Haidelerche erhebt sich noch einmal in geringe Höhe aus der Schar ihrer zigeunerhaft von Halde zu Halde, von einem Baumstück zum anderen wandernden Genossenschaft, um ihr Abschiedslied der heimischen Haide zu lullen. Die Feldlerche begrüßt ihre Flur in abgebrochenen Noten ihres verhallten Sommergesanges und schart sich zu immer ansehnlicheren Flügen, flurenweise ziehend. In beschriebener Weise laden sich die Hausschwalben zum Stelldichein auf den Dächern ein, die Rauchschwalben auf den Bäumen und den Telegraphendrähten der Eisenwege in dicht gedrängten Reihen, bereit auf das Losungswort: Auf zum großen Zug in die Fremde!

Und dies Wort spricht die beredte Sprache in der Vogelbrust. In Millionen Vogelherzen hallt es wieder, und eines Tages hat sie bei allen gewirkt: unsere lieben gefiederten Wesen haben uns verlassen.

Bei dem Wegziehen sind im Allgemeinen zwei wichtige Abschnitte im Leben des Vogels vorüber, die Brut und die Mauser. Die durch diese beiden anstrengenden Lebensepochen entschwundenen Kräfte hat der Vogel wieder doppelt ersetzt durch seine entschieden der Ernährung hingegebene Lebensweise im Nachsommer und Herbst. Alles in der gefiederten Welt hat sich gekräftigt für die außergewöhnlichen Anstrengungen der Reise.

Es bestätigt sich, daß der Regel nach der Vogel, welcher am frühesten seine Brut vollendet und mausert, auch am zeitigsten zur Reise aufbricht. Ingleichen macht sich als Regel geltend, daß die zuerst wegziehenden Vögel immer zuletzt wiederkehren und umgekehrt die spätziehenden am ehesten wieder in der Heimath sind. Die Zeit des Hauptzuges bei den meisten Vögeln fällt in die der beiden Tag- und Nachtgleichen.

Der uns zugewiesene Raum ist nicht hinreichend, um die Aufzählung der einzelnen, zu verschiedenen Zeiten wegziehenden Arten der zahlreichen Reisenden vorzunehmen. Auch würde eine solche den Leser ermüden.

Ueber die Richtung des Zuges ist die Forschung schon besser unterrichtet. Es sei hier erläuternd für die ganze Abhandlung bemerkt, daß wir vornehmlich den Vogelzug unseres Continentes im Auge haben und — auch ganz abgesehen von den uns räumlich gesteckten Grenzen — geflissentlich die Betrachtungen über den Zug in anderen Erdtheilen ausschließen aus dem hauptsächlichen Grunde, weil unsere Kenntniß nach dieser Richtung noch in den Anfängen begriffen ist.

In Deutschland wie in ganz Mitteleuropa geht der Hinzug im Allgemeinen von Nordost nach Südwest, bald mehr entschieden die südliche, bald mehr die westliche Richtung behauptend. Hingegen passiren die Zugvögel Englands augenscheinlich den Canal, um sich entweder über Frankreich zu verbreiten oder darüber hinwegzuziehen und sich den dortigen

Zugvögeln anzuschließen, die sich in ihrer Richtung theilen, indem sie einmal von den Gestaden Südfrankreichs über das Mittelmeer, zum anderen wohl aber auch über die Pyrenäenpässe nach Spanien ziehen. In Spanien wird zwar mehr oder weniger die ganze südliche und südöstliche Küste zum Ueberzuge über das mittelländische Meer nach Afrika benutzt, vorzugsweise aber — wie sich von vornherein schon denken läßt und auch durch Beobachtungen bewiesen ist — die enge Straße von Gibraltar.

Alle Gewässer, die in der angedeuteten Richtung fließen, alle Thäler, Gebirgseinschnitte, Wälder und Haine sind Anhaltspunkte und Zugstraßen der Wanderer. Jeder Einschnitt, alle Sättel der Gebirge werden als Pässe benutzt, um über die Höhen zu kommen. Für die Ebenen und Flachländer Deutschlands bildet eine Hauptzugstraße das Rheingebiet, sowie die Donau, Elbe und Oder. Alle Flüsse zweiten Ranges, alle Flüßchen und Bäche dienen ebenfalls den Reisenden als Straßen, wenn auch ihr Lauf außerhalb der Richtung des Zuges geht und nur nicht in die gegentheilige überspringt. In Frankreich folgen die Vögel vornehmlich dem Gebiete der Rhone und Garonne; in Spanien öffnen sich ihnen nach dem Zug über die Pyrenäenpässe die großen Hochebenen dieser Halbinsel. Es wenden sich hauptsächlich die Züge den wenigen, aber ergiebigen Tiefebenen, wie denjenigen Aragoniens und Valencia's mit den Flüssen Ebro und Guadiana und denjenigen Andalusiens mit dem Guadalquivir, zu. In Rußland folgen die Züge besonders dem Gebiete der Wolga, des Don und des Dnjepr. Am meisten bewegt sich die große Vogelzugstraße nach Afrika über Italien und seine Inselgruppen und die Türkei resp. Griechenland mit den inselbesäeten ionischen und ägäischen Meeren.

Das mächtigste Zuggebiet für die Vogelreisen aus Mitteleuropa sind die Alpen. F. v. Tschudi und J. G. Kohl berichten uns hierüber manches Interesseerregende. So bemerkt u. A. der Erstere in seinem „Thierleben der Alpenwelt“: „daß viele in der Westschweiz heimische Wandervögel nicht über die Alpen fliegen, sondern durch das französische Rhonethal. Diejenigen aber, die von Sardinien, Sicilien und Afrika (also im Herzug) nach der westlichen Schweiz pilgern, folgen erst dem Lauf des Po, theilen sich dort und überfliegen theilweise die Alpen, theilweise gehen sie ins untere Rhonegebiet über und folgen diesem nach dem Genfer See, um den sich, da er im Osten, Westen und Süden von Bergen umgeben, aber mit einem freien Südwestthore versehen ist, große Vögelmassen aus Süd und Nord sammeln.“

Neben der Erfahrung spricht schon die Wahrscheinlichkeit dafür, daß der St. Gotthardpaß der von den alpenreisenden Vögeln, vornehmlich von den Großvögeln, wie Kranichen, Störchen, Gänsen, Enten u. a., bevorzugteste ist, da dort die nördlichen Seen nahe zusammentreten, wodurch sich den Wandernden ein ebenso kurzer als auch der ergiebigste Weg in diesen Hochgebirgen bietet.

Ueber eine frequente Zugstraße im östlichen Europa giebt uns J. G. Kohl wiederum Aufschluß. „Der Chersonesos Trachea (südrussisches Küstenland auf der Krim)“ — berichtet uns der Genannte — „ist ein vollkommen flaches Land, das in seiner Spitze gegen Westen hin sehr allmälig wie eine schwach geneigte Tafel bis zum Niveau des Meeres hinabsteigt. Erst bei Balaklawa fängt das hohe Bergufer an. Die Zugvögel, die von Kleinasien im Frühling herüberkommen, ziehen von dort aus auf die Krim, weil dies der kürzeste Weg über den Pontus ist. Sie stoßen im Süden der Krim auf ein hohes Gebirge, welches sie umgehen. Ein Theil derselben zieht nach Osten und gelangt durch die Defileen und tiefen Querthäler, die in der Mitte beim Tchatir-Dagh das Gebirge durchbrechen, in die Steppe, der andere Theil aber geht nach Westen über den niedrigen Chersones. Ihr Andrang ist hier im Frühling sehr groß, und sie beleben dann dies sonst so todte und öde Tafelland ungemein.“

Hier also haben wir die Beobachtung eines erprobten Reisenden als Anhaltspunkt für die Zugrichtung auch in dem östlichsten Theile unseres Continentes, der mit dem nördlichen und nordöstlichen Verlauf des Rückzuges im mittleren und westlichen Europa ganz übereinstimmt. Es entstehen also schon Zweifel, ob die eben

von Kohl referirte Beschreibung der Zugstraße nach den südöstlich von ihr liegenden Nilgegenden gehe; um wie viel mehr muß es fraglich, ja sehr unwahrscheinlich sein, daß von den mitteleuropäischen Zugvögeln Aegypten, das man seither immer als die Hauptwinterherberge unserer Zugvögel zu betrachten gewohnt war, jemals berührt werde.

Die Fortbewegungsmittel sowie auch die Größe und Eigenthümlichkeit der Vögel bewirken die besondere Art und Weise des Zuges. Die Arten mit gutem Flugvermögen legen natürlich ihre Reisen im Fluge, die Schwimmvögel womöglich durch Schwimmen, die Laufvögel wesentlich durch Laufen zurück. Diese Fortbewegungsweise ändert sich jedoch naturgemäß vielfach durch die Beschaffenheit der sich darbietenden Zugstraßen, wonach die wandernden Schwimmvögel abwechselnd bald schwimmend Wasserwege, bald fliegend Landstrecken und dies mehr oder weniger entschieden nach ihrem Flugvermögen durchreisen, Laufvögel hingegen über Gewässer im Fluge weiter ziehen. Immer aber wird die Hauptreiseart der Flug sein. — Nur allgemeine Umrisse lassen sich bis jetzt über die Tageszeit geben, in welcher das Ziehen hauptsächlich erfolgt; denn gerade hier stehen wir noch vor großen Lücken in der Beobachtung. Die großen, starken und wehrhaften sowie die flüchtigen Vögel, welche entweder keiner besonderen Verfolgung durch Raubvögel ausgesetzt sind oder diesen Feinden entgehen können, reisen bei Tage oder aber zu jeder Tageszeit gewöhnlich hoch in den Lüften; alle schwächeren und scheuen Vögel hingegen benutzen ebenso sehr die Nacht und Dämmerung als jede mögliche Deckung von Wald und Gebüsch. Die Stimmen vom Kleingeflügel, welche das kundige Ohr des Beobachters in den Nächten während der Frühlings- und Herbstzugzeit vernimmt, dienen der letzteren Annahme zur Stütze.

Außerdem bekundet sich das Reisen noch in außerordentlich verschiedener Weise. Bald bemerkt man die Pilger bloß einzeln oder paar- und familienweise, bald wieder in mehr oder minder großen Zügen, endlich wieder andere nach Geschlechtern getrennt wandern, beim Hinzug die Weibchen mancher Arten voran, die Männchen später, und beim Herzug in umgekehrter Folge.

Am auffälligsten ist der Zug der Großvögel, auch schon um deswillen, weil er gewöhnlich bei Tage geschieht und in vielen Fällen dem bloßen Auge sichtbar ist. Ein schönes Schauspiel bieten die Züge der Kraniche, Wildgänse und Wildenten. In der bekannten >Form präsentiren sie sich. Die erfahrenen Thiere sind erfinderisch auf ihren Reisen. Die ältesten bilden die Spitze des Keils und lösen sich zeitweilig in dieser Führung ab, da nach leicht begreiflichem physikalischem Gesetze der an der Spitze rudernde Vogel den meisten Aufwand an Kräften zum Durchschneiden der Luft zu entwickeln hat und nach einiger Zeit ermüdet. Es ist merkwürdig, wie die Erfahrung diese Wesen das Naturgesetzliche in dieser Weise der Fortbewegung finden ließ. Daß eine abdachige, keilförmige Figur, wie sie eine Schar größerer Vögel beim Ziehen zu bilden pflegt, an und für sich die Luft besser durchschneiden wird, daß also die ganze Anordnung und Form der Zuglinie den Flug des Gesammtzuges unterstützt, ist einleuchtend. Die ziehende Vogelschar in ihrer Gesammtheit stellt eben durch ihre schiefe Reihe im Wesentlichen nichts Anderes her als den spitzen Kiel eines Luftschiffes. Daß der vorderste Vogel in solcher Zugfigur, der Führer, den größten Kraftaufwand anzuwenden hat, ist schon erwähnt. Ebenso der Beweis dafür, daß von Zeit zu Zeit andere Individuen die Führerstelle übernehmen, also den Ermüdenden ablösen; auch findet in der ganzen Linie zeitweilig ein Wechsel von hinten nach vorn statt. Superkluge Forschung und unfehlbare Kathederweisheit können diese von namhaften Beobachtern und Forschern gegebene Erklärung antasten und als eine „Redensart“ abfertigen wollen. Es ist nämlich versucht worden, eine bessere Erklärung über den Grund zu geben, warum manche Zugvögel in Keilform reisen. Bei dieser Erklärung ging man aber von der völlig irrthümlichen Annahme aus, daß der ziehende Vogel in der Regel oder stets der Windrichtung entgegen steuere. Eine von uns schon längst constatirte Thatsache ist es aber, daß der Zugvogel jede, auch die geringste und nur keine allzu heftige, sturmartige Windströmung in

seiner Zugrichtung als förderndes Mittel benutzt.

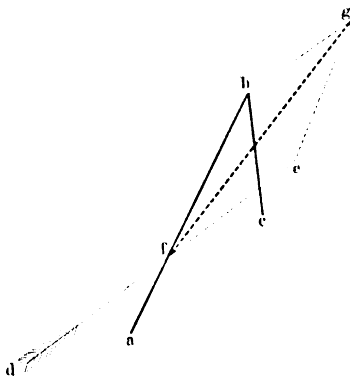
Im Spätherbst sind es die herrschenden kälteren Polarströmungen, also die nordwestlichen, nördlichen und nordöstlichen Winde, welchen der Vogel folgt oder von welchen er sich treiben läßt wie ein segelndes Schiff, wohingegen uns der Frühling die Zugvögel mit seinen Süd-, Südwest- und Westwinden wiederbringt. In beiden Fällen also trifft der hin- und herziehende Vogel nicht die ihm entgegenwehende, sondern vielmehr eine Luftströmung in der Richtung seines Zuges. Die anderweit versuchte, an sich richtige Erklärung, daß der in den beiden Keillinien je folgende Vogel von den nach hinten und schief seitwärts gedrängten Luftwellen getragen werde, welche die Flügelschläge seines vorfliegenden Gefährten im Zuge verursachten, paßt wesentlich nur für eine dem Vogelzuge entgegenwehende Luftströmung, ist also nach der eben vorgetragenen Thatsache rein überflüssig oder höchstens nur in dem Falle Platz greifend, wenn beim Zuge die Luft ganz ruhig ist. Das tritt aber nur in seltenen Fällen ein. Immer also bleibt die Keilform an sich der physikalische Hauptgrund für die räumliche Förderung der Gesammtheit einer Vogelschar durch die Luftschichte.

Die Wahl der Keilform beim Ziehen hat aber noch eine andere Bedeutung nach ganz anderer Seite hin. Der Haken oder die kürzere Seite der Zuglinie befindet sich nämlich unter Wind, während die längste oder Hauptlinie so formirt wird, daß sie die Windströmung von der Seite und halb von hinten bekommt. Der ganze Zug kehrt also die lange Linie der gewöhnlich in der Zugrichtung wehenden Luftströmung so entgegen, daß letztere die erstere in einem spitzen Winkel trifft, also die ganze Keilfigur wie ein halb mit Rücken-, halb mit Seitenwind lavirendes Segelschiff fortgetrieben wird. Da die Geschwindigkeit der ziehenden Vögel jedoch in der Regel eine größere ist als die des sie begleitenden oder schiebenden Windes, so nützt die Spitze des Keils immer noch zur Durchschneidung der Luftschichte vor dem Zuge. Die Fortschiebung der Zuglinie geht nach dem Gesetz des Parallelogramms der Kräfte in der Diagonale vor sich.

Die folgende figürliche Darstellung mag zur näheren Erläuterung des Gesagten dienen.

Die im Haken befindlichen Vögel wechseln zeitweilig in die lange Linie und recrutiren sich aus dieser, ein Zeichen, daß bei einem scharfen Winde die Vögel in der langen (Wind-)Linie etwas angestrengtere Arbeit durch Laviren haben als die Gefährten im Haken. Niemals lassen die Vögel aber den Wind zwischen die beiden Zugschenkel kommen, da ihre Reihen sonst aus einander gerissen würden, der Zweck der Keilform hierdurch auch ganz verfehlt wäre.

Ein anderes angenehmes Schauspiel gewähren die Saatkrähen und zuweilen auch die Dohlen auf ihrem Zuge. Mit



a b = längere Vogellinie im Wind; b c = kürzere Hakenlinie unter Wind; d e = Windrichtung; f g = Fortbewegungslinie des Vogelzuges in der Diagonale.

einem Male nämlich wirft sich aus der dahinziehenden Schar ein Mitglied wie ein Pfeil eine große Strecke aus der Höhe herab, welchem Beispiele nach und nach einzelne und zuletzt continuirlich der ganze Schwarm folgt, um nach einer Strecke gerade zurückgelegten Weges in der Tiefe wieder allmälig aufzusteigen und über eine Weile das beschriebene Verfahren von Neuem zu beginnen. — Die schönen Kreistouren der Störche, womit diese ihren Fortzug beginnen, sind schon eingangs erwähnt worden. Zu bemerken ist noch, daß der Zug der Großvögel im Allgemeinen langsamer und stetiger, auch größere Strecken in einem hin zu gehen pflegt als der des Kleingeflügels, das in der Regel in wirren, oft unterbrochenen Flügen zieht, wobei die Mitglieder öfters

rasten und alle möglichen natürlichen Deckungsmittel zu ihrer Sicherheit benutzen, auch ihre Reise nach dem Zuge der Thäler und Gewässer vielfach ändern und modificiren.

Es ist schon angedeutet, daß sehr starke Windströmungen, wie Stürme, namentlich wenn sie der Richtung des Zuges entgegenwehen, dem Vogelzuge hinderlich sind. Der Zugvogel liegt auch bei solchen Naturereignissen still: er macht eine Reisepause. Hingegen ist ihm eine bewegte, ja sogar heftig bewegte Luft durchaus nicht hinderlich; im Gegentheil, er benutzt sie nach unseren Jahrzehnte langen, immer aufs Neue wieder sich bestätigenden Beobachtungen im Wesentlichen gerade dann, wenn sie mehr oder weniger in seiner Zugrichtung sich äußert. Ebenso beeinflussen die Extreme von heiterem und trübem Wetter die Art und Weise des Zuges. Während derselbe bei stiller, klarer Witterung im Frühling viel seltener und nur meist von Großvögeln bewirkt in der Höhe vor sich geht, sucht der ziehende Vogel bei trüber oder gar nebeliger Atmosphäre die Tiefe nahe der Erdoberfläche. Das niedrige Ziehen der Kraniche, Enten und selbst der so scheuen, vorsichtigen Wildgänse bei Nebel ist jedem einigermaßen erfahrenen Jäger bekannt. Ungewöhnlich hoch, dem unbewaffneten Auge nicht erreichbar, vollziehen bei klarem Wetter die meisten Großvögel und Raubvögel ihre Reisen. Der englische Astronom Tennant sah im Herbste 1875 bei der Beobachtung der Sonnenscheibe vor dem Felde seines Teleskops viele Vögel vorüberfliegen, deren mittlere senkrechte Entfernung von der Erdoberfläche er auf eine Meile annahm. Solche Hochzüge werden wahrscheinlich von günstigen Strömungen in höheren Luftschichten verursacht, die der feinsinnige Zugvogel zu entdecken weiß. Beim Ueberfliegen der Gebirge, wie z. B. der Alpen, gewahrt man aber, daß die Vögel sich nur so hoch über die Pässe erheben, als es nothwendig, um etwa vor der Schußwaffe des Menschen sicher zu sein und den Ueberblick über die Gegenden sowie die Richtung ihres Zuges zu behaupten.

„Wer führt die Vögel auf ihren großen Reisen?“ so fragen wir noch heute, wie wir es vor einem Jahrzehnt gethan. Aber wir glauben heute durch unausgesetzte Aufmerksamkeit, die wir seitdem diesem Gegenstand gewidmet haben, dieser Cardinalfrage doch näher gerückt zu sein.

Es ist ja als einleuchtend nicht zu leugnen, daß im Allgemeinen die erfahreneren unter den Pilgern die Führung übernehmen, ebenso daß besonders klugen und starken Vögelarten sich minder kluge oder schwache anvertrauen. Denn Erfahrung hilft hier, wie in so unzähligen Fällen in der Natur, gewiß ausbilden und zur Reise ganz besonders tüchtig machen. Ein ungemein feines, für unsere Sinne unfaßbares Ortsgedächtniß, ein untrüglicher Sinn des Gefühls und das außerordentlich scharfe, einem Fernrohr vergleichbare Gesicht muß den Führern sowohl wie der großen Schar der Ziehenden innewohnen, sonst könnte die Mehrheit nicht mit der bewundernswerthen Sicherheit jahraus, jahrein ihre heimathlichen Stätten auf der großen Reise wiederfinden. Aber die seitherigen Naturbeobachter — und wir noch vor einem Decennium mit ihnen — suchten den vermeintlich unsichtbaren Führer neben den leiblichen unter den befiederten Wesen in einer ganz falschen unnatürlichen Richtung. Es wurde dem Unerklärlichen ein undefinirbares Etwas, ja eine übernatürliche, mit Bewunderung angestaunte Leistung substituirt. Allerdings ist der Grad der Handlung dieser Wesen als eine Großthat zu betrachten, aber der Vogel verrichtet diese an der Hand der ebenso einfachen als großen Mutter Natur, welche ihn allerdings auf Grund seiner feinen Organisation durch ihre gesetzlichen Ereignisse leitet.

Der ziehende Vogel hält sich im großen Ganzen an die herrschenden Luftströmungen zur Zeit seiner Weltreisen; sie hauptsächlich sind das ihn erweckende und leitende Agens, dem er in seiner ausgeprägten Eigenschaft als Luftthier regelmäßig folgt und dessen Walten er sich übergiebt. Wir wollen dies nach unseren seitherigen Erfahrungen kurz erläutern.

Schon der August macht sich durch kühle Nächte, durch das beginnende Walten einer kühleren Polarluftströmung selbst unseren groben Sinnen bemerklich. Ist es dieser Monat ja, der den Sommer in den Herbst überführt, die Zeit, in welcher sich auch im pflanzlichen Leben jener geheime Ueber-

gang vom sichtlich Wachsenden zum verborgen Vorbereitenden vollzieht. Sollte nun das feinfühlige Wesen der Lüfte, dessen zellenreicher Körper und luftführende Knochen — wie wir oben dargethan — ihn vorzugsweise mit der Luft in lebendige Wechselwirkung bringen, diese selbst für uns merklichen Veränderungen in der Atmosphäre nicht doppelt wahrnehmen? In der That! wir sehen schon im August unsere empfindlichsten Sommervögel, den Mauersegler, den Pirol und den Kuckuck, den Reigen eröffnen zu der Weltreise gen Süden. Diese außerordentlich sensitiven und sanguinischen Vögel vertrauen sich den in dieser Zeit vor noch höher heranrückenden Passatwinden der nordöstlichen Strömungen langsam zurückweichenden wärmeren Luftschichten an und folgen diesen bis in den regelmäßigen Ostpassatwind unter dem Wendekreise des Krebses. Ihnen folgen nach und nach unsere zarteren Sänger, wie die Gartenlaubvögel, rothrückige und rothköpfige Würger, Blaukehlchen, denen im September Nachtigall, Sprosser, Grasmücken, Gartenröthling, Fliegenfänger, Turteltauben u. a. auf dem Fuße nachziehen, bis der scheidende September und October uns Schwalben, die rauheren Grasmücken, wie Mönch- und Klappergrasmücke, die Pieper, Drosseln, Rothkehlchen, Hausröthling, Bachstelzen, Lerchen, Ringel- und Hohltauben, Schnepfen, Kibitze, Strandläufer und Regenpfeifer, Rallen und Wasserhühner, unter den Raubvögeln die Bussarde und Sperber und endlich die Wildgänse und andere nördliche Bewohner entführen. Gerade so, wie sich der Zug der zartesten Vögel continuirlich bis zu den rauhesten vor unseren Blicken vollzieht, in derselben stetigen Weise macht sich die Zunahme der Polarströmung, also für unsere Striche ein Vorherrschen von Nord- und Nordostströmungen bemerklich. Die wärmeren Schichten werden durch die kälteren in der Richtung von Nord nach Süd und Südwest zurückgedrängt. Was ist natürlicher, als daß sich der Zugvogel diesen für ihn so merklich bewegten Luftwellen, seinem wahren Elemente, übergiebt? Aber diese Luftveränderungen im Herbste gehen angedeutetermaßen einen ebenso stetigen als säumigen Gang. Die Sonne hat noch ihre Gewalt und erwärmt noch gleichmäßig die Höhen und Tiefen, die Wälder und Felder, also daß der Schauer einer kälteren Schichte noch nicht eindringen und überhand nehmen kann. Deshalb vollzieht sich der Herbstzug der Vögel auch so langsam, zögernd und regellos. Die Vögel finden es überall noch wirthlich in der Natur; sie nehmen Abschweifungen vor, besuchen Plätze, Oertlichkeiten, selbst tiefe Waldeinsamkeiten, die im Frühlingszuge — wie weiter unten ersichtlich sein wird — von den Reisenden nicht berührt werden.

In umgekehrter Richtung vollzieht sich im Beginn des Frühlings ein Vordrängen und allmäliges Herrschen der südlichen und südwestlichen Strömungen unter allmäligem Nachlassen des Polarwindzuges, wodurch der Herzug der gefiederten Schar wachgerufen wird, der uns unsere bekannten Lieblinge auf demselben Wege, den sie in die Fremde gezogen, wieder zurückführt. Obgleich nun nach dem Vorstehenden die Vorgänge der zur Neige gehenden Jahreszeit als Grund und Ursache des Zuges der Vögel in die Fremde betrachtet werden müssen, so darf doch im Hinblick auf die Regelmäßigkeit des Aufbruches vieler Arten zur Reise angenommen werden, daß diese Ordnung erst im Laufe unberechenbarer Zeiträume, entsprechend der verschiedenen Ausprägung der klimatischen Verhältnisse des Continents, sich herausgebildet hat. Diese an ganz bestimmte Wochenzeiträume, ja nicht selten an ganz bestimmte Tage gebundene Wiederkehr des Zugtriebes, welcher sich zur unbestreitbaren zwingenden Nothwendigkeit, zum unwiderstehlichen Drange gestaltet hat, ist nunmehr eine vererbte Gewohnheit, ein in die Natur des Vogels tief eingedrungenes, von Geschlechtern zu Geschlechtern herzuleitendes fixirtes Movens geworden, welches seine Macht übt, sobald nur das erregbare Nervensystem des Vogels von den Naturereignissen beim Wechsel der Jahreszeiten berührt wird. So wie nun diese Naturveränderungen im Laufe der Zeiten aus den primitiven chaotischen Verhältnissen der Urperioden unseres Planeten heraus sich nach und nach zu den regelmäßigen, constanteren klimatischen Erscheinungen entwickelten, ebenso hat sich der anfänglich gewiß wohl mangelhafte, unregelmäßige, zerstreute

und vielleicht höchst unsichere Zug der Vögel allmälig conform diesen geregelteren kosmischen Verhältnissen zu den alljährlich vor unseren Augen sich vollziehenden regelmäßigen Reisen der gefiederten Wesen herausgebildet.

Aus diesem einfachen Hergange in der Atmosphäre, aus der Wechselwirkung zwischen den Veränderungen der Luft und den feinsinnigen Wesen in ihr stellt sich nun die Erscheinung der großen Vogelreisen her, und wir erblicken in den Windströmungen der Atmosphäre den großen Führer unserer Vögel auf ihren Wanderungen im Herbst und Frühling. Wohl ergänzt und modificirt diesen der Vogel erheblich durch seinen schon betonten außerordentlichen Ortssinn, durch welchen er das Thal, die Flur, den Hain oder das Gebüsch und das Haus nach Hunderten und Tausenden von Stunden Weges wiederfindet. Wollten wir dies leugnen, so müßten wir ja dem Thiere jede seelische Selbstthätigkeit, jedes freie Handeln absprechen. — Schon der Naturforscher v. Middendorf in Petersburg streifte an eine ähnliche Erklärung, indem er behauptete, die Vögel folgten vermöge ihrer Sensibilität den magnetischen Polen, deren Strömungen sie leiteten; und wirklich stimmt die Richtung des Vogelzuges im Allgemeinen mit derjenigen der durch die magnetischen Pole gezogen gedachten Mittagslinien überein, indem diese letzteren nur um 17 Grad südwestlich von den wahren Mittagslinien abweichen.

Obgleich im Allgemeinen die große Empfänglichkeit des Vogelleibes für magnetische und besonders elektrische Kräfte nicht in Abrede gestellt, ja angenommen werden kann, daß solche feinorganisirte Naturen noch mehr als in der bekannten Weise viele Säugethiere von diesen Einwirkungen besonders berührt und beeinflußt werden, so hängt der Middendorf'schen Ansicht doch vorwiegend Gesuchtes, Gewagtes an, und es werden ihr unmittelbare, thatsächliche Beweise wohl stets fehlen. Den Hauptfactor für den Zug der Vögel giebt immer der in der angeführten Weise durch die atmosphärischen Umwandlungen verursachte Jahreswechsel ab. Mit dieser Erklärung trifft eclatant unsere schon vor einem Decennium durch Thatsachen begründete Behauptung überein: daß der Zugvogel — wie schon oben erwähnt — nicht gegen den Wind, sondern in der Regel mit demselben reist. Die Beobachtung dieser Thatsache führte uns naturgemäß allmälig zu der vorgetragenen Erklärung hin. Wie freudig überraschte uns deshalb eine Abhandlung, der wir zufällig in einer Jagdzeitschrift, „Der Waidmann", im vierten Bande ihres Jahrganges von 1872 erst jetzt begegneten. Unter der Aufschrift „Die Wanderung der Vögel" kommt daselbst Dr. Koloman Graf Lázár im Wesentlichen zu derselben Ansicht über die Ursache des Vogelzugs wie wir, jedoch auf einem anderen Wege, auf dem der Hypothese. Mit Recht aber weist dieser aufmerksame Beobachter auch auf die in der Atmosphäre gegen Herbst sich einstellenden, nur dem reizbaren Vogelorganismus verständlichen kosmischen Veränderungen hin, wie auf den durch Winde verursachten Wechsel der Temperatur, das Sinken dieser und die sichtliche Zunahme der Wasserdünste, welche auf den wärmebedürftigen und vermöge seines losen Federkleides intensive, von Kälte begleitete Feuchtigkeit fliehenden Vogel bestimmenden Einfluß üben müssen. Ganz im Geiste des Vorgetragenen sagt der Genannte: „Die Natur trifft langsam und gewissermaßen im Geheimen ihre Vorbereitungen zum eintretenden Wechsel, die jedoch auf die feinfühlenden Vögel schon Einfluß üben. Während wir uns noch schöner, warmer Tage erfreuen, während wir kaum einzelne Fäden des Altenweibersommers in der Luft schweben sehen, verlassen uns bereits die Goldamsel, der Kuckuck und der Storch; und warum? Fehlt es ihnen an Nahrung? Nein, sie verlassen uns, weil sie am empfänglichsten für die Wärme sind und die Luft schon so sehr abgekühlt ist (besonders in den Nächten), daß dieselbe sie zwingt, sich zu entfernen."

Selbst die im Zimmer gehaltenen Zugvögel verspüren vermöge ihrer Sensibilität ebenso wohl — wie ihre Brüder im Freien — diese Veränderungen in der Atmosphäre: ihr Organismus sagt und verkündet ihnen das, was sie im Freien zum Aufbruch nach Süden bewegen würde, was sie im Käfig aber nur durch Unruhe und diese bekundende Laute bethätigen können. Auch die schon früher

bekannte Thatsache, daß späte Vögelbruten sammt den Alten den Hinzug nicht mehr auszuführen vermögen, am Brutorte herumirren und zuletzt sterben, weil sie unter günstigen Bedingungen der Zugzeit ihre Reise nicht antreten konnten — auch diese Erscheinung können wir mit Lázár, namentlich durch Erfahrungen in jüngster Zeit, als Beweis für die Richtigkeit der referirten Erklärung der Ursache des Zuges darthun. Gegen den Herbst hin eingefangene Grasmücken und Rothkehlchen irrten, bis über deren Zugzeit zurückgehalten und dann freigelassen, in kleinem Umkreise umher und verkamen endlich. Aber viel sprechender als diese nur im Kleinen auszuführenden Versuche sind die auf Grund nun schon Jahre lang angestellter Beobachtungen über die im Herbst und Frühjahr herrschenden Windrichtungen abgeleiteten Erfahrungen. Stets standen in unseren Notizbüchern über Windrichtung und Witterung in den gedachten Jahreszeiten die Vögelzüge mit den herrschenden Windrichtungen in lebendiger Beziehung: bei nördlichen und östlichen Strömungen unter sinkender Temperatur und wechselndem Barometerstande gingen die Vögel; bei Südwest- und Westwinden unter gleichfalls wechselndem Barometerstande, aber gewöhnlich steigender Temperatur kamen dieselben.

Und dies sind nicht etwa Resultate abstracter, in der Stube angestellter Beobachtungen; nein, sie gingen hervor aus einer langen Reihe von Erfahrungen, die wir — allerdings gestützt zugleich auf gewissenhafte meteorologische Betrachtungen — in der lebendigen Natur gemacht. Zu wiederholten Malen sahen wir bei Tage aus Wolkenzügen Waldschnepfen und viele Wasservögel im Frühling ankommen, stets und ständig bei Süd oder Südwest und dabei regelmäßig bei starken Strömungen. Die kleinen Vögel zeigten sich unseren stets wachsamen Sinnen ebenfalls immer nach bewegten Nächten mit lauen südlichen Strömungen. Aber wir können für uns auch einen Beobachter der Vogelreisen am Mittelmeer sprechen lassen, dessen eine Mittheilung aber Hunderte von anderen durch richtige, scharfe Beobachtung aufwägt. Das „Ausland“ berichtet a. a. O. darüber Folgendes: „Die zauberische Form des Wiedehopfs kann man im Frühling beständig (!) vor einem Südwinde hertreiben oder im August südwärts eilen sehen ...“ Und in der That! jeder kräftige den Vögeln entgegenwehende Wind hinderte dieselben an dem Zug über eine Fläche wie das Mittelmeer!

Hinsichtlich des Zieles oder der Ausdehnung und der Grenzen des Zuges unserer Vögel nach Süden ist man bis in die neuere Zeit ebenso sehr fehlerhaften Behauptungen gefolgt, als man in früherer Zeit einer irrthümlichen, zuerst von Tiedemann widerlegten Annahme huldigte. Jene ging bekanntlich dahin, daß der Zugvogel der nördlichen Hemisphäre so weit reiste, bis er auf der südlichen Erdhälfte den seinem heimathlichen Aufenthalt entsprechenden Landstrich aufgefunden habe.

Im Allgemeinen ist die Ansicht Tiedemann's noch heute als die wahrscheinlichste zu betrachten: daß der Zug der Vögel sich hauptsächlich zwischen den gemäßigten Zonen und den beiden Wendekreisen bewege, daß im Winter der nördlichen Erdhälfte zwischen dem Wendekreise des Krebses und dem Aequator eine Anhäufung, im Sommer dagegen eine Zerstreuung nach Norden statt habe. Es wird sich dabei natürlich gestalten, daß die ziehende Vögelschar sich in den Ländern der Winterherbergen verhältnißmäßig vertheilt, daß also Ueberhäufungen in Districten bald wieder durch Weiterziehen Ueberzähliger corrigirt oder ausgeglichen und umgekehrt noch nicht besuchte Landstriche durch Zug und Wandern bevölkert zu werden pflegen. Wie in so unzähligen Fällen wird auch hier die Natur ausgleichen.

Es ist eine wiederholt bewiesene Thatsache, daß viele Zugvögel Europa's, ganz gewiß aber alle der südlichen Länderstrecken unseres Continentes, über das Mittelmeer nach Afrika wandern. Ebenso gewiß bestätigt sich das Eintreffen und Ueberwintern von nördlicheren Zugvögeln in den südeuropäischen Gegenden. Die nordischen Gäste rücken also nach Süden bloß so weit vor, als sie es, ihrer rauheren Natur gemäß, in den Strichen Mittel- und Südeuropa's schon wohnlich finden, während ihre südlicheren Brüder ihnen Platz machen und das ihnen mehr zusagende Klima unter den Wendekreisen bis zum Gleicher suchen. Aber auch innerhalb der heißen Zone macht sich ein Hin- und Her-

ziehen bemerklich. A. v. Humboldt erwähnt schon in seinen „Reisen in die Aequinoctialgegenden" Folgendes: „Diese regelmäßigen Reisen der Vögel aus einem Tropenland ins andere in einer Zone, deren Temperatur das ganze Jahr hindurch unverändert bleibt, sind sehr außerordentliche Erscheinungen. Auch auf der Südseite der Antilleninseln treffen alljährlich zur Zeit der großen Ueberschwemmungen der Ströme der terra firma zahlreiche Züge Zugvögel vom Orinoco und seinen Nebenflüssen ein. Es ist wahrscheinlich, daß die Wechsel von Trockenheit und Feuchtigkeit in den Aequatorialländern auf die Gewohnheiten der Thiere ähnliche Wirkung äußern, wie in unseren Erdtheilen die großen Temperaturwechsel thun (!)" ... „Gleichmäßig zieht ein erleichterter Fischfang die Plattfüße und Strandläufer von Norden nach Süden, vom Orinoco nach dem Amazonenstrom." Diese letztere Mittheilung ist jedenfalls als eine der Nahrung wegen stattfindende bloße Wanderung zu betrachten, während wir in der ersteren des großen Naturforschers eine Thatsache für den Zug auch unter den Tropen erblicken. Gewiß vertritt die große Dürre dieser heißen Zonen den Winter der gemäßigten und kalten und die Regenzeit dorten unseren Frühling. M. Th. v. Heuglin ergänzt und stellt die erwähnte Vermuthung A. v. Humboldt's fest, indem er in seiner „Reise in das Gebiet des weißen Nil" eine Menge Zug- und Wandervögel der heißen Zone aufführt. — Beobachtungen neuerer Reisenden, wie Dr. G. Fritsch, geben uns ebenfalls Veranlassung, behutsamer als seither mit Behauptungen und Annahmen über die geographische Ausdehnung des Zuges zu sein.

Alle die Einzelerfahrungen zusammen betrachtet berechtigen wohl zu dem Schlusse, daß die seither vielfältig angenommene Ausdehnung des Zuges unserer Vögel in engere Grenzen zurückgeführt werden muß. Diese Grenzen haben sich verändert und bleiben stets veränderlich. Sowohl der Vogel als Einzelwesen wie auch nach Art und Sippe wandert eben im wahren Sinne des Wortes aus, er verändert und verrückt seine ursprüngliche Heimath im Laufe der Zeiten vielfach. Immer erneuerte Erfahrungen über das plötzliche Erscheinen von Brutvögeln in Gegenden, wo sie früher nicht heimisch gefunden worden, unterstützen diese unsere Annahme. Es drängen sich fortwährend Vögel von ihrer südlichen Heimath weiter nördlich, und umgekehrt verlegen ursprünglich nördlichere Bewohner ihr Heim in südlichere Wohnstriche. Aber wir dürfen Mangel an Nahrung nicht als den Hauptfactor, ja nicht einmal als einen wesentlichen Beweggrund des Zuges ansehen, wie es hin und wieder irrthümlich heutzutage noch geschieht. Nein! die primäre Ursache des Zuges ist und bleibt vielmehr immer die Abnahme der Wärme in der Heimath des Vogels, dessen Wärmebedürfniß ihn der Sonne zutreibt.

Das Leben in der Fremde ist vielfach ein bedrängtes, nicht sehr heiteres. „Alle Vögel," sagt Brehm, „halten sich während der Zeit ihrer Wanderung in Gesellschaften zusammen, viele (?) Gattungen mausern; alle sind still; kein einziger Sänger läßt seine Lieder ertönen. Nicht ein einziger Wandervogel gründet sich in der Fremde einen zweiten Herd, nicht einer baut ein Nest, nicht einer brütet!"

Mit dem Versammeln und Anhäufen der Eingewanderten in einem fremden Länderstriche vermehren sich auch die Gefahren durch Nachstellungen mitreisender Räuber, welche die Reihen der Ziehenden schon unterwegs lichten. Dazu treibt die Ueberfüllung mancher Striche zu neuer Reise. Es gesellt sich Unkenntniß der Localitäten in der Fremde dazu, welche die armen Bedrängten die Quellen ihrer Nahrung ungleich schwieriger finden läßt als in der wohlbekannten Heimath. Kaum haben unsere nördlichen Reisenden die „Wegemühen", die vielfachen Hindernisse und Anstrengungen über die Gebirgsketten der Alpen überstanden und wähnen sich gleichsam in den gelobten Ländern der lachenden Mittelmeerstriche, so tritt ihnen schon der größte Räuber der Erde, der Mensch, mit seiner tausendfachen Thierquälerei und List entgegen. Sehr drastisch wahr schildert Brehm diesen wenig gastfreundlichen Empfang in Italien. „Ganz Italien wird zu einer Mördergrube; was nur getödtet werden kann, wird gemordet. Der Bürger verläßt sein Gewerbe, der Pfaffe und Mönch sein Haus und zieht hinaus, die Singvögel abzulauern. Kaum

besser ist es in Spanien, und wenn der Grieche nicht auch an dem allgemeinen Morden Theil nimmt, ist daran wahrlich nur seine Faulheit schuld."

Auch das von launigen Winden beherrschte Mittelmeer verschlingt — wie wir gleich darthun werden — viele Tausende unserer Pilger, obgleich diese jede günstige Luftströmung zum Ueberzuge benutzen und die mit den beiden Jahreswechseln erwiesenermaßen verbundenen Luftveränderungen ihnen im Wesentlichen günstig sind. Wie den Wachteln im griechischen Archipel, so ergeht es auch unzähligen anderen Wanderern daselbst und in anderen Binnenmeeren auf dieser Zugstraße. Ermattet kommen sie an den Meeresküsten an und werfen sich, in ihren Flügelgelenken wie gelähmt, nieder, unfähig sich zu bewegen. Ein Glück, daß den Gästen in den Herbergen Afrika's ein besserer Empfang von Seiten der Afrikaner zu Theil wird als an den europäischen Gestaden! Ob diese und andere Zugvögel das ihnen seiner Zeit — im II. Hefte von Cabanis' „Journal für Ornithologie" — von dem allzu viel den Stubentheorien ergebenen Gloger zugeschriebene Vermögen besitzen, auf der Meeresfläche ausruhen und sich von derselben wieder erheben zu können — das wollen wir, trotzdem diese Frage der große Audubon zuerst angeregt, dahingestellt sein lassen.

Eine ausführliche Schilderung des Lebens in der Fremde können wir nun unmöglich hier bieten. Im Allgemeinen sei nur der vielfach noch cursirende Irrthum berichtigt, daß gewisse, verhältnißmäßig kleine Länderstriche Afrika's zum scheinbar ausschließlichen Zufluchtsort oder Stapelplatz der europäischen Wanderer dienen. Es mögen auch die an sich ebenso wahren als lebendigen Schilderungen Brehm's über diesen Gegenstand großentheils mißverstanden worden sein. Die Zugstraße unserer meisten europäischen Vögel geht ausweislich unserer früheren Auseinandersetzungen nicht nach Aegypten, sondern vertheilt sich längs der Küsten des nördlichen und nordwestlichen Afrika; nur ein verhältnißmäßig kleiner Theil des südlichen Rußland, allenfalls der Türkei, Griechenlands und dessen Archipels, sowie besonders Kleinasien und wohl auch Asien bevölkert die allerdings reich gesegneten Länderstrecken des Nil. Die oben angeführte Beschreibung einer Zugstraße zwischen Kleinasien und dem südlichen Rußland giebt hierfür einen Beleg.

Ueber den Rück- oder Herzug bleibt uns noch ein Weniges zu sagen, vornehmlich im Hinblick auf unsere Behauptung über die Ursache des Zuges.

Wohl kehrt in die Tausende von Vogelseelen in der Fremde neues Leben — die Berichte Afrikareisender melden es ja, und Brehm schildert besonders diesen Moment des Erwachens der Heimathlust so lebendig —, wenn der Winter unsere Thäler verläßt und der Frühling seinen Einzug hält. Wer bringt nun die Kunde davon den Hunderte von Meilen über dem Meere Entfernten? Wir meinten früher, daß die Fernen weder das Brausen und Rauschen der Wälder hören noch die Sonne sich heben sehen könnten über Berg und Thal der Heimath und daß sie dennoch auf einmal, wie von einem zu ihnen gedrungenen Weckrufe beseelt, sich zur Rückkehr nach den geliebten Geburtsorten anschickten. Aber den Grund dieser Erscheinung suchen wir heute nicht wie damals in einem „wunderbaren, unerklärlichen Etwas", das den Entfernten gleichsam als Offenbarung des „Instinctes" meldet: die Zeit unseres Heimzuges ist gekommen! Die südliche, nordwärts zur Heimath dringende Luft sagt es ihnen. Dieser Windstrom weckt in der Ackerlerche die Sangeslust, mit der sie sich in die Höhe schwingt; er ist's, der die liebliche Waldschwester Haidelerche und die Singdrossel bewegt und den Staar „in der Februarsonne, auf der Wasserbüffel Rücken sitzend, sein purpurfarbenes Gefieder spiegeln und in melodischem Liede vom Frühling im Norden erzählen" läßt.

Der Frühlingszug macht sich im Vergleich zu der Reise im Herbst als eine viel stürmischere Bethätigung geltend. Es liegt dies jedenfalls in der lebhafteren Erregung des Vogels zu dieser Zeit. Unzweifelhaft mischt sich in diese Erregung auch die Sehnsucht nach der Heimath. Ein Trieb weckt den anderen. Gleich begreiflich ist, daß die Sehnsucht ihre Begründung im Sinnengedächtniß hat, welches dem Vogel eine Vorstellung

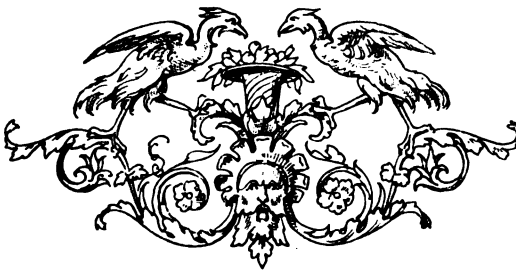
von dem Heimathsorte giebt und ihn diesen genau wiederfinden läßt. Mag immerhin die Empfindung beim Thiere eine mehr unklare, verschwommene sein, sie giebt nichtsdestoweniger dem Vogel doch ein Streben nach einer gewissen Richtung, nach einem bestimmten Ziele hin. Rasch vollzogen ist der Herzug bei bewegter, milder Witterung. Wir wiederholen es: Regen und Wind bringen uns mit der Menge anderer Zugvögel auch unsere zarten Sänger, nicht aber kalte Nächte und stille Luft, mag auch dabei die Sonne den ganzen Tag über scheinen. Wie oft hat mein Bruder — der gerade dem Herzuge der Sänger besondere Aufmerksamkeit schenkte — bemerkt, daß Nachtigallen bei windstillen, frostigen Nächten im April acht Tage lang an einem und demselben Orte still sich verhalten, bei dem ersten zugigen Thauwetter aber sofort verschwinden! Ebenso beobachtete ich mit dem Bruder, wie Drosseln, Blau- und Rothkehlchen u. a. mehrere Wochen hindurch in größeren Vereinigungen bei ungünstiger Witterung im Frühjahre rasteten. Zu dem oben betonten stürmischen Drange des Vogels, welcher im Allgemeinen seinen Herzug viel rascher vollbringen läßt als seinen Hinzug, kommt aber noch der fördernde Umstand, daß die Ziehenden im Frühjahre mehr auf die von der Cultur berührten und aufgeschlossenen Strecken unseres Continentes angewiesen sind. Die weicheren, den Einflüssen von Sonne und Luft mehr geöffneten und von Menschenhand aufgelockerten Strecken der Gärten und Felder, die Milde der Ebenen, die warme Feuchtigkeit der Fluß- und Bachgebiete — diese Straßen sucht der heimkehrende Vogel ausschließlich, ohne sich zerstreuen zu können. In den Hochlagen, den Wäldern und Hainen hat die Sonne und der Thauwind noch nicht auflösend genug gewirkt, den Boden zu erweichen und das Leben der Insecten und anderer niederer Thiere zu wecken. Aber Land- und Gartenwirthschaft haben die Bodenstrecken zu den Bedingungen der Existenz des Vogels vorbereitet. Daher zieht dieser über die ihm gebotenen bestimmten, ohnedies nicht wie im Herbste mit bergendem Wachsthum versehenen nackten Fluren unaufhaltsam hinweg.

Schon im Februar beginnt sich's langsam zu regen unter den Vögelscharen in den Winterherbergen. Allmälig wird der Reisetrieb stärker, denn immer herrschender wird der Wecker und Führer in der Luft und im Vogel, bis endlich im Frühlingsäquinoctium der Zug den größten Aufschwung nimmt. Die am spätesten von uns gezogenen Vögel kehren in den vordersten Reihen zurück; die am frühesten uns verlassen haben, erscheinen erst inmitten des blühendsten Lenzes. In dem mächtigen Drange des Zuges kommt denn auch die Erscheinung zu Tage, daß der herziehende Vogel niemals wieder zurückzieht, auch wenn er von dem unwirthlichsten Umschlag der Witterung überrascht wird. Stelz-, Wasser- und Singvögel sahen wir so in die größte Noth gerathen; aber keiner von diesen strebte je zurück. Der auf dem Herzuge begriffene, von Unwettern betroffene Vogel zieht sich wohl aus unwirthlicher Höhe in die Ebene, niemals jedoch läßt er sich bewegen, nach Süden wieder umzuwenden. Sein Gesicht, seine Seele ist der Heimath zugekehrt, und er erleidet lieber den Tod, als daß er wieder zur Fremde flöge. Er vermöchte dies auch in den meisten Fällen nicht, denn ganz anders ist jetzt die große Luftbewegung als im Herbste. Der sengende Strom von Süden macht ihm nun die heimische Luftstraße so deutlich fühlbar, und rüstig übergiebt sich der kleine befiederte Luftkahn lavirend und rudernd den bewegten Wellen des mächtigen atmosphärischen Meeres, um das entfernte Land seiner Kindheit zu erreichen. Gerade in oder unmittelbar nach der Regenzeit, wo dort in Afrika — mit Brehm zu reden — „Alles Fülle, Alles Leben ist, erscheinen die Wandergäste zu Tausenden“; gerade zur Zeit der höchsten Dürre, wo die „vernichtende“ Kraft, „die Gluth der Sonne und des aus Süden strömenden Windes“ herrscht, gerade zu dieser Zeit entflieht dieser verheerenden Macht der Zugvogel und eilt der Heimath zu, in welcher der Frühling erwacht.

Und diese findet der mit merkwürdigen Sinnen begabte Vogel denn auch regelmäßig wieder. Das bestätigen zahlreiche unwiderlegliche Beispiele von zuverlässigen Forschern und Beobachtern, welche an Stimme, Gesang und körperlichen Abzeichen

Jahre hinter einander ihre alten gefiederten Freunde in den Zurückgekehrten wiedererkannten. Auch wir könnten treffende Beispiele in dieser Richtung anführen, daß der heimziehende, von jedem Unfall verschont gebliebene Vogel regelmäßig seine alte Heimstätte wieder sucht und findet. Ein tüchtiger Beobachter läßt sich a. a. O. der Zeitschrift „Das Ausland“ über diesen Gegenstand folgendermaßen hören: „Die Wachtel wird auf ihrem Wege nach Europa im Frühling oder nach Afrika im Herbst oftmals durch einen starken widrigen (!) Wind in das Land zurückgeführt, das sie eben erst verlassen hat, und wir haben wiederholentlich bemerkt, daß ein starker Sirocco (also Südost) im September fast stets eine Menge Wachteln auf die Südostküste von Malta wirft, in derselben Weise, wie ein heftiger griechischer Wind (Nordost) viele auf eine entgegengesetzte Richtung hingetrieben herbeibringt.“ (!) Diese Mittheilungen bestätigen sämmtlich unsere oben entwickelte Behauptung. „Hier“ — fährt der Berichterstatter fort — „bemerken wir nun jene außerordentliche Begabung, wodurch z. B. Schwalben in den Stand gesetzt sind, Jahr um Jahr in dasselbe Nest zurückzukehren. Zieht man die lange Abwesenheit, die mit der Reise verbundenen Gefahren und Schwierigkeiten in Betracht, so scheint es unglaublich, daß irgend ein nichtmenschliches Wesen fähig sein könne, nach einem achtmonatlichen Aufenthalt in Centralafrika im Frühling auf einen Bauernhof in den Binnengrafschaften Englands zurückzu kehren, und noch wunderbarer ist es, daß, wie man in ‚Yarrell's British Birds‘ lesen kann, mehrere Mauerschwalben, die aufs unwiderleglichste bezeichnet waren, nicht nur drei Jahre lang nach einander zurückkehrten, sondern daß sogar eine nach Verlauf von sieben Jahren an dem nämlichen Orte gefangen wurde.“

Wir glauben in dieser Abhandlung wenigstens unser Schärflein beigetragen zu haben zur Sichtung und Entfernung von Irrthümern in der Betrachtung eines nur durch lange Erfahrungen und vielfältige Beobachtungen aufzuklärenden Gegenstandes, über den unser Wissen doch nur Stückwerk ist, für welches der Einzelne doch nur Theile zur Ausfüllung der Lücken beitragen kann. Freuen aber sollte es uns, wenn Forscher unsere vorgetragenen Ansichten durch gewissenhafte Beobachtungen prüfen, vergleichen und, wenn nöthig, ergänzen und verbessern wollten.





Friedrich Preller, der Maler der Odyssee.

Von

Max Jordan.

Gerade in unseren Tagen, da um den Werth so manches altehrwürdigen Kunstbesitzthums mit Eifer gestritten wird und die Fragen nach Echtheit und Herkunft oft den ästhetischen Genuß zu schädigen drohen, ist ein Stoff der Betrachtung willkommen, welcher, vor unseren Augen entstanden, die Beglaubigung in sich selber trägt und dem Lärm der kritischen Waffen fast unnahbar scheint.

Solch ein Werk sind die Odysseelandschaften Friedrich Preller's, die in ihren verschiedenen Entwickelungsphasen durch Photographie, in ihrer vollendeten Form durch Holzschnitt und Farbendruck immer weitere Verbreitung gefunden haben.* Denn sie erscheinen nicht bloß als die Meisterarbeit ihres Urhebers, sondern zugleich als Höhepunkte der Kunstgattung und Kunstrichtung, welcher sie angehören. Aber um dieser doppelten Bedeutung willen möchten sie nicht bloß genossen, sondern auch verstanden sein.

Drei Städte theilen sich gewissermaßen in den Besitz des Werkes: Leipzig, wo sich im weiland Härtel'schen, sog. „Römischen Hause" die erste Preller'sche Bildergruppe zur Odyssee und im städtischen Museum die Cartons letzter Hand zum gesammten Werke befinden; Berlin, welches in der Nationalgalerie die in sechzehn Kohlenzeichnungen niedergelegte zweite Gestaltung des Cyklus besitzt; und Weimar, die Heimath des Meisters, wo die eigentliche abschließende Ausführung in Wachsfarben ihre Stätte gefunden hat.

Wenn wir heute in Leben und Kunst mit vollem Recht Nachdruck auf nationales Wesen legen, so mag es auf den ersten Anschein befremden, daß in der Stadt, die so lange die Herzkammer deutscher Cultur gewesen, zum Schmuck eines festlichen Raumes im neuerbauten Kunsttempel die Darstellung eines Stoffes gewählt worden ist, welcher dem Geistesschatze unseres Volkes nicht eigenthümlich angehört. Die Odyssee erzählt vom Schicksal eines hellenischen Helden, entstammt der Poesie eines fremden Volkes, dessen Anschauungen nicht die unserigen waren. Ist es in der Ordnung, daß ihr gerade dort, wo unsere deutsche Literatur ihre Wiedergeburt erlebte, der Vorzug vor einem deutschen Stoff gegeben wurde? Oder haben wir in der Poesie unseres Volkes nichts Ebenbürtiges, das deutsch in seinem Wesen, groß in seiner Form, ehrwürdig durch sein Alter, um so näheres Anrecht hätte auf den Ehrenplatz, den die griechische Muse erhalten? Wer wollte der hehren Gestalten unseres Volksepos

* Die Odyssee in Voß' Uebersetzung mit Holzschnitten nach Fr. Preller; — Figurenfries zur Odyssee von demselben (A. Dürr's Verlag, Leipzig), die Illustration auf S. 627 ist diesem Werk entnommen; — Photographische Aufnahmen der Leipziger Cartons von Albert in München; — des Cyklus in der Nationalgalerie von Bette, Berlin; — Nachbildungen des ganzen Cyklus in Farbendruck, Verlag von Fr. Bruckmann, München.

vergessen, der Nibelungen zumal, die voll plastischer Hoheit ehernen Schrittes dahinwandeln — oder des Riesenbruders milderer Schwester, der Gudrun, zu deren rührendem Geschick in Leid und Freude ihr Lied die Woge des Meeres singt, die uralte Gespielin germanischen Heldensinns? Und meiden wir den Kreis der Volkssagen, die noch im Nordlichtglanze des Heidenthums stehen, um nach epischem Ausdruck der im Christenthum erneuten Gesinnung unseres Volkes zu suchen, wer gedächte nicht der Dichtungen Wolfram's von Eschenbach, vor allen des Parzival, dieser Odyssee des Geistes, in welcher Sinnlichkeit und Glaubensgluth des Mittelalters in einem farbenprächtigen Gemälde erscheinen, das eine ergreifende Lösung des christlichen Heilsgedankens vor unseren Augen entrollt?

Die Entstehungsgeschichte des Preller'schen Odysseecyklus lehrt uns, daß derselbe im Wesentlichen bereits fertig war, als der Raum hergestellt wurde, der ihn aufnahm. Es erging dem Werke ähnlich wie dem Helden, den es feiert: erst nach vielfachem Umirren, nach mancher Verwandlung fand es die ersehnte Heimath. Die Bilder waren eher da als die Wände, auf denen sie nun prangen. Scheint es auf diese Weise ein Zufall, daß die monumentale Darstellung der Odyssee in Weimar erfolgte, so darf man trotzdem behaupten, daß diese Verbindung nicht zufällig, sondern tief begründet und sinnvoll ist. Denn das Heimathrecht der Odyssee im deutschen Hause wird Niemand leugnen, der mit den Quellen unserer Bildung vertraut ist, und man wird sich leicht zu dem Geständnisse vereinigen, daß von all' den epischen Stoffen, an welche vorhin erinnert wurde, der Odyssee die Krone gebührt.

Unser inneres Verhältniß zu den heimischen Heldengesängen ist trotz der äußerlichen Angehörigkeit mittelbarer, künstlicher als das zu dem schönen Fremdling. Daran haben auch die ansehnlichen Versuche jüngster Zeit auf dramatischem und musikalisch-epischem Gebiete nicht viel geändert. Wir mögen uns darüber täuschen oder grämen, aber wir wollen es getrost als ein Zeugniß für die Tiefe unseres ästhetischen Bedürfnisses in Anspruch nehmen, daß wir im Bereiche der bildenden Kunst und Literatur allem Besten, eben weil es das Beste ist, einen fast nationalen Werth abgewinnen. Dies Bewußtsein der Wahlverwandtschaft mit den größten Geisteserzeugnissen aller Zeiten ist niemals stärker gewesen als in den großen Tagen von Weimar. Jene Zeit war es, die uns die Ilias und die Odyssee geschenkt hat. Die Uebertragung der homerischen Gesänge fast gleichzeitig mit der Uebersetzung Shakespeare's ist eine That unserer Sprache von kaum geringerer Bedeutung als Luther's Bibelwerk. Sie hat, im innigsten Zusammenhange mit dem Aufschwung selbständiger Dichtung und durch diese bedingt, auf unsere ganze ästhetische Anschauung bestimmend eingewirkt. Auf den Flügeln der Hexameter Voß' und Goethe's rauschte jene Schönheit zu uns hernieder, die unseren Volksgeist ergriff und immer ergreifen wird mit dem aus Entzücken und Wehmuth gemischten Gefühle, für das wir nur die Erklärung Platon's haben, welcher das Anschauen des Schönen eine Wiedererinnerung dessen nennt, was die Seele in einer anderen Welt vor ihrem Eintritt in die zeitliche geschaut hat.

Vorzugsweise gilt dies von unserer Auffassung der Odyssee. Was ist es, das uns dieses classische Lied des Heimwehs so nahe bringt? Einer der ältesten Kritiker der homerischen Gesänge, Aristoteles, schon giebt uns die Antwort an die Hand, wenn er bei der Unterscheidung des verwickelten und pathetischen Epos und des einfachen und ethischen als Muster der ersteren Gattung die Ilias, als Muster der letzteren die Odyssee nennt.

Im Heldengesang von Achilleus finden männliche Kraft und männlicher Trotz ihre Genugthuung. Die unbändige Leidenschaft des Helden rast dahin über das troische Feld, dem Gewitter vergleichbar, das mit dem vernichtenden Schlage sich selber vernichtet; und so hängt unser Geist in immer wachsender Spannung voll Bewunderung und Entsetzen an dem furchtbaren Schauspiel,

„Bis sich die Asche gesenkt in den Scheiterhaufen des Hektor."

Ganz anders ist unsere Empfindung der Odyssee gegenüber. Liebenswürdig, edel und verständig wandelt der Held Odysseus vor unseren Augen dahin. Wie den Achill in der Ilias, so läßt auch ihn

der Dichter zeitweilig verschwinden, aber wenn uns dieses Zurücktreten bei Jenem wie das unheimliche Schweigen des Vulcanes erscheint, der nur furchtbarer anhebt, wenn er von Neuem thätig wird, begrüßen wir in der Odyssee das jedesmalige Wiederauftreten des Helden wie die Rückkunft des Tagesgestirnes, das uns die Hoffnung glücklichen Ausganges erneut. Die Angst vor dem Schicksal löst sich auf in freudigen Antheil,

„Denn es ist unser Herz, das getreulich begleitet
Den Sohn des Laertes in Irrfahrt und Drangsal,
Sich mit ihm setzt, seelenbekümmert,
An gastliche Herde,
Wo Königinnen Purpur spinnen,
Und hilft ihm lügen und glücklich entrinnen
Aus Riesenhöhlen und Nymphenarmen,
Folget ihm nach in kimmerische Nacht
Und in Sturm und Schiffbruch
Und duldet mit ihm unsägliches Elend!“

So kennzeichnet Heinrich Heine das tiefe persönliche Verhältniß, das wir zu dem „göttlichen Dulder“ einnehmen. Nicht die Schemen des Ruhmes, des Hasses, der Rache, die um Ilions ragende Feste züngeln, schrecken uns hier. Mit dem Augenblick, da Odysseus den Bord des Schiffes betritt, um heimzusegeln, vertraut er sich edlen Mächten, die unser Gemüth ihm zu Hülfe rufen. Die Naturgewalt bäumt sich auf gegen ihn und seine Schar — er ringt sich hindurch; Kämpfe des Herzens werden dem Einsamen bereitet, aber er überwindet, denn die Sehnsucht des Vaters und die Liebe des Gatten wappnen die kummerbeladene Seele. Hat er gefrevelt, so vollzieht sich in seinen Schicksalen die Läuterung. Vermöge der Tugend, die sich selbst bezwingt, vermöge des Muthes, welcher im Streben nach reinen ewigen Gütern die Schrecknisse der Elemente besiegt, hat die Gestalt des hellenischen Helden etwas Typisches für die Erhabenheit der Menschennatur. Der Mythus vom Odysseus ist in seiner Wirkung auf das antike Volk wie ein Gleichniß auf die Erlösung der Menschheit.

Goethe war es, der zuerst der Empfindung Ausdruck gab, daß uns Bewohner des Mittellandes die Odyssee zwar entzücke, aber daß es doch nur der ethische Gehalt des Gedichtes sei, der eigentlich auf uns wirke; es mangele uns eine rechte Würdigung des beschreibenden Theiles; das sei ihm klar geworden, als er die einzelnen Gesänge in Neapel und Sicilien gelesen habe angesichts der vermeintlichen historischen Stätten all' dieser mannigfaltigen Vorgänge. Da sei ihm zu Muthe gewesen, wie wenn man ein altes verstaubtes Bild gereinigt und mit frischem Firniß überzogen vor sich erblickt, wodurch Deutlichkeit und Einheit des Ganzen wiederhergestellt worden — „es hörte auf, ein Gedicht zu sein, es schien die Natur selbst, was auch bei den Alten um so nothwendiger war, als ihre Werke in Gegenwart der Natur vorgetragen wurden.“

Diese Ergänzung des ästhetischen Theiles der Odyssee hat uns Preller in seinem Werke zum bleibenden Eigenthum gemacht. Aber was er erstrebte und durchführte, war mit nichten bloß eine landschaftliche Illustration des Gedichtes, sondern vielmehr eine monumentale Wiedererzählung, und er ging dabei mit der Weisheit und Gestaltungskraft zu Werke, welche den empfangenen Inhalt als ein neues Ganzes vor unseren Augen entfaltet. Aus der überwältigenden Mannigfaltigkeit der Scenen wählte er die sprechendsten aus, und zwar diejenigen, in welchen wir die Hauptmomente der Schilderung erblicken; diese ordnete er, abweichend vom Dichter, welcher Abwechselung und Ueberraschung braucht, um den Leser oder Hörer zu fesseln, nach den Geschmacksgesetzen bildender Kunst: er ergriff den Faden der Erzählung, den Homer kunstvoll inmitten seines Gedichtes verwebt, und reihte an ihm die Vorgänge folgerecht auf. Der geschichtliche Anfang dessen, was Homer schildert, ist nicht der Beginn der Odyssee. Sie hebt an mit der Götterversammlung, vor welcher Athene die Sache ihres leidenden Schützlings führt, indem sie seine Befreiung aus den Netzen der Kalypso fordert. Der Moment also, in welchem wir denselben kennen lernen, ist bereits der Höhepunkt seiner Drangsale, die Zeit, da er, aller seiner Genossen beraubt, durch die Leidenschaft der begehrlichen Nymphe um die Frucht der bisherigen Kämpfe und Kümmernisse betrogen zu werden droht. Was vorausgegangen ist, berichtet uns Homer erst zu einer Zeit, da die Gewißheit der Sicherung des Helden unser Gefühl empfänglich macht für ausführliche Erzählung. Wir erfah-

ren es aus des Odysseus eigenem Munde, da er unter dem Schutze des Phäakenkönigs sein Geheimniß enthüllt. Den wirklichen zeitlichen Ausgangspunkt des Epos bildet die Erwähnung Ilions, und deshalb beginnt Preller seine Darstellungen mit diesem Moment.

Entsprechend der Eintheilung des Gedichtes in Gesänge, gruppirt er seinen Stoff in der Form des Cyklus, der einer doppelten Gesetzmäßigkeit dienen muß. Denn die cyklische Bilderfolge, wie er sie beabsichtigte, begnügt sich nicht damit, eine Anzahl gleichwerthiger Darstellungen zu geben, sondern sie will einerseits die Vorgänge nach ihrer inhaltlichen Bedeutung ordnen, andererseits sie in bestimmte Beziehung zur Architektur setzen. Der letztere Gesichtspunkt erforderte eine durchdachte Raumtheilung, welche die vorhandenen Wände nach Maßstab und Structur abwechselungsvoll benutzt, der erstere verlangte eingehendes Verständniß und Tact der Auswahl.

Betrachten wir heute das fertige Werk, wie es in der Preller-Halle des weimarischen Museums prangt, so scheint sich Alles von selbst zu verstehen. Erst wenn man die Phasen sich vergegenwärtigt, die dasselbe durchlaufen hat, wird man des Aufwandes an geistiger Kraft inne, welcher dazu erforderlich war. Unter stetem Einklang der poetischen und der bildnerischen Rücksichten hat Preller an der Hauptwand vier Bildergruppen angeordnet, welche je aus einem Mittelfelde in Breitformat und zwei dasselbe einschließenden Höhenflächen bestehen. Sie enthalten den Kern der Erzählung, und zwar dergestalt, daß in ihnen, wie in den Acten eines Schauspiels, der Fortschritt der Handlung veranschaulicht wird, indem das letzte Bild jeder Abtheilung den Uebergang zum Inhalt der folgenden bildet. Voraus gehen diesen Darstellungen der Langwand zwei Höhenbilder an der linken Schmalwand, und ebenso viele folgen ihnen auf der entgegengesetzten Seite. Es entsteht dadurch, wenn wir die Höhenbilder mit ⌣, die Breitenbilder mit – bezeichnen, folgendes Schema:

1 2	3 4 5	6 7 8	9 10 11	12 13 14	15 16
⌣ ⌣	⌣ – ⌣	⌣ – ⌣	⌣ – ⌣	⌣ – ⌣	⌣ ⌣

Aus dem zerstörten Troja — so lautet in gedrängter Angabe die Erzählung dieser Bilder — zieht Odysseus mit seinen Getreuen hinweg, die Heimath zu suchen (1); nachdem er am Gestade des wilden Fischervolkes der Kikonen gelandet und mit ihnen gefährlichen Kampf bestanden (2), erreicht er die unbekannte Insel, auf welcher Polyphem haust; seine List überwindet die Gefahren, welche ihn bedrohen: der Unhold ist durch Verlust des Auges unschädlich gemacht, hockt vor seiner Höhle und tastet erfolglos nach Odysseus und den Seinigen umher, die wir bereits in Sicherheit erblicken (3); sie haben das



Odysseus findet seinen Hund wieder.
(Aus dem Figurenfries zur Odyssee von Fr. Preller.)

Meer erreicht und verspotten vom Schiff aus den Polyphem, der in thierischer Wuth ein Felsstück nach ihnen schleudert (4). Ein fremdes Land ist erreicht; Odysseus geht, es zu erkunden, und bringt den Freunden ein erlegtes Wild zurück (5). Aber neue Schrecken birgt die anscheinend gastliche Insel, sie ist das Reich der furchtbaren Zauberin Circe, welche die ahnungslos Nahenden in Thiere verwandelt (6). Odysseus ist Dank seiner Klugheit diesem Schicksale entgangen; er wird der Retter seiner Genossen, indem der von den Göttern herzugesandte Hermes ihm das Schutzmittel Moly bringt, das ihn vor dem Bann der Unholdin feit (7). Sie muß ihm sodann sein künftiges Geschick verkünden, lehrt ihn, wie er den Hades betreten und bei den Schatten sich Weisung holen soll: dort finden wir ihn wieder, umgeben von den Geistern der Unterwelt, im Wechselgespräch mit dem Seher Teiresias (8). Glückliche Heimkehr kann ihm nur zu Theil werden, wenn er auf seiner Fahrt das Heiligthum des Sonnengottes achtet; ehe er aber dieses erreicht, muß er vorbei an den Felsen, auf denen die Sirenen nisten; ungerührt durch ihren herzberückenden Gesang eilt er an ihnen vorüber (9); auf der Insel Trinakria jedoch erfüllt sich die Befürchtung des zukunftkundigen Weisen: zu spät wird Odysseus des Frevels gewahr, den die Gefährten an der Heerde Apollon's verüben (10). Ihr Lohn ist Untergang. Einzig der Schuldlose gelangt ans nächste Gestade. Gefahr empfängt ihn auch hier, denn Kalypso, von Liebe zu dem Helden entflammt, hält ihn in ihren verlockenden Grotten zurück; er aber widersteht, und nachdem die Götter von Neuem durch die Botschaft des Hermes ihm zu Hülfe gekommen, entläßt ihn die Nymphe zur Weiterfahrt auf dem selbstgezimmerten Nachen (11). Da schaut ihn auf offener See Poseidon, der ihn wegen der Blendung seines Sohnes Polyphem zu verderben trachtet: die Wogen zertrümmern das Schiff und die Fluth will ihn verschlingen; aber in höchster Noth entsteigt Leukothea dem Meere und reicht ihm den rettenden Talisman (12). Von den Wellen ausgeworfen, hat er die Nacht an unbekanntem Ufer geruht; der Morgen weckt ihn, er hört Stimmen und erblickt eine Gruppe Mädchen, denen er sich nun bittend naht; nur die königliche Jungfrau Nausikaa hält seiner Rede Stand (13) und weist ihn an, ihr in die Stadt ihres Vaters Alkinoos, des Herrschers der Phäaken, zu folgen. Dort wird ihm, der erst unbekannt bleibt, Schutz und Hülfe geboten. Alkinoos rüstet ein Fahrzeug, das ihn endlich heimbringen soll nach Ithaka. Von freundlichen Menschen geleitet, erreicht er das ersehnte Ziel: Schlummer hat ihn befallen, die Begleiter legen den Bewußtlosen sanft am Ufer nieder und enteilen unbemerkt (14). Noch hat er harte Arbeit zu bestehen. Im herrenlosen Hause haben sich die Freier Penelope's eingenistet; Verschlagenheit und Heldenmuth müssen ihm den Weg zu seinen heiligsten Gütern bahnen. In fremder Gestalt erblickt er, beim treuen Hirten Eumäos geborgen, zuerst den theuren Sohn Telemachos (15), mit dem er dann gemeinsam das Werk der Rache und der Reinigung des Hauses vollzieht. Nachdem es abgethan und Penelope endlich wieder die Seinige geworden, eilt er, den alten Vater Laertes herbeizuholen, der sich müht, den Gram um den verloren gegebenen Sohn in grober Feldarbeit zu vergessen. In Rührung festgebannt, steht Odysseus und betrachtet den Greis (16); wir fühlen, der nächste Augenblick wird unsägliche Wonne bringen, aber sinnig säumt hier der Künstler, damit das Herz des Beschauers mit dem Helden vereint dieses Glückes heiligen Ernst empfinde.

Wir sehen: Preller hat in diesen Hauptbildern nicht das ganze Gedicht, sondern unter Weglassung aller Episoden denjenigen Auszug geschildert, welchen man die Odyssee im engeren Sinne nennen darf, nämlich die Vorgänge, die sich unmittelbar an die Persönlichkeit des Helden knüpfen, wie denn auch alle Bilder, mit Ausnahme des einzigen Nr. 6, den Odysseus als Mittelpunkt der Handlung vor uns erscheinen lassen. Zu dieser Einschränkung, welche der bildliche Wiedererzähler vornahm, kam eine andere, die ihm durch das künstlerische Problem auferlegt wurde, seine Darstellungen aus dem Gesichtspunkte des Landschaftsmalers zu wählen. Dadurch entzogen sich ihm die Scenen von vorwiegend dramatischem Charakter,

welche im Inneren des Hauses spielen. Bei der großen Wichtigkeit derselben unternahm er es, sie in einem besonderen Theile seines monumentalen Werkes zu behandeln, und zwar in Gestalt von Sockelbildern rein figürlichen Inhalts. Hier nun kam ihm der seltene Vorzug zu Statten, daß er Dank seiner künstlerischen den Uebermuth der Freier, die Zustände im Palast zu Ithaka, endlich die Schlußaccorde des ganzen Gedichtes in lebendig bewegten Gruppen vor, und dadurch entsteht ungezwungen eine wohlthätige Gegenbewegung zu den Fortschritten der Handlung im Hauptcyklus. Denn die doppelten Mittel, die er anwandte, machten es Preller



Friedrich Preller.

Erziehung die Wiedergabe der menschlichen Gestalt fast ebenso beherrschte wie die Landschaft. Denn auch abgetrennt von dem Hauptcyklus macht dieser Figurenfries, der nach Art antiker Vasengemälde, in wenig Farben behandelt, sich unterhalb der Hauptbilder hinzieht, den Eindruck eines fertigen Kunstwerkes classischer Historienmalerei. Er führt uns die Fahrten des Telemachos, die Leiden Penelope's, möglich, auch die Gleichzeitigkeit der Ereignisse, welche einestheils (in den oberen Bildern) dem Helden selbst begegnen, anderentheils (in den unteren) sich auf ihn beziehen als den Gegenstand der Sehnsucht und Sorge der Seinigen, mit einem Male vor Augen zu stellen, während der Dichter sich in seinen Schilderungen immer unterbrechen muß. Und dieser so veranschaulichte Wechsel des Sichnahens

und Wiederentfernens draußen in Wildniß und Meer und daheim auf den Triften von Ithaka gewährt einen Genuß, der durch kein modernes Kunstwerk überboten wird.

Wenn aber von dem hohen Reiz, den Preller's Bilder in ihrer Zusammenordnung haben, der größere Theil dem Gedicht entstammt, so ist die Formgebung, die künstlerische Fassung des Werkes durchaus sein eigenes Verdienst. Und hier haben wir es mit einer Erscheinung zu thun, welche kunstgeschichtlich und ästhetisch gleich bedeutend ist. Sie kann nicht damit abgethan werden, daß wir anerkennen, Preller's Odysseelandschaften seien im höchsten Grade stilvoll — das versteht sich bei einem solchen Unternehmen eigentlich von selbst —, sondern es kommt darauf an, sich den Umfang des Stilbegriffes deutlich zu machen, welcher auf dieses Werk Anwendung leidet.

Die realistische Neigung unseres Jahrhunderts hat die Landschaftsmalerei immer mehr in der genrehaften Auffassung bestärkt, welche ihr Ziel in möglichst treuer Wiedergabe der wirklichen Erscheinungen unter Aufwendung aller Mittel des Colorits wie des Licht- und Schattenausdruckes erblickt, ohne auf das Gegenständliche besonderen Werth zu legen. Preller's Auffassung der Landschaft beruht genau auf dem Entgegengesetzten: auf Darstellung des Wesenhaften und Bedeutenden nicht bloß, sondern zugleich auf einer Durchbildung des in der Wirklichkeit vorgefundenen Materials zu einer geisterfüllten Einheit. Hier liegt der Accent auf der formalen Seite: das Charakteristische, das Organische in seinem Zusammenhang soll deutlich werden und es soll sich Gesetzen fügen, die von außerhalb der gewöhnlichen Erscheinungswelt entnommen sind. Das Bestreben, der Landschaftsdarstellung durch geschmackvollen Aufbau Abrundung zu geben, die bloßen Zufälligkeiten zu überwinden — zu componiren, wie wir es nennen —, führt den Künstler allmälig zu einer Steigerung des Naturausdruckes, deren Beschaffenheit wesentlich von der Rolle abhängt, welche er den Menschen innerhalb seines Bildes spielen läßt. Die Gegenwart des selbstbewußten Individuums im Bilde wirkt nothwendig zurück auf die landschaftliche Umgebung. So lange die Figur in den Grenzen gattungsmäßiger Erscheinung bleibt, fügt sie sich der realistisch-genrehaften Beschaffenheit des Landschaftlichen ohne Zwang: sie behält dann den bescheidenen Charakter der „Staffage“; sobald aber der historische Mensch auftritt, fordert er eine ästhetische Ebenbürtigkeit der Landschaft, die mit den Mitteln realistischer Wiedergabe des Wirklichen nicht zu erreichen ist. Diese höhere Verbindung von Landschaft und benannter Figur auf dem Wege der Stilisirung, d. h. durch die zugleich vereinfachte und gesteigerte, zugleich naturwahre und geisterfüllte Behandlung, war Preller's Ziel. Seine Landschaften — und insbesondere gilt dies von dem Odysseecyklus — sind nicht bloß der geschmackvoll angeordnete Boden, auf welchem sich die darzustellenden Vorgänge begeben, sondern sie sind die zubereitete Bühne derselben, sie empfangen die Fähigkeit eines geistigen Antheils an der Handlung, indem sie dem bedeutenden Inhalt der figürlichen Zuthaten durch Form, Gruppirung und Stimmung ihrerseits entsprechen. Bei bildlicher Wiedergabe des Epos tritt diese erhabene Behandlung der Landschaft in ihr volles Recht. Denn das Epos setzt einen poetischen Zustand des Menschengeschlechtes voraus, welcher seinen Wiederschein nicht in der zufällig wirklichen, sondern in der poetisch wahren Gestaltung der Natur findet.

Immer erneuter Betrachtung allein gelingt es, diese großen Eigenschaften des Preller'schen Landschaftsstiles zu würdigen, die geniale Kraft der Abbreviatur zu erkennen, welche mit Absicht verschweigt, und endlich die tiefe Schönheit, den ergreifenden Schwung der Darstellungen zu genießen, die er uns bietet. Wir sehen hier zu hoher Blüthe gebracht, was seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts die hervorragendsten Geister im Gebiete landschaftlicher Kunst beschäftigt hatte: das Streben, diesen Zweig der Malerei zu ebenbürtiger Theilnahme an den öffentlichen monumentalen Aufgaben zu erheben. Dies Ziel erreichte Preller durch die innige Verbindung des Studiums nordischer und südlicher Natur, deren eigenthümliche Vorzüge er gewissermaßen in einem höheren Dritten vereinigt. Schon als er in ganz jungen Jahren zum ersten Male aus dem stillen Weimar in die Welt

ging, um die Studien fortzusetzen, zu denen ihm sein Landesherr Karl August die Mittel verschaffte, hatte das seelenkundige Auge Goethe's den Kern seines künstlerischen Naturells wohl erkannt. Den Claude Lorrain solle er sich recht betrachten — so etwa lautete das Viaticum, das er von ihm mit auf den Weg bekam — denn der Poussin stecke ihm bereits im Blute. Zum rechten Bewußtsein dieses eigenen anfänglich noch unbestimmten Zuges nach dem Großartigen und Bedeutenden kam Preller durch seinen Aufenthalt in Rom. Dort lebte damals, zu Beginn der dreißiger Jahre, noch der alte Joseph Anton Koch, einer der genialsten Sonderlinge unseres Jahrhunderts, ein Mann von banausischen Gewohnheiten, fast närrischer Lebensführung, aber dabei von einem Schwung des Idealismus, einer Energie der künstlerischen Gesinnung, die alle Jüngeren unbedingt mit fortriß. In seiner Umgebung lernte Preller den wunderbaren Genelli kennen, mit welchem er seitdem in enger Freundschaft blieb, und wie ihn Koch als Lehrer in der charakteristischen Erfassung der landschaftlichen Natur bestärkte, so förderte ihn Genelli in einer damit übereinstimmenden Behandlung des Figürlichen. Seine Heimkehr nach Weimar, wo er sich dauernd niederließ, machte ihm jedoch zur Pflicht, sich zunächst mit Aufgaben zu beschäftigen, welche der Darstellung nordischer Scenerie galten. Mit Ausnahme des Cyklus von Compositionen zum Oberon, die er für das Wielandzimmer des weimarischen Schlosses lieferte und die in ihrem edlen Geschmack und in ihrer geistvollen Behandlungsweise als würdige Vorläufer seines Hauptwerkes dastehen, waren es Bilder aus dem Thüringer Land, namentlich aber solche aus Skandinavien und Rügen, die er malte. Das nordische Meer und seine Gestade gaben seinem männlichen Künstlersinn die erwünschtesten Vorwürfe, und ohne Frage sind die aus Anregungen der skandinavischen Reise des Jahres 1840 hervorgegangenen Staffeleigemälde Preller's, die Hünengräber, sturmbewegten Eichen, Strandscenen aller Art, in denen er mit Meisterschaft die kräftigen Wetterphänomene höherer Breiten zur Anschauung brachte, seine bedeutendsten Leistungen im Gebiete der Oelmalerei.

Dennoch zog es ihn immer wieder zum Süden zurück; nirgends als dort fand er jene Bestimmtheit und Klarheit der Formen, deren er bedurfte, um das ihm als höchstes Ziel vorschwebende landschaftliche Charaktergemälde gestalten zu können, zu dessen wesentlichen Bestandtheilen der geschichtliche Mensch gehört; und wie unsere Altvorderen ehedem in dem Zuge über die Alpen einer Sehnsucht nach der sie selbst und ihre Cultur ergänzenden Schönheit folgten, so auch unser Künstler. Mit Vorliebe nistete er sich in die Sabiner Berge ein. Dort, in den dürftig bebauten Felshöhen, besonders in Olevano, fand er die rechte Nahrung seiner Phantasie. Es ist eine erfreuliche Fügung, daß neuerdings der herrliche Eichenwald, wo Preller und seine Studiengenossen seit Koch so gern geweilt, deutsches Eigenthum geworden ist. Die zackigen Gestade des süditalischen Strandes, Capri, Ischia, Cumä, regten zuerst den Plan zur Odyssee in ihm an; bei der Durchführung desselben aber verleugnete er trotz aller künstlerischen Wahrheit sein nordisches Herz nicht. Italien ist die Mutter des Werkes: angesichts der vermeintlichen historischen Stätten der Odyssee hat Preller die Grundlagen seiner Bilder gefunden; aber deutscher Kunstgeist ist der Vater desselben: nur ihm war es möglich, die energische Form auszubilden, die innere und äußere Vollendung zu erzeugen, welche wir an dem Werke bewundern.

Preller hat ihm aber auch den besten Theil seines Lebens gewidmet. Wie zahlreich seine übrigen Gemälde sind, wie viel neue Seiten sie uns offenbaren, für immer wird doch zuerst die Odyssee genannt werden, wenn man von ihm redet. In neuer Kunstform, uns unmittelbar verständlich wie die Iphigenie der Goethe'schen Dichtung, hat er es uns wiedergegeben

„Das alte, das ewig junge Lied,
Aus dessen meerdurchrauschten Blättern
Uns freudig entgegensteigt
Der Odem der Götter
Und der leuchtende Menschenfrühling
Und der blühende Himmel von Hellas."



Das menschliche Herz.

Von

Prof. Dr. F. W. Beneke.

So unablässig und rührig auf dem Gebiete der Naturwissenschaften gearbeitet wird und so vielfachen Nutzen das praktische Leben dieser Arbeit bereits verdankt, es stellen sich der Forschung stets neue Aufgaben. Schon wähnt man an einem Ziele angelangt zu sein und auf gewissen Gebieten nur noch mit bestimmten Thatsachen zu rechnen, und unerwartet öffnet sich vor dem geistigen Auge ein neues Feld der Arbeit, unerkannt bis dahin in seinem Werthe und uncultivirt, aber sofort auch zahlreiche neue Fragen mit sich bringend und zu neuen Ueberlegungen und neuer Prüfung der bereits als feststehend betrachteten Thatsachen hindrängend. Pflug und Hacke müssen wieder zur Hand genommen werden; zahlreiche Hände finden wieder neue Arbeit; und das allgemeine Ergebniß derselben gipfelt in der Erkenntniß, daß die wunderbaren Werke des Schöpfers immer noch mehr der unerschöpflichsten Weisheit und gesetzmäßigsten Ordnung in sich bergen, als wir bis dahin bereits in ihnen erkannten.

Diese Erfahrung bewahrheitet sich gegenwärtig wieder auf einem Gebiete, auf welchem in der That ein gewisser Abschluß schon erreicht schien: auf dem Gebiete der Anatomie des gesunden und kranken menschlichen Körpers.

Seit Vesal's anatomischen Arbeiten im Anfange des 16. Jahrhunderts ist die normale menschliche Anatomie makroskopisch wie mikroskopisch bis zu immer höherer Vollendung hingeführt. Man glaubte sich bereits im Besitze einer nahezu vollendeten Kenntniß des Baues der wunderbaren menschlichen Maschine und ihrer einzelnen Bestandtheile. Seit Morgagni's mustergültigen Forschungen auf dem Gebiete der pathologischen Anatomie in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts wurde in gleicher Weise der kranke menschliche Körper durcharbeitet. Die wichtigsten Grundlagen für die Kenntniß des kranken Lebens wurden in dieser Weise gewonnen. Ganze Gebiete der früheren Krankheitslehre sind durch die neueren umfassenden mikroskopischen Untersuchungen der kranken Säfte und Gewebe umgestaltet und ganz neue Gebiete durch sie erschlossen. Entsprechend den Fortschritten auf dem Gebiete der Anatomie entwickelte sich die Physiologie, die Lehre von den Lebensvorgängen im Organismus selbst. Je genauer man bekannt wurde mit dem Bau der Maschine, um so mehr wurde die Einsicht in das lebendige Getriebe dieser Maschine gefördert. Selbständig und erfolgreich arbeiteten dabei die Physiologen an der Lösung der schwierigsten Probleme. Aber wie überall auf dem Gebiete geistiger Arbeit, so erging und ergeht es auch hier. Je höher das Wissen steigt, um so klarer treten die Lücken desselben hervor, ähnlich wie dem Bergbesteiger die Abgründe und Thäler erst dann klar ersichtlich werden, wenn er einen Gipfel erreicht hat.

Mit zweifelloser Gewißheit haben uns

in den letzten Decennien die Physiologie und Pathologie gelehrt, daß die menschliche Maschine in den verschiedenen Perioden des Lebens mit verschiedener Intensität und im krankhaften Zustande auch mit mannigfachen Modificationen arbeitet. Der kindliche Organismus arbeitet viel intensiver als der erwachsene, um neben den Aufgaben der Ernährung und Erhaltung des bereits Gewordenen auch denen des Wachsthums zu entsprechen; der fiebernde Mensch setzt beträchtlich mehr Körpermasse um als der nicht fiebernde, und es kann schon dem Laien kaum ein Zweifel sein, daß die Maschine des fettleibigen Menschen in anderer Art arbeiten muß als die des hageren, vielleicht bald der Schwindsucht erliegenden.

Zur Erklärung dieser offenbaren individuellen Verschiedenheiten des Lebensprocesses im gesunden wie kranken Zustande sind Theorien auf Theorien gehäuft, und ob auch manche derselben kaum ein Eintagsalter erlebten, andere wurden und werden bereits so sehr als wohlbegründet und richtig betrachtet, daß die allgemeine sowohl als die specielle Gesundheitspflege und nicht minder die praktische Heilkunde auf ihnen fußend ihre Maßnahmen treffen.

Aber diese Maßnahmen lassen gar oft im Stich. Das unter den besten Lebensverhältnissen und guter Ernährung aufwachsende Kind gedeiht dennoch nicht; der Fettleibige verliert trotz aller Curen sein Embonpoint nicht; der Schwindsüchtige kehrt oft genug trostlos aus den gepriesenen, vielfach verschiedenen Heilorten zurück. Die ärztlichen Dissense in Betreff der diätetischen oder medicamentösen Behandlung der Kranken sind nicht viel geringer geworden als in früheren Jahren, und wer sich die Wahrheit nicht verschweigt und sie zu erkennen vermag, den müssen diese Erfahrungen zu der Ueberzeugung führen, daß es der Wissenschaft noch gar vielfach an der genauen Kenntniß der Ursachen der Verschiedenheiten des individuellen Lebens, des gesunden sowohl als des kranken, gebricht.

Wo können diese Ursachen liegen? Man weiß mit Gewißheit, daß sie in der Ernährungsweise liegen können. Man weiß mit gleicher Sicherheit, daß sie in den Tausenden von Einflüssen liegen, welche von außen her auf den Menschen einwirken: in der Beschaffenheit der Luft, die wir athmen, in der Berufsarbeit, im Klima, in den sittlichen Zuständen der Gesellschaft u. s. w. Man weiß mit gleicher Bestimmtheit, daß Trübungen des Gemüthslebens mächtige Quellen des Erkrankens bilden. Aber trotz alledem bleibt stets eine große Anzahl von Erscheinungen und Abweichungen des individuellen Lebens übrig, für welche die Ursache vergebens unter all' den bekannten Bedingungen der normalen Lebenserscheinungen und des Erkrankens gesucht wird, und *diese* noch unbekannten Ursachen aufzudecken, bildet unsere Aufgabe.

Fragen wir nur — um unter vielen hier ein einzelnes Beispiel herauszugreifen — nach den Bedingungen einer der tagtäglichsten Erscheinungen des individuellen Lebens, nach den Bedingungen des geregelten Wachsthums des Menschen und dessen ganz bestimmte Begrenzung, so fehlt bis dahin die Antwort. Oder fragen wir nach den Bedingungen der sogenannten angeborenen constitutionellen Verschiedenheiten, so spricht zwar alle Welt von einer schwächlichen, einer robusten, einer reizbaren u. s. w. Constitution, wovon dieselbe aber im letzten Gliede abhängt, worin sie besteht, ist bis nun nicht ermittelt.

Mit Stolz dürfen sich Anatomie und Physiologie rühmen, in mühevoller Arbeit hohe Gipfel erreicht zu haben, und in gleichem Streben hat uns die pathologische Anatomie gelehrt, wie hundertfach verschieden die eigentlichen Erkrankungen der einzelnen Theile der menschlichen Maschine sein können und sind, und wie dadurch die allerverschiedensten *Krankheitserscheinungen* bedingt werden. Aber, wunderbar genug, kaum noch ist die Frage erhoben, ob denn die relative Größe und damit auch die relative Arbeitsintensität der einzelnen Maschinentheile zu allen Zeiten des Lebens eine gleiche ist und ob nicht bei verschiedenen Individuen die absolute oder relative Größe der einzelnen Maschinentheile derartige Verschiedenheiten darbietet, daß sich daraus die Verschiedenartigkeiten der individuellen Lebenserscheinungen ableiten lassen! Da liegt plötzlich ein großes, fast noch gänzlich unbearbeitetes Feld der Forschung vor uns, und je

einfacher und leichter lösbar die Aufgaben auf diesem Gebiete sind, um so auffallender nur erscheint es, daß man nicht längst zu Maß und Gewicht gegriffen hat, um diese Fragen zu lösen. Und in der That, es ist so. Die menschliche Maschine unterliegt bis zum vollendeten Wachsthum und dann wieder im höheren Alter ständigen Wandlungen der relativen Größenverhältnisse ihrer einzelnen Theile; die menschliche Maschine hat, mit anderen Worten, zu verschiedenen Lebensperioden eine verschiedene Constitution. Die einzelne menschliche Maschine wiederum ist weit verschieden von der anderen, sofern wir diese Größenverhältnisse in Betracht ziehen. Es ist klar, daß weder das gesunde noch das kranke Leben verstanden werden können ohne eine genaue Kenntniß dieser zweifellos vorhandenen Verschiedenheiten in Größe und Gewicht der sämmtlichen einzelnen Organe des Körpers in jedem einzelnen Lebensjahr. In diesen Verschiedenheiten liegt zweifellos ein großer Theil der Bedingungen für die Verschiedenheiten der individuellen Lebenserscheinungen in allen Lebensaltern, sowie der Bedingungen für die kranke Constitution, und vergeblich werden sich selbstbewußte Träumer vollendeter Wissenschaft gegen diese Wahrheit sträuben.

Dem Laien wird es fast unverständlich sein, daß so einfache Dinge, wie die hier erwähnten, nicht längst von der Wissenschaft festgestellt sind. Er denkt an eine beliebige zusammengesetzte Maschine; er weiß, daß die Leistungsfähigkeit derselben abhängt von dem genauen absoluten und relativen Größenverhältniß der einzelnen Maschinentheile; er kann sich nicht anders vorstellen, als daß es sich mit der lebendigen menschlichen Maschine ähnlich verhalten muß, und die Erforschung der relativen und absoluten Größenverhältnisse der einzelnen Organe des menschlichen Körpers erscheinen ihm als selbstverständliche erste Forderung für das Verständniß der Leistungen dieses Körpers. Aber es ist keine zu seltene Erfahrung, daß bei der wissenschaftlichen oder auch der technischen Arbeit der Wald einmal über die Bäume vergessen wird, und so kann man auch weder die Anatomie, noch die Physiologie, noch die pathologische Anatomie von dem Vorwurf freisprechen, daß sie bei ihrem Vordringen bis zu den letzten mikroskopischen Elementen der Gewebe an die Gesammtzahl derselben in dem einzelnen Organismus und in dessen einzelnen Organen nicht gedacht haben, daß sie, mit anderen Worten, die große Verschiedenheit der absoluten und relativen Größe der letzteren in verschiedenen Lebensaltern sowohl als in verschiedenen Individuen sorgfältig zu erforschen bisher versäumten.

Ein jedes Organ des menschlichen Körpers hat seine bestimmte Function. Ein jedes solches Organ besteht aus einer großen Anzahl elementarer, d. h. nicht weiter zerlegbarer, einfachster Gebilde (sogen. Zellen) und aus Apparaten, welche diesen Gebilden, um es kurz auszudrücken, Saft und Kraft verleihen (Gefäße und Nerven). Durch das gesetzmäßige Zusammenwirken all' dieser einzelnen elementaren Gebilde wird die Leistung oder die Function jedes einzelnen Organes bedingt, und die Verschiedenartigkeit der Leistungen der einzelnen Organe beruht wieder auf einer Verschiedenartigkeit der elementaren Gebilde selbst oder auf einer verschiedenen Anordnung derselben sowohl unter sich als im Verhältniß zu den Gefäßen und Nerven. So kommt die gallenbildende Thätigkeit der Leber, so die mechanische Arbeit des Herzens zu Stande. Nun ist es aber offenbar, daß — abgesehen von krankhaften Zuständen — jedenfalls eine, und vielleicht die wesentlichste, aller Bedingungen für die Arbeitsgröße eines Organes in der Anzahl seiner Elemente oder, was dasselbe sagt, in der Größe desselben liegen muß, und die nothwendige Bedingung für die Beurtheilung der Leistungsgröße eines Organs wird deshalb auch die Kenntniß seiner Größenverhältnisse sein. Wenn aber die Gesammtleistung des einzelnen Organismus auf dem richtigen Ineinandergreifen der Functionen aller einzelnen Organe desselben, und zwar unter bestimmten relativen Größenverhältnissen dieser Organe, beruht, so ist weiter klar, daß auch diese letzteren von der größten Bedeutung für das Zustandekommen der Lebenserscheinungen sein müssen und daß auch die Kenntniß dieser für das Verständniß der letzteren unumgänglich erforderlich ist. Eine menschliche Maschine mit einem kleinen Herzen oder mit einer kleinen Leber muß ein anderes

Arbeitsresultat liefern als eine solche mit einem großen Herzen oder mit einer großen Leber, und eine menschliche Maschine mit großen Lungen und kleinem Herzen muß andere Arbeit leisten als eine solche mit kleinen Lungen und großem Herzen. Erwägt man die bei der großen Anzahl der Organe des Körpers fast zahllosen Möglichkeiten derartiger Combinationen verschiedener Größenverhältnisse derselben, so leuchtet sofort auch ein, wie damit eine der Bedingungen für die unendliche Verschiedenheit der menschlichen Constitutionen gegeben sein muß.

Diese wenigen Vorbemerkungen werden genügen, um ein Gebiet der Anatomie und Physiologie des gesunden und kranken menschlichen Organismus zu bezeichnen, welches bisher fast noch ganz unbearbeitet geblieben ist, dessen gründliche Durchforschung aber eine der wesentlichsten Aufgaben der nächsten Zeit sein dürfte. Der Umfang desselben wird auch dem Laien verständlich sein, denn nicht nur handelt es sich um die Bestimmung der Größe der Organe des gesunden Organismus in allen einzelnen Lebensaltern, sondern auch um die Bestimmung derselben bei den verschiedensten kranken Individuen, und insonderheit bei den constitutionell erkrankten, an sogenannten constitutionellen Krankheiten Leidenden. Wendet sich aber die Anthropologie bereits seit einer längeren Reihe von Jahren mit größter Hingebung der Messung der Schädel vor Jahrhunderten begrabener Generationen zu, so ist zu hoffen, daß man den lebenden Generationen dieselbe Sorgfalt in noch viel umfassenderem Maße zu Theil werden lassen wird, und hier und da hat es bereits nur des Anstoßes bedurft, um die erforderlichen Arbeiten in Fluß zu bringen. So setzte die „British Association" vor Kurzem ein besonderes „Anthropometrical Committee" (22, Albemarle Street, London) ein, um derartige Arbeiten in Angriff zu nehmen; von Prof. H. P. Bowditch in Boston sind bereits jenseits des Oceans im Staate Massachusetts die beachtenswerthesten Arbeiten über das Wachsthum der Kinder verschiedener Abkunft veröffentlicht;* von Dr. Kotelmann wurden unlängst die Bestimmungen der Körperlängen, des Körpergewichts u. s. w. der Gelehrtenschüler des Johanneums in Hamburg mitgetheilt,* und diese Arbeiten lassen hoffen, daß alsbald zahlreiche Hände bemüht sein werden, die bezeichneten Lücken unseres Wissens auszufüllen.

Messungen der Körperlänge sowie Bestimmungen der Größe der sämmtlichen Hauptorgane des menschlichen Körpers wurden von dem Verfasser dieser Zeilen seit einer Reihe von Jahren sowohl an krank als gesund Verstorbenen ausgeführt. Die ersten Resultate der darunter befindlichen Messungen der Herzgrößen sind aus einer wissenschaftlichen Abhandlung im Laufe des verflossenen Sommers ohne sein Wissen und Wollen in die Tagesblätter übergegangen. Es hat dies die Aufforderung zur Folge gehabt, den Gegenstand in ausführlicherer Weise auch weiteren als den fachmännischen Kreisen zugänglich zu machen. In Folgendem soll es versucht werden, dieser Aufforderung nachzukommen, und es ermuthigt dazu nicht nur das allgemeine Interesse, welches sich an den Gegenstand knüpft, sondern ebensowohl die vorliegende Möglichkeit, gerade diesen Theil der Untersuchungen abgesondert zu behandeln.

* * *

Das menschliche Herz besteht aus vier Abtheilungen: einer rechten und linken **Vorkammer** und einer rechten und linken **Herzkammer**. Die rechte Vorkammer steht mit der rechten und die linke Vorkammer mit der linken Herzkammer in offener, durch bewegliche Klappen abschließbarer Communication; beide rechte Kammern sind dagegen von den beiden linken Kammern durch undurchbrochene Scheidewände getrennt. Die Wände der Vorkammern sind 1 bis 2 mm, die Wand der rechten Herzkammer 3 bis 4 mm, die Wand der linken Herzkammer 10 bis

* S. H. P. Bowditch: The growth of children (im „Eighth annual report of the State Board of health"), Boston 1878; und: A supplementary investigation on the growth of children. Boston 1879.

* Dr. Kotelmann: Die Körperverhältnisse der Gelehrtenschüler des Johanneums in Hamburg. Zeitschrift des königl. preuß. statist. Büreaus, 1879.

12 mm dick. Alle diese Wände bestehen aus in verschiedensten Richtungen gekreuzten Muskelfasern, welche, ähnlich wie andere Muskeln, die Fähigkeit besitzen, sich zusammenzuziehen (zu verkürzen) und wieder auszudehnen.

Das Herz ist der hauptsächliche Motor des Blutes, welches den menschlichen Körper durchkreist. Die kräftige linke Herzkammer wirft das in sie hineingelangte Blut in die größte, die sogenannte Hauptschlagader oder Hauptpulsader des Körpers, die Aorta, hinein, und die Kraft des Druckes, mit welchem dies geschieht, reicht nahezu hin, um das Blut in tausend Verzweigungen der Gefäßbahn bis in die entferntesten Körpertheile zu treiben. Hier, in der Peripherie des Körpers, ist das Blut schließlich in Millionen kleinster Haargefäße, sogenannter Capillaren, vertheilt, um sich aus diesen allmälig wieder in größeren, zum Herzen zurückführenden Gefäßen, den sogenannten Blutadern oder Venen, zu sammeln. Durch zwei große Blutaderstämme fließt das zurückkehrende venöse Blut in die rechte Vorkammer und von dieser aus in die rechte Herzkammer ein. Die rechte Herzkammer wirft dasselbe durch einen sich alsbald verzweigenden großen Gefäßstamm (die sogenannte Lungenarterie) in die Lungen hinein. Hier wird dasselbe wiederum durch zahllose Verzweigungen der Lungenarterie bis zu feinsten Capillaren vertheilt, um durch den Zutritt der atmosphärischen Luft seine venöse (kohlensäurereiche) Beschaffenheit gegen die arterielle (sauerstoffreiche) umzutauschen, sich dann wieder in immer stärker werdenden Aesten zu sammeln und durch zwei oder drei solcher Aeste der linken Vorkammer und von dieser schließlich der linken Herzkammer zugeführt zu werden.

Bei dieser Arbeit wirkt das Herz wie eine Saug- und Druckpumpe zugleich. Durch ihre Zusammenziehung drückt oder pumpt die linke Herzkammer das Blut in die Aorta und das ganze sogenannte arterielle Gefäßsystem, die rechte Herzkammer dasselbe in die Lungenarterie und die Lungen hinein; durch ihre sofort infolge elastischer Kraft wieder erfolgende Ausdehnung saugt aber die rechte Herzkammer, sobald sie sich ihres Inhalts entledigt hat, das Blut auch sofort wieder aus dem rechten Vorhof und damit aus dem gesammten Venensystem des Körpers an, und ebenso wirkt im gleichen Momente die linke Herzkammer ansaugend auf das Blut der linken Vorkammer und das dahinter befindliche, mit Sauerstoff geschwängerte Blut der Lungen.

Den „Schlag des Herzens“ nennt man den Moment, in welchem die beiden Herzkammern sich zusammenziehen und ihre Pumparbeit verrichten. Bei dieser Zusammenziehung richtet sich die Spitze des Herzens etwas in die Höhe, und es erfolgt dadurch der mit dem aufgelegten Finger fühlbare Anschlag des Herzens an die Brustwand, der sogenannte Herzspitzenstoß. Die Blutwelle, welche bei jeder solchen Zusammenziehung in die Arterien hineingeworfen wird, verursacht die bekannte Ausdehnung und Spannung derselben, welche man den „Puls“ (pulsus = Schlag) nennt. Bei dem erwachsenen Manne macht das Herz in einer Minute solcher Zusammenziehungen durchschnittlich 74; bei dem neugeborenen Kinde etwa 145; bei dem einjährigen Kinde 134; bei dem zweijährigen 110; bei dem vierjährigen 108; bei dem siebenjährigen 93; bei dem zehnjährigen 85; im höheren Alter findet wieder eine leichte Zunahme bis auf 78 bis 80 statt. — Nimmt man als Durchschnitt für die Minute während des ganzen Lebens nur die mäßige Zahl von 80 an, so macht das Herz während einer siebzig Jahre lang dauernden Lebenszeit nicht weniger als 2943360000, d. h. nahezu drei Milliarden Zusammenziehungen.

Die Hauptveranlassung zu seiner regelmäßigen Zusammenziehung giebt dem menschlichen Herzen das warme Blut selbst, welches in die Herzkammern einströmt. Dieses Blut wirkt erregend auf kleine, an der Innenfläche der Herzmuskelfasern gelegene Nervenknoten, und die Erregung dieser veranlaßt sofort eine Zusammenziehung jener Muskelfasern. Hat das Blut eine höhere als normale Temperatur, wie es z. B. im Fieberzustande der Fall ist, so ist die Erregung der Nervenknoten eine beträchtlichere und die Folge davon ist auch eine häufigere Contraction des Herzmuskels (Fieberpuls). Auch durch gewisse dem Blut einverleibte Stoffe wird eine ähnliche Wirkung aus-

geübt, so z. B. durch den Alkohol in mäßigen Dosen, durch Kalisalze. Aber auch noch in ganz anderer Weise und auf anderem Wege werden die Bewegungen des Herzens beeinflußt. Vom Gehirn und verlängerten Marke laufen Nervenfasern zum Herzen herab, deren Erregung sofort auch die kleinen Nervenknoten des Herzens selbst erregt und dasselbe rascher und kräftiger schlagen macht. Diese Nervenfasern sind wirksam, wenn uns die Freude oder der Kunstgenuß oder auch die Angst und der Schreck das Herz „höher schlagen" oder „klopfen" läßt. Ein anderer Nerv wieder läuft vom Gehirn zum Herzen herab, dessen Erregung die kleinen Nervenknoten des Herzens selbst lähmt und die Herzschläge deshalb mehr oder weniger bedeutend verlangsamt. Bei gewissen Gehirnkrankheiten sowie in der Ohnmacht kommen derartige Verlangsamungen des Herzschlages vor. Endlich giebt es auch noch einen Nerv, welcher durch eine zu große Blutfülle des Herzens sofort in Erregung versetzt wird und sofort auch derart auf andere Nervenbahnen und Blutgefäße einwirkt, daß sich diese letzteren beträchtlich erweitern und damit einer Ueberfüllung des Herzens mit Blut vorbeugen. Die Blutgefäße, welche diesen wichtigen Dienst leisten, sind vorzugsweise die großen Blutadern (Venen) des Unterleibes.

Es bedarf nun kaum der Auseinandersetzung, daß die Leistungsfähigkeit des Herzens von der größten Bedeutung für die Existenz und Leistungsfähigkeit des ganzen Körpers ist. Fehlt es an der erforderlichen Kraft, mit welcher das Blut in das arterielle Blutgefäßsystem hineingeworfen wird, so wird die Blutcirculation in allen Organen und Körpertheilen eine trägere sein, und auch die Ansaugung des Blutes aus den Körpervenen sowie aus den Lungen wird entsprechend schwächer sein müssen. Von dem Grade der Lebendigkeit der Blutbewegung und dem Drucke, unter welchem das Blut in den Blutgefäßen steht, hängt aber nicht nur die Ernährung sämmtlicher Körpertheile, sondern auch die Functionsgröße aller einzelnen Organe zum guten Theil ab. Wir haben Mittel, die Druckkraft des Herzens durch Verlangsamung der Contractionen desselben zu erhöhen. Ein solches Mittel ist u. a. die Digitalis (Fingerhutkraut). Durch die Anwendung derselben sehen wir alsbald auch den Blutdruck in den Nieren erhöht und die Absonderung in denselben vermehrt. Die Leistungsfähigkeit des Herzens selbst ist aber wesentlich von zwei Dingen abhängig. Einmal von der Anzahl seiner Muskelfasern, d. h. also von der Größe des Herzens, und selbstverständlich von der gesunden Beschaffenheit dieser Muskelfasern; andererseits von der normalen Beschaffenheit und Erregbarkeit der kleinen Nervenknoten, von denen aus die Zusammenziehung der Muskelfasern eingeleitet wird, und deren oben genannten Erregern selbst, eine Erregbarkeit, welche sich wie im gesammten Nervensystem so auch an den einzelnen Abschnitten desselben in verschiedensten Gradunterschieden und in den subjectiven Empfindungen der Schwäche, Mattigkeit, Frische und Vollkraft kund giebt. Diese Erregbarkeit können wir nur aus den Erscheinungen des individuellen Lebens, aus der Qualität des Pulses u. s. w. erschließen; die Größe des Herzens können wir aber an Leichen direct messen, und es ist klar, wie bedeutungsvoll für die Kenntniß sowohl des gesunden Lebens als der verschiedenen Krankheitszustände eine genaue Kenntniß dieser Größenverhältnisse sein muß.

Für die normale Größe des Herzens in den verschiedenen Lebensjahren hat der Verfasser nun folgende Durchschnittszahlen, welche als annähernd richtig betrachtet werden dürfen, für beide Geschlechter ermittelt. Die Größe oder genauer das Volum der Muskelmasse des Herzens ist in Kubikcentimetern ausgedrückt, und zwecks unserer weiteren Betrachtungen sollen sofort die Körperlängen der entsprechenden Altersstufen hinzugefügt werden.*

* Alle diese Zahlenangaben dürfen vorläufig nur als annähernd richtige betrachtet werden. Die Herzgrößen sind nur als Durchschnittsgrößen zu betrachten, welche aus den einzelnen Messungen sowohl an gesunden als kranken Menschen abstrahirt wurden. Auch für die Körperlängen besitzt man noch kein Normalmaß. Dieselben variiren nicht unbeträchtlich nach der Nationalität. Wahrscheinlich aus diesem Grunde haben die zahlreichen Messungen von Quetelet in Brüssel, Bowditch in Boston, Kotelmann in Hamburg u. A. zum Theil sehr abweichende Zahlen ergeben.

Alter.	Volum des männlichen Herzens in CC.	Volum des weiblichen Herzens in CC.	Männliche Körperlänge in Ctm.	Weibliche Körperlänge in Ctm.
0 Jahr	22,5	—	50	49
1/3 bis 1 „	33,6	32,2	65,5	62,3
1 bis 2 „	44,3	43,4	76,7	75,4
2 bis 3 „	50,2	—	84,5	83,5
6 bis 7 „	90	84	110	105
14 bis 15 „	150	170	150	147
17 bis 18 „	220	220	164	156
20 bis 21 „	258	221	170	159
50 „	300	240	170	159
80 „	290	—	168	—

Betrachten wir zunächst ausschließlich die Wachsthumsgrößen des Herzens, so ergiebt sich, daß das stärkste Wachsthum desselben in die ersten zwei Lebensjahre fällt. Am Schluß des zweiten Lebensjahres hat sich das Volumen des Herzens eines neugeborenen Kindes bereits verdoppelt; es ist von 22 CC auf reichlich 44 CC gestiegen. In den nächsten fünf Jahren schreitet das Wachsthum noch relativ erheblich, aber doch schon in geringerem Grade fort. Es erreicht das Herz annähernd ein Volum von 90 bis 95 CC, und eine Verdoppelung des Volumens, wie sie in den ersten zwei Lebensjahren erreicht wird, wird jetzt erst in fünf Jahren erreicht. Noch langsamer schreitet das Wachsthum in den folgenden sieben bis acht Jahren, also vom siebenten bis fünfzehnten Lebensjahre fort. Es erreicht das Herz jetzt ein Volumen von 150 bis 160 CC, vermehrt sein Anfangsvolum in dieser achtjährigen Periode also nur etwa um 2/3. Dann aber folgt die Entwickelungszeit, und in dieser findet wieder ein beträchtlich rascheres Wachsthum statt. In den fünf Jahren vom fünfzehnten bis einundzwanzigsten Lebensjahre erhebt sich das Herzvolum auf annähernd 250 bis 260 CC, und erfolgt die Körperentwickelung sehr rasch, so kann dieser Zuwachs um 2/3 des Anfangsvolums der Periode selbst in zwei bis drei Jahren erreicht werden. Man findet mitunter schon bei sechzehn- bis siebzehnjährigen Menschen Herzvolumina von 230 bis 240 CC. Nach Vollendung der Körperentwickelung erfolgt nur noch ein sehr langsames Wachsthum des Herzens. Dasselbe dauert jedoch bis gegen das fünfzigste Lebensjahr fort und beträgt durchschnittlich alljährlich 1 bis 1½ CC, so daß das Herz mit dem fünfzigsten Lebensjahre ein Volum von annähernd und durchschnittlich 280 bis 300 CC besitzt.

Die Verschiedenheiten in der Entwickelung des männlichen und weiblichen Herzens sind noch nicht mit genügender Sicherheit ermittelt. Die bisherigen Messungen lassen es aber als nahezu gewiß erscheinen, daß sich bis zum siebenten Lebensjahre die Größe des Herzens der Knaben nur sehr wenig von derjenigen der Mädchen unterscheidet. Gegen die Zeit der Geschlechtsentwickelung hin scheint dann die Größe des weiblichen Herzens derjenigen des männlichen etwas vorauszueilen, ganz ähnlich, wie ein solches Verhältniß von **Bowditch** für die Körperlänge der Mädchen und Knaben im zwölften bis vierzehnten Jahre ermittelt wurde. Aber alsbald gewinnt das männliche Herz wieder das Uebergewicht, um nunmehr durch das ganze Leben hindurch nicht unbedeutend größer zu bleiben als das weibliche. Auf die gleiche Körperlänge von 100 cm berechnet, übertrifft das Volumen des männlichen Herzens dasjenige des weiblichen vom achtzehnten bis fünfundzwanzigsten Lebensjahre etwa um 10, vom fünfundzwanzigsten bis fünfzigsten Lebensjahre etwa um 20 CC, d. h. also in Wirklichkeit um etwa 18 und 35 CC.

Vergleicht man nun das Wachsthum des Herzens mit dem Längenwachsthum des Körpers oder mit der Gewichtszunahme desselben, welche beide auch nur erst annähernd genau bekannt sind, so ergeben sich auf den ersten Blick wohl einige Aehnlichkeiten der Wachsthumsverhältnisse, bei genauer Prüfung jedoch so wesentliche Differenzen, daß man genöthigt ist, von vornherein verschiedene Bedingungen für jedes dieser Verhältnisse zu supponiren. Und der Verfasser darf hinzufügen, daß diese Eigenthümlichkeit der Wachsthumsverhältnisse für alle Organe des menschlichen Körpers ihre Geltung hat. Ein jedes **Organ** hat seine

eigene, besondere Wachsthumsgeschichte, und auf dieser bisher unbekannten Thatsache beruht, wie es scheint, eben wesentlich die Verschiedenartigkeit der Lebenserscheinungen in den verschiedenen Altersperioden. Das wachsende Kind bietet auch dem Laien offenbare andere Lebenserscheinungen — und wäre es auch nur das Wachsthum selbst — dar als der erwachsene Mensch, und eben für diese Verschiedenheiten scheint die allerwesentlichste Bedingung in den Wandlungen der relativen Größenverhältnisse und Leistungen der einzelnen Organe in den verschiedenen Lebensjahren zu liegen.

Machen wir uns dies nur an einzelnen Zahlen klar, so begegnen wir beim männlichen Geschlecht folgenden Progressionen im Längenwachsthum des Körpers, in der Gewichtszunahme desselben und in der Volumzunahme des Herzens:

	Bei der Geburt.	Am Schluß des 2. Lebensjahrs.	Am Schluß des 7. Lebensjahrs.	Am Schluß des 15. Lebensjahrs.	Am Schluß des 21. Lebensjahrs.	Im 50. Lebensjahr.
Körperlänge in Ctm.	50	79	110	154	170	170
Körpergewicht in Kilogr. . . .	3,2	12,0	20,1	46,4	66	67,5
Herzvolum in CC	22,5	46	95	150	260	300

Daraus berechnen sich Verhältnißzahlen:

Für die Körperlänge . . .	=	1	:	1,58	:	2,2	:	3,08	:	3,4	:	3,4
Für das Körpergewicht . . .	=	1	:	3,75	:	6,28	:	14,5	:	20,6	:	21,1
Für das Herzvolum . . .	=	1	:	2,04	:	4,22	:	6,6	:	11,5	:	13,3

Aehnliche Verschiedenheiten ergeben sich auch für andere Organe, wie insonderheit für das Gehirn, dessen Wachsthum mit dem fünfzehnten Lebensjahre fast schon abgeschlossen ist (annähernd 1400 g beim männlichen Geschlecht) und dessen Gewicht schon im ersten Lebensjahre fast verdoppelt wird. (Es steigt von annähernd 400 g bei der Geburt im ersten Lebensjahre auf annähernd 800 g.)

Es darf wohl als eine der interessantesten Aufgaben bezeichnet werden, die Bedingungen dieser verschiedenen Wachsthumsverhältnisse der einzelnen Theile der menschlichen Maschine zu erforschen. Aber wir sind noch weit von der Lösung der Räthsel dieses Wunderwerkes entfernt. Nur für die Wachsthumsverhältnisse des Herzens ergiebt sich bereits aus den bisherigen Untersuchungen ein Einblick in gewisse Bedingungen derselben, und es soll versucht werden, diese in Kürze darzulegen.

Es ist Jedermann bekannt, daß, wenn man eine Flüssigkeit aus einer Spritze oder einem Gummiballon mit gleicher Schnelligkeit durch ein Rohr treiben will, die dafür aufzuwendende Kraft größer sein muß, wenn das Rohr eng als wenn es weit ist. Ganz ähnlich verhält es sich beim Herzen. Die linke Herzkammer treibt durch ihre Zusammenziehung das Blut in das weitverzweigte, überall geschlossene arterielle Gefäßsystem hinein. Ist dieses Gefäßsystem weit, so wird der Herzkammer die Arbeit erleichtert, ist dasselbe eng, so wird ihre Arbeit erschwert. Das Herz, aus Muskelfasern bestehend, nimmt aber ebenso wie jeder andere Muskel des Körpers durch gesteigerte Arbeit bei übrigens guter Ernährung des Körpers an Umfang zu, ganz ähnlich wie der Muskel des Arms eines Handwerkers, Turners u. s. w. Wir dürfen demnach eine der Bedingungen für das Wachsthum der linken Kammer des Herzens in einer größeren Weite oder Enge des arteriellen Gefäßsystems suchen. Nun hat sich aber in der That durch die Untersuchungen des Verfassers herausgestellt, daß die arteriellen Blutgefäße des Menschen im Verhältniß zur Körperlänge in den verschiedenen Lebensperioden eine sehr verschiedene Weite besitzen. Im ersten Lebensalter sind die arteriellen Gefäße relativ zur Körperlänge sehr weit; dann werden sie relativ zunehmend enger, erreichen ihre

relativ größte Enge zur Zeit der Geschlechtsentwickelung (im vierzehnten bis siebzehnten Jahre), beginnen dann sehr langsam wieder etwas weiter zu werden und erreichen im höheren Alter relativ etwa wieder denselben Umfang wie im ersten Kindesalter. Die linke Herzkammer muß also von der ersten Kindheit bis zur beginnenden Reife des Körpers hin eine immer mehr zunehmende und mit dem eintretenden Reifealter selbst die relativ größte Kraft aufwenden, um das Blut durch die Arterien zu treiben, und in diesem Verhältniß liegt zweifellos eine der Ursachen für die Wachsthumserscheinungen des Herzens. Die größere oder geringere Weite der Arterien selbst steht meistens in directem Verhältniß mit dem Längenwachsthum des Körpers. Je stärker dieses letztere, um so mehr werden die Arterien gestreckt und relativ enger, und man darf deshalb annehmen, daß je stärker das Längenwachsthum des Menschen ist, um so größer in dieser Zeit auch die Arbeit der linken Herzkammer sein muß. Mit der rechten Herzkammer verhält es sich ähnlich. Doch hat diese Kammer wegen der viel geringeren Ausdehnung der Blutbahn in den Lungen eine viel geringere Arbeit zu verrichten als die linke, und sie bleibt deshalb auch das ganze Leben hindurch bedeutend schwächer als die linke. Bei dem neugeborenen Kinde sind die rechte und die linke Herzkammer fast gleich stark in ihren Wandungen. Sehr bald nach der Geburt beginnt aber die linke Herzkammer bereits stärker zu werden als die rechte, und sie erreicht später ein solches Uebergewicht, daß sich das Volumen der Muskelmasse der rechten Herzkammer zu derjenigen der linken annähernd verhält = 1 : 2,3.

Die Richtigkeit dieser Anschauung, daß in der Arbeit des Herzens selbst eine wesentliche Bedingung für die Wachsthumserscheinungen desselben liegt, wird durch die bei verschiedenen Erkrankungen des Herzens gesammelten Erfahrungen unterstützt. Es kommt vor, daß die große von der linken Herzkammer ausgehende Schlagader, die Aorta, an ihrer Mündung oder in ihrem Anfangstheil durch irgend welche krankhafte Vorgänge stark verengt ist, so daß die linke Herzkammer viel Kraft aufwenden muß, um das Blut durch die verengte Stelle hindurchzutreiben. Die bestimmte Folge davon ist eine beträchtliche Massenzunahme, d. h. ein krankhaft gesteigertes Wachsthum der linken Herzkammer, und man sagt von solchen Kranken, daß sie „ein zu großes Herz" haben. Das Gesammtvolum des Herzens kann in solchen Fällen bis auf 700 CC und mehr steigen. Ganz ähnlich erfährt die rechte Herzkammer ein abnormes Wachsthum und eine Erweiterung ihrer Höhle, wenn sich der Fortbewegung des Blutes durch die Lungen erhebliche Hindernisse entgegenstellen, wie solche z. B. bei dem sogenannten Emphysem der Lunge oder bei einer Verengerung der Communicationsöffnung zwischen der linken Vorkammer und der linken Herzkammer vorkommen. In beiden Fällen ist die gesteigerte Arbeit der betreffenden Herzkammer die Ursache für deren abnormes Wachsthum. — Es ist kaum anders denkbar, als daß in ähnlicher Weise die größere oder geringere Weite des ganzen arteriellen Gefäßsystems für die geringere oder größere Arbeit des Herzens bestimmend und damit auch auf dessen Wachsthum von Einfluß sein muß.

Mit Bewunderung erkennen wir, wie hier eine bestimmte Wandlung in den Verhältnissen der Körpertheile — in diesem Falle des Längenwachsthums — Wandlungen in den Verhältnissen anderer Körpertheile — hier der Arterienumfänge — herbeiführt, und wie diese Wandlung im dritten Gliede wiederum eine andere Wandlung — hier das Wachsthum des Herzens — beeinflußt. Und fügen wir gleich hinzu, daß diese Wandlungen und die damit veränderten Verhältnisse des Blutdrucks schließlich wieder die geschlechtliche Entwickelung des Individuums zu bedingen scheinen! Diese Entwickelung wird erreicht und fällt fast genau zusammen mit dem relativ höchsten Stande des Blutdrucks in den arteriellen Gefäßen. Welch staunenswerthe Selbstregulirung eines äußerst zusammengesetzten Mechanismus zur Erreichung bestimmter, der Erhaltung der Gattung geltender Zwecke! Der Organismus selbst weiß nichts davon, wann er seine fünfzehn bis siebzehn Jahre alt ist. Aber genau zu dieser Zeit erreicht er in der gemäßigten Zone seine geschlechtliche Reife in der

größten Mehrzahl der Fälle, und unter allen Bedingungen dafür dürften die anatomisch-physiologischen, soeben angedeuteten in erster Linie stehen.

Aber irren wir in diesen Auffassungen nicht, so ergeben sich aus denselben auch sofort die wichtigsten Schlußfolgerungen, Grundlagen für die allgemeine und specielle Gesundheitspflege des Menschen, wie sie nicht zuverlässiger gegeben werden können.

Gedenken wir zunächst der zweifellosen Thatsache, daß die arteriellen Blutgefäße in den Entwickelungsjahren (vierzehn bis siebzehn) relativ am engsten sind und daß demzufolge die linke Herzkammer in dieser Zeit auch die relativ stärkste Arbeit zu leisten hat, so daß das Herz die oben angegebene beträchtliche Zunahme seines Volumens erfährt, so ist klar, daß Alles, was das Herz gerade in dieser Lebenszeit in seiner Ernährung und Arbeit beeinträchtigt, eine Störung seiner Entwickelung und eine vielleicht dauernde Beeinträchtigung der Leistungsfähigkeit der ganzen Maschine zufolge haben muß; daß andererseits aber eine noch anderweitige starke Inanspruchnahme der Herzthätigkeit zu dieser Zeit auch gar leicht Ueberreizungen und damit Erkrankungen des Herzens selbst herbeiführen kann. Die Arbeit und Ernährung des Herzens wird aber entschieden beeinträchtigt durch zu anhaltendes Sitzen in gekrümmter Haltung und damit verbundene mangelhafte Ausdehnung der Lungen, durch Aufenthalt in schlecht ventilirten Räumen, durch Ueberreizung und eventuelle Schwächung des ganzen Nervensystems, durch mangelhafte Nahrung oder mangelhafte Assimilation der Nahrungsmittel. Ueberreizungen des Herzens selbst werden andererseits gerade in dieser Lebenszeit vorzugsweise durch zu anstrengende Körperbewegung, übertriebene Turnübungen, Dauermärsche u. s. w., nicht minder auch durch hohe Bluttemperaturen, Aufenthalt in heißer Luft, Fieberbewegungen u. s. w. veranlaßt. Darin liegen die ernstesten Mahnungen nicht nur für die Schulhygiene, sondern für die Pflege des Körpers in den Entwickelungsjahren überhaupt. Eine Störung in der Entwickelung des Herzens gerade in dieser Lebensperiode kann nicht nur für die Entwickelung des ganzen Organismus verhängnißvoll werden, sie wird vielleicht in manchen Fällen niemals wieder ausgeglichen und der Fehler rächt sich lebenslang. Die Lebensjahre vierzehn bis siebzehn sind nun aber bekanntermaßen, Dank den Einrichtungen unserer höheren Schulen und Erziehungsanstalten, bei einer großen Anzahl von namentlich den höheren Ständen angehörigen Menschen ganz vorzugsweise belastet, und es kann nicht dringend genug gefordert werden, daß in dieser Beziehung Manches geändert wird, wenn wir wieder ein kräftigeres und widerstandsfähigeres Geschlecht erziehen wollen, als es gegenwärtig einherwandelt. Wir verkennen nicht, daß gar manche Auswüchse des heutigen socialen Lebens, Verkehrtheiten im diätetischen Verhalten, daß die Rastlosigkeit und Unruhe des ganzen gegenwärtigen Weltverkehrs zu dem traurigen Ergebniß beitragen, daß junge Männer vielfach mit schon halb erschöpfter Kraft in die Ehe treten und junge Mütter der sogenannten gebildeten Stände selten noch im Stande sind, ohne Schädigung der eigenen Gesundheit ihre Mutterpflichten zu erfüllen. Aber alle diese Schädlichkeiten wirken auch wieder auf die Entwickelung des Herzens störend ein, und jene oben erwähnten Ueberarbeitungen und Erschöpfungen der jugendlichen Kraft oder jene directen Beeinträchtigungen der Herzentwickelung in Schule und Haus werden in ihren Wirkungen dadurch nur noch gesteigert. Wenn man die physiologischen Entwickelungsstufen des Körpers in Betracht zieht, so scheint es in der That, daß die Lebensjahre neun bis vierzehn **relativ** stärker belastet werden dürfen mit Schul- und häuslicher Arbeit als diejenigen von vierzehn bis achtzehn. Nur eine den physiologischen Entwickelungsverhältnissen des Organismus vollste Rechnung tragende Unterrichts- und Erziehungsmethode, verständigste Abwägung der geistigen und körperlichen Arbeit, sorgfältige Beobachtung der Entwickelung des einzelnen Individuums werden die Schäden mindern, welche das heutige Schul- und Erziehungssystem wenn nicht überall, doch vielfach mit sich bringt. Entweder spanne man die Forderungen für die sogenannte Reife des weiblichen wie männlichen Geistes herab, oder man verlange dieselbe nicht vor dem zwanzig-

sten bis einundzwanzigsten Lebensjahre; und vergesse man dabei nicht, daß, was dem in seiner Entwickelung gestörten Körper zu leisten sehr schwer fällt, von dem gesund und kräftig entwickelten wenige Jahre später oft spielend überwunden wird.

Die häufige Erfahrung, daß sehr rasch in die Länge wachsende Jünglinge und Jungfrauen Erscheinungen allgemeiner Schwäche in dieser Wachsthumsperiode darbieten, hat sicher zum Theil ihren Grund darin, daß das Herz zeitweilig hinter dem Längenwachsthum des Körpers zurückbleibt und erst nach und nach wieder in sein normales relatives Größenverhältniß hineinwächst. Insonderheit unter solchen Verhältnissen ist die Schonung der Kräfte nach jeder Seite hin ein dringendes Erforderniß, denn eine jede Ueberreizung des Nervensystems wirkt rückwärts nachtheilig auf die hier so bedeutungsvolle Entwickelung des Herzens. Hier ist insonderheit auch des Nachtheils zu anstrengender körperlicher Leistungen zu gedenken. So wohlthätig für solche Individuen die nicht ermüdende Muskelübung in freier Luft ist — die trefflichen Erfolge des verständig geleiteten einjährigen Militärdienstes liefern dafür den besten Beweis —, so nachtheilig werden denselben forcirte Turnübungen, Dauerläufe u. dgl. sein. Erfahrungen über durch solche Uebungen veranlaßte schwere Herzerkrankungen, ja von plötzlichem Tod liegen in wohlverbürgter Weise vor.

Als höchster Zweck des menschlichen Daseins erscheint uns der allmälige, von Generation zu Generation zunehmende Fortschritt in der Erkenntniß des Weltalls und seines Schöpfers. Der Ermöglichung dieses Fortschritts dient im letzten Gliede jede Arbeit, jede menschliche Thätigkeit. Die Erhaltung und Fortpflanzung des Geschlechts ist dabei selbstverständliche Bedingung zur Erreichung jenes Zweckes. Aber die menschliche Maschine, welche jene Arbeiten leisten und der Fortpflanzung des Geschlechtes dienen soll, ist einmal in der Regel nicht vor dem zwanzigsten bis einundzwanzigsten Jahre vollständig leistungsfähig entwickelt und hergestellt, und man darf sagen, daß es ein Vergehen gegen die Natur selbst ist, wenn man bereits von dem achtzehnjährigen Menschen ein umfassendes Wissen, künstlerisch tadellose Leistung oder vollendete mechanische Arbeit verlangt. Von einer unfertigen oder unebenmäßig zusammengesetzten Locomotive wird Niemand die Fortbewegung eines vollbelasteten Wagenzuges erwarten.

Die Formen, unter welchen sich das durch eine gestörte Herz- und Pubertätsentwickelung bedingte Erkranken ausspricht, sind je nach anderweitigen Bedingungen sehr verschieden. Aber es darf mit großer Wahrscheinlichkeit ausgesprochen werden, daß kein Krankheitsproceß durch jene Störungen so wesentlich gefördert wird als die noch immer die zahlreichsten Opfer fordernde Lungenschwindsucht, und es ist sehr bezeichnend, daß die ersten Anfänge derselben in der großen Mehrzahl der Fälle in die Zeit der Entwickelungsjahre (fünfzehn bis einundzwanzig) fällt. Nicht daß wir in jener gestörten Herz- und Pubertätsentwickelung die letzte Ursache der verderblichen Krankheit suchen dürfen: aber beide, begleitende Erscheinungen einer allgemeinen constitutionellen Schwäche, sind wesentlichste Hebel für die Fortentwickelung des Leidens, und Alles, was der kräftigen Entwickelung des Herzens dient und dienen kann, wird sich auch als heilsam gegen die verderbliche Krankheit erweisen. — In dem gewöhnlichen Gange der Dinge werden an den körperlich Schwachen in den Lehr- und Entwickelungsjahren dieselben Anforderungen gestellt wie an den Stärkeren. Man hält es für ein Zeichen mangelhafter geistiger „Befähigung", wenn bei einem jungen Manne der Fortschritt von Classe zu Classe oder von Stufe zu Stufe langsamer erfolgt als bei seinen Altersgenossen, und der eigene Ehrgeiz oder der Ehrgeiz der Eltern treibt vorwärts, einerlei, ob die Kräfte des jungen Mannes überanstrengt werden oder nicht. — Es würde als der größte Fortschritt zu erachten sein, wenn sich in diesen Beziehungen die individualisirende Methode mehr Geltung verschaffte als bisher und es unter übrigens gleichen Verhältnissen des Lebens, des Fleißes u. s. w. nicht sofort als Zeichen mangelhafter geistiger Befähigung betrachtet würde, wenn der Fortschritt des Einen langsamer erfolgt als der eines Anderen. Lasse man der Naturanlage ihr Recht; gebe man der vor Allem nothwendigen Körperentwickelung Zeit und

Hülfe; und es wird nicht fehlen, daß damit manches nützliche Leben erhalten wird, ja selbst nicht unwahrscheinlich sein, daß viele jener Schwächlichen nach erlangter Körperreife und Körperkraft mit Leichtigkeit und rasch die früheren Versäumnisse nachholen und den früher Kräftigeren wenn nicht voraneilen, doch in gleicher Leistungsfähigkeit zur Seite stehen.

Bei der vorstehenden Darlegung der Störungen der Entwickelung des Herzens und deren Folgen wurde vorausgesetzt, daß die betreffenden Individuen mit gesundem Herzen geboren seien. Sehr vielfach ist dies aber nicht der Fall. Es kommt nicht selten vor, daß Kinder statt mit einem Herzvolum von 22 bis 23 CC mit einem solchen von 12 bis 16 CC geboren werden, trotz normaler Körperlänge. Solche Kinder gehen häufig alsbald an „allgemeiner Lebensschwäche" zu Grunde. Mit einem Volumen des Herzens von 16 bis 18 CC bei der Geburt bleiben schon viele Kinder am Leben. Aber dieselben tragen in der Regel den Ausdruck allgemeiner Kraftlosigkeit, bleiben stets zart, haben wenig Widerstandskraft gegen äußere schädliche Einflüsse und erliegen in den Entwickelungsjahren nicht selten der Schwindsucht. Schwäche und Krankheiten oder Elend und Sittenlosigkeit der Eltern sind die gewöhnlichen Ursachen solch schwächlichen Nachwuchses. Nur durch eine in jeder Beziehung sorgfältige und auf Kräftigung des Kindes bedachte Pflege und Erziehung kann es gelingen, die Entwickelung des Herzens dieser Kinder und damit deren Leistungsfähigkeit derart zu fördern, daß sie den Anforderungen des Lebens gewachsen sind. Es bedarf kaum der Bemerkung, wie bei ihnen insonderheit die Entwickelungszeit vom vierzehnten bis siebzehnten Jahre sorgfältig überwacht werden muß. Nicht durch einzelne Medicamente, sondern nur durch richtige Regulirung der gesammten Lebensverhältnisse, durch eine maßvoll geleitete Gymnastik, welche infolge der damit gesteigerten Herzthätigkeit auch zugleich eine Gymnastik des Herzens ist, sowie durch Zuhülfenahme alljährlichen zeitweiligen Aufenthaltes am Nordseegestade oder auf geeigneten Bergeshöhen können solche Naturen dem Leben erhalten werden. Unter den mannigfachen Einflüssen, welche die Nordseeluft und die Gebirgsluft in einer Höhe von 800 bis 1500 m auf den Organismus ausüben, darf die bei dem anfänglichen Aufenthalt in denselben gesteigerte Herzthätigkeit gewiß nicht gering veranschlagt werden.

Umgekehrt werden auch Kinder mit zu großem Herzen geboren. Herzvolumina von 29 bis 31 CC bei Neugeborenen sind keine Seltenheit. Die Folgen solch abnormer Herzgröße sind noch nicht genau erkannt. Es scheint jedoch, daß die damit ausgestatteten Kinder große Neigung zu Erkrankungen des Gehirns in den ersten Lebensjahren besitzen und an solchen häufig zu Grunde gehen. In späteren Jahren findet man selten noch Individuen, welche von der Geburt an ein zu großes Herz hatten. Die in diesen Jahren vorkommende abnorme Herzgröße ist meistens durch Krankheiten acquirirt, und man muß annehmen, daß die Kinder, welche mit zu großem Herzen geboren werden, in der Regel schon frühzeitig dem Tode verfallen.

Für die selbständige Erkrankung des Herzens in den jüngeren Lebensjahren bieten mitunter die bekannten Kinderkrankheiten: Masern, Scharlach und Diphtheritis, Veranlassung; am häufigsten wird dieselbe aber durch den acuten Gelenkrheumatismus herbeigeführt, und dieser kann schon Kinder im dritten und vierten Lebensjahre befallen, während er in der großen Mehrzahl der Fälle seine ersten Angriffe auf die im zehnten bis fünfzehnten Lebensjahre Stehenden ausübt. Keine zweite Krankheit ist so häufig von Entzündungen des Herzens begleitet als eben diese, und die nur höchst selten corrigirbare Erkrankung der Klappen des Herzens, welche die einzelnen Kammern desselben gegen einander und gegen die großen Gefäße hin abschließen, bleibt die traurige Folge jener Entzündungen. Das Leben kann dabei oft lange Jahre fortbestehen. Durch ausgleichende Veränderungen im ganzen Blutgefäßsystem werden die nachtheiligen Folgen der gestörten Bewegung des Blutes durch das Herz hindurch mehr oder weniger aufgehoben. Aber äußerst selten nur erreichen solche Kranke ein höheres Alter. Unter den mannigfachsten Krankheitserscheinungen erliegen sie bald früher, bald später dem Leiden des Herzens, und mit Recht zählt man deshalb auch den

Gelenkrheumatismus zu den bedrohlichsten Krankheiten des jugendlichen Alters.

Ist die Entwickelung des Herzens mit dem einundzwanzigsten Jahre glücklich und in vollendetem Maße erreicht, so drohen dem Leben von ihm aus zunächst keine Gefahren. Sein geregelter und kräftiger Schlag ist meistens auch der Ausdruck eines überhaupt kräftigen Gesundheitszustandes. Und diese kraftvolle Arbeit des Herzens kann unter einfachen und geregelten Lebensverhältnissen oft bis in das hohe Alter hinein erhalten werden. Man findet selbst Greise im siebzigsten bis achtzigsten Lebensjahre, deren Herz jugendfrisch schlägt und sich bei etwa eintretendem Tode auch anatomisch noch als nahezu jugendfrisch bezeichnen läßt. Das sind jene kräftigen Naturen, welche mit der Würde des Alters das Jugendroth der Wangen vereinigen. Aber nicht viele solcher Glücklichen giebt es, und daran ist nicht etwa das Alter selbst schuld, sondern in viel höherem Grade, wenn nicht ausschließlich, die Verkehrtheiten des Lebens oder die Schicksale, welche niederbeugend den Menschen betroffen haben. Gar verschieden sind die Störungen, welche das Herz in dieser Lebensperiode betreffen können.

Die bei der Mehrzahl der Menschen früher oder später eintretende Altersschwäche spricht sich zunächst auch am Herzen aus. Dieselbe ist der Ausdruck einer abnehmenden Leistungsfähigkeit der einzelnen Organe, und diese abnehmende Leistungsfähigkeit ist wieder die Folge des Unterganges oder der Degeneration einer größeren oder geringeren Anzahl von anatomischen Elementen der Organe. Am Herzen sind es die einzelnen Muskelfasern, welche solchen Untergang erfahren, und die Volumsbestimmung ergiebt dem entsprechend auch, daß das Herz dieser alternden Menschen kleiner ist als in den vierziger Jahren. Daß ein solches Herz schwächer arbeitet als ein Herz der Mannesjahre, bedarf nicht der Bemerkung. Die Verringerung der Herzarbeit entspricht der Abnahme der gesammten Leistungsfähigkeit. Bei hochgradigem Schwunde der Herzmuskulatur kann die Arbeitskraft derselben selbst so weit herabgesetzt werden, daß das Herz das Blut nicht mehr durch die entfernten Körpertheile hindurchzutreiben vermag, und es kann in dieser Weise der sogenannte kalte Brand, d. h. ein totales Absterben einer Zehe oder eines Fußes herbeigeführt werden.

Wo Ueppigkeit des Lebens und Schwelgerei zu allgemeiner Fettbildung Veranlassung geben oder letztere infolge anderweitiger Krankheitszustände oder auch infolge individueller Anlage sich entwickelt, wird das Herz allemal schwer bedroht. Das Fettgewebe wuchert auch auf dem Herzen und bis zwischen die Muskelfasern desselben hinein. Es kann damit allmälig der nahezu vollständige Untergang der letzteren an einer Stelle der Herzwand herbeigeführt werden, und plötzlich kann diese Stelle durch die fortdauernde Arbeit des Herzens zerrissen werden. Das Blut dringt dann in den das Herz umschließenden Herzbeutel ein, und der rasche Tod, der sogenannte Herzschlag, ist die Folge davon. Fälle von plötzlichem Tod durch übergroße Freude oder heftigstes Erschrecken, wie sie thatsächlich vorkommen, sind meistens wohl in dieser Weise zu deuten.

„Vom Trauern kommt der Tod, und des Herzens Traurigkeit schwächt die Kräfte."* Kein Arzt, der sich nicht von der Wahrheit dieser Worte überzeugt hätte! Der deprimirende Gemüthsaffect hemmt die lebendigen Ströme der Nervenfaser. Wir wissen das Herz in steter Abhängigkeit von diesen. Die Folge der geschwächten Innervation ist aber eine schwächere Arbeit des Herzmuskels, und in vielfachen Erscheinungen spricht sich dieselbe aus. Die schwächere Arbeit selbst führt weiterhin zu einer Störung der Ernährung des Herzens selbst, und frühzeitig erfolgt deshalb unter diesen Verhältnissen der Altersschwund desselben.

Es wäre nun für die Beurtheilung des Gesundheitszustandes irgend Jemandes von großer Bedeutung, wenn man im Stande wäre, die Größe seines Herzens während des Lebens, und zwar während der verschiedenen Abschnitte desselben, genau zu bestimmen. Leider ist eine solche directe Bestimmung nicht möglich. Nur die beträchtlicheren Abweichungen der Herzgröße von der Norm lassen sich annähernd direct durch die Percussion feststellen. Aber wir haben ein Hülfsmittel, um uns einen be-

* Sirach Cap. 38, V. 19.

friedigenden Aufschluß über die Leistungsgröße des Herzens zu verschaffen, und dieses Mittel bietet uns der Puls der Radialarterie oberhalb des Handgelenkes dar. Die Laien sind oft der Meinung, daß dieser Puls vom Arzte nur auf seine Frequenz geprüft werde, um aus derselben auf das Vorhandensein oder die Abwesenheit von „Fieber" zu schließen. Aber eine gleich hohe Bedeutung wie in dieser Beziehung hat die Frequenz der Pulsschläge, sowie namentlich die Größe oder Stärke des Pulses für den wichtigen Schluß auf die Arbeitskraft des Herzens und den gesammten Kräftezustand des Menschen, und es sollte bei keiner Art von Erkrankung versäumt werden, den Puls nach dieser Richtung hin zu prüfen. Was die älteren Aerzte oft mit bewunderungswürdiger Schärfe aus dem Puls herausfühlten, ist der jüngeren Generation vielfach kaum bekannt, und es darf nicht unausgesprochen bleiben, daß in dieser Beziehung kein Fortschritt, sondern viel eher ein Rückschritt zu verzeichnen ist. Allerdings vermögen wir heutigen Tages vermittelst trefflicher und sinnreichster Apparate (sogenannter Sphygmographen) den Puls, seine Frequenz, seine Größe und anderweitige Qualitäten desselben direct graphisch aufzunehmen. Diese Pulsbilder, sogenannte Pulscurven, sind vom höchsten Werthe für die Physiologie sowohl als für die Pathologie. Aber dem praktischen Arzte ist es in der übergroßen Mehrzahl von Fällen unmöglich, diese Zeichnungen herzustellen, und in seiner täglichen Arbeit am Krankenbette oder im Consultationszimmer wird er immer auf das feine Gefühl seines Fingers, auf die tastende Beobachtung und den Schluß aus derselben angewiesen sein.

Das kräftige, normal entwickelte Herz wirft bei jeder seiner Zusammenziehungen mit bestimmter Kraft eine Blutwelle in das arterielle Gefäßsystem hinein. Die kräftig geworfene Welle verräth sich durch einen Puls von bestimmter Spannung und Größe, vorausgesetzt, daß die Arterie, das Blutgefäß selbst, an dem wir den Puls fühlen, eine normale Beschaffenheit besitzt. Das zu kleine oder mit schwacher Wand ausgestattete Herz vermag die Blutwelle nur mit schwächerer Kraft in die Gefäßbahnen hineinzutreiben, und in der Mattigkeit des Pulses, der geringen Spannung des Gefäßes oder der Kleinheit des Pulses spricht sich die schwächliche Arbeit des Herzens aus. Durch eine größere Häufigkeit (größere Frequenz des Pulses) gleicht das schwächliche Herz dann oftmals die geringere Leistung der einzelnen Herzcontraction aus; aber der Schluß, welchen man aus einer derartigen Vermehrung der Pulsschläge zu ziehen hat, wird dadurch nicht beeinträchtigt.

Ein zweites Mittel, um über die Arbeitskraft des Herzens Aufschluß zu gewinnen, bietet uns die Prüfung des Herzspitzenstoßes und die Auscultation des Herzens mittelst des Stethoskops dar. Aus der Stärke des Spitzenstoßes sowohl wie aus der durch das Stethoskop zu ermittelnden Kraft oder Schärfe der Zusammenziehung der Herzkammern kann man einen sicheren Schluß auf die Arbeitsintensität des Herzens ziehen. Für den praktischen Arzt sind deshalb auch beide Untersuchungsmethoden von höchstem Werthe.

Es wurde oben erwähnt, daß das Herz im höheren Alter infolge einer Veränderung seiner Muskelfasern sowohl an Volumen als an Leistungsfähigkeit abnimmt. Desgleichen wurde an einer noch früheren Stelle erwähnt, daß die arteriellen Blutgefäße im höheren Alter an Weite ständig zunehmen. Die nothwendige Folge dieser beiden Verhältnisse — der Abnahme der Kraft des Pumpwerks und der Zunahme der Weite der Röhren, durch welche das Blut getrieben werden soll — ist eine allgemeine Abnahme des Blutdruckes im höheren Alter, und eine weitere Folge davon ist die Abnahme der Ernährungsvorgänge und der Functionsgröße der einzelnen Organe unter den im höheren Alter überhaupt bestehenden Einrichtungen der Ernährungsvorgänge. Nur ein Organ hat die Natur in wunderbarer Weise vor dieser Abnahme der Functionsgröße oder Leistungsfähigkeit geschützt, und dieses Organ ist das Gehirn. Während alle übrigen arteriellen Blutgefäße im höheren Alter zweifellos sich erweitern, nehmen nach des Verfassers Untersuchungen allein die großen Schlagadern des Halses, die Carotiden, durch welche das Gehirn ganz vorzugsweise mit Blut versehen wird, schon vom einundzwanzigsten Jahre an kaum um ein Geringes an Umfang zu, und die Folge davon ist, daß, während im

höheren Alter in allen übrigen Organen der Blutdruck sinkt, im Gehirn ein höherer, die Functionsgröße bestimmender Blutdruck erhalten bleibt. Dieser auffallenden Einrichtung ist es wohl zu verdanken, daß so oft in dem schon stark den Ausdruck des Alters tragenden Körper ein noch frischer, kräftiger Geist arbeitet, ja daß die Geisteskräfte oft bis in ein hohes Alter hinein in bewunderungswürdiger Stärke erhalten bleiben. Es will scheinen, daß die Natur eine solche Wohlthat dem Menschen hat erweisen wollen, daß jene wunderbare Nichterweiterung der Carotiden einen ganz bestimmten Zweck hat. Aber fügen wir sogleich hinzu, daß derselbe nur zu oft durch Erkrankungen der Blutgefäße selbst, welche zu den häufigsten des höheren Alters überhaupt gehören, vereitelt wird, und daß es wesentlich diesen zu verdanken ist, wenn wir im höheren Alter nicht allzu oft der Jugendfrische des Geistes begegnen. Jene Erkrankungen der Blutgefäße (die sogenannten atheromatösen Entartungen) schädigen die Ernährung des Gehirns in empfindlichster Weise und setzen damit auch seine Leistungsfähigkeit in geringerem oder höherem Grade herab.

Weiter auf einzelne physiologische oder pathologische Fragen einzugehen, kann nicht die Aufgabe dieser Blätter sein. Ihr Zweck ist erreicht, wenn sie an dem Beispiel des Herzens die Bedeutung der anthropometrischen Forschungen für die Erkenntniß der Bedingungen der normalen Lebenserscheinungen sowohl als für diejenigen des kranken Lebens dargethan haben. Nichts von dem, was uns in der Lebensgeschichte des Individuums vielleicht bisher als selbstverständliche Thatsache erschien, erfolgt ohne die bestimmtesten Bedingungen und die bestimmteste Notwendigkeit. Durch die sich gegenseitig bedingenden Wandlungen in den Größenverhältnissen aller einzelnen Organe des Körpers in den einzelnen Perioden des Lebens ist eine Regulirung der gesammten Wachsthums- und Entwickelungsvorgänge geschaffen, welche unsere höchste Bewunderung erregt und in gesetzmäßiger Ordnung die Entwickelung selbst Schritt für Schritt sich vollziehen läßt. Die fortschreitende Erkenntniß dieser Wandlungen wird uns mehr und mehr ausrüsten mit den für die Beurtheilung der Lebensbedürfnisse und der Leistungsfähigkeit jedes einzelnen Lebensalters erforderlichen Kenntnissen, und damit werden wir erst im Stande sein, manche Fragen der öffentlichen wie privaten Gesundheitspflege in sicherer und richtiger Weise zu beantworten. Es entbehrt dies in neuerer Zeit in so schätzenswerther und segenbringender Weise gepflegte Gebiet noch vielfach der sicheren Grundlagen, der scharfen Kenntniß der letzten Ursachen der Gesundheitsstörungen des Einzelnen sowohl wie ganzer Bevölkerungsmassen. Die sorgfältige Ausfüllung der angedeuteten Lücken unseres Wissens wird diesen Mangel nach einer Richtung hin beseitigen helfen, und wir werden in dem Bestreben, das Wohl der Menschheit und deren Leistungen zu fördern, auf diesem Wege immer mehr mit bestimmten Factoren rechnen lernen.





Hütten und Wohnungen der Naturvölker.

Von

Sophus Ruge.

Lauben, Kegelhütten und Korbgeflecht.

Bei den Fragen um das leibliche Wohl und die materielle Nothdurft ist uns die Reihenfolge: „Was werden wir essen, was werden wir trinken, womit werden wir uns kleiden?" wohl am geläufigsten. Die Nahrungsfrage steht obenan, denn ihrer kann und mag sich Niemand entschlagen. Die Kleidungsfrage folgt erst im zweiten Gliede; denn wir müssen bekennen, daß eine absolute Nothwendigkeit der Bekleidung unter allen Umständen nicht vorliegt. Bei manchen Menschenstämmen kommt Putz vor Kleidung, und ist letztere auf ein kaum sichtbares Minimum beschränkt, so lange und so weit es das Klima gestattet. Aber neben die Kleidungsfrage dürfte sich auch die Wohnungsfrage stellen. Wenn wir das Obdach als eine Collectivkleidung ganzer Familien auffassen, so sind Decke und Dach, für eine Person oder für mehrere berechnet, gleichartige Schutzmittel gegen den Einfluß wechselnder Witterung.

Wie wir unsere Kleidung nach der Wärme einrichten und ändern, so muß bei dem Naturmenschen je nach dem kälteren oder wärmeren Wohnsitz auch seine Behausung sich zuerst nach dem Klima, aber sogleich daneben auch nach seiner Lebensweise und Beschäftigung richten. Und in beiden Fällen wird das Resultat und Fabricat sich nach dem Baumaterial und dem Culturgrade modificiren. Wie wir Menschen ohne Kleidung vor Allem in der heißen Zone treffen, so auch obdachlose Stämme. W. H. Bates erzählt uns, daß ein Indianerstamm, die Parauátes, die im Waldlande des Amazonenthales, am Tapajoz leben, keine festen Wohnsitze haben, sondern nur von der Sonne geführt durch den Wald streifen. Wo sie des Abends ankommen, da bleiben sie und hängen ihre Hängematten an den Bäumen auf. Heimathlos, spurlos über die Erde irrend, ist der unendliche Wald ihr Dach und Obdach.

Wo in subtropischen trockenen Regionen das hohe Pflanzenkleid der Erde verschwindet, ist bei den wohnungslos irrenden

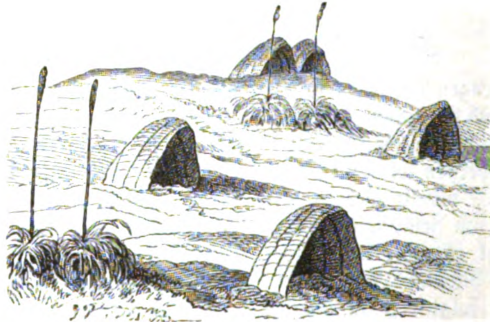
Stämmen doch ein Schutz zur Nachtzeit erforderlich, um der durch die ungehemmte Wärmeausstrahlung des Bodens entstandenen Nachtkühle zu begegnen. So bergen sich die Buschmänner Südafrika's bei Nacht in Höhlen, in selbst gescharrten Gruben, oder in der milderen Jahreszeit unter den Zweigen der Bäume, wenn sie deren finden.

Aehnliche, aber noch ärmlichere Verhältnisse treffen wir in Nordamerika, wo zwischen dem Hauptgrat der Felsengebirge und Californien die wüsten centralen Hochflächen sich ausbreiten und die spärlichen Horden der Eingeborenen, durch den Mangel an jagdbarem Wild (denn der Büffel schweift aus den östlichen grasigen Prairien nicht in dieses pflanzenarme Gebiet herüber) gedrückt, in der kümmerlichsten Weise eine keineswegs beneidenswerthe Existenz fristen. Hier fand der Oberst Powell, welcher im Auftrage der nordamerikanischen Regierung die wilden, grotesken Felsenschluchten des westlichen Colorado erforschte, Indianer in den primitivsten Zuständen, noch unberührt von den Einflüssen der weißen Männer. Während der rauhen Jahreszeit leben sie unter Schutzdächern, die sie aus Cederzweigen und Rinde aufrichten. Da aber das Jahr größtentheils warm und trocken ist, so bedürfen sie meist gar keines Obdachs. Ein runder Platz wird gesäubert und mit einem Wall von Gestrüpp und Sand umgeben. Hier liegen sie bei Tage und kriechen bei Nacht in ein Knäuel zusammen, „Männer, Weiber und Kinder, Leder, Lumpen und Sand.“



Indianerhütten am Colorado del Occidente. (Nach Powell.)

In den rauhen Monaten wenigstens bereiten sie sich einen Schutz gegen die Witterung. Den Uranfang des Hausbaues bildet das Dach. Es sind einfache Lauben aus Baumzweigen, die wie ein Kartenhaus gegen einander gelehnt und deren Stiele in die Erde befestigt sind.



Hütten der Australier am King George-Sund. (Nach Vancouver.)

Selbst in einer so unfreundlichen Natur wie am südlichen Ende Amerika's hat der Feuerländer kein besseres Obdach sich zu schaffen verstanden. „Ihr Wigwam,“ sagt Darwin, „sieht wie ein Heuschober aus. Er besteht aus einigen wenigen abgebrochenen, in die Erde gesteckten Aesten und ist an der einen Seite sehr unvollkommen mit einigen Gras- und Binsenschichten bedeckt. Das Ganze wird in einer Stunde hergestellt und soll auch nur für einige

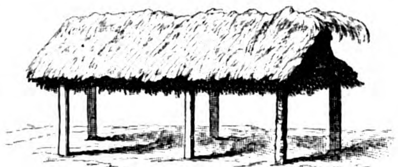
Tage halten.“ In einer anderen Gegend sah der berühmte Naturforscher die Stelle, wo einer dieser nackten Leute geschlafen hatte; sie bot absolut nicht mehr Schutz als das Lager eines Hasen. Kaum vor Wind und Regen geschützt, schlafen fünf bis sechs dieser Wesen auf der nackten Erde, wie Thiere zusammengekrümmt. Doch müssen wir hinzufügen, daß die Wohnungen an der Westseite des Archipels besser aussehen und sogar mit Robbenfellen gedeckt sind.

Die Schutzdächer der Australier zeigen verschiedene Grade der Verbesserung, aber zusammengebunden und mit Palmblättern und Baumrinde bedeckt waren. Also bereits eine Unterscheidung von Sparwerk und Dachdeckung.

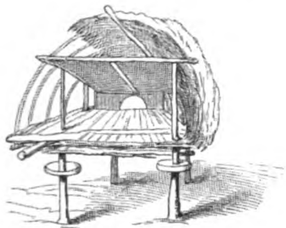
Anderer Art erschienen die Hütten der Bewohner im Südwesten des Continents am King George-Sund, wie sie Vancouver am Ende des vorigen Jahrhunderts gesehen. Das Ganze glich einem halben Bienenkorbe, war 3 Fuß breit und 4½ Fuß im Durchmesser und bestand aus Geflecht von Reisern oder Ruthen, die einen Abstand von 4 bis 6 Zoll hatten. Dieses großmaschig geflochtene Gerippe war mit



Louisiade. (Melanesien.)



Waikas-Indianer am Orinoco.



Louisiade.



Fernando Po. (Guinea-Insel.)



Louisiade.

Schutzdächer.

gerade am nördlichsten Punkte, am Cap York, fand Capitän Moresby sie am ärmlichsten, obwohl an der gegenüberliegenden Küste von Neu-Guinea die Papuas große Häuser zu bauen wissen, in denen so zu sagen das ganze Dorf untergebracht wird. Am Cap York aber bestand das Lager wieder nur aus in die Erde gesteckten laubigen Zweigen, welche gegen Sonne und Wind schützen sollen. Bessere Hütten fand derselbe englische Seemann an der Ostseite des Erdtheils bei Cooper's Point. Die unter riesigen Bäumen befindlichen Wohnungen waren 5 Fuß hoch, hatten 8 bis 9 Fuß im größten Durchmesser und bestanden aus Reihen von langen gebogenen Rohrhalmen, die in die Erde gesteckt, am oberen Ende in einen Bogen Baumrinde und kleinen grünen Zweigen bedeckt, der Eingang öffnete sich bei allen nach derselben Himmelsrichtung, jedenfalls der Windseite abgewendet. Ein solches auf der Erde liegendes Dach trifft man hier und da noch auf den neuen Hebriden.

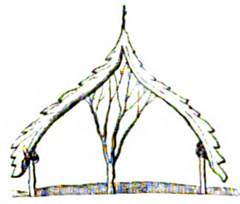
Nicht wesentlich abweichende Formen traf O. Lenz auch bei den Abongos am Ogowe im äquatorialen Afrika.

Der nächste Fortschritt im Bau besteht darin, daß man das Dach vom Boden aufrückt und auf Stützen erhebt. Dann ruhen die einfachen Lauben oder Blätterdächer auf Pfosten, aber eine Wand ist noch nicht vorhanden. Bei den Waikas (Guaraunen am Orinoco) ruhen die Dächer, aus den Wedeln der Manicaria sacrifera gebildet, auf sechs Pfählen, die wieder

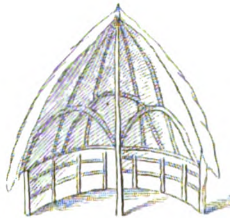
unter sich durch Querbalken verbunden sind, an denen die Bewohner ihre Hängematten 2c. aufbinden. Auf der Guineainsel Fernando Po, der einzigen dieser hohen Eilande, welche die Portugiesen im 15. Jahrhundert bei ihren Entdeckungsfahrten von Negern besiedelt fanden, die jedenfalls von der Küste herübergekommen waren, baut man auf vier ungleichen Pfosten eigentlich nur die eine schräge Seite des Daches auf. Ueberall ist bei solcher Anlage unter dem Schirm der Bedachung ein freier Luftzug. Es setzt geringe Temperaturunterschiede bei Bienenkörben oder umgekehrten Böten gleichend, ist auch auf polynesischen Inseln üblich. Auf Samoa wird das ganze Gerüst mit Kokosbaststricken befestigt und die Bedachung aus den Blättern des Zuckerrohrs hergestellt. Hier wie auf Tonga werden aber die Oeffnungen zwischen den Pfosten des Nachts mit Matten verhängt, so daß hierbei also zeitweilig auch eine Wand gebildet wird. In Tahiti werden die Zwischenräume wohl auch mit Bambusstäben abgeschlossen. Auf den Marquesasinseln sind gewöhnlich drei Seiten des Holzhauses beständig mit Holz-



Dinka-Neger. (Nach Schweinfurth.)



Durchschnitt. (Nach Schweinfurth.)



Neucaledonien. (Aus dem Globus.)



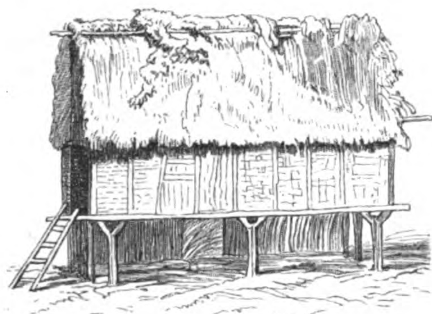
Matusi-Indianer in Guyana. (Nach Schomburgk.)

Nacht und Tag voraus und eignet sich daher besonders für oceanische Regionen der äquatorialen Zone. Im Archipel der Louisiaden, südöstlich von Neu-Guinea, gleichen diese Dächer Schildkrötenschalen, umgekehrten Böten oder riesigen Pilzen auf vier Füßen. Allein sie bilden bereits wirkliche Wohnungen, denn sie sind durch ein inneres Gerüst ausgebaut und erscheinen wie eine in der Luft schwebende Dachwohnung. Um die Ratten abzuhalten, sind die oberen Theile der Träger durch eine horizontale, scheibenartige Steinplatte gesteckt. Abweichende Formen kehren in den Nachbargebieten häufig wieder bis zu den neuen Hebriden.

Eine ähnliche Form mit abwärts gebogenen Dachenden, entweder gestreckten stangen und Bambus versehen; nur die Hauptfronte bleibt offen oder wird gelegentlich mit Matten verhängt.

Es ist auffällig, daß die beweglichen Wände, das Vorspiel der befestigten und geschlossenen Wandflächen, sich im östlichen Theil Polynesiens entwickelt haben, während der feste Abschluß der Seiten sich auf den australasiatischen Inselfluren, in der Sundawelt und dem tropischen Indien herausgebildet hat. In der Trennung von festem Dach und fester Wand erkennen wir aber einen bedeutsamen Fortschritt des Hüttenbaues; doch ist die einfachste Form nicht jene indisch-malaiische, sondern der Kegelbau, wo auf rundlicher Basis das Dach durch einen Mittelpfosten getragen wird. Am meisten ist

diese Art in Afrika vertreten. Das Baumaterial wird auch hier fast allein aus dem Pflanzenreiche genommen: Schilf, Gräser und Baumblätter für das Dach; schwanke Zweige zum Rippenwerk; Aeste, Stangen und ganze Bäume als Pfosten und Träger; Geflecht und Mattenwerk zur Bekleidung. Aber auch bei der Kegelconstruction herrscht große Mannigfaltigkeit.



Laoshütte; Hinterindien. (Nach einer Photographie.)



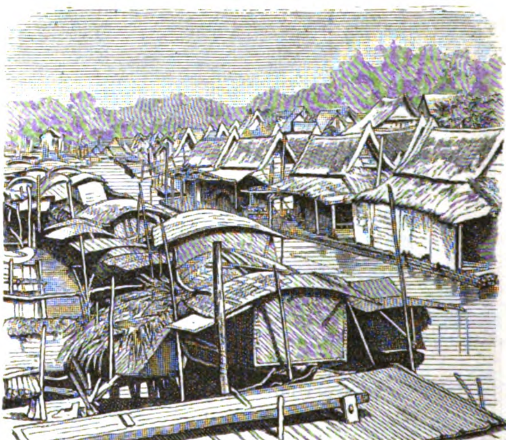
Straße eines Bechuanendorfes. (Nach einer Photographie.)

Jedes Volk prägt hierin seine Eigenart aus. Im oberen Nilgebiet, wo die Djur, Schilluk, Dinka, Bongo neben einander wohnen, hat jeder Stamm seinen besonderen Baustil; die Dinka gehen darin am weitesten und sind am originellsten. Statt eines einfachen Mittelpfostens pflanzen sie einen ganzen vielzweigigen Baum als Träger in die Mitte ihrer oft bis 40 Fuß im Durchmesser großen Hütten, deren Dach aus terrassenförmigen Strohschichten besteht und welche selbst über den Eingängen noch kleine Vordächer haben.

Vom centralen Süden reichen diese Kegelformen bis zur Ostküste und bis zum Capland und finden sich isolirt auf Neucaledonien, den Loyaltyinseln und Vitilevu. Sie sind die Repräsentanten eines trockeneren offeneren Landes,* während im Westen Afrika's, an den Küsten von Guinea, im feuchten Waldlande der viereckige Hüttenbau verbreitet ist und sich ins Binnenland nach Osten ausdehnt, soweit sich das vortreffliche Baumaterial der Bambuspalme, der Raphia vinifera, darbietet, deren bis 30 Fuß lange Blattstiele Elasticität und Festigkeit vereinigen. Das

* Als Ausnahme erscheint die Form bei den Makusi-Indianern in Guyana in Südamerika.

auf solche Weise hergestellte Gerüst der Wohnung wird von den Ininga am Ogowe mit sehr dauerhaften und regendichten Matten aus den Blättern jener Palme bedeckt und das ganze Fachwerk mit zu Tauwerk verarbeiteten Lianen verknüpft, so daß am ganzen Gebäude kein Eisen verwendet wird. Ungeachtet der Leichtigkeit des Baues trotzen diese Häuser den gewaltigsten Stürmen. Am vollendetsten zeigt sich die Verwendung dieses vorzüglichen Materials von der Weinpalme bei den Monbuttu, jenem kühnen Cannibalenvolke, welches, mit den Stämmen des äquatorialen Westens verwandt, sich im Herzen des schwarzen Erdtheils festgesetzt hat. Georg Schweinfurth, der einzige Reisende, welcher ihr Land kennen gelernt hat, beschreibt eingehend den eleganten Hüttenbau: „Die Wohnhäuser sind in der Regel 15 bis 20 Fuß breit, 25 bis 30 Fuß lang, das Dach ist weit vorspringend, mit schwach gebogenen Seitenflächen, entsprechend der natürlichen Krümmung des Palmblattes. Durch eine Fütterung von Bananenblättern macht man die Dächer wasserdicht oder deckt sie mit Stroh, Gras oder Rinde. Die **Wände** der Wohnhütten sind gewöhnlich 5 bis 6 Fuß hoch, geschlossen und aus gleicher Fütterung und Rindendecke vermittelst feingespaltenen spanischen Rohrs zusammengenäht. Solche



Canal und schwimmende Häuser in Yuthia. (Nach einer Photographie.)



Bambushaus in Manila. (Nach Jagor.)

Construction verleiht den Häusern eine außerordentliche Widerstandsfähigkeit gegen die Gewalt der Elemente. Beim Ausbruch von Gewittern sieht man sie weder sich neigen noch schwanken; nur ein leichtes Zittern der Wände verräth die Gewalt des über sie hinfluthenden Luftstromes." Alle Leistungen des Negerlandes übertreffen aber die großen Hallen des Königs Munsa, welche bis zu 150 Fuß Länge, 60 Fuß Breite und 50 Fuß Höhe haben und in ihren hohen Wölbungen kleinen Bahnhofshallen gleichen. In vollkommenster Weise verbinden sie Leichtigkeit des Stils mit Solidität der Bauart, und die glänzende braune Färbung der Palmstiele verleiht der ganzen Construction etwas überraschend Zierliches, als ob sie aus Eisen und Fischbein aufgeführt wäre.

Ein in gleichem Maße ausgiebiges Material liefern die zahlreichen Bambuse des indischen Monsungebietes und der Sundawelt; daher auch hier eine große Mannigfaltigkeit der geflochtenen Hütten von viereckiger Grundform. Pfosten, Wände, Wandplatten, Sparren, Fußboden und Dachbedeckung, sowie die Bänder, welche dasselbe halten, sind aus Bambus gemacht. Außerdem besteht der ganze Hausrath an Tischen, Stühlen, Betten, die elastische Füllung der Polster, Matten und Rollvorhänge, alle Arten von Gestellen, Gerüsten, Gittern und Rahmen u. s. w. aus Bambus. Bambus ist in der That der Lebensstab der Indochinesen. Henry Yule, der gelehrte Commentator Marco Polo's, erzählt: „Als ich 1853 mit einem intelligenten Arakaner in den Wäldern an der Grenze von Birma reiste und derselbe mich über allerlei europäische Verhältnisse fragte, schien er Alles zu begreifen, nur nicht die Möglichkeit, in einem Lande ohne Bambus zu existiren." Der Bambusbau prägt jener ganzen Region einen eigenthümlichen Stempel auf. Die Häuser gleichen in ihren Umrissen den europäischen, nach Gestalt des Dachfirstes, der Giebelseiten und Fenster, welche letztere den afrikanischen Hütten fehlen. Aber es fällt zunächst ins Auge, daß die meisten Häuser auf einem mehr oder weniger hohen Gerüste stehen, zu welchem Leitern hinanführen, so daß also der Boden des Hauses über den Erdboden erhoben ist. Diese Einrichtung ist bedingt durch die fast beständige Feuchtigkeit des Bodens infolge der tropischen Regengüsse. Wohn- und Schlafräume sind auf solche Weise den schädlichen Ausdünstungen des Erdreichs entrückt, und schützen dieselben in den Flußniederungen auch vor dem Eindringen des Wassers. Der südamerikanische Waldindianer hat dasselbe erreicht, indem er, auch ohne eine



Das siamesische Dorf Rockpuri. (Nach einer Photographie.)

Hütte zu bauen, seine Lagerstatt, d. h. seine Hängematte, an den Bäumen befestigt. In Afrika treffen wir die Pfahlgerüste fast nur im nassen Waldlande von Guinea, z. B. bei den Kruleuten, während im trockenen inneren Hochlande ein festgestampfter Thonestrich sich als praktisch erweist und die Wände aus Lehm und Häcksel aufgebaut werden können.

Unter den mannigfachen Typen der geflochtenen Hütten im austral-asiatischen Gebiet geben wir eine Laoshütte aus Hinterindien ohne Fenster. Bescheidenen Repräsentanten dieses Stils begegnen wir auch auf den melanesischen Eilanden von Neubritannien bis zu den Viti und selbst noch auf Neuseeland, wo aber die besseren Wohnungen durch Veranda und Fenster vervollkommnet sind.

Eine weitere Entwickelung zeigt das Bambushaus in Manila. Dasselbe besitzt nicht bloß eine Fensteröffnung, sondern auch noch allerlei Anbau. Die Pfähle, auf denen ein solches Haus in Manila ruht, bestehen (nach Jagor) größtentheils aus Stämmen der Nibongpalme (Caryota), der Raum zwischen denselben ist durch Bambuslatten eingefaßt. Das ganze Gerüst des Hauses besteht aus Bambus, durch Stuhlrohr verbunden; der Fußboden aus Bambuslatten, die Wände aus Pandanusblättern, die Fensterladen aus den Blättern einer Fächerpalme (Corypha), durch dünne Bambuslatten zusammengehalten; den Boden der Azotéa (d. h. eines nicht überdachten Raumes in gleicher Flucht mit der Wohnung, der die Stelle von Hof und Balcon vertritt) bilden ganze Bambuse, ihre Einfassung dagegen gespaltene. Das Dach besteht aus Ataps (Schindeln) von der Nipapalme, die oben an der Firste durch Bambuslatten zusammengehalten werden. Solche Häuser sind außerordentlich leicht; Laperouse schätzte das Gesammtgewicht mancher mit vollständigem Mobiliar auf weniger als 200 Pfund. (Jagor: Reise in den Philippinen, S. 20.)

In Flußthälern, welche der Ueberschwemmung ausgesetzt sind, wird man besonderer Schutzmittel bedürfen, um so leichte Baulichkeiten in der Zeit der Hochfluthen zu sichern. In Pangkallan auf Sumatra, Residentschaft Padang, liegen die Dörfer in dichten Waldungen, alle Gehöfte sind dicht an einander gerückt und von einem Holzzaun umgeben, der keinen Eingang hat. Da es im ganzen Kampong (Ort) keinen Weg giebt, so muß man, um vom einen Ende des Dorfes zum anderen zu gelangen, hinter einander auf primitiven Leitervorrichtungen alle Zäune überklettern. Das Ganze ist also solidarisch mit einander verbunden; aber man läßt sich auch darin noch nicht genügen. Fast alle Jahre werden die am Mahiflusse gelegenen Kampongs von Ueberschwemmungen heimgesucht, dann dringt das Wasser in wenigen Stunden bis über den Fußboden, ja bis ans Dach. Damit nun diese leichten Häuser nicht weggespült werden (wogegen zwar schon der ringsum erhaltene dichte Pflanzenwuchs, der die Gewalt des Stromes bricht, eine Sicherheit gewährt), bindet man die Hauspfosten mit dicken Rattanseilen an die stärksten Bäume der Nachbarschaft fest und übersteht so die Gefahren der Hochfluthen. (Tijdschr. d. ind. T., L. u. Volkenkunde, XXIV. Batavia 1877. S. 367 u. flg.)

An den Ufern großer Ströme, wie in Hinterindien, vertraut man sich ganz dem Wasser an.

Das auf einem Floß befestigte viereckige Korbhaus ist oben mit einer flach gewölbten Matte statt des Daches bedeckt. Ohne die vielerlei kleinen Anbauten, Schutzdächer und Mattenschirme gleicht der Kern eines solchen Bauwerkes einem Eisenbahnwaggon ohne Räder. Wie in der alten Hauptstadt Siams, in Yuthia, so ist in der gegenwärtigen Residenz Bangkok der Menamstrom auf beiden Seiten von einer Reihe schwimmender Häuser eingerahmt. Von der Feuchtigkeit abgesehen, bietet ein schwimmendes Haus manche Vortheile, da es jeden Unrath leicht entfernen läßt und durch die allzu große Nähe des Wassers selbst die hinterindischen Schmutzliebhaber zum Waschen verführt. Auch ermöglicht es jede beliebige Ortsveränderung, indem man seine Wohnung mit der Ebbe oder Fluth weiter treiben läßt, um sie an einem neuen Anlegeplatz zu befestigen. Freilich kann die Entfernung auch eine unfreiwillige sein, wenn auf unsicherem Grund geankert wurde.

Adolf Bastian, dessen Werke „Reisen in Siam" (S. 61) wir diese Schilderung

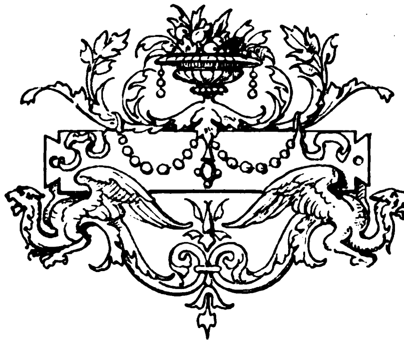
entnehmen, sah eines Morgens vor seinem Hause in Bangkok eine neue Straße angetrieben, die während der Nacht losgerissen und von den Bewohnern mit ziemlicher Mühe nach ihrer rechtmäßigen Heimath zurückzubringen war. Manche Häuser führen auch eine amphibische Existenz; sie liegen in der trockenen Jahreszeit auf dem Lande und sind während der Regenzeit von Wasser umgeben. Viele der Straßencanäle sind nur bei Steigen des Stromes gut zugänglich; manche Häuser sind nur zur Zeit der Fluth, welche bis Bangkok in den Menam hinaufdringt, zu erreichen und liegen während der Ebbe in einem unzugänglichen Morast.

Es ist bekannt, daß in den übervölkerten Gebieten China's gleichfalls die Wasserdörfer eine große Rolle spielen und daß der betriebsame Sohn des Reiches der Mitte sich auch neben seinem Hause auf einem Floß einen Garten zu schaffen versteht.

Auch wirkliche Pfahlbauten, wie sie für die vorgeschichtliche Zeit Europa's vielfach nachgewiesen sind, begegnen uns noch im Sundagebiet, auf Borneo und namentlich auf Neuguinea. Ein solider Pfahlrost, hier und da sogar mit rohem Bildwerk geziert, trägt bisweilen Wohnungen von solcher Ausdehnung, daß ein ganzes Dorf von mehreren hundert Seelen unter einem Dache Platz findet.

Diese Wasserhütten oder Pfahlbauten wurden von den spanischen Entdeckern auch an der Küste Südamerika's angetroffen. Man belegte die Indianeransiedelung mit dem Namen Venezuela, d. h. Klein-Venedig. Diese Bezeichnung gilt jetzt dem ganzen Lande.

Aber überall hängt der Mensch von dem Boden und Klima ab, wenn er sich ein bescheidenes Heim schaffen will. Die vorherrschend in großen Phasen sich bewegenden Witterungsverhältnisse unter den Tropen, die freigebige Hand der üppigen Natur, welche das beste Baumaterial ohne viel Arbeit und Zurüstung liefert, sie geben dem Menschen an die Hand, nach Maßgabe seiner Befähigung und Erfindungsgabe auch im Bau seiner Behausung fortzuschreiten, so daß aus Beschaffenheit und Gestalt der Hütte auch wieder auf die Lebensart und den Charakter ihres Bewohners geschlossen werden kann.





Lebenserinnerungen.

Von

Levin Schücking.

In Augsburg.

Bald war für uns die Stunde des Scheidens von Weinsberg gekommen, und quer durchs Schwabenland, über Schwäbisch-Hall, Nördlingen und das alte Stift Ellwangen, erreichten wir Donauwörth und endlich Augsburg und seine classischen „Drei Mohren“, diese wackersten aller Heiden, welche seit Jahrhunderten so viel müde Wanderer gelabt und erquickt und geschirmt haben, ohne Ansehen der Person, vom großen Potentaten und Fürsten bis herab auf den zerlumpten wandernden ewigen Juden und noch tiefer, den zerlumpten wandernden deutschen Bundestag — und die heute auch dem dämonischen Zeitgeist verfallen sind. Augsburg — damit stand ich wieder einmal auf der Lebenswanderung vor einem weiteren Dioramaglase, das in eine neue Welt blicken ließ: eine gute, brave, gemüthliche Welt, voll redlicher, meist originell angelegter und geistreicher Menschen, unter denen die markanten Idealistenköpfe so wenig als die schönsten Frauenköpfe fehlten; Männer darunter, denen seitdem wie F. List eherne Ruhmessäulen gesetzt sind, Frauen, deren Bilder in der Schönheitsgalerie König Ludwig's aufgenommen waren; und das Alles sich bewegend um eine „cinquième puissance“, eine Macht im Reiche der Intelligenz, das Alles mit einer gewissen idyllischen Freiheit der Lebensformen gelagert um den Alle nährenden Quell der politischen Hippokrene: Allgemeine Zeitung.

Der Gedanke an Augsburg ist in mir zunächst verbunden mit einem ziemlich düsteren, sehr alterthümlichen Hause in der Sanct Annenstraße, in welchem ein wunderlicher alter Herr, der letzte Sproß eines Augsburger Patriciergeschlechts, allein mit einer alten Magd hauste und in dessen erstem Stock unsere junge Haushaltung eingerichtet wurde — nicht ohne einige jener schönen geschnitzten und eingelegten Renaissancemöbel, welche bei den Augsburger Althändlern für ganz unglaublich geringe Preise zu erhandeln waren. Aus einer weiten düsteren Vorhalle unten führte eine steinerne Treppe in unsere Wohnung, welche nach der Rückseite auf einen geschlossenen Hof stieß, den ein Flügel mit einem alten Banketsaal abschloß — einem Stück siebzehnten Jahrhunderts mit Deckengemälden und ledergepreßten Tapeten und geschnitzten Armsesseln und Bücherschränken, welche in schönen französischen Einbänden die ganze Literatur der Zeiten Gottsched's und des siebenjährigen Krieges enthielten. Jene steinerne Treppe aber, von wie viel liebenswürdigen und verehrten Menschen ist sie nicht betreten worden, die uns in den bescheidenen und anspruchslosen Räumen besuchten! Da war zuerst der schwere, langsame Schritt, der Vater List ankündigte, wenn er, ein wenig keuchend wegen seiner

Leibesfülle, oft noch in spätester Abendstunde laut und lachend heraufkam, um seine erregten Geister durch ein Geplauder zu beruhigen. Dann Kolb, der in seiner Freundschaft für uns der Vermittler so vieler uns später theuer gewordener Bekanntschaften wurde — der Fallmerayer's, Ludwig Steub's, Heinrich König's, Sophie Schröder's und des interessanten Menschen, der unser nächster Nachbar war. Dies war der Major v. Hailbronner, der mit einer wie er unverheiratheten Schwester im nächsten Hause wohnte, umgeben von mancherlei bunten ethnographischen Erinnerungen; denn er war als Verfasser von „Morgen- und Abendland", wie er sein Touristenwerk genannt hatte, gewohnt den Mund etwas voll zu nehmen; er war nämlich ein „blagueur", so groß, wie er lang war, und ein berüchtigter Herzenbrecher. Aber ein Gesellschafter so witzig und erheiternd wie wenige. In Paris hatte er viel mit Heine verkehrt, und da er eine so überaus stattliche, in seiner Chevauxlegersuniform imponirende Erscheinung war, hatte ihm Heine, neben ihm auf den Boulevards schlendernd, eines schönen Tages ganz ernsthaft gesagt: „Hailbronner, thun Sie mir einen großen Gefallen; wollen Sie?" — „Und welchen?" — „Duelliren Sie sich mit mir ... schießen wir uns im Bois de Boulogne!" — „Aber ich bitte Sie; Ihr Maul ist böse genug, aber mich haben Sie damit noch nicht gekränkt; wozu uns duelliren?" — „Ich meine ja auch nur zum Schein. Es würde mir ein ganz fabelhaftes Prestige geben, wenn alle Journale ein Entrefilet brächten, daß ich mit solch einem Goliath wie Sie auf die Mensur gegangen. Wir machen natürlich keinen Ernst daraus, sondern lassen hübsch die Kugeln aus den Läufen fort!" Hailbronner hatte solchen Scherz begreiflicherweise abgelehnt, aber über einen anderen herzlich gelacht. Heine hatte ihn betrachtend gesagt: „Hailbronner, ich wollte, ich könnte Ihnen auf drei Wochen Ihren Körper ableihen. Dann würde ich ihn Ihnen getreulich wiederbringen, aber wüst zugerichtet!" — Er hat später seine Touristenfahrten durch den Orient und Occident damit beendet, daß er als General an der Spitze der „Strafbayern" in Kassel eingerückt ist, und ist dann früh gestorben.

Eines Abends, zur Zeit der Theestunde, erschien Kolb in Begleitung eines kleinen, so gebeugt und gealtert aussehenden Mannes, daß ich ihn im ersten Augenblick gar nicht erkannte, als er hinter jenem eintrat. Dann rief ich erfreut: Lenau! aus und war doch erschrocken, ihn so verändert zu sehen. Er hatte in den Sommermonaten sich verlobt, hatte jetzt kürzlich ein Arrangement mit Herrn v. Cotta getroffen, das eine gewisse Gewähr für seine Zukunft enthielt, und war nun auf dem Wege nach Wien, um seine dortigen Angelegenheiten zu ordnen, dortige Verhältnisse zu lösen — eine Aufgabe, welcher er mit schwerem Herzen entgegengehen mochte; man weiß ja, welche Bande ihn dort an ein edles Frauenherz knüpften; und wenn er dabei nicht gerade an die ähnliche Situation Immermann's bei dessen Verlobung dachte, die Ahnung, daß ihm Katastrophen derselben Art, wie sie dieser folgten, bevorständen, war ihm bei seiner tiefgründigen Natur, die zum Abwägen der Dinge ja stets nur schwere Gewichte hatte, sicherlich nicht fern! Wir redeten von den gegenseitigen Sommererlebnissen, es wurde ihm Glück gewünscht und sein projectirtes zukünftiges Heim, Frankfurt, besprochen — aber er blieb still und gedrückt und schied auch bald wieder, um sich von Kolb in seine Mohrenherberge geleiten zu lassen. Am anderen Tage sprach auch Kolb seine Besorgnisse um den innerlich so wenig glücklich scheinenden Bräutigam aus.

Ein freundschaftlicher Verkehr bestand auch mit der Familie v. Binzer. Herr v. Binzer, in seiner blühenden Jugendzeit ein begeisterter Burschenschafter, Dichter und Componist des Liedes „Wir hatten gebauet ein stattliches Haus", lebte um der Allgemeinen Zeitung willen in Augsburg; Frau v. Binzer, welche unter dem Namen Ernst Ritter sehr gute Erzählungen geschrieben und der Allgemeinen Zeitung manchen sehr hübschen Artikel geliefert hat, stand der Herzogin von Kurland und Sagan, in deren Hause sie aufgewachsen war, nahe und hatte eine Menge Beziehungen zu Wiener Kreisen; aus diesen kam öfter zu einem längeren Aufenthalt ihr Freund Zedlitz, der Dichter der „Todtenkränze" und des „Sterns von Sevilla", nach Augsburg, den sie später, als sie ver-

wittwet in Wien lebte, aufopferungsvoll bis an sein Ende gepflegt hat. Sie war eine lebhafte, gewandte, vielerfahrene Frau und ihr belebtes Haus, das zwei schöne Töchter schmückten, ein Mittelpunkt anregender Geselligkeit. Friedrich List, dessen Haus durch eine ebenso schöne als musikalisch begabte Tochter geschmückt war, wohnte in der Nähe — seine Familie, die Kolbs, die Binzers und die unserige bildeten „von Hirten eine friedliche Gemeinde", welche an bestimmten Wochentagen regelmäßig zu Abendgesellschaften zusammenkam, und diese Gesellschaften, zu denen jeder als Gast mitbrachte, wer eben bei ihm von durchreisenden Freunden aufgetaucht, waren anregend und heiter wie keine anderen. Bei Kolb fanden wir einst Franz Liszt, öfter Fallmerayer; bei Binzer den Geheimrath v. Hormair; Gutzkow hatte ich im verflossenen Herbst in Frankfurt persönlich kennen gelernt; er kam jetzt nach Augsburg und begleitete uns auch zu dem Kaffeehause, in welchem sich gewöhnlich an den Nachmittagen unser Kreis zusammenzufinden pflegte; dabei war ich höchlich über seinen psychologischen Scharfblick verwundert, womit, als wir allein mit ihm heimgingen, er, der völlig Fremde, sich über die einzelnen Charaktere der ganzen Gesellschaft und ihre Beziehungen zu einander orientirt zeigte, als habe er Wochen lang mit ihnen gelebt. Gutzkow's Wesen war eben ruhig, zurückhaltend, prüfend, beobachtend, wo es ihm der Mühe werth schien, zu beobachten. Er hatte nichts von der unausstehlichen Schwäche vieler berühmter oder sich für berühmt haltender Leute, unaufhörlich ganz allein reden zu wollen und dabei nur von sich selber zu reden, just als ob sie anderen Menschen gerade so wie sich selber der Mittelpunkt der Welt schienen — mit möglichst deutlichem Verrathen ihrer grenzenlosen Gleichgültigkeit gegen Alles, was die übrigen Anwesenden betrifft, was ihre Freude oder ihr Leid bildet. — „J'ai reçu une lettre merveilleusement spirituelle de Voltaire; je vais vous lire ma réponse," sagte jener Franzose.

Doch zurück zu unserem Augsburger Kreise, der sich vielfach durch den Verkehr mit den eingeborenen Familien der großen Industriellen und der „Haute Finance" erweiterte, welche das alte Augsburg immer noch auf dem Range eines Börsenplatzes erhielten. Es herrschte unter uns, obwohl unsere ganze Gesellschaft sich um das große leitende Organ der Zeit gelagert hatte, doch das politische Interesse keineswegs vor, selbst bei Kolb nicht; ihm warf die leidige Politik, warfen die damaligen miserablen Zustände in Deutschland dunkle Schatten genug auf seinen Lebensweg; die Censur, das Ministerium Abel, die unberechenbaren Wiener und Berliner Susceptibilitäten schufen ihm Verdruß genug, um die Politik im geselligen Verkehr „hintanzuhalten". Mehr davon erfüllt war schon Friedrich List, in dessen Gegenwart denn auch oft die Rede auf die alten Burschenschafterlebnisse und Leiden kam — hatte doch Kolb gleich so vielen Anderen auch auf dem Hohenasperg gesessen und List da oben Wolle kratzen müssen! Auch mir war die Politik nicht ans Herz gewachsen — mir machte der Zustand des Vaterlandes damals einen Eindruck völliger Unheilbarkeit, bei dem ich ebenso sehr an einer von oben kommenden Besserung zweifelte, als mir die von ganz unten kommende Besserung, die endlich einmal zu erwarten war, durch ihre Verfechter und Apostel antipathisch und widerwärtig erschien. — So blieb ich denn mit meiner Thätigkeit der Literatur treu und versuchte mich neben meinen Arbeiten für die Beilage der Allgemeinen Zeitung in ein paar Dramen. Die Zeiten, in welchen ein junger Mensch ein paar Jahre seines Lebens auf dem Hohenasperg oder anderen festen Punkten des Vaterlandes mit weniger schönen Aussichten verlieren mußte, sind ja Gott sei Dank vorüber; die aber, in welchen er Zeit und Kraft verschwenden muß an die Herstellung einiger Tragödien in fünffüßigen Jamben oder in Shakespeare'scher Prosa, an solche schwärmerische Einleitung in die ödere Tragik seines eigentlichen Lebensberufs und Lebenslaufs — diese Zeiten werden wohl nie vorübergehen!

Im Mai 1844 machte ich mit meiner jungen Lebensgefährtin eine Reise an den Bodensee, um jene Annetten v. Droste zu bringen. Ich fand diese, mit der ich im lebhaftesten brieflichen Verkehr und Gedankenaustausch während all' dieser Zeit geblieben, leider sehr verändert. Ihre Gesundheit war — vielleicht hatte

ich es früher bei stetem Zusammenleben nicht so wahrgenommen — doch ein gewaltig schwächliches und gebrechliches Ding; sie erfüllte mich mit tiefer Sorge. Auch machte mir ihr jetziger Aufenthalt einen melancholischen Eindruck. Sie wohnte nicht mehr in ihrem alten, doch ziemlich comfortabel eingerichteten Quartier, sondern nach ihrem Wunsch hatte man ihr ein Thurmgemach in einem anderen Gebäudetheil, zu dem es nicht so viele Treppen zu ersteigen gab und wo sie in noch größerer Ungestörtheit weilen konnte, neu eingerichtet, und die Kahlheit, die weißen Kalkwände dieses noch nicht lange fertig gewordenen Raumes hatten etwas kerkerhaft Bedrückendes. Doch hatte sie alle ihre kleinen Schätze jetzt da bei einander und war mit dem Tausche sehr zufrieden. Konnte sie doch jetzt leichter hinaus zu ihrem geliebten kleinen Besitzthum, das sie unterdeß erworben und das sie mit großem Stolze uns zeigte — es war ein kleiner, oberhalb Meersburg liegender Weinberg, mit einem bewohnbaren Pavillon darin, der das „Fürstenhäuschen" hieß — wunderlich roth, blau und grün war er angestrichen, dieser Pavillon; aber der „Maler" im Städtchen hatte ihn mit großem Stolz auf seine Leistung so schön decorirt, und nun konnte Annette es nicht übers Herz bringen, den ländlichen Paul Veronese mit dem Auftrag zu kränken, über seinen leuchtenden Farbenglanz einfachere Töne zu legen. Die Zeit des Zusammenseins, welche uns vergönnt war, verflog rasch — nach acht Tagen mußten wir scheiden, und der biedere alte Ritter, der nun schon fünfundsiebzig Jahre zählte, aber immer noch so geistesfrisch und frohen Muthes „auf der aeltesten burg Teutschlandes" saß und mit dem Truchseßen Ulrich von Singenberg sprach:

„Sust heiße ich wirt und rite heim, da ist mir nit we,
Da gesin ich von der heide und von dem gruenen kle,
Daz solt du steten, milter Got! das ez mir iht zerge!"

credenzte uns in seinem trefflichen Meersburger 1834er den Abschiedstrunk. Dann entführte der Dampfer uns quer über den See, den Thürmen von Constanz zu, und Annette schrieb in ihrer gewölbten Kemnate unterdeß ihr schönes Gedicht „Lebt wohl, es kann nicht anders sein" (S. 117 der Letzten Gaben).

Wir sahen die Schweiz dann, begeistert von der Poesie ihrer Vergangenheit, schwärmend für die wunderbare Schönheit ihrer Natur, wieder möglichst ernüchtert von dem Theile ihrer Bevölkerung, dem als bonne prise der Tourist in die Hände fällt. Und nach Augsburg heimgekehrt, freute ich mich, nun den stattlichen Band der „Gedichte" Annettens, den sie, von ihrer eigenen Hand aufs sauberste abgeschrieben, in meine Hände gelegt und dessen Verlag die Cotta'sche Buchhandlung bereitwilligst unter guten Bedingungen übernommen, ans Licht treten zu sehen. Der Sommer verfloß rasch dabei; es wurden viele kleine Ausflüge gemacht, auch nach München, wo ich Kaulbach, der eben mit dem Carton seines babylonischen Thurmbaus beschäftigt war, kennen lernte und einen westfälischen Landsmann in ihm begrüßen durfte; und an Pilgern, die nach dem literarischen Mekka gewallfahrtet kamen und in interessanter Weise den Bekanntenkreis erweiterten, fehlte es nie; aber ich will nicht den Nomenclator so manches damals bekannten und vielgenannten und heute von tiefer Vergessenheit bedeckten Namens machen; es ist ein kurzathmiges und bröckeliges Ding, die literarische „Unsterblichkeit".

An einem nebeligen Tage des Herbstes saß ich an meinem Tische in den Redactionsbüreaus mit irgend einer Arbeit beschäftigt; das Fenster vor mir bot die angenehme Aussicht auf die düstere Augsburger Frohnfeste mit ihren vergitterten Kerkerfenstern, was damals für einen in Schriftstellerei verfallenen Menschen und nun gar für eine Zeitungsredaction ein höchst zweckmäßiges Memento mori war, als plötzlich raschen und erregten Schrittes Kolb in mein Zimmer trat, einen Brief in der Hand, den er mir mit dem Ausruf reichte:

„Da lesen Sie einmal, was ich da eben unter den eingelaufenen Briefen finde! Was in aller Welt bedeutet das?"

Es war ein einzelnes großes, mit einer schönen, klaren und festen Handschrift bedecktes Quartblatt — von der Hand Lenau's, und dessen Namen stand denn auch mit großen, höchst energischen Zügen darunter. Die Schrift aber lautete:

„Nachricht für meine Braut und meine Freunde in Frankfurt a. M.

Weil keine Arznei gegen meine bedenkliche Nervenkrankheit helfen wollte, nahm ich endlich meinen göttlichen Josephus Guarnerius hervor, spielte mir einen recht frischen steyerischen Landler und tanzte, mit aller Gewalt meiner Phantasie in eine steyerische Gebirgskneipe versetzt, unter Jägerburschen und Almmenschern, wüthig stampfend, einen Tanz so lange, bis ich exaltirt und durchwärmt war. Ich bin gesund. Dies ist geschehen diesen Morgen acht Uhr in meinem kleinen Gartenzimmer des Reinbeck'schen Hauses. Eine halbe Stunde später hab' ich dem Dr. Schelling einen Walzer vorgetanzt ganz frisch und lebendig. Der Doctor kam in einer Stunde wieder und fand mich in gleichem Zustande. Mir ist unbeschreiblich leicht und wohl zu Muth, ich gehe so schnell und straff wie in meinen gesündesten Tagen. Jetzt will ich schlafen Vivat Guarnerius!

Stuttgart, den 16. October 1844 — 10½ Uhr Morgens. Das musikalische Phantasiewunder geschah vor 2½ Stunden.

Lieber Kolb!

Das ist mir heute begegnet. Drucken Sie es schnell. Tausend Grüße und Küsse von Ihrem Freund

Nicolaus Lenau."

Solch einem wunderlichen und verblüffenden Actenstück gegenüber gab es, mit so sicheren, ruhigen und klaren Zügen und so gleichmäßig es auch geschrieben und so logisch es abgefaßt, so sorgfältig es adressirt und (mit Lenau's gewöhnlichem Petschaft, einem Schiff auf sturmgepeitschten Wogen und der Umschrift: Telle est ma vie) versiegelt war, doch nur eine Deutung. Und wir schreckten doch Beide gleich sehr vor einer solchen zurück, um so mehr, da uns wohl Lenau's Rückkehr von Wien nach Stuttgart, aber nicht seine Erkrankung bekannt war. Kolb schrieb sofort um Aufklärung nach Stuttgart; diese aber kam bereits am anderen Tage durch einen Brief von Gustav Pfizer, der bat, etwaige Zusendungen von Lenau an die Zeitung nicht zu berücksichtigen, und dabei Andeutungen über den Ausbruch der Geisteskrankheit machte, welche sich also wohl zuerst in diesem wie eine Reliquie von mir bis heute aufbewahrten Briefe ausgedrückt hat; jener Geisteskrankheit, welche Lenau's sturmbewegtes Lebensschiff endlich in den Hafen eines Irrenhauses treiben und darin so herzbrechend elend versinken lassen sollte.

Es war nicht anders möglich, als daß sich durch den täglichen Umgang mit Männern wie Gustav Kolb und Friedrich List mein Blick ins Leben und mein politischer Sehkreis unendlich erweiterte. Vor Allem durch Kolb, dessen Idealismus der stärkere, dessen gemüthvollere Natur auch den Seiten des Menschenlebens ein Verständniß entgegenbrachte, für welche List das eigentliche Organ fehlte und für welche er kein Interesse hatte. List war dagegen sprudelnder, genialer in seinen Einfällen, denen er stets ein lautes, herzliches Lachen folgen ließ, just wie jener Richter Bueren, der unruhige Gast, den ich bereits genannt habe und an den List mit seiner ganzen Erscheinung und seinem ganzen Wesen mich erinnerte. Und so wirkten Beide um so mehr auf meine Anschauungen ein, da sie so ziemlich vom selben politischen Credo waren — im Grunde, trotz allen liberalen Vorkämpferthums, conservative Naturen, lebendiger von dem nationalen Einheitsgedanken als von dem Freiheitsgedanken durchglüht und Beide wohl auch des stillen Glaubens, daß die Menschheit nur durch ihre geistige Aristokratie weiterkommt, daß die politischen Formen, in deren Werth und Alles entscheidende Bedeutung sich die halbe Bildung verbeißt, für das Glück der Menschheit nicht ausschlaggebend sind und daß jedenfalls die Herrschaft dieser halben Bildung das Schlimmste von Allem ist. — In den orientalischen Dingen, in Allem, was das „illyrische Dreieck" und den „am Bosporus liegenden Schlüssel zur Weltherrschaft", was „Swätoslaw und seine byzantinischen Begierden" anging, war Fallmerayer, dessen „Fragmente aus dem Orient" damals in der „Allgem. Zeitung" erschienen, die leitende Autorität, obwohl Kolb ihm oft große Stellen in seinen Aufsätzen streichen mußte, worüber dann der langsam und bedachtsam arbeitende, an der Facettirung seiner stilistischen Juwelen lange polirende Gelehrte in magistralen Zorn gerieth. Aber was half es ihm — die Censur war eine vis major, und sie sorgte schon dafür, daß eure schönsten Gedanken für die Hunde waren ...

„Das war die Rede, die ich hielt
Ganz ohne Vorbereitung.
Verstümmelt hat Kolb sie abgedruckt
In der Allgemeinen Zeitung,"

heißt es ja auch schon in Heine's „Wintermärchen".

List dagegen, der in Augsburg ein wöchentlich erscheinendes Zollvereinsblatt redigirte, übte in staatswirthschaftlichen Fragen einen bestimmenden Einfluß auf Kolb und die Richtung der „Allgemeinen Zeitung" aus, um so mehr, als Kolb sich schon früher auf demselben nationalen Standpunkt mit seinem Landsmann befunden hatte, bevor List nach mancherlei Schicksalen nach Augsburg gezogen war. Und nun war es doch ein wunderlich zusammengespanntes Paar schwäbischer Landeskinder, welches hier an einem Strange zog. Tiefgründige Naturen waren sie Beide, und Beide Idealisten, wenn auch List sich mit dem realen Leben beschäftigte und mich bei der ersten Begegnung mit ihm fragte, wie viel in Westfalen die Butter und die Eier kosteten, was ich ihm absolut nicht beantworten konnte! Er schaute eben doch auf diese realen Dinge von den höheren Standpunkten aus, auf die sich nur der Idealist heben kann, er durchflocht seine praktischen Folgerungen daraus mit großen und weittragenden Ausblicken und Ideen. Der Kern und letzte Gedanke all' seines Mühens und Strebens für das „nationale System der politischen Oekonomie" aber war die Leitung des deutschen Volkes zur Freiheit und Einheit auf einem anderen, praktischeren Wege als die sämmtlichen bisher eingeschlagenen. Und dieser Gedanke war ein von Haus aus echt transatlantischer, er hatte ihn von jenseits des Meeres, aus der Verbannung in Amerika mitgebracht, und mit einem englischen Sprüchwort drückte er ihn am liebsten aus. Das Sprüchwort heißt: An empty bag cannot stand upright. Wir drücken es mit „Gut giebt Muth" aus. List exemplificirte schon an den Bauernkriegen, daß die wachsende Wohlhabenheit der Landbevölkerung im 16. Jahrhundert den Bauer, der so lange das drückendste Joch geduldig ertragen, zur Erhebung und zum heroischen Kampfe für seine Emancipation gebracht. Er wollte den Nationalwohlstand gehoben, durch eine weise Schutzpolitik vermehrt sehen; mit der deutschen Armuth sah er die deutsche Duckmäuserei, das deutsche Angstphilisterthum, das deutsche Wolkenkuckucksheim schwinden, und so war seine Parole „durch Wohlstand zur Freiheit", sicher dabei, daß die so errungene Freiheit eine auf sichere, feste Basen gegründete sein würde, denn das Capital läßt nicht mit sich scherzen und ist von zäher Widerstandskraft.

In der Unterhaltung war List in hohem Grade fesselnd und anregend; er steckte voll guter Einfälle und Geschichten und liebte zu plaudern und zu lachen; war auch nicht gerade sehr empfindlich, wenn er geneckt und aufgezogen wurde — nur mußte es nicht just mit seinem amerikanischen Omnibusabenteuer sein. Eines schönen Tages in den Vereinigten Staaten — so erzählte Kolb, der es in einem amerikanischen Blatte gefunden — war eine Gesellschaft von vierzehn Personen in einem Omnibus über Land gefahren und in menschenleerer Gegend von einem mit einem Schießgewehr bewaffneten Räuber angefallen worden; dieses verbrecherische Individuum hatte gefordert, daß die Gesellschaft bocc' a terra mache, als sei man in der Gegend von Terracina, und in der Angst vor seinem verderblichen Schießgewehr hatten alle vierzehn Fahrgäste sich dem unterworfen und sich ausplündern lassen. Kolb wollte nun sichere Indicien haben, daß ein in dem Berichte eine hervorstechende Rolle spielender „fat German gentleman" Niemand anders als sein verehrter nationalökonomischer Freund gewesen sei, was dieser jedoch, wie gesagt, nicht weiter erörtert zu sehen liebte. — In Kolb's reizbarer, capriciöser, nach innen lebender Natur war mehr als in dem kosmopolitischen List der Schwabe ausgesprochen; es war ein vieldrähtiges Garn, diese Natur, die nicht leicht zu durchschauen war; auf dem Grunde derselben lagen eine goldene Treue und Ehrlichkeit, eine unendlich warme Vaterlandsliebe und ein großer Seelendurst nach Poesie; darüber lag ein Anflug von Humor und von Sentimentalität; und zu dem allen kam eine große Anspruchslosigkeit; es war keine Spur von Ueberhebung oder eitlem Größenwahn in dem mächtigsten und einflußreichsten Journalisten des damaligen Deutschlands. Er hat seine Stel-

lung nie zu dem allergeringsten persönlichen Vortheile ausgebeutet; er hat nur wie ein geduldiger Kreuzträger alle Widerwärtigkeiten, alle Fehden, die mit der Leitung solch einer Zeitung verbunden waren, auf sich, ganz allein auf seine überbürdeten Schultern genommen. Seine Reizbarkeit hat ihn dabei unendlich viel leiden gemacht, namentlich zur Zeit des philosophisch-politischen Rohmer-Schwindels, als die jetzt verschollenen, einst in Süddeutschland und der Schweiz viel Staub aufwirbelnden Windhosen Friedrich und Theodor Rohmer in der „Allgemeinen Zeitung", die sich ihrem Gallimatthias verschloß, durchaus ein Organ finden wollten. — Der liebenswürdigste Zug in Kolb war seine geistige Elasticität. Die geistverwüstende Redacteurthätigkeit, die er so viele Jahre hindurch geübt, alles Wichtigere selbst thuend, selbst erledigend, nicht die geringste Verantwortlichkeit auf Anderer Schultern legend, hatte ihm dennoch nichts geraubt von seiner Herzenswärme und seinem immer regen und lebendigen Interesse für alles Gute und Schöne; es war wie eine ewige Jugend in ihm. Kolb war ein unbedingter Bewunderer Leopold v. Ranke's und wußte, wenn nicht gerade etwas seine patriotische Wärme, sein deutsches Gefühl bis zum Hitzegrade brachte, die Dinge mit der kühlen Objectivität des großen Meisters der Historik zu nehmen; so war er der schwierigen Aufgabe gewachsen, die eigene Anschauungs- und Empfindungsweise schweigen zu lassen, wenn er auf der kleinen Weltbühne, deren Regisseur er war, die Vertreter einzelner Richtungen auftreten und sich aussprechen — und Manches auch nicht aussprechen ließ; so verstand er es auch, nur selten und mit allem gebotenen Maß sich die Befriedigung zu gewähren, aus den Coulissen hervorzutreten, um einmal unverblümt eine Parabase zu sprechen. Es gehörte in der That Selbstverleugnung dazu, und ein Mann aus der Schule Schlosser's hätte es nicht vermocht, so, statt als Herold einer Idee und als Apostel einer ganz bestimmten Ueberzeugung einer Zeit voranzuschreiten, eigentlich nur den Schleppträger einer Zeit zu machen und auch in bewegten Tagen, inmitten aufregender Ereignisse an dem Programm der „Allgemeinen Zeitung" festzuhalten, daß sie, unparteiisch und mit gleichem Maß für alle ideal berechtigten Richtungen, nur „dem Jahrhundert und Körper der Zeit den Abdruck seiner Gestalt" zeige. Aber Kolb hat es verstanden, diese Aufgabe so gut zu lösen, wie sie ein Mann von einer bestimmten Gesinnung, bei dem doch Objectivität immer etwas nur annäherungsweise Erreichbares bleibt, lösen konnte. Er verstand es dazu, mit unerschöpflicher Geduld und Elasticität des Geistes das ihm anvertraute Schiff durch alle die zahllosen Klippen, die ihm drohten, zu steuern — durch die Scylla der Berliner, die Charybdis der Wiener Rücksichten zu segeln, gegen den Wind, der von München, von Frankfurt, von Stuttgart blies, zu laviren. Und als endlich, endlich die Lage der Dinge in Deutschland sich änderte, als die Presse endlich ein freies, offenes Meer vor sich sah und nun geradeaus steuern konnte nach Herzenslust — da hatte durch langer trüber Jahre Gewohnheit der arme Kolb sich das Laviren so zur anderen Natur gemacht, daß er sich in den geraden Cours nicht mehr fand und das Steuer bald seiner müden Hand entsank. Sein Gehirn erlahmte und wurde krank, und endlich stand auch das brave Herz still, nachdem es von harten Schicksalsschlägen betroffen.

Kolb hat nie etwas Anderes geschrieben als in seiner Zeitung seine anonymen Leitartikel und seine Glossen zur Zeit- und zur Tagesgeschichte; und wie diese nicht, so konnte ihn auch die in ihrem stillen Arbeiten und in ihrem selbstverleugnungsvollen Walten sich dem Auge der Welt entziehende Redactionsthätigkeit nicht bekannt machen; er ist trotz aller seiner seltenen vielseitigen Kenntnisse und seiner Verdienste im großen Ganzen der Welt unbekannt geblieben. Und doch haften meine Erinnerungen an seinem Namen; es wird mir schwer, von dieser Gestalt, die heute Niemand mehr kennt und die einst über ein ganzes Stück Literaturwelt regierte, die Gedanken loszureißen und zu anderen überzugehen, von denen keine wieder in gleichem Maße und trotz so mancher großen Verschiedenheit der Ansichten und Ueberzeugungen mein treuer und lieber Freund geworden ist.

Von tiefer Schwermuth umschattet, nicht zu trösten über den Verlust des Liebsten,

was er auf Erden besaß, seines einzigen Kindes, ist Kolb aus der Welt geschieden. Noch vor ihm hat Friedrich List, dessen Ende unseren damaligen Zuständen ein wahres Schandmal aufprägt, die Welt, und zwar freiwillig, verlassen. Kolb schrieb mir darüber am 6. December 1846 nach Köln, wo ich damals schon lebte:

„Lieber Freund!

„Alle unsere Gedanken sind durch List's Tod in Anspruch genommen. Er verließ etwa am 20. oder 21. November Augsburg, indem er seiner Familie bloß sagte, er wolle sich in München etwas erholen. Bald erhielt sie aus Tegernsee einen Brief, er gehe nach Meran. Ich war erschüttert, die Familie fand noch nichts Außerordentliches an dem Entschluß. Plötzlich erhalte ich aus Kufstein vom 1. December einen Brief von dem dortigen Postmeister: List hatte dort vier Tage meist im Bette zugebracht, war am 30. November Morgens 6 Uhr mit Zurücklassung seiner Effecten fortgegangen; als man Nachmittags das Zimmer erbrach, fand sich ein offener Brief an mich, dessen Schluß auf seine Absicht deutete, bei seiner zerrütteten Gesundheit und seiner aussichtslosen Lage aus dem Leben zu scheiden. Etwas über 300 fl. in Banknoten u. s. w. lag darunter. List selbst wurde überall, zuletzt von fünfzig Personen gesucht und endlich am dritten Tage in einem Graben gefunden: er hatte sich mit einem Pistolenschusse das Leben genommen. — In seinem Briefe an mich sagte er: vier Tage lang habe er jeden Tag mit sich gekämpft, ob er nicht nach Augsburg rückkehren solle; er sei auch wirklich von Schwaz zurück nach Kufstein gekommen, da aber in dem furchtbaren Wetter, wo ihm alles Blut nach dem Kopfe ströme, erfasse ihn die Verzweiflung! Sie erhalten morgen eine Abschrift des Briefes an mich. Seine Frau habe ich gestern erst unterrichtet. Es war eine Scene furchtbaren Jammers. Jetzt ist sie ruhig, halb von dem Gedanken getröstet, daß List's Zukunft eine schreckliche hätte werden können, denn leider zeigten sich wieder Spuren, daß seine Abspannung abermals in die vorjährige Geistesstörung übergehen konnte.

„Sie werden erschüttert sein gleich mir. Morgen mehr! Ihr G. Kolb."

Aus dem Briefe List's selbst, den ich am anderen Tage erhielt, ging hervor, daß er, der in seiner Melancholie die Verhältnisse schwärzer und unheilvoller gesehen, als sie waren — daß er mit einem Gedanken edelster Aufopferung für die Seinen aus dem Leben geschieden. Da er seine Arbeitskräfte von sich gewichen fühlte, hatte er durch seine unfruchtbare Existenz das Erbtheil nicht schmälern wollen, welches jetzt den Seinen blieb und das durchaus nicht ganz unerheblich war!

Ich war natürlich durch dies entsetzliche Ende List's um so tiefer erschüttert, als ich ihn noch im verflossenen Sommer wohlauf und hoffnungsvoll in Köln bei uns gesehen — auf der Reise nach London; von London auch die heitersten Briefe von ihm erhalten; er hatte den Plan gefaßt, ein in Köln erscheinendes Handelsblatt anzukaufen und nach Köln überzusiedeln, und war darin bestärkt worden durch Bunsen, bei dem er in London, wie er schrieb, die allerherzlichste und wärmste Aufnahme gefunden. Dies Project war dann, als er von London zurückkehrte, von anderen verdrängt worden; und nichts hatte uns damals ahnen lassen, daß schon nach wenig Monaten dieser ewig rege, sprudelnde, ideenreiche, edle Geist in einer solchen Katastrophe enden würde!





Literarische Mittheilungen.

Neuere historische Literatur.

Unter den historischen Arbeiten der Gegenwart, welche auf wirkliche Geschichtschreibung, nicht auf bloße Einzelforschung gerichtet sind, nimmt noch immer die umfassende Gruppe von Werken eine hervorragende Stellung ein, welche als „Geschichte der europäischen Staaten“ seit einer Reihe von Decennien im Verlag von Perthes in Gotha erscheint. Nunmehr geht das große Unternehmen allmälig nach allen Seiten der Vollendung entgegen. Die Geschichte Griechenlands von Professor G. Hertzberg ist mit dem jüngst ausgegebenen Registerband zum Abschluß gediehen. Von der neuesten Geschichte Frankreichs, bearbeitet von Professor K. Hillebrand in Florenz, ist soeben der zweite Band (bis 1848) erschienen, und die noch ausstehenden Bände des Werkes werden in kurzen Zwischenräumen nachfolgen. Von der Neubearbeitung der Niederländischen Geschichte durch Prof. Th. Wenzelburger liegt der erste Band vor, und der zweite ist weit in der Bearbeitung vorgeschritten. Der unlängst veröffentlichte erste Band der Geschichte Baierns, vom Archivrath L. Riezler bearbeitet, wird voraussichtlich schon im nächsten Jahre eine Fortsetzung erhalten. Sehr erfreulich ist, daß die so lange unterbrochene Geschichte Spaniens demnächst wesentlich gefördert werden wird; noch in diesem Jahre wird ein neuer Band, den man Dr. Schirrmacher verdankt, der Presse übergeben werden. Von der Geschichte des Kirchenstaates, bearbeitet von Dr. M. Brosch in Venedig, ist der erste Band bereits im Druck. Mit der Geschichte Venedigs ist Prof. G. Thomas unausgesetzt beschäftigt. Den ersten Band der Geschichte Württembergs hat Archivrath P. Stälin nahezu vollendet. Auch für die Fortsetzungen der Geschichten Preußens, Rußlands, Polens, Schwedens und Dänemarks werden die Arbeiten regelmäßig fortgeführt.

Das Neueste, was uns aus diesen Arbeiten zugeht, ist der zweite Band der **Geschichte Frankreichs** von K. Hillebrand. (Gotha, Friedrich Andreas Perthes.) Derselbe behandelt die innere Entwickelung Frankreichs unter dem Julikönigthum und die Blüthezeit der parlamentarischen Monarchie. Er reicht demnach von 1837 bis 1848 und behandelt eine der interessantesten Epochen des französischen Geistes.

Hillebrand ist zur Zeit einer der ersten deutschen Essayisten. Er umfaßt in seinen bisherigen Arbeiten die Analyse der gegenwärtigen Gesellschaft, das Studium der Literaturen der Hauptculturvölker beinahe mit der Sicherheit eines Einheimischen, die Kenntniß der gegenwärtigen philosophischen und wissenschaftlichen Bewegung. Er ist abwechselnd in Paris, in London, in Florenz gleichzeitig zu Hause und schöpft seine Auffassung der heutigen Culturnationen aus dem durch eminente Kenntniß der Sprache getragenen intimen Verkehr mit ihrer Gesellschaft. Dies sind Vortheile, welche ihm eine ganz einzige Stellung geben. Nach der Natur menschlicher Dinge sind sie mit einigen Nachtheilen in seiner geistigen Entwickelung verbunden. Der Umfang seiner Kenntnisse und Beschäftigungen hat ihn hier und da dazu geführt, mehr von der Oberfläche zu schöpfen, und das Leben des Schriftstellers in den verschiedenen Hauptstädten Europa's ließ seinen Geist nicht zu dem einheitlichen Zusammenhange gelangen, für welchen er vielleicht angelegt war.

Aber ein solcher Gang seiner Bildung hat unschätzbare Vortheile für die Lösung der Aufgabe gebracht, welche er sich nunmehr gesetzt hat. Das zeigt auch wieder der vorliegende

Band. Er hebt mit einer Darstellung des französischen Geistes in dieser Epoche an, welche nur aus so universellen Beschäftigungen und zugleich aus solcher intimen Kenntniß der Franzosen geschöpft sein konnte. Man wird über manchen Punkt anderer Meinung sein. So dünkt uns, daß er Comte, dem Schöpfer der positiven Philosophie, nicht gerecht geworden ist. Aber es wird wenige Darstellungen des gesammten Zustandes der Gesellschaft in jener Zeit geben, welche sich in Bezug auf die Befähigung zum Urtheil über so heterogene Personen mit dieser vorliegenden messen können. An sie schließt sich die Erzählung der politischen Ereignisse. Man bemerkt mit Vergnügen, daß es dem Essayisten gelungen ist, den historischen Ton zu treffen. Die solide Kenntniß tritt hier auf, verbunden mit einem Verständniß der Menschen und der thatsächlichen Natur politischer Wirkungen, die immer noch selten ist.

Im Zusammenhang mit diesem großen Unternehmen, welches gegenwärtig unter der Oberleitung von Giesebrecht in München steht, ist von demselben hervorragenden Gelehrten der Plan gefaßt worden, in der gemeinsamen Arbeit verschiedener Gelehrten eine deutsche Geschichte zu schaffen. In diesem Herbst ist in München hierüber berathen worden. Die Verhandlungen der Versammlung bezogen sich besonders auf die gleichartige Durchführung und möglichste Beschleunigung dieses vaterländischen Werkes, mit welchem man einem allgemein gefühlten Bedürfniß entgegenzukommen hofft. Man erwartet, dasselbe bis 1882 vollenden zu können; die erste Publication wird voraussichtlich schon im nächsten Jahre erfolgen. Eine Neubearbeitung auch der österreichischen Geschichte wurde seit längerer Zeit gewünscht, und die Verhältnisse haben jetzt diesem Wunsche zu entsprechen ermöglicht. Prof. Dr. Huber in Innsbruck hat es übernommen, die Geschichte des österreichischen Kaiserstaates in sechs Bänden von mäßigem Umfang zu behandeln. Daneben ist eine besondere Bearbeitung der Geschichte der Kronländer Ungarn und Böhmen für spätere Zeit in Aussicht genommen.

Bei dieser Gelegenheit mag eines Buches erwähnt werden, das eine recht gute Uebersicht über die Entwickelung Oesterreichs seit dem spanischen Erbfolgekrieg bis auf die Gegenwart enthält: **Geschichte der Neuzeit Oesterreichs vom 18. Jahrhundert bis auf die Gegenwart.** Von Dr. Franz Krones. (Berlin, Theodor Hofmann.) Der Verfasser ist Oesterreicher, und ein solcher wird schließlich am besten das innere Leben dieses Staates aufzufassen im Stande sein. Er ist ein gemäßigter Anhänger der josephinischen Reformen und des möglichst engen Zusammenhanges der Staaten des Kaiserreichs. Der leitende Gedanke seines vortrefflichen Werkes wird in folgenden Worten gefunden werden können: „Die dem Einheitsgedanken des Staates widerstrebenden Völkerparteien, falls sie nun einerseits im ungeberdigen Verlangen nach Mehrerfolgen, andererseits im unfruchtbaren Schmollen über vergebliche Erwartungen den gesunden und vollen Pulsschlag des Staates beirren oder gar den kurzsichtigen Blick auf Ziele lenken, die den Zerfall des Staates herbeiführen müßten, dürfen nicht vergessen, daß die Geschichte auch für sie Lehren bereit hält, denen zufolge ebenso wenig die Gefährdung der Interessen des Staatsganzen durch dessen Theile ungestraft herausgefordert als die bitterste Enttäuschung über scheinbare Sympathien fremder Staaten und Völker vermieden werden könne."

Ein anderes Werk — über die Geschichte des französischen Geistes — schreitet langsam voran, es schließt sich so zu sagen an die berühmte epochemachende Arbeit von Toqueville über das Königthum vor der Revolution in Frankreich an. **Die Entstehung des modernen Frankreich.** Von Taine. Autorisirte deutsche Bearbeitung von Leopold Katscher. Zweiter Band: Das revolutionäre Frankreich. Erste Abtheilung. (Leipzig, Ernst Julius Günther.)

Die Hälfte des zweiten Bandes umfaßt zwei Abtheilungen. Die Volksaufstände und die Thätigkeit der verfassunggebenden Nationalversammlung führen zur Beseitigung jeder Regierung Frankreichs; dies wird im vorliegenden Theil dargethan. Eine Partei schart sich um das Banner einer ultraradicalen Lehre, reißt die Macht an sich und übt dieselbe im Sinne dieser Lehre aus. Hiermit wird sich der zweite Theil beschäftigen. Der Gesichtspunkt, unter welchem diese Darstellung gegeben wird, ist von Taine selbst drastisch so ausgesprochen: „Wir schreiben, als ob wir es mit den Revolutionen von Florenz oder Athen zu thun hätten. Kurz, wir schreiben Geschichte und nichts Anderes; um die Wahrheit zu sagen: wir haben von der Aufgabe der Geschichtschreibung eine viel zu hohe Auffassung, als daß wir daneben noch einer anderen Aufgabe obliegen und den Historiker in uns verleugnen sollten."

Daß Parteien die großen Ereignisse der Geschichte unter ihrem Gesichtspunkt darstellen, vielmehr entstellen, liegt in der Natur der Sache. Die Darstellung der französischen Revolution hat viel mehr gelitten unter dem Sinn für das Theatralische und Affectvolle, das in diesen Ereignissen liegt und von den romanischen Völkern besonders stark empfunden wird. Man nahm Parteien und Personen für das, als was sie auf dieser großen tragischen Bühne sich selbst ausgaben, und ließ die Maske gelten, unter welcher die radicale Partei so gut als

die Girondisten und die königliche Partei ihr Wesen zum guten Theil verbargen.

Nach den vorbereitenden Arbeiten von Toqueville gebührt einem deutschen Forscher das Verdienst, zuerst eine wahrhaftigere Darstellung gegeben zu haben. Sybel hat den theatralischen Schmuck der bisherigen Darstellungen auf seinen wahren Werth zurückgeführt und uns gezeigt, aus welchen realen Zuständen die französische Revolution hervorging; um was es sich in der Wahrheit und in der Wirklichkeit bei den gewaltigen Erschütterungen im Inneren der Frankreich beherrschenden Versammlungen handelte; wo der wirkliche Inhalt dieser Kämpfe war, die auf der Rednerbühne begannen und auf dem Blutgerüst endeten; endlich was für factische Zustände die Umwälzung, das ganze Treiben jener tobenden Versammlungen, für den Augenblick schuf und für die Gegenwart vorbereitete.

Die Ergebnisse der Arbeit von Taine enthalten ein noch weit härteres Urtheil über das ungeheure Schauspiel der französischen Revolution und die Personen, welche in ihm agirten. Ein solches Urtheil entspringt bei einem Republikaner wie Taine aus einem Wahrheitssinn von seltener Reinheit und einem Untersuchungsgeist von seltener Tiefe. Taine ist ohne Frage der hervorragendste Schriftsteller des gegenwärtigen Frankreich. Ihm stehen zugleich eine außerordentliche Beherrschung des ungeheuren Actenmaterials, philosophischer Geist, der eine Art von Psychologie der Revolution ins Auge faßt, und die glänzendste Darstellung zu Gebote. Ein Philosoph sieht hier die Geschichte, und ein genialer Schriftsteller ersten Ranges stellt sie dar.

Ein Schriftsteller von verwandter geistiger Richtung, welcher ebenfalls lange Jahre mit dem Studium intellectueller Thatsachen sich beschäftigt hat und nunmehr einer großen Aufgabe der politischen Geschichtschreibung sich zuwendet, ist Lecky. Sein hervorragendes Werk, das in England rasch hinter einander zwei Auflagen erlebte, liegt in folgender Uebertragung vor: **Geschichte Englands im 18. Jahrhundert.** Uebersetzt von Ferd. Löwe. Erster Band. (Leipzig, Winter'sche Verlagsbuchh.)

Lecky ist kein Schriftsteller genau von dem Range Taine's. Die Bahn, in der er sich in seinen früheren Schriften bewegte, war von Buckle und einigen Schriftstellern seiner Nation vorgezeichnet, nur daß er die Richtung jener Denker infolge seiner abweichenden religiösen Ueberzeugungen gemäßigt hat. Aber auch ihm steht derselbe solide und umfassende philosophisch-historische Geist zu Gebote, welcher die zusammenhängenden Beweggründe im Volksgeist und die bleibenden Resultate aus den Einzelthatsachen abzuleiten versteht. Aus der großen Masse der Thatsachen hebt er diejenigen heraus, welche sich auf die nachhaltigen Kräfte der Nation beziehen oder die haftenderen Züge des nationalen Lebens bezeichnen. Die hauptsächlichen Themata dieses Werkes sind: das Steigen oder Sinken der Monarchie, Aristokratie und Demokratie, der Kirche und der Dissenters, der landwirthschaftlichen, industriellen und commerciellen Interessen; die wachsende Macht des Parlaments und der Presse; die Geschichte der politischen Ideen, der Kunst, der Sitten und des Glaubens; die Wandlungen in der socialen und ökonomischen Lage des Volkes; die Einflüsse, welche abändernd auf den Nationalcharakter eingewirkt haben; die Beziehungen des Mutterlandes zu seinen Dependenzen, und die Ursachen, welche das Fortschreiten der letzteren beschleunigt oder verzögert haben.

Mit einer wirklich dramatischen Gewalt ist in diesem Bande unter Anderem die Geschichte des Ministeriums Walpole dargestellt; mit philosophischem Geist am Schluß desselben die Umgestaltung der Sitten in England zu dieser Zeit. Und Alles in Allem genommen verspricht das Werk eine werthvolle Fortsetzung des bewunderungswürdigen Fragments der englischen Geschichte zu werden, welches wir von Macaulay, dem Maler unter den Geschichtschreibern, besitzen.

Neben diesen zusammenhängenden Werken mag eine Sammlung ausgezeichneter politisch-historischer Aufsätze unseren Lesern empfohlen werden. **Vermischte Schriften.** Von Theodor v. Bernhardi. Erster Band. Mit zwei Tafeln. (Berlin, G. Reimer.) Diese Aufsätze beziehen sich ebenfalls auf die neueste Geschichte Europa's. Der hervorragende Verfasser der Geschichte Rußlands ist uns insbesondere durch den scharfen Blick, welcher nur aus einer reichen Lebenserfahrung entspringt und der in der Geschichte die Masken von den Thatsachen scheidet, ein außerordentlich angenehmer Schriftsteller.

Von den vorliegenden Aufsätzen bezieht sich ein Theil auf sein Studium der großen europäischen Bewegung, welche die französische Revolution einleitete und welche er bekanntlich in seiner Geschichte Rußlands in einem ungewöhnlichen Umfang mit aufgenommen hat, und auf die Darstellung der Sondergeschichte dieses Landes. Hiermit beschäftigen sich die Aufsätze über die französische Revolution, über den französischen Adel in seinem Verhältniß zur Revolution, über das Ende Kaiser Paul's I. von Rußland und über die Befreiungskriege. Von besonderem Werth und einer vortrefflichen Kunst der Erzählung ist die Darstellung des Untergangs des Kaisers Paul.

Eine andere Serie von Aufsätzen hat die jüngste Geschichte zu ihrem Gegenstande, theils

erzählend, theils in politischem Versuch. Mit außerordentlichem Interesse wird man heute wieder die beiden Aufsätze Bernhardi's über die Reform der Heeresverfassung lesen, welche während der Conflictszeit hervortraten. Die Aufsätze zeigen einen bewundernswerthen Vorausblick; mitten in der Conflictszeit geschrieben, entwickeln sie mit überzeugender Kraft diejenigen Gründe, welche die Reorganisation der deutschen Armee nothwendig gemacht haben. Sie gehen davon aus, daß Preußen durch seine besondere Lage und das Maß der Machtelemente, die ihm zu Gebote stehen, mehr als jeder andere Staat darauf angewiesen ist, mit äußerster Sorgfalt und Anstrengung dahin zu streben, daß seine Heeresmacht an innerer Tüchtigkeit, an kriegerischer Ausbildung und kriegerischem Werth womöglich etwas voraus habe vor den anderen Armeen Europa's, jedenfalls den besten unter ihnen in Nichts nachstehe. Heute sind diese Aufsätze ein beachtenswerthes Document der Zeitgeschichte, enthalten jedoch zugleich auch eine Argumentation, auf welche möglicherweise einmal wird wieder zurückgegriffen werden müssen. Alsdann handelt ein außerordentlich unterrichtender Aufsatz von der Leibeigenschaft und Freilassung der Bauern in Rußland. Wir wüßten keinen zweiten in unserer Literatur, welcher so instructiv für das Verständniß dieser Verhältnisse wäre. Endlich ist noch ein Aufsatz von 1858 über unsere Verfassung im Sinne der extremen und im Sinne der gemäßigten Partei, und ein anderer von 1859 über Frankreich, Oesterreich und den Krieg in Italien zu erwähnen.

Unsere eigene Geschichte empfängt in Bezug auf ihre urkundliche Grundlegung einen außerordentlich wichtigen Beitrag durch ein Werk, dessen zweiter Band erfreulich rasch dem ersten gefolgt ist und uns heute vorliegt. **Politische Correspondenz Friedrich's des Großen.** Zweiter Band. (Berlin, Alex. Duncker.)

Diese politische Correspondenz setzt sich zusammen aus eigenhändigen Aufzeichnungen Friedrich's des Großen und mündlichen Resolutionen desselben, welche der Cabinetssecretär sofort concipirt hat, und aus Ausfertigungen, zu welchen eine mündliche oder schriftliche Directive des großen Königs vorlag. Man begreift, daß nichts in die Werkstätte der großen politischen Arbeit, welche Friedrich vollbracht hat, unmittelbarer einblicken läßt als diese Correspondenz, das Schlagende im Ausdruck, die zutreffende Derbheit, welche selbst den Cynismus nicht scheut, vor Allem eine eigenthümliche, superiore Unbekümmertheit, vermöge deren dieser große Geist mit den vorhandenen politischen Kräften zu spielen scheint, so eng begrenzt auch die Mittel waren, welche ihm zu Gebote standen. Das Alles macht die vorliegende Publication zu einer höchst fesselnden Lectüre auch für Solche, welche sonst dem Studium historischer Quellen fern stehen.

Das Letzte — an Werth nicht das Letzte — sei die Darstellung der Entwickelungsgeschichte unserer eigenen Nation, wie sie Freytag's bereits zum Gemeingut unseres Volkes gewordene Schrift darbietet: **Bilder aus der deutschen Vergangenheit.** Von Gustav Freytag. Neuer Abdruck. (Leipzig, S. Hirzel.)

In Freytag vereinigten sich zwei Fähigkeiten, deren Verbindung selten ist, durch welche das vorliegende Werk seine außerordentliche und bleibende Wirkung erlangt hat. Freytag begann als Germanist, als Forscher auf dem Gebiet deutscher Sprache, Literatur und Geschichte; sein erster Lebensplan war ein Gelehrtenleben, welches dem Studium unserer deutschen Vergangenheit gewidmet wäre. Auch hat er an diesem Grundzug seiner geistigen Richtung zeitlebens festgehalten. Seine Arbeiten sind ein echter Ausdruck deutschen Geistes und haben für dessen Darstellung und Anregung in einer mächtigen Weise gewirkt. Freude an den Grundzügen unseres deutschen Wesens, wie sie in gewaltiger Tiefe in Jakob Grimm lebte und der Germanistenschule eingeprägt wurde, beseelt alle seine Arbeiten. Alsdann aber hat Gustav Freytag zeitlebens eine besondere Freude an der Sammlung seltener Flugblätter und Schriften gehabt, welche einen überraschenden Einblick in das deutsche Leben zu verschaffen geeignet wären. Es kann das dem Nichtkenner unerheblich erscheinen; wer geschichtliche Arbeit kennt, weiß, wie in der stillen Freude des Sammlers an vergessenen Schriften gleich als an erloschenen Zügen in der Schrift unserer Vergangenheit historischer Geist, productive Phantasie und die Freude am Geschichtlichen, die alles Verständnisses Grund ist, wurzeln.

So hat er, als sein dichterischer Beruf ihn aus der stillen Bahn des Gelehrten riß, den Grundzug seines Lebensplans, ich möchte sagen die Grundstimmung desselben, nicht aufgegeben.

Aus ihr entstand eine Reihe von Aufsätzen, in welchen er einzelne merkwürdige vergessene Broschüren oder Theile von Schriften commentirte und wieder mittheilte. Diese wuchsen zu einem Ganzen an, dessen Anspruch demnach nicht eine durchgeführte Culturgeschichte, wohl aber eine Art von Einführung in die Geschichte des deutschen Geistes ist.

Der erste Band behandelt das ältere Mittelalter. Hier kann von Seltenheit der Aufzeichnungen, von vergessenen Denkmälern natürlich noch nicht die Rede sein; jedes Denkmal deutschen Lebens aus dieser Epoche ist hin und her gewandt worden von der Forschung, um in ihm immer Neues zu entdecken. Das Verdienst Freytag's liegt hier in der dichterischen

Kraft der Anschauung, mit der er diese älteren Zeiten unseres Volkes belebt.

Der zweite Band ist betitelt: „Vom Mittelalter zur Neuzeit.“ Er hebt im dreizehnten Jahrhundert an; nun wird unsere Kenntniß des Materials schon reicher; seltener benutzte Schriften treten hier schon in Gebrauch; das Dorf, der Rittersitz, die Straßen der Stadt in jenen Zeiten können schon anschaulich gesehen und zur Darstellung gebracht werden; die fahrenden Leute, die frommen Landsknechte, die fürstlichen Frauen und Männer stellen sich uns schon in Leibhaftigkeit dar. Besonders verdienstlich, als Forschung betrachtet, ist in diesem Bande der Abschnitt über die Besiedelung des Ostens. Hier liegen offenbar bei Gustav Freytag so eingehende langjährige, von früh auf gehegte Forschungen vor, daß diese Abschnitte für die Erkenntniß des Gegenstandes von hervorragender Bedeutung sind.

Nun wendet sich der nächste Band dem Jahrhundert der Reformation zu, der folgende dem Jahrhundert des dreißigjährigen Krieges; beide zusammen umfassen also den Aufgang der neuen Zeit in der Bewegung der Reformation und die Epoche, in welcher die ganze Stellung der Reichsländer zu einander wie das ganze geistige Leben von dem Gegensatz der religiösen Bekenntnisse, von den theologischen Fragen bestimmt war. Diese beiden Bände bilden den schönsten Theil des Werkes. Hier hat die Benutzung von Flugblättern, Briefen, Biographien u. s. w. zu einer erheblichen Verdeutlichung, zu einer Art von dichterischer oder unmittelbarer Anschaulichkeit des Gegenstandes geführt, wie sie vor diesen Bänden nicht da war. Hier ist auch die Anschauungskraft Gustav Freytag's in ihrem eigensten Felde, da das Material eine wirkliche Wiederauferstehung der Vergangenheit ermöglicht. So ist das Bild Luther's entworfen, bis auf diesen Tag das schönste, das wir von ihm besitzen.

Man gewahrt wohl, wenn man diese Bände überblickt, wie Gustav Freytag zweimal die Geschichte unseres Volkes darstellend durchmessen hat als das ihm eigenste Gebiet: einmal in diesen historischen Bildern, das zweite Mal in dem Zusammenhang seines großen Romans. Es ist derselbe Stoff, von demselben Zusammenwirken dichterischer und historischer Fähigkeiten zweimal angefaßt, das erste Mal so, daß der Historiker in Freytag die leitende Stimme hat und der Dichter in ihm sich in den Dienst desselben stellte; das andere Mal emancipirte sich der Dichter und entwarf seine Bilder als freie künstlerische Schöpfungen. So wird den „Ahnen“ immer der Vorzug bleiben vor anderen historischen Romanen, daß sie aus einer zusammenhängenden, wissenschaftlich ausgebildeten Anschauung der Vergangenheit entstanden, den „Bildern aus der deutschen Vergangenheit“ aber, daß in ihnen die Forschung belebt ist durch den im Hintergrunde waltenden dichterischen Geist.



Unter Verantwortung von Friedrich Westermann in Braunschweig. — Redacteur: Dr. Gustav Karpeles.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.





Die Zauberfrucht.

Novelle

von

Ludwig Ziemssen.



Also hier? Dieser hübsche im Grün versteckte Pavillon? — Hm! — Das sähe ihm gleich! Und Ihr glaubt, Eurer Sache sicher zu sein, mein Lieber?"

„Ganz sicher, Eccellenza; mein Nachbar Bartolo hatte die Herschaffung der Möbel, Staffeleien, Bilder, Büsten, Waffen, und was sonst so ein reicher Maler um sich aufhäuft, übernommen und forderte mich auf, ihm dabei zu helfen, weil der Conte gar so sehr dränge. Ich that's auch, und — bei der gebenedeiten Jungfrau! — es war ein fürchterliches Stück Arbeit, mich schmerzen noch jetzt meine Knochen; dennoch zahlte mir Bartolo — die Pest über den filzigen Hund! — nur ein paar jämmerliche Bajocchi und steckte den ganzen übrigen Verdienst in seine Tasche! Madonna mia! was giebt's für unverschämte Menschen!"

„Ganz recht, die Welt ist sehr verderbt! Inzwischen nehmt hier Euren Lohn und macht Euch fort. Ich finde mich nun schon weiter."

„Eccellenza sind die Freigebigkeit selbst; Madonna vergelte Ihnen und schenke Ihnen den schönsten Tag —"

Der Reisende hörte die letzten Segenswünsche des pfiffigen Facchino, der mit liebendem Blick die empfangenen Münzen in der Hand umdrehte, nicht mehr; achtlos hatte er dem Schwätzer den Rücken gedreht, die Gitterthür, welche die grüne Wildniß des Gartens von der Straße schied, aufgedrückt und schritt nun langsam unter dem überhängenden Gezweig von immergrünen Eichen, Cypressen und japanischen Mispeln einem zierlichen, etwas verwahrlosten Casino in Rococostil zu, das auf einem von Veilchen, Cyclamen und Anemonen wie über-

säeten Rasenplatze malerisch anmuthend dalag.

Die Hausthür wich gleichfalls dem Druck seiner Hand; er trat ein und befand sich nun in einem kleinen hübschen Vorsaal, dessen theilweis noch ungeordnete Ausstattung auf die künstlerische Beschäftigung des Besitzers hindeutete und die Angabe Giuseppe's, des Facchino, zu bestätigen schien; von dem Hausherrn selbst aber oder seiner Dienerschaft war nichts zu sehen. Dafür erklang aus einem der inneren Räume Gesang von einer schönen tiefen Männerstimme und verrieth dem Fremden, wo er die Bewohnerschaft des Hauses zu suchen habe.

„Es scheint seine Stimme zu sein," murmelte derselbe vor sich hin und lauschte. Drinnen sang es wieder:

„Tage der Wonne,
Kommt ihr so bald?
Schenkt mir die Sonne
Hügel und Wald?"

Der Fremde im Vorsaal wartete den Beginn einer neuen Strophe nicht ab; mit einem Kopfnicken erlangter Gewißheit klopfte er gebogenen Fingers kräftig an die mit zierlicher Holzschnitzerei fast überreich verzierte Thür und vernahm alsbald ein wohltönendes „Patet amico!" Im nächsten Augenblick stand er in der geöffneten Thür und dem Sänger gegenüber.

„Bin ich in diese Erlaubniß eingeschlossen?"

Der Angeredete, ein schöner kräftiger Mann mit krausem blondem Haar und Vollbart, in eine braune Sammetblouse gekleidet, war von seinem Sitz vor einer Staffelei aufgesprungen und trat, Pinsel und Palette noch in der Linken, seinem Besuche entgegen.

„Ha! Es ist heut' der Tag der Ueberraschungen! — Bialka! um des Himmelswillen, welcher Wind hat Ihr Fahrzeug in diesen Hafen verschlagen? Ich vermuthete Sie in Paris!"

„Ich war in Paris, war in England, war in Schweden und kehrte, des Reisens überdrüssig, nach Wien zurück; erfuhr durch Breno Ihren Aufenthalt und — da bin ich!"

„Was? um meinetwillen wären Sie über die Alpen gestiegen?" rief halb ungläubig, halb gerührt der Maler und zog den Gast tiefer ins Zimmer, wo er ihn zwang, in einem alten hochlehnigen Sessel Platz zu nehmen. „Um meinetwillen, Bialka?" wiederholte er, vor ihm stehend, die eine Hand auf seine Schulter gelegt, indem er ihm herzlich ins Auge blickte. „Sie scherzen!"

„Ich scherze nie! Was mich zu diesem historischen Trümmerhaufen, genannt Rom, herzog, war einzig die Neugier, zu sehen, wie weit Sie inzwischen mit Ihrem lächerlichen Optimismus in dieser seltsamen Welt, in der wir, genau genommen, doch keine andere Aufgabe zu erfüllen haben, als uns zu Tode zu leben, gediehen sein möchten."

„O Bialka!" rief der junge Mann, nun wirklich gerührt, innigen Tones aus. „So waren jene letzten herben Worte, die Sie mir bei unserer Trennung hinterließen und die mir so wehe thaten, doch nicht der eigentliche Ausdruck Ihrer Gesinnung gegen mich?"

Der Gast zog ein verdrießliches Gesicht. „Ich weiß nicht, wovon Sie reden."

„Sie wissen es nicht? Ha, Verstockter! ich will Ihrem Gedächtniß zu Hülfe kommen. Sehen Sie hier" — und er nahm ein großes Album vom Wandbrett und blätterte es auf —; „was steht da geschrieben?"

Der Gast nahm das Buch nicht an, sondern lehnte sich abweisend in den Stuhl zurück und sprach mürrisch: „Lesen Sie selbst; meine Augen bedürfen der Schonung."

Der junge Maler lachte. „Nun gut, so hören Sie:

'Was nicht zusammengeht, das soll sich meiden!
Ich hindr' Euch nicht, wo's Euch beliebt, zu weiden;
Denn Ihr seid neu und ich bin alt geboren.
Macht, was Ihr wollt; nur laßt mich ungeschoren!'"

Der Leser ließ das Buch sinken und blickte den Dasitzenden mit einem auffordernden „Nun!" lächelnd an.

Mit einem kurzen Lachen warf dieser den grauen Kopf zurück, kniff die Augen etwas spöttisch zusammen und sprach: „Sie lieben ja Ihren Goethe so sehr und preisen ihn als den Mustermenschen; nun gut, ich wollte Ihnen zeigen, daß ich seine Sprüchelchen auch wohl einmal citiren könne und gleichfalls Anlage zu einem Mustermenschen habe. Ueberdies langweilten Sie mich mit Ihrem grünen Enthusiasmus für die Kunst und was sich so nennt wirklich entsetzlich, wollten von meiner reiferen Einsicht in Welt und Leben nichts annehmen, durchkreuzten meine Fundamentalsätze mit Ihrem optimistischen Phrasengeklingel, bis mir ganz schlecht zu Muthe wurde, und trieben mich kurzer Hand zu einem Entschluß. 'Tout notre mal vient de ne pouvoir être seuls,' dachte ich mit La Bruyère und reiste davon. Nun war ich einsam genug!"

„Höchst wahrscheinlich. Ich denke mir, daß Sie im Auslande und unterwegs nicht viel Herzensbeziehungen angesponnen haben werden. N'est-ce pas?"

Der Gast antwortete nur mit einem müden Aufschlag seiner tiefliegenden schwermüthigen Augen; aber dieser Blick war beredt genug, um den jungen Mann zum sofortigen Abbrechen zu bestimmen. „Nun, um so besser!" lachte er mit erkünstelter Sorglosigkeit und stellte das Buch in das Wandregal zurück, „so bringen Sie den ganzen Schatz von Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit, den Sie aufgespart, als disponibles Vermögen mit hierher und können einige Ansprüche darauf ohne Mühe befriedigen. Per Dio! Es soll ein köstliches Leben werden, und ich will Ihnen die Furchen von der Stirn vertreiben, ehe wir noch achtundvierzig Stunden älter geworden sind! — Zunächst, was sagen Sie zu meinem Studio hier? zu der ganzen kleinen Besitzung? Ist sie nicht ein Juwel? — Ich besitze sie erst seit einer Woche und bin so glücklich darüber wie ein Kind über seine Weihnachtspuppe."

Der Gast ließ seine Augen langsam in dem reich ausgestatteten Raum umhergehen und lächelte sarkastisch. „Wie der Mensch denkt und ist, so wohnt und kleidet er sich. Dies Studio sammt seiner ganzen Herrichtung und Anordnung ist ein Abbild Ihrer selbst."

„Ihre Worte enthalten wider Ihren Willen ein Lob. Ich nehme es dankend an —"

„Hm —!"

„Und mache Sie nun noch auf einige besondere Schönheiten aufmerksam: die bis auf den Fußboden herabreichenden französischen Fenster —"

„Sind stets undicht und geben einen ganz verdammten Zug, wenn die Tramontana weht! Das wollten Sie sagen, — nicht wahr?"

„Nicht gerade das! Ich meinte, dieselben erhalten die Zimmer entzückend frisch und stellen eine hübsche Verbindung mit der kleinen Gartenterrasse her. Und der Garten selbst, — die reizvollste Wildniß, wo aus den dichten Laub- und Blüthenmassen antike Sarkophage, Urnen, Hermen, Balustraden hervorragen und eine gewaltige Steinschale, von wilden Rosenranken halb überwuchert, des belebenden Wasserstrahls schmachtend zu harren scheint; — ich sage Ihnen, Bialka, man kann nichts Malerischeres, nichts Poetischeres sehen! Auf Schritt und Tritt saugt man künstlerische Stimmung ein!"

„Und nasse Füße vielleicht obendrein? Unter der stockigen Vegetation so alter vernachlässigter Gärten pflegen Feuchtig-

keit und Rheumatismus förmlich im Hinterhalt zu liegen."

„Hier durchaus nicht! Alles athmet nur eine bezaubernde Frische, die holde Freigebigkeit der sich selbst überlassenen gütigen Mutter Natur. Sie werden ja sehen!"

„Nun ja, vielleicht —"

„Wie! vielleicht? Werden Sie nicht bei mir Wohnung nehmen? Ich habe, wenn Sie diese unteren Räume wegen Feuchtigkeit beargwöhnen (höchst unbilligerweise, kann ich sagen!), oben ein paar ganz allerliebste Zimmer, von deren Fenstern und kleinem Steinbalcon aus Sie den entzückendsten Ausblick bis zu den Sabiner- und Albanerbergen haben. Kann Sie das nicht locken?"

„Nicht eben das vornehmlich; wohl aber etwa die Wißbegier, wie lange Sie es mit mir verbittertem altem Griesgram unter einem Dache aushalten würden."

„O, versuchen Sie es darauf hin, lieber Bialka, ich bitte aufs inständigste! Sie können in der That nicht daran denken, eins der wüsten Quartiere an der ‚spanischen Treppe‘, oder wohin Sie sonst der Zufall führen mag, zu Ihrem Aufenthalt zu erkiesen. Sie würden Rom noch schlimmer beurtheilen lernen als bisher, und ich habe es mir einmal zur Aufgabe gesetzt, unter Anderem Sie mit diesem von Ihnen geschmähten ‚historischen Trümmerhaufen‘ auszusöhnen. Nicht wahr" — und er hielt ihm mit einem schönen Blick voll Herzensgüte und Innigkeit die Hand hin — „nicht wahr, Sie schlagen ein?"

Der Fremde warf unter seinen grauen buschigen Augenbrauen hervor einen schwer zu charakterisirenden Blick auf seinen liebenswürdigen Wirth; dann legte er langsam seine Hand in die dargereichte Rechte desselben und sprach:

„Ich muß bei Ihnen, lieber Hartenstein, eine Ausnahme von meiner sonstigen Gewohnheit machen. Die Göttin Peitho scheint einst liebend an Ihrer Wiege gestanden zu haben, und um die einflußreiche Dame in ihrem Günstling nicht zu kränken, nehme ich Ihre Einladung an. Die Folgen haben Sie sich lediglich selbst zuzuschreiben. Ich wasche meine Hände in Unschuld."

„Sprechen Sie nicht so, Bialka; es kann hier von keinen anderen Folgen die Rede sein als von einer Reihe himmlisch schöner Frühlingstage, die wir in traulichem Beieinandersein genießen wollen. Während Sie Ihren Studien nachhängen, arbeite ich an meinen Bildern (Sie haben meine Arria noch nicht gesehen, nicht einmal nach ihr gefragt!); wenn Sie müde vom Lesen und Schreiben sind, plaudern wir auf der Terrasse von vergangenen Tagen oder machen einen Gang durch die Kunstsammlungen, einen Ritt durch die Campagna, sitzen im Café und amüsiren uns an dem Sprachengewirr der Forestieri (es sollen an 30000 Fremde hier sein, um einmal ein römisches Osterfest mitzuerleben und den Segen des heiligen Vaters zu erhaschen), und für die Abendstunden habe ich eine ganze Reihe liebenswürdiger Familien, in denen ich und meine Freunde hochwillkommene Gäste sind und wo die Stunden unter belebtester Conversation wie im Fluge dahinschwinden. Es wird Ihnen wohl werden in so geistesregen Kreisen. Paris hat nichts dergleichen aufzuweisen!"

„So? Nun wir werden sehen. Wären Sie nicht für gewöhnlich geneigt, Alles en couleur de rose zu schauen, so würden mir Ihre Anpreisungen mehr Vertrauen erwecken. Jetzt müssen Sie mir erlauben, mit der nöthigen Skepsis an das Leben hier heranzutreten."

„Gewiß! Aber Sie werden eines Besseren überführt werden!"

„Ich will es abwarten. A propos: ist jenes schöne Mädchenbild auf der Staffelei da Porträt oder Phantasie?"

„Ein hinter der Wirklichkeit leider weit zurückbleibendes Porträt. Zudem steht es in ungünstigem Licht — warten Sie!“

Er stand hastig auf und rückte, dem Freunde abgewendet, eine Zeit lang an der Staffelei. Als er sich umwandte, schien sein edel geformtes Antlitz ungewöhnlich roth, vielleicht von der Anstrengung.

„So! jetzt haben Sie den vollen Eindruck,“ sprach er mit weicher Stimme; „daß es noch nicht ganz fertig ist, brauche ich Ihnen nicht zu sagen.“

„Nein, ich sehe. Darf ich den Namen wissen? Die schönen stolzen Züge wollen mir bekannt erscheinen.“

„Stolz?“ wiederholte Hartenstein betroffen; „nichts weniger als das! — Uebrigens ist es die junge Gräfin Trauneck, Tochter des Gubernialpräsidenten gleichen Namens.“

Der Gast war vor die Staffelei getreten. Hier stand er einige Minuten in stiller Betrachtung des schönen Mädchenantlitzes wie gebannt da, und seine Miene verrieth ein ungewöhnliches Interesse, ein bei seiner sonstigen Gleichgültigkeit so ungewöhnliches, daß der junge Maler fast beunruhigt davon wurde und sein Schweigen drückend fand.

„Nun,“ begann er endlich, dem Freunde wie scherzend die Hand auf die Schulter legend, „was ist das Resultat Ihrer physiognomischen Forschung? Und kennen Sie die Comtesse Trauneck? Oder bewundern Sie nur meine Technik in der Wiedergabe ihrer lieblichen Züge?“

Bialka war einen Schritt zurückgetreten und antwortete nach einer kleinen Pause, das Bild noch immer betrachtend: „Ob ich die Comtesse Trauneck kenne? — Nein; aber dieses Antlitz erkenne ich, und es nimmt mein Interesse lebhaft in Anspruch!“

„Wie ist das zu verstehen?“

„Aus diesen Zügen spricht ein Geist, der dem meinen sympathisch ist.“

Hartenstein lächelte. „Ich besorge, Sie irren sich, Bialka. Der heitere Sinn, die Anmuth, die ganze geistige Eigenart der jungen Comtesse hat mit Ihrer düsteren Lebensanschauung, Ihrer starren Willensrichtung wenig gemein. Es ist die wunderbare Lieblichkeit der Züge, die Sie anzieht, nichts Anderes; dieser holde Empfehlungsbrief der Natur wirkt auch auf die unempfänglichsten und starrsten Philosophen.“

Ein mitleidiges Achselzucken war für einige Minuten Bialka's einzige Antwort auf diese Rede. Dann, nachdem er aus veränderter Stellung noch einen langen, starren Blick auf das Bild geheftet hatte, wandte er sich zögernd ab und dem Freunde zu. „Wenn Sie etwas mehr von der Wissenschaft, die Sie an mir so gern verspotten, wüßten, so würden Sie sich lieber auf die Lippe beißen, als jene banalen Phrasen von ‚holdem Empfehlungsbrief der Natur‘ und dergleichen mehr in einer so ernsten Angelegenheit vorzubringen. Die Natur dachte, wenn anders ich in die Wissenschaft tief genug eingedrungen bin, um ein sicheres Urtheil zu fällen, dachte — sage ich — da sie die Seele dieses Mädchens schuf, einen großen Gedanken. Seele aber ist Form und macht den Körper. Wer sehend und wissend ist, umfaßt dessen Bildung als ein organisches Ganzes und erschaut in diesem, unverwirrt durch die zeitliche Legirung, den Gedanken der Natur rein und unmittelbar. Sie, der Sie sich, wie Maler pflegen, nur an die einzelnen Züge, eine klare Stirn, ein leuchtendes Auge, eine rosige Wange, einen lächelnden Mund halten, können freilich zu keiner vollen Erkenntniß kommen und greifen im Urtheil über die geistige Natur des Menschen gewohnheitsmäßig fehl. So auch hier. Wie oberflächlich beurtheilen Sie jene seltene Erscheinung, die Ihren nachbildenden Pinsel leitete. Die heitere Anmuth dieses lächelnden Antlitzes ist die sonnige Lieblichkeit des vom Licht durch-

schimmerten Wasserspiegels, unter welchem die dunkle, einer furchtbaren Erregung fähige Tiefe ruht. Mögen diejenigen, unter deren Obhut die junge Gräfin steht, ihre tiefe Seele vor jäh aufwühlenden Stürmen hüten! Mit elementarer Gewalt würde sie sich erheben, jeden Widerstand brechen, und das Ende kennt nur Gott."

„Sie sind ein unheimlicher Prophet, Bialka," sprach Hartenstein, über dessen Antlitz sich eine leichte Blässe gebreitet hatte, gezwungen lächelnd, während er das Bild von der Staffelei hob und verkehrt gegen die Wand lehnte. „Fast haben Sie mich erschreckt! Ich bin Ihre düstere Redeweise gar nicht mehr recht gewohnt."

„Ich bin weder ein Prophet, noch beabsichtige ich Sie zu erschrecken; ich möchte Sie belehren, nichts weiter. Doch da Sie heute keine Empfänglichkeit dafür zu haben scheinen, so schweige ich. — Wollen Sie mir das Zimmer zeigen, von dem Sie sprachen?"

„Gern; kommen Sie! Hier — diese Thür, bitt' ich."

Auf schön geschwungener Treppe stiegen sie in den oberen Stock hinauf, und hier öffnete Hartenstein ein Zimmer, das seine Empfehlungen durchaus rechtfertigte. Es war ein Rococogemach der zierlichsten Art, Tapeten und Ueberzüge etwas verblaßt, doch von gutem Geschmack, und Möbel und Geräth von graziöser Form. Der Gedanke, hier stille friedliche Tage verleben zu dürfen, mußte für Jedermann etwas Anheimelndes haben. Selbst Bialka's grämliche und widerspruchsvolle Stimmung hielt vor dem Zauber dieser anmuthenden Wohnräume nicht Stand. Kopfnickend schritt er von einem zum anderen, befühlte die Wände, prüfte das üppig gepolsterte kleine Sopha und blieb endlich am Fenster stehen.

Der Ausblick in die Ferne überbot in Wirklichkeit Hartenstein's Anpreisungen bei Weitem. Ueber Gärten und Maisfelder hinweg schweifte der Blick, der Enge entstrebend, ins Ungemessene, bis ihm im fernen Osten die ragenden Massen der Sabinergebirge Halt geboten. Und diese Berge selbst — wie entzückten sie das Auge! Die Contouren schwammen in einem Meer von bläulichem und röthlichem Licht; die wunderbar reine Luft ließ jeden Kamm, jede Schlucht erkennen; Vorsprünge und Thäler schattirten sich malerisch ab, und das am Abhang weithin gebreitete Tivoli leuchtete mit seinen weißen Häusern aus der Umgebung von dunklem Grün wie ein Gebilde aus Silber und blitzenden Steinen herüber.

Lange schaute Bialka hinaus, ohne ein Wort zu sagen; endlich wandte er sich ins Zimmer zurück, und Hartenstein's fragenden Augen begegnend, streckte er ihm mit ungewohnter Herzlichkeit die Hand hin und sprach mit stockender Stimme, die fast auf Rührung deutete: „Es ist schön bei Ihnen, Hartenstein, und es wird sich gut leben lassen unter Ihrem Dach. Ich freue mich, wieder bei Ihnen zu sein. — Wollen Sie ins Hotel Roma am Corso schicken und meinen Diener mit den Sachen herbeordern? Ich möchte, wenn ich's vermeiden kann, keine zweite Nacht dort zubringen."

*   *
*

Das Zusammenleben der beiden Freunde in dem hübschen Casino gestaltete sich in der That gleich vom ersten Tage an erfreulicher, als nach der großen Verschiedenheit der Charaktere, Lebensanschauungen und Gewohnheiten vermuthet werden durfte, und der ruhelose Gast, der sich seit Jahr und Tag darin gefallen hatte, wie ein Fliehender von Stadt zu Stadt, von Land zu Land zu eilen, ohne

sich weder durch die Natur noch durch die Menschen oder deren Werke fesseln zu lassen, rastete unter dem gastlichen Dache Hartenstein's mit dem tief innerlichen Behagen eines sturmgeprüften Schiffbrüchigen, den eine glückliche Wendung seines Geschicks in eine sichere Bucht, zur Heimstätte liebevoll theilnehmender Menschen geführt hatte.

Kaum daß sein mürrisch blickender Diener im hochbepackten Vetturino das zahl- und umfangreiche Reisegepäck aus dem Hotel Roma herbeigeschafft und Koffer, Kisten und Reisesäcke ihres Inhaltes entledigt hatte, begann Vialka mit einer Emsigkeit, die auf Hartenstein's verstohlen beobachtendem Antlitz oft ein stilles Lächeln hervorlockte, sich mit den hundert und aberhundert Einzelheiten seiner Bagage in den hübschen Zimmern häuslich einzurichten, und schon am folgenden Tage hing, stand und lag Alles an passendster Stelle, schritt der Besitzer derselben mit einem Behagen in den Zimmern auf und nieder, als seien sie seit Jahren sein vertrautes Domicil gewesen.

Selbst mit der verhaßten und „historischer Trümmerhaufe" geschmähten Stadt schien ihn der trauliche Aufenthalt in Villa Hartenstein einigermaßen auszusöhnen, und nach einem behaglichen Kaffeestündchen auf der von dem jungen Besitzer wiederholt empfohlenen „kleinen Terrasse" und nach erstem summarischen Austausch der beiderseitigen Erlebnisse während des letzten Jahres ließ der grollende Philosoph sich sogar willig finden, eine Fahrt durch die Stadt zu machen und die allerwichtigsten Sehenswürdigkeiten in Augenschein zu nehmen. Letzteres freilich nur bedingungsweise; nur insoweit ihr Ueberblick ihm für Gewinnung der Gesammtphysiognomie Roms unerläßlich, für die Förderung seiner völkerpsychologischen Studien wichtig erscheinen werde; aber Hartenstein, dem vor Allem daran gelegen war, den Freund durch Berührung mit dem wunderbaren Leben und Treiben der Weltstadt dem Banne finsterer Grübeleien zu entziehen, ließ sich auch an diesem Zugeständniß schon genügen, und so wurde ein Lohnfuhrwerk für die Woche gemiethet, die Umfahrt gleich heute begonnen.

Es war eine lange Reihe von Jahren dahingezogen, seit Vialka Rom zuletzt gesehen, nichtsdestoweniger bestand er darauf, die Direction der Fahrten selbst zu geben, und so war ihr Resultat schließlich nur ein sein herbes Vorurtheil bestätigendes. Dieses endlose Gewirr schmutziger Straßen, vor deren Häuserfronten trocknende Wäsche flatterte, die böseften Gerüche widerlich emporqualmten; diese zerlumpten, in Schmutz und Elend dahinlungernden Menschen vor den fensterlosen Hütten der Suburra; diese weiten wüsten Plätze, ungepflastert, von Geröllhaufen halb überdeckt, von Unkraut überwuchert, entlockten ihm manch bitteres Wort, manch Kopfschütteln, und auch in den Theilen der Stadt, an denen sich die moderne Zeit mit ihren Forderungen wirksamer erwiesen, mangelte es nicht an Stoff für seine gallige Beurtheilung von Land und Leuten unterm Krummstab, und die Vernichtung oder Ueberklebung werthvoller Architekturen früherer Stilperioden, die Durchmischung der glorreichen Bauten des Alterthums, der trotzig sichernden des Mittelalters, der Auge und Gemüth erquickenden der Renaissance mit Miethscasernen der nüchternsten und unerfreulichsten Art, flitterprunkenden Läden oder bettelhaft aufgeputzten Trattorien entriß ihm mehr als ein höhnisches Wort, mehr als einen kräftigen Fluch auf die verkommene Wirthschaft der Priesterregierung und ihrer Creaturen, auf die entwürdigte Bevölkerung der einstigen Weltstadt.

Vergebens machte Hartenstein, dem aus langem Aufenthalt in liebevoller

Hingabe an die Eigenart römischen Seins und Wesens das „wahre Rom“ (wie er es nannte) völlig vertraut war, nachdrücklich geltend, daß sein eigentlicher Werth mühsam erforscht und erworben werden müsse, daß Rom sich nur sehr allmälig durch Arbeit und Beharren erobern lasse, dann aber beides überschwänglich lohne und für die ersten oberflächlichen Enttäuschungen und Ernüchterungen überreich entschädige: für heute wollte Bialka von all' dem „bettelhaften Trödel“ der Stadt nichts mehr wissen und war kaum zu bestimmen, noch in eine Fahrt zu den östlichen Hügeln, den Gartengründen des Sallust, zu willigen. Hier drang aber Hartenstein's entschiedenes Wort durch, und so langte man nach kurzer Fahrt an dem vornehmen Gitterthor, welches dem Vorübergehenden einen so lockenden Einblick in die entzückende Wildniß der Villa Ludovisi gewährt, an und schritt wenige Minuten später tief aufathmend unter dem schattenden Dache hoher Pinien, dichtbelaubter Ulmen und immergrüner Eichen dahin, in entzückender Umgebung eine unvergleichliche Aussicht über die weite Campagna, das villengeschmückte Albanergebirge, über die hügelreiche Stadt mit ihren Kuppeldomen, Thürmen und Ruinen in schweigender Wonne genießend. Hier erschloß sich auch Bialka's Herz wieder milderen Empfindungen, und in warmer Bewunderung der herrlichen Natur, der überschwänglich üppigen Vegetation, die im Kampf mit Lenotre's kunstvoll einschränkenden Gebilden so glorreich den Sieg erstritten, sprach er ernste, tiefempfundene Worte, füllte er die Unterhaltung mit Hartenstein, dessen Künstlerauge sich wie trunken an der Ueberfülle köstlicher Bildungen weidete, mit reichem schwerwiegendem Inhalt.

So war man auf stillen Wegen endlich an die Sculpturengalerie gelangt, die, ein langgestreckter schmuckloser Bau, unwürdig fast seines köstlichen Inhaltes, sich an die äußere Umfassungsmauer des Gartens lehnte und durch die weitgeöffnete Thür zum Eintreten gleichsam einlud.

„Wir treten doch ein?“ sprach Hartenstein mit dem Tone der Ueberzeugtheit. „Unser Besuch der Villa fällt glücklicherweise in eine Stunde, die der vornehmen Gesellschaft nicht convenirt, und so werden wir die Galerie ganz für uns allein haben, — eine sehr wesentliche Steigerung des Kunstgenusses, wie ich aus Erfahrung weiß.“

„Es war eigentlich meine Absicht, Sie für heute zur Verzichtleistung auf die Galerie zu bestimmen; aber da wir einmal an der geöffneten Thür stehen, verlangt es mich selbst allzu sehr nach dem Wiedersehen eines vor vielen Jahren schon von mir bewunderten und lebhaft in der Erinnerung bewahrten Bildwerkes, als daß ich vorübergehen möchte. Also lassen Sie uns eintreten.“

Hartenstein nickte. „Und jener Magnet, der Sie anzieht, ist —?“

„Die Galliergruppe; die ganze Tragödie des Menschenlebens, aus einem Steinblock zum Himmel aufschreiend!“

„Hm —!“

Sie traten ein, und ohne den sonstigen, in Fülle hier vereinigten Meisterwerken griechischer Plastik mehr als einen flüchtigen Blick zuzuwenden, strebten sie dem Mittelbau der langen Galerie zu, wo die Schöpfungen der „pergamenischen Schule“ aufgestellt waren, unter ihnen die gesuchte Gruppe.

Plötzlich hemmte der voranschreitende Bialka seinen Schritt.

„Halt! es sind Fremde da und umlagern gerade unsere Gruppe! Warten wir, bis ihre Neugier gestillt ist. Höchst wahrscheinlich Engländer —“

„Still! — nein! — Lassen Sie mich sehen — ja, sie ist es, sie ist es — —“

Bialka blickte erstaunt in des Freundes erregtes Antlitz. „Was haben Sie? — Kennen Sie Jemand aus der Gesellschaft da?"

„Die Herren nicht, — doch ja, den einen von ihnen; die Dame ist die Gräfin Trauneck!"

„So lassen Sie uns näher treten! — Ich bin begierig, zu prüfen, ob die Aehnlichkeit Ihres Porträts getreu ist. Die Gestalt erscheint schlank und anmuthend ... doch still ... sie spricht!"

„Weitergehen?" ertönte in diesem Augenblick eine klare wohlklingende Stimme mit dem Ausdruck des Vorwurfs. „Nein, bleiben wir noch! — Dies ist herrlich, — die Krone der ganzen Sammlung! — Hiergegen treten mir selbst die Hera und der ‚ruhende Mars' zurück —"

„Ich befürchte, du überschätzest dies Stück, mein liebes Kind," entgegnete ein ältlicher Herr mit habichtartigem Gesicht in gleichgültig blechernem Büreauton. „Wie ich aus dem Katalog ersehe, gehört die Gruppe nicht mehr der besten Zeit an."

„Allerdings nicht," mischte sich hier ein stutzerhafter junger Herr mit langen gelben Bartcoteletten und einer goldenen Brille vor den unruhig zwinkernden Augen überlegenen Tones ein. „Die Kunstgeschichte hat längst festgestellt, daß dieses Bildwerk viel später als Phidias, Praxiteles und Skopas zu setzen ist und einer Schule angehört, die abirrend von der erhabenen Ruhe des classischen Stils —"

„Lediglich auf glanzvollen Effect und dramatische Bewegtheit zielte," vervollständigte, den lächelnden Kunstbeflissenen herb unterbrechend, das junge Mädchen dessen selbstgewisse Rede. „Genug, Dottore; ich kenne die ganze Litanei; aber sie rührt mich nicht, ja ich hasse dieses Nachstammeln kunsthistorischer Urtheile, das sich wie der Fluch Jehovah's forterbt durch die Geschlechter bis ins tausendste Glied! Ich meinerseits bediene mich der mir zustehenden Freiheit, aus eigenen Mitteln zu urtheilen, und überlasse es Jedem, dem's Bedürfniß ist, mit fremden Augen zu sehen und mit fremden Ohren zu hören, sich durch jene ledernen Autoritäten leiten zu lassen! Mir ist dieses Bildwerk die Schöpfung eines erhabenen Geistes, den ich vor allen euren Classikern bewundere und der mir durch das Pathos seines künstlerischen Vorwurfs wie durch die seelenkundige Gestaltung desselben das Herz erschüttert!"

„Sehr gut," näselte ein danebenstehender, militärisch aussehender junger Mann, indem er sein Monocle ins Auge klemmte und das in Rede stehende Kunstwerk verwirrt anstierte; „wirklich, stupend gut gesagt; aber gnädige Cousine besitzen das Vorrecht, mehr zu sehen als wir anderen Sterblichen. Werde meinerseits nicht ganz klug aus diesen beiden Figuren."

„Ich will sie Ihnen ausdeuten, Cousin Edgar," sprach die junge Comtesse lächelnd. „Es ist eine Scene aus dem letzten Act einer großen Völkertragödie. Der siegreiche Feind hat das Gallierheer besiegt, vernichtet; nur einzelne Tapfere kämpfen noch mit dem Todesmuth der Verzweiflung für Haus und Herd. Da ermattet endlich auch ihre Kraft; die Katastrophe naht unaufhaltsam. Nicht länger mehr vermag der freiheitsliebende Barbar die Genossin seines Lebens, das Weib seiner Jugend vor entehrender Gefangenschaft, sich selbst vor einem sclavischen Tode zu bewahren; da giebt er der Geliebten mit eigener Hand den Tod und stößt sich über ihrem zusammenbrechenden Körper selbst das Schwert in die Brust, durch seine letzte That noch einmal bezeugend, daß einer edlen, ehrliebenden, großdenkenden Seele dieses irdische Leben der Güter höchstes nicht ist!"

„Sehr hübsch erklärt," sprach nach einer Minute allgemeinen Schweigens die blecherne Büreaustimme wieder; „aber das Ganze doch ein wenig phantastisch und ausgeklügelt, Lonny; gieb es immerhin zu! Wir modernen Menschen verstehen dergleichen eigentlich gar nicht, und ob es je anders gewesen — nimm es mir nicht übel, — ich zweifle daran! Das Leben war zu allen Zeiten ein verzweifelt hübsches Ding und das Sterben gar sehr häßlich!"

„Aber, Vater!" erwiderte die junge Dame mit kaum verhaltenem Vorwurf, und Bialka, der aus einiger Entfernung seine Augen unverwandt auf ihr halb abgewendetes Antlitz gerichtet hielt, sah Blässe und Röthe auf demselben wechseln. „Die Empfindungen, welche hier des jungen Helden Schwert geleitet, sind, meine ich, zu allen Zeiten Eigenthum der Edlen, Ehrliebenden und Großgesinnten aller Völker gewesen, bis heute geblieben, und ich habe das Vertrauen, daß beispielsweise jeder wahre Edelmann in gleicher Lage Gleiches thun würde. Wie dürfte ich zweifeln, daß Ihnen, Cousin Edgar (um bei unserem Nächsten zu beginnen), ein entwürdigtes Leben in Ketten und Banden unerträglich, der Tod von eigener Hand zu bitter dünken würde! Nein, auch Sie würden die Ehre zu bewahren, die Freiheit zu finden wissen!"

Der junge Krieger ließ betroffen sein Monocle aus dem Auge gleiten und näselte ziemlich verwirrt: „Ah, höchst wahrscheinlich! — Man würde seine Maßregeln zu nehmen wissen; — in der That — hm!"

Es war ein trübes, verzagendes Lächeln, mit welchem Eleonore Trauneck sich abwandte, darauf verzichtend, in dem umgebenden Kreise Sympathie für ihre hochsinnigen Empfindungen zu wecken; Bialka sah es, und es rührte ihn im Innersten seiner Seele. „Kommen Sie!" flüsterte er dem Freunde zu; „wir sehen die Gruppe ein ander Mal, für heute ist's genug!"

In diesem Augenblick traf Leonorens müdes Auge umherschweifend auf Hartenstein, und die Wirkung des Wiedersehens war eine so mächtige, daß ein Purpurstrom ihr eben noch so blasses Antlitz überfluthete und ihre Linke sich mit fast heftiger Geberde auf das pochende Herz preßte. Ihre Blicke trafen sich; ohne ihrer Umgebung weiter zu achten, trat sie ihm einen Schritt entgegen und streckte ihm wie hülfesuchend die Hand entgegen. „Seien Sie gegrüßt!" sprach sie innig. „Sie ahnen nicht, wie wohlthuend mir Ihre plötzliche Erscheinung hier ist!"

„O theure Gräfin," entgegnete Hartenstein, dessen Blicke die beredteste Huldigung aussprachen, voll tiefer Empfindung; „Sie beglücken mich! Ich preise meinen Dämon, der mich zu rechter Stunde hierher geführt."

„Still! ein ander Mal mehr hiervon! Sie waren lange nicht im Palazzo vecchio; was hielt sie zurück? — Ich sehe dort einen Herrn, der auf Sie zu warten scheint; vergessen Sie über neuen Freunden die alten?"

„O nein, Comtesse! Aber es sind wichtige Veränderungen in meinem äußeren Leben inzwischen vorgegangen, die mich für mehrere Tage beanspruchten. Ich habe ein reizendes kleines Casino inmitten einer entzückenden Gartenwildniß gekauft, und meiner Besitzfreude mangelt bisher nur Eins: daß Ihr holder Blick dem Häuschen wie dem Garten und dem Atelier die Weihe gebe! — Sie haben auch mein großes Bild noch nicht gesehen," fügte er fast zärtlich vorwurfsvoll hinzu, „und Ihr Porträt ist nahezu fertig —"

„Wir kommen zu Ihnen, gewiß!" erwiderte sie hastig, „erwarten Sie uns in den allernächsten Tagen. Heute und mor-

gen ist mein Vater noch durch den Besuch eines Verwandten in Anspruch genommen, aber von übermorgen an ist er, hoff' ich, frei. — Und wo liegt Ihr Casino?"

„Nahe der Porta Salara; Ihr Diener soll im Caffè Greco die genaue Adresse finden, wenn Sie darum nachfragen lassen wollen."

„Gewiß werde ich! Und nun adio! Wir wollen noch eine Fahrt über den Monte Pincio machen und von dort auf die österreichische Botschaft. Es sind wichtige politische Nachrichten gekommen, und mein Vater wünscht sich zu orientiren. Also al rivedere!"

Hartenstein verbeugte sich tief. „Ich hoffe darauf," flüsterte er, „ob es gleich sehr in die Ferne gerückt ist. Doch

Hoffnung ist schnell, sie fliegt mit Schwalbenschwingen,
Aus Kön'gen macht sie Götter, Kön'ge aus Geringen!"

Das Citat jagte noch eine lichte Röthe über Leonorens Wange, doch antwortete sie nicht mehr, sondern entschlüpfte mit einer leichten Neigung des Kopfes hinter das Fußgestell des Herakles und war bald im Anschauen der Büste Cäsar's versunken, während Hartenstein den vor dem „ruhenden Mars" seiner harrenden Bialka erreichte und stürmisch mit sich fortzog.

„Was war das für ein Mensch, mit dem Cousine Leonore sich so familiär machte?" fragte schnarrenden Tones „Cousin Edgar" den Präsidenten, durch sein Monocle dem Davoneilenden mit der instinctmäßigen Abneigung eines Rivalen nachstarrend. „Kennen Sie ihn, Onkel?"

„Oberflächlich," erwiderte das Habichtsgesicht. „Ist ein Graf Hartenstein aus dem Kärntnerlande und spielt hier den Maler. Giebt sich reservirte Airs, ist aber, glaub' ich, ein armer Teufel und malt für Geld. Hat ein Porträt von Lonny gemacht, so unlieb es mir war! Kennst ja aber ihren Eigensinn! Werde ein schauderhaftes Geld dafür bezahlen müssen!"

„Sehr unangenehm, wahrhaftig!" näselte der Kriegsmann, den entschwindenden Freunden einen letzten giftigen Blick nachsendend. „Doch à propos, Geld! Ich vergaß, Ihnen zu sagen, daß ich heute Morgen durch den Vater einen bedenklichen Brief von dem Schurken, dem Hainlechner, bekommen habe. Wollen Sie ihn ansehen? Ich soll Papa Ihre Meinung darüber schreiben."

„Gewiß, geben Sie her! Dieser Spitzbube, was wird er wieder zu fordern haben!"

Und von der hehren Gestalt der Merope gegen beobachtende Blicke gedeckt, vertiefte sich das Paar in die Erwägung von Geschäften und Interessen, die der Weihe der Oertlichkeit so wenig wie möglich entsprachen.

* * *

Das kleine Erlebniß in der Villa Ludovisi übte auf die Freunde eine sehr verschiedene Nachwirkung aus. Während Hartenstein's Seele in hohen Wogen ging und tief innere Freude sein ganzes Wesen durchglühte, war Bialka einer düsteren Schweigsamkeit verfallen, und weder auf der Rückfahrt noch im Verlauf des Abends vermochten seines Gefährten liebreiche Bemühungen, Fragen oder Anregungen ihm mehr als abgerissene Worte, nothdürftigste Erwiderungen zu entlocken. Daß diese Stimmung direct auf das Zusammentreffen mit der Trauneck'schen Familie, speciell auf das kleine Erlebniß mit Leonore zurückzuführen sei, glaubte Hartenstein namentlich auch aus dem Umstande schließen zu dürfen, daß er noch selbigen Abend Bialka vor deren Porträt stehend und so vollständig in Betrachtung desselben versunken fand, daß sein Eintreten ins Zimmer ganz unbeachtet blieb. Er vermied daher, obgleich sein Herz zum Ueber-

strömen voll war, jedes Gespräch über den Eindruck, welchen Leonorens Persönlichkeit auf den schweigsamen Freund gemacht, und benutzte die ihm durch Bialka's Abgeschlossenheit erwachsene größere Freiheit dazu, die Einrichtung von Haus und Garten unter Zuhülfenahme der beiden Diener wie fremder Arbeiter mit Feuereifer zu betreiben und sein kleines Besitzthum für den sehnlich erwarteten Besuch in möglichst guten Stand zu setzen.

Aber dieser Besuch verzögerte sich zu seinem Schmerz weit über die bestimmte Zeit. Ein Tag nach dem anderen floß dahin, ohne die Ersehnte zu bringen, und allmälig begann er zu fürchten, es möchte ein Zwischenfall, vielleicht gar Krankheit Leonoren verhindern, ihre Zusage überhaupt zu erfüllen. Dieser Gedanke preßte ihm vollends das Herz zusammen, und eben war er im Begriff, Bialka, der mit seinem täglichen Bedarf an deutschen, französischen und englischen Zeitungen rauchend auf der Terrasse saß, den Vorschlag zu machen, er möge seinen sehr gewandten Diener zum Palazzo vecchio auf Kundschaft ausschicken, als dieser den eben gelesenen Moniteur zusammenfaltete und, ein paar Rauchringe in die sonnige Luft hinausblasend, gleich als läse er in des Freundes Seele, gleichmüthig fragte:

„Erwarten Sie Ihre Bekannten aus der Villa Ludovisi noch immer, oder ist der Besuch aufgegeben?“

„Ich hoffe, nein! Es müßte denn ein Unfall oder sonst ein zwingender Umstand vorliegen, der sie zurückhält. Die Gräfin sprach von wichtigen Nachrichten, die ihr Vater auf der österreichischen Botschaft einzuholen gedenke; vielleicht daß diese der Grund der Verzögerung sind —?“

„Höchst wahrscheinlich. Die Nachrichten wenigstens sind eingetroffen, und ihre Wichtigkeit kann nicht wohl bestritten werden.“

„Wie, Sie wissen —?“

„Allerdings! Und wären Sie nicht so völlig in Ihre Malerei und sonstigen künstlerischen Interessen versunken, wie es leider der Fall ist, so würden auch Sie wissen! — Wie lange ist es etwa her, seit Sie die letzte Zeitung lasen, wenn ich fragen darf?“

„Zeitung? — Lassen Sie mich sehen — in der That, es ist wohl ziemlich lange her! Aber wer kümmert sich in Rom auch um Politik! Welcher Künstler zumal liest in Rom Zeitungen?! — Und wenn er selbst wollte — wo solche herbekommen? — — Und was hätte ich denn versäumt?“

„Viel, Mann! Es geht Mancherlei in der Welt vor. Darf ich fragen, ob Sie eine Ahnung davon haben, daß unser engeres Vaterland mit jenem intelligenten Volke, welches sich unter der Zuchtruthe des ‚Neffen seines Onkels‘ so wohl gefällt, einigermaßen auf gespanntem Fuße lebt?“

„Nun freilich; aber das ist ja eine ganz alte Geschichte, denke ich! Eine anmaßende Neujahrsanrede an unseren Botschafter und hinterher einiges diplomatisches Beruhigungspulver ausgestreut, bis wieder Alles in Ordnung war. Ist's nicht so?“

„Ungefähr so; nur daß jenes von Ihnen erwähnte Pulver den Politikern von den Tuilerien aus in die Augen gestreut wurde, bis sie blind genug waren, um zu übersehen, daß durch Depeschenwechsel und diplomatische Erklärungen die Sache keineswegs in Ordnung kam. — Inzwischen ist der ganze Handel acut geworden, und wenn mich nicht Alles täuscht, stehen wir binnen heute und vier Wochen im offenen Kampf gegen Italien und Frankreich!“

„Unmöglich!“

„Sehr möglich! Frankreich rüstet Heer und Flotte, Sardinien rüstet und zieht Freiwillige aus ganz Italien an sich; Oesterreich hat eine Anleihe contrahirt, seine Regierungsbahnen verkauft und füllt seine italischen Länder mit Truppen bis zum Ueberlaufen an. So kann denn ein Funke nunmehr die aufgehäuften Zündmassen zur Explosion bringen. An eine Erhaltung des Friedens ist meiner Ueberzeugung nach kaum mehr zu denken!"

„Entsetzlich! ganz entsetzlich!" sprach Hartenstein tief erschüttert. „Wie ahnungslos habe ich dahingelebt, während mein Vaterland an den Rand der furchtbarsten Entscheidung gedrängt wurde! Fast kann ich es mir nicht vergeben!"

„Sie sehen also, daß Veranlassung genug für pflichttreue Beamte und Militärs vorliegt, schleunigst heimzukehren, und möglicherweise schicken sich auch die Traunecks bereits dazu an. Abgereist sind sie bis jetzt noch nicht, wie ich zufällig in Erfahrung gebracht. — Uebrigens gehen sie, wenn sie abziehen, nicht allein. Rom dürfte in den nächsten Tagen und Wochen eine ziemlich umfassende Auswanderung erfahren."

„Was meinen Sie damit?"

„Nichts Anderes, als daß Antonelli auf des Papstes Befehl Oesterreich und Frankreich aufgefordert hat, ihre Truppen aus dem Kirchenstaat nunmehr unverzüglich zurückzuziehen, da die päpstliche Regierung sich stark genug fühle, den Frieden in ihren Staaten selbst aufrecht zu erhalten! — Die Transportschiffe von Marseille sollen zur Abholung der Truppen schon unterwegs sein; so werden auch unsere Regimenter sich bald genug auf den Rückmarsch machen, und der Kirchenstaat muß dann zusehen, wie er sich einen Wiederausbruch der Revolution vom Leibe hält."

„Welch eine Fülle von verhängnißvollen Neuigkeiten spenden Sie da in wenigen Minuten, Bialka!" sprach Hartenstein tief bekümmert. „Es ist, als habe sich plötzlich die Büchse der Pandora geöffnet und über die friedliche Welt Leid und Unheil in vollem Strom ausgegossen! — Welchen Zeiten gehen wir möglicherweise entgegen!"

Bialka zuckte die Achsel und starrte schweigend in den Garten hinaus. „Dies ganze Leben," sprach er nach einer Weile, seltsam verschleierten Tones, „ist eine große Gesammtsumme von Leid und Unheil; warum wollen Sie über die einzelnen häßlichen Erscheinungen klagen! — Resigniren Sie ein für allemal, so kommen Sie leichter darüber hinweg."

„Nichts von Ihren düsteren Philosophemen jetzt, Bialka!" rief Hartenstein fast heftig. „Sie sollen mir die schöne Welt nicht vollends in Nacht tauchen! Leid und Unheil sind Keime der Entwickelung im menschlichen Dasein, und auf dem Grunde von Pandorens Büchse blieb, wie Sie wissen, die Hoffnung zurück: die Hoffnung auf ein Besserwerden, auf einen Fortschritt der Menschheit im Ganzen wie im Einzelnen! Das endliche Ziel muß uns für die Mühen des Weges entschädigen."

Bialka's Mund verzog sich zu einem bitteren Lächeln, vielleicht zu einer herben Antwort, als im rechten Augenblick, um diese zu verhindern, Hartenstein's Diener die Thür öffnete und „Graf und Gräfin Trauneck" meldete.

In das erregungsblasse Antlitz des Malers schoß die Gluth frohester Ueberraschung; er sprang vom Stuhl auf, die Kommenden zu empfangen, und als in diesem Augenblick Leonorens edle Gestalt auf der Schwelle seines Zimmers erschien, dem Freunde hold entgegen lächelnd, da streckte er ihr voll Entzückens beide Hände entgegen und rief glückselig:

„O meine Gräfin! Ich wagte fast nicht mehr zu hoffen, daß ich Ihr Angesicht schauen werde, und nun gehen Sie wie die lichte Sonne an einem trüben Tage auf, alles Dunkel zerstreuend! Seien Sie von Herzen willkommen! Willkommen, Herr Graf! — Fast zu viel Glanz für diese niedere Hütte!"

„Es beliebt Ihnen, Signor Hartenstein," erwiderte die Excellenz mit dem Habichtsgesicht, ironischen Nachdruck auf die bürgerliche Anrede legend, „den Demüthigen zu spielen, und so müssen wir es uns gefallen lassen. Was diese ‚niedere Hütte' sonst anbelangt, so ist sie ein höchst reizender Besitz, und ich wundere mich, daß Ihnen bei der Erwerbung nicht der Fürst Torlonia, der Alles zu kaufen pflegt, zuvorgekommen ist. Sie können von Glück sagen! — Sehr schönes Atelier, in der That."

„Entzückend!" fügte Leonore, die, während der Vater sprach, Umschau im Zimmer gehalten hatte, lächelnd hinzu. „Wie herrlich muß es sich hier schaffen lassen! Man möchte Sie beneiden! — Und diese reizende Verbindung mit dem Garten," fuhr sie lebhaft fort, auf die Terrasse hinaustretend, — „wie fügt sich das Alles zum Bilde! Hier könnte man —"

Sie stockte mitten in der Rede, denn in diesem Augenblick war sie Bialka's ansichtig geworden, der sich von seinem Sitz erhoben hatte und ihr eine ernst gemessene Verbeugung machte. Eben traten auch Hartenstein und der Präsident hinaus, und Ersterer bemerkte sofort den Grund ihres Verstummens. Zuvorkommend eilte er herbei und vermittelte die Vorstellung. Leonore nahm die Nennung des Namens, wie es Hartenstein scheinen wollte, mit einer Art von Bestürzung auf; doch gab sie derselben keinen weiteren Ausdruck, als daß sie des Genannten Antlitz und Gestalt mit einem großen forschenden Blicke überflog und seine Verneigung ehrerbietig erwiderte. Weniger zurückhaltend war der Präsident. Mit einem gewohnheitsmäßigen Händereiben stieß er sein „Sehr charmirt! sehr charmirt!" hervor und fügte die geschmackvolle Frage hinzu, ob der Herr Baron vielleicht mit dem wunderlichen Kauz gleichen Namens verwandt sei, der so sonderlingsmäßig auf Schloß Crostam ob der Mur im Steyer hause, wenn er nicht, wie zumeist, die Welt durchfahre, um sich über dieselbe zu ärgern.

„Der wunderliche Kauz," erwiderte der Baron kaltblütig, „bin ich selbst und zur Zeit wieder auf einer Weltfahrt begriffen, wobei es denn auch diesmal an Aerger nicht fehlt. — Haben der Herr Präsident den neuesten Moniteur schon gesehen?"

Der Präsident war über seinen Mißgriff äußerst betroffen, murmelte einige wenig verständliche Entschuldigungsworte (die seitens des Barons völlig unbeachtet blieben) und ergriff mit Begierde den Faden, den ihm dieser hinwarf, um sich daran aus seiner Verlegenheit herauszuziehen. „Moniteur? ha, nein! In ganz Rom nicht aufzutreiben! Dürfte ich mir erlauben —? Sehr gespannt, in der That! — Aeußerst kritische Lage! — Neuigkeiten von importance?"

„Wie man's nimmt. Das Allerneueste ist wohl, daß der Mann in den Tuilerien glaubhaftem Vernehmen nach seinen Costümier beauftragt hat, ihm drei graue Ueberröcke à la Napoléon I zu bestellen."

Der Präsident wußte nicht recht, ob er diese Notiz ernsthaft nehmen oder als einen Ausbruch des Humors belächeln sollte; jedenfalls hielt er es für gerathen, die Hände zu reiben und ein „Ah, sehr gut!" zu erwidern, worauf er mit gierigen Augen die Spalten des Moniteur durchflog und über einem längeren Artikel voll Klagen über Deutschlands Mißtrauen gegen Frankreich so völlig in die

Lectüre versank, daß er seiner Umgebung nicht weiter Acht hatte: ein Umstand, den Hartenstein umsichtigerweise dahin benutzte, der jungen Gräfin eine Besichtigung des Gartens vorzuschlagen und wenige Minuten später an der Seite des schönen jungen Mädchens klopfenden Herzens dahinzuschreiten.

Als sie weit genug von der Terrasse entfernt waren, um dort nicht mehr gehört zu werden, hob die junge Gräfin, die bisher, wie in Gedanken verloren, geneigten Hauptes gegangen war, plötzlich das liebliche Antlitz gegen ihren Begleiter und sprach gedämpften Tones: „Woher kennen Sie den Freiherrn Bialka? Sie haben mir nie von ihm gesprochen! Sind Sie verwandt mit einander?"

„Verwandt — nein. Aber es verknüpft uns ein Band, das vielleicht fester hält als Verwandtschaft: wir sind Freunde, trotz großer Verschiedenheit des Charakters und der Lebensanschauung, treue Freunde! Sie blicken so forschend, Comtesse; nehmen Sie ein Interesse an Bialka? Ihre Mienen verriethen Bewegung, fast Bestürzung, da ich Ihnen seinen Namen nannte — verzeihen Sie, daß ich so dreist auf Ihrem Antlitz zu lesen wagte — aber Sie können nicht ahnen, wie sehr mich eine Wolke auf dieser lichten Stirn bekümmert! Sie sahen ihn zum ersten Male?"

„Zum ersten Male; aber in Gedanken hatte ich mich schon oft und viel mit ihm beschäftigt; ja, ich darf sagen, daß ich lange unter dem Einfluß seines Geistes gestanden habe, bevor meine Augen ihn geschaut —"

„Sie sprechen in Räthseln, theure Gräfin, und meine Spannung auf Lösung derselben ist um so größer, als auch Bialka, ohne Sie je gesehen zu haben, einen geheimnißvollen Zug zu Ihnen offenbarte. Ich fand ihn wiederholt vor Ihrem Bilde (Sie haben noch nicht einmal danach gefragt!), und physiognomischer Forscher von Beruf, las er schon beim ersten Anblick Ihrer Züge Geheimnisse des Seelenlebens aus denselben heraus, die mir — wie beschämend für mich! — unlesbar geblieben waren. Er wittert in Ihnen einen ihm und seiner herben Lebensanschauung sympathischen Geist! Ist das nicht sehr seltsam? Ihre fröhliche holde Jugend mit dem Bleigewicht seiner düsteren Philosophie belasten zu wollen! Das ist doch nur die absichtliche Selbsttäuschung dessen, der darauf besteht, die sonnige Gotteswelt durch eine gefärbte Brille zu betrachten."

„Wenn aber Ihr weiser, seelenkundiger Freund doch Recht hätte!" sprach das Mädchen langsam, die dunklen Augen mit schwermüthigem Ausdruck zu ihrem Begleiter aufschlagend. — Und als dieser ein hastiges Wort erwidern wollte, erhob sie abmahnend die zierliche Rechte und fuhr, den Blick wie träumend in die Weite gerichtet, in demselben Tone fort: „Es scheint eine trübe Mitgift für die Angehörigen hochstehender Geschlechter und Familien zu sein, zum Ausgleich der Geburtsvorzüge häusliches Glück, die Wonne des Familienlebens entbehren zu müssen. Auch in unserem Hause ist das wahrhaft Beglückende dem Moloch der Standesehre stets zum Opfer gefallen; die Frauen und Töchter unseres Namens haben von jeher eine kalte, liebeleere Luft geathmet; selbst die Strahlen der Sonne, möchte ich sagen, wärmten sie nicht unmittelbar, sondern erst im Rückprall von dem blanken Wappenschilde der Traunecks. — Im Nachlaß meiner Mutter fand ich ein Heft mit handschriftlichen Aufzeichnungen, die eine düstere, schmerzgesättigte Welt- und Lebensanschauung athmeten, von einer fremden Hand begonnen, von der meiner Mutter fortgesetzt. Ich hatte die Theure oft darin lesen, nicht selten Thränen darüber vergießen sehen: so war

es mir ein heiliger Besitz nach ihrem frühen Hinscheiden, und manche schwere Stunde habe ich seiner Lectüre gewidmet; sein Inhalt ist tief in meine Seele geschrieben."

Sie schwieg einige Augenblicke, wie in dem Nachgedanken an jene Stunden ruhend, dann fuhr sie hastiger fort: „Mein unlängst begangener zwanzigster Geburtstag eröffnete mir den Zugang zu einem bisher geheim gehaltenen kleinen Vermächtnisse meiner seligen Mutter an mich. Den kostbarsten Theil desselben bildete ihr Tagebuch — — darin ein letztes Wort der Sterbenden für mich. Lassen Sie mich davon schweigen — es würde mich zu sehr erschüttern — auch fehlt die Zeit. Nur so viel mag gesagt sein, daß eine Nachschrift mich aufforderte, das vorher erwähnte Heft, wenn ich je im Leben dem Freiherrn Herbert Vialka von Schloß Crostam begegnen sollte, mit einem letzten Gruß von ihr demselben zu übergeben. Das Buch gehe so zu seinem Ursprung zurück."

„Seltsam!" stieß Hartenstein erregt hervor. „Ich ahnte nichts von diesen Beziehungen Vialka's zu Ihrem Hause. Er muß Ihrer seligen Mutter vor ihrer Verheirathung nahe gestanden haben; Ihren Vater erklärte er gar nicht zu kennen, und was er sagt, ist stets unantastbare Wahrheit. Seit der Verheirathung muß also die Beziehung zu Ihrer Mutter aufgehört haben."

„So scheint es. Und nun lassen Sie uns von dieser Sache schweigen. Sie erregt mich tiefer, als sich mit meiner Gesundheit verträgt. Das Heft werde ich unter Ihrer Adresse, wenn Sie gestatten, dem Baron zugehen lassen."

„Es soll sicher in seine Hände gelangen. Aber — verzeihen Sie die Frage — Sie denken doch nicht schon auf baldige Abreise von Rom?"

„Ich vermag zur Zeit noch nicht zu sagen, wie lange unseres Bleibens hier sein kann. Ich selber fühle mich in Rom glücklicher als je zuvor, doch eben darum zweifle ich, daß ich es noch lange bleiben werde. — Zudem lauten die politischen Nachrichten sehr bedrohlich; unsere Truppen rüsten sich zum Abzug aus dem Kirchenstaat, und der Vater meint, die Ehre verbiete auch uns fast ein längeres Verweilen. Ist dies der Fall, so würde ich freilich, meinem Herzen zum Trotz, für allerschleunigste Abreise stimmen; denn nachdem wir der Ehre zeitlebens die schwersten Opfer gebracht, dürfen wir um geringerer willen dieselbe nimmermehr schädigen. Doch nähre ich eine leise Hoffnung, daß die Verhältnisse noch eine freundlichere Wendung nehmen oder eine andere Beurtheilung zulassen werden: so gern bliebe ich hier! Mir graut vor einer Rückkehr nach Wien wie vor der offenen Gruft."

Ein furchtbarer Schreck durchrieselte Hartenstein's Nerven, und blassen Antlitzes erhob er wie beschwörend die Hände zu dem düster dastehenden Mädchen. „Welche entsetzlichen Phantasien, theure Comtesse; sprechen Sie nie wieder ein solches Wort zu mir — ich flehe Sie an! Ein Dolchstich kann mich nicht schärfer treffen — —"

Sie blickte ihm einen Augenblick aus dunklen, schmerzbeseelten Augen voll und groß in das blasse Antlitz, und ein heißes Leid zuckte um die jugendliche Lippe. Aber im nächsten Moment hatte sie wieder Gewalt über sich gewonnen, und ein Lächeln verwischte jenen schmerzlichen Zug von ihrem Antlitz. „Still!" sprach sie mit einem rührend lieblichen Versuch zu heiterer Schelmerei. „Wie doch ein Künstler gleich in Ekstase geräth! — Kommen Sie, und freuen wir uns lieber Ihres schönen Gartens! Welch ein köstlicher Rasengrund! Und diese wunderliebliche Gruppe von Goldregen und

weißem Schneeball — sie ist fürwahr des Gartens eines Künstlers werth."

Hartenstein führte seine holde Gefährtin zu schönen, von ihr noch nicht bemerkten Aussichtspunkten, erzählte von künftigen Verbesserungsplänen, machte auf neue Anpflanzungen aufmerksam und stand endlich, wie sie um ein Lorbeergebüsch lenkten, vor einer antiken Steinbank still, hinter der aus dichter Umrankung köstlich duftender lilafarbiger Glycinen eine wohlerhaltene Pansherme ihr bärtiges Haupt erhob. Auf dem Steintisch vor der Bank lagen einige Bücher; daneben ein üppiger Granatzweig mit zwei reifen Früchten und eine zierliche Waffe, wie für Frauenhand geformt, von alter ausgezeichneter Arbeit.

Leonore war mit einem Ausruf des Entzückens stehen geblieben und weidete ihr Auge an dem Anblick dieses vom Zauber der Poesie umflossenen Ruhesitzes. „O, wie lieblich! wie wunderlieblich ist diese Stätte!" wiederholte sie mehr als einmal. „Hier möcht' ich volle Stunden säumen! Fürwahr, wenn künftig aus der Ferne über die Alpen hin meine Gedanken nach Rom, der Heimath meiner Seele, zurückschweifen werden, dann soll dieses zauberische Plätzchen von ihnen nicht unbesucht bleiben!"

Sie war auf die Steinbank niedergeglitten, und den schönen Kopf leicht in die Hand gestützt, einer sinnenden Muse ähnlich, blickte sie träumerisch in die reizvolle Ferne, sie selbst ein Anblick von hinreißender Anmuth, auch das schönheitsdurstigste Auge sättigend.

Hartenstein stand und starrte sie an, und seine ganze Seele lag in diesem sehnsuchtsheißen Blick; auf seiner Lippe schwebte des Herzens seligsüßes Geheimniß. Aber zu gewaltig pochte das Herz in seiner Brust, um der übermächtigen Empfindung Worte zu leihen; er mußte sich zu fassen suchen, um seiner Stimme wieder Herr zu werden, und erst nach einer Minute bewegten Schweigens konnte er, mühsam lächelnd, erwidern:

„Lassen Sie mich einen Zauber anwenden, der Sie auch körperlich dieser Ihrer Seelenheimath zu eigen giebt, uns mindestens Ihre Rückkehr hierher sichert. Als der Gott Hades die jugendschöne Persephone in sein Reich entführt hatte, da konnte er, gegen den Widerspruch der Mutter, ihr Verbleiben daselbst, mindestens ihre Rückkehr sich nur dadurch sichern, daß er ihr einen Granatapfel zu essen gab. Gegen dieses Zaubermittel vermochte selbst Jupiter's allmächtiger Wille nicht durchzudringen, und Persephone verblieb dem Reiche des Pluto! — Hier, der Zauberapfel liegt vor Ihnen; ein Kern davon genossen, macht Sie für immer heimisch in Rom, giebt Ihnen die Herrschaft wie über die Seelen der Menschen, so auch über dies kleine grüne Reich! Darum kein Zögern — hier — nehmen Sie — die Stunde ist besonders zauberkräftig — Sie werden Ihr Wunder erleben!"

Leonore hatte die Worte Hartenstein's nicht ohne Erröthen vernehmen können, denn sie kannte den Mythus gut genug, um die tieferen Bezüge desselben auf sich zu entnehmen; doch verhüllte sie die Bewegung ihres Herzens durch ein heiteres Eingehen auf den Scherz, ergriff lächelnd die Granatfrucht, empfing dazu aus Hartenstein's Hand den kleinen Dolch und löste nun mit zierlichem Schnitt ein duftiges Scheibchen von der halbgeschälten Frucht.

„Da ist es," sprach sie mit einem triumphirenden Lächeln, indem sie das Scheibchen an den Mund führte, „und nun" — dasselbe schlüpfte leicht über die blühende Lippe — „nun bin ich ganz in Ihrer Gewalt! Eine Anzeige von Ihnen beim ‚heiligen Officium' bringt mich unzweifelhaft ‚wegen gefährlicher

Zauberei' in den Kerker der Engelsburg, und so wäre mir allerdings ein Verbleiben in Rom gesichert. — O, welch ein Licht geht mir auf! Nun erst durchschaue ich Sie und Ihre schwarzen Pläne ganz! Meine goldene Freiheit — wie hoffnungslos verloren —!"

„Haben Sie nicht eine Waffe in der Hand, sich frei zu bewahren?" erwiderte Hartenstein, klopfenden Herzens den über so bedeutsame Tiefe hinflatternden Scherz fortsetzend. Das Mädchen blickte den kleinen Dolch an und nickte mit einem übermüthigen Lächeln ihrem Gegner drohend zu.

„Sie haben Recht, ich werde diese Waffe als ein Sicherheitspfand wider Ihre etwaigen Umtriebe behalten. Her mit der Scheide! — Doch halt, was stehen hier auf der Klinge für Worte? Wahrscheinlich eine neue Zauberformel, und ich Aermste komme so aus dem Regen in die Traufe! Erklären Sie mir die Inschrift; italienisch scheint sie nicht zu sein."

„Es ist ein altfranzösischer Sinnspruch und enthält in gewisser Hinsicht allerdings einen Zauber, doch einen, der den Träger schützt: L'onor arma la ma dou freble — Ehre bewaffnet den Arm des Schwachen."

„Ein gutes, kräftiges Wort, in der That," sprach Leonore mit einem sinnenden Blick auf die kraus verschlungenen Züge der Schrift, „und weist die schöne kleine Waffe recht eigentlich Einer vom schwachen Geschlechte zu."

„Auch war sie in schwacher Hand schon einmal stark und wirksam! Eine zarte Frau, provençalische Edeldame von hoher Schönheit, schützte vor Jahrhunderten ihre und ihres Hauses Ehre mit diesem kleinen Stahl gegen rohe Gewalt und ließ zu dankbarem Gedächtniß dessen die Inschrift in die Klinge ätzen. Das ist wohlbeglaubigte Tradition."

„Sie giebt der Waffe doppelten und dreifachen Werth, und nun lasse ich sie gewiß nicht wieder von mir. Doch im Ernst! geben Sie mir dieselbe auch gern? Beraube ich Sie nicht, wenn ich Sie nun darum bitte?"

„Gern? — o theure Gräfin, ich wünschte, Sie nähmen Werthvolleres von mir an als diesen kleinen Stahl. Die Welt hegt keinen Schatz, den ich nicht glücklich wäre, Ihnen zu Füßen legen zu dürfen. Das Herz in meiner Brust gehört Ihnen — Sie fühlen und wissen es —, wie viel mehr die geringe Habe, die ich mein genannt!"

„Still! nicht weiter! Sie sind, nach dem Sprüchwort, verschwenderisch wie ein Künstler. Sie dürfen mich mit einem Allzuviel an Gaben auf einmal nicht beschämen. Auch das macht unfrei, und" — ein Seufzer hob ihre Brust — „ich trage der Bande schon genug!"

Tiefe Blässe überzog das edle Antlitz Hartenstein's bei diesen Worten, und mit einem Ausdruck erschütternder Trauer blickte er dem jungen Mädchen in das trüb verschleierte Auge. „Ich schweige," sprach er sanft, „schweige, weil Sie es jetzt so wollen. Aber entfernen Sie mich damit nicht von sich — ich flehe Sie an! Gönnen Sie mir, ob auch aus weiter Ferne, Antheil an Ihrem Leben, das mir theurer ist als das meinige, und glauben Sie an eine Hingebung, die nur in Ihrem Glück das eigene zu finden vermag!"

Sie reichte ihm ihre Hand hin — und zwei schwere Thränen glitten die zarte Wange hinab. „Nichts mehr heut', mein Freund," flüsterte sie tonlos, „ich ertrag' es nicht!" In diesem Augenblick klangen Stimmen von der Terrasse zu ihnen herüber und mahnten sie an die dort Weilenden. Hastig fuhr Leonore mit ihrem Spitzentuch über die feucht glänzenden Augen und versuchte zu lächeln. „Kommen Sie," sprach sie weich; „man wartet

auf uns, und mein Vater möchte sich wundern, was wir einander so Vieles mitzutheilen hätten!"

„Leonore — — noch ein Wort —!" Sie schüttelte den Kopf; aber ihre herrlichen Augen glänzten von geheimnißvoller Verheißung, als sie, den Zeigefinger an der rosigen Lippe, sich leicht zu ihm neigte und leise wie ein Hauch die Worte flüsterte: „Love and be silent!"

* *
*

Die Lectüre des Moniteur wie die vergleichende Durchsicht der übrigen ausländischen Zeitungen, welche Baron Bialka dem Präsidenten offerirt, hatte diesen in nicht geringe Aufregung versetzt, und das auf die Terrasse zurückkehrende junge Paar fand beide Männer in sehr animirtem politischen Gespräch. Als der Präsident seine Tochter erblickte, winkte er ihr mitten aus der Unterhaltung heraus dringend mit dem Finger und rief ihr, da sie nahe genug war, erregt entgegen: „Gut, daß du kommst, mein Kind; wir müssen aufbrechen. Meine schleunige Abreise wird nach dem neuesten Stande der Dinge geradezu unerläßlich. Es sollte mich wundern, wenn nicht noch heute eine Rückberufungsdepesche einliefe." Leonorens eben noch so rosiges Antlitz überflog eine lichte Blässe. „Ist etwas besonders Wichtiges vorgefallen?" fragte sie zögernd, das Antlitz des Barons Bialka gleichzeitig mit einem forschenden Blicke streifend.

„Für den, der zwischen den Zeilen zu lesen versteht, Wichtiges genug," versetzte der Präsident. „Der Krieg ist nach meiner unerschütterlichen Ueberzeugung jetzt nicht mehr zu vermeiden, und das wird man daheim zur Zeit ebenso gut, wenn nicht besser wissen als wir hier. Unter diesen Umständen müssen sich in meinem Gubernium die Geschäfte in den letzten Tagen lawinenartig gehäuft haben, und mein Fehlen wird bereits sehr fühlbar geworden sein. Ich darf ohne Noth keine Stunde mehr zögern!"

„Ich bedaure, Ihre Befürchtungen rücksichtlich des Krieges theilen zu müssen," sprach Baron Bialka zustimmend, „doch glaube ich an einen Ausbruch in den nächsten Tagen und Wochen noch nicht. Leicht dürften noch Monate darüber hingehen; man ist auf beiden Seiten keineswegs genügend gerüstet für einen solchen Entscheidungskampf."

„Mag sein," erwiderte der Präsident ungeduldig, „doch eben die Rüstungen — im weitesten Sinne verstanden — namentlich die Verpflegung des Heeres, die Regelung der Lieferungen und tausend andere Dinge fordern gebieterisch auch meine Mitwirkung und daher meine ungesäumte Abreise."

Die Blässe auf Leonorens Antlitz war seit den ersten Worten des Vaters nicht wieder gewichen; und offenbar bekämpfte sie eine wogende Empfindung ihres Herzens, als sie ruhigen Tones erwiderte: „Und wie gedenkst du es mit Tante Alice zu arrangiren?"

Der Präsident antwortete bestürzt: „Wahr! ich vergaß sie! — Das macht freilich eine gleichzeitige Abreise von uns Beiden unmöglich. — — Es ist von einer Schwester meiner seligen Frau, der Hofmarschallin v. Seltnach, die Rede" — wandte er sich in höflicher Rücksichtnahme an die beiden Herren — „und meine Tochter erinnert mich zur rechten Zeit, daß wir derselben, die als Reconvalescentin aus Palermo zurückkehrt, versprochen haben, ihr zur Rückreise nach Wien beiständig zu sein, keinenfalls ohne sie abzureisen. Die persönlichen Verhältnisse machen große Rücksichtnahme auf die Patientin zur Pflicht, und so wird wohl nichts übrig bleiben, als daß meine Tochter allein zurückbleibt, die Tante zu erwarten, während ich eile, meinen Amtspflichten da-

heim zu genügen — hm, sehr unangenehm!"

Die Wiederkehr der Röthe auf Leonorens Wangen sprach nicht sonderlich für eine Uebereinstimmung ihrerseits mit dem Vater, und auch ein frohes Aufleuchten ihrer schönen Augen, die fast unmerklich Hartenstein's Antlitz streiften, hätte einem scharfen Beobachter verrathen, daß der nothgedrungene längere Aufenthalt in Rom ihr keineswegs „sehr unangenehm" sei; der in seine Gedanken vertiefte Vater merkte offenbar nichts davon und vergaß überdies das Nächstliegende so völlig, daß er nach seinem Hute griff und die Tochter zum Aufbruch mahnte, ohne des eigentlichen Zwecks seines Hierherkommens weiter zu gedenken. Erst als Leonore mit einem leise-vorwurfsvollen: „Aber wir haben die Bilder ja noch gar nicht angesehen!" daran erinnerte, besann er sich und eilte, als gewandter Weltmann seine „Zerstreutheit" entschuldigend, seinen „edlen Wirth" um Gewährung des Anblicks seiner neuesten Schöpfungen zu bitten.

Hartenstein willigte nach leichtem Zögern mit einem Kopfnicken ein und stellte, ohne ein Wort zu sprechen, Leonorens Bild auf die Staffelei, worauf er abseits trat und an den Fenstervorhängen zog, damit dem Porträt eine möglichst günstige Beleuchtung zu Gute komme. Die Wirkung des Bildes auf die Beschauer war eine sehr entschiedene. Der Präsident, von der Schönheit des Kunstwerkes überrascht, spendete demselben ein wortreiches Lob und pries den Künstler glücklich, Derartiges schaffen zu können.

Leonorens Antlitz hatte beim Anblick ihres Bildes eine heiße Röthe überzogen („ihre edle weibliche Natur schämte sich," wie Baron Bialka später einmal gegen Hartenstein äußerte, „daß ihre innere Schönheit durch die äußere so rücksichtslos verrathen ward").

„Sie werden natürlich wünschen, Herr Präsident," sprach Hartenstein höflich zu seinem Gast, „so bald wie möglich in den Besitz des Bildes zu kommen, und soll die Ablieferung gewiß nach Kräften beschleunigt werden; doch dürften immerhin noch zwei Wochen vergehen, bis der letzte Pinselstrich daran gethan ist und das Bild den gehörigen Grad von Trockenheit erlangt hat, und diese Frist würden Sie mir, ob auch noch so sehr widerstrebend, wohl gewähren müssen."

Der Präsident antwortete verbindlich, daß er dem Künstler keinerlei Beschränkung aufzuerlegen sich erkühne, daß vielmehr mit der verlängerten Arbeit an solchem Werke auch die dankbare Verpflichtung des Empfängers wachsen müsse, und bat nun, ihnen den genußreichen Anblick auch seines größeren historischen Bildes — von dem er schon habe sprechen hören — gleichfalls gönnen zu wollen.

Hartenstein nickte und zog an einer Schnur; ein Vorhang, der einen Theil des geräumigen Zimmers bisher den Augen entzogen hatte, schob sich bei Seite, und ein großes farben- und figurenreiches Bild stand trefflich beleuchtet vor den Zuschauern. Ein „Ah!" der Bewunderung schwebte auf Aller Lippen; dann ein paar Augenblicke vollkommene Stille umher; die Blicke der Beschauer versenkten sich staunend in die lebensvolle Scenerie, die des Meisters Hand auf die Leinewand hingezaubert hatte.

„Sprechen Sie ein Wort, Comtesse!" bat nach einer Weile der Maler, an Leonorens Seite tretend; „Ihr Schweigen ängstigt mich —"

Sie sah ihn an, bleich vor seelischer Erregung, mit einem Blicke von fast ehrfürchtiger Bewunderung. „Mein Schweigen ist die Beredsamkeit des Entzückens!" sprach sie langsam; „ohne das Sujet noch ganz zu begreifen, fühle ich mich von der Atmosphäre einer tragischen Katastrophe

umwittert, deren Größe ich nur erst dunkel ahne. — Was ist der Gegenstand?"

„Ich möchte es nicht sagen! — Ein Kunstwerk muß der Hauptsache nach verständlich und wirksam sein auch ohne Commentar. — Sagen Sie uns, was Sie sehen."

„Was ich sehe —" wiederholte Leonore gedankenvoll. „Ich sehe ein weites, reich geschmücktes Gemach; kräftige, edel geformte Pilaster tragen eine schön cassettirte Decke; zwischen ihnen breiten sich stilvoll ornamentirte Wandfelder aus, auf deren tiefrothbraunem Grunde weibliche Gestalten, begeisterte Mänaden scheint es, schweben, Genien und Vögel dahinflattern. Halb zurückgezogene, schwerfaltige Vorhänge gewähren den Blick in andere, gleich prachtvolle Gemächer, bis das Auge endlich in der Perspective eines reizvollen Gartens mit üppig sprudelnder Fontaine Ruhe findet."

Sie schwieg einen Moment, wie zu Schwererem Kraft sammelnd, und fuhr dann mit wachsender Bewegung fort:

„Das große Hauptgemach trägt den Festschmuck von blumenreichen Festons und schneeweißen Binden; eine üppig mit Speisen und Trinkgefäßen belastete Tafel zieht sich in Hufeisenform an drei Wänden des Gemaches hin, doch ihrer Genüsse begehrt Niemand mehr: von dem Triclinium sind die Festgenossen, Männer und Frauen in antiker Tracht, mitten im Schmausen aufgesprungen, zur Thür geeilt, fortgestürzt; umgeworfene Mischkrüge, Tripoden, Kühlschalen, zu Boden geworfene Becher, zertretene Kränze, verlorene Schmuckstücke bezeichnen ihren Weg; die Letzten drängen sich eben, scheue Blicke rückwärts sendend, durch eine enge Seitenthür, deren Vorhang, halb niedergerissen vom Ungestüm der Flucht, den weinbefleckten Mosaikboden schleift. Sclaven und Sclavinnen, zum Theil noch im Begriff, neue Gerichte auf die verödete Tafel zu setzen, schauen den Fliehenden verstörten Blickes nach; in einem Winkel des Zimmers kauern dunkle Gestalten in phantastischer Tracht: Mimen vielleicht und Tänzerinnen, die mit ihrer Kunst die Mahlgenossen erheitert haben; ein junger Flötenbläser, der seine zu Boden gefallenen zierlichen Tibien aufliest und einen angstvollen Blick nach dem mittleren Theil des Festsaales wirft, wo ein schönes Menschenpaar, die einzig Ruhenden in der allgemeinen Flucht und Unruhe, auch unser Auge vor Allem auf sich zieht."

Sie schwieg einen Moment, wie um noch einmal das Ganze in seinem Zusammenhange zu prüfen, und fuhr dann langsam fort:

„Die Haltung dieser Mittelgruppe muß uns den Schlüssel zum Verständniß der ganzen Situation geben. Ein herrliches junges Weib in weißer, purpurverzierter Stola, im bleichen Antlitz wunderbare Spannung der Seele verrathend, scheint mit schmerzlich-mächtigen Worten in den vor ihr stehenden schönen, aber weichlich aussehenden Mann zu dringen; von der linken Brust ist ihr das Gewand herabgesunken, und die eine Hand preßt sich auf eine furchtbar blutende Wunde am Herzen, während die andere ihm in beschwörender Geberde einen Dolch aufzudrängen sucht. Aschfarbenen Antlitzes, Angst und Unschlüssigkeit in den jäh ernüchterten Zügen, scheint er den dargebotenen Dolch halb abzuwehren, halb zögernd nach ihm zu greifen, während sein unstätes Auge den Corridor hinabschweift, in den eine der hohen, halbverhangenen Thüröffnungen mündet. Von hier scheint das Verhängniß zu nahen, dem die junge Frau vielleicht mit heroischem Entschluß zuvorzukommen drängt; Bewaffnete stürmen wilden Antlitzes den Corridor herauf, vor ihnen sinkt eben blutend ein Jüngling zusammen, der Tracht nach ein Sclave, der vielleicht der geliebten Herrin die drohende Gefahr ge-

meldet und dann mit Hingabe seines treuen Lebens aufzuhalten bemüht war; ach! sein edelmüthiges Opfer wird das Verhängniß nicht abwenden, zumal nicht von der herrlichen Frau! Aber sie wenigstens stirbt eine Freie! Im nächsten Augenblick schon muß sie zusammensinken, noch ehe die rohe Gewalt über die Schwelle des Gemaches gedrungen ist, und ihr brechendes Auge wird — so dürfen wir hoffen — nicht mehr sehen, daß Feigheit und Todesfurcht ihn in die Hände der Schergen liefern, den sie in einen freien Tod mit sich hinwegzureißen mit letzter Kraft bemüht gewesen!"

„Ich bin zu Ende!" sprach sie, mit einem Lächeln tragischer Ergriffenheit sich zum Künstler wendend. „Sprechen Sie nun, ob, was ich sah, wirklich im Bilde lag oder von mir hineingeträumt ward. Das Dargestellte reißt an meiner Seele wie ein lebender Vorgang!"

„Sie schöpften den Inhalt des Bildes tief und voll aus," erwiderte der Maler mit einer huldigenden Neigung des Kopfes; „Ihrem wunderbaren Scharfblick ist nichts entgangen, durchaus nichts, und ich danke Ihnen die schöne Gewißheit, daß ich ein dem sinnigen Beschauer verständliches und tiefere Gemüther ansprechendes Werk geschaffen habe."

„In der That," mischte sich hier der Präsident ein, „eine ungewöhnlich reiche und wirksame Composition, zu der man Ihnen ernstlich gratuliren kann. Wird überall Furore machen, j'en suis sûr! Beiläufig gefragt: ist die zeitliche und costümhafte Einkleidung des Vorwurfs Ihre freie Wahl oder liegt etwas Historisches zu Grunde, das Sie dazu zwang?"

„Wie man's nimmt! — Das übrigens mit voller Freiheit behandelte Motiv gab mir ein Vorgang aus der römischen Kaiserzeit, den Plinius in einem seiner Briefe erzählt: der heroische Selbstmord einer edlen Frau, die ihren wegen Theilnahme an einer Verschwörung gegen das Leben des Kaisers Claudius mit schimpflichem Verbrechertode bedrohten Mann, Caecina Paetus, durch ihr Beispiel anzutreiben sucht, der Entehrung zuvorzukommen und sich mit noch freier Hand selbst den Tod zu geben. Plinius legt der zum Tode Verwundeten dabei das heldenmüthige, mild-überredende Wort in den Mund: ‚Non dolet, mi Paete!' — Es schmerzt nicht, mein Paetus."

„Es war die Zeit der wahnsinnigen Wütheriche auf dem Cäsarenthron," warf Vialka mit herbem Lächeln ein, „der Tiberius, Caligula, Nero; eine gute Schule für die Menschheit, um zu lernen, was dieses Leben werth sei! — Selbstmorde, auch ohne jenen Zwang, dem Paetus unterlag, waren damals an der Tagesordnung."

Der Präsident schauerte wie fröstelnd in sich zusammen und rieb die Hände an einander. „Es giebt wirklich Zeiten, wo der Selbstmord wie epidemisch auftritt und auch die Lebenssüchtigsten ergreift. Gräßlich!"

Leonore hatte während dieses Gesprächs die Augen von dem Bilde nicht abgewendet; jetzt, da eine momentane Pause eintrat, sprach sie langsam, wie in sich gekehrt: „Es bedarf, glaub' ich, solcher Schreckenszeiten wie die erwähnten nicht, um den Entschluß, das Leben von sich zu werfen, auch bei Frauen zu zeitigen! — Innere Motive können oft stärker darauf hinwirken als äußere, und jene sind an keine Zeit gebunden."

Vialka warf dem Freunde einen triumphirenden Blick zu, den dieser mit einem trüben Kopfschütteln erwiderte; der Präsident aber räusperte sich verdrießlich und sprach:

„Ihr Bild hat uns auf unerfreulich düstere Gedanken und Betrachtungen gebracht; wenn dies schon bei bloßen Beschauern geschieht, wie viel mehr muß Ihre

Stimmung, Signor Hartenstein, unter der langen Arbeit über einem so erregenden Vorwurf gelitten haben! Ich muß Sie noch nachträglich deswegen beklagen."

„Dann müßten Sie auch alle unsere Tragödiendichter bemitleiden, Herr Präsident," sprach Hartenstein ablehnend und zog den Vorhang vor dem Bilde wieder zu; „und doch werden diese Ihnen mit Schiller antworten: ‚Res severa est verum gaudium!‘ — Alle Kunst ruht auf dem tiefsten Ernst."

„So ist es," sprach Leonore fest, „und darum gewährt nur sie uns jene Stärkung der Seele, die wir sonst im Leben vergebens suchen. Ich danke Ihnen für diese Stunde mehr, als ich in Worte fassen mag."

Sie reichte Hartenstein mit einem Blick voll lieblichen Ernstes ihre Hand hin, und er zog sie verehrungsvoll an seine Lippen. Der Präsident wandte sich verdrießlich ab.

In diesem Augenblick meldete Hartenstein's Diener, daß die Equipage des Herrn Grafen v. Trauneck angekommen sei, und machte so der etwas gespannten Situation ein willkommenes Ende. Der Präsident zwang sich schließlich noch zu einigen verbindlichen Worten, hoffte beide Herren bald einmal im Vaterlande bei sich zu sehen, ermahnte Hartenstein, den Vorwurf zu seinem nächsten Bilde weniger melancholisch zu wählen, und bat schließlich um Zusendung des Porträts nach Wien. Dann gab er Leonoren den Arm und führte dieselbe feierlich durch den Garten bis zur Gitterthür, wo der Wagen harrte. Ein liebliches Lächeln des schönen Mädchens lohnte den beiden Herren ihre respectvolle Begleitung dahin; dann zogen die Rosse an, und wenige Secunden später war der Wagen zwischen den Hügeln verschwunden.

„Sie lieben ein Citat zu passender Zeit, Hartenstein," sprach Bialka, der dem Gefährt einige Zeit lang stumm nachgeblickt hatte und sich nun sammt seinem Freunde dem Casino wieder zuwandte; „so nehmen Sie in Ermangelung eines besseren dieses hin:

‚Bei meinem Leben, Herr, sie ist ein Engel!‘

Ich hoffe damit Ihren Empfindungen den entsprechenden Ausdruck gegeben zu haben. Wie?"

„Nur den meinigen, Bialka?" entgegnete Hartenstein lebhaft; „ich müßte mich schlecht auf Menschen verstehen, wenn Leonore nicht auch Ihr Herz gewonnen hätte."

„Nun, ich sprach es schon beim ersten Anblick ihres Bildes aus, daß ihr Geist dem meinigen sympathisch sein müsse, und jedes Wort, das ich sie bisher habe sprechen hören, hat meine Behauptung bestätigt. Der zarte Körper birgt eine große Seele von seltener Kraft! Und —" setzte er mit einem satirischen Lächeln hinzu, „daß sie, wie unverkennbar, ein Auge für Ihre Verdienste hat, mein guter Hartenstein, dient ihr zu weiterer nachdrücklicher Empfehlung."

„Lassen Sie mich etwas hinzufügen, was sie Ihnen noch viel wärmer empfiehlt als das: sie ist die Tochter von Claudia v. Seltnach!"

Bialka schwieg einen Augenblick, dann stand er still, kreuzte die Arme über die Brust und sprach langsam: „Und wenn sie es ist, was kümmert das mich? — Wie läge darin eine besondere Empfehlung der jungen Dame für mich?"

Eine leichte Röthe überflog Hartenstein's Antlitz, als habe ihn eine peinliche Empfindung gestreift. „Sie dürfen nicht fürchten, daß ich dem, was Sie mir verbergen wollen aus Ihrem Leben, indiscret nachgespürt habe," stieß er hastig hervor; „nichts läge mir ferner! Meine Kenntniß von einer Beziehung zwischen Ihnen und der edlen Mutter Leonorens ist nicht älter als eine halbe Stunde und überdies mehr Vermuthung als Gewiß-

heit. Leonore selbst, durch die Nennung Ihres Namens bei der Vorstellung lebhaft erregt, fragte mich, als wir später durch den Garten gingen, eifrig nach Ihnen aus und erzählte, daß aus dem Nachlaß ihrer Mutter ein Heft handschriftlicher Aufzeichnungen voll schwermüthiger Lebens- und Weltanschauung in ihre Hände übergegangen sei, das um so kostbareren Werth für sie habe, als sie die theure Entschlafene oft mit demselben beschäftigt und nicht selten in Thränen über seiner Lectüre gefunden. Durch eine Tagebuchnotiz der Mutter sei ihr die Verpflichtung auferlegt, wenn je ihr Lebensweg sich mit demjenigen des Freiherrn Herbert Bialka von Schloß Crostam kreuzen werde, diesem die genannten, von der Hand der Mutter fortgesetzten Aufzeichnungen zu überliefern und die letzten Grüße der Entschlafenen hinzuzufügen."

Der Baron hatte sich, während Hartenstein so sprach, unvermerkt gegen den Stamm eines Baumes gelehnt, als entwiche plötzlich seinen Gliedern die Kraft, und etwas wie eine graue Farbe überzog nach und nach sein ganzes Gesicht. Jetzt, da Hartenstein geendet hatte, erhob er seine düster glühenden Augen zu dem Freunde und sprach mit seltsam heiserer Stimme: „Wo hat sie die Blätter?"

„Wo? Nun vermuthlich in Wien. — Es ist nicht wahrscheinlich, daß sie dieselben auf Reisen mit sich führe —"

„Warum nicht?" fuhr Bialka grollend auf. „Es wäre ihre heilige Pflicht nach solchem Auftrage. — Nicht mit sich führen — in der That! gedankenloser könnte sie nicht handeln! — Wo anders als auf der Reise hätten sich unsere Pfade kreuzen sollen? — Bin ich nicht schier allzeit auf Reisen — ich, der Heimathlose, Unbehauste? — Und daß ich es kurz mache — die Papiere muß ich ohne Zögern haben!"

„Leonore versprach, das Heft solle Ihnen durch meine Hand zugehen!"

„Aber wann — wann?!"

„Das vermag ich nicht zu sagen; doch da Ihnen, wie ich sehe, so viel daran liegt, will ich, wenn Sie erlauben, in dieser Sache an die Gräfin eine schriftliche Mahnung zur Eile richten. Sie hörten wohl, daß der Vater sie hier noch einige Zeit zurücklassen will, um die Tante zu erwarten; so wird sie ein Brief im Palazzo vecchio sicher treffen und ihre Antwort Sie aller Ungewißheit entheben."

Der Baron antwortete nicht gleich. In düsteres Sinnen versunken, starrte er schweigend vor sich hin, und seltsame Erregung arbeitete in den Zügen seines Antlitzes. Endlich raffte er sich mit einem tiefen Seufzer auf und sprach dumpf: „Ich muß sie selber sprechen. Sobald der Präsident abgereist ist, was, wie ich annehme, noch heute, spätestens morgen geschieht, will ich mich bei ihr melden lassen!"

„Mein armer Bialka," sprach Hartenstein theilnehmend, indem er sanft seine Hand auf des Barons Arm legte; „wie sehr empfinde ich mit Ihnen!"

„Schon gut! — Ich weiß ja, Ihr seid unter einem liebreichen Stern geboren; doch lassen Sie uns jetzt hineingehen und, wenn es Ihnen möglich ist, heute von unserem schönen Gaste nicht mehr sprechen. Sie hat, muß man gestehen, die Ruhe, die in Ihrer Hütte heimisch war, mehr als billig gestört."

* *
*

Es geschah, wie Bialka gewünscht: weder des Besuches der jungen Comtesse Trauneck noch der damit verbundenen Umstände oder Folgen wurde im Gespräch zwischen ihnen weiter gedacht; allein Ruhe und Frieden kehrten darum fürs Erste in Villa Hartenstein doch nicht wieder ein. Der Freiherr namentlich war in fast fieberhafter Aufregung und verbrachte die zwei Tage, welche der Präsident nach ein-

gezogener Erkundigung noch in Rom verweilte, in heftig leidendem Gemüthszustande, unzugänglich allen Bemühungen seines liebevollen Gastgebers, ihn aufzuheitern oder wenigstens zu zerstreuen. Am dritten Tage endlich traf ein Billet von der Comtesse mit Bestimmung der Stunde, wo sie ihn zu empfangen bereit sein würde, ein und setzte alle seine Lebensgeister in Schwingung. Schon lange vor der angesetzten Zeit wanderte er ruhelos, gesticulirend und mit sich selbst redend, in den Gartensteigen auf und nieder und bestieg endlich mit so nervöser Hast den Wagen, der ihn seiner Bestimmung zuführen sollte, daß Hartenstein der weiteren Wirkung dieser Zusammenkunft nicht ohne Sorge entgegensah und fast mit Bangigkeit des Freundes Rückkehr erwartete.

Aber seine Geduld wurde auf eine harte Probe gestellt. Stunde auf Stunde verrann, ohne Bialka wiederzubringen, und schon war es Abend und Hartenstein im Begriff, selbst auf Erkundigungen nach dem Palazzo vecchio aufzubrechen, als ein Vignarole, von dem ihn mißtrauisch beobachtenden Diener eingeführt, in sein Atelier trat und ein zusammengebrochenes, übel aussehendes Papier übergab, das er von einem vornehmen „Inglese“ zur Bestellung an den Pittore Hartenstein empfangen haben wollte.

Unheil befürchtend, riß Hartenstein den Zettel auf und fand, von Bialka's Hand offenbar hastig hingekritzelt, folgende Worte vor:

„Erwarten Sie mich heute nicht, caro mio! Ihre hübsche friedliche Hütte, die ich als buen retiro übrigens wohl zu schätzen weiß, ist heute, vielleicht auch morgen oder übermorgen — qui sa! — kein Aufenthalt für mich. Mit dem Leid, das mich heute überfallen hat wie ein Wolf, kann ich innerhalb der bildergeschmückten Wände eines engen Besuchszimmers nicht fertig werden; ich muß den Feind in der freien Natur, in Gebirg und Wald bekämpfen, wo das Stöhnen des Unterliegenden nur Echo vernimmt und widertönt. Leicht ja wär's, ihn auf einmal niederzuwerfen und als triumphirender Sieger davonzuziehen —

‚Dahin, von wo uns Wiederkehr versagt‘;

doch — so wohl soll es mir nicht werden! Ein Menschenleben, ein theures, ist mir an die Brust gelegt, daß ich meine Hände über ihm halte, und ich darf mich dieser Pflicht nicht entziehen, wie sehr es mich auch nach jenem tiefen Schlaf verlangt, den kein Frühroth mehr verscheucht und keine Erdensorge — —

Leben Sie wohl! Bialka.“

Als Hartenstein verstörten Blickes vom Blatte aufsah, traf sein Auge auf den noch unbewegt dastehenden Vignarole, und hastig fragte er: „Könnt Ihr dem Herrn, der dies geschrieben, einen Brief wieder mit zurückbringen? Ich will ihn sogleich schreiben —“

„Ob Sie's thun oder nicht, ist gleichviel. Den Inglese trifft er nicht mehr.“

„Warum nicht?“

„Weil er in die Berge hinauf ist und nicht mehr zur Vigne zurückkehrt.“

„Dann freilich —“

Der Vignarole nickte trotzig bekräftigend mit seinem schwarzen Lockenkopf und wandte sich zum Gehen.

„Sollte er aber noch einmal bei Euch einkehren, so sagt ihm von mir, daß ich ihn inständig bäte, heimzukehren, und täglich seiner harrte. Wollt Ihr?“

„Freilich will ich!“

„Gut. So nehmt diese Münze, und Madonna geleite Euch.“

Der Vignarole nahm die Gabe mit stolzer Gleichgültigkeit, zog seinen Mantel von Schafpelz um die Schulter und schritt den Gartensteig mit der Miene eines Marchese hinab, ohne sich auch nur nach rechts oder links einmal umzusehen.

Beklommenen Herzens blieb Hartenstein zurück. Zwar der äußersten Sorge, Bialka betreffend, war er durch die Worte des Briefes enthoben; aber ein tiefes Mitgefühl mit dem einsam Leidenden füllte sein Herz. War dem Armen doch nun, wie es schien, über eine schmerzlich düstere Episode seines Lebens (vielleicht die eigentliche Ursache seiner Vereinsamung, seiner schmerzlichen Ruhelosigkeit und bitteren Lebensphilosophie) ein versöhnendes Licht aufgegangen, hatte doch sein Dasein, das sich bisher so hoffnungslos und ohne rechten Zweck hingesponnen, nun eine Aufgabe erhalten, geeignet, ihm Verlorenes — soweit dies möglich — zu ersetzen, ihm die nachlassende Lebenskraft energisch anzuspannen und sein freudenloses Alter wie durch einen späten Sonnenblick durch die Liebe derer zu verklären, in der er so tiefbewegt das verjüngte Abbild der einst Verlorenen erkannt hatte.

Denn Hartenstein zweifelte nicht, daß die Worte des Briefes: „ein theures Menschenleben sei ihm an die Brust gelegt, seine Hände darüber zu halten,“ sich auf Leonore Trauneck bezögen, und ein warmes Gefühl quoll in seinem Herzen auf, dachte er sich fortan beide ihm so liebe Menschen durch ein enges Band, von ersterbender Mutterhand zum Schutz des Kindes wie zum Trost des trauernden Freundes geknüpft, verbunden; träumte er von einer Zeit, wo er selbst berechtigt sein würde, an einer froheren Gestaltung ihres Lebens mitzuwirken! Goldene, selige Tage! Möchten sie nicht allzu fern sein!

So durchlebte er, zwischen Sorge und froher Zuversicht, zwischen Hoffnung und Zweifel im Innersten schwankend, einsame bewegte Tage, mit von Stunde zu Stunde gesteigertem Verlangen auf Lebenszeichen von Bialka, auf ein Liebeszeichen von Leonoren harrend. Aber immer von Neuem ging ein Tag zu Rüste, stieg ein Morgen auf, ohne das Gehoffte zu bringen, und ernstliche Furcht um das Leben des Freundes begann in seinem Herzen aufzudämmern, als endlich ein zierliches Billet von Leonorens lieber Hand einlief, das nach beiden Beziehungen hin seiner sehnenden Empfindung Genüge leistete, seine bange Stimmung in selige Ruhe umwandelte. Und es waren doch nur wenige Worte, die das zusammengefaltete Blättchen enthielt:

„Die geliebte Schwester meiner seligen Mutter, eine engelhafte Seele in schwacher, zarter Leibeshülle, ist von Palermo, wo unsere Liebe Heilung für ihre schwindende Lebenskraft suchte, zurückgekehrt, und meine Tage sind hinfort durch ihre Pflege, ihre Erheiterung und Erquickung ausgefüllt. Letztere quillt ihr vor Allem aus der Bekanntschaft, der Lebensgemeinschaft mit edlen, großgesinnten Menschen — ist es darum nicht natürlich, daß ich Sie bitte, uns zu besuchen und der theuren Leidenden etwas von der Geistesfülle, die Ihnen eignet, von der Lebenskraft, die in allem Ihrem Empfinden, Denken und Handeln waltet, mittheilend zu gönnen? — Ich erwarte Sie heute Nachmittag etwa um sechs Uhr, wo Tante Alice nach mehrstündigem Schlummer doppelt empfänglich für geistige Einwirkung zu sein pflegt.

„Was mich betrifft, so verlangt es mich, Ihnen zu sagen, daß an meinem Lebenswege, der lange durch schattenlose Wüste dahinlief, neues Grün aufsproß und der Himmel nicht mehr ‚ehern‘ ist über meinem Scheitel‘ —

„Unser Freund ist wohl behalten und wird uns getröstet heimkehren, noch ehe wir Rom verlassen. Gott lenke Alles zum Besten! Eleonore.“

Hartenstein las und las wieder, klopfenden Herzens und bebender Lippe, und das Auge ward ihm feucht über den holden Worten des geliebten Mädchens. Wohl

war er dessen innerlich gewiß gewesen, daß sie nicht von Rom scheiden werde, ohne ihm noch einmal Gelegenheit zu ungestörter Zwiesprache, zu vollem Austausch ihrer Empfindungen zu geben; aber nun, da das Gehoffte, Ersehnte in unmittelbare Nähe rückte — nun quoll ein heißes Gefühl wonniger Sicherheit, unentreißbaren Glückes in seinem Herzen auf, und die Aussicht auf so süßes Wiedersehen mit der Geliebten überwältigte ihn fast. Den köstlichen Brief in der Hand, stürmte er in den Garten hinaus, und hier schritt er, Bilder künftigen Glückes in bewegter Seele tragend und anschauend, die stillen grünen Pfade auf und ab, oft Worte der Liebe, wie sie ihm die überströmende Empfindung auf die Lippe drängte, vor sich hinmurmelnd oder in dankbarem Emporblick zur ätherischen Bläue des Himmels zärtlich flüsternd. So kam er an die Steinbank, wo aus blühenden Büschen die Pansherme emporragte und Zeuge gewesen war ihres bedeutsamen, von verhaltener Zärtlichkeit durchwogten Zwiegesprächs, Zeuge auch von Leonorens letzten holden, verheißungsvollen Worten: „Love and be silent.“ O, wie lebendig stand sie vor seinem inneren Auge, die süße, holdselige Gestalt; wie klang der melodische Tonfall ihrer lieben Stimme ihm in Ohr und Herzen nach! — Und da — da war auch im Sande am Steintisch noch der feine Abdruck ihres zierlichen Füßchens (kaum enthielt er sich, niederzuknieen und die Spur zu küssen), da lag auf der Steinplatte noch der Rest der Granate, von der sie ein Scheibchen genossen, da der duftende, nun verwelkte Blüthenzweig, in dessen anmuthige Fülle sie ihr süßes Antlitz tief aufathmend hineingedrückt!

In träumerisches Sinnen verloren, stand er einige Minuten da; Vergangenes und Zukünftiges zog an seiner Seele vorüber; ein demüthig-sehnsüchtiges Verlangen, sich des köstlichen Gewinnes ihrer Liebe immer würdiger zu machen, füllte sein Herz, große künstlerische Vorwürfe schwebten — fast sichtbar — im lichten Aether vor seinem Geistesauge.

Glockenschlag vom nahen Kloster mahnte ihn an Rückkehr ins Haus. So raffte er, selig seufzend, die Spuren jener schönen mit Eleonoren hier verlebten Minuten, Granatzweig und Frucht, an sich; als er auch den seit jenem Tage hier liegen gebliebenen Band von Plato zu sich nahm, blätterte derselbe aus einander, und voll Rührung ruhte Hartenstein's Auge auf der Schlußstelle des Dialogs „Phädrus oder Vom Schönen“, dem Gebet des Sokrates:

„O Pan und ihr anderen Götter dieses Ortes! Wollet mir gewähren, von innen schön zu werden; daß alles Aeußere, was ich habe, dem Inneren harmonisch sei, und daß ich für reich den Weisen halte. Goldes sei mir so viel, als dem Mäßigen, und nur ihm, genügt!“

„So sei es“ — sprach er — „o! so sei es allezeit!“ und lächelnd über sein eigenes Thun und doch das Herz voll tiefsten Ernstes legte er Granate und Blüthenzweig auf das Fußgestell des Pan, neigte wie grüßend das Haupt und schritt den Steig hinab der Terrasse zu.

* * *

Das Wiedersehen der Liebenden im Palazzo vecchio war für Beide voll Seligkeit. Leonore trat dem Freunde, da er gemeldet wurde, bis zur Thür entgegen und streckte ihm mit einem Blick voll Zärtlichkeit beide Hände entgegen. Hartenstein erfaßte sie und zog sie an seine Lippen, doch ohne zu sprechen. Sein Herz war zu voll für Worte. Erst nach einigen Secunden der Sammlung sprach er gedämpften Tones: „Wissen Sie, was Benvenuto Cellini that, da er aus lan-

ger düsterer Kerkerhaft zum ersten Male wieder unter Gottes freien Himmel hinaustrat? Er fiel auf seine Kniee und hob Hände und Augen zum leuchtenden Himmel empor. Aber sprechen konnte er nichts weiter als das eine freudebebende Wort: ‚O meine Sonne!'“

Er schwieg, von übermäßiger Empfindung überwältigt.

„Fahren Sie fort,“ flüsterte Leonore und neigte sich, von Sehnsucht bezwungen, ihm entgegen.

Da breitete er seine Arme aus und hauchte mit unaussprechlicher Innigkeit: „O meine Sonne!“

„Meine Sonne auch du!“ flüsterte sie heiß und sank an seine Brust. „Meiner Tage Licht und Trost — sei gesegnet!“

Ein paar Minuten standen sie da — Brust an Brust, eng verschlungen, daß Einer des Anderen Herz klopfen fühlte, und Lippe ruhte an Lippe, wie um sich nie wieder zu scheiden; — da tönte der leise feine Klang einer silbernen Glocke aus dem Nebenzimmer zu ihnen herüber und löste sie von einander. „Es ist Tante Alice,“ flüsterte Eleonore, sanft sich aufrichtend. „Komm zu ihr, sie sehnt sich nach deinem Anblick. Doch laß sie selbst das Wort für unser Verhältniß finden. Unter ihrem liebereichen Auge wird es dann aufs köstlichste gedeihen.“

So traten sie ein.

Der Empfang seitens der Kranken war der herzlichste. Die zarte Leidensgestalt ruhte, in leichte Seidendecken gehüllt, auf einem Divan, von dessen dunkelgrünem Plüschpolster sich ihr Kopf mit seinen edlen Formen, ihr bleiches, wunderbar durchgeistigtes Antlitz wirksam abhob. Ihr großes sinnendes Auge schien jedes Ding, dem es sich zuwandte, gleich in seiner ganzen Wesenheit zu erfassen und zu durchdringen. Eine leicht angesponnene Conversation, um Nahes und Alltägliches anfangs schwebend, erhob sich bald zu idealen Höhen, bewegte sich wie in vertrauter Sphäre ruhig und sicher um erhabene und erhebende Gegenstände.

Hartenstein, durch die Nähe der Geliebten und die Nachempfindung der eben durchlebten köstlichen Augenblicke abgezogen, hatte oft Mühe, dem hohen Fluge der Gedanken, die der sinnenden Seele der Kranken entströmten, zu folgen; wenn dann aber ein liebevoll strafender Blick des theuren Mädchens ihn traf, dann schüttelte er die momentane Zerstreutheit hastig von sich ab, ging so warm und herzlich auf die Interessen der namentlich für Kunst und Dichtung tief empfindenden Kranken ein, war so beredt in der Darlegung von Verhältnissen und Zuständen, in die die Leidende einen tieferen Einblick zu gewinnen wünschte, so klar und prägnant in der Deduction schwieriger Materien, die zu überblicken die Feuerseele der hochgesinnten Frau Verlangen trug, daß diese ihr körperliches Leid fast vergaß und mit neu aufglühendem Kraftgefühl die Unterhaltung fortspann, durch die Wärme ihrer Empfindung die vorwärts strebende Kraft ihrer forschbegierigen Seele höher und höher steigerte.

Eleonorens Auge, wie sehr sie es zu hüten suchte, ruhte im Laufe der so bedeutsamen Conversation mehr als einmal in zärtlicher Befriedigung auf dem schönen Antlitz des Geliebten, hing an seinen beredten Lippen, flammte auf in sympathischer Begeisterung, wenn die Größe des Gegenstandes den Schwung seiner Rede beflügelte und seinem Herzen jene Seelenlaute entlockte, die sie zuerst ihm zu eigen gemacht hatten. Und wie schön griff sie in die Unterhaltung ein, wie fein war ihr gelegentliches Urtheil über Werke der darstellenden Künste, die das Gespräch streifte, wie anmuthig ihr Scherz über die geistige Unersättlichkeit der theuren Kranken! — Die holde Charis ihrer Natur hatte sich auch für Hartenstein nie

so hinreißend offenbart als in dieser Stunde, und fast überwältigte ihn das zwischen dem Gespräch immer von Neuem heiß aufquellende Glücksbewußtsein, das entzückende Wesen, das, strahlend von körperlicher wie geistiger Schönheit, sich eben mit liebender Sorge über die Kranke beugte, sein, sein Eigen nennen zu dürfen.

Die Zeit verrann, und Hartenstein erhob sich endlich zum Gehen.

„Sie wollen fort?" sprach die Kranke klagenden Tones. „Mir ist, als wären Sie eben erst gekommen."

„Und doch sind Stunden seitdem verflossen," sprach Hartenstein, „genug, um mir eine schwere Verantwortung rücksichtlich Ihrer schonungsbedürftigen Gesundheit, gnädige Frau, aufgebürdet zu haben. Ich hoffe von Herzen, daß unser langes, fast allzu langes Gespräch keine tiefere Ermattung für Sie zur Folge haben möge!"

„O, sicherlich nicht!" erwiderte die Kranke lebhaft. „Die Anregung, die mein Geist empfängt, kommt immer auch meinem Körper zu Gute, und kein Medicament kann mir so viel fruchten wie Ihre geistvolle, belehrende und aufklärende Unterhaltung. Mißgönnen Sie mir dieselbe nicht, ja messen Sie mir die Dosis nicht allzu karg zu. Seit langen Monaten habe ich mich nicht so wohl befunden wie jetzt, und das danke ich allein Ihnen und meiner theuren sorgenden Leonore. Ich bin gewiß, entziehen Sie Beide sich mir nicht, so werde ich hier gesunder als an jedem Heilorte der Welt."

„Gott wolle es geben," sprach Hartenstein warm. „Was mich anbelangt, so werden die Stunden, die ich in diesem Kreise, an Ihrem Ruhebette, gnädigste Frau, verleben darf, mir die reichsten und köstlichsten sein, die Rom zu bieten hat, und nicht ich bin der Gebende hier, wahrlich nicht ich!"

Ueber das zarte bleiche Antlitz der Frau lief eine fast jugendliche Röthe, und ihr schönes Auge glänzte. „Sie häufen einen Schatz von Dank in diesem armen Herzen. Reichen Sie mir Ihre Hand, die Hand, die, wie ich höre, schon so viel Gutes und Schönes geschaffen hat. Ja, ich fühle es, Ihr Wort ist Wahrheit, und wir werden Sie wiedersehen. — Doch nicht bloß hier im stillen Krankenzimmer! Noch einige Tage so, und ich werde mich wieder hinauswagen dürfen und das Schöne in Kunst und Natur aus erster Hand genießen. Bleiben Sie auch da unser einsichtiger Führer!"

Hartenstein beugte sich über die zarte bleiche Hand, die so hülfsbedürftig in der seinen lag, und zog die zierlichen Finger an seine Lippen. „Sie sollen über mich gebieten," sprach er bewegt; „so lange Sie in Rom weilen — und möge es lange sein! — will ich ausschließlich im Dienste dieses Hauses leben."

Der beiden Frauen Augen glänzten. „Aber Ihre Kunst, Ihre Bilder!" warf die Kranke zögernd ein, „wir dürfen Sie Ihren großen Aufgaben nicht so selbstsüchtig entziehen."

„Ich will vor der Hand keine größere Aufgabe haben als diejenige, welche mir hier winkt. Selbst die letzten Pinselstriche an Comtesse Leonorens Porträt kann ich hier unter Ihren Augen thun."

„O, wie schön! Ich sehne mich so sehr, das Bild zu sehen. Sollen wir schicken, die Staffelei nebst Zubehör holen zu lassen?"

„Mein Diener wird alles Nöthige herschaffen, wenn Sie erlauben. Er ist mit solchen Transporten vertraut —"

„Gut, gut! Machen Sie es, wie es Ihnen am besten scheint, nur kehren Sie uns wieder. Wer weiß, wie lange ich von Ihnen noch profitiren kann?"

„Sie dürfen doch nicht so bald an eine Weiterreise denken?" warf Hartenstein hastig ein, Leonoren einen erschrockenen Blick zuwerfend.

Die Kranke hatte sich in die Kissen zurückgelehnt und die Augen für einen Moment geschlossen; um die feinen Lippen zuckte eine tief-schmerzliche Empfindung und verzögerte, wie es schien, eine Antwort. Erst nach einer Pause von mehreren Secunden sprach sie verschleierten Tones: „Eine weite Reise scheint allerdings meinem jetzigen Zustande am wenigsten zu entsprechen, und doch bin ich ihr vielleicht sehr nahe! — Nicht nach meinem Wunsch," setzte sie schwermüthig lächelnd hinzu, „denn ich bliebe nur allzu gern noch eine Weile auf dieser schönen — in dieser schönen Stadt, unter diesem zauberischen Himmel; — doch ich begebe mich des eigenen Willens zu Gunsten höherer Leitung."

Sie schwieg einen Augenblick, wie in düstere Gedanken verloren; dann schloß sie, leise aufseufzend: „Also darüber bestimmen wir nichts. Aber bis ein Ja oder Nein erklingt, wollen wir die Zeit genießen, und haben Sie innigen Dank, daß Sie uns dazu helfen wollen. Addio für heute!"

Hartenstein verbeugte sich noch einmal, auch vor Leonoren, die ihm mit einem süßen Liebesblick das Scheiden erleichterte, nicht aber, wie er im Stillen gehofft, bis ins Vorzimmer das Geleite gab. Vielmehr zog sie die Glocke, und dem eintretenden Diener der Baronin fiel die Aufgabe zu, den Gast der Herrschaft ehrerbietig bis zur Thür des Palazzo zu geleiten. Wie ein selig Träumender schritt Hartenstein die Marmorstufen hinab in den sinkenden Abend hinaus.

* *
*

Von jetzt an verging kein Tag, wo der Liebende und Geliebte nicht zu bestimmter Stunde seinen Weg nach dem Palazzo vecchio angetreten, kein Tag, wo er nicht froher, reicher, beglückter von dort hinabgestiegen wäre zu seinem stillen Heim. Das Bild Leonorens war gleich in den ersten Tagen unter den liebevoll überwachenden, theilnehmenden Augen der Tante vollendet worden; auch alle übrigen Bilder, die noch in seinem Casino vorräthig, wanderten, gleichviel ob fertig oder unfertig, hierher und gaben zu eingehendster Betrachtung und Besprechung Stoff. Die „Arria" allein wurde, als zu aufregend für die Kranke, vor der Hand noch im Casino zurückbehalten; die Baronin selbst wünschte erst nach erfolgter weiterer Kräftigung ihrer Gesundheit (die unter dem wohlthuenden Einfluß ihrer Umgebung sichtbar von Tag zu Tage mehr erstarkte) das Bild, von dem ihr Leonore eine ergreifende Schilderung gemacht hatte, selbst zu sehen.

Inzwischen schritt der Frühling immer schöner und herrlicher ins Land und kleidete Erde und Himmel in Glanz und Farbe, in Duft und Klang. Die Ostertage rückten heran, und schon füllten sich Straßen und Kirchen mit Pilgern jeder Art, mit Fremden und Einheimischen, Männern und Frauen und Kindern, alle bemüht, den hohen kirchlichen Festen den größtmöglichen Segen, oft auch nur den größtmöglichen Genuß für Auge und Ohr abzugewinnen. Aber so Viele auch kamen und sich in Rom wenigstens für die Festzeit heimisch machten, der Eine, dessen Wiederkehr Hartenstein mit steigender Bangigkeit harrte, Bialka, erschien nicht; ja nicht einmal eine briefliche Nachricht über sein unbegreifliches Treiben langte an, Grund genug, endlich ernste Befürchtungen im Herzen des Freundes wachzurufen. Eine eigene Scheu hatte ihn bisher abgehalten, mit Leonoren über Bialka zu sprechen; nach der in ihrem ersten Briefe enthaltenen kurzen, aber tröstlichen Notiz über denselben durfte er annehmen, daß sie mit ihm in Verbindung stehe, Nachrichten von ihm erhalte, über sein Fernbleiben orientirt sei; aber

aus demselben Grunde hatte er geglaubt, abwarten zu müssen, daß sie ihm weitere freiwillige Mittheilungen über sein Verbleiben wie über den Termin seiner Rückkehr machen werde, und bisher geschwiegen. Da verbreitete sich kurz vor dem Palmsonntage in der Stadt das Gerücht, ein vornehmer deutscher Reisender sei beim Umherstreifen im Gebirge, nahe Gennazaro, von Räubern überfallen und, weil er sich energisch gewehrt, von diesen im Kampf schwer verwundet — wie Einige wissen wollten — getödtet worden. Ein Hirtenbube hatte angeblich der Gewaltthat aus einer versteckten Schlucht zugeschaut und in Gennazaro davon Anzeige gemacht; die päpstliche Gendarmerie, so hieß es, verdoppele, um den schlechten Eindruck, den der Vorfall auf die Fremden machen müsse, möglichst zu verwischen, ihre Anstrengungen, der Sache auf den Grund zu kommen und, im Fall die Gewaltthat sich bestätigen sollte, die Uebelthäter in ihre Gewalt zu bekommen.

Dies Gerücht drang auch zu Hartenstein's Ohren und versetzte ihn in die größte Aufregung; voll schwerer Befürchtungen für Bialka, begnügte er sich nicht, Erkundigungen bei der Polizei einzuziehen, sondern als die hier ertheilte Auskunft unzureichend ausfiel, gab er seine bisher beobachtete Reserve Leonoren gegenüber auf und ergriff die erste Gelegenheit, sie geradenwegs um Auskunft über des Freundes Verbleiben zu bitten.

Die heilige Woche hatte im Herzen der Kranken den glühenden Wunsch rege gemacht, in der ihr besonders theuren Mutterkirche Sta. Maria Maggiore eine Andachtsübung zu verrichten, und da ihre Körperkräfte sich erfreulich genug gehoben hatten, um eine Fahrt zur Kirche wagen zu lassen, so begaben sich die Damen in Hartenstein's Begleitung dorthin — eine Gelegenheit, die Letzterer nicht glaubte vorüberlassen zu dürfen. Als daher die Baronin ihren schön geflochtenen Korb voll herrlichster Camelien an der Confession dargebracht hatte und zu stillem Gebet niedergekniet war, hielt Hartenstein Leonoren, die eben ein Gleiches thun wollte, sanft zurück und flüsterte ihr dringend seine Bitte ins Ohr. Sie nickte, lieblich bejahend, leise mit dem Kopf, trat ruhig ein paar Schritte zurück und sprach nun gedämpften Tones, dem Geliebten einen Augenblick ihre herabhängende Hand zu zärtlichem Druck überlassend: „Du darfst unseres Freundes halber ohne Sorge sein. Er lebt, seit er sich in Wanderungen durchs Gebirge erschöpft und eine gewisse Ruhe erlangt hat, in Castellamare einsam seinen schmerzlichtheuren Erinnerungen an die Geliebte seines edlen Herzens, meine selige Mutter. Giftige Intriguen haben einst den Seelenbund der beiden herrlichen Menschen getrennt, erhielten in dem Freiherrn den schmerzlichen Glauben an den Wankelmuth, die Treulosigkeit der Geliebten, einst so innig Verehrten, verdüsterten sein Leben und machten ihn zu einem unstäten Wanderer auf Erden. Meine Hand war es, die diesen Bann durchbrochen, dem edlen Manne das Bild der theuren Mutter in voller Reinheit und Wahrheit herstellen durfte. Meine Mittheilungen, die Uebergabe des Tagebuchs der theuren Todten, die Ueberzeugung, einem langen schmerzlichen Irrthum unterlegen zu sein, das Bewußtsein, welcher Schatz seinem Leben in ihr verloren gegangen — alles das erschütterte sein Herz aufs furchtbarste und machte ihn unfähig, im bisherigen Geleise fortzuleben. Er bedurfte, um sich zu fassen, zu sammeln, um die seine ganze Lebens- und Weltanschauung tief berührende, ja zum Theil umstürzende Erfahrung in sich zu verarbeiten, den Schatten der so lange ungerecht beargwöhnten Geliebten, wie er sagte, durch strenge Buße zu ver-

söhnen, einer Zeit absoluter Einsamkeit und Weltentfremdung, und so floh er von hier ins wildeste Gebirge, so zog er sich, nachdem der Paroxysmus des Schmerzes sich einigermaßen gesänftigt und milderer Wehmuth Platz gemacht hatte, an das Meeresgestade zurück, wo er seit einer Woche etwa in tiefster Abgeschiedenheit lebt. Ein gestern erhaltenes Billet stellt nunmehr baldige Rückkehr nach Rom in Aussicht. Er sehnt sich, so lauten seine Worte, in unserer Mitte das Auferstehungsfest seines neuen Menschen zu begehen. Hoffen wir also darauf."

„Ich hoffe mit dir, Geliebteste," flüsterte Hartenstein tief bewegt, „aber darf ich nicht auch für uns hoffen? Was kann ich thun, um auch uns zu Ruhe und Glück zu bringen? — Darf ich nicht offen hervortreten und unserer Liebe ihr Recht fordern?"

Ein krampfhafter Druck der Hand, ein jähes Erblassen war für den Augenblick Leonorens einzige Antwort. Dann nach einem Moment tief aufathmenden Schweigens flüsterte sie mit bebender Lippe: „Deine Hand greift so furchtlos nach dem Vorhange, der mich von meiner Zukunft scheidet, daß ich erzittere! Verzeih' mein Bangen, Geliebter — ach! das Leben hat mich des Vertrauens auf Glück, das über die Gegenwart hinausgeht, längst beraubt!"

„Sei ruhig, Theure," erwiderte Hartenstein innig, „sind es nur Menschen, die dein und mein Glück zu gefährden drohen, so kann auch Menschenhand ihnen Widerstand leisten und ihre bösen Anschläge zu nichte machen. Sage mir, ich bitte dich herzlich, sage mir offen, wen oder was fürchtest du? Unmöglich den eigenen Vater!"

„Unmöglich? Ach! du kennst ihn nicht, kennst den Geist nicht, der unsere ganze Familie — Tante Alice allein ausgenommen — beseelt und ihr Denken und Thun leitet! — Ehrsucht, Habgier, Einfluß, Genußsucht, Besitz um jeden Preis — das sind die Götzen, denen von jeher in unserem Hause die idealen Güter des Lebens zum Opfer gefallen sind, denen — o zürne mir nicht, Geliebtester — auch mein Lebensglück verfallen wird! — Nein, runzle nicht so die Stirn — ich flehe dich an —, warum mußtest du die düsteren Gedanken, die dein lieber Blick, dein Wort, dein Lächeln bisher in die Tiefe meiner Seele gebannt, durch ein Streben über die holde Gegenwart hinaus entfesseln! Nun sind sie wild aufgeflattert und schlagen ihre schwarzen Schwingen verwirrend um meine Schläfe. Ich sehe nur den Abgrund zu meinen Füßen, aber keine Brücke, die sich hinüberschwingt —"

Die letzten Worte verklangen in leisem Schluchzen; Hartenstein fühlte an der Berührung ihrer Hand, die er noch immer gefaßt hielt, daß ein Zittern ihren ganzen Körper durchlief, und sein Herz zog sich vor Wehmuth und Zorn zusammen. Dieses süße Geschöpf, diese holde Menschenblüthe — was mußten das für Menschen sein, denen ihr Lebensglück nicht heilig war! Deren selbstsüchtiges Dichten und Trachten vor dieser rührenden Schönheit, dieser lichten Seelenreinheit nicht besiegt dahinsank! — Aber mochten sie immer ihre verruchten Pläne weben, nie — das gelobte er sich heilig — nie sollte es ihnen gelingen, auch dieses holde Leben zu zerstören; in ihrem Schutz, in ihrer Liebe, in ihrem Besitz wollte er hinfort die alleinige Aufgabe seines Denkens und Wirkens finden, und eine wie ein starker Strom in ihm aufwallende Zuversicht auf Gelingen hellte sein Auge, als er leise und innig ihr zuflüsterte: „Getrost, Theure — treue Liebe ist stärker als die Macht der ganzen Hölle, und uns soll der Sieg verbleiben, so wahr der Himmel das Gute schirmt, das Böse verwirft!"

Sie wandte ihr liebliches, blasses Antlitz zu ihm, und für einen Augenblick senkte sich ihr thränenumflorter Blick tief, tief in sein treues Auge. Um die holden Lippen zuckte ein schwaches rührendes Lächeln, — ein inniger Händedruck dankte ihm schöner, als Worte es vermocht hätten, dann ließ sie seine Hand los, glitt leise ein paar Schritte über den mattenbelegten Fußboden hin und sank hinter der noch immer knieenden Tante zu heißem inbrünstigem Gebet vor der Confession nieder.

Im Innersten bewegt, zog sich Hartenstein an den Ausgang der Kirche zurück, und sein Herz wogte in großen Gedanken und Entschlüssen.

* *
*

Die Folgen und Wirkungen der Fahrt nach Sta. Maria Maggiore waren für den zarten Körper der Baronin leider keine günstigen gewesen. Als Hartenstein Tags darauf im Palazzo vecchio vorsprach, theilte ihm der Diener mit bekümmerter Miene mit, daß die gnädige Frau eine sehr schlechte Nacht gehabt und sich auch während des Tages recht übel befunden habe. Jetzt eben sei sie in Schlaf verfallen, und Comtesse Trauneck sitze an ihrem Bette. Ein Empfang erscheine daher kaum möglich; indessen wolle er —

„Nein, nein," wehrte Hartenstein hastig ab, „keine Störung um meinetwillen. Ich spreche wieder vor. Vermelden Sie der Herrschaft mein schmerzliches Bedauern."

Der Diener verneigte sich. Hartenstein wendete schweren Herzens dem Portal den Rücken und schritt gedankenvoll die Straße hinab. Mehr als je hatte ihn heute nach dem Anblick, nach einem Wort, einem Liebeswink des theuren Mädchens verlangt, mehr als je bedurften sie Beide der erstarkenden Lebenskraft der gütigen, theilnehmenden und einflußreichen Tante, mehr als je empfand er heute die Einsamkeit als eine drückende Last. Wie sehnte er sich nach Bialka's Rückkehr, in welchem er nicht nur einen treuen Freund und Gesellschafter, sondern vor Allem jetzt auch einen kräftigen Beistand für Leonoren, einen liebevollen Parteigänger und Schützer ihrer Zuneigung sehen durfte! — Er hätte viel darum gegeben, ihn jetzt herbeizaubern zu können, sehr viel.

Resignirt wanderte er seine Straße weiter; sein Herz war ihm zu schwer, um mit gewohnter Theilnahme und künstlerischem Interesse dem bunten malerischen Treiben auf den Straßen und Plätzen, in Kirchen und Kunstsammlungen folgen zu können. Apathisch sah er die Landleute in ihren schönsten Dorftrachten, die Frauen mit den um den Kopf gebundenen Tüchern, geschnürten Miedern und Wollschürzen mit farbigem Querstreif, die Männer mit Bocksfellen um den Beinen, die Jacke malerisch um die Schulter gehängt, mit Stäben und Säcken daherziehen, auf den Kirchentreppen sitzen oder liegen; apathisch wich er einer Procession aus, die unter anderen Umständen durch die malerische Pracht reicher Priesterkleider, köstlicher Schleppen und Goldstickereien, spanischer Mantel- und Degencostüme sein Künstlerauge ergötzt haben würde; apathisch schloß er sich einem Wallfahrerstrom, der nach der Laterankirche fluthete, an, und sein Herz blieb kalt selbst bei den herrlichen Gesängen, die wie Engelsgruß von den Emporen herabtönten und sonst — wie oft! — ihm Thränen tiefer Ergriffenheit ins Auge gelockt hatten. Ach, seine Gedanken und Empfindungen, sein Wünschen und Wollen lag ja im Bann der Einzigen, die, fern von hier, seines Lebens Glück und Selig-

keit in sich beschloß, und für die übrige Welt schien jedes Organ in ihm erstorben.

Auch die folgenden Tage brachten keine Lösung, keine Tröstung. Zwar das Befinden der Kranken besserte sich, und ein Zettelchen Leonorens spendete ihm einen holden Liebesgruß; aber noch erlaubte der Gesundheitszustand der Baronin keinen Besuch, und seine Sehnsucht nach der Geliebten blieb ungestillt. Ruhelos trieb es ihn hinaus; die engen, sonst so trauten Räume seines kleinen Casinos beklemmten ihm die Brust; er mußte wandern, seinen Körper ermüden, seiner inneren Unruhe ein Gegengewicht geben.

Die Tage der kirchlichen Trauer waren angebrochen und hatten Rom wie in einen leichten, alle Farben und Töne dämpfenden Flor gehüllt; überall, wohin er kam, herrschten ernste Stille, gemessene Zurückhaltung, düstere Trachten vor. Das Hochamt zu St. Peter fand bei verhüllten Fenstern statt, die das goldene Tageslicht nur gebrochen in den ungeheuren Raum fallen ließen, wo heute nicht einmal der Klang eines Meßglöckleins die düstere Stille stören durfte und die Tausende schwarzgekleideter Damen wie Schatten über den geweihten Boden hinglitten. Und wie in der Kirche, so herrschte auch in der weiten Stadt eine seltsame Stille; die unzähligen Glocken und Glöcklein von Kirchen und Capellen, von Klöstern und Congregationshäusern waren verstummt; keine Schelle klang, nicht einmal eine Uhr schlug — der Glockenbann der Trauerzeit war ein vollkommener, und die majestätische Stille, so voll heiliger Weihe und ergreifender Erinnerungen, erregte das Herz auch des Weltlichstgesinnten, — wie viel mehr die ernstgestimmte, tiefempfindende Seele Hartenstein's. Die Lamentationen der Sixtinischen Capelle weckten mit ihren recitativischen Klagerufen in seinem Inneren ein schmerzliches Echo; Allegri's wunderbares Miserere erschütterte ihn bis zur Fassungslosigkeit! Dieser weich und voll anschwellende a Capella-Gesang, so voll leidumflorter Innigkeit, so voll tiefer, seelenzagender Wehmuth — alle Schmerzen und Kümmernisse und Sorgen der bedrückten Menschheit weinten und schluchzten darin; und wie sich nun eine einzelne wunderbar schöne Frauenstimme über die mild wogende Tonmasse in herzerschütternden Mollweisen aufschwang und wie Fürbitte eines Engels emporschwebte zum Thron des Erbarmers, der der duldenden Menschheit vielgeartetes Leidenslos in seiner allmächtigen Rechten wägt, — da hörte Hartenstein in ihr nur Eleonorens seelenbezwingende, leiddurchzitterte Stimme; der ganze Jammer dieses Erdendaseins schlug wie eine Meereswelle über ihm zusammen, und der Krampf seines Herzens löste sich in stürzenden Thränen. Geblendeten Auges suchte er den Ausgang, schritt er den dunkeln Pfad dahin, seinem stillen einsamen Hause zu.

Wie er an der Pforte die Glocke zog (wie seltsam schrill dünkte ihm heute ihr Klang!), öffnete ihm sein Diener mit ungewohnter Hast, und das erhobene Windlicht beleuchtete ein ängstliches Gesicht. „Ach, wie gut, daß Signor wieder da sind; ein Diener der Contesse Trauneck brachte vor zwei Stunden ein Billet — es liegt im Atelier auf dem Marmortischchen neben der Staffelei — und war so dringend um Antwort. Und da er keine bekommen konnte, ist er vor einer halben Stunde noch einmal hier gewesen und hinterließ, da Signor auch jetzt noch nicht zurückgekehrt, die mündliche Botschaft, die Damen erwarteten Signor Hartenstein auch noch zu später Stunde!"

Hartenstein hatte den Mann, so lange er sprach, starr angesehen, aber nichts auf seine Rede erwidert; jetzt eilte er

ohne ein Wort an ihm vorüber und stand im nächsten Augenblick im Atelier, das Billet Leonorens in zitternder Hand.

„Ich muß dich bitten, unverweilt zu uns zu kommen, Geliebtester, — mein Herz verlangt nach deiner lieben Nähe, nach aufrichtenden Trostworten von deinen Lippen! Das Gefürchtete ist geschehen; — die kurze Spanne Zeit, in der ich glücklich sein durfte durch dich und mit dir, ist abgelaufen; wir stehen vor dem Moment des Scheidens — ach! mein Herz sagt mir — für immer! Ein Befehl des Vaters ruft mich nach Hause. Derselbe ist motivirt durch die höchst gespannte politische Lage, die einer Patriotin ein längeres Verbleiben auf italischem Boden absolut nicht mehr gestatte. Auch sei meine Anwesenheit daheim ‚aus anderen wichtigen Gründen' durchaus nicht länger zu entbehren! — — Der Vater hofft, daß Tante Alice stark genug sein werde, mit mir zugleich zurückzukehren; anderenfalls müsse er — so leid es ihm thue, sie meines Beistandes zu berauben — darauf dringen, daß ich allein abreise. Die Lage der Dinge leide keinen Verzug. Du siehst, die ‚drei Tage des Glücks', auf welche nach dem indischen Sprüchwort jedes Menschenleben Anspruch hat, sind für uns vorüber; was nun folgt, liegt im Dunkel. Gott wolle seine Hand nicht von uns ziehen! — Doch genug des Schreibens! Eile zu uns; noch so Manches ist dir mitzutheilen. Tante Alice weiß seit den letzten Leidenstagen, wo ich Nacht und Tag um sie war und unser Gespräch alle Tiefen des Lebens berührte, von unserer Liebe und freut sich ihrer. Ihr Einfluß ist uns gewiß — doch ach! er reicht nicht weit, und

‚Eine Macht, zu stark dem Widerspruch,
Hat ihre Pläne schon voraus vereitelt.' —

Leonore."

Hartenstein hatte gelesen und starrte, beide Hände gegen die schmerzlich klopfende Schläfe gedrückt, ein paar Minuten rathlos vor sich hin. Dann griff er nach Hut und Handschuhen und eilte zum Hause hinaus. Als er die Gartenpforte aufstieß, kam eben im scharfen Trabe ein Vetturin daher gefahren; Hartenstein trat zurück, den Wagen passiren zu lassen; derselbe hielt aber zu seiner Ueberraschung vor der Pforte selbst an, und im nächsten Augenblick klang tiefen, wohlbekannten Tones ein sonores „Guten Abend, Hartenstein!" an sein Ohr.

„Ha! sind Sie es, Bialka?! — O, tausendmal willkommen! — Sie sendet ein Gott mir zu rechter Stunde!"

„Was ist geschehen?" entgegnete hastig der Freiherr und schwang sich vom Wagen. „Kein Unglück, hoff' ich! — Leonore —?"

„Ist wohl und gesund; doch müssen Sie mich sogleich zu ihr begleiten. Bitte, lohnen Sie den Vetturin ab; die Damen erwarten mich schon seit Stunden; ich darf keine Minute verlieren."

Der Freiherr nickte ernst mit dem Kopfe, verabschiedete das Gefährt und wenige Secunden später schritt er neben Hartenstein die Straße hinab, aufmerksamen Ohres dem Berichte desselben lauschend und nur hier und da ein kräftiges Wort einwerfend.

„Genug jetzt," sprach er endlich, als sie am Portal des Palazzo angekommen waren. „Die Sache liegt mir in abscheulicher Klarheit vor Augen. Der Präsident — ich kenne ihn nun genauer, als ihm lieb sein möchte — hat einen Anschlag, vielleicht einen doppelten, gegen das Lebensglück der Tochter vor, wobei er die edle Schwägerin fern halten möchte. Offenbar hat er hier seine Spione hinterlassen, die ihm über Alles, was im Palazzo seit seiner Abreise sich zugetragen, getreulich Bericht erstattet haben. Es gilt eine Trennung von Euch, mein guter Hartenstein, und wahrscheinlich auch eine anderweitige Verfügung über Leonorens

Hand. Daneben mögen erneuerte Angriffe auf des Mädchens mütterliches Vermögen, das zu Gunsten des verschwenderischen Baurien von Bruder schon mehr als einmal schmachvoll ausgebeutet ist, im Hinterhalt drohen. Das edle Kind, das die sogenannte Standesehre durchaus gering achtet, dem aber ein hohes Gefühl für die wahre Ehre des Hauses innewohnt, soll höchst wahrscheinlich mit einer Gefährdung derselben geschreckt und dadurch zu neuen Opfern bewogen werden. Dem Allen muß ich vorbeugen; ihr Wohl, ihr Lebensglück ist mir — von einer theuren Sterbenden auf die Seele gelegt worden; ich darf sie den Intriguen einer kaltherzigen, gewissenlos habgierigen Familie gegenüber nicht schutzlos lassen. — Hm! — Treten wir ein! Ein Gespräch mit Leonore wird das Weitere ergeben."

* *
*

Es war spät Nachts geworden, als die Freunde in ernstem Schweigen den Palazzo vecchio wieder verließen und den Rückweg nach dem Casino antraten. Weiche Frühlingsmilde schwebte in der Luft; am dunkeln Himmel schwamm durch ziehende Wolken des Mondes Silberkahn dahin, und aus den Gärten am Wege erklang hier und da der tief aufschluchzende Sehnsuchtslaut der Nachtigall.

An einem Hügelabhange, wo der Weg zwischen Mauern und Gartenzäunen hervortrat und einen freien Ueberblick gestattete über das in majestätischer Ruhe tief unten schlummernde Rom, blieb Hartenstein, dessen Schritt langsamer und immer langsamer geworden war, plötzlich stehen, lehnte sich gegen den Stamm einer Pinie und sprach mit stockender Stimme: „Wie schön ist diese Nacht, — schöner, als ich seit Langem erlebt — und wie könnte man ihren Reiz tief in Herz und Sinne aufnehmen, wollten die Menschen es nur leiden! — Welch eine gebundene, leicht verdüsterte Existenz führen wir doch, Bialka!"

„Der Schmerz der Trennung liegt auf Ihnen und drückt Ihre sonst so beflügelte Seele danieder. Lassen Sie sich von einem Bekehrten sagen, daß trotz alledem und alledem diese Welt die beste und das Leben auf ihr etwas Großes und Schönes ist. Es wird die Zeit kommen, wo Sie mir diese Worte mit Zinsen zurückgeben werden! — Inzwischen lassen Sie uns stark und thätig sein; von einem Seufzenden wendet sich das Glück ab. Nur der frische Muth erringt es!"

„Wohl! Aber was kann ich thun? Sie haben mich ja von jeder Thätigkeit in der schwebenden Angelegenheit ausgeschlossen, zu müßigem Abwarten verurtheilt —"

Der Freiherr schüttelte fast verdrießlich den Kopf. „Sie selbst haben nach reiflicher gemeinsamer Erwägung des Für und Wider gebilligt, daß Leonore dem Rufe des Vaters unverzüglich folge; haben es für gut und geziemend erachtet, daß nicht Sie selbst, sondern ich dieselbe nach Wien geleiten solle, während Sie zur Obhut der Baronin wie zur Abwickelung Ihrer dringendsten künstlerischen Verpflichtungen hier bleiben, bis das gebesserte Befinden der Kranken und Ihre Geschäfte Ihnen als ihrem Begleiter die Reise erlauben. Inzwischen wird sich Leonore zu nichts, was ihrer Liebe zu Ihnen widerstreitet, bewegen lassen. Sie dürfen, dächte ich, nach den eben durchlebten Stunden sich Ihres Glückes wohl versichert halten und der Entschlossenheit des edlen Mädchens vertrauen! — Ueberdies hat sie, bis die Tante, ihre getreueste und einflußreichste Bundesgenossin, anlangt, mich in der Nähe und weiß, daß sie sich absolut auf mich verlassen darf. Nun, ist das nicht Alles wahr?"

„Ohne Zweifel, und ich füge mich auch widerspruchslos in die getroffene Verabredung; aber es wird mir schwer, ich gestehe es, nicht unmittelbar abreisen und bei dem Präsidenten die nöthigen Schritte thun zu dürfen, um seine Einwilligung zu unserem Bunde zu erlangen. Die mir zugefallene Rolle gefällt mir nur halb."

„Und doch ist die Vertheilung von derjenigen Seite geschehen, die Sie für die richtige Beurtheilung der Sachlage als competent erachten müssen."

„Das thue ich; aber mir ist nicht wohl dabei. Die mir aufgedrungene Passivität übt einen lähmenden Einfluß auf mich aus."

„Das ist die Abschiedsstimmung und geht vorüber. Lassen Sie sich in Standhaftigkeit nicht von dem jungen Mädchen übertreffen, ich bitte Sie!"

„Gewiß nicht, — Sie werden sehen —"

„Gut, gut! — Gehen wir nach Hause und helfen Sie mir packen. Der erste Zug nach Civita vecchia geht um sieben Uhr; uns bleibt nicht allzu viel Zeit übrig."

* *
*

Es war ein Moment heißen Schmerzes, als sich in der Frühe des nächsten Morgens Leonore der letzten leidenschaftlichen Umarmung Hartenstein's entriß und, den Schleier herabziehend, in das Coupé schlüpfte; ein Gefühl hoffnungslosen Wehs durchzuckte ihre leidgeprüfte Seele: auf immer, so schien es ihr, versank hinter ihr der kurze Glückstraum ihres Lebens, und schaudernd setzte sie den Fuß vorwärts — ins Leere hinaus!

Sie hatte sich in die Ecke gedrückt und lehnte einen Augenblick das schwindelnde Haupt in die Polster zurück; ihre Pulse schlugen, und das schmerzzerrissene Herz zuckte athemraubend in der Brust; vor ihren Ohren rauschte es wie Meereswellen, die Stimmen der Menschen umher übertäubend, verschlingend!

Nur ein Ton drang noch einmal vernehmbar an ihr Ohr, ihr Herz, Hartenstein's sehnsüchtige Bitte: „Leonore! reichen Sie mir noch einmal Ihre liebe Hand!"

Sie blickte ihn, unter Thränen lächelnd, noch einmal innig ins Auge und legte ihre feine zarte Rechte in die seinige.

Er beugte sich herab und küßte sie mit der Inbrunst, mit der ein gläubiger Katholik seine Lippen auf ein Heiligthum drückt. „Diese theure Hand," flüsterte er mit gebrochener Stimme, „nicht wahr, Geliebteste — sie ist und bleibt **mein**, mein heilig unantastbar Eigenthum?"

„Ihr eigen, so lange Sie dieselbe des Besitzes werth erachten!" bestätigte Eleonore, demüthig-zärtlich sich zu ihm herabbeugend, aber in hoffnungslosem Tone. „Sie sollen mich treu erfinden, Albrecht; so treu, wie Sie selbst — ich weiß es — Ihrem Worte bleiben werden! Gott sei mit Ihnen und gebe uns Kraft und Geduld, unser Ziel zu erringen!"

Hartenstein, in tiefster Seele bewegt, wollte noch etwas erwidern; aber die helle Pfeife des Zugführers schnitt schrill in die Unterredung hinein; die Schaffner winkten hastig, vom Zuge zurückzutreten, und die Wagenreihe begann sich langsam in Bewegung zu setzen. Nur ein inniger Gruß noch zur Geliebten hinüber (wie bleich und traurig erschien ihr süßes Antlitz im Rahmen der Fensterthür!) — ein Freundeswink mit Bialka ausgetauscht, ein Wehen mit dem Hute hüben, mit dem Tüchlein drüben, und dahin rasselte der Zug unter dämonischem Heulen und Stöhnen, dem einsamen Manne Geliebte und Freund, den Inbegriff seiner Lebens-

hoffnungen, entreißend. Belasteten Herzens, gebeugten Hauptes trat er langsam den Rückweg in das Casino an.

* *
*

Auch auf die Reisenden drückte lange der bittere Abschiedsschmerz, und Station auf Station zog an ihnen vorbei, ehe sich namentlich Leonorens Stimmung bis zum Bedürfniß der Unterhaltung, bis zur Theilnahme an den umgebenden Dingen erhellte. Stumm fuhren sie Meile auf Meile dahin, und des Mädchens starres Auge lag so apathisch auf den frühlingsgrünen Fluren, auf Meer und Gebirge, als sei ihr jede Empfänglichkeit für den Reiz der Natur erstorben; voll schmerzlicher Theilnahme beobachtete sie der Freiherr und zermarterte sich vergebens das Gehirn, etwas aufzufinden, das interessant genug wäre, die Apathie des Mädchens zu brechen.

Doch bald sollte er in den Umständen und Ereignissen des Tages Unterstützung finden. Je weiter die Reisenden gegen die toscanische Grenze vorrückten, desto lebhafter ward das Schauspiel, welches das Leben und Treiben der Bevölkerung ihren Augen darbot. Ueberall zeigte sich Unruhe, fieberhafte Erregung; auf den Landstraßen zogen bewaffnete Dörfler in kleineren und größeren Trupps dahin; in den Städten, die sie passirten, fuhren sie an aufgeregten Volksmassen vorbei, die in den Straßen wogten, die freien Plätze füllten und gelegentlich auf wild gesticulirende Redner lauschten; ein großes Ereigniß, von dem man in Rom noch nichts gewußt, schien alle Gemüther des Gleichgewichts beraubt zu haben. Da Leonorens Blick sich belebte und Theilnahme an dem ungewohnten Treiben bekundete, so unterließ der Freiherr nicht, Erkundigungen einzuziehen, und erfuhr nun des Seltsamen und Aufregenden genug. Der Großherzog von Toscana war am gestrigen Tage im Namen des ganzen Offiziercorps vom Kriegsminister um Abschluß eines Schutz- und Trutzbündnisses mit Sardinien ersucht und nach zorniger Ablehnung der Petition von dem zur Neubildung eines Ministeriums berufenen Marchese Lajatico mit der Erklärung überrascht worden, daß er nur noch zwischen Abschluß jenes Bündnisses und der Thronentsagung die Wahl habe! — Der Großherzog hatte darauf Florenz verlassen und sich nach Bologna begeben, die Armee aber alsbald Victor Emanuel zum Dictator ausgerufen, und die Bevölkerung jauchzte diesem Acte, der eben bekannt gemacht wurde, in lauter Freude zu.

In Leonorens bekümmertem Herzen wich infolge dieser und ähnlicher Nachrichten das eigene Leid vor der Sorge um das Vaterland zurück. Ihr düsteres Schweigen war gebrochen; mit selbstloser Hingabe an die großen Interessen der Völker, die hier in Mitleidenschaft gezogen wurden, bat sie den Freiherrn um eine unparteiische Schilderung der politischen Lage, und voll ungetheilter Aufmerksamkeit folgte sie seinen Auseinandersetzungen. Wie war nun aller Trübsinn, aller Trennungsschmerz verschwunden, zerflattert wie ein Nebel vor dem Hauch des Weltgeistes, der die Flamme wilder Leidenschaften der Völker zu gewaltigem Kriegsbrande entfachte! Wie klopfte ihr Herz, glühte ihr Auge bei der Nachricht immer neuer verhängnißvoller Begebenheiten, deren Bereich sie streiften. Auch in Massa und Carrara war die Bewegung ausgebrochen; die Truppen des Herzogs von Modena hatten abziehen müssen; in Florenz erwartete man stündlich Nachrichten aus Parma, daß auch dort der König von Sardinien zum Dictator ausgerufen sei!

Welch eine Rückkehr in das Vaterland!

Welche furchtbare Perspective in die nächste Zukunft! — In sorgenvoller Stimmung langten die Reisenden in Venedig an, und nach einer durch eigene Aufregung und kriegerisches Getöse beunruhigten Nacht bestiegen sie den Dampfer, der sie in rascher Fahrt nach Triest hinüberbrachte. Fünfzehn Stunden später rollte der Zug, der sie trug, in den Bahnhof hinein; — sie waren am Ziel.

Tief Athem holend, eine Leidenswolke auf der Stirn, erhob sich Eleonore von ihrem Sitz und streckte dem Freiherrn die Hand hin. „So ist denn der Moment des Scheidens gekommen," sprach sie wehmüthig; „ich bin daheim, und die erste Wirkung der Heimath ist ein Schmerz! Erst jetzt ist mir auch, als sei ich von den Lieben in Rom wirklich geschieden; bisher bildeten Sie das Verbindungsglied; nun Sie sich von mir wenden, ist der Riß zwischen der schönen Vergangenheit und der sorgenvollen Gegenwart ein vollkommener."

„Sprechen Sie nicht so, theure Leonore," erwiderte der Freiherr herzlich. „Wir scheiden nicht von einander, ob auch ein paar Straßen uns fortan trennen mögen, und ebenso unzerreißbar ist die Verbindung mit den römischen Freunden; ja, noch wenige Tage oder Wochen, so sehen Sie auch diese hier, und so schlingt sich wieder der alte traute Kreis um Sie, in dem Sie sich so wohl gefühlt. Und steht nicht eine schöne, eine schönere Zukunft zu hoffen! Wird es nicht unseren gemeinschaftlichen Bemühungen gelingen, Ihnen, Leonore, und dem guten Albrecht, selbst gegen einigen Widerstand (obwohl auch der nicht einmal sicher in Aussicht steht!), das so heiß ersehnte Lebensglück zu erringen, zu sichern!"

Das Mädchen schüttelte trübe das schöne Haupt. „In sonnenloser Umgebung aufgewachsen und nur allzu lange Zeuge davon, daß auf dem Boden, auf dem mir hinfort zu leben beschieden ist, kein Herzensglück gedeiht, vermag ich nicht mehr auf eine Erfüllung unserer Wünsche zu hoffen. Doch will ich darum keineswegs die Hände in den Schoß legen — gewiß nicht. Ich weiß nur zu wohl, daß das Glück erkämpft werden will; und so werde ich nach dem Maße meiner Kräfte standhaft dafür eintreten — glauben Sie mir! Aber Hoffnung auf ein schönes Gelingen, auf Erreichung des fernen köstlichen Zieles — ach! ich wünschte, ich wäre derselben fähig! — Sie würde mir doppelte Stärke und Freudigkeit geben."

Der Freiherr wollte etwas erwidern, da hielt der Zug an, und im nächsten Augenblick erschienen Leonorens Kammerjungfer und Bialka's Diener an der Thür des Coupés, um die Gepäckstücke in Empfang zu nehmen — eine Unterhaltung war nicht mehr möglich. Sie wechselten also nur noch einen stummen, beredten Händedruck, dann wandte sich Leonore ab, und im nächsten Augenblick sah Bialka, wie ein junger eleganter, doch stark verlebt aussehender Herr auf sie zueilte und sie vertraulich begrüßte. Die Aehnlichkeit zwischen Beiden war so groß, daß Bialka ohne Mühe den Bruder in ihm erkannte. „Claudia's Sohn," murmelte er leise, den Dahinwandelnden traurig nachschauend — „wie entstellt sind ihre edlen Züge in diesem Wüstlingsangesicht! — Und wie wenig Beistand hat Leonore von diesem Bruder zu hoffen! — Arme Leonore!"

Seufzend wandte er sich zum Gehen, und dem vorauseilenden Diener folgend, durchschritt er die Empfangshalle und bestieg einen inzwischen beschafften Wagen, der ihn nach kurzer, rascher Fahrt vor dem gastlichen Portal eines Hotels absetzte.

* * *

Das Wiedersehen zwischen Vater und Tochter war auf beiden Seiten nicht frei von Befangenheit. Leonoren klopfte fast hörbar das Herz, und den Präsidenten erregte die Nachricht von der Ankunft der Tochter und ihrem Verweilen im Vorzimmer bis zu dem Grade, daß sein gelbliches Gesicht den letzten Rest von Farbe verlor. Nicht mit Unrecht hatte Ernest Trauneck auf der Fahrt vom Bahnhof die Schwester auf die „Nervosität“ des Vaters vorbereitet, „dem Gott weiß was im Kopf stecke“; er sah aus, als ob ihm nicht bloß etwas im Kopf, sondern auch im Herzen stecke und ihn recht innerlichst beunruhige.

„Was?“ fuhr er von seinem Schreibtisch auf und schob, während er den Diener anstarrte, mit unsicherer Hand einige Papiere, über die er gebrütet zu haben schien, hastig in einander. „Comtesse Trauneck? — Und im Vorzimmer? — Ah, sehr gut! — Lasse bitten —“ Und dann, da der Diener sich zum Gehen wandte, ergriff er blitzschnell einen kleinen Handspiegel, der auf dem Seitentischchen lag, und starrte einen Moment voll hinein, die Züge des blassen Bildes, das die glänzende Fläche zurückwarf, wie argwöhnisch musternd. Er gewann nur gerade noch Zeit genug, denselben wieder aus der Hand zu legen und mit einem Foulard zu bedecken, bevor Leonorens schlanke Gestalt (mit einem Gesicht — fast nicht minder bleich als das des Vaters) in dem Rahmen der Thür erschien.

„Ah — ah — also glücklich angelangt — vortrefflich! Sei willkommen, mein Kind! — Freue mich, dich wiederzusehen —“

„Mein theurer Vater — ich hoffe, es geht dir wohl!“

„Durchaus! durchaus! — Befand mich niemals besser. Ein wenig abgearbeitet infolge der unruhigen Zeiten — cela va sans dire — aber sonst —. Doch du scheinst mir ein wenig blaß — wie? — Reisefatiguen? — Etwas Migräne oder dergleichen? Ja freilich — es ist eine höchst unangenehme Tour! Schlechte Ueberfahrt gehabt?“

„Keineswegs. Doch die Aufregung über deine jähe Abberufung, die politischen Erlebnisse unterwegs, die schrecklichen Kriegsrüstungen überall — es mußte Jeden aufregen!“

„Ja, ja! Es ist eine wilde Zeit, und wir gehen leicht noch schlimmeren entgegen. Fürstenthrone werden sehr wohlfeil. Die Stadt ist nächstens voll von depossedirten Herrschaften. Und der Krieg — hm! — nun, man muß das Beste hoffen! — Jedenfalls ist es gut, daß du wohlbehalten wieder da bist.“

„Die arme Tante Alice trennte sich sehr ungern von mir —“

„Gewiß, gewiß —“

„Aber da dein Befehl positiv war und ihr Gesundheitszustand zur Zeit eine so lange Reise nicht gestattete —“

„Höchst bedauerlich —“

„So empfahl sie mir selbst sofortige Abreise und wird nun versuchen, unter sorgsamer ärztlicher Pflege und Wartung bald so viel Kräfte zu gewinnen, um mir folgen zu können.“

„Vortrefflich! Tante Alice war stets eine willenskräftige Person, trotz ihrer überaus zarten Constitution, und nahm viel schlimmere Situationen als diese gelassen hin, ohne viel Worte zu machen! — Einzig richtige Lebensphilosophie!“

„Aber war denn meine Anwesenheit hier so unerläßlich, daß ich die Theure, schwer Leidende fremden Händen überlassen mußte?“

Es war ein seltsamer Blick, mit dem der Präsident das Antlitz der Tochter überflog, als er langsam, wie mit dem sprachlichen Ausdruck ringend, erwiderte: „Ich weiß nicht, ob dir der Wunsch eines

Vaters, sein zu unruhiger Zeit in fremden Landen weilendes Kind baldmöglichst im sicheren Schutz des Elternhauses zu sehen, beachtenswerth genug erscheint, um die Erfüllung desselben als ‚unerläßliche‘ Pflicht zu taxiren!“

Eleonorens zarte Wangen überflog bei diesen Worten eine jähe peinliche Röthe, die rasch wieder erblich, als sich ihr Blick mit dem des Vaters kreuzte, nicht unähnlich der Klinge eines Fechters, der die unerwartete Finte seines Gegners parirt. Dann beugte sie sich etwas herab, eine zerdrückte Falte ihres Kleides zu glätten, und sprach in dieser Stellung eintönig: „Beachtenswerth genug und mehr als das!“

„Charmant!“ näselte der Präsident, indem er sich, von Leonoren ungesehen, mit dem Tuche über die Stirn fuhr. „Daneben,“ sprach er, jedes Wort abwägend, langsam weiter, „daneben erforderte auch der durch die Zeitumstände gesteigerte gesellschaftliche Verkehr des Hauses dringend deine Anwesenheit. Du kennst die seit vorigem Winter eng und immer enger gewordenen Beziehungen unseres Hauses zu den Rochulls; weißt, daß sie die Rechte der Verwandtschaft mit uns (so locker und weitschichtig dieselbe auch ist) mit einem gewissen empressement geltend gemacht haben, und magst erfahren, daß diese von mir weislich gepflegte Verbindung unsere Position wesentlich verstärkt hat. Man ist nicht mehr blind für die Verdienste, die ich mir in meinem Verwaltungsressort erworben; ich bin wiederholt zu Berathungen über die Lösung von schwierigen Aufgaben, wie sie uns namentlich die Dislocirung und Verpflegung von größeren Truppenmassen in den letzten Wochen gestellt hat, mit Auszeichnung hinzugezogen und mit der Abfassung eines bezüglichen Memoires, wie nach eingehender Kenntnißnahme desselben, auch mit der Ausführung des von mir befürworteten und als zweckdienlich nachgewiesenen Organisationsplanes betraut worden. In eingeweihten Kreisen will man sogar wissen, daß die demnächstige Uebertragung des Portefeuilles für Handel und Volkswirthschaft an mich beschlossene Sache sei.“

Der Präsident hielt einen Augenblick inne, um Leonoren Gelegenheit zu einem Glückwunsch zu geben, und nachdem diese dieselbe, wie erwartet, benutzt hatte, fuhr er etwas lebhafter fort:

„Die so veränderte, ich darf sagen wesentlich gehobene Stellung verbindet mich und unser Haus zu gesteigertem gesellschaftlichen Verkehr und erfordert, wie schon gesagt, die Anwesenheit der Tochter vom Hause durchaus. Du wirst mir zugeben, daß Fräulein Paltenhuber, so sorglich sie übrigens die Wirthschaft des Hauses leitet und den Leinenschrank in Ordnung erhält, kaum die geeignete Persönlichkeit wäre, einer Frühstückstafel von Staatsmännern und hohen Militärs zu präsidiren oder in Edgar Rochull's Tilbury, von Ernest und dessen Freunden convoyirt, auf der Promenade zu erscheinen.“

Leonore zögerte einen Augenblick mit der Antwort; dann erwiderte sie, die feinen Augenbrauen ein wenig zusammenziehend, kurz: „Darf ich annehmen, daß diese Ehre ausschließlich mir reservirt bleiben soll?“

„Nun — in der That — ahem! — Edgar legt großen Werth darauf, den süperben kleinen Wagen, der schon, wie er noch bei Renouard sich unter den Händen der Tapezirer befand, die Bewunderung aller Kenner war, durch eine Fahrt mit dir einzuweihen, und sagte dir, mein' ich, schon in Rom davon?“

„Das that er. Seine Gedanken wanderten mitten aus der Fülle der Wunderwerke antiker Kunst heraus unaufhaltsam immer wieder dem heimischen Pferdestalle

zu. Weshalb nur solche Menschen nach Italien reisen! Es bleibt eins der Räthsel, auf deren Lösung man verzichten muß."

Ueber des Präsidenten gelblich fahles Gesicht huschte bei diesen Worten eine leichte Röthe, und sein forschender Blick überflog das unbewegte Antlitz der Tochter, um zu prüfen, wie weit er in seiner Erwiderung würde gehen können. Dann sprach er leichten, fast neckenden Tones: „Du thust dir selbst Unrecht, mein Kind. Niemand vermag dies ‚Räthsel' leichter zu lösen als gerade du. Gewiß lockten ihn seine Cavalierneigungen in den Kreis seiner sportliebenden Freunde — und ich dächte, das wäre kein Vorwurf für einen jungen Edelmann —; aber doch ging er nach Italien und suchte unsere Gesellschaft auf; denn hier war ein Magnet, der stärker zog."

„Ich verstehe noch immer nicht —"

„Die Ermüdung der Reise scheint auch deinen sonst so regen Geist zu lähmen. Uebrigens hätte ich gemeint, es bedürfe bei einem jungen Mädchen kaum eines deutenden Wortes, um es zur Lösung derartiger ‚Räthsel' — die doch eigentlich keine sind — zu befähigen."

Das verhängnißvolle Wort war gesprochen und hatte alle Farbe von Leonorens Antlitz, hatte fast die Kraft der Rede von ihren bleichen Lippen verjagt; erst nach einigen Secunden (wie beängstigend war dieses Schweigen) vermochte sie stockend, in abgerissenen Worten zu erwidern: „Wenn deine Worte mehr sind als ein väterlicher Scherz, wenn sie eine Hindeutung enthalten sollen auf bestehende Pläne, die an mein Lebensglück rühren, dann muß ich dich bitten, ihnen eine weitere Ausführung zu geben und klar herauszusprechen, was zu sagen nothwendig."

„Bliebe wirklich noch etwas zu sagen? Der wackere junge Cavalier hat dir in seinem ganzen Verhalten, mir in offenen rückhaltslosen Worten seine tiefe Neigung zu dir enthüllt, um deine Hand gebeten, und ich habe ihm geantwortet, daß ich nicht zweifele, du würdest diese Ehre zu würdigen wissen und durch Annahme seiner Hand die Verbindung unserer Häuser noch fester knüpfen — zu beiderseitiger Förderung und Befriedigung!"

„Die Ehre! die Ehre! — also auch hier wieder dieses Gespenst, das den Frauen unseres Hauses das Lebensblut aussaugt! Ist es noch immer nicht befriedigt? Keinenfalls will ich sein nächstes Opfer sein!"

Sie hatte die Stimme zu wilder Energie erhoben, und ihr Auge glühte, als sie dem Vater in das graugelbe Antlitz starrte; die kleine bleiche Hand, die geballt auf ihrer Brust lag, zitterte wie im Fieberfrost.

„Du wählst deine Worte seltsam, meine Tochter," erwiderte nach einer Pause eisigen Tones der Präsident, indem er unter tief zusammengezogenen Brauen hervor des Mädchens Blick drohend erwiderte. „Sehr seltsam, in der That; und rechnete ich dieselben nicht einer nervösen Ueberreizung zu, wie sie durch Reisestrapazen hervorgerufen zu werden pflegt, so würde dein Vater, der zugleich gebietendes Familienoberhaupt ist, einen schwereren Tadel für solche unmotivirte Maßlosigkeit des Verhaltens und der Ausdrucksweise haben! Für diesmal begnüge ich mich, dir einen Verweis zu ertheilen und noch einmal auszusprechen, daß der Rittmeister Baron Edgar v. Rochull, dein Cousin, unter Zustimmung des Chefs seines Hauses dir die Ehre erwiesen hat, in geziemender Weise bei mir um deine Hand anzuhalten, und daß ich ihm erwidert, es stehe seinen Wünschen meinerseits nichts im Wege, und du würdest die Auszeichnung seiner Wahl zu würdigen wissen! — Willst du nun die Güte haben, dich über den Antrag zu äußern!"

Ueber Leonorens eben noch so erregtes Antlitz hatte sich während des Vaters Rede nach und nach eine starre Ruhe gelagert, und unbewegt auch im Klang der Stimme, antwortete sie kalt und ruhig:

„Ich habe darauf nichts zu äußern, als daß mein Herz sich bereits einem anderen Manne zugeneigt und zu eigen gelobt hat; Grund genug, um jenen Antrag dankbar, aber entschieden abzulehnen.“

„Ich könnte dir hierauf erwidern,“ sprach der Präsident mit mühsam behaupteter Haltung, „daß du gut thun würdest, dergleichen sentimentale Phrasen den Putzmacherinnen und Gouvernanten zu überlassen; könnte dir ferner erwidern, daß ein Verhältniß, wie du es andeutest, als ohne Zustimmung des Chefs der Familie eingegangen, durchaus null und nichtig ist. Doch vor allem Anderen ersuche ich dich um Namensnennung des durch deine Gunst Ausgezeichneten. Es ist mir wissenswürdig, wie weit sich möglicherweise deine Neigung hinter meinem Rücken verirrt hat.“

„Deine bitteren Worte sollen mir nur wehe thun; an ihren Sinn glaubst du selbst nicht, denn du weißt längst, daß du von der Tochter meiner Mutter keine ‚Verirrung‘ zu befürchten hast. Meine Neigung hat sich einem edlen, in jeder Hinsicht ausgezeichneten Manne zugewendet, und Tante Alice, die du wohl als competent für die Beurtheilung der Würdigkeit eines derartigen Verhältnisses erachten wirst, hat nicht nur nichts dagegen einzuwenden gehabt, billigt es vielmehr aus vollem Herzen.“

„Ah! vortrefflich! Dann ist ja wohl meine Billigung überflüssig und etwaige Einwendungen dagegen unberechtigt? Vielleicht darf ich nicht einmal den Namen des ‚edlen und in jeder Hinsicht ausgezeichneten‘ Mannes wissen, dem meine Tochter sich so — so in aller Eile an den Hals geworfen hat. Ich bitte mir meinen Standpunkt in dieser Sache anweisen zu wollen …“

Auch der bittere Hohn dieser Worte vermochte Leonorens starre Ruhe nicht zu stören. Unbewegt antwortete sie: „Es war durchaus nicht meine Absicht, auf deine väterliche Zustimmung zu verzichten, geschweige denn ein Verhältniß, welches einst mein Lebensglück begründen soll, auch nur einen Tag deiner Kenntnißnahme zu entziehen. Der Mann, nach dem du fragst, ist Graf Albrecht Hartenstein, dir aus seiner künstlerischen Beschäftigung wie aus geselligen Beziehungen zur Genüge bekannt, — eine Persönlichkeit, an der die Verleumdung selbst keinen Makel aufzufinden vermögend sein würde.“

Der Präsident hatte sich während Leonorens Worten in den Sessel zurückgelehnt und die Sprechende mit fast feindlichem Blicke fixirt. Jetzt, da sie schwieg, zögerte er ein wenig und fragte dann mit erkünsteltem Unglauben: „Ich bin nicht ganz sicher, ob ich diese Mittheilung ernsthaft oder nur als einen — nebenbei recht wenig passenden — Scherz zu nehmen habe. — Für alle Fälle will ich keinen Zweifel darüber bestehen lassen, ob ich einem mittellosen, unbekannten Manne bürgerlichen Standes, der als Lohnarbeiter mit dem Pinsel sein Brot dem guten Willen des Publikums abringt, meine väterliche Zustimmung zu einer Verbindung mit meiner Tochter ertheilen werde. Dies wird nun und nimmermehr geschehen! — — Durch diese Erklärung dürfte jeder Gedanke an diesen einigermaßen seltsamen Bewerber beseitigt sein; kommen wir also zum anderen, dem Baron v. Rochull —“

„Einen Augenblick!“ unterbrach hier Leonore festen Tones den Vater. „Du hast mich nie durch Liebe verwöhnt, nie,

Vater! Ich war dir immer nur wenn nicht ein Stein auf deinem Wege (Gott weiß es, wie mir das Herz blutet, da ich dies sagen muß!), so doch höchstens eine Zahl in deinen Berechnungen. Soll das auch in dieser höchsten und wichtigsten Angelegenheit meines Lebens der Fall sein? Soll ich nicht einmal da gehört werden, wo es sich um das Wohl und Wehe meines ganzen Lebens handelt?! Soll die tiefe Neigung meines Herzens so wenig Beachtung bei meinem Vater finden, als sei ich eine Sclavin, — nicht seine Tochter, nicht das Kind jener theuren Verklärten (sie erhob die Hand mit erschütternder Geberde zu einem lebensgroßen Bilde der Mutter, das von der Wand herab gleichsam trauernden Auges auf die Scene zwischen Vater und Tochter zu blicken schien), jenes Engels, der dir — o! daß ich dich daran mahnen muß! — noch mit hinsterbenden Athemzügen mein Lebensglück anbefahl — —"

Ihre Stimme brach in Thränen. Sprachlos, bleich bis in die Lippen vor Zorn erhob sich der Präsident von seinem Sessel und rang einen Augenblick nach Worten; dann, als ihm die Stimme wieder dienstbar geworden, stieß er in abgerissener Rede, heiseren Tones und keuchenden Athems hervor: „Diese Scene muß ein Ende nehmen! — Das Unerhörte ist von dir gewagt worden! — Nie darf sich Aehnliches wiederholen — oder wehe dir, wenn du es erzwingen wolltest! — Zu unglücklicher Stunde rufst du mir deiner Mutter letzte Worte ins Gedächtniß. Sie sprechen wenig für deine Wünsche! — Hätte sie die Liebe, wie du sie verstehst, für das Lebensglück der Nächstangehörigen unerläßlich erachtet, — sie hätte sie mir, ihrem Manne, nicht bis zu ihrem Ende vorenthalten! — — Also fort damit! — Doch du verlangst noch weiteres Gehör in deiner Sache — also sprich — aber kurz und präcis! Jede sentimentale Phrase prallt von mir ab — —"

Leonorens Antlitz war das einer Statue, und wie zwischen marmornen Lippen drangen die Worte hervor:

„Du nanntest den Grafen Hartenstein einen mittellosen, unbekannten Lohnarbeiter. Er ist ein hochgeachteter Künstler, dem ein nicht großes, aber ausreichendes Vermögen volle Unabhängigkeit sichert."

„Ich höre. Weiter!"

„Du nanntest ihn einen Mann bürgerlichen Standes. Er ist Graf von Geburt, der letzte Sprößling des alten, seit Jahrhunderten in Kärnten angesessenen Grafengeschlechts."

„Mir fehlt der Beweis. Er selbst führt den Adel nicht, darf ihn vielleicht nicht führen. Ein verdächtiges Dunkel liegt über der Sache. Die Hartensteins, frondirend gegen das Herrscherhaus von jeher, standen namentlich seit den dreißiger Jahren in voller Ungnade. Ihr Name darf noch heute bei Hofe nicht genannt werden."

„Tante Alice wird dir den Nachweis seiner Würdigkeit liefern, ebenso seiner Berechtigung, Namen und Titel seiner Vorfahren zu führen."

„Immerhin!"

„Darf ich hoffen, daß du ihre Rückkehr abwarten, mir Frist geben, in dieser Sache keine bindenden oder entscheidenden Schritte vorher thun werdest?"

Der Präsident antwortete nicht gleich, sondern starrte, wie in drückende Gedanken verloren, vor sich ins Leere. Erst nach einer Weile peinlichen Schweigens erwiderte er kalt und abgemessen: „Du magst eine dreiwöchentliche Bedenkzeit haben. Am Schlusse derselben erwartet dich, falls du auch dann noch nicht zu einer Erkenntniß deiner Kindes- und Standespflicht gelangt sein solltest, meine Schwester, die Aebtissin zu Szathmar,

zu einem längeren Besuch. Du verstehst mich?"

„Ich verstehe dich."

„Gut. Sorge jetzt für deine Erholung von der Reise. Du wirst ungestört sein. Ich fahre zum Diner; Ernest speist, so viel ich weiß, in seinem Club. Du brauchst dir also keinen Zwang aufzuerlegen —"

„Ich werde mir keinen Zwang auferlegen lassen."

Noch ein kalter, drohender Blick aus den tiefliegenden Augen des Vaters, das warnende Erheben eines Fingers — dann war sie entlassen, und die zufallende Thür trennte sie von der schwersten Stunde ihres Lebens.

* *
*

Der Freiherr Bialka saß in einem der stattlichen Salons seines Hotels, emsig rauchend und unter Kopfschütteln die neuesten Operationen auf dem Kriegsschauplatz vermittelst Karten und Zeitungen verfolgend, als sein Diener ihm ein von offenbar weiblicher Hand an ihn adressirtes Billet überreichte. Mit einem Ausruf der Ueberraschung ließ er die Zeitung achtlos zu Boden fallen, riß mit unstäter Hand die zierliche Enveloppe auf und las, wie folgt:

„Die entscheidende Unterredung mit meinem Vater hat stattgefunden und meine trübsten Ahnungen bestätigt! — Das von meiner armen Mutter lebenslang getragene Leid ist nun auch ihrer unglücklichen Tochter bestimmt. — — Sie wissen, daß ich Ihrem Freunde gelobt habe, gegenüber allen unsere Hoffnungen bedrohenden Zumuthungen standhaft zu bleiben; ich werde mein Wort halten — bis zuletzt. Sagen Sie ihm das — ich bitte; — unter den obwaltenden Umständen hinter dem Rücken des Vaters ihm selbst zu schreiben, will mir nicht geziemend erscheinen. Aber er darf meiner Standhaftigkeit vertrauen; ich wiederhole es!

„Sind Sie im Stande, mir authentische Aufklärung darüber zu geben, warum Ihr Freund von seinem Adelsprädicat keinen Gebrauch macht, so bitte ich darum. Auch das Unbedeutendste und Gleichgültigste wird zur Waffe gegen ihn und unser Glück mißbraucht. — Leben Sie wohl! Das Leben lastet schwer auf mir.

Leonore."

Der Freiherr saß eine Zeit lang in trübe Gedanken versunken da; das gelesene Blatt knisterte zwischen seinen zuckenden Fingern; der Blick seiner grauen Augen war starr ins Leere gerichtet. Dann raffte er sich mit einem tiefen Seufzer zusammen, trat an den Schreibtisch, wo er sich, wie ermattet von körperlicher Anstrengung, stöhnend niederließ und schrieb, wie folgt:

„Mein armes Kind — nicht wahr, Sie zürnen mir nicht, daß ich mir diese vertrauliche Benennung erlaube! — und so noch einmal: mein armes, hartgeprüftes Kind! Ihr trauriger kleiner Brief hat alle die alten Wunden meines Herzens wieder aufgerissen und neue denselben zugefügt! — Gott sei mit Ihnen und helfe Ihnen, stark zu bleiben. Rechnen Sie, wenn es aufs Aeußerste kommen will, unbedingt auf mich. Mein ganzes ferneres Leben ist durch den Willen der theuren Verklärten Ihrem Beistande gewidmet. Ich harre Ihres Rufes!! — Inzwischen hier die verlangte Auskunft: Albrecht's trefflicher Vater, ein Ehrenmann vom Wirbel bis zur Sohle, war lange Jahre der lebendige Mittelpunkt einer freiheitlich-religiösen wie politischen Bewegung in seinem Heimathlande und infolge dessen der Gegenstand erbitterter Anfeindung. Es gab kein Leid, keine Kränkung, keine Schmach, die der blinde

Haß ihm nicht anzuthun gesucht; endlich vergaß sich einer seiner Standesgenossen, eine rohe, wüste Natur, so weit, ein Verbrechen gegen ihn zu begehen, welches das Strafgesetz mit Infamie bedroht. Graf Hartenstein wurde klagbar, wies die Schandthat nach, verfolgte sie gegen allen Widerstand durch die Instanzen bis zu höchster Stelle und — wurde abgewiesen; der Proceß „um der Schonung willen, die die Regierung ‚einem verdienten Adelsgeschlechte‘ schuldig sei“, niedergeschlagen!

„Das war dem alten Ehrenmanne zu viel. In einer Immediateingabe an den damals regierenden Landesfürsten erklärte er, daß Adel und Grafenstand, seit sie im Lande zum Deckmantel und Schutzdach für Verbrechen herabgewürdigt seien, für ihn keinen Werth mehr besäßen, ja daß er sich ihrer schäme und deshalb um Erlaubniß bitte, dieses altehrwürdige Erbe seiner Vorfahren entsagend Sr. Majestät zu Füßen niederlegen zu dürfen.

„Und das hat der charakterfeste Mann trotz der ihm von höchster Stelle aus angedrohten schweren Ungnade gethan, hat den stattlichen Familienbesitz dem nächststehenden Lehnsvetter überlassen und sich und seinem Sohne, der des Vaters Verfahren von ganzem Herzen billigte, nur ein mäßiges Capital und ein kleines Jagdschlößchen am Ossiachersee vorbehalten. Dort ist er vor wenig Jahren gestorben, bis zum Tode seinen Grundsätzen getreu, und — sein Sohn ist in Allem sein Erbe. Brauche ich mehr zu sagen?

Bialka.“

„Nein!“ sprach still für sich Leonore, als sie das Blatt gelesen und blassen Antlitzes hatte in den Schoß sinken lassen, und „nein!“ wiederholte sie noch einmal laut, als beantworte sie eine wirklich an sie gestellte Frage. „O, ich wußte es, daß jede über sein und der Seinigen Leben erhobene Nachforschung nur zu erhöhter Ehre, zu gesteigerter Achtung und Liebe für ihn führen könnte! Gott mache mich seiner würdig; — ich muß stark und gut sein, um ihn zu verdienen.“

Sie setzte sich zunächst an den Schreibtisch und schüttete in einem langen Briefe der Tante Alice ihr Herz aus, legte ihr die drohende Sachlage vor und bat, wenn ihr Gesundheitszustand die Rückreise innerhalb der vom Vater gestellten Bedenkfrist nicht zulassen würde, brieflich auf diesen einen entschlossenen Druck auszuüben und Eventualitäten in Aussicht zu stellen, die, wie sie wußte, nicht wohl ohne Wirkung auf den Vater bleiben konnten. Auch dem Geliebten ihres Herzens sandte sie einen innigen Gruß sammt der wiederholten Versicherung ihrer standhaften Treue. Die Mittheilungen vom Stande der Sache überließ sie der Tante.

So lange sie an dem Briefe geschrieben und gleichsam Auge in Auge den beiden theuren Menschen ihr Leid geklagt, ihre Liebe versichert, ihre Hoffnung auf kommende glücklichere Tage ausgesprochen hatte, war eine gewisse tröstliche Zuversicht in ihrer Seele mächtig gewesen: sie hatte sich wie unter dem Schutz der milden Augen der Tante, des treuen Herzens, der starken Hand des Geliebten gefühlt, und alles Bangen, alles Sorgen war von ihr abgefallen! — Jetzt, da der Brief beendet und durch die zuverlässige Hand des guten Fräuleins Paltenhuber expedirt war, sank die gehobene Stimmung schnell und machte einer drückenden Muthlosigkeit gegenüber dem, was die nächsten Tage und Wochen bringen würden, Platz.

Lange saß das arme blasse Kind in trübes Sinnen versunken da, endlich stand sie mit einem traurig resignirten Kopfschütteln auf und trat an ein kleines Bouleschränkchen, aus dessen Geheimfach sie ein schöngemaltes, reichgefaßtes Miniaturporträt, das der theuren, allzu früh geschiedenen Mutter, entnahm. Lange blickte sie in

das seine leidensvolle Antlitz, dem ein so wehmüthiges Lächeln um die Lippen spielte, dann knüpfte sie das Medaillon an eine Schnur, küßte das Bild mit zärtlicher Innigkeit und verbarg es in ihrem Gewande. Ihr war, als habe sie sich des Beistandes eines Schutzgeistes gesichert, des Lebens bittere Noth und Qual geduldiger, getroster zu tragen.

Nach der furchtbaren Scene mit dem Vater hatte sie gehofft, die ihr vergönnte Bedenkzeit still mit sich, ihren Erinnerungen hingegeben, verleben zu können, von dem ruhelosen Gesellschaftstreiben, wie er es liebte oder doch für nothwendig erachtete, dispensirt zu bleiben. Nie hatte sie sich mehr getäuscht. Schon am folgenden Tage hatte der Vater ihr mittheilen lassen, daß er sich des regsten Eifers in der gesellschaftlichen Repräsentanz des Hauses ihrerseits versehe, und ihr eine Liste der für die laufende Woche bevorstehenden Festlichkeiten und anderen gesellschaftlichen Verpflichtungen vorgelegt. Hiernach hatte sie sich einzurichten, und die dadurch an ihre Zeit und Kraft gestellten Anforderungen waren so groß, daß ihr zu einem Ruhen in der Erinnerung, einer stillen Pflege ihrer Liebe und einsamen sinnenden Stunden keine Gelegenheit gelassen wurde.

Aber es war noch ein Anderes, was sie bei dieser athemlosen Hast in Durchmessung der ganzen Bahn gesellschaftlicher Zerstreuungen verletzte: die fast nicht zu vermeidende Gegenwart des Rittmeisters v. Rochull.

Wo immer sie sich zeigte, durfte sie sicher sein, den „Cousin Edgar" alsbald an ihrer Seite zu sehen; mußte sie erleben, daß andere Herren, die ehemals zu ihrer Cortège gehört und sich nicht leicht aus ihrer Nähe hätten verdrängen lassen, jetzt entweder sich fern hielten oder beim Erscheinen Edgar's wie selbstverständlich diesem Platz machten, sie Beide allein ließen. Ihre Zusammengehörigkeit schien bei Niemandem, auch bei den Damen und älteren Herren nicht, irgend einem Zweifel zu unterliegen; bei Partien, wo die Gesellschaft gepaart wurde, ordnete der Leiter des Festes unbedenklich den eleganten Rittmeister ihr zu; bei Bällen beanspruchte kein Herr mehr einen bevorzugten Tanz von ihr; bei Diners oder Soupers war der Platz an ihrer Seite ein für alle Mal an Herrn Baron v. Rochull vergeben. Auf Spazierritten tummelte er sein Roß unzweifelhaft zu ihrer Linken und spielte den berechtigten Cavalier vom Dienst; bei Landpartien trug er wie selbstverständlich ihr Plaid, ihr Skizzenbuch; beim Musiciren stand er hinter ihr und wendete die Blätter um; im Theater war er an ihren Fauteuil gebannt, und seine Blicke, ausschließlich ihr in liebender Aufmerksamkeit zugewendet, trafen einen ganzen Act lang vielleicht nicht einmal die Bühne.

Daß er im Hotel Trauneck so ziemlich die Rechte eines Sohnes genoß und zu jeder Tageszeit aus- und einging, verstand sich von selbst; der Präsident behandelte ihn mit einer Vertraulichkeit, die für Fernerstehende jeden Zweifel an des Rittmeisters intimster Beziehung zu der Trauneck'schen Familie ausschloß, und regte dadurch Leonorens Herz jeden Tag von Neuem zu leidenschaftlicher Erbitterung auf. Hundertmal stand sie im Begriff, eines der immer wiederkehrenden Tête-à-têtes mit dem standhaften und zuversichtlichen Bewerber zu einer rückhaltslosen Aussprache, zu einer definitiven Abweisung zu benutzen, aber immer wieder schrak sie im Moment der Ausführung davor zurück. Hatte er doch eigentlich seine Liebe bisher ihr *selbst* noch niemals offen ausgesprochen; konnten doch seine bisherigen, ihm von allen Seiten eingeräumten ruhigen Vertraulichkeiten ihr gegenüber sehr wohl noch der Verwandt-

schaft auf Rechnung geschrieben werden! Und dann — wenn schon das Wort auf ihrer Lippe schwebte, von dem sie entscheidende Wirkung, nachhaltige Befreiung erwarten durfte, welch ein Grauen befiel sie plötzlich, das theure Geheimniß ihrer jungfräulichen Seele zu profaniren, an das grelle Tageslicht zu ziehen vor diesen dreisten blasirten Augen! — Nein, lieber schweigen, lieber seine zuversichtlichen Huldigungen dulden bis zu dem Zeitpunkt, wo aller Zweifel schwinden und alle seine Hoffnungen in nichts zerfließen mußten, als jetzt die kurze Windstille zerstören und den geheimsten Schatz ihrer Seele vor den gierigen, mäkelnden Blicken der Gesellschaft ausbreiten zu müssen.

Mit solchen Gedanken und Entschlüssen kehrte Leonore eines Tages — es war gegen Ende der zweiten Woche nach ihrer Ankunft in der Hauptstadt — von der Spazierfahrt, die sie endlich in „Cousin Edgar's Tilbury" und in dessen unerwünschter Gesellschaft hatte machen müssen, nach Hause zurück, als ihr die gute Paltenhuber schon in der Vorhalle entgegenkam und: „Ein Brief aus Rom, gnädige Comtesse!" verklärten Antlitzes meldete. Wußte die treue Seele doch, wie schmerzlich sich Leonore nach einem Lebens- und Liebeszeichen der theuren Entfernten gesehnt hatte. — Leonorens Wange erblich vor tieffreudiger Bestürzung einen Augenblick; dann aber wallte ihr das Blut um so stürmischer zum Herzen, färbte die zarte Wange purpurroth, und leidenschaftlich dankbar war der Druck der Hand, mit dem sie des guten alten Fräuleins langersehnte Botschaft erwiderte. Auf ihrem Zimmer angelangt, warf sie Hut und Mantel rasch ab, ergriff den Brief — er trug die Adresse von der theuren Hand der Tante geschrieben — und sank fast athemlos vor Erregung in den nächsten Fauteuil, die Anfangszeilen mit heißem Auge überfliegend, während die linke Hand sich wie beschwichtigend auf das wild klopfende Herz preßte. Der Brief aber lautete also:

„Mein geliebtes Kind! Gestern Abend brachte mir Albrecht einen Brief des Freiherrn, der in einen an ihn gerichteten eingeschlossen gewesen war und einen Bericht über den Verlauf eurer Reise wie über dein Entrée im Vaterhause enthielt. So sehr ich mich über eure glückliche Fahrt — inmitten einer so stürmischen und kriegerisch bedrohlichen Zeit — gefreut, so sehr habe ich mich über deinen Empfang daheim betrübt! — Freilich kam derselbe — du weißt es — auch mir nicht unerwartet; wir waren ja, da du von hier schiedest, leider auf dergleichen gefaßt; aber doch traf es mich schwer und riß nicht nur die alten Wunden, die ich um der theuren Schwester willen getragen, wieder auf, sondern erfüllte mich auch mit schmerzlicher Besorgniß um dich, deine Lage und deine Gemüthsstimmung. Wüßte ich nur erst Specielleres von dir selbst! Doch ich darf ja gewiß auf einen Brief von dir hoffen! — Wie es mich nun zum Aufbruch von hier drängt, brauche ich kaum zu sagen; ebenso wenig, daß ich das Hemmniß eines kranken Körpers nie peinlicher empfunden habe als eben in dieser Zeit, wo du, mein Liebling, meiner Nähe so dringend zu bedürfen scheinst! Zum Glück verspricht Dr. Sermio fest, daß ich, wenn nichts Wesentliches den jetzigen Gesundheitszustand stören werde, binnen fünf oder sechs Tagen abreisen könne, und ich melde dies noch heute deinem Vater. Vielleicht kommt inzwischen noch ein Brief von dir; dann könnte ich gleich eine speciellere Einwirkung auf ihn ausüben. Jedenfalls verlaß dich auf mich!

„Albrecht's Sorge um mich ist nicht zu ermüden und rührt mich tief. Es ist ein herrlicher Mensch. Dein Leben wird und muß glücklich durch ihn werden. Er ist

durch Bialka's Brief in tiefe Sorge um dich versetzt, doch trägt er's still und gelassen. Weiß er dich doch, bis wir kommen, durch den Freund geschützt!

„Eins nur hab' ich an ihm zu tadeln. Sein großes Bild hat er mir auch jetzt noch nicht gezeigt, vielmehr, wie er behauptet, schon vor einer Woche an den Kunsthändler Naletto abgeschickt, wo es auf die permanente Ausstellung und eventuell zum Verkauf kommen solle. So bekäme ich's also möglicherweise gar nicht zu sehen! Sehr hübsch, in der That! — Nun, das soll dem bösen Menschen denn doch nicht gelingen! Sei so gut, angesichts dieses zu Naletto zu fahren und dich nach dem Bilde zu erkundigen. Ist es angekommen, so nimm es gegen Zahlung des von Albrecht festgesetzten Preises (ich sende inliegend eine unbeschränkte Anweisung auf meinen Bankier) sofort von da weg und laß es nach meinem Hause schaffen, damit es mich bei meinem Kommen schon im grünen Salon empfange. Ich freue mich lebhaft auf seinen Anblick sowie auf Albrecht's Bestürzung, wenn er seinen Plan so völlig vereitelt sieht!

„Doch ich darf nicht weiter schreiben, ohne hinterher Dr. Sermio's Tadel und Kopfschütteln befürchten zu müssen. Genug also für heute, mein Liebling, bald bin ich selbst bei dir; trage inzwischen geduldig, was getragen werden muß! — Hättest du Albrecht's zitternde Lippe und wunderbar sprechende Augen sehen können, wie er mich bat, einen Gruß von ihm beizufügen! Es hätte dich gefreut. — Nun, du stellst es dir wohl vor! Nicht wahr, mein Herz? — Vergiß nur über den Gedanken an ihn nicht ganz deine treue, dich mütterlich liebende Tante."

Leonorens Empfindung ging, während ihre Augen den Zeilen des Briefes folgten, in hohen Wogen; Wehmuth und Freude, Sorge und Zuversicht stritten mit einander um die Oberhand und ließen ihr Auge bald in sonnigem Glanz aufleuchten, bald feucht schimmern unter dem Schleier der Sehnsucht und der Hoffnungslosigkeit. Ein tiefes Verlangen ergriff sie, das Bild zu sehen, die letzte Arbeit des Geliebten in jener herrlichen Zeit, als sie noch in seiner Nähe weilen durfte, die glänzendste Offenbarung seines Genius! — Wie innig sehnsüchtig gedachte sie jenes köstlichen Morgens, da sie mit Albrecht den bedeutsamen Gang durch sein schönes Besitzthum gemacht, sich durch ein scherzhaftes Spiel mit magischen Gebräuchen die Rückkehr nach Italien gesichert (ihre Hand fuhr liebend über den Griff des kleinen Dolches, mit dem sie damals den Granatapfel zertheilt und den sie seit jener Zeit, im Kleide verborgen, unablässig mit sich geführt hatte). Wie lebendig stand jene Scene vor ihrer Erinnerung, wo sie, aus dem Garten ins Haus zurückkehrend, zum ersten Male das Arriabild erschaut und seinen Inhalt dem Geliebten nach dem ihr gewordenen Eindruck gedeutet hatte.

Ja, sie mußte es sehen, sogleich; und nicht in das Haus der Tante, nein, hierher wollte sie es schaffen lassen, um, bis der Geliebte selbst kommen würde, ihre befreite Hand zu empfangen, ihr Auge, ihr Herz zu sättigen und zu stärken an dem Anblick seines Werkes! Hastig zog sie die Glocke. Auf ihren Befehl fuhr wenige Minuten später der Wagen vor und brachte sie zu dem bezeichneten Kunsthändler.

Klopfenden Herzens stellte sie ihre Frage nach „dem aus Rom hierher bestimmten historischen Bilde eines gewissen Malers Hartenstein, den Tod der Arria darstellend" — und groß war ihr Entzücken, als der wackere Naletto, als feiner Kenner bekannt, das gestern angelangte Bild voll Wärme pries und erklärte, es nur sehr ungern aus der Ausstellung, deren Glanz- und Anziehungspunkt dasselbe gebildet haben würde, fortzugeben. Doch

da Herr Hartenstein — ein Künstler, beiläufig gesagt, von großer Zukunft — das schöne Werk einmal zum Verkaufe bestimmt habe und die gnädige Gräfin bereit sei, den dafür geforderten Preis zu zahlen, so dürfe er nicht anstehen, das Bild auszufolgen. Ob er die Kiste in das Hotel Trauneck senden solle?

Leonore, eifersüchtig auf jeden Augenblick, der das Bild ihrer alleinigen Betrachtung entziehen würde, hätte es am liebsten gleich mit sich genommen; da dies nicht anging, bestimmte sie wenigstens, daß es unverzüglich zu ihr geschafft würde, und realisirte inzwischen bei Tante Alicens Bankier die für das Gemälde geforderte Summe. Dann kehrte sie eilig nach Hause zurück und fand hier zu ihrer Freude das Bild schon angelangt. Sie ließ es — um es vollends jedem unberufenen Blicke zu entziehen — in ihr Schlafzimmer tragen und stellte es hier auf einer Staffelei im besten Lichte auf. Dann rückte sie ein kleines Tabouret heran und ließ sich auf demselben nieder.

Lange saß sie da und starrte unverwandten Blickes auf die wundervolle Mittelgruppe des herrlichen jungen Weibes, welche den Dolch, den sie aus der Todeswunde in ihrem Busen gerissen, dem Geliebten aufzudrängen sucht. Ein seltsamer Schauer durchlief ihre Glieder! — Ihr war, als sähe sie eine Doppelgängerin von sich ihres Herzens geheimstes Denken zur That machen — furchtbar — erschütternd — bis zur Unerträglichkeit!

Sie war aufgestanden, zurückgetreten — so weit das Zimmer es gestattete — und starrte immer noch auf das Bild, wie wenn ein geheimnißvoller Bann das Auge nicht frei gäbe! — Wie schreckhaft gewann die ganze Scene nun Leben vor ihren Blicken; wie senkte sich ihr Sinnen und Denken tief in die Seelen der dargestellten Personen und schauderte und fürchtete und litt mit ihnen! — Seltsames Doppelleben! — Schrecklich — verwirrend!

Sie nahm einen Shawl, warf ihn über das Bild und zog sich tief aufathmend in ihr Wohnzimmer zurück, wo sie noch lange in unruhigem Sinnen auf- und niederging, bis der Eintritt ihrer Zofe sie an die Nothwendigkeit mahnte, zur Soirée beim russischen Gesandten Toilette zu machen.

Aber auch das große Gesellschaftsgewühl dieses Abends zerstreute sie nicht: unablässig schwebten ihre Gedanken um das verhüllte Bild und machten sie theilnahmlos, unaufmerksam gegen ihre Umgebung; entrissen ihr sogar, als der unvermeidliche „Cousin Edgar" ihr sich wieder näherte und nicht von ihr abließ, abweisende Worte voll ungeduldiger Heftigkeit, wie er sie nie von ihr gehört.

Spät Nachts kehrte sie in Gesellschaft von Vater und Bruder heim, schweigsam, in sich gekehrt, und eilte bald in ihre Zimmer hinauf. Doch wagte sie nicht mehr das Bild zu enthüllen, sondern legte sich mit dem Entschluß zur Ruhe, ihre Stimmung durch Willensstärke zu besänftigen. Sie versank auch in Schlummer. Aber in der Nacht fuhr sie aus furchtbaren Träumen auf, und wieder war das Bild der Mittelpunkt derselben. Wie von unbezwinglichem Zuge erfaßt, erhob sie sich, hüllte sich in ein Nachtgewand und trat so vor das Bild, dessen Bedeckung sie mit unstäter Hand herabriß. Und wieder saß sie auf dem kleinen Tabouret davor, mit erhobener Nachtlampe das Gemälde beleuchtend und in seinem Anblick verharrend, bis die Kühle der Nacht und der heftige Erregungszustand sie zittern machte und bewog, ihr Nachtlager wieder aufzusuchen. Erst da der Morgen schon durch die verhüllten Fenster schien, sank sie noch einmal in unruhigen Schlummer.

* * *

Leonorens düstere und erregte Stimmung sog in den nächsten Tagen weitere unerwünschte Nahrung aus einer eigenartig schwülen und beklommenen Atmosphäre, die sich infolge bedrohlicher Nachrichten vom Kriegsschauplatz über die Gesellschaftskreise lagerte, in denen sie sich bewegte.

Zu dieser allgemeinen Depression gesellte sich im Hotel Trauneck noch eine besonders schwüle und dumpfe Stimmung. Der Präsident zeigte ein aschfarbenes Antlitz, ging wie ein Träumender umher und verrieth durch nervöse Gereiztheit und äußerste Heftigkeit eine tiefe innere Beunruhigung. Ernest erschien bei Tische zerstreut, bedrückt und nahm kaum einen Bissen zu sich; Leute von seltsamem Exterieur und gemeinen Manieren begannen im Hause aus- und einzugehen, erschienen als Gäste am Trauneck'schen Abendtisch und musterten mit runden Glotzaugen das Silbergeschirr.

Leonore war sehr beunruhigt; um so mehr, als „Cousin Edgar" die bisher beobachtete Zurückhaltung inmitten der allgemeinen Aufregung gleichfalls fahren ließ und mit jedem Tage zuversichtlicher, ja zudringlicher wurde; mit unbeschreiblicher Sehnsucht sah sie der endlichen Rückkehr der Tante und damit der Befreiung aus unwürdigster Lage, aus beklommensten Verhältnissen entgegen.

Da traf statt ihrer ein zweiter Brief ein mit einer starken Einlage an den Vater; der Brief war kurz, aber gewichtvoll, und tröstete Leonore wenigstens einigermaßen über die getäuschte Hoffnung.

„Ich liege wieder danieder, mein theures Kind, und die Hoffnung, übermorgen, wie bestimmt war, abzureisen, ist dahin. Nach des Arztes Ausspruch soll ich mich mindestens eine Woche ganz still, womöglich im Bette halten; ich bin — zumal deinetwegen — in großem Kummer; aber ich füge mich ins Unabänderliche. Dein unlängst eingetroffener lieber Brief klärte mich über deine Lage völlig auf; sie muß, auch wenn ich nicht selbst kommen kann, durchaus und ohne Zögern geändert werden. Dazu wird der inliegende Brief an den Vater, den du selbst ihm überreichen mußt, das Seinige thun. Ich habe einen starken und — wie ich glauben darf — unfehlbaren Druck auf ihn ausgeübt. Du wirst es an den sofortigen Folgen erkennen. Gottes Segen über dich, mein geliebtes Kind; Er führe dich bald und sicher in die Arme deiner

treuen Tante."

Leonore athmete tief und voll auf, da sie den Brief gelesen; neue Hoffnung und Zuversicht überströmte sie wie kühlendes Wasser. Nun wollte sie auch keine Minute zögern, der schwebenden Pein ein Ende zu machen. Konnte der Brief helfen, so mochte er gleich helfen. Mit allen Kräften ihrer Seele sehnte sie sich nach Entscheidung, nach Befreiung; der letzten Tage Qual war allzu groß gewesen!

Schwebenden Schrittes durcheilte sie, um den Corridor und das Vorzimmer, wo oft Leute in Geschäften des Vaters harrten, zu vermeiden, die Gesellschaftszimmer, deren letztes mit dem Arbeitscabinet des Vaters Verbindung hatte, und hier an der Thür blieb sie einen Augenblick lauschend stehen, da sie sich zu vergewissern wünschte, daß er allein sei. Ihr war, als hörte sie den Vater mit leiser Stimme sprechen, doch vermochte sie sich nicht fest zu überzeugen. Im nächsten Augenblick aber drang eine scharfe Stimme an ihr Ohr, die vernehmlich genug sprach. „Sie irren sich! irren sich total, sage ich Ihnen, wenn anders das, was Sie sagen, Ihre wirkliche Meinung ist (Sie verzeihen — in Geschäftssachen muß man offen sein!). Die

Sachen stehen schlecht — sehr schlecht, sage ich Ihnen. Kommt es zur Schlacht (und das geschieht sicher in den nächsten vier oder fünf Tagen), so ist eine Niederlage uns gewiß. Und dann? Brauche ich zu sagen, was dann geschieht. Die Truppen müssen über den Tessin zurück, sind für die Verpflegung auf die Proviantmagazine angewiesen und Alles muß an den Tag kommen — —"

Die leise Stimme des Vaters antwortete etwas darauf; doch Leonore, von dem bisher Erlauschten unangenehm berührt und neben dem patriotischen Schmerz noch eine peinliche, wenn auch unklare Empfindung, als habe sie im Dunklen an Unreines angestreift, dem Gespräch entnehmend, mochte nichts mehr hören, sondern zog sich zurück, die Unterredung mit dem Vater verschiebend, bis derselbe allein sein würde. Aber mehr als je war sie entschlossen, wenigstens in ihre eigene Sache Klarheit zu bringen und, mochte es kosten, was es wolle, sich der schwülen Atmosphäre dieses Hauses zu entziehen.

Eine düstere Wolke auf der Stirn, die Lippen fest auf einander gepreßt, trat sie den Rückweg durch die Gemächer an und beschloß, auf einige Minuten in den Garten hinauszutreten, um ihre heiße Schläfe im Lufthauch zu kühlen, der heute die Wipfel der Bäume unter ihrem Fenster so lockend hin und her gewiegt hatte.

Als sie in den Gartensaal trat, erblickte sie zu ihrem Mißvergnügen Ernest im eifrigen Gespräch mit Edgar v. Rochull, so eifrig, fast heftig, daß sie meinte, sich noch unbemerkt zurückziehen zu können. Doch wie sie sich wandte, zog das Rauschen ihres Kleides die Aufmerksamkeit der Sprechenden auf sie, und während „Cousin Edgar" sich mit einigermaßen betroffenem Ausdruck verbeugte, rief Ernest ihr eifrig zu: „Bleib', Leonore! Du kommst im rechten Augenblick. Edgar's Besuch war eigentlich dir bestimmt. Ich wollte eben gehen, um dich zu benachrichtigen —"

„Ja, darf ich hoffen, daß ich Sie nicht belästige, gnädige Cousine, wenn ich Ihr Gehör für ein paar Minuten in Anspruch nehme —?"

Leonore fühlte, wie ihr das Blut zu Herzen schoß und daß ihre Hand, die noch den Brief trug, in leises Zittern gerieth; aber ihre entschlossene Stimmung gerieth nicht ins Wanken: sie wußte, daß der entscheidende Moment da sei, die drückende Fessel abzustreifen, und er war ihr willkommen. Blaß, aber äußerlich ruhig, nickte sie gewährend mit dem Kopf, deutete mit der Hand einladend auf einen Fauteuil und ließ sich selbst auf eine Causeuse niedergleiten, während Ernest mit einem hastigen: „Ich mache derweil einen Gang durch den Garten!" die Glasthür gewann und verschwand.

Draußen blieb er einen Augenblick stehen, und den Blick nach rückwärts gewendet, schüttelte er, die Zähne auf einander gebissen, wie in ohnmächtigem Grimm die geballte Rechte; dann schritt er gesenkten Hauptes, peinliches Nachdenken in jedem Zuge seines Wüstlingsgesichts, den Kiesweg am Hause langsam auf und nieder, nur zuweilen stehen bleibend, um nach den Fenstern des Gartensaales hinüberzulauschen.

So war er wieder einmal an der Glasthür vorübergeschritten, als er dieselbe plötzlich, wie von hastiger Hand aufgerissen, erklingen und seinen Namen rufen hörte. Als er sich erschreckt dorthin wandte, stand Leonore hochaufgerichtet, bleichen Antlitzes in der Thüröffnung und winkte ihm. Er stürzte hinzu: „Um Gotteswillen, was ist geschehen?!"

„Ich habe dich gerufen, um Schutz zu haben gegen diesen Herrn, der es wagt, mir zu drohen! — — Du wirst

die Güte haben, mich von ihm zu befreien!"

Ernest warf einen wilden Blick auf den halb trotzig, halb fassungslos dastehenden Angeklagten, und der verhaltene Grimm brach zügellos hervor. „Wie!" rief er blitzenden Auges und stürzte auf seinen Gegner zu, als wolle er ihn erwürgen, „Sie wagen es, mein Herr —"

„Halt!" donnerte ihm Rochull entgegen und legte die Hand an den Griff seines Säbels, „ich warne Sie! Vergessen Sie sich nicht!"

„Aber Sie dürfen sich gegen eine Dame, gegen meine Schwester vergessen — ist's nicht so? — Lassen Sie Ihre Plempe stecken; was zwischen uns abgemacht werden muß, bedarf anderer Waffen."

„Sehr wohl! Nur bitt' ich vorher begleichen zu wollen, was unter Cavalieren geordnet sein muß, ehe man sich auf dergleichen einläßt. — Uebrigens," fuhr er, gegen Leonore gewendet, achtungsvoll gedämpften Tones fort, „habe ich wohl ein Anrecht, daß meinem Schmerz und dem Gefühl einer lange genährten Täuschung (ich beschuldige keinen Anwesenden) einigermaßen Rechnung getragen und ein jähes Wort nicht allzu schwer gewogen werde. Ich bitte um Verzeihung und hoffe, daß mir dieselbe nicht auf immer werde vorenthalten werden." — Er verneigte sich ernst gegen Leonore, flüchtig gegen deren wortlos dastehenden Bruder und verließ den Saal.

Jetzt raffte sich Ernest zusammen und wollte ihm nacheilen; doch Leonore, die eine unheimliche Ruhe wiedergewonnen hatte, vertrat ihm den Weg. „Bleib' jetzt," sprach sie kalten Tones, „in dieser Sache läßt sich nun nichts weiter thun. Du bist mir einige Aufklärungen schuldig, und ich muß sie auf der Stelle haben. Zunächst — auf welche Verbindlichkeiten deutete der Rittmeister hin, die der Regelung bedürften. Bist du ihm Geld schuldig?"

Der Bruder erröthete schwach und nickte mit dem Kopf.

„Viel?"

Er nannte eine sehr beträchtliche Summe.

Leonore blickte ihn an — großen starren Auges — und ein tiefer Seufzer hob ihre Brust. „Es ist furchtbar," sprach sie nach einem secundenlangen Schweigen, „aber es muß bezahlt werden! — Ich glaube, es möglich machen zu können. — Doch geschieht dies — ich schwöre es — nicht eher, als bis ich auch jenes weiß, was den Vater bis zu dem Grade an Edgar und seine Familie fesselt, daß ihm als Preis ihrer Freundschaft selbst das Lebensglück seiner Tochter nicht zu kostbar bedünkt! Sprich — ich muß heute Wahrheit haben oder ich überlebe diesen Tag nicht, wo ein Bube mir drohen durfte, daß ich in seiner Gewalt sei!"

Der charakterlose Wüstling erschrak vor der sittlichen Wucht ihrer Worte und dem Blitz ihres zornlodernden Auges; doch konnte er sich zu rückhaltsloser Offenheit nicht ermannen. Erst als sie, durch seine Vorspiegelungen aufs Aeußerste gebracht, ihn am Arme ergriff und ihm ein furchtbares: „Feigling! verächtlicher Feigling, wer, seine Schwester aus Todesnoth zu retten, die Wahrheit nicht wagt!" ins Antlitz warf, da biß er die Zähne zusammen, beugte sich nieder und flüsterte nach einem scheuen Blick umher der Aufhorchenden ein paar — nur ein paar Worte ins Ohr —

Nur ein paar Worte! — aber Gift hätte nicht furchtbarer wirken können! — Schneebleichen Antlitzes taumelte das unglückliche Mädchen zum nächsten Fauteuil. Hier lag sie, kaum athmend, lange Zeit, indeß das Herz des Bruders bittere Reue erfüllte. „Ich hätte es dir nicht sagen sollen," wiederholte er einmal über

das andere; „aber du bestandest darauf. Sage mir, daß ich keine Schuld trage.“

„Keine als die — so spät gesprochen zu haben,“ hauchte Leonore endlich, sich mühsam erhebend und trostlosen Blickes um sich schauend. „O Mutter! Mutter! dein Haus, dein Name, deine Kinder entehrt!“

Der Ton ihrer Stimme, der Ausdruck ihres todblassen Gesichtes, ihre Geberde waren so herzzerreißend, daß dem Bruder lang entwöhnte Thränen aus den Augen strömten. „Leonore, liebste Schwester, was kann ich für dich thun? Ich bitte dich, sprich zu mir!“

„Still!“ flüsterte sie matt. „Hilf mir auf mein Zimmer und bleib' bei mir. Ich habe noch Einiges zu fragen.“

Zärtlich sorgsam, wie seit vielen Jahren nicht, umfaßte der Bruder sie und brachte sie hinauf. Hier sank sie, kraftverlassen, in das Sopha und strömte ihren Schmerz in heißen Thränen aus. „Verloren,“ schluchzte sie, „Alles verloren! Alles —“

Endlich gelang es ihr, sich zu einer Art von Ruhe zu stimmen, und alsbald begann sie die furchtbare Thatsache auf die Möglichkeit einer Remedur hin ins Auge zu fassen.

„Wer weiß sonst darum?“ fragte sie hastig. „Sind noch Mitschuldige darin verwickelt? Ich muß Alles wissen!“

Ernest nannte einige Namen.

„Und kann die unselige Sache noch gut gemacht werden — ich meine, kann der Schaden ersetzt werden, bevor er entdeckt wird?“

Ernest blickte eine Weile rathlos vor sich her. „Es ist schwer,“ sprach er endlich zaudernd, „aber, wenn kein Opfer gescheut wird, doch wohl möglich! — Vorerst müßte die gute Beziehung zu den Rochulls wiederhergestellt und sodann durch sie auf eine sehr mächtige Person gewirkt werden. Bei den Lieferungen sei ein ‚schweres Versehen‘ vorgefallen; der Schuldige erstatte tief gebeugt den ganzen Verlust zurück und flehe um Gnade. Gleichzeitig müßte der Vater Amt und Würden niederlegen und sich ins Privatleben zurückziehen.“

Leonore athmete tief auf. „So muß es geschehen,“ sprach sie fest, „um jeden Preis! Und keine Minute Zögerns! Nimm den Wagen und fahre zu Edgar, ihn zu beschwichtigen. Sprich ganz offen! Leg' ihm unseren Plan vor und bitte ihn in meinem Namen, Alles mit dir wohl zu überlegen. Ich habe ihn sehr verletzt, aber — hier handelt es sich nicht um mich — die Ehre der Familie steht auf dem Spiel: er muß — muß retten, was — noch zu retten ist. — Die Rochulls müssen es — um ihrer selbst willen!“

„Freilich — um ihrer selbst willen,“ murmelte Ernest. „Du mußt wissen, daß auch der Onkel nicht so ganz reine Hände hat! Dennoch fürchte ich, die Rochulls erklären deinen ganzen Plan für unausführbar, für Jugendphantasterei, rathen dringend ab, verweigern die Mithülfe. Doch will ich deinen Wunsch ohne Säumen erfüllen!“

„Thu' es! Ich kann nicht anders, soll ich das Leben behalten! — — Aber wer soll mit dem Vater sprechen? Muß er nicht vorher in Kenntniß gesetzt werden?“

„Laß mich erst mit Edgar reden. Ich fürchte, die Sache des Vaters läßt sich isolirt gar nicht behandeln. Man muß da erst sondiren. Hab' noch ein wenig Geduld, so schwer es dir werden mag! — Ich bringe dir baldmöglichst Bescheid. Leb' wohl!“

Er ließ Leonore in unbeschreiblicher Aufregung zurück. Sie wußte sich von Albrecht Hartenstein geschieden, von dem Glücke ihres Lebens auf immer getrennt! Dem Manne, der über Ehre so streng dachte, daß er sich der Gemeinschaft schuld-

befleckter Standesgenossen durch Niederlegung des Adels, den seine wackeren Vorfahren seit Jahrhunderten getragen, ohne Bedenken entzogen hatte, durfte eine Verbindung mit ihr, der Tochter eines unwürdigen Adeligen, nicht länger angesonnen werden.

Nimmermehr! — nimmermehr!

Sie preßte ihre beiden Hände an die klopfenden Schläfen und setzte sich an den Schreibtisch. Der Brief aber, den sie nun mit fester Hand niederschrieb, lautete:

„Die Hand, die Sie einst zu eigen begehrten und die ich Ihnen gelobte zu wahren, so lange ihr Besitz Ihnen von Werth sein könne, zieht sich zurück — für immer! Von fremder Schuld befleckt und durch die Bande des Blutes gezwungen, für diese Schuld einzutreten, scheide ich von Ihnen — ach! unter tausend Thränen! — Gott gebe uns Beiden Frieden.

Leonore."

Sie schloß den Brief, adressirte ihn „An den Maler Albrecht Hartenstein in Rom" und übergab ihn den treuen Händen des guten Fräuleins Paltenhuber. Dann sank sie in das Sopha, barg ihr Haupt in die Kissen und lag in dumpfer Schmerzerstarrung da, bis der Abend seine Schatten in das einsame Zimmer warf.

Ein Klopfen an der Thür schreckte sie endlich auf; es war Ernest, der von seiner Sendung zurückkehrte. Seine Miene schien zwischen Bekümmertheit und Befriedigung zu schwanken. Die Rochulls hatten seinen Auftrag noch entschiedener verworfen, als er selbst gemeint. Das sei eitel Donquixoterie, hatte der Vater geäußert. Man dürfte der Familie dergleichen nicht anthun. Es seien zu Viele darin verflochten. Wolle der Präsident die Sache ausgleichen, so werde sich ihm in der nächsten Folgezeit schon Gelegenheit genug dazu bieten. Ueberdies rücke das Heer kräftig vor und der Feind ziehe sich, ohne eine Entscheidung zu wagen, zurück. Ein Mißerfolg, so viel man neuerdings auch davon gefaselt, sei geradezu **undenkbar!**

Man möchte die Sache also bis auf Weiteres ruhen lassen. Wolle und könne man einiges an Capital aufwenden, so möge man gewisse Gläubiger des Präsidenten befriedigen, die ihn in den letzten Wochen ziemlich stark bedrängt. Alles Andere sei ohne Bedeutung.

Edgar ließe sich seiner „ungnädigen Cousine" zu Hulden empfehlen, flehe noch einmal um Vergebung und habe seinerseits längst jedes harte Wort vergessen.

Leonore seufzte schmerzlich. Was konnte sie gegen alle diese Gründe thun? Nichts als schweigen, dulden und sich des Bewußtseins getrösten, daß sie für sich des Vaters Schuld gebüßt, gebüßt mit dem Glück ihres Lebens. — —

In dumpfer Trauer verlebte sie die nächsten Tage, unfähig, ihr Zimmer zu verlassen. Sie konnte den Vater jetzt nicht sehen; es wäre ihr unmöglich gewesen, ihm gegenüber zu schweigen, und doch — wie hätte sie zu ihm sprechen können von dem Entsetzlichen! Den Brief der Tante hatte sie gar nicht abgegeben; was sollte das auch jetzt! — Glück und Hoffnung, Sehnsucht nach Freiheit und Frieden — alles das lag ja hinter ihr! — Sie hatte nur noch den einen Wunsch, zu erleben, daß der Vater — so weit dies überhaupt noch möglich — seine Schuld sühne und gut mache; zu erleben, daß der Name, den auch ihre arme Mutter so lange leidvolle Jahre getragen, wieder makellos sei. Auf alles Uebrige hatte sie verzichtet.

Trauervoll dachte sie dann und wann an die Wirkung, die ihr Brief auf den Geliebten ausgeübt haben möchte; an die Möglichkeit, daß er ihr antworten, vielleicht gar selbst kommen möchte; mit Wehmuth an den Freiherrn, an die Tante, denen sie Nachricht von dem Geschehenen schuldete und doch zu geben unvermögend

war. Aber auch diese Erregung hielt nur kurze Momente an; eine tödtliche Ermattung und Gleichgültigkeit drückte die aufwallende Empfindung immer gleich im Entstehen nieder, breitete wieder das eintönige Grau hoffnungsloser Verzweiflung über ihr Gemüth.

So nahte der gewöhnliche Empfangsabend des Trauneck'schen Hauses, und alle Anzeichen deuteten darauf hin, daß er ungewöhnlich glänzend werden würde. Das Gerücht von des Präsidenten Beförderung hatte sich in den letzten Tagen durch alle Gesellschaftskreise verbreitet: ein zahlreicher Zustrom von Glückwünschenden durfte erwartet werden, um so mehr, als man sich ziemlich laut zuflüsterte, daß an diesem Abend zugleich die Verlobung der Comtesse Leonore mit dem soeben zum Major avancirten jungen Baron v. Rochull feierlich publicirt werden solle. Die Zurüstungen für den Empfang waren auf specielle Anordnung des Präsidenten im glänzendsten Stil getroffen; auch hatte er durch Ernest Leonoren ersuchen lassen, heute Abend im Salon nicht zu fehlen. Er werde ihr Erscheinen als einen besonders wohlgefälligen Ausdruck ihrer kindlichen Gesinnung gegen ihn erkennen.

Seufzend hatte das unglückliche Mädchen die Botschaft vernommen. Matt und bleich, daß sie vor ihrem eigenen Spiegelbilde erschrak, hatte sie sich ankleiden lassen; dann aber war sie wieder von einem furchtbaren Schauder vor der Welt und ihrem Treiben befallen worden und schwach und elend in einen Fauteuil gesunken, unvermögend, sich zum Verlassen ihres stillen Zimmers, zum Betreten der Salons, wo schon eine zahlreiche Gesellschaft versammelt war, aufzuraffen.

In diesem Augenblicke trat die Zofe mit einem Briefe herein, den der Diener des Freiherrn Bialka überbracht habe und im Auftrage seines Herrn dringend sogleich zu lesen bitte. Derselbe solle auf Antwort warten.

Leonore erschrak bis ins Herz hinein. Nachdem sie die Zofe entlassen, riß sie mit zitternder Hand das Billet auf und las:

„Wie konnten Sie mir das anthun, theures unglückliches Kind, mich über so folgenschwere Erlebnisse und Entschlüsse, wie solche mir ein eben erhaltenes, leider um Tage verspätetes Telegramm des Freundes aus Rom andeutet, in Unkunde zu erhalten! Durfte ich nicht mehr Vertrauen beanspruchen! — Halten Sie jetzt wenigstens inne, weitere verhängnißvolle Schritte zu thun, weitere schwere und schwerste Opfer zu bringen! Sie füllen mit ihnen den furchtbaren Abgrund, der vor den Füßen Ihres Vaters aufklafft, nicht mehr aus. Warum muß ich es sein, der Ihnen mittheilt, daß die Katastrophe nahe ist, daß sie noch diesen Abend über Ihr Haus hereinbrechen wird! — Eine kolossale Veruntreuung am Staatsvermögen, wovon man in gewissen Kreisen schon seit mehreren Tagen flüsterte, ist durch einen verhängnißvollen Zufall offenbar geworden, zur Kenntniß der Behörden gekommen. Unter anderen namhaften Beamten scheint auch Ihr Vater schwer compromittirt. Man ist an maßgebender Stelle aufs äußerste erregt hierüber und empfindet das Verbrechen als einen schweren Schlag gegen den guten Ruf unseres Beamtenthums, ja des ganzen Volkes in leidenschaftlicher Bitterkeit. Die sofortige Verhaftung aller Mitschuldigen ist decretirt. Man wird strengste Justiz üben! — Ihr Vater muß ohne einen Augenblick Verzug fliehen; in einer Stunde schon dürfte es zu spät sein! Armes, unglückliches Kind! Sagen Sie meinem Boten, ob ich kommen darf.

B."

Noch saß die Aermste da und starrte schwindelnd in das verhängnißvolle Blatt, als draußen, den Corridor herab, ein

hastiger Schritt erklang und nach flüchtigem Anklopfen der Präsident ins Zimmer trat, — in großer Uniform, die Brust mit funkelnden Orden überdeckt, auf dem Gesicht, in der stattlich selbstbewußten Haltung zürnender Ernst.

„So mußte ich also selbst kommen," begann er schneidenden Tones, „um die widerspenstige Tochter zu holen, wollte ich nicht, daß meine Gäste —"

„Still!" unterbrach ihn Leonore jählings, geisterhafte Blässe auf Stirn und Wangen, und eilte, hinter dem Präsidenten die halboffene Thür zu schließen. „Still, Vater! — Und verliere keinen Augenblick! Hier — diesen Brief — lies — lies schnell — nur diese Stelle hier — diese furchtbare Stelle! — O mein Gott, mein Gott, hast du uns denn ganz verlassen!"

Der Präsident hatte gelesen — mit einem einzigen Blicke Alles — sein und der Seinigen Verderben, — und er taumelte wie von einer Kugel getroffen gegen die Wand zurück.

Leonore blickte ihn einen Moment starr an; im nächsten eilte sie auf den unseligen Mann zu und umschlang ihn in schmerzvoller Innigkeit mit beiden Armen.

„Vater! o Vater!" wimmerte sie in herzzerreißenden Tönen und drückte ihre bleichen Lippen wiederholt auf seine eiskalte Hand. „Nein, o nein, du sollst nicht flüchten, nicht einsam mit grauen Haaren in die Nacht und die unbarmherzige Welt hinaus fliehen! Komm — komm — o komm! Hier sind wir nicht sicher mehr — sie könnten allzu sehr eilen — aber sie bringen doch wohl nicht bis vor mein Bett!"

Sie standen in Leonorens stillem Schlafstübchen; hastig drückte sie hinter sich die Thür ins Schloß, umschlang noch einmal den Vater und mit blutlosen Lippen ihn anlächelnd, flüsterte sie, scheu um sich blickend: „Es giebt einen Ort, der Ruhe und Frieden und Vergessen für uns hegt — einen stillen, trostvollen Ort, wohin die Schande nicht dringt — das Grab! — Sterben, sterben, Vater, es bleibt uns allein übrig! — Aber ich gehe mit dir, Vater, dein Kind verläßt dich nicht auf diesem letzten Wege, und jenseits am Ziel, da harrt unserer schon die Mutter und empfängt uns, von aller Schuld gesühnt und gereinigt, mit liebenden Armen. Vater! Vater, laß sie nicht warten auf uns!"

Sie hatte den kleinen Dolch aus ihrem Kleide gezogen; trüb' schimmerte die entblößte Klinge im matten Licht der Ampel, die über dem kleinen Betschemel schwebte. Thränen entstürzten ihren Augen, da sie noch einmal Albrecht's gedachte; aber sie schüttelte Schmerz und Wehmuth von sich und wandte sich von Neuem zum Vater, der angesichts des Dolches eine Bewegung wie zur Flucht machte. „Vater!" sprach sie gedämpften Tones und ergriff seinen Arm. „Laß Furcht und Schwäche uns nicht übermannen. Hier — lies, was des Künstlers Hand auch für uns auf diese Klinge eingegraben: **L'onor arma la ma du freble** — Die Ehre giebt dem Schwachen die Waffe in die Hand —, die Ehre, Vater — o! nur mit unserem Blute können wir sie wieder erkaufen, und der Preis ist nicht zu hoch!"

Der weltlich gesinnte Mann, so furchtbar, so hoffnungslos sein Ausblick in die Zukunft war, schauderte vor der lebensverachtenden Energie der hochsinnigen Tochter zurück. „Du bist außer dir, mein Kind," stotterte er. „Fasse dich — die Sache liegt durchaus nicht so schlimm — es kann noch Alles gut gemacht werden — wir haben weitreichende Verbindungen, die uns —"

„Still!"

Sie hatte mit einer Hand des Vaters Arm ergriffen, mit der anderen riß sie das Tuch, das bisher ihnen den Anblick

des Arriabildes entzogen hatte, herab, und hastig, mit gedämpfter, furchtbar ausdrucksvoller Stimme sprach sie: „Sieh' dies!"

Der unselige Mann hatte sich gewendet und starrte nun in schrecklicher Ueberraschung sprachlos auf das Bild.

„Sieh' dies!" wiederholte Leonore flüsternd. „Noch wenige Minuten und die Häscher dringen auch in dein Haus, verjagen auch aus deinen Sälen die Gäste, fahnden nach dir, dich in Schimpf und Schande und Verderben wegzuschleppen — willst du ihrer harren?"

„Ich will fliehen," hauchte erdfahlen Antlitzes und mit schlotternden Knieen der Mann.

„Fliehen?" wiederholte Leonore leidenschaftlich. „Aus der Schande flieht man nur in den Tod — das hat mich der Meister dieses Bildes gelehrt, der Geliebte, der Mann, den du, Vater, als unter uns stehend verwarfst. O Vater, auch mir schien einst das Leben schön, da seine Liebe mich beseligte, und ich wäre an seiner Seite die beneidenswertheste, stolzeste Frau gewesen. Aber wie dir kein Glück mehr in der Fremde blüht, so mir keins mehr an der Hand jenes edlen, reinen Mannes. Zwischen uns erhebt sich der düstere Schatten, den deine That auf unseren Lebenspfad geworfen, und trennt uns von Glück und Frieden — für immer!"

„Es kann noch Alles gut werden," wiederholte mit fast lallender Stimme der Präsident, und seine Zähne schlugen wie im Fieberfrost zusammen.

„Nicht auf dieser Welt mehr," hauchte Leonore, vornüber geneigt, den Dolch stoßbereit in der Rechten, einen letzten großen Blick auf die Mittelgruppe des Bildes werfend.

Da klirrte es in der Ferne, fast wie wenn eine Kette über den Fußboden geschleift würde; Thüren wurden heftig geöffnet und geschlossen, starke Schritte erklangen näher und näher auf dem Corridor... Der Präsident lauschte einen Augenblick gesträubten Haares, bebender Lippe.

„Sie kommen!" stöhnte er dann, wirren Blickes sich umschauend, und noch einmal: „Sie kommen!" Ein gellender, unarticulirter Aufschrei voll Verzweiflung, Angst und Schauder — dann riß er die Thür zum Nebengemach auf, ohne noch einen Blick auf sein armes Kind zu werfen, — eine zweite Thür erklang — eilende Schritte — er war fort.

Sprachlos starrte ihm Leonore nach. Ihre Sinne verwirrten sich. Rings um sich vernahm sie Geräusch, Schritte und Stimmen; von allen Seiten schien's zu kommen. „Zu Ende — zu Ende! — Mutter! Mutter! — Zu dir — zu dir!"

Schwindelnden Hirns, mit verdunkelten Augen umklammerte sie fester den Griff des Dolches, und mit furchtbarer Energie stieß sie nach dem jammerbelasteten Herzen — —

„Unglückseliges Kind!" — eine tiefe, angstvolle Stimme schlug an ihr Ohr; wie mit eiserner Klammer packte es ihr Handgelenk — „mußtest du rascher sein als ich!"

In ihrem Ohre rauschte es wie stürzende Wasser, vor ihren Augen wurde es Nacht — bewußtlos brach sie zusammen.

Mit einem stöhnenden Wehlaut umschlang der Freiherr die geliebte Gestalt, trug sie auf seinen Armen in das Wohnzimmer, bettete sie mit der Zärtlichkeit einer Mutter auf dem Divan. „Rufen Sie Dr. Horak — er kam aus den Salons mit den Anderen — ich begegnete ihm auf der Treppe — er kann noch nicht zum Hause hinaus sein — schnell! — Waschbecken und Tücher! — Sehr gut, liebes Fräulein! — hier ist die Wunde — bitte, legen Sie dieselbe frei und drücken Sie diese nasse Compresse fest

darauf, während ich die unselige Waffe suche —"

Eben kehrte er mit dem aufgefundenen Dolch ins Zimmer zurück, als der im Hause befreundete Arzt eintrat.

„Mir ahnte ein Unglück," flüsterte dieser, sich über die Dahingestreckte beugend; „drum zögerte ich noch unten im Vestibüle. Das ist die Waffe? ah! nun, lassen Sie uns sehen!"

Die Untersuchung dauerte einige Minuten, die dem armen Freiherrn eine Ewigkeit dünkten. Der Arzt richtete sich empor.

„Es steht gut," sagte er, den starren fragenden Blick des Freiherrn mit ernstem Lächeln und freundlichem Kopfnicken erwidernd; „das heißt verhältnißmäßig. Jedenfalls kamen Sie im rechten Moment, dem zustoßenden Arm die veränderte Richtung zu geben. Das satanische Ding hätte das innerste Leben getroffen; es ist so scharf und schneidig wie Glas. — Nun hat's nur eine breite, aber, ich hoffe, bei der Jugend und kräftigen Constitution der Comtesse nicht lebensgefährliche Wunde geschnitten."

Er zog ein Fläschchen Salmiakgeist aus der Tasche und hielt es der Ohnmächtigen vor, während Fräulein Paltenhuber ihre Schläfe mit Essig badete; nach wenigen Minuten schlug Leonore die Augen auf. Ihr erster Blick traf den Freiherrn.

„Sie —?" flüsterte sie matt. „Sie kommen zu spät, theurer Freund! — Lassen Sie die sterben, die nicht länger leben will!"

„Still, armes Kind," antwortete Bialka. „Gott nimmt dein Opfer nicht an. Er, Er selbst hat meinen Arm gelenkt im entscheidenden verhängnißvollen Augenblicke! Gelobt sei Er, der deiner Mutter Tochter durch mich retten ließ!"

* * *

Zärtlichste Sorge, liebende, unermattende Pflege umgab die Kranke fortan Tag und Nacht. Die ersten Aerzte waren an ihrem Lager thätig. Die Theilnahme an dem Geschick des großherzigen Mädchens war allseitig und aufrichtig, erstreckte sich bis in die höchsten Regionen hinauf.

Am zweiten Tage nach jenem schrecklichen Abende traf Albrecht Hartenstein in Wien ein; nach vierzehn Tagen bereits konnte den beiden Liebenden ein Wiedersehen gestattet werden, und an demselben Tage empfing Leonore aus Bialka's Munde die Nachricht, daß ihr Vater, nachdem seine Schuld an den Staat völlig getilgt, durch die Gnade des Landesfürsten in eine kleine Stadt verwiesen sei, um dort mit einer freilich sehr untergeordneten Amtsthätigkeit nach seinem Wunsche betraut zu werden. — Ernest war durch Vermittelung eines seiner Freunde und unter Beistand der Tante Alice aus allen Verwickelungen gelöst und in die Lage versetzt worden, unter achtbaren Verhältnissen in fremde Dienste zu treten. Er sendete der Schwester die zärtlichsten Grüße mit der heiligen Versicherung, daß auch für ihn jetzt ein neues Leben beginnen werde.

In aller Stille — nur die dem Brautpaar Nächststehenden waren als Zeugen geladen — fand nach weiteren vier Wochen, die zu völliger Erstarkung von Leonorens jugendlich kräftigem Körper hingereicht hatten, die Trauung des jungen Paares statt. Dann wandten sie der Heimath für immer den Rücken.

Es war des Freiherrn Wunsch gewesen, Leonoren seine schöne alte Burg Crostam, „ihrer Kinder Erbe dereinst", zu zeigen, dem jungen Paare dort ein paar Sommerwochen friedlicher Villegiatur zu bereiten; aber der Plan hatte aufgegeben werden müssen, da die theure Kranke in Rom sehnsüchtig nach der Rückkehr der Lieben verlangte und sich erst

von ihrem Wiedersehen Genesung glaubte versprechen zu dürfen.

„Schade drum," meinte der Freiherr, das Telegramm der Baronin fast ein wenig verdrießlich zusammenfaltend; „ich bin gewiß, es hätte euch auf Crostam gefallen; der Monat Juni ist köstlich in meinen Bergen, — den verliert ihr nun!"

„Und gewinnen die Heimath," flüsterte die junge Frau, selig lächelnd zu ihrem Gatten aufschauend. „Ach, Albrecht — ist es denn möglich, daß wir jetzt wirklich, für das Leben vereint, heimziehen nach dem Lande meiner heißen Sehnsucht, nach Rom, das ich wiederzusehen nicht mehr gehofft, unter dein trautes Dach, mein Geliebter, das nun auch das meine ist! Ich kann es nicht fassen, nicht glauben, wie's im Liede heißt. Mir ist, als umfinge mich ein Zauber; ich schaue in die Welt wie in ein seliges Märchen!"

In schmerzlicher Zärtlichkeit zog Albrecht die zarte Gestalt an sich. „Und ist's denn etwa kein Zauber, unter dem dein Leben seit dem Abschied von Rom gestanden?" flüsterte er und blickte der Theuren tief ins Auge. „Denkst du nicht mehr jener gebenedeiten Stunde im Garten daheim, da du meines Herzens innerste Sehnsucht erkanntest? Denkst nicht mehr des schönen Platzes an der Pansherme? nicht mehr der Zauberfrucht vom geweihten Granatbaum, die ich dich essen ließ, dir die Rückkehr nach Rom, in den Garten, in meine Arme zu sichern? O du liebe Vergeßliche! Und doch war der Zauber gut; doch wirkte die heilige Frucht dir Befreiung aus dem Reiche des Hades; er mußte dich mir lassen!"

„Wohl war's eine gebenedeite Stunde," entgegnete Leonore sinnend; „und wohl war's eine Zauberfrucht. Aber sie wächst nicht am Granatstrauch, auch nicht in Rom noch in Italien; sie reift in einem schöneren Garten, zu laben und zu stärken die arme leidberührte, vielduldende Menschheit; zu laben und zu stärken auch mich Arme! Und diese Zauberfrucht heißt Liebe und Freundschaft! Ihre Freundschaft, theurer Bialka — deine Liebe, mein Albrecht!





Karl Friedrich Lessing.

Von

Robert Dohme.

Als die preußische Regierung bei Cornelius' Abgange von Düsseldorf Wilhelm Schadow an die Spitze der dortigen Akademie berief, fühlten die Cornelianer trotz der zwischen beiden Männern bestehenden Freundschaft es wohl heraus, daß damit eine Wendung in der Geschichte der Düsseldorfer Kunst eingetreten sei. Aber selbst wenn man in Berlin nicht durch diese Ernennung Partei gegen die bisher in Düsseldorf geltenden Kunstanschauungen ergriffen hätte, war es immerhin im natürlichen Verlauf der Dinge geboten, daß die Voraussetzungen der Cornelianischen Kunst über kurz oder lang jenen Gegensatz herausbildeten, der sich jetzt für uns in der Schadow'schen Schule verkörpert. Wie jeder bahnbrechende Genius war auch Cornelius einseitig; er mehr als manch Anderer. Seine Kunst ist vornehmlich die des Geistes und der Phantasie, sein gewaltiges Wollen die Mutter all' seiner Leistungen; durch die Energie dieses seines Wollens reißt er auch die Schüler mit sich fort, seine Persönlichkeit ist es, die die Schule ausschließlich bestimmt. Wie aber Cornelius' Kunst selbst der Ausfluß concentrirter geistiger Auffassung ist, der gegenüber die sorgfältige Pflege der künstlerischen Mittel in den Hintergrund tritt, so wird er stets nur bei denen volles Verständniß finden, die zunächst selbst wieder in der Kunst Vertiefung des Gedankens und der Charakteristik suchen, welchen auch in der Kunst der Gehalt über die Form geht.

Für Cornelius sind die Kunstmittel nichts selbständig Werthvolles, ist die Form nicht um ihrer selbst willen da, sondern allein als das Gewand für das, was er ausdrücken will. Seiner besonderen Begabung aber entsprechend, bewegt sich seine Kunst am sichersten, erscheint er am größten in der Schilderung von dramatisch bewegten Affecten, von Zorn, Gewalt, Leidenschaft, Pathos, oder doch wenigstens den Aeußerungen männlichen Geistes- und Empfindungslebens. Das Reizende, Anmuthige, Sanfte, Elegante, gar das Sentimentale sind ihm verhaßt, weibliche Charaktere mißlingen ihm deshalb am ehesten. Die Farbe ist ihm zwar

ein brauchbares Mittel der Charakteristik, wird aber nie zum Kunstzweck. Der Sinn für coloristische Reize ist ihm fremd. So färbt er im Grunde nur seine Bilder, während alles im engeren Sinne Malerische, die Benutzung von Beleuchtung und Farbe für Stimmung und Haltung der Gemälde wie für scharfe Effecte, ihm zuwider ist. Seine ausschließlich auf das Monumentale gehende Richtung ist ihm die Kunst überhaupt; bekannt ist die Verachtung, welche er für Genre und Landschaft fühlte.

Diese Einseitigkeit aber mußte im weiteren Entwickelungsgange die Antithese erzeugen. Durch sein ausschließliches Betonen des Monumentalen erwuchs zunächst das ihm so ganz entgegengesetzte melodramatische Element in der Kunst zu einer bisher unerhörten Bedeutung, bis endlich, durch die belgischen Coloristen auf den Weg geführt, aus diesen auf einander folgenden Gegensätzen die Synthese, der moderne Realismus, in Düsseldorf einzog.

Die Bedeutung Wilhelm Schadow's liegt mehr als in seinen eigenen Werken in seiner Lehrkraft, in der Schule, die er herausbildete. Unter seinen Schülern aber ist das reichhaltigste Talent — das erkannte man willig in Düsseldorf schon wenige Jahre nach Schadow's dortigem Eintreffen an — Karl Friedrich Lessing. Ohne in irgend einer amtlichen Beziehung zur Akademie zu stehen, ist er doch einer der Führer derselben auf dem Wege der Schadow'schen Richtung. Ja mehr noch, er zuerst findet jenen elegisch sentimentalen Ton, an den Jeder denkt, sobald von der Düsseldorfer Kunst der dreißiger Jahre die Rede ist. Und doch war der Kern von Lessing's Natur echt schlesisch, fest und gesund, ohne Leidenschaftlichkeit und Rührseligkeit. Es ist eben ein Zeichen der Allgewalt, mit der die einzelnen Ideen, sobald „ihre Zeit erfüllt ist", auftreten, daß sie selbst Naturen, die ihrer Anlage nach andere Wege wandeln sollten, sich so gänzlich unterwerfen, daß gelegentlich Führer der Bewegung aus ihnen werden. Die Herrschaft der Idee wirkt in ihrer Zeit fast mit der Macht eines Naturgesetzes. Das Urgesunde von Lessing's Natur aber ermöglichte es ihm allein, später die Wandlung der Anschauung — selbst wieder einer der Chorführer derselben — mit durchzumachen und noch zu einer Zeit, in der die meisten seiner Strebensgenossen den Pinsel längst aus der Hand gelegt hatten oder aber dem jüngeren Geschlecht als zurückgebliebene Reste einer vergangenen Periode erschienen, einer der Besten unter den Modernen, bis zum letzten Augenblick thätig zu sein.

Die romantischen Dichtungen Tieck's und Uhland's traten an ihn in jenen Jahren der Entwickelung heran, in denen das Menschenherz überhaupt zu ahnungsvoller unbestimmter Trauer neigt; was Wunder, daß es sich ihnen voll hingiebt. Ein schmerzliches Erlebniß verstärkt diese Stimmung, aus der heraus nun seine ersten Historienbilder entstehen. So ist die elegische Färbung derselben also selbst empfunden, keine leere Nachempfindung, wie bei vielen der Genossen. Der des Wortes wenig mächtige, es wenig liebende Künstler legt sein Empfinden in der ihm eigenen Sprache nieder; ihn auf der so betretenen Bahn festzuhalten, trug dann freilich der Zeitgeschmack viel bei. Allmälig aber verliert sich dieser krankhafte Zug aus seiner Kunst; hinüber in die späteren Jahre nimmt er nur jene ihm von Anfang an eigene gemüthstiefe und etwas schwermüthige Erfassung der Natur, wie sie als die voraussetzungslose dem erscheint, der sein Leben in der nordischen Tiefebene zugebracht und mit liebevollem Auge ihre Landschaft beobachtet hat. So sehr aber ist sein ganzes Naturanschauen von den Eindrücken der Jugend bedingt, daß er die ernst-melancholische Stimmung der norddeutschen Landschaft auch in die rheinischen Gebirgsschilderungen überträgt und daß er freiwillig auf eine Reise nach Italien verzichtet. Die lachende Anmuth wie der großartige formale Reiz der südlichen Natur widerstreben seinem Wesen.

Aus seinen Landschaften klingt wieder, was in Hunderten unserer Volkslieder ertönt und seinen Widerhall findet in denen der Polen, Russen, Esthen, jene Wehmuth, welche die Tage des Glückes und des Sommers als kurzdauernde Freuden erkennt und das eigentliche Hauskleid der Natur in den trüben, licht- und farbenarmen Winter- und Herbsttagen sieht, mit denen verwandte Stimmungen im

Menschenherzen die Oberhand gewinnen. Doch darf man seine Naturauffassung im großen Ganzen nicht sentimental nennen, wenn schon gelegentlich solche Bilder entstehen: ein ruhiger, schwermüthiger, aber durchaus männlicher Ernst spricht aus derselben; es ist, als ob uns Lessing sagen wollte, das Los alles Irdischen ist die Vergänglichkeit, mach' dir das klar, aber trage es als ein Naturgesetz!

Diese Allgemeingültigkeit seiner besonderen Auffassung ist es, die, verbunden mit seinem technischen Geschick, seinen Landschaftsbildern ihren hohen dauernden Werth verleiht, dem keine Wandlung des Geschmackes etwas anhaben konnte. Seine Jugendarbeiten stehen jetzt gerade in dem für ihre Beurtheilung ungünstigsten Momente, wo sie nicht mehr der Geschmacksrichtung der Gegenwart entsprechen und wir ihnen doch noch nicht objectiv wie den Werken der älteren Schulen gegenüberstehen: sie sind einfach unmodern. Dennoch zahlen wir heute für die besseren derselben nahezu das Zehnfache dessen, was er selbst dafür erhielt.

* *
*

Lessing wurde im Jahre 1808 am 15. Februar — dem Todestage seines Großoheims Gotthold Ephraim — zu Breslau geboren, von wo der Vater schon im August desselben Jahres als Justizrath nach Polnisch-Wartenberg übersiedelte. „Die kleine Stadt liegt," so schildert sie Friedrich v. Uechtritz nach Lessing's eigenen Angaben, „in einer ebenen sandigen Gegend. Große sumpfige Waldungen von Nadelholz mit riesigen Fichten und Tannen und uralten Eichen dazwischen ziehen sich bis nahe an das Städtchen heran." Unwillkürlich ruft man sich bei dieser Schilderung eines der herrlichsten Bilder Lessing's in das Gedächtniß, jene kleine Landschaft, welche die Nationalgalerie unter Nr. 205 besitzt. Ueber sumpfig flache, mit Buschwerk und Kiefern bestandene Wiesenlandschaft blickt man hinaus auf eine fern am Horizont sichtbare Stadt. Klarer, aber licht- und farbloser Abendhimmel breitet sich darüber. Nichts Fremdes, nichts Subjectives ist in diese Naturschilderung gelegt, aber vollstes Leben trägt sie in sich selbst. Man fühlt die ruhige, noch immer schwüle, etwas feuchte Abendluft nach einem heißen Tage; man empfindet jene feierliche Stille, in welche die Natur sich im Augenblick des Sonnenunterganges hüllt und die in der Wirklichkeit nur gelegentlich unterbrochen wird durch den schrillen Laut eines verspätet dem Walde zueilenden Vogels. Wer je in seiner Jugend Tagen solch' flache Wassergegenden durchstreift und das Zu-Rüste-gehen der Natur in ihnen beobachtet hat, der wird den hohen poetischen Reiz, die charakteristische Wahrheit dieses Werkes nachempfinden, in welchem der Maler die Erinnerungen seiner Kindheit in einer Zeit geschildert hat (1841), in der er selbst schon seit Jahrzehnten der Heimath entrückt war.

Die ersten und wohl nachhaltigen Eindrücke der Kunst gewann er schon in Wartenberg, im Hause des dortigen Grundherrn, des Prinzen Biron, dessen eine Tochter selbst malte. Die Erziehung des Elternhauses war wahrhaft spartanisch. Täglich wurde um vier Uhr aufgestanden, selbst im strengsten Winter spielten die Knaben ohne Ueberkleider im Freien oder saßen im einfachen Jäckchen auf dem offenen Schlitten, wenn sie den Vater nach dem acht Meilen entfernten Breslau begleiten durften. Mit zwölf Jahren wurde Karl Friedrich in Begleitung eines Bruders ganz dorthin an das dortige Gymnasium übersiedelt. Hier fand unter Anleitung eines verständigen Oheims die schon aus den Kinderjahren herstammende Lust am Sammeln von allerlei Naturobjecten fördernde Pflege; nur gering aber waren die Erfolge, welche der Schulunterricht aufzuweisen hatte. Schon in Wartenberg war des Sohnes Unempfänglichkeit für alles Lernen des Vaters Verzweiflung gewesen; als daher die künstlerische Begabung immer mehr hervortrat, brachte der Vater beide Söhne im Jahre 1822 nach Berlin, wo Karl Friedrich auf Schinkel's Rath das Baufach studiren sollte. Vergeblich bat er, Maler werden zu dürfen; der vermögenslose Vater wollte den Sohn in einem Beruf wissen, der genügende Sicherheit für späteren Broterwerb darbot. Es folgte so eine schwere Leidenszeit, erschwert noch durch allerlei Mißverständnisse mit der Großmutter, welche an dem Treiben der muthwilligen, ihrem

Schutze anvertrauten Knaben oft schwer trug und die den Eifer nicht verstand, mit dem Karl Friedrich Tage lang im Freien umherschweifte, um nach der Natur zu zeichnen, die Mahlzeiten darüber versäumend, oder in seinem Zimmer zu Studienzwecken allerlei anatomische Präparate aufhäufte, welche die alte Dame mit Entsetzen erfüllten. Vergeblich bemühte sich der Sohn immer von Neuem, vom Vater die Erlaubniß zu erlangen, das Baufach mit der Malerei vertauschen zu dürfen; endlich siegte der innere Drang: in einem kurzen Briefe theilte er nach Hause mit, daß er jetzt Maler sei. Ein Vierteljahr lang erfolgte keine Antwort, dann aber kam der Vater, auf den unterdessen die Professoren Dähling und Kollmann vermittelnd gewirkt hatten, nach Berlin, versöhnt mit dem Entschlusse des Sohnes, dessen Talent gerade damals seine ersten Proben abzulegen im Begriff stand.

Die Berliner Kunstausstellung des Jahres 1826 brachte das Erstlingsbild des achtzehnjährigen Künstlers: ein verfallener Kirchhof mit den Ruinen einer kleinen Kirche. Den Himmel verhüllen schwere schwarze Wolkenmassen, aus denen ein einzelner matter Sonnenstreif bricht, um mit fahlem Licht einen dunklen Leichenstein des Vordergrundes zu erhellen. Die Zeitgenossen fanden in diesem Aufsehen erregenden Werke einen Ausdruck energischer Tüchtigkeit und gehaltener männlicher Trauer, die Viele auf einen in der Mitte des Lebens stehenden Maler schließen ließ; der Verein der Kunstfreunde in Preußen kaufte das Werk zu seiner Verlosung an, indem er dem Künstler das Doppelte des von ihm geforderten Honorars bewilligte. Das Wichtigste aber war, daß Schadow, der im Begriff stand, nach Düsseldorf zur Uebernahme des dortigen Directorates zu gehen, auf den jungen Künstler aufmerksam wurde und, das erblühende Talent erkennend, ihn einlud, als sein Schüler mit in das Rheinland zu ziehen.

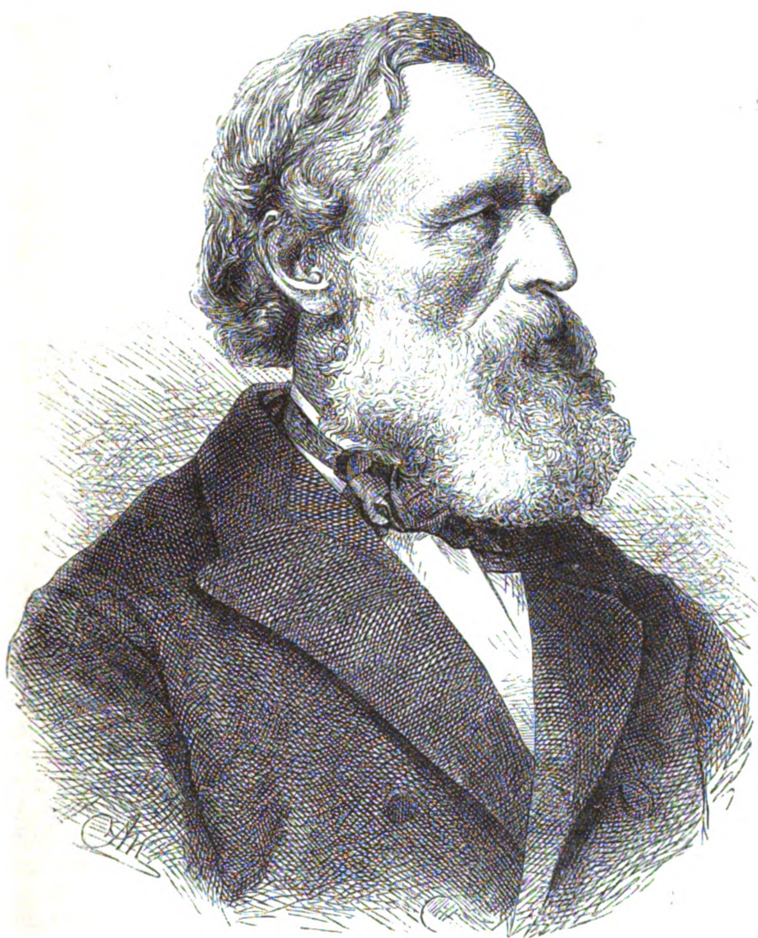
Mit welcher Erwartung die Düsseldorfer Künstler dem Kommen ihres neuen Oberhauptes entgegensahen und welchen Eindruck er sowie die von Berlin her ihn begleitenden Schüler Hübner, Sohn, Hildebrand, Lessing auf die dortigen Akademiker machten, das hat uns J. W. Schirmer in seinen in der „Deutschen Rundschau“ (1877) veröffentlichten autobiographischen Notizen in lebendiger Weise geschildert.

Für Lessing begannen zunächst Zeiten schweren inneren Kampfes. Weniger wohl der schnelle Erfolg als vielmehr der innere Zwiespalt, in welchen ihn der von Schadow gegebene Hinweis auf die Historienmalerei versetzte, raubten ihm die zu jedem erfolgreichen Schaffen nöthige Stetigkeit. Der Drang nach immer neuen Ideen und Compositionen trieb ihn umher, und nur Schadow's energisches Mahnen führte ihn endlich über seine Zweifel hinaus. Von diesem Kampfe zeugte denn auch die nächste Berliner Kunstausstellung (1828). Der Carton „Abschied des jungen Tobias von seinem Vater“ ist eins jener von Lessing damals begonnenen, aber unfertig gelassenen Werke, seine erste größere historische Composition.

Ein Menschenalter hindurch ist er von nun an vorwiegend als Historienmaler thätig; als solcher hat er die geistige Führerschaft der Düsseldorfer Akademie gehabt, wie auch die Zeitgenossen einstimmig darin sind, seine Größe vorwiegend auf diesem Gebiet zu suchen. Ueberblicken wir aber heute das Gesammtbild seiner reichen künstlerischen Thätigkeit, so erscheint der bestimmende Einfluß Schadow's uns nicht mehr so unbedingt als ein Gewinn für den Künstler. Wenn daher der alternde Meister sich wieder ganz der Landschaftsmalerei zuwandte, so mochte es aus der richtigen Erkenntniß geschehen, daß die feste Grundlage seiner Bedeutung, das eigentliche Feld seiner Begabung die Schilderung der landschaftlichen Natur war. Zu dieser kehrte er denn auch Zeit seines Lebens gleichsam zur Erholung nach den Anstrengungen des Schaffens großer Historienstücke zwischendurch immer wieder zurück.

Während der Carton zum Tobias den Berlinern eine neue Seite des Lessing'schen Talentes vor Augen führte, arbeitete er bereits am Entwurf für die „Schlacht bei Iconium“, die er in Helldorf, dem Schlosse des Grafen Spee, im nächsten Jahre ausführte — das einzige Fresco, was er gemalt. Mehr aber als sein Historienentwurf sprach in Berlin eine große Land-

schaft an: eine auf steilem Fels aus einem Waldsee aufragende Ritterburg, die der Generalconsul Wagener erwarb (Katalog der Nationalgalerie Nr. 202). Die Berichte der Zeit sind voll von Bewunderung für die Großartigkeit des Gedankens wie für den liebevollen Fleiß der Ausführung in diesem Werke. Der heutige Betrachter wird zuerst das liebevolle Vertiefen in das Thema rühmen; und noch heut' wie vor fünfzig Jahren berührt die eigenartige Verbindung feinen Naturgefühles mit romantischer Stimmung sympathisch. Alle technischen und geistigen Eigenthümlichkeiten Lessing's liegen hier bereits vor uns: scharfe Beobachtung des Charakteristischen der Natur, sowohl der Einzelerscheinung als der gesammten Stimmung, die auch hier in dem matten Licht, der leicht gelben Tönung der Vegetation, dem Ernst der ganzen Scenerie etwas Melancholisches und doch zugleich Großartiges an sich trägt. Der phantastische, ohne archäologische Kenntniß gezeichnete Burgbau und das Theatercostüm des sich ihr in einem Nachen nähernden Ritters zeugen von einer weit hinter uns liegenden Zeit, aber der hohe männliche Ernst der Naturauffassung hat auch in dem halben Jahrhundert, welches seit Entstehung des Bildes verflossen, nichts von seinem Zauber eingebüßt. Der bräunliche warme Ton des Ganzen ist charakteristisch für die Arbeiten der ersten



Karl Friedrich Lessing.

Zeit, später geht derselbe allmälig in ein lichteres Graubraun über, wie z. B. die „Hussitenpredigt“ es zeigt, bis endlich der Einfluß Gallait's und de Biefve's die Localtöne reiner zum Ausdruck kommen läßt. Die Malweise des Bildes zeigt die Periode des Ringens, der technischen Versuche, in der sich die damalige Düsseldorfer Schule befand: auf die Skizzirung des Entwurfes in Kohle folgt eine höchst sorgfältige Zeichnung in Blei, so daß alle Contouren scharf umrissen dastehen; die Farben sind dann zumeist in flüssiger Primamalerei aufgetragen, spätere Retouchen nicht viel angewandt.

Die folgende Berliner Ausstellung vom Jahre 1830 machte den Zweiundzwanzigjährigen zum Mittelpunkt des Interesses. Hier war es, wo er zuerst in einem großen Bilde Zeugniß ablegte von der Wandlung, welche die Düsseldorfer Schule unter Schadow genommen, von dem siegreichen Einfluß jener in directem Gegensatz zu Cornelius' Streben erzeugten sentimental-romantischen Strömung. Der Titel des epochemachenden Gemäldes, „Das trauernde Königspaar“, ist noch heut' ein bekannter Klang im Ohr jeden Lesers, wennschon das in Besitz des russischen Hofes gelangte Original jetzt in Deutschland unbekannt ist. Es lebt nach in einer Zeichnung und einer Oelskizze von des Künstlers Hand, in einer Lithographie von Jentzen und einem Stiche von Lüderitz, von zahlreichen werthloseren Nachbildungen abgesehen. — Wahrscheinlich würde das in lebensgroßen Figuren gehaltene Bild, träte es wieder an die Oeffentlichkeit, uns heute recht kalt lassen; seine kunstgeschichtliche Bedeutung aber dürfte deshalb nicht unterschätzt werden; einmal als Wegbahner jener Weltschmerzmalerei der ersten Hälfte der dreißiger Jahre, deren Ausschreitungen in Schrödter's „Betrübten Lohgerbern“ so gerechte Verspottung fanden, und zweitens, weil es typisch für die Richtung der Lessing'schen Historienmalerei ist. Nicht so sehr die einzelne Thatsache als die Idee der darzustellenden Handlung interessirt ihn; statt des Dramatischen das Zuständliche. Wie sich das Grundthema in jeder einzelnen der dargestellten Personen auslebt, also sind es die psychologischen Momente, worauf es ihm ankommt. So auch hier: am Sarge des einzigen Kindes trauert das Elternpaar; der königliche Schmuck desselben bildet einen gewollten Gegensatz zu seiner Ohnmacht dem Schicksal gegenüber. Entsprechend der Art des Geschlechtes spiegelt sich der Schmerz beim Könige gehaltener, leidenschaftlicher bei der Mutter wieder.

Man hat das Bild für eine malerische Umdichtung von Uhland's Ballade „Das Schloß am Meer“ ansehen wollen:

> Wohl sah ich die Eltern beide
> Ohne der Kronen Licht;
> Im dunklen Trauerkleide,
> Die Jungfrau sah ich nicht.

Lessing selbst aber verwahrte sich ausdrücklich dagegen; er bezeichnete dies und ähnliche Werke der damaligen Zeit als den Ausfluß wehmüthiger Stimmung über den plötzlichen Tod eines in der Künstlercolonie allgemein verehrten jungen Mädchens.

Wer damals etwa in Düsseldorf den gefeierten Mann aufsuchte, den Schadow während einer in Begleitung von Hildebrand, Sohn und Bendemann unternommenen italienischen Reise mit der künstlerischen Oberaufsicht der Akademie betraut hatte, der mochte mit Uechtritz staunen, einen Jüngling mit langem, knabenhaft gelocktem Haar und offenem Hemdkragen kennen zu lernen; — freilich eine große kräftige Erscheinung im Vollbesitze der Gesundheit. Reiten und Jagen war seine Erholung; Abends fand man ihn nach beendetem Tagewerk meist am Zeichentisch über einer jener zahlreichen Compositionen, die allmälig seine Mappen füllten und die — noch heut' im Besitz der Familie — erst jetzt durch ihre Ausstellung in der Nationalgalerie weiteren Kreisen bekannt werden. Des Morgens aber durchstreifte er, wenn die Zeit es erlaubte, gern mit der Flinte auf dem Rücken die Felder; Sonntags Vormittag war er fast regelmäßig auf dem Scheibenstand zu finden. Auch wurden die Erinnerungen an seine militärische Dienstzeit sorgfältig im Atelier aufbewahrt. Männlich, kernig und trotz eines gewissen eckigen Wesens voll geistiger Tüchtigkeit, war seine Natur so durchaus, daß er selbst gelegentlich im Scherze äußerte: Frauen, Hunde und Kinder gelängen ihm am wenigsten. Daß aber in dieser

energisch-männlichen Natur doch ein tiefes Gemüths- und Empfindungsleben schlummerte, freilich im persönlichen Verkehr möglichst verdeckt, das zeigt zunächst seine besondere Art der Landschaftsauffassung: er zuerst zeigt uns in der Kunst die Rückbeziehung der Natur auf das Individuum. Bei aller Treue und Echtheit der Darstellung weiß er seinen Landschaften ein psychologisches Gepräge zu geben und wird so der Vater der modernen Landschaftsmalerei, soweit sie über die bloße Vedute hinausgeht.

Jede neue Ausstellung brachte nun neue Triumphe, und zwar waren es zunächst immer noch Stoffe romantischer Natur, die er in Historien-, wie Landschaftsbildern behandelte. Damals entstanden: der Klosterkirchhof im Schnee, die zwei Exemplare der Leonore, die Serie der Räuberbilder, in denen er, angeregt durch Schilderungen des rheinischen Brigantenthums vom Ende des vorigen Jahrhunderts, theils das wilde Treiben der Banden selbst schildert, theils nur den einzelnen Unthäter, leidend unter der Last des Fluches, der auf ihm ruht, vorführt, wie in dem „Räuber und sein Kind", ein Bild, welches er gleichfalls zweimal wiederholen mußte.

Das Jahr 1832 bezeichnet dann nach zweifacher Richtung hin eine Epoche in seinem Entwickelungsgange.

Eine Studienreise nach der Eifel erfüllte ihn mit Bewunderung vor der großartigen Natur dieser vulcanischen Gegend; die Stille der kleinen mittelalterlichen Städte, in denen die moderne Cultur sich erst wenig regte, schien ihm ein der Natur conformeres Menschenthum zu umschließen. Hier ging ihm das Verständniß für die Natur an sich erst voll auf. Der lyrisch-romantische Apparat mit seinen Räubern, Mönchen und Nonnen, seinen Gräbern und Leichensteinen verschwindet nunmehr allmälig aus seinen Landschaften; seine Naturanschauung selbst aber bleibt die gleiche. Ein treffliches Specimen dieser Periode ist die „Eifellandschaft" in der Nationalgalerie (Kat. Nr. 203). Der Fortschritt ist unverkennbar: die psychologische Vertiefung ist in die einfache Schilderung der Natur selbst verlegt, während sie bisher durch die Staffage oder stark betonte Stimmung deutlich gemacht wurde.

Wenige Monate nach der Rückkehr von dieser Studienfahrt wurde er dann während einer leichten Unpäßlichkeit durch Uechtritz mit der Geschichte der Hussitenbewegung bekannt gemacht. Der Stoff ergriff ihn mächtiger als irgend einer vorher. Mit Eifer ging er ihm nach und schöpfte im Lauf der Jahre aus ihm den Vorwurf für drei seiner großen Historienstücke. Gerade diese Hussitenbilder waren es, die das geräuschvollste Aufsehen machten, weit über die Grenzen Deutschlands den Ruhm seines Namens tragend und für eine Zeit lang wenigstens den bescheideneren, aber noch berechtigteren Ruf seiner Landschaften überstrahlend.

Schon im Laufe jenes Winters entstand der Entwurf zur „Hussitenpredigt", deren Farbenskizze 1834 in Düsseldorf zur Ausstellung kam; im Herbst 1836 war das Bild selbst vollendet und wurde in Frankfurt a. M. und Berlin, im Jahre 1837 in Paris und auf dem Rückwege von dorther in München, Hannover, Weimar und Leipzig ausgestellt. 1839 war die Farbenskizze zum „Huß vor dem Concil", 1842 das Bild selbst fertig. Graf Raczynski hatte es bestellt, trat aber zurück, als er hörte, daß das Staedel'sche Institut es erwerben wolle. Im Juli 1850 ist dann das letzte und größte Werk dieses Cyklus vollendet, „Huß vor dem Scheiterhaufen". Der Amerikaner Böcker erwarb es für 10000 Thaler vom Künstler, um es sogleich über den Ocean zu führen. Erst später gelangte es nach Deutschland zurück, um nach mannigfachen Wanderfahrten in der Berliner Nationalgalerie ein sicheres Unterkommen zu finden. — Auch die übrigen Historienbilder Lessing's bewegen sich auf verwandtem Stoffgebiete. Es ist der Streit zwischen Staat und Kirche oder die Kirchenspaltung selbst, die er vorzugsweise behandelt, mit seiner Theilnahme eintretend für den protestantischen und deutschen Gedanken: so sein „Ezzelin im Gefängniß" (Staedel'sches Institut) vom Jahre 1838; seine „Gefangennahme des Papstes Paschalis durch Heinrich V.", im Besitz des deutschen Kaisers (1857; der erste Entwurf vom Jahre 1840 im Privatbesitz); der gebannte „Heinrich V.

vor dem Kloster Prüfening" (Sammlung des Königs Georg in Hannover). In den fünfziger Jahren entstanden dann die drei Lutherbilder, die „Verbrennung der päpstlichen Bulle", die „Anheftung der Thesen" und „Luther und Eck".

Schon die zeitgenössischen Beurtheiler fühlten heraus, daß in Lessing's Historienbildern der eigentlich dramatische Zug zurücktrete gegen ein mehr lyrisches Erfassen des Gegenstandes, und sie haben diese Gemälde nicht mit Unrecht Situationsbilder genannt. Es kommt ihm, wie oben schon hervorgehoben, vor Allem auf die Schilderung des Gemüthslebens an, nicht sowohl die Thatsache selbst als der Eindruck, den sie auf die Theilnehmer hervorgebracht, nimmt das Hauptinteresse seiner Darstellung in Anspruch. Das raubt seinen Bildern in etwas die frische Unmittelbarkeit, die Concentration und Zuspitzung der Handlung auf den dargestellten Moment. Die einzelnen Personen nehmen für sich ein gesondertes Interesse in Anspruch, sie sind weniger Individuen als Typen. So finden wir in der „Hussitenpredigt", die noch einen leisen Anflug romantischen Weltschmerzes trägt, den edlen Jüngling, den finsteren Fanatiker, den rohen Mordgesellen, den gläubig beschränkten Alten u. s. f., Resultate sorgfältiger Reflexion, aber nicht unmittelbaren Hineinversetzens in das Thema; nirgends aber eine Gestalt, die leibhaftig dem Heere Ziska's angehören könnte. Im „Huß vor dem Concil" und ebenso in den Lutherbildern haben wir es mit der Schilderung der mannigfachen Tendenzen zu thun, die sich in jenen bewegten Zeiten kreuzen; zur Handlung selbst aber gehören alle dargestellten Figuren nicht immer. Auf dem Concilbilde könnte man ganz gut eine Anzahl der Beisitzer fortschneiden, ohne die Composition zu schädigen.

Ist Lessing's vorwiegend lyrische Begabung überhaupt der eigentlichen Historienmalerei nicht sonderlich günstig, so ist es nur natürlich, daß die Grenzen seiner Kraft da am deutlichsten hervortreten, wo er gelegentlich lebhaft zugespitzte Scenen giebt, wie in der Verhaftung Papst Paschalis' II Innerhalb dieser Beschränkungen aber muß man auch heute noch den Historienbildern Kraft in der Bewältigung des Gewollten, Sorgfalt der Composition, die sich stets rhythmisch aufbaut, Sicherheit der Zeichnung und vor Allem liebevolle Charakteristik der Einzelgestalt nachrühmen.

Der bräunlich graue Localton giebt der „Hussitenpredigt" etwas Trockenes und Mattes im Vortrag. Mit Recht hoben französische Kritiker dies bei aller Bewunderung hervor und mahnten deshalb, „über der Idee nicht die Farbe zu vergessen". Das Streben nach mehr schönfärbender Palette zeigt dann schon der „Ezzelino", allerdings nicht gerade in glücklicher Weise; wenn daher Lessing im „Huß vor dem Concil" wieder mehr in die frühere Farbengebung zurückfällt, so mochte dies aus der Erkenntniß hervorgehen, daß der coloristische Versuch nicht geglückt. Da trat die Wandlung des Geschmackes ein, welche von dem Siegeszug der belgischen Historienbilder von Gallait und de Biefve (1842 und 1843) an zu datiren ist. Sie boten die völlige Loslösung von der idealen und reflectirenden Weise der älteren Schulen und statt dessen eine unmittelbar ins Leben greifende Auffassung, ein blühendes Colorit und, bei Gallait wenigstens, eine Vollendung des malerischen Vortrages, wie sie das Jahrhundert noch nicht kannte. Die Wirkung dieser Werke ist unverkennbar im „Huß vor dem Scheiterhaufen" wie überhaupt in den späteren Historienbildern Lessing's. Das Streben nach schlichter Naturwahrheit tritt in ihnen deutlich hervor, und das Colorit, wenn schon etwas schwer, ist doch frei von der Eintönigkeit der älteren Zeit und der Buntheit des „Ezzelin"; die Loslösung des Kopfes der Hauptperson im „Huß vor dem Scheiterhaufen" vom hellen Hintergrund war sogar ein technisches Wagniß für die damalige deutsche Kunst. Wenn trotzdem der moderne Betrachter nicht mehr ganz warm wird vor dem Bilde, so liegt dies nicht so sehr in dem zu großen Maßstab als in dem Umstande, daß bei allem Streben nach realistischer Treue den Gestalten wieder die überzeugende Kraft fehlt. Keine der dargestellten Personen macht es uns zwingend klar, daß sie bei dem Ereigniß des Jahres 1415 wirklich an dieser Stelle und dieser Bethätigung gewesen; wir gewinnen nur den Eindruck, daß der Künstler sie mit

bestimmtem Zweck an ihren Platz gestellt. Man vergleiche auf diese Beobachtung hin Lessing's geschichtliche Darstellungen mit denen des großen Historienmalers der Düsseldorfer Schule, mit Rethel's Werken, um das ganze Gewicht des Unterschiedes herauszufühlen.

Coloristisch begegnen wir Lessing in jener Zeit bei einer Reihe von Versuchen, die deutlich auf den Einfluß der Belgier zurückweisen; auch er zahlt gelegentlich seinen Tribut an jene mehr auf Aeußerlichkeiten, Costümliches und Schönfärberisches gerichteten Bestrebungen der fünfziger Jahre; so in der „Verhaftung des Papstes Paschalis“ oder in den „Schützen im Engpaß“ der Nationalgalerie, ein Bild, in dem man bei aller Anerkennung für die Zeichnung und Durchführung doch das besondere Wesen der Lessing'schen Kunst vergeblich sucht.

Aber es ist das nur ein gelegentliches Abschweifen, seine ernste, gemüthstiefe Naturauffassung behält den Sieg.

Aus dem engen Zusammenleben mit der Natur holte er sich denn auch die sich stets gleich bleibende frische Schaffenskraft. Alljährlich fast führten ihn in den Düsseldorfer Jahren längere oder kürzere Studienreisen hinaus in die Berge des Rheinlandes oder des Harzes, gelegentlich in die Ebene. Wissenschaftliche Studien — die Eifel bereiste er mit Nöggerath's geologischer Schilderung der rheinischen Gebirge — schärften dabei den Blick des Künstlers für das Wesentliche und Charakteristische der Formation. Stets aber blieb er in der Heimath. Wie die landschaftliche Natur bestimmend auf den ganzen Volkscharakter wirkt, so fand auch er in den heimathlichen Gefilden den seiner Seele sympathischen Naturcharakter; das Ausland reizte ihn nicht, weder Italien noch Norwegen wollte er sehen. — Auf solchen Studienreisen füllten sich seine Mappen mit den Zeichnungen, nach denen er später seine Bilder componirte: Genauigkeit der Beobachtung und glänzende Sicherheit der Ausführung paaren sich in ihnen mit liebevollster Hingabe an den Gegenstand und Tiefe der geistigen Charakteristik.

Eine Fülle von Arbeiten landschaftlichen Charakters ist aus Lessing's Werkstatt hervorgegangen, auch noch während der Karlsruher Zeit, sie sind in alle Welt weit über die Grenzen Deutschlands, namentlich in Amerika zerstreut; über viele wird die Kunstgeschichte nur in den vom Künstler sorgfältig geführten Verzeichnissen seiner Arbeiten Nachrichten erhalten, alle aber tragen sie denselben Stempel der Familienbeziehung zwischen Mensch und Natur. Daß wir ihn selbst in diesen Werken finden, daß sich durch das Gemälde ein Band knüpft zwischen der Seele des Beschauers und der des Künstlers, das ist es, was den besonderen Reiz dieser Werke ausmacht, der ihnen allen, den frühen wie den letzten, gleichmäßig innewohnt. Denn das ist zu aller reichen Begabung der seltene Vorzug Lessing's gewesen: durch eine Künstlerlaufbahn von vierundfünfzig Jahren ist er bei vollstem Mitleben mit seiner Zeit stets sich selbst treu gewesen, zeigt er das Bild einer ruhig fortlaufenden, durchaus harmonischen Entwickelung auf Grund seines besonderen Verhältnisses zur Natur. Dieselbe Grundstimmung des Geistes spricht aus den früheren wie den späteren Bildern, wennschon die Technik natürlich starke Unterschiede zeigt; aber was die Arbeiten der letzten Periode etwa an zeichnerischer Sicherheit und Kraft der Pinselführung durch die schwächer werdende Hand verlieren, das gewinnen sie wieder an Tiefe und Sättigung der Farbe wie an Breite des Vortrages. Hatte das Streben nach correcter Zeichnung den früheren Bildern oft etwas Trockenes in Färbung und Haltung gegeben, so zeichnen sich die späteren Arbeiten gerade durch die Saftigkeit der Behandlung aus, wie auch die elegische Stimmung der älteren Bilder in späterer Zeit mehr und mehr in einen tiefen ruhigen Ernst übergeht: das lebhafte Mitempfinden des Jünglings, das wenn auch noch so theilnahmsvolle, doch ruhigere Beobachten des Alters!

* *
*

Ich habe im Obigen, ohne auf Einzelnes näher einzugehen, versucht, einen Ueberblick über die Eigenart und allmälige Entwickelung des Lessing'schen Kunstcharakters zu geben. Es erübrigt, die wenigen Daten seines in steter Arbeit ruhig dahin-

fließenden Lebens nachzuholen. Lessing, der in Düsseldorf wie in Karlsruhe von so mächtigem Einfluß auf seine Kunstgenossen gewesen, hat — wie oben erwähnt — nie eine amtliche Stellung an einer Lehranstalt bekleidet. Unterhandlungen des Sommers 1846, um ihn als Professor der Geschichts- und Landschaftsmalerei an das Staedel'sche Institut zu ziehen, zerschlugen sich wieder. Zwölf Jahre später folgte er einem Rufe des Großherzogs von Baden als Director der Kunsthalle von Karlsruhe. Lessing's Interesse für ältere Kunst ist nie besonders rege gewesen; mit der berechtigten Einseitigkeit des schaffenden Künstlers ging er seine eigenen Wege, die Kraft zu seinen Schöpfungen in sich selbst und in den Werken der großen Lehrmeisterin aller Kunst, der Natur, findend. Aus dieser seiner Gesinnung machte er auch jetzt kein Hehl. Aber die Bedeutung des Mannes erkennend, bot der Fürst, der ihn seinem Lande gewinnen wollte, ihm ein Ehrenamt an, ohne ihm berufliche Pflichten aufzuerlegen, lieber zeitweise ein geringeres Interesse außer Acht lassend, wo es galt, Größeres zu erreichen. Und der Lohn blieb nicht aus; er zeigte sich in dem Einfluß des Meisters auf die Karlsruher Schule.

Was der Künstler seinem neuen Vaterlande geworden, wie hoch man ihn dort mit Recht geschätzt, wie lieb man den Menschen gewonnen, das fand seinen lauten Ausdruck in dem großen Fest, mit welchem die Künstlerschaft und die ganze Bevölkerung von Karlsruhe vor zwei Jahren seinen siebzigsten Geburtstag feierte. — Waren es die ungewohnten Anstrengungen und gemüthlichen Bewegungen dieses Festes, war es das beginnende Greisenalter im Allgemeinen, seit jener Zeit begann er zu kränkeln. Aber reichte auch die körperliche Kraft nicht mehr so weit wie früher, mußte er die täglichen Spaziergänge allmälig verkürzen, unermüdlich blieb er thätig. Da raubte ihm der Tod im Februar dieses Jahres die Gefährtin seines Lebens und mit ihr die eigene Lebenskraft. Von diesem Schlage erholte er sich nicht wieder; am Morgen des vierten Juni fand man ihn bewußtlos in seinem Bette liegen; — mild erlösend, ohne Schmerz und Gewalt, hatte des Todes Hand ihn getroffen; am Morgen des folgenden Tages war der große Künstler verschieden.





Hochgebirgsstudien.



Von

Friedrich Ratzel.

Tropische Hochgebirge und Vulcane. Gebirge und Meer.

Ist es erlaubt, zu zweifeln, daß die Hochgebirge der Tropen an Großartigkeit, Reichthum und Schönheit alle anderen übertreffen? Der Himalaya, der seine Gipfel zu 8800 m, die Anden, die die ihrigen zu 7600 m emportragen, überragen an Höhe allein unsere Alpen fast um das Doppelte. Müssen nicht dem entsprechend ihre Erhebungen doppelt großartig und ihre Thäler doppelt schauerlich sein? Welche Schneefelder mögen ihre Flanken bekleiden und welche Riesengletscher mögen diesen entströmen! Und dann der Reichthum ihrer Natur, dem die Schneegrenze erst bei Montblanchöhe Schranken setzt, die Abstufungen ihres Pflanzenkleides von den Palmen bis zu den Moosen, das bunte, formenreiche Thierleben! Wenn A. v. Humboldt bekennt, daß Alles, was er auch Romantisches oder Großartiges „an den Ufern der Saverne, im südlichen Deutschland, in den euganeischen Bergen, in der Centralkette Europa's und an den steilen Abhängen des Pik von Teneriffa gesehen habe, sich vereinigt finde in den Cordilleren der neuen Welt“ (Einleitung zu den „Vues des Cordillères“), so scheint uns das noch viel zu wenig gesagt, denn den Hochgebirgen der Tropen muß außer dem, was sie mit anderen Gebirgen theilen, ein großer Theil eigen sein, der nur allein ihnen gehört. Und es ist so. Sie haben, wenn wir zunächst ihre Hauptvertreter, Himalaya und Anden, ins Auge fassen, vor Allem die größere Höhe und Längenausdehnung voraus, und dadurch nimmt auch vieles Andere an ihnen größeren Maßstab an. Sie erhalten mit den höheren Gipfeln auch zugleich tiefere Einschnitte in Pässen und Thälern, es erheben sich die Grundlagen, auf denen sie ruhen, zu den mächtigsten Hochebenen, und es wachsen die Ströme, denen sie Ursprung geben, zu einer Größe, welche die größten Flüsse Europa's noch hinter sich läßt. Sie sind zwar nicht reich an Seen, aber einige, die sie umschließen, sind Süßwassermeere im Vergleich zu den alpinen. Ihre Vorberge sind selbst wieder Gebirge für sich, welche im Falle des Himalaya sich mit den Alpen messen. Vor Allem ist aber wirkungsvoll jenes große Gesetz der Erhebung der organischen Welt über den Boden mit zunehmender Höhe des Sonnenstandes. Die Waldgrenze liegt in den höchsten tropischen Gebirgen mehr als doppelt so hoch als in den Hochgebirgen Mitteleuropa's, und mit ihr rücken alle anderen Zonen der Gewächse aufwärts. Begnügen wir uns, hier dieses wichtige Verhältniß anzudeuten. Wir werden öfter darauf zurückgeführt werden.

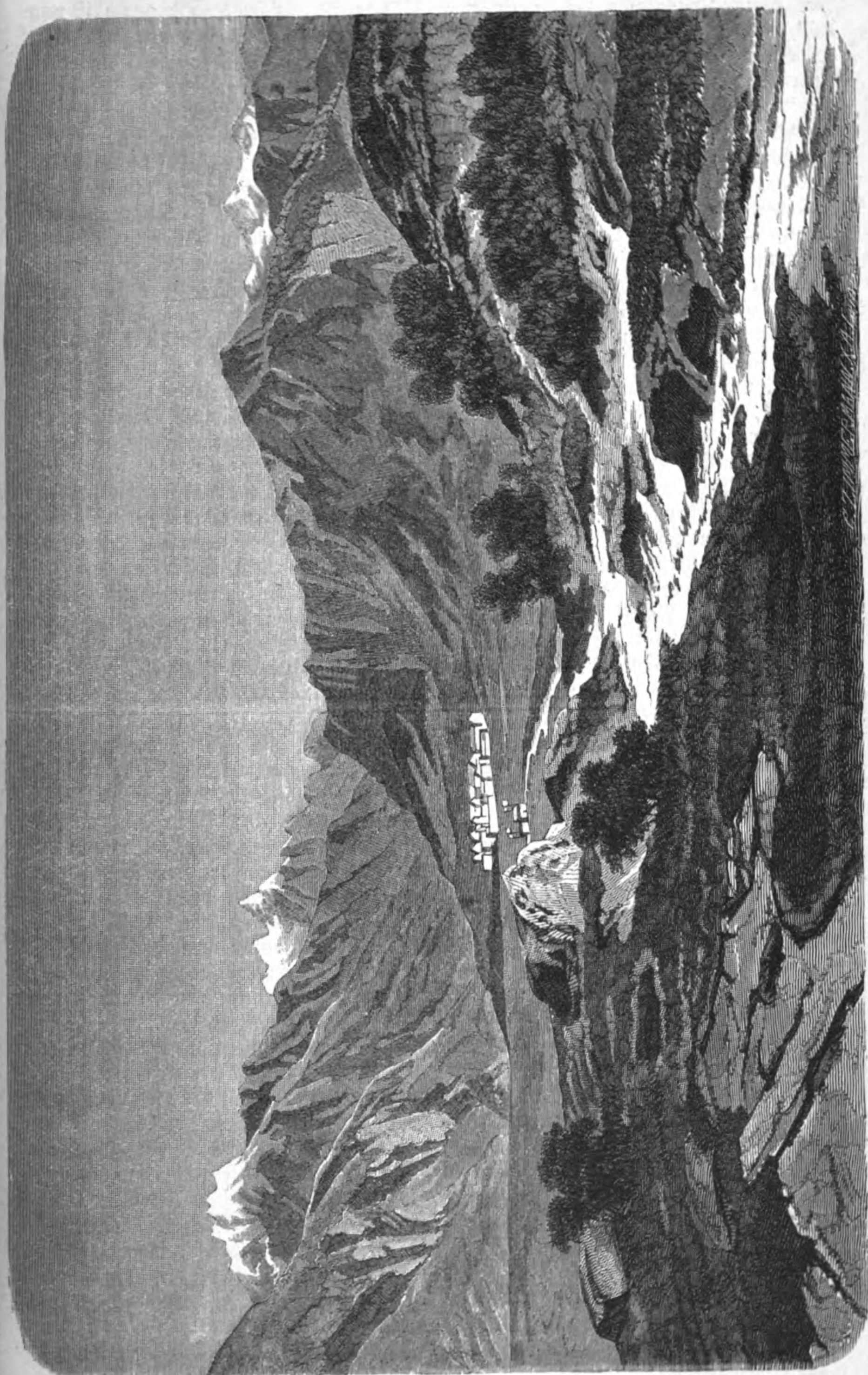
Dies sind, wie wir sehen, große Vorzüge. Aber sie scheinen ausschließlich nach

der Seite des Großartigen, der Massenwirkung zu deuten. Und hier liegt der Punkt, wo wir die Hochgebirge unserer Zonen wieder aus der Verdunkelung hervortreten sehen, in welche ihre kleineren Dimensionen sie zu weisen schienen, und wo wir verstehen, wie ein so feiner Naturkenner wie Jacquemont angesichts des Himalaya ausrufen konnte: „Ach, wie schön sind doch die Alpen!“

Man muß gestehen, die Höhe dieser Gebirge ist oft geeignet, sie zu drücken. Die Formen des Himalaya, die schrittweise Erhöhung der Grundlagen der einzelnen Gebirgszüge von den Ebenen Hindostans bis zu den Eiskanten, welche ihre höchsten Erhebungen bilden, maskiren auffallend ihre wahre Höhe. Man sucht vergebens nach horizontalen Linien, um sie in Gegensatz zu setzen zu den verticalen, und man findet nirgends die Möglichkeit, die höchsten Erhebungen dieses Gebirges unter einem sehr großen Gesichtswinkel zu erblicken, weil eben die Abhänge nach dieser Seite hin, nach der indischen, nicht rasch abfallen, sondern auf immer höheren Grundlagen sich hinter einander anordnen. Zum Theil hängt es sicherlich hiervon ab, daß man von der beherrschenden Stellung des Himalaya als des höchsten aller Gebirge der Erde erst so spät Kunde erlangte. Die Andengipfel und vor Allem die classischen Punkte* von Humboldt's und Bonpland's Forschungen und Schilderungen, Chimborazo, Cotopaxi, Pichincha 2c., konnte man von allen Seiten mit Muße betrachten, sogar unmittelbar an ihrem Fuße in einer für südamerikanische Verhältnisse großen und civilisirten Stadt wie Quito verweilen und alle Vorbereitungen zu ihrer Erforschung mit Muße treffen. Der Himalaya war immer ein durch seine Natur- und Völkerverhältnisse schwer zugängliches Gebirge, wenig anlockend für Reisende, und dazu entbehrte er der merkwürdigen Feuerberge, welche den Anden einen neuen Reiz verliehen in den Augen einer dem Vulcanismus mit einer auffallenden Vorliebe zugewandten und demselben eine sehr große erdgeschichtliche Bedeutung einräumenden Generation. Während daher die Anden dazu beitragen konnten, uns mit der vorher fremdartigen Großartigkeit der Hochgebirge zu befreunden, blieb das Gefühl des Abstoßenden, welches Turner empfand, als er „am fernen Horizont den tiefen Schatten“ des Gebirges zum ersten Male auftauchen sah („Der Umfang und das Düstere dieser ungeheuren Grenze, soweit sie uns zuerst in dieser undeutlichen und phantastischen Gestalt erschien, mußte natürlich einen sehr mächtigen Eindruck auf uns machen; ich sah auf diese furchtbare Scheidewand, die ich zu übersteigen hatte, mit Grauen und Verwunderung“), ja fast ein Gefühl der Furcht noch lange vorwaltend. Und noch heute sind uns so die Schönheiten dieses größten Hochgebirges viel fremder als die manches ebenso fernen und doch minder bedeutenden.

Die Schwierigkeiten, welche die ersten Erforscher zu einer Zeit leicht übertreiben mochten, wo selbst die Alpen und Pyrenäen nur Wenigen zugänglich waren, bestehen in Wirklichkeit. Fraser contrastirt im XI. Capitel seines „Journal of a Tour through Part of the Himala Mountains“ sehr gut die Schwierigkeiten europäischer und himalayischer Bergbesteigungen. Er beschreibt dort sein Vordringen nach dem Inneren von Nepal: „Nachdem wir die erste Hügelkette hinter uns hatten, erhob sich kein Berg zu weniger als 5000 bis 6000 Fuß, und wenn sich auch die Thäler und Schluchten, welche sie von einander scheiden, entsprechend heben, ist doch die thatsächliche Arbeit des Steigens, die man zu verrichten hat, größer als in anderen Bergländern. Aber die große Quelle von Arbeit liegt in der allgemeinen Steilheit der Abhänge, welche immer in einem starken Winkel von den in den Abgründen an ihrem Fuße brausenden Flüssen sich erheben. Wo die Thäler so eingeschränkt sind, kann es nicht viel ebenen Boden geben, und wo Grat und Schlucht so hart auf einander folgen, kann man von den über sie wegführenden Pfaden nichts An

* Selbstlos erinnert A. v. Humboldt (Kosmos IV, S. 319), indem er von dem Ruhme spricht, der den Vulcanen von Quito vor allen anderen zukomme, an die Namen Bouguer's und Condamine's. „Wo geistige Beziehungen walten,“ sagt er, „wo eine Fülle von Ideen angeregt wird, welche gleichzeitig zur Erweiterung mehrerer Wissenschaften geführt haben, bleibt gleichsam örtlich der Ruhm auf lange Zeit gefesselt.“ Aber gewiß verdankt diese Gebirgsregion mehr von ihrem Ruhme den Forschungen A. v. Humboldt's als irgend welchen früheren oder späteren.



Dorf Milum im Westhimalaya; im Hintergrunde links die Gipfel des Bavsha und Päju. (Nach A. v. Schlagintweit.)

deres als steilen An- und Abstieg erwarten. Und thatsächlich ist es der gänzliche Mangel an ebenen Wegen, welcher den Reisenden in diesen Bergen so außerordentlich ermüdet. Man hat keine Zeit, um Athem zu schöpfen und gleichzeitig den Weg langsam fortzusetzen. Wenn man sich etwas erholen will, kann es nur durch einen Ruhehalt geschehen. Die Anstiege sind aber so lang, daß der Tag vergeht, ohne daß man eine beträchtliche Entfernung zurückgelegt hat. Glücklicherweise sind die Quellen zahlreich." Uebrigens würde man, auch wenn sie gangbar wären, die Thalgründe schon um ihrer Fieberdünste willen meiden, und man hat sich längst daran gewöhnt, einige Wochen lang immer nur bergauf und bergab zu steigen, wenn man in die eigentliche Hochgebirgsregion vordringen will.

Der Südabhang des Himalaya behält einen indischen Ton, wo immer man an ihn herankommen mag. Vor Allem ist der Gang der Jahreszeiten der gleiche bis hinauf zur Grenze des ewigen Schnees und bestimmt hervorragende Eigenthümlichkeiten des Pflanzenwuchses, der Bewässerung und der Schneebedeckung. Aber dieser Charakter ist veränderlich, wie es die Natur Indiens selber ist. Im Osten sind die Berge reich bewaldet und umschließen die herrlichsten Tropenscenen, aber indem man nach Westen geht, werden sie trockener, ihr Wald wird dünner und niedriger, geht endlich in den unerträglichen, dornigen Mimosenbuschwald über, welcher mit heiler Haut kaum zu durchdringen und der seinerseits den Uebergang bildet zu der gelben Steppe, welche die Vorberge des Himalaya westlich vom Dschilam überzieht.

Ist im Osten die Vegetation reicher und origineller, welche den Wanderer umgiebt, der dem Hochgebirge zustrebt, so ist dafür der Westen durch die leichtere Möglichkeit ausgezeichnet, einen Blick auf das Panorama der Schneegipfel zu gewinnen. Dort ist der Wald so dicht, die Feuchtigkeit und mit ihr Nebel und Wolken so reichlich, daß der Reisende schon auf dem Rande der Schneekette stehen muß, um eines jener Panoramen zu genießen, wie sie Alpen oder Cordilleren bieten. Außerdem sind die Vorberge hier viel mehr zusammengeschoben.

Der West-Himalaya dagegen ist nach der Ebene zu ausgebreiteter und mehr gegliedert als in der Mitte und auf seinem Ostflügel. Von der Ebene des Pendschab aus gesehen, bildet zwar auch er eine ununterbrochene Kette, eine Mauer mit zackiger Zinne, wie es die höchsten Theile des Gebirges thun, welche hinter Simla und Massuri aufsteigen. Aber „von dem Augenblicke an, wo der Reisende die Sudlej überschritten, verändert sich die Gegend vollkommen; von immer höher und höher aufsteigenden Anhöhen und endlosen Gebirgsrücken mit ihren weißen Gipfeln und Einsattelungen, welche den eigentlichen Charakter des Himalaya von Massuri und Simla bilden, ist nichts mehr zu erspähen. Nur mehr einzelne freistehende, mit Schnee bedeckte Gebirge, bald durch niedere Anhöhen aus einander gerückt, mit fruchtbaren Ebenen in ihrer Mitte, bald durch steile Abgründe getrennt, bilden den Hintergrund; allein eben durch den Contrast gegen Berg- und Tiefland erscheinen sie dem Auge von einer Höhe und Majestät, welche der Himalaya selbst selten oder nie aufzuweisen hat" (K. v. Hügel, Kaschmir II, S. 156).

Hier ist auch der Unterschied der Luftklarheit im Osten und Westen von Einfluß. Tropenluft ist für Fernblick nicht günstig. Sehr helle Blicke erhält man indessen manchmal selbst im östlichen Indien am Ende der Regenzeit, wenn der Südostmonsun aufhört regelmäßig zu wehen. Aber selbst dann erscheint die Schneekette nur wie eine Reihe weißer Flecken tief unten am Gesichtskreis. Nie scheinen sie dem letzteren zu entsteigen, sondern eine Nebel- oder Wolkenschicht trennt sie von ihm. Wohl sieht man sie aus einer Entfernung von 60 Meilen, aber gerade da schadet die Höhe, die sie so weit sichtbar macht, wiederum dem Eindruck; der Gesichtswinkel wird so klein, daß das Bild, welches man erhält, ganz außer Verhältniß steht zu der wahren Größe des Gebirges.

Man hat gestritten, ob die Schneekette selbst mit den Alpen an großartiger Schönheit zu vergleichen sei. Ein solcher Streit ist müßig. Ich erinnere an das in der Einleitung zum vorigen Aufsatz (s. Juliheft S. 500) über die Vergleichung der Naturschönheiten Gesagte. Der

Himalaya hat schon vermöge seiner gewaltigen Größe Scenen, denen die Alpen nichts an die Seite setzen können. Wir haben das hervorzuheben gesucht. Aber zweifellos sind diese letzteren an Mannigfaltigkeit und an dem Grade von Lieblichkeit, der ihrem Großartigen beigemischt ist, weit diesen wie allen anderen Gebirgen voraus, um so mehr, da ihre Vorzüge leichter zu genießen sind. Indessen mischen sich dabei zu Gunsten der Alpen Culturvorzüge ein, wie sie ein so mächtiges und im Inneren Asiens liegendes Hochgebirge nicht besitzen kann. Der Vorzug des letzteren liegt dafür auf der Seite des Großartigen und des Formenreichen.

Einen Mangel des Himalaya hat man im Vergleich zu den Alpen oft hervorgehoben: die Armuth an Seen. Dieselbe ergiebt sich aus dem Bau des Gebirges fast als eine nothwendige Eigenschaft, denn die tief eingeschnittenen Thäler führen das Wasser so rasch aus dem Gebirge heraus, daß demselben keine Zeit gegönnt ist, sich in Becken zu sammeln und geklärt und beruhigt weiterzuströmen. So entsteht die erstaunliche Thatsache, daß außer dem Walursee in Kaschmir, der bei vorwiegend flachen Umgebungen kein Gebirgssee ist, größere Seen im Gebirge des Himalaya nicht vorkommen. Für den landschaftlichen Eindruck hat dies einen gewissen Mangel an Sammlung zur Folge. Ein See wird in jedem Landschaftsbilde ganz von selbst zum Mittelpunkt, um welchen die übrigen Scenen sich anordnen. Die ruhende, spiegelnde Fläche ist nicht für das fließende Wasser allein Ruhepunkt, das hier zusammenrinnt, sondern für alle Formen, die sich zusammendrängen, um plötzlich wie gebannt zu stehen, ihre Bewegung zu unterbrechen und in dem Spiegel dieses Naturauges sich selbst zu spiegeln. Es ist etwas zu unserem Geist und Gemüth Sprechendes in dieser gleichsam künstlerischen, Sammlung, Ruhe und Ordnung schaffenden Function der Seen; dasselbe thut uns wohl, und nichts ist begreiflicher, als daß wir eine besondere Vorliebe in allen Arten von Naturscenen ihnen bewahren.

Daß auch die Wasserfälle eine sehr geringe Rolle in der Himalayalandschaft spielen, würde an und für sich ein minder bemerkenswerther Mangel sein, weil die Wasserfälle doch immer eine örtlich beschränkte Erscheinung, mehr Verzierung als Charakterzug sind. In ihren engen Grenzen erfüllen sie allerdings dieselbe bildergestaltende, zusammenfassende, ordnende Aufgabe wie die Seen und sie sind dazu noch sehr überraschende Erscheinungen. Aber hauptsächlich ist ihr Mangel ein bedeutsames Zeichen dafür, daß das fließende Wasser überhaupt viel weniger hervortritt, d. h. weniger an der Oberfläche als in der Tiefe sich bewegt. Die Himalayaflüsse sind von außerordentlichem Wasserreichthum, denn den Schneemassen der Höhen verbinden sich gewaltige Regenmengen in den tieferen Lagen; aber gerade dadurch haben sie, unterstützt von dem steilen Bau des Gebirges, sich meist so tiefe Thäler gegraben, daß sie für den landschaftlichen Charakter des Gebirges verhältnißmäßig wenig Bedeutung gewinnen. Merkwürdigerweise ist der Abfall des Himalaya nach der tibetanischen Seite hin keineswegs arm weder an Seen noch an Wasserfällen; aber hier geht das steile Gebirge in die ruhigere Form des Tafellandes über.

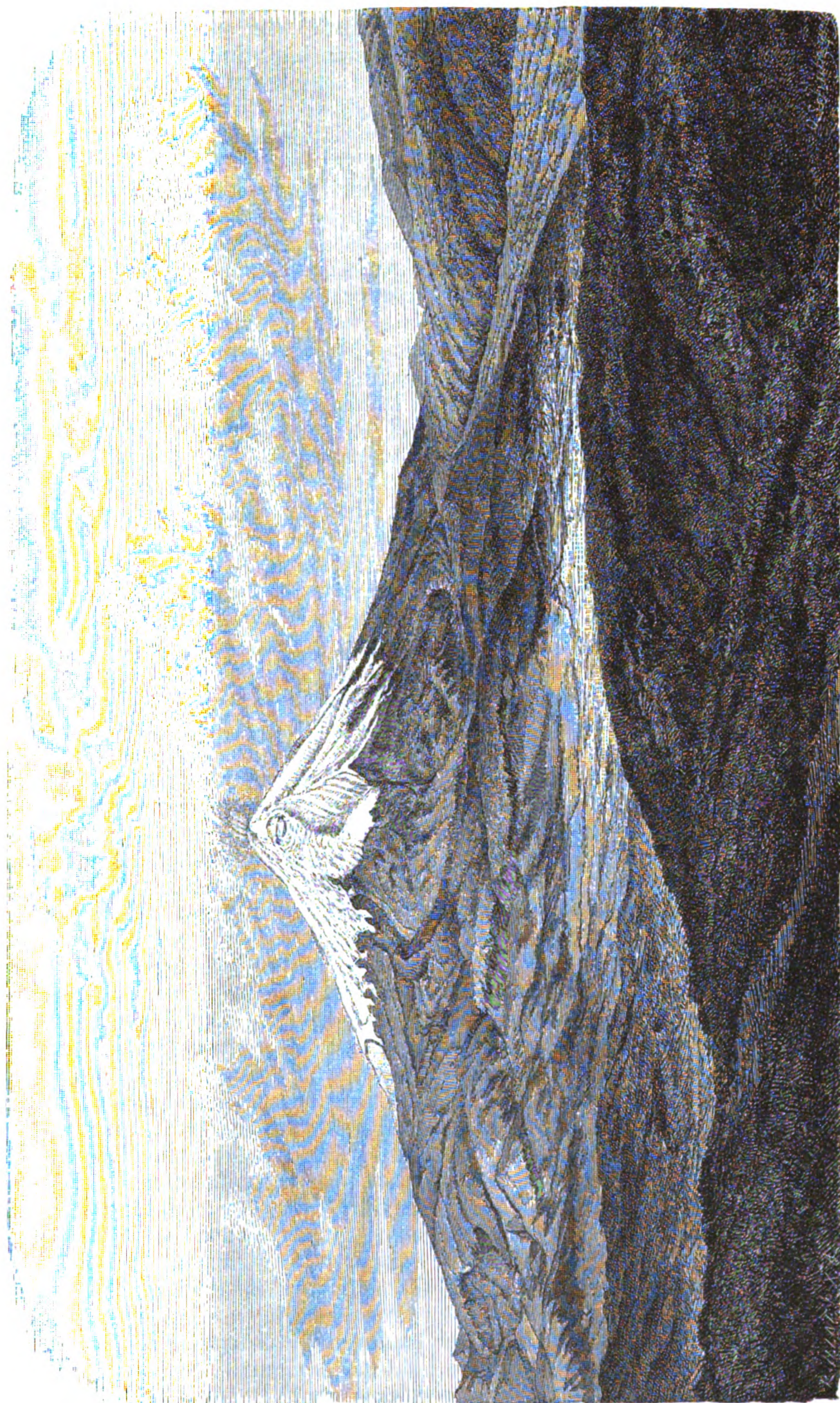
Die Himalayalandschaft unseres Holzschnittes ist dieser Hochregion nahe der Waldgrenze entnommen. Sie stellt ein Bhutia-Hauptdorf im Westhimalaya dar, das in 3430 m Meereshöhe gelegen ist. Die Schneegipfel, die man im Hintergrunde auftauchen sieht, sind Berge von 5000 bis 5500 m, welche in der Nähe der nach Tibet führenden Pässe von Janti, Kiungar und Uta-Durah gelegen sind. Die Landschaft ist von alpinerem Charakter als viele andere des Himalaya: grüne Matten bekleiden den Grund, alte Schiefer von dunklen Farben bauen die näheren Berge auf und aus glänzenden Firnmeeren fließen große Gletscher bis in die Nähe dieses Thales herab.

Von größeren Landschaften Indiens gehört dieser Region Kaschmir an. Dasselbe kann als Thallandschaft des Himalaya, als großes Gebirgsthal gelten. Seine Höhenlage und seine Bergumrandung geben dem ganzen landschaftlichen Charakter etwas Nordisches, das scharf entgegengesetzt ist dem Indiens oder der Indien zugewandten Abhänge des Himalaya. Der erste Europäer, der seine Flora

näher erforschte, Jacquemont, war erstaunt über den südeuropäischen Charakter derselben: „Die italienische Pappel und die Platane herrschen in der hiesigen Landschaft. Die Platane ist riesenhaft, und die Rebe erreicht in den Gärten eine gewaltige Größe; die Wälder bestehen aus Cedern und Föhren, die in ihren allgemeinen landschaftlichen Wirkungen ganz an ihre europäischen Genossen erinnern. Etwas höher hinauf wächst eine Birke, die die gleiche zu sein scheint wie bei uns. Auf Teichen schwimmt die Seerose, und Blumenbinsen und Fieberklee umgeben sie in Gesellschaft heimischer Schilfe und Binsen. Diese ganze Natur ist auffallend europäisch." (Jacquemont, Correspondance I, 73.)

* * *

Der Himalaya ist das einzige von den großen tropischen Hochgebirgen, welches nicht vulcanisch ist. Die anderen sind entweder ganz vulcanisch wie die Gebirge des malaiischen Archipels, oder es gehen so viele Vulcane in ihren Aufbau ein, daß die bedeutsamsten Abschnitte großentheils vulcanischen Charakter annehmen, wie es in den süd- und mittelamerikanischen Cordilleren geschieht. Aber ein so mächtiger Gebirgszug wie dieser wird nicht von einer einzigen, wenn auch noch so hervorragenden Theilerscheinung ausschließlich gekennzeichnet. Das mächtige Postament dieser Vulcane ist nicht vulcanischer Natur, sondern setzt aus Urgestein und geschichteten Kalk- und Sandsteinen sich zusammen. Es ist wahr, daß die auf ihm sich erhebenden Berge in der großen Mehrzahl unzweifelhaft Vulcane sind und demgemäß vulcanische Formen den hervorragendsten und unter allen Umständen hochcharakteristischen Theilen des Gebirgszuges ertheilen. Aber den Landschaftscharakter beeinflußt diese massige Grundlage doch in hervorragendster Weise. Wenn man vom Thal des Magdalenenstromes nach Bogotà, vom Ufer des atlantischen Meeres bei Veracruz nach Mexico oder von dem des stillen Meeres bei Arequipa sich nach der peruanischen Hochebene begiebt, steigt man 2000 bis 3000 m hoch über anderes Gestein als vulcanisches, und dieses letztere findet man erst auf der Hochebene selbst. Es zerfällt also das Gebirge eigentlich in ein unteres nichtvulcanisches und ein oberes vulcanisches Stockwerk. Jenem gehören vor Allem die Thäler des tieferen Gebirgsabhanges und der Hochebene an, denn das vulcanische Stockwerk ist weder massig noch tiefgelegen genug, um von mächtigen Thalbildungen zerfurcht werden zu können. Es ist gerade das keine unbedeutende Thatsache; A. v. Humboldt weist den Thälern eine ganz besondere Bedeutung für den landschaftlichen Charakter der Anden zu. „Unter den großartigen und mannigfaltigen Landschaftsbildern der Cordilleren," sagt er, „erwecken am meisten die Thäler die Bewunderung des europäischen Reisenden. Die außerordentliche Höhe der Berge kann nur aus einer gewissen Entfernung wahrgenommen werden, und zwar am besten von den Ebenen aus, welche sich vom Meere bis zum Fuße der Gebirge erstrecken. Die Tafelländer, welche die mit ewigem Schnee bedeckten Gipfel umgeben, erheben sich der Mehrzahl nach zu 2500 bis 3000 m über das Meer. Dieser Umstand ist geeignet, bis zu einem gewissen Grade jenen Eindruck von Größe zu vermindern, welchen die riesigen Massen des Chimborazo, des Cotopaxi und des Antisana machen, wenn man sie von Riobamba oder vom Tafelland von Quito erblickt. Mit den Thälern ist es darin anders als mit den Bergen. Die Thäler der Cordilleren, welche noch enger und steiler sind als die der Alpen und Pyrenäen, bieten die wildesten Scenerien, welche am geeignetsten sind, die Seele mit Bewunderung und Furcht zu erfüllen. Es sind Klüfte, deren Boden und deren Ränder ein üppiger Pflanzenwuchs verhüllt, deren Tiefe aber manchmal so groß ist, daß der Vesuv und der Puy de Dôme auf einander gethürmt in ihnen Platz finden würden. Als Bonpland und ich den Rücken der Anden von Pasto nach Villa de Ibarra überschritten und von Loxa zum Amazonenstrom hinabstiegen, durchwanderten wir die berühmten Schluchten von Chota und Cutaco, deren eine mehr als 1500, die andere 1300 m senkrechte Höhe besitzt. Um einen vollständigeren Begriff von der Großartigkeit dieser Erscheinung zu geben, ist es vielleicht nicht überflüssig, zu be-



Cotopari.

merken, daß der Boden dieser Schlucht nur um $^1/_4$ weniger hoch über der Meeresfläche gelegen ist als die Pässe des Gotthard und des Mont-Cenis." Oft erhöhen merkwürdige Felsenbrücken in fast märchenhafter Weise den schauerlichen Reiz dieser tiefen Thäler. Auf der vierten Tafel seiner prächtigen Cordillerenbilder hat A. v. Humboldt eine dieser Naturbrücken darstellen lassen, die von Icononzo (auf dem Wege von Santa Fé de Bogotà nach Quito), welche aus drei Riesenblöcken besteht, die beim Sturze zufällig in Form eines Gewölbes sich eingezwängt haben. Oder es stürzen Flüsse als brausende Wasserfälle in ihre Tiefe, wie der von Bogotà, welcher mit etwa der halben Wassermenge der Seine bei Paris sich bei Tequendama 165 m hoch herabstürzt. Dieser „Salto de Tequendama" galt nach Bouguer's lebhafter, aber etwas übertriebener Beschreibung — er gab ihm 600 m Höhe — im vorigen Jahrhundert als der höchste Wasserfall der Erde. Man wußte damals noch nichts oder nur sehr wenig von den herrlichen Wasserfällen unserer Alpen, der skandinavischen Gebirge oder gar von jenen über 1000 m hohen „Wasserschleiern" californischer Hochgebirgsthäler.

Einen besonderen Reiz gewinnen diese tiefen Thäler, welche so unerwartet steil einschneiden, durch den merkwürdig scharfen Gegensatz, in welchen sie die üppige Pflanzenwelt des tieferen, wärmeren Landes zu der ärmlicheren Vegetation der Hochebenen bringen. So sind sie in Mexico, wo man ihnen den Namen Barrancas beilegt, als die pflanzenreichsten Stellen bekannt, deren Vegetation von fast erdrückendem Reichthum ist. Alles ist hier zusammengedrängt, die Tropenvegetation von unten kommt der der Hochebene von oben entgegen, und beide gedeihen wie in einem Treibhaus in dem Wasserreichthum und der schweren feuchtheißen Atmosphäre dieser Schluchten. Keine Stelle würde so günstig sein für die Anlegung der so reichlich lohnenden Cacao- oder Vanillepflanzungen, aber der Bach, der jetzt den Boden der Schlucht kaum bedeckt, kann in der Regenzeit zu zehnfacher Höhe steigen, und die dunstgefüllte Luft hier unten ist fieberschwanger.

So wie die Thäler sind auch die Pässe in den Anden oft von außerordentlicher Wildheit. Die schauerliche Großartigkeit des Rimacpasses, auf welchem die peruanische Oroyabahn von Lima aus die Hochebene ersteigt, ist durch zahlreiche Beschreibungen bekannt. Ein so maßvoller Schilderer wie v. Thielmann nennt sie „eine Wiederholung der Via Mala im fünffachen, vielleicht im zehnfachen Maßstabe". Allerdings trägt die fast allgemeine Unwegsamkeit sehr oft erheblich dazu bei, den Eindruck ihrer Furchtbarkeit zu steigern. Dem Spanisch-Amerikaner liegt der Straßenbau wenig am Herzen. In ganzen Ländern, die sogar auf regen Handelsverkehr angewiesen sind, wie in Mexico, Columbia, Ecuador, giebt es so wenig Straßen, daß die Gesammtzahl ihrer Meilenlänge leicht an den Fingern hergezählt werden kann. In Mexico ist noch heute keine der Handelsstädte des Inneren durch Straßen mit einem der Hafenplätze des stillen Meeres verbunden. Der ganze nicht unbeträchtliche Verkehr nach und von der pacifischen Küste ist auf Saumpfade angewiesen. Und diese Saumpfade sind von einer Art, daß die Gewöhnung des Reiters und die sprüchwörtliche Sicherheit und Vorsicht des Maulthieres dazu gehören, um sie ohne Schrecken oder Schaden zu passiren. Indessen sind es hier doch immer nur Wege, die zwischen Hochebene und Tiefland führen. Aber in Südamerika, wo auch die Gebirgskämme überschritten sein wollen, die der Hochebene aufgesetzt sind, steigern sich noch die Schwierigkeiten, zu welchen klimatische Unbilden in Gestalt der kalten Hochebenenwinde und Nebel und in Höhen wie denen des Arenal von Chuquipóguio, das man beim Wege von Quito nach Guayaquil in 4281 m passirt, auch Schneewehen kommen. Schon die Hochebenen von Columbia und Ecuador sind berüchtigt ob ihres Nebels und ihrer Winde, aber weiter im Süden steigern sich diese Unbehaglichkeiten, die nicht selten zu schweren Gefahren anschwellen. Am vielbegangenen Uspallatepaß, auf dem der starke Landverkehr zwischen Chile (Valparaiso) und Argentinien (Mendoza) sich hauptsächlich bewegt, nimmt auch die Gebirgsumgebung einen noch wilderen Charakter an. Man bewegt sich drei Tage durch eine Felswüste, welche der

einsame See Laguna del Inca nicht zu erheitern vermag. „Furchtbar wild stellt sich die Felsenwelt jenseits des Passes dar. Ein tief eingeschnittenes Längsthal trennt die östliche Cordillere von der westlichen, auf der der Beschauer steht. Ihm gerade gegenüber erhebt sich eine der jähesten Berggruppen, die ich je gesehen. Ein schneeiger Gipfel krönt sie; meine Peonen nannten ihn den Cerro de la Tolosa. Soweit eine Schätzung zulässig ist, würde ich seiner Spitze wohl 2000 m über der Paßhöhe, also etwa die Höhe des Cotopaxi geben. Der Aconcagua, wenngleich nur wenige Meilen entfernt im Norden gelegen, bleibt verdeckt. Zur Rechten und Linken des Cerro de la Tolosa schließen gewaltige Bergwände jenes Längsthal ein, dieses selbst zeigt sich eintönig und kahl. So weit das Auge reicht, ist kein grüner Halm zu erblicken" (v. Thielmann). Man begreift die Eintönigkeit, welche dieser Fels- und Schneewüste eignet und welche dazu beigetragen hat, diesem Passe den Ruf eines der wildesten zu verschaffen, wiewohl von eigentlicher Gefährlichkeit bei ruhigem Wetter keine Rede ist. Es ist eine Natur, die verstimmend wirkt wie Novemberwetter.

Die Hochebene selbst, auf welcher jene Vulcane sich erheben, die wir früher schilderten, und in welche die Thäler und Pässe eingegraben sind, die wir eben berührten, ist vielleicht in landschaftlicher Beziehung am bedeutendsten durch den strengen Gegensatz ihrer wagerechten Linien und ihrer trockenen Farben zum Aufstreben ihrer Berge und zum Grün der tieferen und dem Schneeweiß der höheren Abhänge. Wasserreichthum und Dürre bestimmen ihren Charakter in buntem Wechsel. Dem Klima nach steppenhaft, was auch in dem niedrigen, zum Dürren, Stacheligen, Ausgetrockneten neigenden Charakter ihres Pflanzenwuchses sich ausdrückt, erhält sie doch Feuchtigkeit genug aus den Gebirgen, welche die Wolken festhalten und zum Erguß ihres Segens zwingen. Daher fehlt es nicht an Flüssen und Seen. Aber die Flüsse bleiben entweder in tiefen Schluchten begraben oder es sind Fiumaren, die die eine Hälfte des Jahres gefährliche Ueberschwemmungen bewirken, um die andere trocken zu liegen, und die Seen sind in den meisten Fällen flachuferig und seicht, oft zwischen Sumpf und See mitten inne stehend, oft von Sümpfen umgeben, oft ganz abflußlos und daher salzig. So vermögen sie wenig von dem lieblichen, idyllischen Zug in diese Landschaft zu bringen, welcher ihnen dort eigen, wo dunkle Wälder, die sich in ihnen spiegeln, ein halb ernstes, halb liebliches Geheimniß um sie weben, wo grüne Wiesen sich zu ihnen hinabziehen und ein behaglich thätiges Leben der Menschen sich wie in Gärten um sie her bewegt.

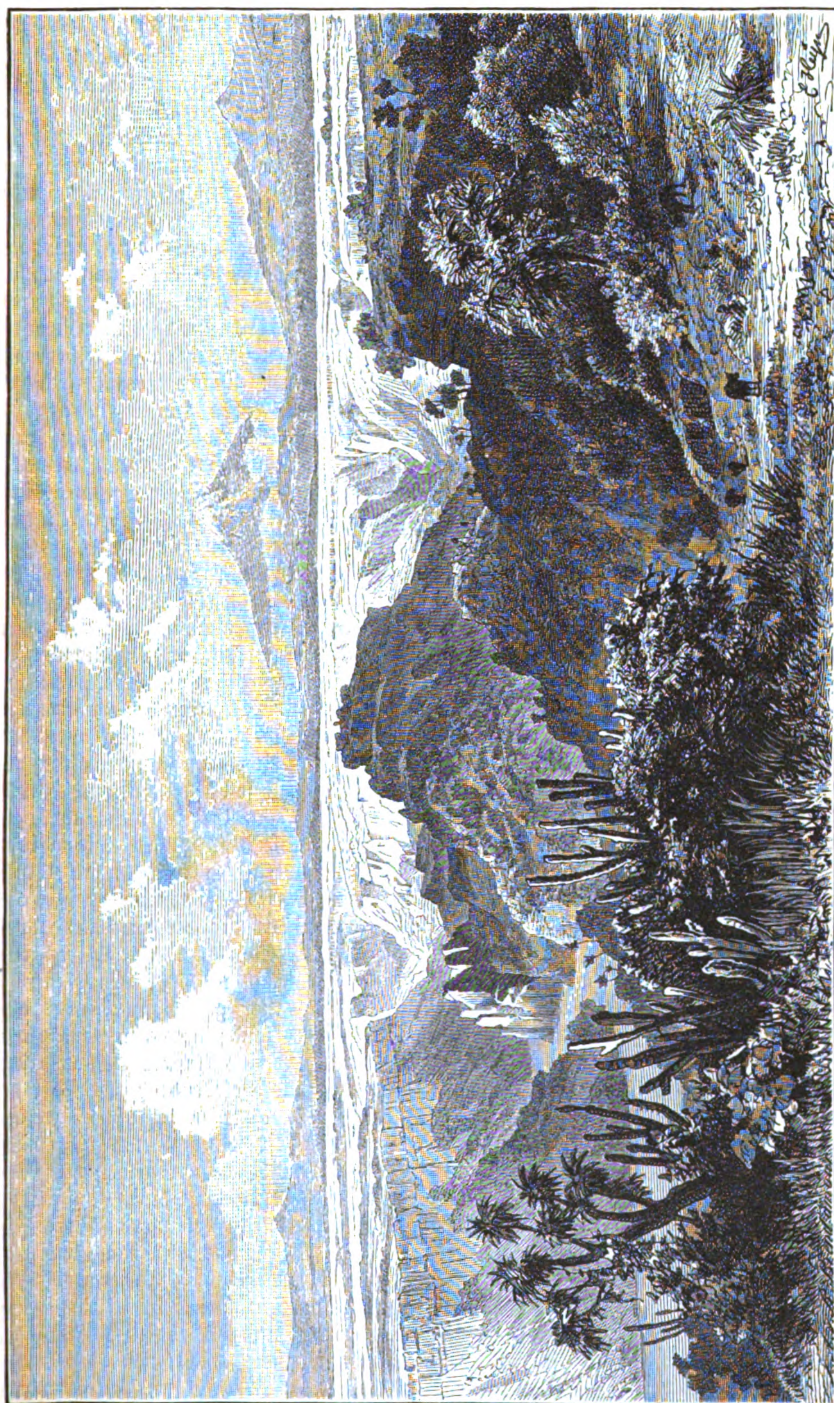
Diese Hochebenen bedürfen der belebenden Abwechselung, um als passende Bilder im Rahmen ihrer Gebirgsumgebung zu erscheinen. Ohne das neigen sie zur Oede. Wenn man aber z. B. das berühmte Thal von Mexico von einer der Höhen aus betrachtet, über welche man in dasselbe hinabsteigt, so versteht man, wie es so viele Beschauer entzücken konnte und wie sogar ein vielerfahrener neuerer Reisender (Bayard Taylor) die Lage dieser merkwürdigen Stadt nur mit den schönsten vergleichen zu können meinte, die er in alter und neuer Welt gesehen. Man denke sich eine so großartige Gebirgsumrahmung, wie Popocatepetl, Iztaccihuatl und Ajusco sie herstellen mögen, diese Schneegipfel, die mit dunkelwaldigen Flanken sich ins Thal herabsenken, und in dieser gefaßt ein breit und doch nicht einförmig erstrecktes Hochthal, dessen ganze Gestalt und Inhalt man mit einem einzigen Blicke aufzunehmen vermag, die breiten Spiegel der Seen mit ihren Eilanden und vielbuchtigen gelblichen Rändern, die zahlreichen Städtchen, Dörfer und einzelnen Haciendas, dann die Hauptstadt selbst, die vielthürmige, häuserreiche — es ist ein erfreulich reiches Bild, originell wie wenige, unvergeßlich. Schade nur, daß Sand und Lavafelder etwas zu scharfe gelbe und dürrbraune Töne hereinbringen. Sie können den großen Zug nicht verringern, der durch das Bild geht, aber sie lassen es nicht freundlich werden. In ähnlich großem Rahmen zeigt sich Bogotá, während das Panorama Quito's nicht weniger als elf schneebedeckte Gipfel zählt, und darunter so herrliche wie Chimborazo und Cotopaxi. Die Stadt selbst lehnt sich

an den Pichincha, dessen Schluchten bis in ihre Straßen sich herabziehen. Solche Städtebilder, die in kleinerem Maßstabe zu Hunderten im Bann der Anden und der mittelamerikanisch-mexicanischen Cordilleren wiederkehren, darf man gewiß nicht übersehen, wenn man von der Landschaft dieser mächtigen Gebirge redet. Sie haben wenig ihres Gleichen. Und in dieser jungen amerikanischen Welt sind sie Mittelpunkte erinnerungsreichster historischer Landschaften. Man denke an Mexico, Cuzco, Caxamarca. Selbst wir Europäer betreten nicht ohne Rührung diese Stätten melancholischer Ereignisse.

Wir haben nun manches Einzelne besprochen, lassen wir zum Schluß einem Meister der zusammenfassenden Schilderung das Wort. Pöppig, indem er die Anden mit den Alpen contrastirt, zeichnet die ersteren mit folgenden großen Strichen: „Grausenhafte Einöde, völlige Nacktheit der unermeßlichen Felswände, ein riesiger Maßstab, spärliche Vegetation der schluchtenähnlichen Thäler, fortdauernde Zerstörung, Herabrollen der in endloser Gleichförmigkeit und Kahlheit sich ausdehnenden Bergwände und eine furchtbare Wildniß, welche nirgends durch freundlichere Scenen unterbrochen wird, sind die ersten und auffallendsten Züge in dem ungewöhnlichen Bilde. Die Anden erscheinen in der Ferne und Nähe stets als eine ungetheilte Wand, über welche nur in seltenen Fällen einzelne Spitzen ragen. Ihre einzelnen Gruppen liegen als unermeßliche, aber gleichförmige Massen da, an welchen sich ein sonderbarer Ausdruck der Trägheit und Starrheit bemerklich macht. Aber gerade der Umstand, daß die Natur es zu verachten schien, hier durch Contraste den Ausdruck des Großartigen hervorzubringen oder zu erhöhen, veranlaßt es, daß die Anden einem Jeden mehr imponiren als die Alpen. Braune, graue und gelbliche Mittelfarben sind über das Gebirge überall verbreitet, wo nicht der ewige Schnee weite, horizontal scheinende Ebenen bildet.“

* * *

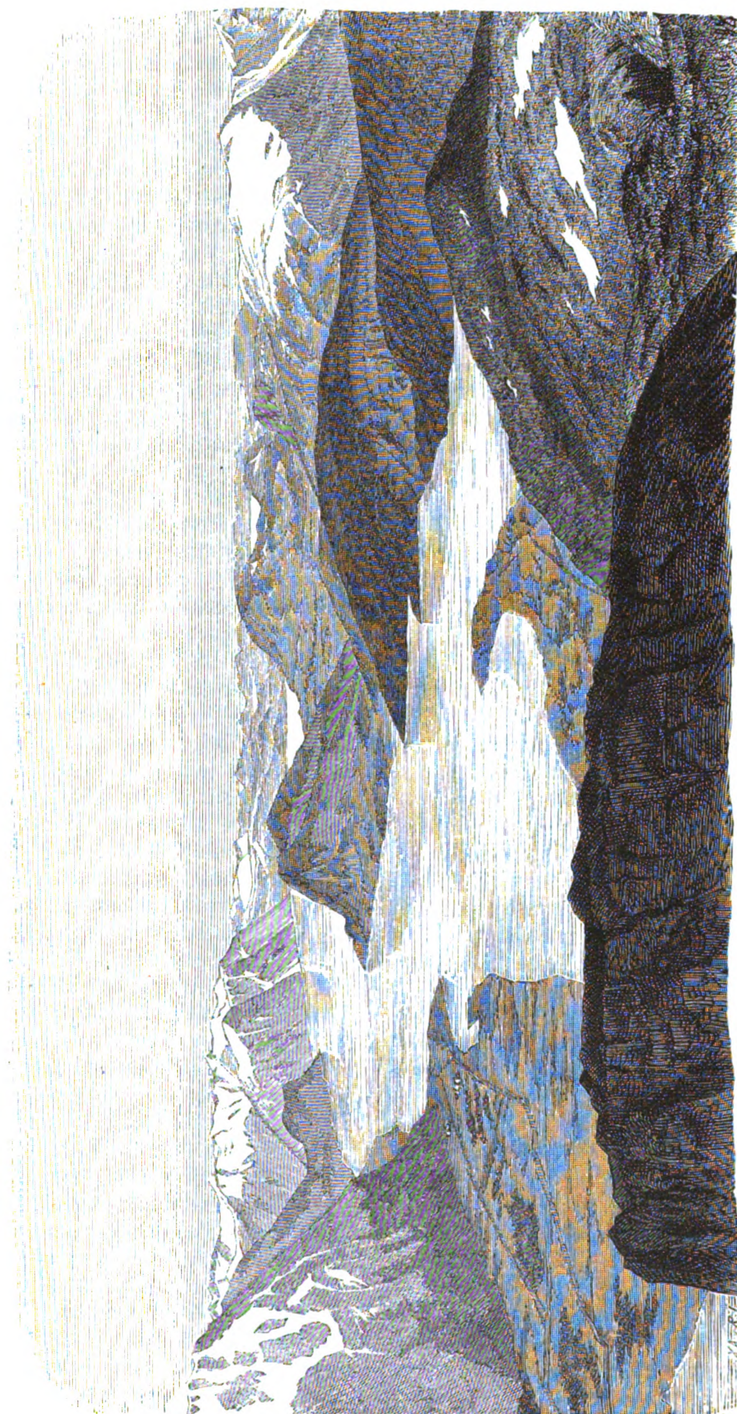
Wir haben Gebirge der allerverschiedensten Art und Größe und aus allen Gegenden der Erde kennen gelernt; aber eine große Möglichkeit bleibt noch übrig. Was mag sich entfalten, wenn Gebirge und Meer so innig sich verschwistern, daß sie ein Einziges ausmachen und daß jedes Bild, welches man von ihnen gewinnt, die beiden vereinigt schauen läßt? Müssen nicht die großartigsten Landschaften entstehen, welche es auf der Erde giebt, nachdem jedes von diesen ja schon für sich zu den großartigsten Erscheinungen der Natur gehört? Lassen wir Hochgebirge so tief ins Meer hinabtauchen, daß die grüne Fluth ihre Thalgründe bedeckt und daß die Brandung an ihre Abhänge schlägt, während sie aber noch hoch genug bleiben, um des mächtigen Eindruckes der Hochgebirgslandschaft nicht verlustig zu gehen, und sehen wir zu, welche Bilder da entstehen. In Norwegen, in Lappland, an den Küsten von Feuerland und Patagonien, an denen von Oregon, Britisch Columbia und Alaska, in Ostgrönland hat die Natur am innigsten diese beiden Elemente landschaftlicher Großartigkeit mit einander verbunden. Die norwegischen und lappländischen Gebirge können als die Typen dieser Vereinigung gelten, sie zeigen dieselbe in großartigem Maßstabe, und zugleich sind sie so viel besucht und beschrieben, daß sie überhaupt schon zu den vertrauteren Erscheinungen der Gebirgsnatur zählen. Fragt man nach dem Eindruck, den der Betrachter von ihnen empfängt, so wird die Vorfrage gestattet sein, welchen Standpunkt dieser einnimmt; denn von demselben wird es abhängen, ob das Meer oder das Gebirge vorwaltet und welches von beiden hauptsächlich den Eindruck des Ganzen bestimmt. Einmal wird L. v. Buch Recht haben, wenn er, von dem Gipfel der Lofodeninsel Luröe um sich schauend, ausruft: „Ergreifend ist es, wie Berge und Meer sich den Raum hier bestreiten und wie doch endlich die Unendlichkeit des Meeres gewinnt. Und traurig stehen wir, daß wir doch nicht heraus und nicht in dieser Unendlichkeit fortschweben können.“ Ein anderes Mal wird man mit Bayard Taylor vor der leblosen Felsenöde des Gebirgsinneren zurückschaudern, der vom Tafelland des Dovrefjeld sagt: „Trostlosere Landschaften als dieses Wellenland mit seinen Hügeln, Thälern und Seen kann man kaum irgendwo anders finden.



Barranca von Santa Maria in Mexico mit dem Pik von Orizaba im Hintergrunde. (Nach Sartorius.)

Alles ist grau, nackt und kahl, nicht in einem Maßstabe, um imponirend zu wirken, noch mit jener Kühnheit der Form, welche die Oede zu unterbrechen im Stande wäre. Man begreift die Stille und den Ernst der Norweger, wenn man diesen Weg macht. Ich möchte meinem ärgsten Feinde nicht wünschen, daß er sein Leben als einsamer Hirt auf diesen Hochflächen zubringen müßte. Mögen die Schüler Zimmermann's den Werth dieser Einsamkeit erproben: die Wahnsinnsstatistik Norwegens läßt einige ihrer Wirkungen erkennen." Dort das unendliche, ewig bewegliche Meer, das uns hinauszieht auf seine cultur- und verkehrfördernden Wogen, hier die abstoßende, menschenfeindliche Einsamkeit einer Felswüste, die selbst der bescheidensten Alpenvegetation nur kümmerlichen Halt und Nahrung bietet. Die Gegensätze sind groß, aber sie haben auch etwas Großes gemein: den Eindruck des einförmig Erhabenen.

Was das ganze skandinavische Gebirge in seiner Erstreckung durch achtzehn Breitengrade von Cap Lindesnäs bis zum Nordcap am allermeisten auszeichnet und am meisten dazu hilft, ihm den Charakter zu ertheilen, der es von so vielen, ja weitaus den meisten anderen Hochgebirgen unterscheidet, das läßt sich in dem einen Worte: Massengebirge aussprechen. Dieses Gebirge ist ein riesenhafter Felsblock, welchen Frost und Sonne, Schnee und Regen, Eis und Wasser zerklüftet und zerfressen haben. Es steht damit im schärfsten Gegensatz zu den Alpen und noch mehr den Pyrenäen, welche ebenso entschiedene Kettengebirge sind. Der ganze Bau ist grundverschieden: dort haben wir breite, weite wellige Hochflächen, in welche schmale Thäler eingeschnitten sind, bei letzteren aber ein System mehr oder weniger genau paralleler schmaler Gebirgskämme mit zwischenliegenden Thälern, welche in der Regel ziemlich weit sind. Dort überwiegt die Masse, hier die Gliederung. Daher der Eindruck des Einförmigen, ewig sich Wiederholenden auf den Höhen dieses Gebirges, welche nicht in ein Meer von mannigfaltigsten Zacken und Graten vor dem überschauenden Auge sich auflösen, sondern in weiten Ebenen sich erstrecken, welche zwar hügelig und stellenweise sogar zu Bergen aufgethürmt sein können, im Allgemeinen aber breit und einförmig sind. Oede und Einsamkeit folgen daraus. „Man kann Stunden lang über die welligen, nassen, moosbewachsenen, felsigen oder auch schneebedeckten Hochflächen gehen, eine Stelle gleicht der anderen und man sieht kein Ende. Schon in geringer Höhe über der Meeresfläche, schon bei etwa 2000 Fuß, wachsen in manchen Gebieten Norwegens keine Graswiesen mehr, nur noch Haidekräuter, Heidelbeeren, Flechten, Erlgebüsch, Moose, und es kann das Hochland nur als Schafweide benutzt werden. Gerste, Hafer, Ackerbau, Rindviehzucht finden wir nur in den spärlichen tieferen Thalgründen. Da freilich erfreut uns oft das herrlichste Sommergrün, und schöne Eschen oder mächtige Tannen beschatten nicht selten die Gehöfte. Gute Kunststraßen gehen quer durchs Land. Dörfer finden wir nur an der Küste, größere Tannenwälder nur noch an der Ostabdachung des Gebirges, und zwischen den paar Hauptstraßen können wir Tage lang wandern, ohne eine Hütte, einen Menschen zu treffen. Grenzenlose Einsamkeit und Einförmigkeit liegt über der ernsten Landschaft" (Albert Heim). Ueber allen Bildern norwegischer Gebirgslandschaft schwebt ein ernster, oft selbst düsterer und zurückweisender Zug. Es ist nicht allein die Einsamkeit, die Wald- und Blüthenarmuth der bei 1000 m Höhe schon an Alpengegenden von 3000 erinnernden Hochflächen, sondern auch die vorwaltend breitmassige Berggestaltung. Auch Alpengipfel können dräuend niederschauen, und sie stehen oft düster genug im Sturm oder im Wolkengewand; aber ihr mannigfaltiges, vielgipfeliges Aufstreben hat etwas Lebhaftes und Belebendes. Es fehlt den Gipfeln nicht an mannigfaltigen, charakteristischen, oft selbst zierlichen Formen, aber dem an die Alpen gewöhnten Auge imponiren sie weder durch auffallende Höhe noch durch besonders kühne Gestaltung. Selbst das Panorama der höchsten Gebirgserhebung Norwegens, der Jotunfjelde, ist mehr durch seine große Ausdehnung und die gewaltige Zahl der dicht an einander gedrängten Gipfel ausgezeichnet als durch die Großartigkeit und hervorragende Schönheit einzelner Gebilde. Aber weiter südlich ist das



Blick auf den Naumafjord. (Nach Studer.)

Dovrefjeld mehr einer hügeligen Ebene als einem Gebirge vergleichbar. Leopold v. Buch, der es im Frühling 1808 besuchte (seine zwei Bände „Reise durch Norwegen und Lappland", welche 1810 erschienen, sind keineswegs rein geologisch, sondern verdienen wegen ihrer vielseitigen geistvollen Beobachtungen noch heute einen ersten Platz in unserer Reiseliteratur), empfing den Eindruck einer Schneewüste. „Da verbreitete sich nun," schildert er den ersten Anblick, „eine unermeßliche Ebene von leuchtendem Schnee. Die Hügel darüber sind nur wie sanfte Wellen, das große Thal von Lessöe nur wie ein leichter Einschnitt. Auch das Gebirge dem Thale gegenüber war fast gleich hoch, und auch dort stiegen keine ausgezeichneten Spitzen über die Fläche. Ueberall ist die Ruhe und das Grenzenlose der Wüste." Zwar erhebt sich die Schneepyramide des Snehättan „wie ein Gebirg über dem Gebirge, eine über Alles in dieser Einöde erhabene und große Gestalt", welche Buch sogar an den Mont Blanc erinnerte, aber auch dieser Gipfel, der lange für den höchsten Berg der Halbinsel galt (er hat 2300 m), während der höchste gemessene Gipfel im Ymesfjeld sich zu 2600 m erhebt, ist eine ruhende Gestalt, die nicht 1000 m über die Höhe des massigen Tafellandes sich erhebt, welche ihr zum Postament dient. Im Hochsommer, wenn die Berge ihren Schnee großentheils verloren haben, von dem nur noch zerstreute Fetzen übrig sind, welche nicht im Stande, das Grau der Felsen aufzuhellen, und wenn die Haide ihr Naturgewand: Haidekraut, Wachholder, Zwergweiden, Renthierflechte, wieder angezogen hat, ist der Eindruck trotz des allverbreiteten röthlichen Schimmers der Haideblüthen auf die Dauer nicht viel freundlicher, aber minder großartig. Auf diese Landschaft in diesem Kleide ist die oben wiedergegebene Bemerkung Bayard Taylor's über den Naturcharakter der norwegischen Hochflächen gemünzt.

Aber gerade hier kommt nun jene Annäherung, man kann sogar sagen Vermischung von Gebirge und Meer zur Geltung. Man geht Meilen auf dieser öden Felsplatte des Inneren, stets umgeben von denselben einförmigen Scenen. Da sieht man einen dunklen Streif in der Ferne, der sich beim Näherkommen verbreitert und als ein Waldsaum um eine Kluft sich enthüllt. Und tritt man an den Rand vor, so liegt tief unten ein grünes Wasser, ein Stück Nordsee, dessen Meerzugehörigkeit freilich oft schwer erkennbar ist, weil steil abfallende Felsen es rings umgeben und seine Verbindung nach der See zu abzuschließen scheinen. Wer nordische Natur kennt, weiß, daß er hier das vor sich hat, was unsere Schiffer Föhrde und die Norweger Fjord nennen, einen tief einschneidenden Meeresarm, wie sie die norwegische Küste zu Tausenden durchfurchen. Sie sind fast immer von Felsen eingerahmt, und diese Felsen steigen wohl bis zu 1000 m fast senkrecht empor. Nur in ihrem Hintergrunde gehen sie oft in einen schmalen Streifen flachen Landes über, das von einmündendem Gewässer angeschwemmt ist. Nur hier zeigen sich größere Gruppen von Häusern und bebautes Land, denn an den Wänden des Fjord, die steil hinabtauchen, ist nicht oft Raum für dauerndes menschliches Wohnen. Dem Unkundigen erscheint der Fjord als Fluß, so schmal ist in der Regel seine Umgrenzung, und es fehlt seinem Wasser allerdings nicht an Bewegung bei den starken Gezeiten dieser Küste. Aber es sind das eigenartige Flüsse, diese Arme des grünen klaren Meeres, die in ihrer Ruhe, welche von Tiefe zeugt, etwas von der Größe des Meeres und doch wieder in den mannigfaltigen Felsgruppirungen ihrer Ufer, in den wechselnden Beleuchtungen, in den Wässern, die oft auf engem Raume von mehreren Seiten zugleich in sie hinabstürzen, etwas von der Lieblichkeit sanft fließender Ströme haben. Freilich läßt die rege Schifffahrt diese letztere Täuschung nie lange bestehen, denn sie sucht mit Vorliebe diese Fjorde wenigstens in ihren unteren Abschnitten auf, wo sie durch Quereinschnitte mit einander in Verbindung stehen und dadurch das ruhigste Fahrwasser für die Küstenschifffahrt bieten. Das erfuhr schon Buch, als er bei Hogdaal die „romantische Scheerengegend, die Meerbusen, das Tiefeingesenkte, die wunderbare Beleuchtung auf den aus- und einspringenden Felsen" bewunderte und dabei lebhaft an das Thal erinnert wurde, in welchem der Doubs bei La Chaux de

Fonds fließt. „Aber auf dem Doubs,“ sagt er, „sieht man nicht, was sich eben hier bei dem Herabsteigen ins Thal unseren Augen darbot: ein großes dreimastiges Schiff mit vollen Segeln in einem engen und so hoch umgebenen Bergthal, in welchem das dunkle Wasser ein großer Strom scheint. Unmöglich hätten wir hier dem Anblick nach ahnen können, wo wir hier das Meer suchen sollten oder wo die Stadt, welche große Schiffe in das Meer schicken kann. Sieht es doch aus, als seien hier beide Reiche durch einen großen Spalt getrennt.“ Die Fahrt in die Tiefe eines solchen Fjords entrollt die wechselndsten Bilder. Scharf scheidet sich sein ruhiges Wasser von den fast niemals unbewegten und sehr oft stürmisch aufgewühlten Wellen der Nordsee. Die hohen dunklen Bergwände, welche ihn umschließen, scheinen etwas von ihrer Düsterheit zu verlieren, indem sie so schützend den Meeresarm einfassen und die Brandung der offenen See von demselben abhalten. Die vordersten Berge, welche bis an die Küste hinaustreten und gewöhnlich durch Inseln und Klippen (Schären) sich mit dem Meere verbinden, sind nicht sehr hoch, selten über 1000 m. Wo an ihnen nicht der kahle Fels zu Tage tritt, sind die Hänge mit Nadelholz und Gebüsch überwachsen und die höheren Rücken begrast. Auf den sanfteren Abdachungen erblickt man noch Häuser und Gehöfte. Diese Häuser sind oft roth angestrichen oder sie haben mindestens rothe Fensterläden und tragen Erddächer, die mit Gras besäet und dadurch grasgrün sind. Immer sind sie belebende, freundliche Punkte, die von dem vorwiegend dunklen Hintergrunde der Fjordwände sich wohlthuend abheben und gut zum Glanz des Wasserspiegels stimmen. Aber indem man vordringt, erheben sich die Berge zu bedeutenderen Höhen, und manchmal sieht man schon Schneeflecken in ihren tieferen Runsen. Endlich schaut selbst schon ein schneeverhüllter Gipfel über die anderen heraus, und man fühlt es an der zunehmenden Kühle, daß man sich dem höheren Gebirge nähert, indem man in das Herz des Landes vordringt. Selten fehlen Wasser, die von den Seiten herab dem Fjord zueilen, und in seinem Hintergrunde braust über Geröll ein graulichgrüner Bach, dem man es anmerkt, daß er noch keinen weiten Weg gemacht, ehe er aus dem Gletscherthor hervorgetreten.

Es gehört zu den Dingen, mit denen in dieser in steileren Formen sich ergehenden Natur der an freien Umblick gewöhnte Wanderer sich nur allmälig befreundet, daß so schwer aus diesen tiefen Thälern und diesen thürmenden Felswänden heraus ein Blick auf das höhere, innere Gebirge gewonnen wird. Man ist in der That immer zu tief unten und muß allerdings in das Gebirge selbst hinein und hinauf, wenn man weiten Umblick erlangen will. Aber diese Tausende von Bächen, welche über die Wände der Fjorde herabstürzen, sind gleichsam die Boten des schneebedeckten Hochgebirges, und sie geben diesen stillen, manchmal wie abgeschlossene Alpenseen daliegenden Fjorden etwas von der brausenden und rauschenden Bewegung, die zu den eigensten und herrlichsten Reizen des Hochgebirges gehört. Die Wasserfälle Norwegens sind die höchsten und zugleich wasserreichsten Europa's, und mit Recht ruft ein neuerer Schilderer skandinavischen Gebirgscharakters aus: Was allein das innere Norwegen großartig und schön macht, das ist sein Wasser. Ueberall hören wir es rauschen, in tiefen Schluchten wie frei über Felswände, oder wir sehen es als Wasserfall in den glatten Fjord hoch herunterstürzen. Wasser in den herrlichsten Farben, bald in wilder Bewegung, bald auf öden Bergrücken, bald in dunklen Tannen oder zwischen mächtigen kahlen Wänden, das ist das Schönste in Skandinaviens Natur. (Albert Heim.) Diesem Wasserreichthum entspringt auch der Farbenwechsel in den Fjorden, welcher zu den reizendsten Erscheinungen dieser Natur gehört: im Hintergrunde schneeweiß in der Sonne flimmernde Gletschermilch, weiter außen undurchsichtig grünlichblau ähnlich der Farbe der reichlich von Gletscherwasser gespeisten Alpenseen im Sommer, näher gegen das Meer klar blau. Dieses selbst aber vertieft sich bei Sturm bis zum Schwarzblau der Tinte.





Das elektrische Licht.

Naturwissenschaftliche Skizze

von

Julius Stinde.



Erst in der allerjüngsten Zeit, man kann sagen in den letzten beiden Jahren, ist die Frage der elektrischen Beleuchtung eine populäre geworden und hat die Aufmerksamkeit des größeren Publikums auf sich gelenkt, welches bisher gewohnt war, das elektrische Licht als eine Art von Feuerwerk zu betrachten, das zur Verherrlichung öffentlicher Feste und zur Erzeugung blendender Bühneneffecte außerordentlich gut geeignet sei, während Elektrotechniker und Physiker im Stillen dem Ziel zustrebten, die Elektricität praktischen Beleuchtungszwecken dienstbar zu machen.

Im Jahre 1813 brachte der englische Physiker Davy zum ersten Male die Spitzen zweier in den galvanischen Schließungsbogen eingeschalteter Kohlenstäbchen zum Glühen und erhielt zwischen denselben den elektrischen Lichtbogen, dessen Helligkeit dort, wo er an den Kohlenspitzen aufsitzt, dem Glanze der Sonne gleicht. Schon damals lag der Gedanke nahe, den alle anderen künstlichen Lichtquellen an Stärke übertreffenden Davy'schen Bogen zu verschiedenen Zwecken der Beleuchtung zu verwenden, allein es stellten sich der Ausführung dieser Idee bedeutende Schwierigkeiten entgegen, nach deren Ueberwindung überhaupt erst an eine wirklich praktische Ausnutzung der galvanisch glühenden Kohlenspitzen gedacht werden konnte.

Der erste Punkt, an welchem die allgemeine Verwendung des elektrischen Lichtes scheiterte, war der bei allen Gebrauchsdingen zunächst in Betracht kommende Kostenpunkt. Wenn auch die riesige galvanische Batterie Davy's, welche aus zweitausend Elementen bestand, durch die Construction kräftiger Elektricitätserreger bis auf sechzig Elemente reducirt wurde, so blieb der Verbrauch an Zink und werthvollen Chemikalien dennoch immer ein zu großer, als daß die Kosten auch nur in irgend einem annehmbaren Verhältnisse zu dem erzielten Lichte gestanden hätten.

Die von Faraday 1830 gemachte Entdeckung der Induction führte jedoch auf einen neuen Weg zur Erzeugung elektrischer Ströme und ermöglichte die Umwandlung von Arbeit in Elektricität.

Der Faraday'sche Fundamentalversuch besteht in der Thatsache, daß in einem zum leitenden Kreise verbundenen Metalldraht, den man einem anderen Leiter nähert, in welchem ein Strom circulirt, während der Annäherung ein entgegengesetzt gerichteter, während der Entfernung dagegen ein gleich gerichteter Strom entsteht. Dasselbe findet statt, wenn an Stelle des von einem dauernden Strom durchflossenen Leiters ein Magnet vorhanden

ist, dem der Drahtring genähert oder von dem derselbe entfernt wird.

Da gleichgerichtete Ströme sich anziehen, ungleich gerichtete sich abstoßen, so kostet sowohl die Annäherung des inducirten Leiters an den von dem Strome dauernd durchlaufenen Leiter oder den seine Stelle vertretenden Magnet als auch die Entfernung von demselben eine bestimmte Kraftanstrengung, ein Quantum mechanischer Arbeit, das dem in dem Drahtringe erzeugten Strome entspricht.

Man nannte die nach diesen Principien construirten Maschinen magneto-elektrische, um dadurch anzudeuten, daß dieselben mit Hülfe von permanenten Magneten und geeignet geordneten Drahtspiralen mechanische Arbeit in elektrische Ströme umwandeln.

Alle magneto-elektrischen Maschinen basiren mithin auf der physikalischen Thatsache, daß in einem geschlossenen Leitungsdrahte ein elektrischer Strom entsteht, sobald ihm ein Magnet genähert oder von ihm abgezogen wird.

Die erste magneto-elektrische Maschine wurde 1832 von Hippolyte Pixis construirt, die ebenso wohl wie ihre Nachfolger Stahlmagnete als Erreger enthielt. Es gelang später magneto-elektrische Maschinen von solcher Größe und Stärke zu bauen — wie z. B. die 1867 in Paris ausgestellte Maschine „Alliance", welche das Licht für einen Leuchtthurm lieferte —, daß mittelst der durch sie erhaltenen Ströme elektrisches Licht erzeugt werden konnte; allein denselben hafteten Uebelstände an, die ihrer allgemeinen Verwendung hemmend entgegenwirken.

Stahlmagnete nehmen nur einen beschränkten Grad von Magnetismus an und schwächen sich gegenseitig, sobald sie einander mit gleichen Polen genähert oder wenn deren mehrere zu einem größeren Magnet vereinigt werden. Dieser Umstand benöthigt sehr große Dimensionen der Maschinen, wenn sie kräftige Ströme erzeugen sollen, wodurch sie schwerfällig und kostspielig werden; dazu kommt noch, daß eine größere Anzahl benachbarter Stahlmagnete mit der Zeit ihren Magnetismus verliert, namentlich wenn sie den unvermeidlichen Erschütterungen der in Betrieb gesetzten Maschine ausgesetzt ist. Wo daher starke Ströme benöthigt werden, wie sie das elektrische Licht erfordert, reichen diese Maschinen nicht aus.

Ein wesentlicher Schritt vorwärts wurde durch die Construction des rotirenden Cylinderankers von Dr. Werner Siemens gemacht, der den Bau ungemein wirksamer magneto-elektrischer Maschinen von kleinen Dimensionen gestattete. Der englische Mechaniker Wilde bediente sich dieses Ankers und ersetzte die Stahlmagnete durch einen großen Elektromagneten, der seinen Magnetismus durch den Strom erhielt, welchen eine kleine, mit der größeren combinirte magneto-elektrische Maschine lieferte. Gänzlich wurden die Stahlmagnete jedoch erst von Dr. W. Siemens beseitigt, der im Jahre 1866 die erste elektro-dynamische Maschine baute, mit welcher die Arbeit direct in Elektricität umgewandelt wird, da der Magnetismus nicht als eigentliche Quelle des erzeugten Stromes, sondern nur als Zwischenproduct auftritt.

Es bedurfte einer zwölfjährigen Arbeit, bevor die Siemens'sche elektro-dynamische Maschine, an deren Vervollkommnung Herr v. Hefner-Alteneck hervorragende Verdienste hat, die jetzige Leistungsfähigkeit erhielt, durch die sie sich vor allen übrigen Constructionen, welche besonders in Amerika zu Tage gefördert werden, auszeichnet; ihr ist wesentlich die Einführung des elektrischen Lichtes in die Praxis zu verdanken.

Nachdem die Aufgabe gelöst worden ist, Arbeit in Elektricität umzuwandeln, und man mit Hülfe von Dampf- und Wasserkraft — es ist keine Krafterzeugungsmaschine ausgeschlossen — elektrische Ströme von außerordentlicher Stärke zu erzeugen vermag, gestaltet sich auch die Frage der elektrischen Beleuchtung anders als bisher.

Es giebt zwei Arten des elektrischen Lichtes. Die eine wird durch den Davy'schen Flammenbogen erhalten, die zweite durch das Erglühen eines in den Strom eingeschalteten Widerstandes, einerlei ob dieser nun wie in den Geisler'schen Röhren eine Gasart oder ein Metall wie Platin oder ein Kohlenstäbchen sei. Die elektrischen Lampen basiren daher entweder auf der Anwendung des Lichtbogens oder auf dem Glühlichte eines passenden, widerstandleistenden Stromleiters. Das

bis jetzt öffentlich angewandte Licht gehört der ersten Classe an, während das der zweiten Rubrik, trotz der großartigen Hoffnungen, welche sich daran knüpften, bis jetzt keine Erfolge von Bedeutung errungen hat.

Schon im Jahre 1845 nahm der Engländer King ein Patent auf eine Lampe mit elektrischem Glühlicht; in seiner Patentschrift heißt es: „Der Erfindung liegt die Anwendung metallischer Leiter oder Kohlenstäbe zu Grunde, welche durch den Durchgang eines elektrischen Stromes weißglühend werden. Das beste Metall hierzu ist Platina, die beste Kohle ist die Retortenkohle. Wenn man Kohle anwendet, empfiehlt es sich, dieselbe wegen ihrer Verwandtschaft zum Sauerstoff der Luft, welche namentlich bei hoher Temperatur bedeutend ist, von der Luft und der Feuchtigkeit auszuschließen."

King's Lampe bestand aus einem Glasrohr mit erweitertem Obertheile, in welchem ein dünnes Kohlenstäbchen zwischen zwei guten Stromleitern befestigt war. In dem durch eine Luftpumpe evacuirten Glasrohre strahlte das Kohlenstäbchen beim Durchgange des Stromes ein intensives Licht aus; allein weder King noch seine Nachfolger kamen zu praktisch brauchbaren Resultaten, theils weil die Schwierigkeiten zur Herstellung eines dauernd luftleeren Glasbehälters, in welchen die Leitungsdrähte eingeschmolzen waren, nicht überwunden werden konnten, theils weil die Kohle infolge der intensiven Hitze verdampfte und zersplitterte.

Gleiche Mißerfolge wie King hat auch der Amerikaner Edison zu verzeichnen, der eine für den Haushalt und die Geschäftslocalitäten geeignete Lampe durch Anwendung des Glühlichtes zu erzielen glaubte. Er wollte die Elektricität in jedes Haus leiten und dem Steinkohlengase durch das elektrische Licht Concurrenz machen; es bildete sich eine Actiengesellschaft, welche Edison's Lampe geschäftlich auszubeuten gedachte, allein bis jetzt vermochte dieselbe nur durch wahrhaft mammuthartige Reclamen, welche über die Edison'schen Erfindungen in die Welt gesetzt wurden, von Zeit zu Zeit eine Panik bei den Actionären der Leuchtgascompagnien hervorzurufen, und man sagt, daß die temporären Schwankungen der Gasactien Eingeweihten zu hübschen Summen verholfen haben.

Edison ist ein außerordentlich geschickter Constructeur, ein technisches Genie, leider jedoch ein Autodidakt, dessen theoretische Ausbildung mit der manuellen nicht gleichen Schritt gehalten hat. Seine erste patentirte Lampe war außerordentlich sinnreich und bestand aus einer Platindoppelspirale, welche durch den Strom zum Glühen gebracht und bei der das Schmelzen des Platins durch eine eigenthümliche Regulirvorrichtung verhindert wurde.

Sehr bald jedoch verwarf Edison seine Platinalampen und kehrte zu dem King'schen Princip zurück, indem er einen hufeisenförmig gebogenen Streifen von Papierkohle in einen luftleer gemachten Glasballon einschloß und durch den elektrischen Strom zum Glühen brachte. Dieser Lampe haften jedoch dieselben Fehler an, welche der King'schen Lampe den Weg in die Praxis versperrten, und es scheint, als wenn Edison selbst des Glühlichtes überdrüssig geworden ist, da er nach den neuesten amerikanischen Berichten sich gegenwärtig mit der Anfertigung einer Patentuniversalmedicin beschäftigt!

Bessere Resultate liefern dagegen die Glühlampen von Jablochkoff, der Porzellanstreifen durch Ströme von starker Spannung zur Weißgluth erhitzt. Ueber die Kosten dieses Lichtes im Vergleich zum Gaslicht liegen mir leider keine Daten vor.

Gegenüber dem Glühlicht hat nur die Anwendung des Davy'schen Bogens zur Beleuchtung zu Ergebnissen geführt, welche die allgemeinere Verwerthung des elektrischen Lichtes nur noch als eine Frage der Zeit erscheinen lassen.

Zunächst sind es die Jablochkoff'schen Kerzen, welche wesentlich zur Verbreitung des elektrischen Lichtes beitragen. Diese „Kerzen" bestehen aus zwei parallel neben einander gestellten Kohlenstäbchen, deren Zwischenraum mit einer schwer schmelzbaren und schlecht leitenden Substanz wie Gyps, Kaolin, Sand ausgefüllt wird. Die Enden der Kohlenstäbchen bleiben stets in gleichem Abstand von einander und machen die Regulatoren unnöthig, welche sonst die Aufgabe haben, die Kohlenspitzen wieder zu nähern, so-

bald sie bis auf einen gewissen Grad abgebrannt sind. Außerdem können vier bis sechs solcher Kerzen in einen Leitungskreis gesetzt werden; allein ihr Licht ist ein sehr unruhiges, und es erlöschen sämmtliche Kerzen, wenn eine derselben aus irgend welchem Grunde versagt, da sie sich nicht selbstthätig wieder entzünden, wie dies bei den Kohlenspitzen solcher Lampen der Fall ist, die mit Regulatoren versehen sind.

Es war der neuesten Zeit vorbehalten, das wichtige Problem der Theilung des elektrischen Lichtes zu lösen, d. h. die Einschaltung mehrerer Lampen in einen Schließungsbogen zu ermöglichen, ohne daß die Störung oder Aenderung des Stromes in einer derselben Einfluß auf die anderen ausübt, und hierdurch ist das wesentlichste Hinderniß beseitigt, welches der allgemeinen Einführung des elektrischen Lichtes entgegenstand. Herrn v. Hefner-Alteneck, dem Vorstand des Constructionsbüreaus von Siemens & Halske in Berlin, gelang es, eine Lampe zu construiren, welche die Aufgabe der Stromregulirung in sehr einfacher, aber höchst vollkommener Weise löst. Es ist dies die Siemens'sche Differentiallampe, bei welcher die Regulirung auf der Anbringung einer Nebenleitung für jeden Lichtbogen beruht. In einer Stromverzweigung wird der Strom des einen Zweiges um so stärker, je mehr der Widerstand des zweiten Zweiges zunimmt. Ist nun die Lampe derart eingerichtet, daß eine Verstärkung des Stromes im Nebenzweige des Lichtbogens eine Annäherung der Kohlenspitzen bewirkt, so muß dies auch durch die mit dem Abbrennen der Kohlenspitzen eintretende Verlängerung des Lichtbogens geschehen und dadurch der Abstand der Kohlen in der normalen Länge erhalten werden. Sind die Kohlenstäbe abgebrannt, so schaltet ein selbstthätig wirkender Contact die erloschene Lampe aus dem Stromkreise aus.

Bewährt haben sich die Siemens'schen Differentiallampen zuerst bei der elektrischen Beleuchtung der Kaisergalerie in Berlin während der Dauer der Berliner Gewerbeausstellung. Ferner sind die Empfangshalle der königl. Ostbahn, der Münchener neue Bahnhof, der neue Anhalter Bahnhof in Berlin und mehrere Privatgebäude, Läden u. s. w. mit diesen Lampen versehen. Es hat sich ergeben, daß die Kosten der Beleuchtung größerer passender Räume, bei etwa dreifacher Minimalhelligkeit des Bodens, selbst bei Betrieb mit Gaskraftmaschinen sich nicht höher stellen als die der Gasbeleuchtung.

Dr. Werner Siemens spricht sich den amerikanischen Uebertreibungen gegenüber dahin aus, daß trotzdem das elektrische Licht schwerlich das Gaslicht wird verdrängen können. Die große Bequemlichkeit, Reinlichkeit, unbegrenzte Vertheilbarkeit, sowie die heizenden Eigenschaften des Gases werden demselben überall da den Vorzug vor der Elektricität sichern, wo nicht die größere Helligkeit, die reine Weiße des Lichtes, die geringe Erwärmung und Verunreinigung der Luft der zu erleuchtenden Räume entscheidend für die Anwendung des elektrischen Lichtes sprechen.

Seine unbestrittene Herrschaft wird jedoch das elektrische Licht überall da ausüben, wo kleine aber intensive Lichtquellen erfordert werden, wo Gas- oder Oelbeleuchtung zu umständlich, beziehungsweise unausführbar sind, und wo die chemische Wirkung des Lichtes benutzt werden soll.

Man hat dasselbe deshalb auf einzelnen Bahnen den Locomotiven der Nachtschnellzüge beigegeben, um die Geleise möglichst weit voraus und möglichst hell zu beleuchten. Desgleichen haben die bei Liverpool und auf der Weser angestellten Versuche dargethan, daß die elektrische Lampe, in geeigneter Weise am Bug oder am Vordermaste der Schiffe angebracht, nicht nur als Signallicht weit sichtbar ist, sondern durch die Beleuchtung der Wasserfläche die Wahrnehmung von nicht erleuchteten Bojen und Warnzeichen ermöglicht und den Schiffen sichere nächtliche Aus- und Einfahrt gestattet. Die zur Entwickelung des elektrischen Stromes erforderliche Arbeit wird von den Schiffsmaschinen geliefert und durch einfache Kuppelungen auf die elektro-dynamische Maschine übertragen.

Bei Bauten, deren rasche Förderung Nachtarbeit nöthig macht, verdient das elektrische Licht entschieden Vorzug vor allen anderen Beleuchtungsarten, da es die Arbeiter nicht belästigt, wie Kien-

und Petroleumfackeln, und im Wind und Regen nicht erlischt. Der Wasserbau findet ganz besonders im elektrischen Licht ein Mittel, die schwierigsten submarinen Fundamentirungen und Mauerwerke ausführen zu können und die Nacht dem Tage gleich auszunutzen. Tief unter der Wasserfläche und hoch über den Wellen in der Kuppel des Leuchtthurmes leistet der Davy'sche Flammenbogen dem Menschen unschätzbare Dienste.

Ueber die günstige Einwirkung des elektrischen Lichtes auf die Gesundheit der Arbeiter in Fabrikräumen spricht sich der Schatzmeister der Riverside-Kammgarnwerke zu Providence (Rhode-Island) dahin aus, daß das starke, stetig weiße Licht sowohl von dem Arbeitspersonal als von den Aufsehern so sehr gelobt wird, daß eine Rückkehr zur alten Gasbeleuchtung Mißstimmung hervorrufen würde. Es kommen viel weniger Klagen über Augenleiden vor, als bei der Gasbeleuchtung der Fall gewesen, und die Luft in den Arbeitssälen ist eine ganz andere geworden. In dem Webersaale mit seinen 250 Gasflammen wurde, besonders im Sommer, die darin befindliche Luft gegen Mitternacht unerträglich, und das bloße Aussehen der Arbeiter zeigte, wie sehr sie litten. Mit der Einführung des elektrischen Lichtes hat dieser Uebelstand sein Ende erreicht: die Luft ist zur Nachtzeit ebenso gut wie zur Tageszeit, und die Arbeiter sind leistungsfähiger, da sie sich wohler fühlen und in einer reineren Atmosphäre athmen, welche nicht mit den ungesunden Verbrennungsproducten des Leuchtgases erfüllt ist.

Die chemische Wirkung des elektrischen Lichtes findet bei photographischen Processen vereinzelt praktische Anwendung. Ist es bis jetzt auch noch nicht möglich gewesen, die Uebelstände abzustellen, welche sich bei der Aufnahme von Personen im Atelier bemerkbar machen, so ist doch das elektrische Licht vorzüglich geeignet, das Tageslicht resp. die Sonne bei der Herstellung von photographischen Vergrößerungen und Copien aller Art zu ersetzen. Ebenso findet dasselbe in den Etablissements Anwendung, welche Clichés von Zeichnungen und Holzschnitten auf photochemischem Wege herstellen, wie z. B. die Photo-Engraving-Co. in New-York, welche seit geraumer Zeit mit künstlichem Lichte arbeitet und sich dadurch von trüber Witterung und kurzen Tagen gänzlich unabhängig gemacht hat.

Die chemisch wirksamen Strahlen des galvanischen Flammenbogens üben aber nicht nur ihren Einfluß aus auf die lichtempfindlichen Präparate des Chemikers, sondern fördern auch nach Dr. Siemens' neuesten Beobachtungen das Wachsthum der Pflanzen und bekunden dadurch in physiologischer Beziehung ihre Aehnlichkeit mit den gleichen Strahlen der Sonne. Pflanzen, welche im Dunkeln gehalten und zeitweilig vom elektrischen Lichte beleuchtet wurden, entwickelten sich rascher als Pflanzen derselben Art, die unter möglichst gleichen Verhältnissen in Bezug auf Temperatur und Feuchtigkeit dem Tageslichte ausgesetzt waren. Sie trieben früher Blüthen und brachten, wie dies an Erdbeerpflanzen ermittelt wurde, ihre Frucht in kürzerem Zeitraum zur Reife als die Controlexemplare, die unter normalen Verhältnissen heranwuchsen.

Ob die Praxis Nutzen aus diesen Beobachtungen ziehen wird, muß vorläufig dahingestellt bleiben, jedoch ist die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß das elektrische Licht dereinst in Treibhäusern zur frühzeitigen Erlangung begehrter Schmuckblumen eine Rolle spielen wird. Dem Pflanzenphysiologen dürfte dagegen die künstliche Sonne für seine Forschungen willkommen sein, da sie seine Untersuchungen von den Jahreszeiten unabhängig macht. Seitdem die elektro-dynamische Maschine dem Experimentator kräftige Ströme bequem zur Verfügung stellt und das elektrische Licht sich mehr und mehr Terrain erobert, häufen sich die Beobachtungen und erweitert sich die Anwendung desselben. Jetzt erst ist das elektrische Licht lebensfähig geworden, die kommende Zeit wird Zeuge seiner Weiterentwickelung sein, der die tüchtigsten Forscher ihr Wissen und Können widmen.



Syrten-Oasen.

Von

Gerhard Rohlfs.

Abu Naim, Audjila, Djalo und Schchere.



Es giebt in der Sahara immer noch Oasen, deren Lage und Beschaffenheit uns bisher unbekannt geblieben sind. Groß sind solche Oasen allerdings nicht, immerhin aber manchmal an Flächeninhalt einem deutschen Fürstenthum gleichkommend. Verschiedene Ursachen sind es, welche das Dasein derartiger Oasen der Wissenschaft entziehen. Als Hauptgrund kann wohl der gelten, daß, falls eine Oase nicht an einer der großen Karawanenstraßen gelegen ist, man sich um sie nicht kümmert, besonders wenn ihre Producte an sich nicht genug bieten, um sie deshalb zu bereisen. Oasen wie Abu Naim, mit der wir uns zunächst zu beschäftigen haben, blieben indeß nicht nur aus diesen Gründen, sondern auch weil ihr Wasser wenig trinkbar ist, den Geographen bisher eine vollkommene Terra incognita.

Abu Naim liegt weder an einer Karawanenstraße, noch sind die Producte dort der Art, daß sie allein Besucher oder gar Bewohner anziehen könnten, und endlich ist das Wasser so schwefelhaltig, daß man es auf die Dauer zum Trinken nicht würde benutzen können. Es kann unter diesen Verhältnissen nicht auffallen, daß selbst die nächstgelegenen Oasenbewohner nur zum Theil Kenntniß von derselben hatten; so kannten die Bewohner von Audjila wohl die Oase Djibbena, aber Abu Naim war ihnen vollkommen fremd. Nicht der Zufall führte unsere Expedition nach dieser herrenlosen Oase, sondern mit Absicht brachten uns unsere Führer aus Sella dahin. Der große nördlich von Abu Naim über Marade führende Karawanenweg war nämlich deshalb für uns sehr gefährlich, weil viele Stämme und Bewohner Tripolitaniens wegen der außerordentlich hohen Steuern, welche die türkische Regierung ihnen auferlegte, ihre Wohnsitze verlassen hatten und nun am Rande der Wüste umherirrten. Nicht allzu starke Karawanen waren selbstverständlich ihren Angriffen und Plünderungen ausgesetzt. Sogar Bewohner, welche in festen Wohnsitzen hausten, z. B. Bürger Uadans aus der Oase Djofra, hatten es vorgezogen,

Nomaden zu werden, anstatt fortwährenden Erpressungen der türkischen Regierung ausgesetzt zu sein — Erpressungen, die um so schwerer zu ertragen waren, als sie auf der reinsten Willkür beruhten und das Ende derselben sich gar nicht absehen ließ. Schien es doch, als ob die türkische Regierung namentlich in dieser entfernten Provinz, welche aller europäischen Controle bar ist, jetzt nach dem Frieden mit Rußland einen Krieg mit ihren eigenen Unterthanen beginnen oder heraufbeschwören wollte. Die stets „im Voraus“ erhobenen Steuern, die sogenannten „Jana“ (Hülfsgelder für den Sultan), folgten mit einer Schnelligkeit, die bewundernswürdig war.

Langmuth und Geduld haben sämmtliche türkische Unterthanen sich von jeher einüben müssen, seit Jahrhunderten sind in ihnen diese Eigenschaften erblich gezüchtet, sie haben es darin fast so weit gebracht wie die Fellachen Aegyptens, deren vieltausendjährige Uebung in Geduld und Hingebung so Außerordentliches geschaffen hat, daß sie es selbst als abnorm betrachten würden, falls man ihnen zumuthen wollte, für ihren eigenen Vortheil zu arbeiten. Nicht so die tripolitanischen Berber und Araber, die nicht durch allzu starke Bande an die Heimath gefesselt sind; sie machten sich einfach auf und davon, um den türkischen Aussaugern zu entkommen. Und wohin konnten sie besser gehen als in jene Gegend, welche auf den Karten als Syrtenwüste bezeichnet ist. Diese Landschaft ist aber eigentlich gar keine Wüste, sondern besteht aus ausgedehnten Kameelweiden, und an der Grenze der Wüste, ungefähr unter dem 29° 30′ n. Br., beginnt eine Region, so günstig für Räuber und Wegelagerer, wie sie vielleicht nirgends auf der Erde vortheilhafter für Freibeuter gedacht werden kann.

Derartige sonderbare Formationen lernten wir namentlich in größerem Maßstabe nördlich von Dachel, dann auch im Nordwesten von Farafrah kennen. Eine solche Gegend wunderlicher Felsbildung durchwanderte ich auch bei Knetsa im Süden vom großen Atlas, und solch' „verrückte“ Bildung — man verzeihe das Wort, aber man braucht es nicht tropisch, sondern der Wirklichkeit entsprechend zu nehmen — zeigen die Sand- und Kalksteinfelsen auch hier. Und in solch einer „verrückten“ Gegend liegt Abu Naim. Die arabischen Geographen bezeichnen derartige Landschaften mit „Charaschaf“; wir können nur dadurch ein Verständniß, eine Veranschaulichung hervorrufen, wenn wir Charaschaf wiedergeben durch ein planloses, chaotisch durch einander geworfenes Felslabyrinth. Nicht nur daß die Felsblöcke selbst, oft von riesigsten Dimensionen, wirkliche Berge, die absonderlichsten Formen haben, sie liegen auch so wild durch einander, daß man glauben sollte, sie seien absichtlich so aufgestellt. Welches Gebiet wäre besser zum Verstecken, geeigneter, um sich Verfolgern zu entziehen. Uebrigens denkt die türkische Regierung gar nicht daran, Verfolgungen anzustellen, sie **kann** es augenblicklich in Tripolitanien auch gar nicht, da die Regentschaft fast ganz von Truppen entblößt ist.

Abu Naim wird geschnitten vom 29° n. Br. und dem 19° ö. L. v. Gr.; die Oase liegt etwa 50 m über dem Meere und hat eine Ausdehnung von 2000 □km. Der Hauptfluß oder das Uadi, welches in Abu Naim mündet, kommt von Süden und Südwesten, und das südwestliche in das Uadi Abu Naim mündende Uadi Abu Hassan ist gleich wichtig. Die Oase, ungefähr so groß wie Djofra, ist nicht scharf begrenzt, sondern die Spuren der Vegetation hören allmälig auf, woraus schon hervorgeht, daß wir es mit keiner bestimmten Einsenkung, sondern mit einer Gegend zu thun haben, welche nur dadurch den Oasencharakter erhält, weil sich der Boden durch Feuchtigkeit, folglich durch Pflanzenreichthum auszeichnet. Dieser unbestimmte Charakter ist eben jener ganzen Gegend eigenthümlich. Es giebt dort keine Gebirge, denn auch der auf den Karten als Kettengebirge gezeichnete Harudj existirt als solches gar nicht, Alles verschwimmt, geht in einander über. Es giebt dort keine Ebene, keine zusammenhängenden Berge, und wenn nicht die Uadian (pl. von Uadi, leeres Flußbett) und die Oase selbst durch den Pflanzenwuchs gekennzeichnet wären, würde man sagen, es giebt dort weder Wüste noch Oase, so unbestimmt geht Eins ins Andere über. Dieser Syrtencharakter er-

streckt sich über die ganze Gegend, und von den Küsten der großen Syrte berichteten schon die alten Geographen, daß man nicht unterscheiden könne, wo das Ufer anfinge, wo das Meer aufhöre.

Abu Naim ist ungefähr gleich ausgedehnt von Westen nach Osten wie von Norden nach Süden, und wegen der sonderbaren Felsen, welche die Oase umgeben und zum Theil durchsetzen, hat man überall die malerischsten Aussichten. Die Felsen selbst, aus Sandstein und Kalk gebildet, haben reiche Versteinerungsschichten, welche die Freude und Lust eines jeden Paläontologen bilden würden. Ostreen, Patelliden, Turritellen, Conus, Ammoniten und andere finden sich in Masse, während Nummuliten hier nicht vorkommen. Sie scheinen in der centralen libyschen Wüste zu fehlen, denn selbst die von uns bei Sokna gesammelten, den Nummuliten so ähnlich sehenden Versteinerungen sind nach Zittel Orbituliten; im Sandboden der Oase findet man zahlreiche Foraminiferen mit einem Durchmesser bis zu 2 mm. Der Boden selbst ist vorzüglich, Sand mit Mergel und Kalkpartikelchen untermischt, würde Allem entsprechen, um guten Anbau zu ermöglichen, wenn die Hauptbedingung, gutes süßes Wasser, nicht fehlte.

Bemerkenswerth ist der große Schwefelgehalt des Bodens an einzelnen Stellen in der Oase, wie denn überhaupt die Gegend der großen Syrte reich an Schwefellagern ist. Heißt doch der Busen der großen Syrte bei den arabischen Geographen Djun el Kibrit oder Schwefelgolf. Auch ist es bekannt und geschichtlich, daß nicht nur der Gründer der ägyptischen Dynastie der Mehemed Aliden, Mehemed Ali, von der Syrtenküste Schwefel bezog, sondern daß sich in den vierziger Jahren eine Compagnie bildete, um die Schwefelgruben auszubeuten. Der Gesellschaft wurde aus Eifersucht der türkischen Regierung, allerdings noch ehe sie ihre Thätigkeit begann, die Concession entzogen, aber die ottomanischen Machthaber mußten sich doch zu einer bedeutenden Abfindungssumme bequemen. Im äußersten Südostwinkel der Oase Abu Naim giebt es eine Oertlichkeit, Hofrat el Kibrit (Schwefelgrube) genannt, ca. 20 km von dem Punkte entfernt, wo wir lagerten. Mein Begleiter unternahm dahin mit unserem Führer Hamed el Tarrhoni einen Ausflug und brachte sehr viele schwefelhaltige Erden und Gesteine zurück.

Auch Sebchaformation fehlt in der Oase nicht, und am nordöstlichen Ende sieht man auch Djef-Djeffelder,* welche wie bei Sebcha meist polygonale Schollen bilden. Ohne Sebchabildung giebt es überhaupt keine Oase in der Sahara, und es ist keineswegs der Fall, daß die Palmen in salzigem Boden nicht gut fortkämen; im Gegentheil, salzdurchtränkter Boden zeitigt gerade die schönsten Früchte. Das Wasser aus den Sebucha (pl. von Sebcha) ist aber wegen des enormen Salzgehaltes noch weniger trinkbar als das der Schwefelquellen. Diese finden sich in einer Kalkrippe, welche, etwa mitten in der Oase gelegen, dieselbe von Nord-Nordosten nach Süd-Südwesten durchzieht. Blasenartige Bassins finden sich auf diesem Grat, und ohne sonderlich tief (ca. 2 m) zu sein, scheint der unterirdische Zufluß zu diesen natürlichen Felsenbrunnen unerschöpflich. Das Wasser, welches bis zum Rande die Kalkblase füllt, hatte, als wir im März die Oase besuchten, die Wärme der Luft; es hielt 18,5 Grad, während das Luftthermometer 18 Grad merkte. Aber schon die bloße Nähe des Brunnens war unangenehm. In einem Umkreis von 1 bis 1,5 m war die ganze Luft mit Schwefelwasserstoffgas erfüllt, und wie schwefelig schmeckte das Wasser selbst! Es war, als ob man zu einem Liter Salzwasser ein faules Ei gerührt hätte, denn abgesehen vom Schwefelgehalt, war das Wasser noch stark bittersalzhaltig. Und davon mußten wir nun trinken! Damit mußten wir unseren Kaffee kochen, unsere Mahlzeiten bereiten. Denn diejenige Quelle, an der wir lagerten und die jenen angenehmen Wohlgeruch verbreitete, war die schwächste an Schwefel und Salzen; alle anderen, welche ich untersuchte, erwiesen sich wegen noch viel concentrirterer Beimengung mineralischer Bestandtheile als

* „Sebcha" sind an der Oberfläche vertrocknete Salzsümpfe; schollenartig wie ein erstarrtes Eisfeld nimmt sich die Oberfläche aus, aber bei geringer Tiefe stößt man auf Wasser, auf einen Salzsee. „Djef-Djef" hingegen hat keinen Wasseruntergrund, und die der Sebcha ähnliche Formation scheint durch Regengüsse auf Salzboden zu erfolgen.

ganz und gar untrinkbar. Es blieb uns also nichts Anderes übrig, als uns dieser unfreiwilligen Schwefelcur zu unterwerfen.

Das Jahresmittel der Temperatur von Abu Naim dürfte 25 Grad sein, dem entsprechend, wie es in den übrigen Nordoasen der Sahara zu sein pflegt. Das Vorhandensein von Djef-Djefformation, die Thatsache, daß sich ungefähr auf gleicher Breite bei annähernd gleicher Höhe über dem Meere „Gerara“* befinden, bestätigt die Annahme, daß auch Abu Naim noch in die Zone der Mittelmeerniederschläge zu liegen kommt. Diese Zone geht also viel weiter landeinwärts, als von den Meteorologen gemeiniglich angenommen wird.

Natürlich wird die Vegetation von Abu Naim nach regenreichen Jahren sich unter ganz anderen Verhältnissen zeigen und entwickeln als im Jahre 1879; es hatte im Frühjahr des Jahres 1879 seit zwei Jahren gar nicht geregnet, so daß selbst die Spuren von Vegetation der Hitze und den anderen atmosphärischen Einflüssen nicht hatten Stand halten können und im Großen und Ganzen die Oase den Eindruck machte, als ob sie aller Blumen und feinerer Gewächse bar gewesen wäre. Das braucht aber keineswegs der Fall zu sein, und eine solche Vegetationslosigkeit würde auch in der That gar nicht stimmen zu den Pflanzenverhältnissen unter gleichen Breiten und Verhältnissen. Und dann bedenke man, daß Abu Naim in gerader Linie nur etwa 100 km vom Mittelmeere entfernt liegt.

Trotz der trockenen Zeit machte übrigens die Oase keineswegs einen verbrannten oder kahlen Eindruck. Im Gegentheil, das Auge wurde erfreut durch die großartigen Bestände an Palmbüschen und Etheldickichten. Ethel (Tamarix) bildete den vorwiegenden Bestand der Vegetation, und oft sah man sie zu kolossalen „Neulingen“ herangewachsen. In der Verbuschung der Ethel fängt sich nämlich mit großer Vorliebe der Sand; der Ethel hat dann aber das stete Bestreben, sich nicht vom Sande überhüllen zu lassen, und so sieht man häufig Bäume und Büsche, die auf 8 bis 10 m hohen Sandhügeln wachsen, deren Wurzeln ursprünglich aber zur ebenen Erde reichten. Sterben sie dann vor Alter oder aus irgend einer anderen Ursache ab, so nennt man einen solchen mit Wurzeln durchschossenen Hügel einen „Neuling“. Man findet sie in allen Oasen, weil Ethel eines der charakteristischen Gewächse derselben ist. Die hier wachsenden Palmen treten sehr selten vereinzelt auf, sondern meist in Buschform und oft von sehr massiger Beschaffenheit. Aber alle sind wild, und man nimmt sich nicht einmal die Mühe, sie zu befruchten, so daß die auf den wilden Palmen wachsenden Datteln klein und kernlos sind. Einzelne männliche Palmen, die in der Oase wachsen, können unter Umständen die sich in der Nähe befindenden weiblichen Palmen befruchten, sobald nämlich die männlichen Palmblüthen durch Wind oder Insecten (Letzteres ist in diesen Oasen wohl kaum oder selten der Fall) den weiblichen Blüthen zugetragen werden; aber weil die Palmen wilde sind, gerathen doch auch die so durch Befruchtung hervorgebrachten Datteln bedeutend weniger gut als die, welche an Bäumen gezeitigt werden, die künstlich gepflanzt oder aus Setzlingen gezogen wurden. Daß sich auch im Aeußeren die wilden Palmen bedeutend von den angepflanzten unterscheiden, habe ich anderen Orts hervorgehoben. An niederen Pflanzen sieht man vorzugsweise und oft rasenartig die Landschaft bedeckend die beiden Kameelkräuter Agol (Alhagi) und Belbal (Anabasis articulata). Sodann findet man Kasbah (Arundo phragmitis), Rhardek (Nitraria) und Fers (Traganum nudatum). Erstere Pflanze eine Binse, welche überall da wächst, wo dicht unter der Oberfläche Wasser anzutreffen ist, letztere beiden strauchartige Gewächse. Dies waren alle Pflanzen, die wir zur Zeit, als wir die Oase besuchten, vorfanden.

Von größeren Thieren kommen vor Allem Gazellen in der Oase vor, das ersieht man aus den zahlreichen Spuren; aber auch Antilopenspuren waren sichtbar. Natürlich fliehen diese Thiere, sobald sie

* „Gerara“ heißt eigentlich der aus Wolle, Ziegenhaar und Kameelwolle gemachte Kameelsack, worein die Waaren gepackt werden während der Karawanenreisen. In der Geographie heißt aber Gerara eine Einsenkung mit gutem Boden, in welchem nach Regen geackert wird. Ein Brunnen befindet sich in einer Gerara nicht.

die Anwesenheit von Menschen in der Oase wittern, an den Rand derselben oder verlassen sie zeitweilig. Fennegs, Ratten und Mäuse, Springratten, vielleicht auch Schakale dürften den übrigen Bestand an Säugethieren bilden. Hyänenspuren konnten wir nicht entdecken. Von den Vögeln scheinen nur Sperlinge und Bachstelzen, sowie einige Rabenpaare ständigen Aufenthalt in der Oase zu haben, denn Schwärme von Schwalben, sowie ein paar Störche, welche Abends kamen und jeden Busch auf Schlangen, Eidechsen und andere Leckerbissen absuchten, hielten sich nur eine Nacht auf und zogen dann der Heimath nach dem Norden zu. Die Schwalben ruhen übrigens oft Tage lang in diesen Oasen aus, in denen es an Fliegen und Mücken nicht fehlt.

Außerdem sind verschiedene Eidechsen, Chamäleone, Schlangen und namentlich die giftige Hornviper, mehrere Ameisenarten, eine große blauschwarze Wespe, welche die kunstvollsten Häuser baut und ihre Larven mit Raupen füttert, dann ein Schmetterling zu erwähnen, der im Jahre 1879 in ganz Nordtripolitanien täglich zu finden war, selbst auf den trostlosesten Sserir und auch auf dem Mittelmeer weit von der Küste: der Distelfalter; diese vanessa cardui fanden wir später sogar auf der entsetzlichen Einöde zwischen Cyrenaika und Kufra, Hunderte von Kilometern von jeder Oase entfernt. Nennen wir noch die zahlreich vorhandenen Schnacken, so dürfte damit das Hauptsächlichste aus der Fauna Abu Naims angeführt sein.

Wie schon erwähnt worden ist, entbehrt die Oase der menschlichen Bevölkerung, und selbst vorübergehend wird sie nicht aufgesucht. Man kann daher sagen, Abu Naim ist vollkommen herrenlos. Nur dann und wann wird der Ort von Karawanen besucht, welche sich fürchten, den großen Weg im Norden von Abu Naim, den v. Beurmann zog, oder den im Süden zu nehmen, den Hornemann mit seiner Karawane zurücklegte. Abu Naim liegt ganz außerhalb des Verkehrs, und das ist auch der Hauptgrund, weshalb die Oase so lange der geographischen Kunde verborgen geblieben ist.

Südlich von Cyrenaika, ehe man die eigentliche libysche Wüste erreicht, liegen drei Oasen: Schchere, Audjila und Djalo, seit alter Zeit unter dem Namen Augila bekannt. Herodot im IV. Buche, § 182, sagt: „Nach den Ammoniern, weiter auf dem Sandstreifen wiederum zehn Tagereisen, ist ein gleicher Salzhügel wie der ammonische, mit Wasser und Menschen, die um ihn her wohnen, und diese Gegend hat den Namen Augila."* Obwohl diese Nachricht dürftig genug, so ist sie doch insofern interessant, als wir daraus erfahren, daß sich trotz der langen Zeit von über 2000 Jahren der Name der Oase unverändert erhalten hat. Nach Herodot lag Augila zwölf Tagereisen vom Ammonium (die Angabe stimmt vollkommen) und ebenso weit vom Lande der Garamanten. Damals scheint es den Nasomonen gehört zu haben, welche im Sommer zur Zeit der Dattellese dorthin kamen. Auch andere alte Schriftsteller reden von Augila, und im Mittelalter wird uns die Oase von den arabischen Geographen und Schriftstellern beschrieben. Edris nennt Audjila eine kleine Stadt, und Leo Africanus führt die Oase mit drei Schlössern und einigen kleinen Dörfern auf.

In neuerer Zeit kam zuerst Pacho dahin. Er giebt von der Oase eine detaillirte und poetische Erzählung; aber es müßte sich doch viel verändert haben, oder wir dürfen dreist der Ansicht sein, daß er sich von seiner Phantasie zu weit hat hinreißen lassen. Alterthümer, wie Pacho sie gesehen haben will, sind nirgends vorhanden, und Ueberbleibsel von Granit verschwinden doch nicht im Handumdrehen.

Nach Pacho war Hammilton in diesen Oasen, endlich der unglückliche Moritz v. Beurmann und zum ersten Male 1868 ich selbst. Ich kam damals, nur von einem Deutschen und einem eingeborenen Diener begleitet, spät Abends an, so spät, daß wir den Ort selbst, der fast im äußersten Süden der Oase gelegen ist, nicht mehr erreichen konnten, sondern unter den Palmen unser Nachtlager aufschlugen. Damals wurden wir freundlich empfangen; man quartierte mich sogar beim Scheich der Oase ein, und erst in der zweiten Oase Djalo hatte ich von den fanatischen Ausbrüchen der mohamedanischen Jugend zu leiden.

* Herodot, übersetzt von Schöll und Köhler.

Wie ganz anders diesmal. Freilich da, wo die Geistlichkeit hetzt, sind zehn Jahre genug, um eine Umwandlung in den Gesinnungen des Volkes hervorzubringen. Und um so wirksamer sind religiöse Lehren, auf um so fruchtbareren Boden fallen fanatische Reden, je abgeschiedener ein Volk lebt und je mehr es sich kindliche Denkungsweise bewahrt hat.

Das ist nun den Snussi, jener fanatischen Religionssecte, allerdings vollauf geglückt, durch Lehren des Hasses gegen Andersdenkende ihre eigene Herrschaft zu befestigen und auszudehnen.

Der Snussiorden ist ganz neuen Datums und gestiftet von einem gewissen Si Mohamed Snussi,* gebürtig aus Tlemçen. Derselbe lernte, als er seine Studien auf der Karuinuniversität in Fes machte, den Einfluß religiöser Genossenschaften kennen, welche nirgends in der mohamedanischen Welt so stark blühten als in Marokko. Und nicht zufrieden damit, sich einer solchen anzuschließen, um vielleicht innerhalb einer schon bestehenden religiösen Genossenschaft als Emkaden oder Provinzialoberer zu herrschen, beschloß er, einen neuen Orden zu stiften, um so sich selbst die oberste Macht zu verschaffen.

Ein Hauptunterschied zwischen den mohamedanischen und christlichen religiösen Einrichtungen liegt nämlich darin, daß die höchsten Würden in der mohamedanischen Welt sich innerhalb einer bestimmten Familie vererben, während im Christenthum in demokratischer Art jeder Mann die höchste Würde erlangen kann. Jeder Geistliche bei den katholischen Christen trägt von Anbeginn an den Anspruch auf die dreireifige Krone in den Falten seines Talars, jedes Mitglied eines christlichen Mönchsordens kann General werden, wenn das Schicksal es bestimmt. Nicht so bei den Mohamedanern. Nicht Jeder kann Großscherif von Mekka werden, weil diese Würde in der Familie der Schürfa erblich ist; nicht Jeder kann oberster Leiter der Nasseri, einer religiösen Secte im Süden von Marokko, werden, weil diese Würde in einer bestimmten Familie bleibt.

So ist es nun auch mit den Snussi; die höchste Stelle im Orden kann jetzt nur von Abkömmlingen Sidi Snussi's eingenommen werden.

Sidi Mohamed Snussi begab sich, nachdem er seine Studien in Fes absolvirt hatte, selbstverständlich auf die Pilgerreise nach Mekka und Medina, um sich den Titel „Hadj“ zu verdienen, und da er diese Reise ganz zu Fuß zurücklegte — man denke nur: vom äußersten Westen Afrika's bis nach Arabien —, hatte er Zeit und Muße, über die Gründung seines neuen Ordens nachzudenken. Auf seiner Pilgerreise kam Sidi Mohamed Snussi auch nach der Oase des Jupiter Ammon, und diese Oase, abgelegen vom Getriebe der Welt, malerisch am Eingange der Wüste gelegen, zugleich den Karawanenverkehr nach dem reichen Centralafrika beherrschend — diese Oase schien ihm sehr geeignet als Hauptstadt und Mittelpunkt einer religiösen Genossenschaft.

Leitete ihn hierbei der bloße Zufall oder beruhte seine Wahl vielleicht auf Studien, welche er in der berühmten Karuinbibliothek gemacht haben könnte? Wer wollte darüber entscheiden. Aber eigenthümlich und bezeichnend bleibt es jedenfalls, daß er das Ammonium wieder zum Centrum einer religiösen Genossenschaft machte und so den Ort mit neuem Ruhm und Glanz umgab, den dieser vor Jahrtausenden schon gehabt hatte. Denn war nicht einstmals hier jenes Heiligthum, zu dem die Legende Herkules pilgern ließ und von dem wir geschichtlich nachweisen können, daß Alexander der Große eigens zu ihm eine Wallfahrt unternahm! Wurden nicht auch vom Oberpriester des Ammonium im Alterthum unfehlbare Dogmen der damaligen civilisirten Welt zugedonnert! Und wer hätte zu der Zeit es gewagt, den leisesten Zweifel an der Wahrheit jener Orakelworte zu erheben! Was ist aber übrig geblieben von jener Zwingburg des Glaubens?

Und als auf jenen berühmten Tempel später sich ein anderer baute, ein der christlichen Religion dienender, — was ist von ihm geblieben? Nichts! kaum daß man die

* Si Mohamed Snussi ließ sich später statt Si „Sidi“ nennen, ein Titel, der aber nach arabischen Begriffen *nur* den Schürfa, d. h. den Abkömmlingen Mohamed's gegeben wird. Sidi oder Mulei sind gleichwerthige Titel und bedeuten „mein Herr“.

steinernen Ruinen davon erkennen kann. Der Cultus des Jupiter Ammon* wurde vom christlichen verdrängt, dieser mußte dem Islam weichen und jetzt speciell dem Snussicult.

Nachdem Sidi Mohamed seinen religiösen Vorschriften in den heiligen Städten Genüge gethan, wandte er sich nach Constantinopel und verstand es, sich vom Sultan Abd ul Medjid einen Ferman geben zu lassen, welcher ihm eine fast souveräne Stellung in der Oase des Jupiter Ammon sicherte. Wenigstens brachte sie ihn in directe Abhängigkeit zu Constantinopel; mit Aegypten hatte er nichts zu thun, obschon Siuah, wie man jetzt die Ammonsoase nennt, als ägyptisches Gebiet betrachtet wird.

In dem kurzen Zeitraum von etwas mehr als einem Menschenalter ist es Sidi Mohamed Snussi gelungen, sich nicht nur die ganze östliche Sahara, sondern auch einen Theil von den sudanischen Ländern zu unterwerfen, d. h. er hat unbeschränkten Einfluß auf die dort wohnende Bevölkerung. Jetzt ist er längst todt, und je entfernter sein Todestag wird, desto heiliger hält man den Mann. Sidi Mohamed Snussi wird viel höher verehrt als Mohamed selbst. Sein jetzt regierender Sohn, Sidi el Madhi, ist selbstverständlich auch heilig und thut ebenfalls Wunder, und nach einigen Jahren wird er ebenso berühmt sein wie sein Vater — wenn Aegypten eine mohamedanische Regierung behält.

Die Anhänger des Snussi unterscheiden sich von den rechtgläubigen Malekiten insofern, als sie beim Beten einige andere Worte als die, welche vorgeschrieben sind, und dabei auch andere gymnastische Bewegungen machen als diejenigen, welche in einem der vier geltenden Riten vorkommen. Eigentlich müßte man sie daher als „Choms“,** d. h. als nicht Rechtgläubige bezeichnen. Aber der entsetzliche Fanatismus, der sie auszeichnet, der Christenhaß, den sie als oberstes Gebot hinstellen, die strenge Beobachtung aller äußerlichen religiösen Vorschriften, das eigene streng religiöse Leben, das sie wenigstens dem Volke gegenüber zu führen wissen, hat ihr Ansehen derart gehoben und befestigt, daß Niemand sie als „Choms“ zu bezeichnen wagt.

Nur zu viel hatte ich diesmal von dem Fanatismus der Snussi zu leiden.

Wir hatten Abu Naim verlassen, und mit vielen Samumstürmen kämpfend, hatten wir die Djibbena-Oase durchzogen, die entsetzliche Kalanscho-Einöde betreten und sahen dann plötzlich gegen Mittag die Palmen von Audjila. Von Westen kommend, bemerkt man nicht, wie von Norden her, die Oase aus weiter Ferne, sondern steht plötzlich vor der Einsenkung und erreicht dann, innerhalb der Oase marschirend, nach einer kleinen Stunde den Ort.

Ohne Schießen geht es bei der Ankunft in einem solchen Orte nie ab. Und obschon bereits große Quantitäten Pulver Tags zuvor verschossen worden waren, weil der Führer sich in der Entfernung getäuscht und unsere Ankunft als nahe bevorstehend den Dienern gemeldet hatte, wurde nun, als wir in der Oase selbst waren, erst recht geschossen. Von nah und fern liefen die zwischen den Palmen arbeitenden Neger herbei, uns zu begrüßen, zogen sich aber bald scheu zurück, als sie bemerkten, daß die Hauptleute der Karawane Christen seien. Viele von ihnen sahen diese merkwürdigen Geschöpfe wohl zum ersten Mal.

Endlich kam auch eine Deputation aus der Stadt; aber da war kein „Marababik“ (Willkommen) oder „Allah slemtik“ (Grüß dich Gott) wie früher zu hören. Ernst und brummig schritten sie neben uns her und zeigten uns dicht beim Orte den Platz, wo wir lagern sollten.

Wir ließen unsere Zelte schlagen und erwehrten uns, so gut es ging, der Zudringlichkeiten der Leute, wobei namentlich die Jugend eine Frechheit und Neugier entwickelte, die alles bisher Erlebte übertraf. Besonders hatte mein kleines Hündchen, das gern mit Jedermann auf gutem Fuße lebte, viel von den Straßenjungen zu leiden. Von Gastlichkeit war keine Rede, und erst nach langem Par-

* Bei den arabischen Schriftstellern wird die Oase des Jupiter Ammon einmal Santaria, das andere Mal Sanmaria genannt. Obgleich Santaria gebräuchlicher in den Büchern vorkommt, hat Sanmaria mehr Wahrscheinlichkeit, richtig zu sein, für sich.

** Choms heißt eigentlich „Fünfte“, weil es nur vier rechtgläubige Parteien unter den Mohamedanern giebt.

lamentiren gelang es mir, wenigstens Brennholz zu kaufen, während für alle anderen Lebensmittel solche Preise gestellt wurden, daß die Höhe derselben eigentlich von vornherein eine Verweigerung in sich schloß.

Ein Audjilenser, Si Mohamed Snussi,* machte eine rühmliche Ausnahme. Als er spät Abends sah, daß Keiner Brot oder andere Speise geschickt hatte, daß bei den reicheren Einwohnern alle meine Empfehlungsbriefe ohne Wirkung geblieben waren und daß man uns aus purem Religionshaß wie Aussätzige behandelte, sprang er auf und kam bald darauf mit einigen frischen Broten wieder. Natürlich wurde er entsprechend belohnt, reichlich sogar, um zu sehen, ob dies keine Wirkung auf die übrigen Berber habe. Aber Alles war umsonst. Es war Befehl gegeben von Seiten der Sauya der Snussi (Kloster der Snussi), sich vollkommen passiv gegen die Christen zu verhalten.

Ich hätte nun recht gut von meinen Vollmachten Gebrauch machen, ich hätte mittelst meines Firman-ali meine Eigenschaft als türkischer Bei geltend machen können, aber in der Hoffnung, von hier oder Djalo Führer und Gefährten nach Kufra zu bekommen, beschloß ich, lieber Demüthigungen zu erdulden, als durch schroffes Benehmen vollständig jedes Band zwischen uns zu zerreißen.

Aber unseres Bleibens war hier nicht, nur die eine Nacht rasteten wir, und als die Audjilenser am anderen Morgen in ihren Verhöhnungen fortfahren wollten, erblickten sie unsere Karawane nicht mehr — wir waren schon auf der Hochebene, welche Djalo von Audjila trennt. Kaum 25 km beträgt der Weg zwischen den beiden Ortschaften, und nur kurze Zeit dauert es, durch Bodenbeschaffenheit bedingt, daß man beide Oasen aus den Augen verliert.

Wir erreichten, da wir längere Zeit bei dem am Anfang der Oase Djalo gelegenen Brunnen Mislui uns aufhielten, erst Nachmittags die Stadt der Modjabra.** Aber hier sollte es uns noch schlimmer ergehen. Wir waren im wahren Sinne des Wortes aus dem Regen in die Traufe gekommen. Während wir in Audjila es doch bloß mit dem Fanatismus der Bewohner zu thun gehabt hatten — das ist freilich auch genug —, kamen in Djalo noch andere Motive der Abneigung dazu, welche bis zum flammenden Hasse sich steigerten, namentlich Neid und Furcht, daß wir durch unsere Reise nach Uadaï ihre commerciellen Interessen schädigen würden; denn die Modjabra sind in der That fast die alleinigen Vermittler des bedeutenden Karawanenhandels zwischen dem Mittelmeere und Uadaï.

Wir näherten uns langsam dem großen Orte Areg. Eine Unmenge Menschen kommt uns entgegen, darunter namentlich Kinder. Von Neuem werden wir beschimpft und verhöhnt, einige vernünftigere ältere Leute vermögen nicht die Excesse der Jugend im Zaume zu halten, und was das Schlimmste von Allem war, unsere eigenen mohamedanischen Diener fingen jetzt zum ersten Mal an, den Respect zu verlieren. Wie sollten sie auch nicht! Denn wenn sie bis dahin mich fast als allmächtig hatten kennen lernen, wenn überall, in Tripolis, Beni Ulid, Sokna und Sella, sowohl die türkischen Gouverneure als auch die Schiuch der Eingeborenen mich als den Träger eines Firman-ali mit dem größten Respect behandelt hatten, mußten sie jetzt die Erfahrung machen, daß Kinder und, was noch wirkungsvoller war, Sclaven mich ungestraft hänseln und höhnen durften.

Ich hatte einen Diener, Omar hieß er, voraufgeschickt, er sollte womöglich ein Haus besorgen und dem türkischen Mudir meine Ankunft melden. Dicht vor dem Orte wartete er; er hatte den türkischen Gouverneur aufgefunden und derselbe war, wie er sagte, damit beschäftigt, seine eigene Wohnung herzurichten — er hatte seinen Harem nicht mit in Djalo —, um sie mit mir zu theilen. Omar schlug vor, einen näheren Weg zu wählen, durch den Ort selbst, welchen aber meine Karawane der beladenen Kameele wegen nicht nehmen konnte. Ich willigte ein, aber fast wäre ich auf diesem Wege gesteinigt worden.

Durch die engen Gassen mit Omar

---

* Viele Wüstenbewohner der jungen Generation heißen jetzt nach dem berühmten Heiligen „Snussi".

** Modjabra heißen die Bewohner von Djalo.

dahinwandelnd, waren wir bald von einem Haufen von übermüthigen Jungen und kleinen Sclaven umringt, welche namentlich ihre Freude daran fanden, meinen Hund zu hetzen. Sie fingen an, ihn mit faustgroßen Steinen zu werfen; er flüchtete zu mir, und ich nahm ihn nun, hoffend, die Taugenichtse würden mich wenigstens respectiren, auf den Arm. Aber kaum hatte ich einige Schritte gemacht, da flog mir ein ziemlich dicker Stein an den Kopf, und ehe ich noch zur Besinnung kommen konnte, hatte ich einen zweiten nicht weniger geschickt geworfenen im Rücken. Jetzt wurde mir aber das Treiben doch etwas bunt. Das Hündchen niedersetzend, mich selbst an eine Hauswand lehnend, zog ich meinen Revolver und rief Omar laut zu, auf der Stelle den türkischen Gouverneur zu holen. Ich weiß nicht, wohin die Meute so schnell zerstob, aber im Nu war kein Mensch mehr da, nur einige Leute kamen aus den Thüren heraus, und als nun Omar ihnen erzählte, um was es sich gehandelt hatte, erboten sie sich, mich bis zum „Palais" (Gasr) des Gouverneurs zu escortiren.

Wir waren bald da, und auch unsere Karawane war bereits angekommen. Aber trotz des liebenswürdigen Empfanges des Gouverneurs sah ich bald, daß dort im „Palais" für uns kein Platz sei, und so ließ ich gleich auf einem freien Platz vor dem Ort die Zelte aufschlagen, denn eine Wohnung wollte uns auch hier Niemand vermiethen.

Das waren entsetzliche Tage in Djalo. Denn wenn wir auch schon am folgenden Tage den Platz wechselten mit einem recht schattigen zwischen jungen Palmen gelegenen, so brannte doch jetzt die fast senkrechte Strahlen sendende Sonne derart auf die Zelte, daß man nur vor und nach Sonnenuntergang eine einigermaßen erträgliche Existenz führte. Dazu waren wir noch immer unter dem Einflusse der Frühlingsstürme, die sich im Jahre 1879 länger als sonst in die Sommerzeit hineinerstreckten. Und sie traten mit urplötzlicher Heftigkeit auf.

So toste eines Tages ein solcher Orkan so gewaltig, daß ich vorsichtshalber mein Zelt hatte abbrechen lassen und nun, den Zeitpunkt der größten Heftigkeit abwartend, unter einem Palmbusch lagerte. Mein Reisegefährte, Dr. Stecker, der sein lustiges Haus hinlänglich widerstandsfähig glaubte, hatte die Vorsicht versäumt. Plötzlich war es zu spät, und selbst seine Mithülfe hielt das Zelt nicht, ein furchtbarer Windstoß hob dasselbe und viele andere Dinge in die Luft, und um diese Episode noch schrecklicher zu machen, ergoß sich nun über uns ein kurzer, aber höchst ausgiebiger Regenschauer; er währte kaum länger als zwanzig Secunden, aber wir wurden doch davon ganz durchnäßt. Es war, als ob Jemand eine Mulde Wasser über uns ausgegossen hatte; und dann war Alles vorbei, der Himmel klar, die Luft ruhig und die Sonne trocknete in wenigen Minuten Alles wieder.

Wir verlebten, wie gesagt, schreckliche Tage in Djalo. An ein Vorwärtskommen war nicht zu denken. Führer waren selbst gegen die höchsten Preise nicht zu bekommen, und wenn auch die vornehmsten Kaufleute allmälig anfingen, etwas freundlicher zu werden, so war das Alles doch nur Schein. Dazu kam, daß meine eigenen eingeborenen Diener sich weigerten, mit mir südwärts zu ziehen. Ich hatte nämlich die Absicht, zu versuchen, auch ohne Führer Kufra zu erreichen. Aber weder Belohnungen noch Drohungen vermochten etwas über sie.

So mußte ich mich entschließen, meinen Begleiter nach Bengasi zu senden, um durch die türkische Regierung direct auf die Eingeborenen einwirken zu lassen. Ich bat also Dr. Stecker, mit der ganzen Karawane dahin zurückzukehren, da die Ernährungsverhältnisse innerhalb der Oasen bei der großen Anzahl von Kameelen mit erheblichen Schwierigkeiten verknüpft waren.

Zuerst gingen wir aber zusammen nach Audjila zurück, da ich als der allein Zurückbleibende im dortigen türkischen Palais, das zu der Zeit leer stand, besser Schutz vor Diebereien und Belästigungen seitens des Volkes fand, als wenn ich im Freien campirt hätte.

So installirten wir uns denn im Palais (Gasr), welches zwei einigermaßen convenable Zimmer enthielt, die auf einen gemeinschaftlichen Hof mündeten. Das eine der Zimmer, recht groß, hatte früher als Midjeleszimmer (Rathsver-

sammlung) gedient, während das andere Privatgemach des Gouverneurs gewesen war. Der kleine Hof mündete sodann auf einen großen, in welchem man allenfalls zwanzig Kameele unterbringen konnte, und von diesem Hof aus öffneten sich durch je ein Thor verschiedene Zimmer, wovon indeß nur zwei noch Thüren hatten, nämlich das ehemalige Gefängniß und der frühere Pferdestall. In ersterem richtete ich meinen Hühnerstall ein, und das letztere wurde Küche. Den großen Hof schloß eine anscheinend solide Thür, ich schreibe „anscheinend“, denn als eines Tages eins unserer Kameele, welches zufällig gesattelt war, durchs Thor herein wollte, dieses aber zu niedrig war, rannte es, da es den Widerstand auf seinem Rücken nicht begriff, die ganze Thorwand um.

Dr. Stecker reiste also nordwärts, und in seiner Begleitung befand sich eine Marabta (eine weibliche Heilige), deren Bekanntschaft ich schon auf meiner ersten Reise gemacht und die hundert verschiedene Gegenstände auf ihren Körper als Schmuck und Amulet geladen hatte. Ich verehrte ihr zum Abschied eine leere Sardinenbüchse, mit der sie sich nun ebenfalls behing in dem festen Glauben, dies sei eine ihrer schönsten Decorationen.

So weilte ich denn allein in Audjila, nur Hubmer, welcher das Geschäft des Kochens übernahm, und Omar blieben bei mir zurück. Es ist, wie wohl der Leser glauben wird, keineswegs eine angenehme Lage, in einer so weltfernen Oase Wochen lang allein wohnen zu müssen. Aber abgesehen von dem ersten Tage nach der Abreise meines Reisegefährten, wo die Jugend abermals versuchte, mich mit Steinen selbst innerhalb des Gasr zu treffen, stellte sich doch nach und nach ein leidliches Verhältniß zwischen den Eingeborenen und mir her. Ich zahlte gut; die, welche kamen, erhielten immer ihr Täßchen Kaffee und eine Cigarrette, und der angesehenste Scheich des Ortes, Ibrahim el Fadhil, wurde sogar nach und nach mit mir befreundet. Er war auf der letzten Reise nach Bengasi überfallen und schwer verwundet worden; ich machte ihm deshalb einen Besuch, und sobald dies die anderen Vornehmen des Ortes erfahren hatten, suchten sie auf irgend eine Weise ebenfalls meines Besuches theilhaftig zu werden.

Meistens beschäftigte ich mich aber Tags über mit Sprachstudien, die um so interessanter in Audjila sind, als das dort gesprochene Berberisch offenbar eines der am reinsten gebliebenen Idiome der Masighsprache ist, abgesehen von den vielen Wörtern, welche die Audjilenser in ihrer Sprache aus dem Lateinischen und Griechischen bewahrt haben.

Im Uebrigen findet man aber in diesen Oasen nur wenig, was Interesse bietet. In einer entsetzlich einförmigen Gegend gelegen, hat Audjila, wie schon Herodot hervorhebt, nur eine Quelle, im Norden ca. 30 km vom Orte gelegen, welche Sibil heißt. Uebrigens ist das Wasser überall auf ca. 2 bis 5 m Tiefe unter der Erdoberfläche, und manche der Brunnen sind recht gut, obschon ganz süßes, salzfreies Wasser nirgends vorkommt. Die Oase, welche eine birnenförmige Gestalt hat, mit der Spitze nach Norden, erstreckt sich nach dieser Himmelsgegend weiter hin, als man bisher annahm; nach Osten, Westen und Süden ist sie scharf von der sie umgebenden, absolut vegetationslosen Sserir* abgeschieden und unterscheidet sich auch von dem umgebenden Boden durch eine merkliche relative Depression.

Es ist noch nicht mit Gewißheit nachgewiesen, ob Audjila und Djalo unter dem Meeresniveau oder über demselben gelegen sind. Man wird der Wahrheit am nächsten kommen, wenn man annimmt, die Oasen liegen ungefähr auf Meereshöhe.

Pflanzen und Thiere sind ganz dieselben wie in Sokna, und was die Menschen anbetrifft, so finden wir in den drei bewohnten Oasen zum Theil Berber,** zum Theil Araber. In Schcherre, der nördlichsten Oase, wohnen nur Araber und zwar Suya. Sie haben keine Häuser, sondern nur Zelte und Hütten, sie

* Sserir ist eine kiesige Ebene.

** Heinrich Barth leitet das Wort Berber von „Barbari“ her. Es ist das discutirbar. Vielleicht haben die Römer das Wort Barbarei von den Berbern hergenommen. Im Westen von Afrika nennen sich die eingeborenen Stämme — nicht die Araber — Brebber oder Berebber.

treiben auch wenig Gartenbau, halten aber ihre Palmen gut im Stande. Es befindet sich dort eine Sauya oder ein Kloster der Snussi. Die Zahl der Einwohner schwankt stets, weil die Suya Nomaden sind.

In Audjila wohnen nur Berber, sie selbst nennen sich Uadjili und ihren Ort Audjila. Es giebt viele Moscheen in Audjila, von denen aber manche halb in Trümmern liegen. Alle Moscheen haben viele kleine gewölbte Kuppeln. Auch hier giebt es eine Sauya der Snussi. Während vor zehn Jahren die Bewohner wenig fanatisch waren, hat der Einfluß der Snussi jetzt ihre Brust mit Haß gegen Andersdenkende erfüllt.

Nur das eine Gute haben die Snussi gewirkt, daß das Lakbitrinken jetzt ganz abgekommen ist. Früher trank Jeder Palmwein, Alt und Jung, Männer und Frauen gaben sich dem Lakbi hin. Findet man heute noch hier und da einen Liebhaber von Lakbi, so holt er sich denselben von Djalo oder Schchere, wo die Bewohner dem Palmwein nach wie vor zugethan sind.

In ganz Audjila mögen immerhin mit den vielen Sclaven ca. 3000 Einwohner leben, in der Hauptstadt selbst wohl kaum 2000 Seelen. Ich habe früher die Einwohnerzahl zu 4000 angegeben, aber da nach der Aussage des Scheich Ibrahim kaum 800 waffenfähige Männer in Audjila sind, so darf man die Gesammtzahl wohl nicht höher als 3000 annehmen.

Während Audjila nur aus einem Hauptort besteht, hat Djalo zwei große Ortschaften, die nur auf Schußweite von einander entfernt liegen: L'Areg im Westen und Lebbeh oder Lebba im Osten. Ersterer Ort wird von den Modjabra bewohnt, welche Araber sein wollen und auch arabisch reden, während Lebbeh von Berbern bevölkert ist. Beide Orte sind ungefähr gleich groß und dürften zusammen etwa 6000 Einwohner haben. Djalo ist eine der reichsten Oasen der Sahara. Nicht nur hat diese Oase an sich bedeutend mehr Palmen als Audjila, sondern es giebt hier wirkliche Kaufleute; Kaufleute, die über Vermögen von je 100000 Thaler disponiren. Nur im Westen giebt es noch Oasen, welche gleichen Reichthum bergen. Auch Rhadames und Abuam im eigentlichen Tafilet dürften Kaufleute mit ähnlichen Vermögensverhältnissen aufzuweisen haben; ob aber so viele Reiche wie in Djalo, das ist noch zweifelhaft. Da das Geld aber in diesen Gegenden einen anderen Werth hat wie bei uns, kann man von Djalo sagen, was man von Genf als „Stadt" in der Schweiz sagt, es ist die „Oase" der Millionäre.





Die Wittelsbacher.

Von

Karl Theodor Heigel.

Als Maximilian I. von Baiern den gelehrten Augsburger Patricier Marcus Welser mit der Abfassung eines „bairischen Historiwerks“ betraute, trug dieser Bedenken, die Landesgeschichte bis zum Auftreten der Wittelsbacher fortzusetzen, denn er sah keine Möglichkeit, den Stammbaum des regierenden Hauses auf Karl den Großen zurückzuführen. Und doch war dies eine Tradition, die nicht verletzt werden durfte. Galt ja doch auch bei den Franzosen als unbezweifelte Thatsache, daß ihre Könige von Francus, dem Sohne Hector's, abstammten, und Polydore Vergil, der in der Zeit der Hugenottenkriege lebte, wurde unpopulär, als er jene Behauptung angriff. Welser machte den Vorschlag, eine Conferenz sachverständiger Forscher zu berufen, um über die Genealogie der Dynastie Klarheit zu gewinnen. Als dieses Project nicht angenommen wurde, zog er sich vom Unternehmen gänzlich zurück. Andere patriotische Historiker waren weniger bedenklich. Noch der bekannte Heraldiker Einzinger von Einzing vertrat gegen Ende des vorigen Jahrhunderts die gewagte Hypothese. Wieder andere Forscher knüpften an Tassilo und die Agilolfinger an, Buat in den „Origines Boicae domus“ an die in der Lex Bajuwariorum genannte Familie der Huosier. Den Zusammenhang mit dieser Familie sucht auch der Verfasser der vor zwei Jahren erschienenen trefflichen Geschichte Baierns, Sigmund Riezler, zu vertheidigen. Größere Sicherheit bieten jene Nachrichten, welche die Schyren als Nachkommen des Markgrafen Liutpold bezeichnen, der unter der Regierung des letzten Karolingers Ludwig mit starkem Arm die Ostmark gegen die Ungarn vertheidigte. Sein Sohn Arnulf riß die herzogliche Macht an sich, stärker und selbständiger denn je trat das baierische Stammesherzogthum in feindlichen Gegensatz zu dem in Forchheim neu geschaffenen deutschen Königthum, aber der große Otto bereitete dem Enkel Liutpold's das Geschick Tassilo's. Nach dem Tode Bertold's, der nur noch das Amt eines königlichen Beamten inne hatte, wurde die Familie in den Hintergrund gedrängt.

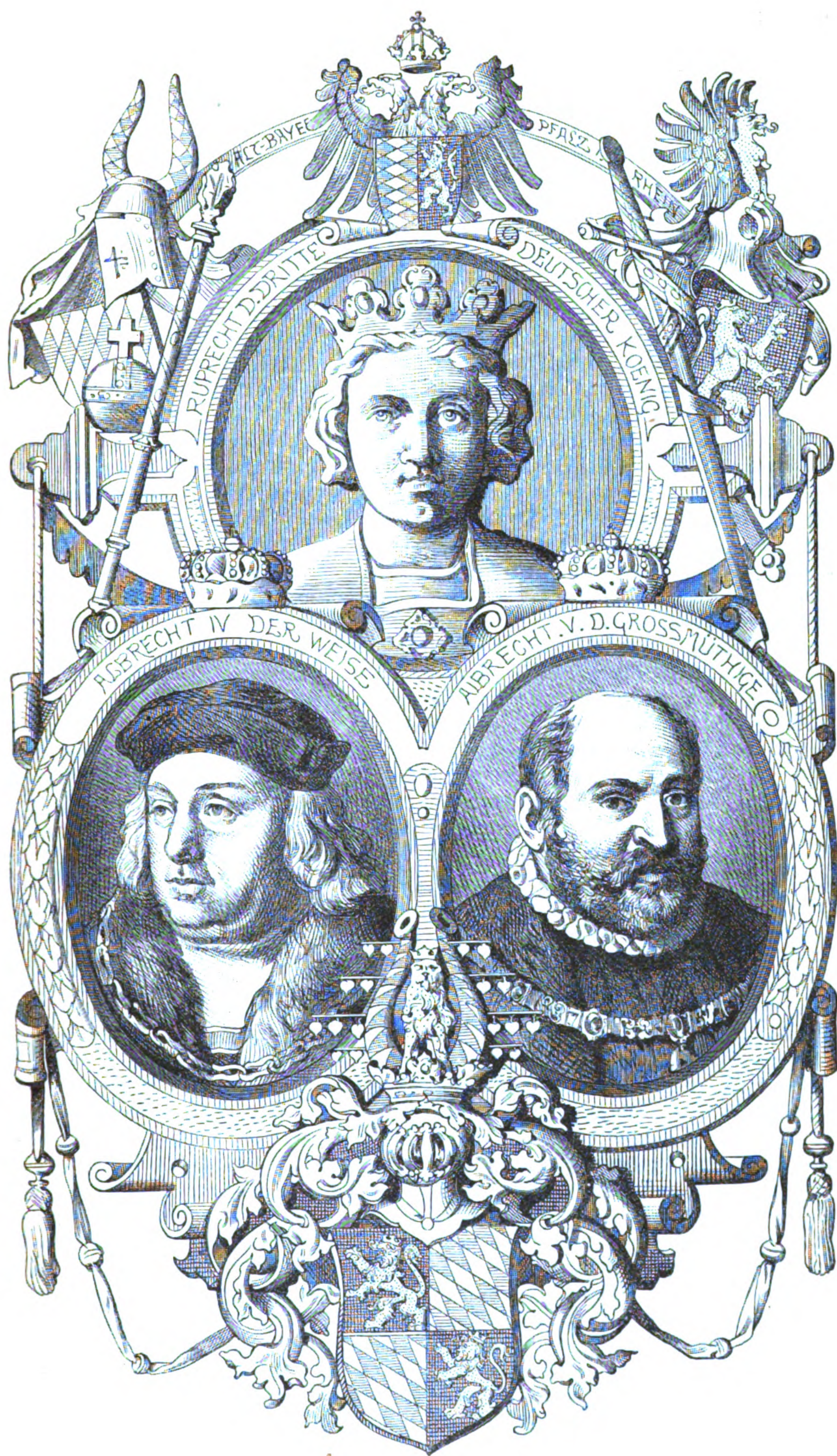
Im elften Jahrhundert erscheinen aber die Liutpoldinger wieder als Grafen im Kelsgau, versippt mit den angesehensten Geschlechtern des Landes. Seit 1113 nennen sie sich nach der Burg Scheiern unweit der oberen Ilm, ein Lustrum später nach der Burg „Witelinespach“ bei Aichach. Für tapfere Dienste auf der Romfahrt Heinrich's V. erhielt Graf Otto von Wittelsbach das pfalzgräfliche Amt in Baiern. Noch wichtigeren Beistand leistete sein gleichnamiger Sohn dem Kaiser Friedrich Barbarossa. Bei dem ersten Zug nach Italien trug er das kaiserliche Banner, und sogar der Freisinger Bischof Otto, der den Wittelsbachern aus persönlichen Motiven abge-

neigt war, zollt dem Muth des jungen Pfalzgrafen und seiner Brüder das höchste Lob. Durch eine kühne That rettete Otto das Reichsheer, dem in der Etschklause durch eine veronesische Schar der Weg versperrt war, vor schimpflicher Demüthigung, indem er mit einer auserlesenen Schar Baiern die steilen Höhen erkletterte und von oben herab die bestürzten Wälschen überfiel. Auch an allen übrigen Heerfahrten Friedrich's nahm der Wittelsbacher, der mit dem Kaiser von mütterlicher Seite nahe verwandt war, Theil und führte mit großem Geschick wichtige diplomatische Missionen durch. Als der Kaiser mit der curialistischen Partei des Cardinalcollegiums in Conflict gerieth, leitete der Pfalzgraf als Stellvertreter seines Herrn in Rom die Unterhandlungen, die zur Erhebung des kaiserlichen Gegenpapstes Victor führten. Ebenso verfocht er die kaiserlichen Rechte auf der Tagfahrt zu Cremona gegen die Lombarden, wie in den Unterhandlungen mit den Gesandten des griechischen Kaisers und des Normannenkönigs. Als sich infolge des Schismas auch in Deutschland, insbesondere im Erzstift Salzburg, eine päpstliche Partei gegen die Kirchenpolitik Barbarossa's erhob, vollzog der baierische Pfalzgraf im Verein mit seinen Brüdern an den Reichsfeinden die Acht und bekämpfte energisch mit Wort und Schwert den Alexandrinismus. Auch Heinrich der Löwe, der mächtige Herr von Baiern und Sachsen, in dessen freundschaftlichem Beistand Friedrich die wichtigste Stütze seiner Herrschaft erblickte, hatte nicht daran gedacht, sich zum Anwalt der curialistischen Partei aufzuwerfen, allein andere Gründe führten zum Bruch zwischen ihm und dem Kaiser. Dem Sohne jenes hochgemuthen Heinrich, dem einst zu Koblenz durch die Winkelwahl des Staufers Konrad die Krone entwunden worden war, konnte auf die Dauer ein zweiter Platz nicht genügen. Vom Baiernherzog im entscheidenden Augenblick verlassen, erlitt Friedrich die Niederlage bei Legnano, und die Erbitterung über den trotzigen Vasallen rief einen vollständigen Umschwung der kaiserlichen Politik hervor.

Um freie Hand in Deutschland zu gewinnen und dem Welfen die Möglichkeit abzuschneiden, als Schirmherr der bedrängten Kirche Bundesgenossen zu werben, bot Friedrich selbst dem Papst die Hand zum Frieden. Wie vorher im Streit mit der Curie Pfalzgraf Otto sein treuester Parteigänger, so leistete jetzt Otto's Bruder Konrad, der wegen seiner Anhänglichkeit an Rom zum Cardinal erhoben war, als Vermittler gute Dienste; durch seine Fürsprache wurde auch Otto mit Papst Alexander ausgesöhnt. Nun galt es den entscheidenden Waffengang zwischen dem Kaiser und seinem alten Waffengenossen Heinrich. Friedrich hielt sich dabei aufs strengste an den Rechtsweg. Dreimal lud er den Schuldigen vor sein Gericht; erst nachdem jener halsstarrig die gesetzliche Frist zur Vertheidigung versäumt hatte, legte der oberste Richter den Reichsständen die Frage vor, welches Urtheil der treulose Lehensmann verdiene. Es gebiete die Gerechtigkeit, so lautete die Antwort, daß er der herzoglichen Würde und aller Lehen verlustig gehe und durch einen Würdigeren ersetzt werde. Zu Gelnhausen im April 1180 verfuhr Friedrich nach diesem Urtheilsspruch und belohnte die Dienste der Getreuen, die ihn im Kampf gegen Heinrich unterstützten. Erzbischof Philipp von Köln oder vielmehr die Kölner Kirche erhielt das Herzogthum Westfalen, der übrige Theil des Herzogthums Sachsen gelangte an Bernhard von Anhalt. Ueber die süddeutschen Lehen wurde erst auf dem zu Regensburg, der alten Hauptstadt Baierns, am Sonnwendtag 1180 eröffneten Reichstag verfügt. Wenn ein sonst gut unterrichteter Gewährsmann, Priester Magnus von Reichersberg, erzählt, man sei in Regensburg nochmals über den geächteten Baiernherzog zu Gericht gesessen, so wird dabei nur an eine nachträgliche Bekanntgebung des Urtheils an die bei den früheren Gerichtstagen nicht anwesenden süddeutschen Fürsten gedacht werden dürfen. Erst nach Beendigung des Reichstags eröffnete der Kaiser, welchem Fürsten er das erledigte Herzogthum Baiern zu verleihen gedenke. Die Frage, wer als der würdigste zu betrachten wäre, bot keine Schwierigkeit. Keiner konnte sich mit Pfalzgraf Otto messen. Seine Familie hatte in Baiern am festesten Wurzel gefaßt; seine Ahnen hatten dort

schon einmal gleich unabhängigen Königen regiert, und die Erinnerung an jene Zeiten warf auch auf die Nachkommen noch hellen Glanz. Die pfalzgräflichen Brüder, und unter ihnen insbesondere der älteste, waren ihrer staatsmännischen und kriegerischen Vorzüge wegen im ganzen Reich berühmt; auch dem Herzen Friedrich's stand Otto nach dem Zeugniß des Geschichtschreibers Morena näher als jeder andere Fürst. Die wittelsbachische Hausmacht war stark genug zur Behauptung herzoglicher Ehren; von den Kirchenfürsten des Landes war ein Widerstreben ohnehin nicht zu besorgen, da ihr Haupt, Erzbischof Konrad, Otto's Bruder war. Diese Gründe lenkten des Kaisers Wahl auf den Pfalzgrafen. Noch war aber das Schwerste zu thun: dem Machtspruch über Heinrich's Länder und Würden Anerkennung zu sichern. Es wurde also gegen den Geächteten die Reichsheerfahrt nach Sachsen eröffnet. Wo der Kaiser selbst erschien, wagte Niemand Widerstand, die festesten Burgen des Herzogs wurden ohne Schwertstreich ausgeliefert, aber nicht so glücklich waren an anderen Punkten die kaiserlichen Waffengenossen. Noch war Heinrich unbezwungen, als Friedrich zu Altenburg in Thüringen die deutschen Fürsten um sich versammelte. Hier wurde Otto am 16. September mit dem Herzogthum Baiern belehnt. Ein schlichtes Pergamentbüchlein eines Domherrn zu Regensburg, Hugo v. Lerchenfelt, der allerlei Nachrichten über seine Familie und bemerkenswerthe Zeitereignisse zusammentrug, ist die einzige Quelle, die den denkwürdigen Tag genau bezeichnet. Der aufsteigende Adler, den Otto bisher als Pfalzgraf im Siegel geführt hatte, war ein Symbol glücklichen Aufschwungs der Wittelsbacher gewesen. Zwar wagten einige Grafen — Riezler denkt an die Andechser, die bisher in gleichem Rang mit den Wittelsbachern gestanden hatten —, dem neuen Herzog den Lehenseid zu weigern, allein es scheint bald gelungen zu sein, ihren Widerstand zu brechen, denn Otto konnte schon im nächsten Jahre nach seiner Erhebung am Feldzug gegen Heinrich Theil nehmen, wodurch das Schicksal des Welfen besiegelt ward. So viel sich aus dem dürftigen urkundlichen Material über die Regierungsgeschichte Otto's ersehen läßt, nahm sich schon dieser die Grundsätze zur Richtschnur, die den Nachfolgern zu einer festeren Stellung den Großen des Landes gegenüber verhalfen, als es in anderen Herzogthümern gelang. Er tritt uns fast ausschließlich als Richter entgegen im Kreise der Fürsten und Herren seines Gebiets, die er auffallend häufig zu Land- und Gerichtstagen heranzieht. „Zu seinen Zeiten," rühmt Konrad v. Scheiern, „genoß Baiern Frieden und ungestörte Wohlfahrt."

Sein Sohn und Nachfolger Ludwig, nach seinem Lieblingsaufenthalt der Kelheimer genannt, erweiterte seine Hausmacht durch Kauf, Erbschaft und Leheneinziehung aufs ansehnlichste, begünstigt durch den Umstand, daß gerade während seiner Regierung zahlreiche mächtige Geschlechter erloschen. Die vorzüglichste Erwerbung war die Pfalzgrafschaft bei Rhein. Als nämlich der junge Staufer Friedrich den Kampf gegen den Braunschweiger Otto aufnahm, verhängte er auch die Acht über Otto's Bruder, Pfalzgraf Heinrich, und belehnte mit seinem Gebiet den Baiernherzog. In wirklichen Besitz kam dieser aber erst durch die Vermählung seines Sohnes Otto mit Heinrich's Erbtochter Agnes. Auch unter Otto's Regiment erloschen mächtige Geschlechter: die Grafen von Valley, Wasserburg, Andechs und Bogen, und durch ihre Gebiete und Einkünfte erwuchs der Macht der Herzöge solche Befestigung, daß sie von jetzt an als die eigentlich souveränen Herren der baierischen Provinz anzusehen sind, während die kaiserlichen Rechte gegenüber der herzoglichen Landeshoheit nur noch bedeutungsloser Schimmer. Das Herzogthum wurde nicht mehr als Amt, sondern als Erb- und Familiengut angesehen. Diese Auffassung trat offen zu Tage, als nach Otto's II. Tod seine Söhne Ludwig und Heinrich am 28. März 1255 die Lande in ein oberes und ein niederes Baiern theilten; zur ersten Hälfte gehörte auch die Pfalzgrafschaft bei Rhein. Da hier nur die wichtigsten Momente der Entwickelung der wittelsbachischen Hausmacht berührt werden dürfen, kann auch auf die bedeutsame Stellung, welche beide Herzöge in der Reichsgeschichte einnehmen, nicht näher eingegangen werden. Heinrich's Sohn


RUPRECHT D. DRITTE DEUTSCHER KOENIG
ALBRECHT IV DER WEISE
ALBRECHT V. D. GROSSMÜTHIGE

Otto wurde 1305 zum König von Ungarn gewählt und gekrönt, konnte sich aber in dem wild aufgeregten Lande nicht lange behaupten. Für sein baierisches Herzogthum war jedoch diese Erhebung von wichtigen Folgen. Um die widerstrebenden Großen zur Steuerbewilligung für Bestreitung der Kosten eines Heerzuges nach Ungarn zu bewegen, gestand er allen Grundherren, welche die Steuer entrichten würden, die Gerichtsbarkeit über ihre Grundholden zu; es ist diese sogenannte Ottonische Handveste der erste ständische Freiheitsbrief. Dem Herzog Ludwig von Oberbaiern wurde eine traurige Berühmtheit zu Theil wegen des infolge falschen Verdachts über seine Gattin Maria von Brabant verhängten Bluturtheils. Unter seinen Söhnen Rudolf und Ludwig erfolgten neue Theilungen. Als der jüngere 1314 zum deutschen König gewählt war, stand Rudolf auf Seite der Gegner, die sich um den Habsburger Friedrich scharten. Der Streit fand erst nach Rudolf's Tod eine friedliche Lösung, indem Ludwig auf der Heimkehr von Rom zu Pavia mit Rudolf's Söhnen einen Hausvertrag schloß, wonach die Rheinpfalz sowie die baierischen Gebiete im Nordgau, die in der Folge den Namen „Obere Pfalz“ führten, an die rudolfinische Linie überging. Ludwig's Regierung zählt zu den wichtigsten Perioden der deutschen Geschichte: noch einmal flackert die Kaiserpolitik der Staufer auf, während sich schon in Geist und Form des Mittelalters der wichtigste Umschwung vollzieht. Ludwig selbst war nicht der große, eiserne Charakter, wie ihn der Kampf, den er sechzehn Jahre mit den Habsburgern, vierundzwanzig Jahre mit der Curie führen mußte, erheischt hätte. Er führte aber auch den sieglosen Streit nicht unehrenvoll; wenn man durchaus Vergleiche ziehen will, so darf man nicht außer Acht lassen, daß in früheren Jahrhunderten Papstthum und Kaiserthum auf ihrer Höhe zwar rivalisirende Mächte waren, aber noch immer viele Berührungspunkte hatten, während es sich in den Tagen Ludwig's nicht bloß um Befreiung der Staatsgewalt von hierarchischer Bevormundung, sondern auch um Niederhaltung der von der Curie unterstützten Kaiserpläne des Hauses Valois handelte.

„Der Baier“, wie Papst Johann seinen Gegner mit Umgehung des Kaisertitels nannte, hat aber auf anderem Gebiete noch besseres Verdienst. Er ist nächst Rudolf von Habsburg und Max I. wohl der populärste Kaiser um der warmen Fürsorge willen, die er der Entwickelung des praktischen Lebens, der Förderung des Handels und der Gewerbe in den deutschen Städten und der Ausbildung ihrer inneren Verfassung zuwandte. Unter ihm erreichte das deutsche Bürgerthum jene bedeutungsvolle Stellung, von welcher es erst im nächsten Jahrhundert, mehr noch durch innere Verfassungskämpfe als durch die Angriffe des Fürstenthums geschwächt, herabzusinken begann.

Nach dem Erlöschen der niederbaierischen Linie 1340 vereinigte Ludwig ihren Besitz mit Oberbaiern. Da überdies sein ältester Sohn mit der Mark Brandenburg belehnt war und als zweiter Gatte der Margaretha Maultasch Tirol erwarb, und da durch des Vaters zweite Ehe auch Holland, Seeland, Friesland und Hennegau wittelsbachisches Hausgut geworden waren, konnte sich kein anderes deutsches Geschlecht, weder das luxemburgische noch das habsburgische, an Besitz und Macht mit den Wittelsbachern messen. Diese Bedeutung ging jedoch binnen wenigen Jahren verloren, da des Kaisers Söhne wieder zur Theilung schritten und alle neuerworbenen Lande, wie Aventin klagt, „durch baierische Trägheit“ eingebüßt wurden. Die Geschichte der Familie und des Landes im folgenden Jahrhundert bietet ein unerfreuliches Bild. Von einheitlicher Hauspolitik war nicht die Rede, die verwandten Fürsten befehdeten sich fast unablässig, und die zwischen ihnen häufig geschlossenen Verträge geben nur Zeugniß von der Zerklüftung und dem kleinlichen Egoismus der Betheiligten. Ihr Gebaren ist charakteristisch für das ganze unruhige Zeitalter. Welche Kraft wurde damals in nimmer endendem Bürgerkrieg verzettelt! Insbesondere der heißblütige Ludwig im Bart, Herzog von Baiern-Ingolstadt, der sein ganzes Leben lang mit den nächsten Blutsverwandten in Streit lag, liefert so recht den Beweis, auf welche Irrwege ein ehrgeiziger Fürst voll Kraft und Energie gerathen mußte in einer Zeit, aus welcher alle hohen

Ziele verschwunden waren. Auch der Beste hinterließ nur das Andenken eines Wettersturms, der verheerend und vernichtend über die Lande hinwegzog!

Mit besonderer Vorliebe wird von den Chronisten Albrecht III. wegen seiner Beziehungen zur schönen Baderstochter Agnes Bernauerin behandelt. Die neuere Forschung hat manchen damit verwobenen romantischen Zug ins Gebiet der Dichtung verwiesen. Ist doch sogar zweifelhaft, ob das Verhältniß der Liebenden den Segen der Kirche erhielt. Das Todesurtheil, das der Vater Albrecht's über die unglückliche „Zaubererin", die seine dynastischen Pläne zu durchkreuzen drohte, verhängen ließ, war nach der Auffassung der Zeitgenossen nicht so grausam, wie es in unseren Augen erscheint, und so ist denn auch der Rachekrieg, den der Sohn gegen den Vater geführt haben soll, eine Fabel. Schon wenige Wochen nach der Hinrichtung der Bernauerin standen Vater und Sohn wieder in vertraulichem Verkehr, und ein Jahr später vermählte sich Albrecht „standesgemäß" mit Anna von Braunschweig.

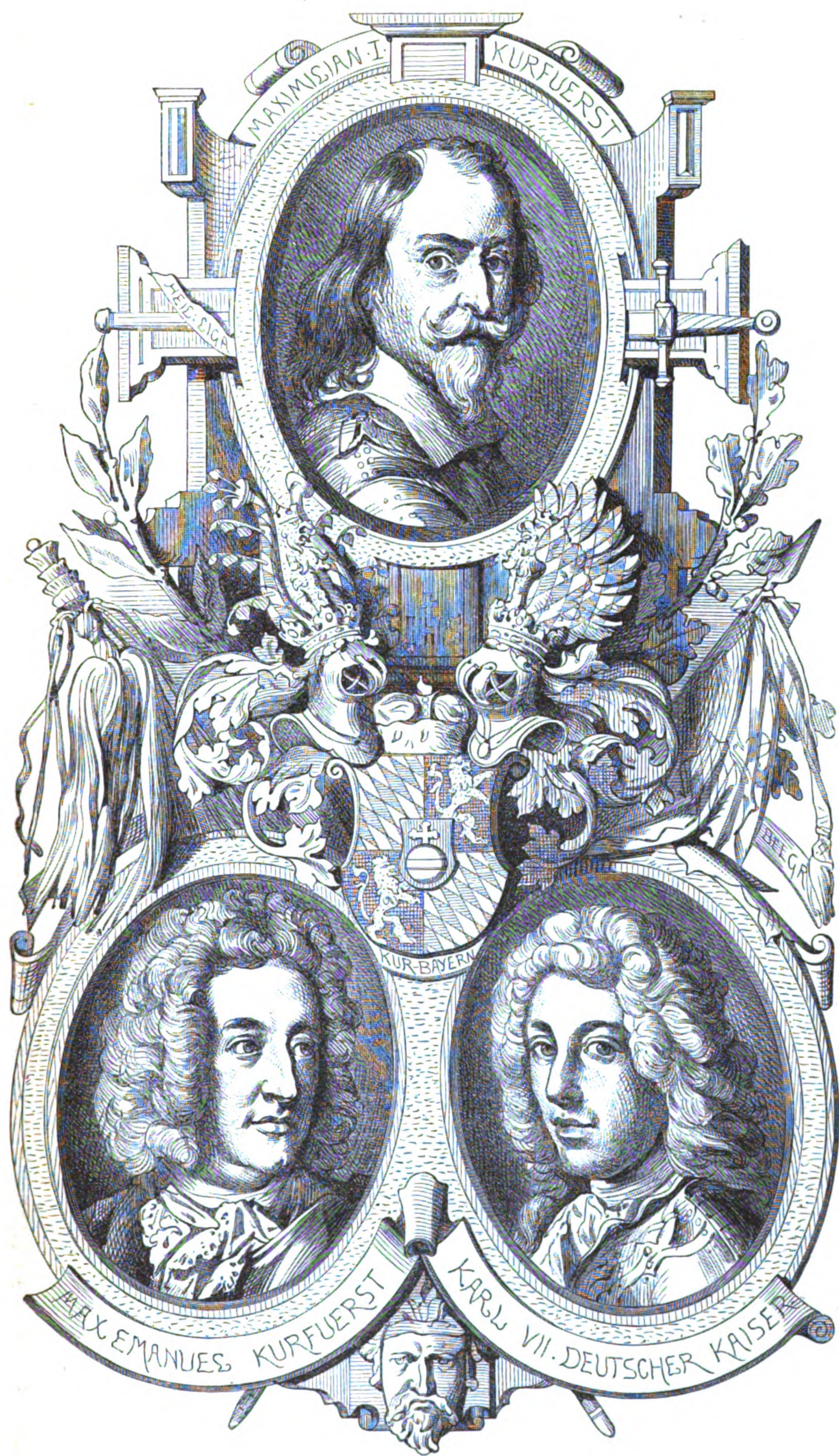
Hervorragenden Rang unter den deutschen Fürsten des fünfzehnten Jahrhunderts nimmt Herzog Ludwig von Baiern-Landshut ein. Mit dem stammverwandten Pfälzer, Friedrich dem Siegreichen, war er — in der Hausgeschichte eine seltene Erscheinung — eng verbündet. Es galt, der brandenburgischen Politik, die in Markgraf Albrecht Achilles einen rastlos eifrigen Vorkämpfer hatte, entgegenzuwirken. Die baierische Partei bestand glücklich den Waffengang. Der „böse Fritz" erwehrte sich der ringsum dräuenden Feinde, und sein Bündner Ludwig schlug das von Kaiser Friedrich III. ins Feld gerufene Reichsheer bei Giengen. Beide Fürsten repräsentiren glänzend das unter dem schwachen Kaiser Friedrich mächtiger denn je emporstrebende Fürstenthum, dessen Streben vor Allem darauf zielte, jede Stärkung der kaiserlichen Gewalt zu verhindern, nicht selten unter der Maske loyalen Reformeifers zu Nutz und Frommen der Einheit und Stärke des Reichs. Von wohlthätigstem Einfluß war ihr Wirken in den eigenen Ländern, wo nicht bloß unter kräftigem Fürstenschutz der materielle Wohlstand aufblühte, sondern auch für Förderung der geistigen Entwickelung Großes geleistet wurde. Der gewaltthätige Pfälzer Fritz war ein warmer Freund der Heidelberger Universität, und der Landshuter Herzog stiftete in Ingolstadt eine Hochschule, die, ehe von jesuitischem Regiment das freiere wissenschaftliche Streben unterdrückt wurde, den ersten gelehrten Anstalten Deutschlands nicht nachstand.

An staatsmännischem Talent war den beiden Vettern der gleichzeitige Herzog von Baiern-München, Albrecht IV., der leider noch keinen würdigen Biographen fand, noch überlegen. Mit klügster Berechnung traf er Vorkehrungen, um Tirol wieder mit Baiern zu vereinigen und die Reichsstadt Regensburg seiner Herrschaft zu unterwerfen. Ohne Zweifel hätte sich diese älteste und ehrwürdigste Culturstätte Deutschlands in jeder Beziehung besser zur Hauptstadt Baierns geeignet als das in ungünstigster Lage erbaute München, das trotz rastloser Bemühungen der Herzöge um Hebung und Ausschmückung ihrer Residenz eigentlich erst in unserem Jahrhundert den Charakter einer Ackerstadt abstreifen konnte. Albrecht's weitsehende Pläne scheiterten jedoch am Widerstand des Kaisers. Dagegen glückte ihm wenigstens der Erwerb der größeren Hälfte des Herzogthums Baiern-Landshut. Zwar hatte der letzte Regent dieser Linie, der prachtliebende Georg der Reiche, im Widerspruch zur alten Erbfolgeordnung seine Tochter Elisabeth und ihren Gemahl, Pfalzgraf Ruprecht, zu Erben eingesetzt, allein nach einem langwierigen verheerenden Krieg wurde durch einen Spruch des zu Köln versammelten Reichstages 1505 in der Hauptsache zu Gunsten Albrecht's entschieden. Um neue Zerstückelung der baierischen Lande zu verhüten, erließ der Herzog 1506 ein pragmatisches Hausgesetz, wonach künftig nach dem Tode des regierenden Fürsten nur der erstgeborene Sohn die Regierung der Gesammtlande übernehmen sollte.

In die zunächst sich anschließende Periode bis zur Regierung Maximilian's I. fällt die Ausbildung der landständischen Verfassung in Baiern. Die Hoheitsrechte der Regenten wurden mannigfach eingeschränkt, da der Religions- und Türkenkriege wegen häufig die Hülfe der Stände in Anspruch genommen werden mußte.

Auch die Ausgaben der Fürsten für die edelsten Zwecke erregten den Zorn der sparsamen Utilitarier. Insbesondere unter Albrecht's V. Regierung war der Münchener Hof eine Heimstätte deutscher Kunst. Roland de Lattre, bekannter unter dem Namen Orlando di Lasso, Hans Mielich, Peter de Witte, genannt Candido, Christof Schwarz und andere Meister der Musik, der Malerei und des Kunstgewerbes bildeten eine seltene Tafelrunde. Auf die in überaus derbem Ton abgefaßten Vorstellungen der Stände antwortete der Fürst, Gejaid und Cantorei (Jagd und Gesang) seien nun einmal seine Ergötzlichkeit, die er sich nicht nehmen lassen wolle. In der religiösen Frage, die damals das ganze Reich in zwei feindliche Lager spaltete, nahm Baiern anfänglich eine schwankende Haltung ein. Noch auf dem Trienter Concil drang der baierische Gesandte, Rath Baumgartner, im Hinblick auf die im Lande herrschende Stimmung auf Beseitigung der im Klerus festgewurzelten Mißstände, Gestattung der Priesterehe und des Empfangs des Abendmahls unter beiden Gestalten. Allmälig gelangte aber durch den Einfluß der Jesuiten die Gegenreformation zum Siege, und jede auf Neuerungen zielende Regung wurde gewaltsam unterdrückt. Während also der baierische Hof die streng katholische Richtung vertrat, befreundete sich die pfälzische Linie frühzeitig mit der neuen Lehre. Friedrich III., der Fromme, führte mit Entschlossenheit die reformirte Lehre, wie sie Calvin ausgebildet hatte, in der Pfalz ein und hatte persönlich hervorragenden Antheil an der Abfassung des Heidelberger Katechismus. Zwar strebte sein Sohn und Nachfolger, die pfälzische Kirche nach den Grundsätzen der lutheranischen Partei umzugestalten, allein schon der nächste Nachfolger, Friedrich IV., der Bauherr des nach ihm benannten Flügels der herrlichsten Fürstenwohnung in Europa, des Heidelberger Schlosses, lenkte wieder in die kirchliche Ordnung des Großvaters ein und wurde das Haupt der Opposition gegen den Kaiser und die katholische Partei. Erschreckt durch die strenge Behandlung Donauwörths, verbanden sich viele Fürsten der Protestpartei zur „Union". Unter Friedrich V., einem nach französisch-calvinistischen Grundsätzen erzogenen, feingebildeten Weltmann, verschärften sich die Gegensätze mehr und mehr. Da jetzt schon ein gewaltsamer Austrag des kirchlich-politischen Streites unvermeidlich schien, faßte der pfälzische Hofprediger Camerarius den Gedanken, die baierische Linie des Hauses Wittelsbach durch das Angebot der Kaiserkrone von der katholischen Sache abzuwenden und dadurch dem Erzhaus seine tüchtigste Stütze zu entziehen. Denn auch der baierische Herzog Maximilian I. hatte zum Schutz seines Bekenntnisses den föderativen Gedanken aufgegriffen und viele katholische Fürsten zur „Liga" vereinigt. Freilich war das Bündniß nicht bloß gegen die protestantischen Gegner, sondern auch gegen die habsburgische Kaiserpolitik gerichtet, da ebenso ängstlich von katholischen wie von protestantischen Fürsten Eingriffe in ihre souveränen Rechte befürchtet wurden.

Dem Oberhaupt der Liga wurde nun nach Camerarius' Vorschlag von den unirten Fürsten die durch den Tod Matthias' erledigte Krone angetragen. Allein Maximilian, von einigen Historikern „der Katholische" genannt, wollte weder pfälzischen noch habsburgischen Zwecken dienstbar werden und schlug das lockende Anerbieten aus. Er zählt unbestreitbar zu den bedeutendsten Männern seines Jahrhunderts und seines ganzen Hauses. Sinnlichkeit und Leidenschaft gewannen nie Gewalt über ihn, in seinem Wollen und Thun treten nur Maß, Ordnung und Gleichmuth hervor. Sein ganzes Wesen zeigt eine seltene Vereinigung von klarem Verstand, unbeugsamem Willen und unerschütterlicher Ruhe. An Arbeitskraft übertraf er all' seine Feldherren und Räthe. Wie sein eigener Haushalt streng geordnet, so war auch das Land musterhaft regiert. Und nicht bloß der Politik und dem Kriegswesen widmete er so staunenswerthe Selbstthätigkeit, sondern er bewies auch für Kunst und Wissenschaft regstes Interesse. Allein trotz aller Dienste und Verdienste des Regenten fehlte zu gesegnetem Gedeihen der Volkswohlfahrt die unerläßliche Grundlage, die Freiheit des Geistes. So nur ist es erklärbar, daß noch ein volles Jahrhundert hindurch die Baiern, deren geistige Entwickelung im Mittelalter von keinem deutschen Stamm übertroffen war, dem mittleren und nördlichen Deutschland nicht bloß gänzlich


MAXIMILIAN I. KURFUERST
KUR-BAYERN
MAX EMANUEL KURFUERST
KARL VII. DEUTSCHER KAISER

entfremdet waren, sondern auch in Sitte, Sprache und Bildung zurückblieben. Was aber für das Land und das Volk unberechenbare Nachtheile nach sich zog, lieh der Regierung, wenigstens so lange ein so kraftvoller Fürst an der Spitze stand, einen außerordentlichen Zuwachs an Stärke. Maximilian's, des Vorkämpfers des Katholicismus, Ansehen und politisches Gewicht standen in gar keinem Verhältniß zum geringen Umfang seines Landes und der Beschränktheit seiner Einkünfte und Wehrkraft. In Wien und Paris, Madrid und Rom war das Augenmerk der leitenden Kreise auf das kleine München gerichtet.

In gleichem Sinne wie der glaubenseifrige Maximilian wirkte sein zum Kurfürsten von Köln erhobener Bruder Ferdinand. Der katholischen Sache und zugleich dem baierischen Hause ein unbedingtes Uebergewicht zu erringen, darauf zielte ihr Streben, aber nie ließen sie sich durch ehrgeizige Pläne zu übereiltem, unbesonnenem Handeln fortreißen. Dagegen gerieth der Pfälzer Vetter, seit Maximilian sich gegen die Verheißungen der Union unempfänglich erwiesen hatte, auf die Bahn der Abenteuer. Als die böhmischen Stände, von Erzherzog Ferdinand, dem Ingolstädter Jesuitenzögling, Unterdrückung der ständischen und religiösen Freiheit fürchtend, dem Führer der Union die Krone Böhmens anboten, nahm er die verhängnißvolle Danaergabe an. Es war gleichsam das Signal zum Ausbruch des Krieges mit dem habsburgischen Kaiserhaus und seinen katholischen Bundesgenossen, zum gräuelvollsten Bürgerkrieg, der je auf deutschem Boden Blut und Verderben säete. Wenn Hormayr die Verdienste Maximilian's in jenem entscheidenden Zweikampf im Ausruf zusammenfaßt: „Ohne Maximilian kein deutsches Haus Oesterreich mehr!“ so ist das überschwängliche Wort im Wesentlichen nicht unberechtigt; nur den Waffen der Liga dankte Ferdinand II. im Augenblick der Gefahr Erhaltung der eigenen Lande und Sieg über die äußeren Feinde.

Am 8. November 1620 gewann Tilly's Heer am weißen Berge bei Prag leichten Sieg; über den „Winterkönig“ Friedrich wurde die Acht verhängt, spanische und baierische Truppen nahmen die Pfalz ein und schafften dem kaiserlichen Namen Geltung im ganzen Reich. Auf dem Reichstag zu Regensburg 1623 wurden dafür dem siegreichen Oberhaupt der Liga die pfälzische Kur und die Oberpfalz übertragen. Auch im dänischen Kriege behauptete noch Tilly das Feld, aber der junge Schwedenkönig entriß dem nie Besiegten den Sieg. Der Pfälzer Friedrich hatte die Genugthuung, im Gefolge Gustav Adolf's Zeuge der Uebergabe der Hauptstadt seines Gegners zu werden; allein auch sein glücklicher Bundesgenosse zögerte, ihn wiedereinzusetzen, und wenige Tage nach der Lützener Schlacht, die dem Schwedenkönig den Tod brachte, starb auch Friedrich. Für die baierischen Waffen brachte der fortdauernde Krieg die höchsten Ehren, schwedische Banner sanken in den Staub bei Nördlingen, französische bei Tuttlingen und Mergentheim, aber Baiern selbst wurde von den Schrecken jener Kriegsjahre furchtbarer heimgesucht als alle anderen deutschen Lande. Hunderte von Ortschaften waren gänzlich zerstört und verlassen, einsam ragten nur noch die Kirchthürme empor, wo vorher volkreiche Flecken standen, die Behauptung des schon durch den böhmischen Feldzug gewonnenen Zuwachses an Land und Ehren war wahrlich theuer erkauft. Auch der pfälzischen Linie gab der westfälische Friede eine neue Kur, und bald darauf gelangte sogar eine Nebenlinie, Zweibrücken-Kleeburg, auf den schwedischen Königsthron. Drei Heldenkönige, Karl X., Karl XI. und Karl XII., setzten die Welt durch kühne Kriegsthaten in Staunen.

Für Baiern war es ein unschätzbares Glück, daß auf den gebieterischen, ruhmliebenden Maximilian ein Freund des Friedens folgte, Ferdinand Maria. So konnte sich das Land allmälig von den Wunden des großen Krieges erholen. Ferdinand widerstand der Versuchung, als Mazarin ihm, um das Haus Habsburg von der leitenden Stellung im Reich zurückzudrängen, die Kaiserkrone anbieten ließ, wenn ihn dazu auch keineswegs Reichstreue bewog, — diese Tugend war ja in Deutschland damals noch ein leerer Begriff. Dagegen lenkte sein Sohn, der kriegerische Max Emanuel, so recht ein Paladin des siècle Louis XIV, in verderb-

liche Bahnen ein. Schon hatte es den Anschein, als sollte dem wittelsbachischen Hause der Thron Karl's V. zufallen, denn der letzte Habsburger in Madrid ernannte den baierischen Kurprinzen zum Erben der spanischen Monarchie, aber der frühzeitige Tod des Prinzen begrub nicht nur die an ihn geknüpften stolzen Hoffnungen, sondern lud auch auf den Vater ein trauriges Verhängniß. Als Bundesgenosse der Politik Ludwig's XIV. wurde er am schwersten betroffen von den Niederlagen, welche den Tallard, Marsin und Villars so oft durch das Dioskurenpaar Eugen und Marlborough widerfuhren.

Leider übernahm Max Emanuel's Sohn Karl Albert nicht bloß das mit Mühe wiedergewonnene Land, sondern auch die Politik des Vaters als Erbe. Nochmals schienen alle Bedingungen zu günstigem Gelingen der hochstrebenden Pläne geboten. Auf Karl's VI. Thron saß ja eine junge Frau, und die papierene Garantie ihrer Herrschaft, die pragmatische Sanction, die Karl VI. mit ungeheuren Opfern aufgerichtet hatte, erwies sich gegenüber dem Egoismus und der Beutegier aller Nachbarstaaten völlig werthlos. Ueberdies war der baierische Kurfürst, dessen Ansprüche auf Oesterreich nicht so schlechterdings unbegründet waren, wie es die Wiener Hofkanzlei darstellte, Liebling des österreichischen Volks und Schützling Frankreichs und Preußens. Fleury's goldspendende Diplomaten verhalfen ihm wirklich 1742 zur Kaiserkrone, das Ziel Max Emanuel's schien erreicht, die Besitznahme Oesterreichs nur noch ein leichtes Spiel. Schon sahen baierische Reiter und französische Hülfstruppen die Thurmspitze des Wiener Stephansdomes, da erfolgte, wie einst unter Max Emanuel durch die Schlacht bei Höchstädt, ein unerwarteter Umschwung. Zwar wurde noch Karl auf dem Hradschin zum König Böhmens gekrönt, aber am nämlichen Tage, da Frankfurt das inhaltleere Gepränge seiner Kaiserkrönung sah, ritt Trenck mit beutegierigen ungarischen Husaren in München ein. Wie in den Zeiten des dreißigjährigen Krieges erlitt Baiern unsägliche Drangsal unter feindlicher Besatzung, und seinem Fürsten, der den stolzesten Titel der Christenheit trug, blieb keine Demüthigung, keine Schmach erspart. Glücklichere Zeiten kehrten für Baiern erst wieder unter dem patriarchalischen Regiment Max Josef's III. Sein schlichtes bescheidenes Wesen ist zwar nicht in Vergleich zu bringen mit dem kühnen Gedankenflug des genialen Friedrich oder der Energie der großen Maria Theresia, aber für Baiern war sein Wirken von hoher, segensreicher Bedeutung. Die wahre Lebensluft fehlte bis dahin dem Staate und seinen Bürgern. Baiern war durch jenes aus Spanien und Italien geholte Gegengift gegen die Reformation in einen todesähnlichen Schlaf versenkt. Freies, selbständiges Denken war ja verpönt, wo die Jesuiten herrschten; Duldung gegen Akatholiken war ihres Strebens Gegensatz, Nationalität und Dynastie waren ihnen gleichgültige Dinge, wenn nur Roms Herrschaft nicht gefährdet war. Nun wurde die Akademie der Wissenschaften gegründet und nahm unerschrocken den Kampf gegen das Obscurantenthum des „deutschen Rom", wie man damals die Isarstadt des Reichthums an Kirchen wegen nannte, auf. Der Kurfürst sprach zu ihrem Schutz ein schönes Wort: Ohne Vaterlandsgeschichte keine Vaterlandsliebe! Das Land sah die Morgenröthe einer besseren Zeit; aber dunkle Schatten senkten sich nochmals nieder unter der Regierung des Nachfolgers. Karl Theodor war als Regent der Pfalz angesehen und beliebt gewesen, die eifrige Pflege der Künste in seiner Residenz Mannheim ließ ihn den Ruhm eines aufgeklärten und erlauchten Fürsten ernten. Als jedoch mit dem Tode Max Josef's III. 1777 die ludovicische Linie der Wittelsbacher erlosch, trat Karl Theodor nach den Bestimmungen des Hausvertrags zu Pavia, die durch neuere Verträge bestätigt waren, auch im Kurfürstenthum Baiern die Regierung an. Bald wurden Gerüchte laut, der Fürst, den Altbaiern abhold, stehe mit Oesterreich in Verbindung und wolle baierische Landestheile gegen anderweitigen Ersatz ausliefern. Wirklich trat denn auch Kaiser Josef mit schlecht begründeten Ansprüchen auf einen Theil Niederbaierns hervor, aber der Plan scheiterte am Widerstand des präsumptiven Erben des kinderlosen Karl Theodor, des Herzogs Karl August von Pfalz-Zweibrücken, der

den Schutz Preußens erlangte. Durch den Teschener Frieden, der den kurzen Erbfolgekrieg beendete, wurde zwar das Innviertel von Baiern losgerissen, aber in der Hauptsache mußte das Lieblingsproject Kaiser Josef's aufgegeben werden.

Es kann nicht befremden, daß das baierische Volk, das unter allen deutschen Stämmen mit zähester Beharrlichkeit am Althergebrachten und vor Allem an der Heimath hängt, zu einem Fürsten, der baierisches Gebiet nur als Tauschwaare ansah, kein Herz faßte, und ebenso wenig konnte sich Karl Theodor mit Art und Sitte seiner neuen Unterthanen befreunden. Ueberraschender Weise wurde der Pfälzer in Altbaiern der Schirmherr des Obscurantismus. Karl Theodor, der katholischen Linie Pfalz-Sulzbach angehörig, war ganz und gar ein gefügiges Werkzeug ehrgeiziger Gewissensräthe, die aus der von Max Josef geförderten Aufklärung nur Gefahren für Kirche und Staat kommen sahen. Die hochverdienten Männer, die an Stelle des in Baiern üppig wuchernden Wunder- und Aberglaubens echte Religiosität und gründlichere Bildung setzen wollten, sahen sich zurückgesetzt und geächtet. Seit vollends geheime Papiere von Mitgliedern des Illuminatenordens aufgespürt und die darin vorgetragenen utopischen Phantasien als staatsgefährliche Verbrechen verurtheilt wurden, artete die Verfolgung und Bestrafung der wirklichen oder angeblichen Illuminaten in eine wilde Hetze aus, die, wie Andreas Buchner, selbst ein Kleriker und besonnener Historiker, äußert, „keinen Mann von Kopf und Talent eine Nacht ruhig in seinem Bette schlafen ließ." Fort und fort erhielten sich auch die beunruhigenden Gerüchte von geheimen Unterhandlungen zwischen den Cabineten von München und Wien, und die seither aus den Archiven zu Tage geförderten Documente bestätigen diese Annahme. Schon sprach man von Einsetzung eines österreichischen Gouvernements, da verbreitete sich plötzlich die Nachricht, der Kurfürst sei, während er gerade l'Hombre spielte, von einem Schlagfluß gerührt worden. Am 16. Februar 1799 verschied er. Die vielen satirischen Flugschriften, die sein Tod hervorrief, beweisen, wie durch die Härte des Regiments der P. Frank und Lippert das Volk zu häßlichem Radicalismus herangezogen war. Baiern glich einem zerfallenden Wrack, das die drohenden Stürme demnächst dem Verderben preisgeben würden.

Niemand hätte damals vermuthen können, daß unter dem Fürsten, der den erledigten Thron einnahm, Baiern nicht bloß seine Selbständigkeit retten, sondern sich zu höherer Bedeutung denn je emporschwingen werde. Dazu trug freilich schon die Persönlichkeit Max Josef's IV. bei, dessen Herz und Geist jene Vorzüge besaßen, die einem Regenten die Liebe des Volkes gewinnen. Leutselig, heiter, ein Freund freimüthiger Rede, ein Feind höfischen Prunkes, war er schon den Unterthanen Karl Theodor's lieb und werth geworden, während er als Gast des Kurfürsten am Münchener Hofe verweilt hatte. Sein Einzug in München war ein Festtag für das Volk. Den ersten Gruß erhielt er bei der Maxburg von einem in Stadt und Land wohlbekannten Bräuer, der mit seiner breiten Hand die des Kurfürsten ergriff und dabei rief: „No, Maxel, weil nur du da bist!" Es war der Ausdruck der Volksstimmung, man setzte auf den neuen Regenten die letzte Hoffnung. Der Münchener Hof gewann denn auch bald ein verändertes Ansehen. Die Schleicher und Genossen verschwanden vom Schauplatz. Die Leitung der äußeren und inneren Politik wurde dem Freiherrn v. Montgelas übertragen. Seinem staatsmännischen Wirken verdankt Baiern seine Umwandlung zum modernen Staat und die größte Erweiterung seit 1180. Man erwartete von Max Josef, der früher Offizier in französischen Diensten gewesen war und aus seinen französischen Sympathien kein Hehl machte, daß er sich sofort an Frankreich anschließen werde. Er blieb aber vorerst noch in den Geleisen der Politik seines Vorgängers, wurde also in die Niederlage Oesterreichs verwickelt. Erst als Kaiser Franz bei Wiederausbruch des Krieges 1805 unbedingten Anschluß an Oesterreich verlangte und eine neutrale Stellung Baierns nicht dulden wollte, andererseits der Kurfürst, wie Thiers enthüllt, durch die französische Diplomatie Kenntniß von einem russisch österreichischen Vertrag, der für Oesterreich den Gewinn Baierns bis zum Inn


IN.TREU.VAST
MAX JOSEF.I.
LUDWIG.I.
WITTELSBACH
MAXIMILIAN.I.
LUDWIG II

garantirte, Kenntniß erhielt, gab er, dem Drängen seines Ministers weichend, zu offenem Zusammengehen mit Frankreich seine Zustimmung. Schon der Preßburger Friede brachte bedeutende Gebietserweiterung und die Erhebung Baierns zum Königreich; mit der Bildung des Rheinbundes war die Auflösung des Reiches vollendete Thatsache. Reichen Gewinn zwar brachte die neue Verbindung, aber in anderer Weise rächte sich bald die Lossagung vom deutschen Namen. Die Rheinbundfürsten waren dem Namen nach unbeschränkte Souveräne, in Wahrheit aber nur Präfecten eines unbeschränkten Gebieters, der nicht nur über ihre Kriegsmacht willkürlich verfügte, sondern auch in die Landesverwaltung eingriff, wo es ihm gut dünkte. Dieser unerträgliche Druck und die zahllosen Menschenopfer, welche der Dienst des Welteroberers den Vasallen auferlegte, ließen endlich auch der gut französisch gesinnten Regierung den Bruch als unvermeidlich geboten erscheinen. Noch vor der Schlacht bei Leipzig trat Baiern auf Seite der Verbündeten. Das siegreiche Gelingen des Vormarsches gegen Paris verhinderte glücklicher Weise, daß Napoleon seine Drohung, er werde zur Vergeltung für den Tag von Hanau München niederbrennen, ausführen konnte.

Auf dem Wiener Congreß erwirkte die baierische Regierung durch Betonung der im Rieder Vertrag garantirten vollen Souveränetät den Sieg der Staatenbundidee über den Bundesstaat und den kaiserlichen Einheitsstaat. Auch die Verleihung der Verfassung vom 26. Mai 1818 bezweckte, die eigene Souveränetät gegenüber den dem constitutionellen Princip abgeneigten deutschen Großmächten zu sichern. Gervinus geht aber viel zu weit und urtheilt ungerecht, wenn er das baierische Verfassungswerk nur auf solche Motive der Eifersucht und Selbstsucht zurückführen will. Aus den Commissionsprotokollen und den einschlägigen Correspondenzen erhellt, daß der König und noch entschiedener der Kronprinz den Geist der Zeit erkannten und in Mitwirkung des Volkes an der Regierung einen dankenswerthen Fortschritt erblickten. Von Baiern und Baden aus wurde das Princip der politischen und gesetzlichen Freiheit für Deutschland zurückerobert; auch diese Thatsache bleibe unvergessen, wenn Max Josef's Regierung der Verbindung mit dem Auslande wegen zur Verantwortung gezogen wird. Erst durch die Verfassung gewann das neue Königreich auch innere Einheit und stellte sich gegen Ende der Regierung Max Josef's als ein in sich fester Staatskörper dar. Welch glücklicher Umschwung seit 1799! Wenn auch jenes Wort, das einst Napoleon bei einem Frühstück zu Dillingen vor dem Tag von Austerlitz gesprochen hatte, er wolle Baiern so groß machen, daß es zur Selbstvertheidigung keiner fremden Stütze mehr bedürfe, weislich nicht erfüllt worden war, so hatte der Staat doch endlich aufgehört, als Object für Tausch und Kauf angesehen zu werden.

In Bezug auf innere Reformen war die Verbindung mit dem revolutionären Frankreich von heilsamen Folgen gewesen. Die Gleichberechtigung aller Stände war ausgesprochen, die Leibeigenschaft, die Tortur, das Monopolwesen abgeschafft, religiöse Duldung als Princip anerkannt, freisinnige Bildung gepflegt, das Schulwesen aus mittelalterlichen Zuständen gerettet. Weit über Baiern und Deutschland hinaus ist der Ruf des zweiten Königs von Baiern, Ludwig's I., gedrungen. Kein anderer deutscher Fürst hat so klar begriffen, daß Pflege der deutschen Cultur vorzugsweise die Aufgabe der Mittel- und Kleinstaaten sei. Längst sind die Stimmen der morosen Kritiker verstummt, die als thörichte Verschwendung verhöhnten, was der Monarch für die bildenden Künste in seiner Residenz und im ganzen Lande that. Auch jene Spötter haben nicht Recht behalten, die das Kunstleben in München mit einer schwächlichen Treibhauspflanze verglichen. München zählt heute zu den ersten Kunststädten Deutschlands und kann sich sogar mit Metropolen messen, die an materiellen Mitteln unendlich überlegen sind. Großes leistete Ludwig I. auch als Regent, wenn sich auch die Erinnerung an diese Thätigkeit nicht in ungetrübter Reinheit erhalten hat. Sein erst nach der Julirevolution hervortretendes Bestreben, die französischen Begriffe von Constitutionalismus und Volksfreiheit auszurotten und die baierische Staatsregierung vor der infolge demokratischer Agitation drohenden Zersplitterung und Zer-

fahrenheit zu retten, verleitete zu Maßregeln, die sogar in den Tagen der Mainzer Centralcommission durch ihre Härte auffielen. Die Opposition hoffte der König auch zu bewältigen durch Stärkung des katholischen Geistes, und infolge dessen vermischte sich baierische Stammespolitik so eng mit der katholischen, daß unausbleiblich eine Entfremdung der protestantischen Provinzen eintreten mußte, doppelt gefährlich in einer Zeit, da schon die drückende Schwüle, wie sie dem Ausbruch des Gewitters vorangeht, auf allen Völkern des Continents lastete. Zu spät sah der König ein, daß Minister Abel mit seiner kirchlichen Restaurationspolitik das Recht der Parität, das doch durch die Verfassung verbürgt ist, verletzt habe. Abel's System erfuhr einen plötzlichen Sturz, nochmals zeigte sich ein Schimmer freisinniger Politik, der aber bald wieder verblaßte. Der sogenannten „glorreichen" Volkserhebung vom 11. Februar 1848 folgte rasch die Abdankung des Monarchen.

Am 21. März 1848 beschwor Maximilian II. die Verfassung: „Ich bin stolz, mich einen constitutionellen König zu nennen." Wenn auch in Baiern, wie es ja in allen deutschen Staaten der Fall, die innere Politik nach den Stürmen des aufregenden Revolutionsjahres einen Rückschlag erlitt, so wurde doch gerade hier trotz aller Reaction eine Fülle der wohlthätigsten socialen und ökonomischen Reformen ins Leben gerufen. Maximilian II. — so urtheilt Riehl, der selbst Jahre lang die Ehre vertrauten Umganges mit dem Könige genoß — war nicht ein so hochbegabter Genius wie sein Vater, sondern mehr ein receptives als schöpferisches Talent. Wenn ihn aber auch der Vater an sprühender, zündender Geisteskraft übertraf, so überragte er jenen als humaner Charakter. Die Verfassungsgesetzgebung machte unter seiner Regierung bedeutende Fortschritte, die Rechtspflege wurde in einheitlichem und freiheitlichem Sinne verbessert, die Schulverhältnisse geregelt, die höheren Unterrichtsanstalten auf eine rühmliche Stufe gehoben durch Berufung hervorragender Männer der Wissenschaft, ohne daß dem einheimischen Talent sein Wirkungskreis geschmälert worden wäre, die allgemeine Aufklärung über die öffentlichen Angelegenheiten gefördert. Was Ludwig I. für die Kunst geleistet hatte, ließ sein Sohn der deutschen Wissenschaft angedeihen, ein Friedensfürst, der an Pflichttreue nicht seines Gleichen hatte. Sein Tod wurde aufrichtig im ganzen Lande betrauert, ebenso im betriebsamen Nürnberg, dessen Bürger noch stolz der großen Vergangenheit ihrer Vaterstadt gedenken, wie in den ehemaligen Residenzen der brandenburgischen Markgrafen und in den alten Bischofsstädten an Isar und Main.

Die Regierung des Nachfolgers gehört noch nicht der Geschichte an, aber es wird und muß einst freudig anerkannt werden, daß kein anderer Wittelsbacher so gesinnungstreu an der Ueberzeugung festhielt: einem Staat von der Zusammensetzung und dem Größenverhältniß Baierns biete sich in regster Förderung des geistigen Elements ein höheres Band zur Vereinigung mehr oder minder heterogener Bestandtheile und ein sicheres Mittel, zu höherer Machtstellung zu gelangen. Und nicht bloß dem eigenen Königreich, sondern allen deutschen Landen gereichte zum Segen, daß Baierns König nicht in Bündnissen mit Fremden seine Stärke suchte, sondern in treuer Anlehnung an die deutsche Nationalkraft. Dem königlichen Enkel jenes von Barbarossa zu Altenburg auf den Herzogstuhl erhobenen Otto war an der Wiederaufrichtung des deutschen Reichs der wichtigste Antheil vorbehalten, aus seinen Händen empfing der siegreiche Held, der auf Straßburgs Münster wieder das deutsche Banner aufpflanzte, die Kaiserkrone!





Goethe-Frühling.

Von

Gustav Karpeles.

Ein neuer Goethefrühling ist über uns mit voller Blüthenpracht hereingebrochen. Vielleicht seit den Tagen der Rahel und der literarischen Salons, seit dem Frühling der blauen Blume ist nicht so viel von Goethe und für Goethe in der Metropole der Intelligenz gesprochen worden als in diesem Sommer. Und wenn man von dem Zusammenhang Goethe's mit der Stadt Berlin als solcher spricht — wie dies jüngst in einer frisch und geistvoll geschriebenen Broschüre geschehen* —, wenn man die kühne Behauptung aufstellt: Berlin hat Goethe's Weltstellung entdeckt und die Goethebewegung habe in dieser Stadt drei Epochen durchgemacht, so darf man nun wohl mit Fug und Recht diesen drei Epochen — der Begründung des Goethecultus durch Rahel und ihren Kreis, den Fortschritten dieses Cultus unter den älteren Romantikern, seiner Blüthe zur Zeit der jüngeren Romantik, Arnim und Bettina — noch eine vierte nicht minder blüthenreiche, nicht minder begeisterte Epoche anreihen, der erst spätere Literarhistoriker werden im vollen Sinne gerecht werden, den Goethefrühling des Jahres 1880.

Es ist wahr, daß Berlin nach verschiedenen Richtungen hin ein besonderes Anrecht auf den Dichter hat. Zur Pflege dieses Anrechts und zu dessen Wahrung hat es allezeit hier eine stille Gemeinde gegeben. Ihr Wirken war ein verborgenes, aber nachhaltiges. Und als am 10. November 1859 die Wogen des Schillercultus hoch emporgingen und Deutschland in seiner tiefsten Zerrissenheit für einen Tag geeinigt schien, da erhob Jakob Grimm, das ehrwürdige Haupt dieser Berliner Goethegemeinde, seine Stimme und sprach die denkwürdigen Worte: „O des Wunders und der Umkehr! Vor hundert oder anderthalb hundert Jahren in seinem Schulstaube hätte kein classischer Philolog eine Erhebung deutscher Dichtkunst, wie sie von ihnen bereitet ward, nur für möglich gehalten; heute in volles Recht eingesetzt, strahlt sie selbst auf Schöpfungen griechischen Alterthums zurück, denn was in seinen Anfängen ganz aus einander stand, darf höher oben sich nahe treten, und kein Frost des Nordens drückt uns mehr. Man sagt, daß Weinjahre jedes elfte wiederkehren und daß dann öfter zwei gesegnete Lesen hinter einander fallen; die Natur ist mit dem Saft der Trauben freigebiger als mit ihren Genien. Neben einander stiegen sie uns auf, Jahrhunderte können vergehen, ehe ihres Gleichen wieder geboren wird. Ein Volk soll doch nur große Dichter anerkennen und zurückweichen lassen Alles, was ihre majestätischen Bahnen zu erspähen hindert. Desto mehr

* Goethe und Berlin. Festschrift zur Enthüllung des Berliner Goethedenkmals von Otto Brahm. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung, 1880.

wollen wir sie selbst zur Anschau und zu bleibendem Andenken vervielfachen, wie der alten Götter Bilder im ganzen Lande aufgestellt waren. Schon stehen Beide zu Weimar unter demselben Kranz. Mögen auch hier in weißem Marmor oder in glühendem Erz vollendet ihre Säulen auf Plätzen und Straßen erglänzen und deren barbarische Namen tilgen!"

Ein Samenkorn, in fruchtbaren Boden gelegt, war des Altmeisters Wort, am Tage der Garben zu reifen. Der Säemann freilich hat den Tag der Ernte nicht mehr gesehen, aber die Jünger und Schüler haben seines Namens gedacht und sein Andenken in Ehren gehalten. Und in seinem Geiste war auch ihr Wirken für Goethe.

Ein Erfolg dieses Wirkens ist vor Allem jene Ausgabe der gesammten Werke des Dichters, die von hier ausgegangen und erst vor kurzem ihren Abschluß gefunden hat, die sogenannte Hempel'sche Ausgabe.* Otto Brahm sagt mit Recht in seiner vortrefflichen Festschrift, daß diese Edition „gleichsam eine Sühne jener Schuld sei, welche dereinst der Berliner Nachdrucker Himburg an Goethe begangen hatte." Und zwar eine vollständige Sühne, denn diese neue Ausgabe der Werke des Dichters ist in der That die vollständigste und beste, die wir bis nun besitzen, die einzige, mit der Goethe wissenschaftlich zu benutzen ist! Sie enthält Alles, was Goethe's Feder je entflossen, im correctesten Text, mit sachlich gediegenen Einleitungen, mit erläuternden Anmerkungen, die sich bei einzelnen Werken zu einem vollständigen Commentar herausbilden, mit Angaben sämmtlicher Textvarianten und endlich mit vollständigen und genauen Sach-, Personen- und Namenregistern, die das Studium des Dichters wesentlich erleichtern. Die Hempel'sche Ausgabe ist das Grundbuch der Goethephilologie geworden. Sind doch die hervorragendsten Vertreter dieser jungen, trotzdem aber weitverbreiteten Wissenschaft Mitarbeiter an dem Werke gewesen — so vor Allem Georg von Loeper, dem der Löwenantheil der Arbeit wie des Erfolges zugefallen, sodann Heinrich Düntzer, der verdiente Veteran der Goetheforschung, ferner W. von Biedermann, Friedrich Strehlke, S. Kalischer u. A.

Von den einzelnen Werken der Ausgabe sind hinwiederum der „Faust", den Loeper edirt hat, sowie die „Dramen" und der „Westöstliche Divan" das Beste und Gelungenste. Die Faustausgabe insbesondere ist einer der gediegensten, werthvollsten Beiträge zur Literatur dieses „incommensurabeln" Werkes; sie bietet Jedem, auch dem ohne alle Voraussetzungen an die Dichtung Herantretenden, eine in des Wortes edelstem Sinne populäre Erklärung derselben in der Einleitung wie in den den Text begleitenden Noten, sie wird das Verständniß des Gedichts in Kreise tragen, die bisher von demselben in banger Scheu fern geblieben sind und die nun an der Hand eines feinsinnigen Begleiters in den Tempel der Dichtung geführt und in ihre Mysterien eingeweiht werden.

Mit dem Erscheinen dieser Ausgabe hat jene vierte Periode begonnen in den Beziehungen Goethe's zu Berlin, deren Hauptziel es sein sollte, die Erscheinung wie die Bedeutung Goethe's in dem Gedächtniß der Nachlebenden festzuhalten.

Wie am Eingange dieser Periode ein Denkmal in seinen Werken, so ragt in ihrer Mitte ein Denkmal in leuchtendem Marmor, das die Hauptstadt des deutschen Reiches dem Dichterfürsten errichtet hat und das am 2. Juni dieses Jahres enthüllt worden ist. Unter den rauschenden Wipfeln des grünen Parks, den wir seltsamerweise „Thiergarten" nennen, ist das Denkmal aufgestellt, das Monument Goethe's in der Mittagshöhe seines Lebens, voll männlicher Schönheit, voll kräftigen Schwungs, von idealer Vollendung, aufrecht stehend und ausschauend in die Weite, zu seinen Füßen die Genien, die Lyrik, die Tragödie, die Wissenschaft, denen er gleichmäßig in jenen Jahren seine herrlichsten Schöpfungen geweiht hat. Es war ein treffendes Wort, mit dem Herman Grimm bei dem Feste zu Ehren des Meisters Fritz Schaper, dem nun Deutschland das schönste Standbild des Dichters zu danken hat, die Bedeutung des Denkmals schilderte: Die Büste von Rauch war ehedem maßgebend für das Bild Goethe's. Man kannte Goethe nur als

* Goethe's Werke. Vollständigste Ausgabe, nach den vorzüglichsten Quellen revidirt. 36 Theile in 23 Bänden. Berlin, Gustav Hempel.

den gewaltigen Altmeister, den mächtigen Herrn, auf dessen „Ja“ und „Nein“ so viel, ja Alles ankommt. Da wurde die von Tieck nachgebildete römische Büste des jungen Goethe bekannt, da erschien Hirzel's „Junger Goethe“, und nun plötzlich sahen wir den jungen und den alten Goethe sich bekämpfen. Dem Bildhauer, der das Berliner Goethedenkmal schuf, ist die herrliche Versöhnung gelungen. In dem Bilde, das er geschaffen, sehen wir nicht den Dichter des ersten Theils vom „Faust“, nicht den des zweiten Theils, wir sehen den vollen, ganzen Goethe, der uns sein gesammtes Schaffen repräsentirt!

So ist es, mögen die Mäkler und Splitterrichter auch versuchen, durch ihren Tadel an Einzelheiten den Eindruck zu stören, der durchaus ein erhebender, gewaltiger ist. Und so sehen wir täglich Tausende von Menschen hinauswandern und sich an dem Anblick des Denkmals erfreuen, das in blühender Sommerfrische wie in eisiger Winterhülle keinen schöneren Platz finden konnte als jenen Einschnitt des Thiergartens, — einen Naturtempel, würdig der olympischen Götter und der erdgeborenen Menschen.

Gerechterweise wendet sich von der Verehrung des Dichters alsbald der Sinn des Beschauers zur Anerkennung des bescheidenen Meisters, der dies Standbild geschaffen, in dem er mehr als „einen Hauch vom Geiste Goethe's“ wiedergegeben hat.

Fritz Schaper ist einer der jüngsten, aber auch begabtesten unserer deutschen Bildhauer. Er ist am 31. Juli 1841 zu Alsleben geboren. Schon in seinem sechzehnten Lebensjahre hatte er sich für den Lebensberuf entschieden, dem er zunächst bei einem Steinmetz in Halle, sodann auf der Kunstakademie in Berlin und schließlich im Atelier Albert Wolff's oblag. Aber der Schüler begann frühzeitig aus den Bahnen herauszutreten, die der Lehrer nach dem Vorbilde Rauch's vorgezeichnet und selbst mit entschiedenem Glück betreten hatte. Schaper hatte von Anbeginn seiner künstlerischen Thätigkeit die Absicht, mit den Traditionen des monumentalen Stils und jener Plastik zu brechen, die ein Erbe Rauch's war, und die glückliche Mitte zwischen dem verfeinerten Realismus dieses Meisters und jenem etwas classisch angehauchten Idealismus innezuhalten, der gerade hier in Berlin noch seine besten Vertreter hat.* Siegreich wie ein junger Held wandelte unser Künstler seine selbstgeschaffene Bahn. Schon seine erste selbständige Arbeit, eine aus zwei sitzenden Figuren bestehende Gruppe, „Bacchus, die verlassene Ariadne tröstend“ (im Privatbesitz zu Halle a. S.), zeigte im Keime sein Streben, das monumentale Schema im Sinne der neuen erfolgreichen Richtung umzugestalten. Bereits im nächsten Jahre — 1867 — erhielt er in der Concurrenz um das Uhlanddenkmal in Tübingen den ersten Preis, aber die Ausführung wurde nicht ihm, sondern dem Dresdener Bildhauer Kietz übertragen.

Der Künstler wurde nun bald mit den verschiedensten Aufträgen überhäuft — Grab- und Kriegerdenkmäler nahmen seine Thätigkeit vollauf in Anspruch — bis ihm die ehrenvolle Aufgabe zu Theil ward, das Berliner Goethedenkmal zu meißeln, ein Werk, an dem er nahezu fünfzehn Jahre unermüdlich und unverdrossen gearbeitet und das nun zu herrlicher Vollendung erstanden ist.

Inzwischen beendete Schaper noch manches bedeutende Werk, so vor Allem das Denkmal des Fürsten Bismarck in Köln, das Standbild des Mathematikers Gauß in Braunschweig und die Statue eines altdeutschen Landsknechts, der gegenwärtig die Krönung eines in gothischem Stile ausgeführten Hallenser Brunnens bildet.

Auch aus der Concurrenz um das Lessingdenkmal in Hamburg ist Schaper als Sieger hervorgegangen und mit der Ausführung betraut worden. Einen zweiten Preis erhielt der glückliche Künstler bei der Concurrenz um eine Victoria für die zukünftige preußische Ruhmeshalle, zugleich aber auch — da der erste Preis überhaupt nicht vertheilt wurde — den Auftrag, einen neuen Entwurf nach dem traditionellen Schema anzufertigen, da der seinige, von dem Rauch'schen Typus abweichend, eine sitzende Victoria, mit der Rechten den Lorbeerkranz emporhaltend,

---

* Siehe des Weiteren den Aufsatz von Adolf Rosenberg: „Fritz Schaper und sein Goethedenkmal in Berlin“, in den „Grenzboten“, 1880, Nr. 22.

mit der Linken Palme und Schwert umfassend, darstellte, eine seiner originellsten Schöpfungen, der man aber eben wegen ihrer Eigenart den ersten Preis nicht zuzuerkennen wagte.

Fritz Schaper steht jetzt im neununddreißigsten Jahre, in der Akme seines Lebens, und darf bereits auf Erfolge zurückblicken, die ausreichen, um ein ganzes künstlerisches Erdenwallen zu schmücken. Das Berliner Goethedenkmal ist seine bedeutendste Schöpfung — nach ihr darf man von dem reichbegabten Künstler das Beste und Schönste hoffen!

* *
*

„Um die Wende des Jahrhunderts hat Berlin seine größten Verdienste um Goethe sich erworben; es fügt sich schön, daß der Künstler auf unserem Monument gerade in dieser Zeit ihn genommen hat. Wir besitzen ihn im Bilde. Aber hüten wir uns, daß wir ihn nicht verlieren dem Wesen nach.“ So schließt Otto Brahm seine bereits mehrfach angeführte interessante Festschrift. Und wie um diese Mahnung zu erfüllen, schließt die vierte Periode des Verhältnisses zwischen Goethe und Berlin mit der Vorführung seines erhabensten Lebenswerkes, durch das er sich selbst ein unvergängliches Denkmal — aere perennius — gesetzt hat, mit der Aufführung des ganzen Faustgedichts an zwei auf einander folgenden Abenden, die am 3. Juli im hiesigen Victoriatheater begonnen und allabendlich vor „ausverkauften Häusern“ — wie es in der Theatersprache heißt — wiederholt wird.

Der erste Theil des „Faust“ ist bereits länger denn fünfzig Jahre Erbeigenthum der deutschen Bühne — gegen den zweiten Theil blieb trotz mehrfacher Versuche in Weimar, Hannover und Leipzig das Mißtrauen rege, welches hervorragende Aesthetiker und Bühnenpraktiker ausgestreut hatten. Und doch war auch dieser zweite Theil — und gerade er — von Goethe für das Theater bestimmt. Als er das Werk in Druck gab, sagte er zu seinem treuen Eckermann: „Was mich tröstet, das ist, daß die Cultur in Deutschland doch jetzt unglaublich hoch steht und man also nicht zu fürchten hat, daß eine solche Production lange unverstanden und ohne Wirkung bleiben werde. Es ist Alles sinnlich und wird, auf dem Theater gedacht, Jedem gut in die Augen fallen. Und mehr habe ich nicht gewollt. Wenn es nur so ist, daß die Menge der Zuschauer Freude an der Erscheinung hat, dem Eingeweihten wird zugleich der höhere Sinn nicht entgehen. Das Ganze wird zu großer Pracht und Mannigfaltigkeit in Decorationen und Garderobe Anlaß geben, und ich kann nicht leugnen, ich freue mich darauf, es auf der Bühne zu sehen. Es wird auf der Bühne einen ungewohnten Eindruck machen, daß ein Stück als Tragödie anfängt und als Oper endigt. Doch es gehört etwas dazu, die Großheit dieser Personen darzustellen und die erhabenen Redeverse zu sprechen. Der erste Theil erfordert die ersten Künstler der Tragödie, sowie nachher im Theile der Oper die Rollen mit den ersten Sängern und Sängerinnen besetzt werden.“

Es hat nahezu vierzig Jahre gedauert, ehe dieses Vermächtniß Goethe's erfüllt wurde, ehe die Ueberzeugung sich durchgerungen, daß der zweite Theil des „Faust“ kein eleusinisches Mysterium noch eine Verirrung des alternden Dichters, sondern daß er die nothwendige Ergänzung des ersten Theils bilde und daß das ganze Faustgedicht ein harmonisches, untheilbares Ganzes, ein bühnenfähiges Werk sei!

Zu dieser Ueberzeugung haben die Berliner Faustaufführungen wesentlich beigetragen, und man darf sie somit als den Anfang einer glücklichen Lösung dieser dramaturgischen Frage — die ja wohl auch eine Herzensangelegenheit des deutschen Volkes ist — betrachten. Freilich wenn Otto Devrient, nach dessen Bearbeitung das Werk hier dargestellt wurde, mit der Prätension auftritt, die Frage endgültig gelöst zu haben, so ist dieser Anspruch durchaus unberechtigt.

Zunächst ist schon die Grundidee, den „Faust“ als „Mysterium in zwei Tagewerken“ darzustellen, nicht einmal geistiges Eigenthum Otto Devrient's. Schon vor langen Jahren hat Arnold Ruge es ausgesprochen, daß der Bearbeiter des „Faust“ mit dem Dichter „in die Naivetät der mittelalterlichen Sage zurücktauchen müsse“. Und auch Eduard Devrient hat

in seiner Besprechung der Oberammergauer Passionsspiele schon im Jahre 1850 auf die Benutzung der sogenannten Mysterienbühne für das moderne Theater aufmerksam gemacht.

Sodann aber meinen wir, daß das Faustgedicht durchaus nicht „der Gestalt und Hülle der ihm zeitangeborenen Welt“, „des Stils jener episch-didaktischen Mysterien des Mittelalters“ bedürfe, um alle Gesetze und Formen jener und unserer Tage zu überwachsen, um seine Mission auch für die Bühne zu erfüllen. Wir meinen vielmehr mit Franz Dingelstedt, der in seiner ausgezeichneten dramaturgischen Studie „Eine Fausttrilogie“ ja auch die Skizze einer Bearbeitung des ganzen Werkes gegeben hat, das er im neuen Wiener Burgtheater zur Aufführung zu bringen gedenkt, das stricte Gegentheil und verlangen für die Aufführung des Dramas auf der modernen Bühne vor einem modernen Theaterpublikum alle Mittel der modernen Theatertechnik — Balletmeister und Theatermeister, Decorationsmaler und Costümzeichner, Requisiteur und Beleuchter, den ganzen Ameisenhaufen unter dem Podium, den Bienenschwarm auf den Brettern, die bunte Schmetterlingsschar, die auch vor dem Flug in die Soffitten nicht zurückbebt —, um das Drama angemessen darzustellen, das ja in seinem Wesen in der That über alle Zeiten erhaben ist und doch wiederum jeder Zeit ihr Spiegelbild vorhält.

Damit sei jedoch durchaus nicht der Bearbeitung Devrient's oder den hiesigen Faustaufführungen ihr Werth und ihre zeitgeschichtliche Bedeutung abgesprochen — sie werden sicher den Anstoß zu weiteren Bemühungen, zu neuen Bearbeitungen und Aufführungen geben, bis die richtige Form endgültig gefunden sein wird, in der das Werk bleibendes Eigenthum des deutschen Theaters werden soll.

Otto Devrient bedient sich für seine Bearbeitung, wie bereits bemerkt, der sogenannten dreitheiligen Mysterienbühne des Mittelalters — Brücke, Loch und Zinne — und zwängt in diese Form oft mit Glück, oft aber auch zum Nachtheil einzelner Scenen das ganze Faustgedicht hinein. Von großer Wirkung erweist sich diese Dreitheilung schon am Eingange der Aufführung, in dem „Prolog im Himmel“, dem seltsamerweise das „Vorspiel auf dem Theater“ vorangeht. Aber dieses Vorspiel gehört gar nicht auf das Theater; es versetzt durchaus nicht in die feierliche Stimmung, die für den folgenden „Prolog im Himmel“ unabweislich nothwendig ist. Aus rigorösen Bedenken, den „Herrn“ nicht auf die Bühne zu bringen, hat Devrient verschiedene Aenderungen im Text des Prologs vornehmen müssen, die leider sehr störend wirken. Statt des „Herrn“ substituirt er den Erzengel Michael, den er mit dem folgenden Vers melodramatisch einführt:

„Vom Strahl des Gottesauges schweb' ich nieder;
Des Herren Stimme spricht durch meinen Mund:
Was nahst du, Geist des Widerspruchs, dich wieder,
Mißlaute mengend in den reinen Mund?“

Beim Anhören dieser Verse fühlt man sich unwillkürlich versucht, dem willkürlichen Bearbeiter die Worte des sterbenden Valentin zuzurufen: „Laß unsern Herr Gott aus dem Spaß!“

Die Bearbeitung des ersten Theiles beschränkt sich nun vorwiegend auf einige mehr oder minder gelungene Umstellungen und Kürzungen, sowie auf die Einfügung einzelner Partien, die für den Gang der Handlung unumgänglich nothwendig sind, wie die Brunnenscene, die Scene am Rabenstein u. a. m.

Seinen größten Triumph, aber auch seine größte Niederlage findet das Princip der dreitheiligen Bühne in der Gretchentragödie. Der Aufbau der Scene ist ein überraschender — oben rechts das Portal des Doms, aus dem Gretchen uns zum ersten Male entgegentritt, darunter in der Mitte der Bühne Gretchen's Haus und Zimmer, zu ebener Erde der Brunnen, daneben der Pfeiler mit dem Muttergottesbilde am Zwinger, gegenüber Haus und Garten der Marthe Schwerdtlein, das Ganze durch eine mächtige Steintreppe verbunden. Der Anblick ist ein wahrhaft imponirender; vor unserem Auge steht das Bild einer mittelalterlichen Stadt mit ihren Brücken, Burgen und Zinnen: hier sehen wir Faust dem Gretchen zuerst entgegentreten, hier beobachten wir den Verlauf der Liebestragödie, die Schmuckscene, die Dialoge zwischen Faust und Gretchen, zwischen Gretchen und Frau Marthe, hier lauschen wir den Nachreden der Mädchen am Brunnen, hier hören

wir das schuldige Gretchen zur Gnadenreichen beten, hier auch kämpft und stirbt Valentin „als Soldat und brav“, indeß oben das feierliche Requiem intonirt wird, das den Act außerordentlich stimmungsvoll abschließt.

Indeß so bestechlich auf den ersten Blick der Aufbau dieser Scenerie ist, so störend wirkt er für einzelne Theile des Gedichtes, deren Vollwirkung er auf das empfindlichste beeinträchtigt; insbesondere gilt dies von dem Spaziergang im Garten, dem herrlichsten Liebesnotturno, das je gedichtet worden, und den Scenen in Gretchen's Zimmer; der schmale Raum hindert jede freie anmuthige Bewegung und drückt den erhabenen Schwung der Verse völlig nieder.

Mit der Walpurgisnacht — die aber trotz aller Bearbeitung im Großen und Ganzen unverständlich bleibt —, mit der schauervollen Scene am Rabenstein und im Kerker schließt das „erste Tagewerk“, auf der Bühne wie im Leben ein erschütterndes Weltgedicht.

Es folgt am nächsten Abend das „zweite Tagewerk“, ungleich interessanter und wirkungsvoller, weil die Dichtung selbst dem schauenden Publikum zum Theil noch fremd, sodann aber weil das Berliner Victoriatheater hier allen Pomp der Decorations- und Ausstattungspracht entfalten kann. „Man kommt zu schau'n, man will am liebsten seh'n!“

Aber trotz aller Pracht und alles Glanzes übt dieser zweite Theil gerade eine überwältigende, erschütternde Wirkung aus; man fühlt sich hingerissen von der „Fülle der Gesichte“, und es wird Einem zu Muthe vor all' der schimmernden Pracht, wie dem Knaben des Märchens, dem wundermilde Feen die Riegel fortschieben von den geheimnißvoll verschlossenen Schatzkammern einer blendenden, strahlenden Zauberwelt. . .

Und wenn der Vorhang zum letzten Male über dem großen Werke gefallen, dann fühlt man es klar und deutlich, daß dem ersten Theil, soll er nicht eine Ironie auf das menschliche Selbstbewußtsein und auf die Manneswürde sein, der zweite Theil folgen muß, das Bild des Friedens und der Ruhe dem Bilde des Suchens und Ringens, dem „Klopfet an“ das „Wird euch aufgethan“, der Schuld die Buße! Und dieser zweite Theil des Faustgedichtes „trägt das Banner des Friedens, aber nicht eines nur bewaffneten oder gar faulen Friedens stumpfer Ruhe und genußsüchtigen Hinlebens, sondern das Banner des Friedens, der aus der unermüdlichen Arbeit der Befreiung, aus dem fortschreitenden Triumph über alle Schwierigkeiten und Entzweiungen als die ruhige und heitere Humanität selbstbewußter Versöhnung entspringt. Die Freiheit wird Weisheit lernen und als Schönheit erscheinen.“ (Rosenkranz.)

Darin liegt der Zusammenhang des Faustdramas, und darum drängt sich als „der Weisheit letzter Schluß“ die unabweisbare Nothwendigkeit auf, statt des Torso, den unser Theaterpublikum kennt, der mit „Habe nun ach“ beginnt und mit „Gerichtet, gerettet“ schließt, das ganze große und erhabene Meisterwerk auf den Brettern, die die Welt bedeuten, welche dieses Drama umfaßt, vorzuführen.

Freilich muß, um das schöne Ganze zu erhalten, ein großer Theil des Inhalts — namentlich vom zweiten Theil fast die Hälfte — unbarmherzig über Bord geworfen werden. Otto Devrient hat sich dieser heiklen Aufgabe nicht durchweg zwar, aber doch im Ganzen recht geschickt entledigt, so daß das „zweite Tagewerk“ einen gewöhnlichen Theaterabend kaum überschreitet.

Das Arrangement des ersten Actes ist unzweifelhaft dem Bearbeiter am besten gelungen. Er eröffnet ein farbenprächtiges Bild des Lebens am Kaiserhofe, eine wunderbare Satire auf die Papiergeldfabrication — Geldscheine und Scheingeld — und schließt wirksam mit der Beschwörung der Helena. Den zweiten Act füllen Mephisto und „der greise Jüngling zum Küssen“ Homunculus aus; der letztere ist aber auf der Bühne der Gegenwart einfach eine Unmöglichkeit und kann ohne Schaden für die Dichtung fürder ruhig und unangefochten in seiner Retorte bleiben. Die classische Walpurgisnacht nimmt wie die romantische in der Bearbeitung Devrient's noch einen viel zu breiten Raum ein. Hier ermüdet das Publikum sichtlich; es hat keine Neigung, den Sirenen und Greifen, dem Chiron und den Phorkyaden zu folgen; es fühlt, daß „allerlei gefärbten Schnitzeln hier sym-

metrisch Recht gethan" wird, wie es in dem Gesang der Gärtnerinnen während des Maskenzuges heißt.

Dagegen erwacht das Interesse wieder in der herrlichen Helenatragödie, von der ein Kritiker bald nach dem Erscheinen des Fragments mit Recht behauptet hat: „Wenn nach Jahrtausenden von der deutschen Sprache nichts weiter übrig bliebe als solch ein Fragment wie Helena, so würde man daran ebenso gut den ganzen herrlichen Bau und Bildungsreichthum der deutschen Sprache erkennen, wie Michel Angelo in dem Torso den ganzen Herkules erkannte und daran sich zum Meister bildete." Der edle hohe Geist der alten Tragödie weht uns hier — wie schon Schiller sagt — entgegen; ein Meer von Poesie ergießt sich über die Menge, die in dem Zauberbanne der Dichtung willenlos sich gefesselt fühlt.

Auch der vierte Act — eigentlich der schwächste und die Klippe des Werkes — ist von Devrient ziemlich geschickt für die Bühne eingerichtet worden. Indeß ließe sich auch hier Manches rügen wie in den vorhergehenden Acten, wo einzelne Aenderungen, Willkürlichkeiten und Auslassungen das volle Verständniß des Bearbeiters für sein Beginnen oft in Zweifel ziehen lassen. Am empfindlichsten stören diese Willkürlichkeiten in der classischen Walpurgisnacht und in der Helenatragödie. Es fehlt mir leider hier der Raum, um das im Einzelnen nachweisen zu können, aber schon einige Andeutungen werden genügen und die Wahrheit dieser Behauptung beweisen. Wenn Devrient den Homunculus überhaupt auf die Bühne bringt, so muß nicht nur seine Entstehung, sondern auch die Zerschellung vorgeführt werden — „er wird sich zerschellen am glänzenden Thron; jetzt flammt es, nun blitzt es, ergießet sich schon". Statt des Faust, der doch der Held der Tragödie ist und bleiben muß, hat der Bearbeiter gerade in der Walpurgisnacht Mephisto vorgeschoben — dadurch verliert der unbefangene, voraussetzungslose Zuschauer den Faden des Verständnisses, der sich durch dieses Gewirre von Allegorien hinziehen soll, fast vollständig; dadurch entsteht auch eine Reihe von Mißverständnissen und Inconsequenzen, die jeden Kenner des Werkes peinlich berühren und die die höchst eigenmächtig eingeschobenen Verse Devrient's ebenfalls nicht zu lösen vermögen, mit denen er Mephisto von den Phorkyaden Abschied nehmen läßt:

„Kaum als Phorkyade steh' ich da,
So naht schon Muhme Helena.
In den antiken Hüllen
Zwing' ich sie meinem Willen.
(Zu Homunculus) Nun leuchte zu,
Du Ausgeburt des Wissens du!
Bei deinem Schein entführ' ich schnelle
Aus Hellas Helena zur nord'schen Helle."

Den Schluß der Helenatragödie hat Devrient durch das widrige und für unser modernes Empfinden durchaus unmögliche „Bacchanal" („Und nun gellt ins Ohr der Cymbeln mit der Becken Erzgetöne") geradezu entstellt, während der Act sehr würdig und stimmungsvoll mit dem herrlichen Chorliede enden könnte:

„Heilige Poesie,
Himmelan steige sie,
Glänze, der schönste Stern,
Fern und so weiter fern!
Und sie erreicht uns doch
Immer, man hört sie noch,
Vernimmt sie gern."

Der fünfte Act, die Krone der Dichtung, ist so bühnengerecht wie nur irgend ein Drama und wird, angemessen aber nicht märchenhaft inscenirt, stets von erschütternder Wirkung bleiben. In der Berliner Aufführung schien der Schluß etwas zu sehr auf den theatralischen Effect berechnet zu sein. Musik, Blumen, Engel, magisches Licht, Gruppen — Alles, um die Phantasie in die höchste Erregung zu versetzen. „Das Auge sieht den Himmel offen — es schwelgt das Herz in Seligkeit." Und wie, wenn dem nüchternen Zuschauer trotz aller dieser betäubenden Mittel die Worte Mephisto's nicht aus dem Sinne gehen:

„Was hält mich ab, daß ich nicht fluchen darf?
Und wenn ich mich bethören lasse,
Wer heißt dann künftighin der Thor?"

Oder wenn ihm der wehmüthige Scheidegruß des betrogenen Teufels noch in den Ohren nachklingt:

„Und hat mit diesem kindisch-tollen Ding
Der Klugerfahr'ne sich beschäftigt,
So ist fürwahr die Thorheit nicht gering,
Die seiner sich am Schluß bemächtigt."

Die Wirkung dieses Epilogs im Himmel, mit dem die Dichtung ihren Kreislauf beschließt, wäre eine ungleich größere, wenn in der Scene die größte Einfach-

heit herrschte, wie sie des erhabenen und weltumfassenden Gedankens würdig ist, den dieser Schluß verkündigen soll. Der religiöse Gedanke vertritt hier das Humane, Allgemein-Menschliche, Ewig-Weibliche, das uns hinanzieht zu jenen höheren Sphären reiner Harmonie und unter dessen erhabensten Schauern die Tragödie schließt.

Den gewaltigen Eindruck, den die Dichtung auch in der geschilderten Bearbeitung — und trotz aller Mängel derselben — hervorruft, hat die wahrhaft herrliche Musik von Lassen wesentlich gefördert. Sie begleitet das Werk vom Anbeginn bis zum Ende, sie schmiegt sich fortwährend eng dem Sinne des Wortes und dem Gang der Handlung an. Im zweiten Theil schlägt sie oft die Brücke des Verständnisses, in einzelnen Scenen ist sie von hinreißender Gewalt, in anderen voll Anmuth, Lieblichkeit und Humor.

* *
*

Man hat dem Berliner in früheren Jahren oft und wohl auch mit Recht einen schalen Witz, der sich an das Höchste wagt und keiner Autorität achtet, eine Spottsucht und Unzufriedenheit vorgeworfen, die keinen reinen Genuß aufkommen ließ und jeden schon im Entstehen sofort zu verkümmern suchte. Das ist nun anders geworden in dieser neuen Zeit. Eine aufrichtige Freude am Schönen und Großen, ein „vergnügter Enthusiasmus" schmückt jetzt die Kaiserstadt; das Berlin Kaiser Wilhelm's ist nicht mehr das Berlin Friedrich's des Großen, und in dieser neuen Kaiserstadt würde auch Goethe sich „in dem ungeheuer weiten und bewegten Element" wohl fühlen „und die Pracht der Königsstadt und Leben und Ordnung und Ueberfluß" von Neuem bewundern.

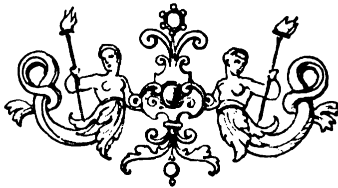
Und vor Allem würde sein erhabener Dichtergenius sich der reinen Wirkungen erfreuen, die seine größten Schöpfungen hier und von hier aus weiterüben. Der Berliner Goethefrühling des Jahres 1880 wird fruchttragend für eine lange Zeit bleiben. Es hat nicht mehr den Anschein, als entfernten wir uns von Goethe, nein, wir nähern uns immer mehr der vollen Würdigung des Dichters und seiner Werke. Aber seine Bedeutung ist nicht auszuschöpfen in einer Zeitepoche — alle kommenden Geschlechter haben um diese Kenntniß und Erkenntniß zu ringen. Und so scheint es treffend, wenn das Leben wie das Schaffen des Genius dem Bilde des Stromes verglichen wird, den er in „Mahomets Gesang" an uns vorüberrauschen läßt. Zu den Bächen, die sich ihm anschmiegen, zu den Flüssen von der Ebene und den Strömen von den Bergen, die ihm jauchzend zurufen:

— — — — — — Bruder!
Bruder, nimm die Brüder mit,
Mit zu deinem alten Vater,
Zu dem ew'gen Ocean,
Der mit ausgespannten Armen
Unser wartet —

spricht der Felsenquell:

Kommt ihr Alle! —
Und nun schwillt er
Herrlicher; ein ganz Geschlechte
Trägt den Fürsten hoch empor,
Und im rollenden Triumphe
Giebt er Ländern Namen, Städte
Werden unter seinem Fuß.

Und so trägt er seine Brüder,
Seine Schätze, seine Kinder,
Dem erwartenden Erzeuger
Freudebrausend an das Herz.





Literarische Mittheilungen.

Th. Juste's Jubelschrift zu Belgiens fünfzigjähriger Jubelfeier.

elgien feiert schon jetzt das fünfzigjährige Jubiläum seiner in den Septembertagen 1830 erkämpften Unabhängigkeit. Da kommt denn ganz zur rechten Stunde das große Werk von Theodor Juste über den belgischen Nationalcongreß,* — jene Vertretung Belgiens, die damals nicht bloß die innere Befestigung des jungen Staatswesens durch Ausarbeitung einer trefflichen Verfassung glücklich vollzog, sondern auch bei dem noch schwierigeren Werke der äußeren Unabhängigkeitserklärung, der Einordnung Belgiens in das europäische Staatensystem und der Auseinandersetzung mit Holland durch ihre ebenso besonnene als kräftige Haltung sich hohe Verdienste um das Land erwarb. Theodor Juste ist so zu sagen der traditionelle Geschichtschreiber des jungen Belgien seit 1830. Er hat bereits in verschiedenen Werken sowohl die Ereignisse als die handelnden Personen jener denkwürdigen Zeit geschildert. Er giebt hier eine breit ausgeführte, auf ein reiches, neben öffentlichen Urkunden auch die hinterlassenen Papiere von Potter, Gendebien, van de Weyer, F. de Merode umfassendes Quellenmaterial gestützte, dabei übersichtliche und angenehm lesbare Geschichte jener ebenso sehr durch eine überraschende Fülle von Talenten, nicht bloß rednerischen, sondern auch politischen und diplomatischen, als durch einen schönen Geist des Patriotismus und der Einigkeit ausgezeichneten Versammlung. In die parlamentarischen Verhandlungen des Congresses hinein sind die Acte der Diplomatie verflochten, die gleichsam Zug um Zug mit jenen die anfangs scheinbar sehr wenig aussichtsvollen Angelegenheiten des neuen Freistaates allmälig ihrer Entwirrung und Abwickelung entgegenführten; es sind auch die sonstigen Vorgänge, die in einer oder der anderen Weise auf den Gang dieser Entwickelung einwirkten, klar auseinandergesetzt, so daß der Leser ein vollständiges und deutliches Bild der ganzen Sachlage erhält.

Auf die Einzelheiten des Werkes einzugehen, ist hier nicht der Ort; nur einige allgemeine Gesichtspunkte seien hervorgehoben, welche auch ihre specielle Erwähnung theils in der Vorrede des Verfassers, theils in den dem Werke vorangestellten „Betrachtungen über die belgische Verfassung“ von dem bekannten geistvollen Schriftsteller E. de Laveleye finden.

Wohl mochte der Geschichtschreiber des jungen Belgien in seiner (vom 15. Juni 1879 datirten) Vorrede mit gerechtem und freudigem Stolze es rühmen, daß das 1830 von dem belgischen Congresse aufgeführte Werk nun seit einem halben Jahrhundert ohne Wanken, ja selbst ohne die Nothwendigkeit tiefgreifender Veränderungen fortbestanden hat. Im Jahre 1848, wo das alte Europa „von der Meerenge von Messina bis zum Sund“ in seinen tiefsten Grundlagen aufgewühlt ward, blieb das kleine Belgien mit seinem von demokratischen Einrichtungen umgebenen Throne von diesem gewaltigen Sturm unerschüttert, ja fast unberührt. Es ist mehr als eine bloße guterfundene geschichtliche Anekdote, daß König Leopold I. damals seinem Volke ganz offen die Wahl anheimstellte zwischen der durch ihn vertretenen constitutionellen Monarchie und der Republik, wie sie im Nachbarlande feierlich proclamirt worden war, und daß die allgemeine Volksstimme ihn dringend bat, zu bleiben, und ebenso ist es eine geschichtliche Thatsache, daß ein von Frankreich her eingedrungener Volkshaufe, der gewaltsame Propaganda für die Republik in Belgien machen wollte, gleich beim

* Théodore Juste: Le congrès national de Belgique 1830—1831, précédé de quelques considérations sur la constitution belge par Emile de Laveleye. 2 vol. Bruxelles, Muquardt.

ersten belgischen Dorfe (Risquons-tout) mit blutigen Köpfen nach Hause geschickt ward. Der ungeheure Jubel, womit sodann König Leopold's I. fünfundzwanzigjähriges Regierungsjubiläum im Jahre 1856 im ganzen Lande begangen ward, war ein weiteres glänzendes Zeugniß sowohl für die Regierungskunst dieses Monarchen als auch für die Verfassung, welche ihm die Uebung einer solchen Regierungskunst ermöglichte und erleichterte. Die belgische Verfassung hat in eben jenem vielbewegten Jahre 1848, wo man allerwärts ans Verfassungsmachen ging, mehr als einem solchen Verfassungswerke zum Muster gedient, freilich mit nur unzureichendem Erfolge. Allein das war nicht ihre Schuld; es fehlte an Persönlichkeiten, die gleich dem in der englischen Schule vorgebildeten Koburger Prinzen Leopold sich so rückhaltlos in die Stellung eines constitutionellen Monarchen hätten hineinleben mögen (und, seien wir gerecht, für die bis dahin zur absoluten Herrschaft berufenen Fürsten war das viel schwieriger als für einen apanagirten Prinzen, der erst mit der Verfassung auch die Krone empfing) — es fehlte aber auch oft, und das war noch schlimmer, an Bevölkerungen, welche sowohl bei der Feststellung wie bei der Handhabung von Verfassungen so viel Mäßigung und Besonnenheit, so viel gesetzlichen und echt constitutionellen Sinn bewährt hätten, wie man das den Belgiern nachrühmen muß. Vielleicht geht Juste etwas zu weit, wenn er diesen Sinn für Freiheit im belgischen Volke direct auf die alten freiheitlichen Einrichtungen zurückführt, deren die kleinen burgundischen Grafschaften und Fürstenthümer, aus denen das heutige Belgien sich zusammensetzt, schon in allerfrühester Zeit, früher beinahe als selbst das Mutterland freien Verfassungslebens, England, sich erfreuten. Aber etwas Wahres ist daran. Besonders der Sinn für Gemeindefreiheit, für Selbstregierung des Volkes auch in den Theilen hat sich in Belgien trotz des zeitweilig darüber gelagerten und noch jetzt in einzelnen Spuren vorhandenen französischen Büreaukratismus im Ganzen und Großen kräftig erhalten. Es ist bemerkenswerth, daß die meisten der hervorragenden Wortführer im Congreß (welche dann auch die wichtigsten diplomatischen und staatsmännischen Posten bekleideten) nicht der Hauptstadt Brüssel angehörten oder dort die Wurzeln ihrer Existenz und Wirksamkeit hatten, vielmehr aus Provinzstädten kamen und, so weit sie nicht eben Staatsposten antraten, dahin zurückkehrten.

Die seltene Eintracht zwischen Fürst und Volk auf der Grundlage einer freien Verfassung, welche von Anfang an in dem neuen belgischen Staate herrschte, ist unter Leopold I. nie getrübt worden und scheint auch unter seinem Sohn und Nachfolger Leopold II. im Wesentlichen unverändert fortzudauern. Belgien giebt dadurch bei seiner fünfzigjährigen Jubelfeier den Fürsten und den Völkern Europa's ein schönes, nachahmungswerthes Beispiel. Der jüngste Staat in der europäischen Familie (wenn wir die Collectivstaaten: das deutsche Reich und das Königreich Italien, ausnehmen), beschämt es damit so manchen um Vieles älteren.

Aber noch ein Zweites ist es, worauf Belgien jetzt, an der Grenze des ersten halben Jahrhunderts seiner jungen Existenz als selbständiger Staat, mit Befriedigung blicken kann und was mit Recht Juste freudig rühmend in den Worten hervorhebt: „Wo sind heut' in Belgien die Gegner Hollands? Wo sind in Holland die Feinde der Unabhängigkeit Belgiens? Die Aussöhnung Belgiens und Hollands ist eine aufrichtige, endgültige. Die Stürme der Vergangenheit sind dahingegangen und haben mit sich genommen ihre Feindseligkeiten, ihre Leidenschaften, ihre Hoffnungen und ihre Täuschungen. Niemand würde heutzutage ein Gebäude wieder aufrichten wollen, von dem nicht einmal die Grundlagen mehr vorhanden sind. Belgien weiß, daß es in Holland keinen Feind mehr hat, wohl aber einen natürlichen Verbündeten. Ebenso wissen die Holländer gar wohl, daß die Unverletzlichkeit und Neutralität des belgischen Gebietes für sie selbst die werthvollsten und sichersten Bürgschaften ihrer eigenen Unverletzlichkeit sind."

Mag der belgische Geschichtschreiber in diesen letzten Worten bloß seine eigene oder zugleich die in dem Nachbarlande Holland vorherrschende Meinung aussprechen, jedenfalls erkennen wir von unserem deutschen Standpunkte aus darin mit Freuden ein willkommenes Anzeichen dafür, wie in diesen unseren Nachbarländern nachgerade die richtige Erkenntniß Platz greift, daß eine Gefährdung ihrer Sicherheit, wofern eine solche überhaupt vorhanden, ihnen nicht vom Osten, von Deutschland her, sondern nur etwa vom Süden, von Frankreich aus, droht.

Und ebenso freuen wir uns über die Versicherung Juste's, daß Belgien die von Europa ihm garantirte Neutralität, diese wesentliche Bürgschaft des europäischen Friedens, mit allen Kräften wahren und aufrechterhalten werde. Wir unsererseits fürchten heut' nicht mehr die Wiederkehr jener Zeiten, wo, wie Juste erwähnt, ein Ludwig XIV. oder wo ein Napoleon I. Deutschland bedrohten, wo in Frankreich die Losung ausgegeben wurde: nicht der Rhein, sondern die Donau sei Frankreichs natürliche Grenze. Wir haben die Franzosen so weit selbst vom Rhein zurückgeworfen, daß sie nicht mehr durch dessen Anblick angelockt werden, ihn zu erreichen oder zu überschreiten; aber wir wünschen womöglich Friede zu halten auch mit diesen wie mit

allen unseren Nachbarn, und darum begrüßen wir es mit Freuden, wenn die Neutralität Belgiens stark genug ist, um wenigstens nach einer Seite hin eine trennende Schranke zwischen den Franzosen und uns zu bilden.

Noch ein Wort über einen anderen hochbedeutsamen Punkt, den E. de Laveleye in seinen „Betrachtungen über die belgische Verfassung" mit großem Freimuth berührt: das Verhältniß der katholischen Partei zu der liberalen in Belgien! Bekanntlich war einer der wichtigsten Theile der belgischen Verfassung, der, welcher von den Volksrechten handelt, das Resultat einer Vereinigung der Liberalen und der Katholiken in dem Congreß von 1830.

Diese Vereinigung bestand schon vor dem Congreß, schon vor der Septemberrevolution von 1830; sie hatte sich gebildet durch die gleiche und gemeinsame Nothwehr gegen den holländischen Druck. Aber sie war gegen das Lebensprincip der katholischen Kirche, wie Laveleye des Näheren auseinandersetzt, und sie wurde deshalb auch von Gregor XVI. in der Encyklika von 1832 gerügt. Laveleye schreibt jene Annäherung der damaligen katholischen Partei an die Liberalen und ihre Grundsätze auch noch auf Rechnung des Einflusses, den die demokratischen Ideen von Lammenais damals auf einen Theil der Katholiken übten. Mag sein! Doch möchten wir gern annehmen, daß in erster Linie ein vorwiegend patriotisches Gefühl einen Theil der Katholiken und des katholischen Clerus im Jahre 1830 zu einer Haltung bestimmt habe, welche vor der in der römischen Kirche jetzt vorherrschenden Richtung allerdings schwerlich Gnade finden wird. Was uns dazu veranlaßt, sind einige höchst bemerkenswerthe Abstimmungen katholischer Geistlicher im Congreß bei der Oberhauptfrage. Ein Abbé von Haerne machte gegen die Candidatur des Prinzen Leopold von Koburg u. A. geltend, daß er Protestant sei. Darauf sagte der Abbé Boucqueau de Villerain: Die große Mehrheit des belgischen Volkes — und er nehme auch die katholische Geistlichkeit davon nicht aus — erblicke in der Candidatur des Prinzen eine Bürgschaft für die Erhaltung des Friedens und der Freiheiten des Landes, und vor dieser trete jede andere Rücksicht zurück. Wieder ein anderer katholischer Geistlicher, der Abbé Andries, erklärte: „Auf politischem Gebiete ist mein einziger Leitstern die Verfassung, und da diese über die Confession des Staatsoberhauptes nichts festsetzt, so verlange ich nicht mehr, als sie thut. Ja, ich halte es für einen großen Beweis von Staatsklugheit, in diesem Punkte nichts festzusetzen. Die Gewissensfreiheit ist allen Belgiern durch die Verfassung zugesprochen, warum sollte sie es nicht auch dem Könige sein?" Und so stimmte er und so stimmte auch der andere Abbé, und so noch mancher ihrer Amtsbrüder für den protestantischen Prinzen von Koburg!

Das ist seitdem in Belgien anders geworden. Die damalige Einigkeit zwischen Liberalen und Katholiken hat sich in bittere Feindschaft verwandelt. Die Verfassungsgeschichte Belgiens während dieser letzten fünfzig Jahre ist zu einem sehr großen Theile ausgefüllt von den Kämpfen zwischen der liberalen und der katholischen Partei, die sich in der Volkskammer nahezu die Wage halten, indem die Mehrheit bald herüber-, bald hinüberfällt, die daher auch im Besitze und in der Handhabung der Regierungsgewalt — gemäß dem Grundsatze parlamentarischer Regierung, den beide Leopold, Vater und Sohn, jederzeit streng beobachtet haben — einander ablösen. Mit Recht bemerkt Laveleye, daß das System strenger Unterordnung Aller unter die Autorität eines Einzigen, wie es neuerdings je mehr und mehr in der katholischen Kirche zur Herrschaft gelangt, unverträglich sei mit der freien Bewegung, welche das constitutionelle Princip dem Einzelnen gewähre. Dieses Princip sei eine Frucht einmal des Germanismus mit seiner Pflege der individuellen Freiheit, sodann der Reformation, als der Opposition gegen eine die Freiheit unterdrückende Autorität. Laveleye will den Katholiken den Gebrauch der durch die Verfassung ihnen eingeräumten Freiheiten (wie der Unterrichtsfreiheit) nicht entzogen wissen, obschon sie dieselbe vielfach mißbrauchen; aber unlogisch und unstatthaft findet er es, daß der Staat eine Geistlichkeit bezahle, über die er gar keine Macht habe. Das allein richtige System in dieser Beziehung sei das amerikanische, wonach jeder Geistliche von seiner Gemeinde bezahlt wird. Allein dieses Radicalmittel wage selbst unter der Republik in Frankreich nicht einmal die extremste Partei dort vorzuschlagen.

Sehr einverstanden ist Laveleye damit, daß der Congreß von 1830 nicht das allgemeine Wahlrecht, vielmehr einen ziemlich hohen Census festgesetzt hat. Nicht daß er dem allgemeinen Stimmrecht principiell feind wäre, allein nach seiner Meinung muß der allgemeine Unterricht dem allgemeinen Wahlrecht vorangehen. Zu einem solchen allgemeinen, gleichmäßigen, auf wirkliche Bildung des Volkes abzweckenden Unterricht ist aber bekanntlich in Belgien erst ein Anfang gemacht — unter lebhaftestem Widerspruch des katholischen Clerus, der so weit geht, mit dem Anathema alle katholische Lehrer zu belegen, welche in den Staatsschulen Unterricht ertheilen.

Uebrigens hat, um zu Juste zurückzukehren, nach dessen ganz richtiger Bemerkung Belgien seit seiner Unabhängigkeitserklärung im Jahre 1830 sowohl in Handel und Gewerbe als auch auf allen Gebieten geistigen Lebens, in der Litera-

tur wie in der Kunst, besonders der bildenden, die allererfreulichsten Fortschritte gemacht — abermals ein Anzeichen von der fördernden, belebenden, vergeistigenden Kraft, welche freie und nationale Einrichtungen, recht gehandhabt, auf ein Volk üben.

Und so können auch wir nur aus aufrichtigem Herzen dem kleinen, aber rührigen belgischen Volke wünschen, daß seine Verfassung ebenso respectirt von allen Seiten und ebenso reich an guten Früchten, wie sie das erste halbe Jahrhundert glücklich vollendet hat, auch noch manches andere glücklich erleben möge!

Karl Biedermann.

Zur Geschichte der Pädagogik.

Die Geschichte des Unterrichtswesens ist in ihren früheren Stadien eng verbunden mit der Geschichte der Kirche. Leider mangelt uns Deutschen immer noch eine Arbeit, welche den ganzen Stoff der mittelalterlich-kirchlichen deutschen Tradition umfaßte, dergleichen Franzosen, Engländer, Italiener in berühmten Gesammtdarstellungen besitzen. Rettberg's Buch ist die einzige umfassendere Darstellung; doch bleibt hier insbesondere für die katholische Kirchengeschichtschreibung eine große von ihr zu lösende Aufgabe. Möchte inzwischen, so lange wir auf kleine Arbeiten angewiesen sind, der fleißige Hipler mehr Genossen finden, dessen letzte kleine Monographie behandelt: **Christliche Lehre und Erziehung im Ermlande und im preußischen Ordensstaate während des Mittelalters.** (Braunsberg, Bender.) Die Abhandlung ist ein Abdruck aus der Zeitschrift für die Geschichte Ermlands. Sie verfolgt von der Missionsthätigkeit des heiligen Adalbert an, durch die Thätigkeit der Mönche von Lakene hindurch, die Arbeit der Missionäre unter den Preußenhäuptlingen und ihren wilden Stämmen. Es ist interessant zu lesen, wie der berühmte Vertrag von 1249 diesen barbarischen Bevölkerungen zunächst nur äußere Ordnungen, Aenderungen ihrer Sitten und Bräuche aufzwingt: mit diesen war damals der Glaube unlöslich verbunden. Sie geloben, ihre Todten nicht mehr mit lebendigen Pferden und Menschen zusammen in Waffen zu verbrennen, nicht mehr nach Vollendung der Ernte ihr Idol Kurche aus Aehren zu bilden und anzubeten, ihre Kinder weder auszusetzen noch zu tödten und Frau und Tochter nicht zu verkaufen. Nachdem dann endlich 1283 die Ordensritter die Herrschaft über Preußen ganz errungen haben, beginnt nun das Werk der Civilisation durch die Kirche. Der gelehrte Stadtschreiber von Kulm, Bitschin, hat in seinem großen Werke „Ueber das eheliche Leben" in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts ein Ideal damaliger Erziehung in dem alten Preußenlande entworfen; in einer altpreußischen Landkirche gewahrt man an den Seitenwänden noch merkwürdige Reste von Bildern, welche eine Unterweisung in der christlichen Lehre in Bildern enthalten. Ziffern über den Bildern deuten auf die betreffenden Stellen in den Glaubensartikeln; es ist anzunehmen, daß solche Lehre in Bildern eine allgemeine ländliche Sitte in den preußischen Bevölkerungen jener Zeit war; aus Königsberger Handschriften theilt schließlich Hipler die Katechismusunterweisung jener Zeiten im Ordenslande mit.

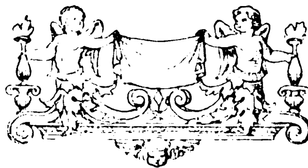
Wir wenden uns zu umfassenderen Arbeiten auf dem Gebiet der Geschichte des Unterrichtswesens. Diese Arbeiten über die Geschichte der Erziehung, der Pädagogik verfolgen wir mit lebhaftem Interesse; freilich wünschte man strengere Methoden in ihnen gehandhabt zu sehen. Einen Fortschritt in dieser Richtung verheißt: **Geschichte der Pädagogik als Wissenschaft,** nach den Quellen dargestellt von August Vogel. (Gütersloh, Bertelsmann.) Der Verfasser findet in der bisherigen Geschichte der Pädagogik eine Chronik zusammenhangsloser und zufälliger Ansichten, pädagogischer Kunstgriffe und Sonderbarkeiten. Sein Urtheil ist sehr scharf, da es doch ein Werk wie Raumer's „Geschichte der Pädagogik" ebenfalls trifft, ja es ist einseitig: denn ein Mann wie Raumer, den die Begeisterung für die Aufgabe der Erziehung aus seinem Universitätslehramt in die Stellung eines Lehrers an einem Institut getrieben hatte, welcher den Ertrag der Arbeit eines ganzen Lebens in seinem Werk schließlich zusammenfaßte, bietet dem praktischen Pädagogen etwas, das Vogel's Buch nicht leisten kann. Dennoch ist das Urtheil nicht falsch, ist die Aufgabe, die Vogel sich stellt, bedeutend und von ihm richtig bestimmt, wenn er den Werth des so zu Leistenden für eine Gesammtgeschichte des Unterrichtswesens und der Pädagogik richtig und gemäßigt bestimmen will. Als diese Aufgabe bezeichnet er eine Geschichte der Pädagogik als Wissenschaft, d. h. der philosophisch begründeten Pädagogik, in objectiver Darstellung. Demgemäß entwickelt er jedesmal aus der allgemeinen philosophischen Grundansicht die pädagogische Anschauung und belegt diese durch einen ausführlichen Auszug aus den Werken der betreffenden Pädagogen. Nach dieser Methode durchmißt er den Entwickelungsgang seiner Wissenschaft — wenn anders die Pädagogiklehre so genannt werden kann — von Plato bis auf Beneke und Waitz und deren Leistungen in unserem Jahrhundert.

Das verknüpfende Band dieser Darstellungen bezeichnet er aber folgendermaßen: „Es wird nicht zu viel behauptet sein, daß fast in keiner Geschichte der Pädagogik der Fortschritt der Ideen von einem einheitlichen Principe aus bisher entwickelt worden ist. Vielmehr ist es beliebt, als principia dividendi einfach die Zeit oder mehrfache principia dividendi aufzustellen, oder auch an die Marksteine, welche Periode von Periode von einander scheiden, einfach die Namen der hervorragendsten Pädagogen zu schreiben ohne jegliche Klarstellung der Ideen, welche das treibende Agens der einzelnen Zeitabschnitte bilden und dieselben von einander trennen, aber auch verknüpfen. Mag auch immerhin dem gegentheiligen Verfahren die Gefahr nahe liegen, daß dem frei waltenden Geist der Geschichte hier und da Gewalt angethan wird — eine wissenschaftliche, geschichtliche Darstellung kann desselben um so weniger entbehren, als jede Erkenntniß, also auch die geschichtliche, gerade auf den nothwendigen Zusammenhang ihrer Objecte sowie der sich durch sie offenbarenden Gesetze abzweckt. Es ist ja eine wesentliche Eigenthümlichkeit des menschlichen Geistes, die tausendfachen Strahlen, in denen der Weltgeist sich bricht und widerspiegelt, in sich als in einem Focus zu concentriren, weshalb auch jede geschichtliche Darstellung, die dieser Eigenthümlichkeit nicht gerecht wird, den forschenden Geist nicht zu befriedigen vermag, da die Einheit des entrollten Gesammtbildes, die Grundbedingung auch der geschichtlichen Erkenntniß vermißt wird."

Die Ausführung dieses Planes ist nicht ganz tadellos. Eines der wichtigsten Werke für die Geschichte der wissenschaftlichen Pädagogik ist Plato's Staat; wenn der Verfasser von diesem sagt: „die höchste Aufgabe des Staates nach Plato sei, die wahre Glückseligkeit in sich zu verkörpern", so ist die Staatsauffassung Plato's in diesem Satze nicht richtig ausgedrückt. Ebenso möchte die Stellung, welche hier Graser inmitten der großen pädagogischen Schriftsteller einnimmt, nur von Wenigen gebilligt werden, und die Auszüge des Verfassers aus Graser sind nicht dazu angethan, die Stellung zu begründen, welche sein Werk ihm einraumt. Auch vermißt man am Schluß dieser Geschichte eine Orientirung über die letzten Phasen der wissenschaftlichen Pädagogik und ihre gegenwärtige Lage. Beneke, mit dem diese Darstellung schließt, hat heute schon nicht mehr das letzte geschichtliche Wort, seitdem die Pädagogik des englischen Empirismus hervorgetreten ist und sich einen erheblichen Einfluß verschafft hat.

Der Verfasser überschätzt doch wohl überhaupt den wissenschaftlichen Werth der bisherigen Pädagogik. In Zusammenhang hiermit tritt für ihn nicht, wie für einen Raumer u. A., die pädagogische Erfahrung, der Versuch, die Beziehung des Erfahrenen auf theoretischen Grundlagen in den Vordergrund: er ist abstracter Theoretiker. Bisher liegt aber der Hauptwerth der theoretischen Schriften in der Anregung für eigenen Versuch, Bestätigung der pädagogischen Erfahrung &c., nicht in ihrem systematischen Aufbau.

Ganz anders in dem Ziele, obwohl vielfach unter dem Einfluß Vogel's in der Arbeit ist die zweite Hälfte eines in diesen Blättern schon besprochenen Buches: **Geschichte der Pädagogik mit Charakterbildern hervorragender Pädagogen und Zeiten.** Von H. Böhm. (Nürnberg, Korn.) Die zweite Hälfte reicht von Montaigne bis zur Gegenwart. Das Buch macht selbst auf Gelehrsamkeit, auf strenges Quellenstudium nicht Anspruch, und unter seine Quellen gehören bereits die Schriften Vogel's, von dessen letzt hervorgetretenem Werk wir soeben sprachen. Es wurzelt in der seminaristischen Praxis, in ihren Erfahrungen, in dem Anschauungskreis, welcher sich in ihr bildete und der preußischen Elementarschule, vorbehaltlich mancher eingreifenden Differenz, angehört. Die natürliche und im Ganzen richtige Darstellung wird durch wörtliche Mittheilungen längeren Umfangs aus den pädagogischen Hauptschriften angenehm belebt.



Unter Verantwortung von Friedrich Westermann in Braunschweig. — Redacteur: Dr. Gustav Karpeles.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.







PAGE NOT AVAILABLE